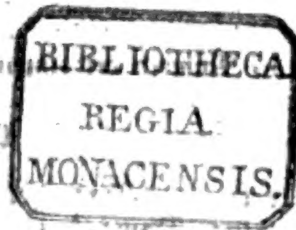
Digitized by Google

Erheiterungen.



Ein Unterhaltungsblatt.

Jahrgang 1855.

(Zweites Halbjahr.)

Aschaffenburg.

Verlegt bei Wailandt's Wittib.

Inhalts-Verzeichniß.

(Die Zahlen bedeuten die Numern der einzelnen Blätter.)

Novellen.

Vermischte Aufsätze und kleine Erzählungen.

Länder- und Völkerkunde.

Gedichte.

Kunst und Literatur.

Mannigfaltigkeiten.

(Fast in allen Numern.)

Räthsel, Charaden rc.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 156 Montag, 2. Juli 1855.

Der todte Onkel.

(Fortsetzung.)

„Ich kann Euch nicht halten, fuhr der Major fort, allein hübsch ist's nicht von Euch, daß Ihr die Fehler eines alten Mannes so hoch anschlagt und ihm gleich den Stuhl vor die Thür setzet. Wenn Ihr so vielmal, wie ich, von Euern besten Freunden und nächsten Verwandten hintergangen und betrogen worden wäret, so würdet Ihr wohl eben so argdenklich gemacht worden seyn. Ich habe Niemand in der Welt, als einen leichtfüßigen Neffen, dessen Schulden ich bezahlen muß, und der vielleicht mit Schmerzen auf meinen Tod wartet, um dann zu zerstreuen, was ich in vielen Jahren gesammelt habe. Gleichwohl sehnt sich mein vereinsamtes Herz nach einem theilnehmenden Wesen, das nicht wohl um Gewinnes willen zu mir hält. In Euch Beiden glaubte ich gefunden zu haben, was ich seit Jahren gesucht hatte. Meine stille Hoffnung ging noch weiter und träumte sich in Euch Beiden ein Paar, das unser Herrgott so recht für einander geschaffen zu haben schien. Ich wollte Euch zusammenführen, Euch ausstatten, Eure Zukunft gründen und sichern, in Eurem Glücke das meinige finden und —"

Des Majors Stimme brach, und er wandte sich ab, seine Weichheit zu verbergen.

Mit Purpurgluth übergossen, stand das Paar vor seinem Dienstherrn. Derselbe hatte in seiner Rede ausgesprochen, was Beide schon längst für einander gefühlt, aber sich noch nicht zu gestehen gewagt hatten. Es dünkte ihnen, als seyen die Pforten einer neuen, rosenrothen Welt weit vor ihnen aufgeschlossen worden. Dennoch verließen Beide gebeugten Hauptes und gesenkten Blickes, stumm und hinter einander folgend das Zimmer, nachdem der Major das Anhören ihres letzten Entschlusses auf den nächsten Tag anberaumt hatte.

Derselbe aber führte dem Major ein liebendes und beseligtes Paar entgegen, das sich gegen seinen Gönner und Wohlthäter in heiße Dankesworte ergoß und ihm seine Dienste ferner weihen zu wollen angelobte. Diese Erklärung wandelte den alten Herrn zu einem glücklichen Kinde, ja vielmehr zu einem zärtlich sorgenden Vater um, welcher die umfassendsten Anstalten zur baldig anberaumten Hochzeit traf.

Der Major verreiste und blieb mehrere Tage aus, um, was er vorgab, die nöthigen Einkäufe zu besorgen. Als er wiederkehrte, brachte er einen alten, langen, hageren und sehr ernstaussehenden Mann mit, welcher unter dem Major als Unteroffizier gedient hatte und jetzt bei demselben die Stelle eines Kammerdieners versehen sollte.

Schröder und Marianne dünkten sich die glücklichsten Menschen unter der Sonne zu seyn. Jeder Tag vereinte sie inniger mit einander, und jetzt priesen Beide die frühere Argdenklichkeit des Majors, welche die erste Ursache zu ihrer Verbindung geworden war.

Eine Woche nur noch fehlte an dem Trauungstage, als des Majors Kammerdiener, der alte Schmidt, eines Morgens mit der Schreckensbotschaft das ganze Schloß und dessen Bewohner überraschte, daß der Major, vom Schlage getroffen, todt in seinem Bette liege.

Welch' ein Schlag für das Brautpaar, das mit einem Male das geträumte Glück zertrümmert sah! Denn der Major war ohne Testament gestorben, und sein alleiniger Erbe ein als Wüstling und Verschwender bekannter Mensch, von welchem nicht viel Gutes zu erwarten stand. Diese Befürchtung erwies sich nicht ungegründet. Auf die eilends an den Erben abgefertigte Trauerbotschaft erfolgte dessen Antwort, welche dahin lautete, daß er durch dringende Geschäfte abgehalten, erst nach vier Tagen im Trauerhause eintreffen könne, daß deßhalb der Verblichene am dritten Tage in aller Stille beizusetzen, das Schloß dagegen für ein Dutzend Gäste in Bereitschaft zu setzen und für deren möglichst gute Bewirthung eifrigst zu sorgen sey.

„Des Seligen Prophezeihung erfüllt sich, sprach Schröder zu seiner Braut. Statt eines trauernden Verwandten erscheint ein lachender Erbe, welcher sein Erbe mit lustigen Kumpanen und schwelgerischem

Prassen antreten wird. Unsers Bleibens hier dürfte am längsten gewährt haben.«

Schmidt hatte, im Verein mit der Leichenfrau und dem langjährigen Arzte des Majors, dessen Leichnam in dem Ahnensaale aufgebahrt. Solches war am dritten, als dem zum Begräbniß angesetzten Tage geschehen. Weil jedoch der Arzt erklärt hatte, daß der Todte noch kein Anzeichen der Verwesung an sich trage und darum recht füglich noch länger über der Erde bleiben könne, so war beschlossen worden, die Ankunft des Erben abzuwarten, damit dieser der Bestattung beiwohnen könne.

Nachdem der Saal am Spätabende von trauernden, theilnehmenden und schaulustigen Dorfbewohnern leer geworden war, betrat Schröder an der Hand seiner Braut die Stätte des Todes.

Der offene, mit weißem Atlas ausgeschlagene Sarg stand in des Saales Mitte auf einem schwarz überhangenen Trauergerüst, um welches zwölf hohe Standleuchter mit ihren Wachsfackeln ein helles Licht verbreiteten. Der Todte lag in seiner Uniform, mit geschlossenen Augen, aber unveränderten Gesichtszügen da, die kalten, wie Wachs matt glänzenden Hände neben sich lang ausgestreckt.

Bei diesem Anblick brach Marianne in lautes Schluchzen aus, das ihr Bräutigam durch tiefes Schweigen ehrte, während auch seine Augen von Thränen überflossen. Nach einer langen Pause hob endlich Schröder mit bewegter Stimme an: »Nicht wahr, meine süße Marianne, jetzt vergeben wir mit vollem Herzen dem Seligen da alle die kleinen Kränkungen, durch die er uns, gewiß nicht mit Absicht, bei seinem Leben wehe gethan hat? Wenn seine Worte auch zuweilen rauh und bitter klangen, so waren doch sein Herz und seine Thaten desto liebevoller.«

»Daß er noch lebte, weinte Marianne. Und wenn er jeden Tag mich schmähete oder beschuldigte! Jetzt sehe ich erst ein, was für ein guter Herr er mir war.«

»Wie hatte er sich auf unsern Hochzeitstag gefreut! fuhr Schröder fort, da mußte ihn der unerbittliche Tod so kurz zuvor davonführen!«

»Wie freundlich und gütig er noch im Tode aussieht!« sprach Marianne wieder. Sein Ende muß doch sanft und schmerzlos gewesen seyn.«

»Marianne! fuhr Schröder fort, der schnelle Tod unsers Wohlthäters hat uns viel genommen, doch den Bund unserer Herzen kann und soll er nicht zerreißen. Und wenn du einwilligest, so soll der einmal festgesetzte Tag unserm Herzensbunde die kirchliche Weihe verleihen. Dadurch würden wir mancher Plackerei und Unannehmlichkeit begegnen, die ich von Seiten unsers neuen Dienstherrn befürchte.«

»Nein, nein, mein Eduard! versetzte Marianne eifrig. »Unmöglich kann ich neben dem frischen Grabe meines zweiten Vaters unsere Verbindung als ein Freudenfest ansehen und feiern. Laß uns eine passendere und frohe Zeit abwarten!«

»Ich ehre und erfülle deinen Willen, sprach Schröder, obschon meine Besorgniß als gegründet sich erweisen wird.«

Am Nachmittage des nächsten Tages rollten drei Wagen, welche den erwarteten Erben und dessen Gesellschafter von der nächsten Eisenbahnstation abgeholt hatten, in den Schloßhof ein. Unter Lachen und lautem Schwatzen stiegen die Ankömmlinge aus und begaben sich zunächst in die für sie bereit gehaltenen Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Die verbindenden Flammen.

(Fortsetzung.)

»Als Silmens dem Doktor zurufen konnte, fragte er: „Nun wie stehen die Aktien, Freund? Du bist, wie ich sehe, schon wieder auf geradem Wege nach den Außendeichen, und aus deiner Vertiefung in dich selbst, die dich im Sattel hängen läßt, als hätte man einen König der Affen darauf gesetzt, muß ich schließen, daß dich die Heilung der Tante schweres Kopfzerbrechen kostet. Aber wie sieht es mit der Nichte aus? Ist sie jung, blond, hübsch, oder von Allem das Gegentheil?"

„Ich glaube wirklich," versetzte Elbing, „Gott schickt mir die Menschen heute nur deßwegen in den Weg, daß sie mich nur ennuyiren sollen. Du thust mir einen „bannig" großen Gefallen, Silmens, wenn du dich nicht weiter in deinen Geschäften stören läßt. Ohnehin wird es Zeit, auf die Graben zu achten, denn das Wasser steht bereits sehr hoch. Adieu."

Damit gab Elbing seinem Roß in halber Zerstreuung einen leichten Schlag mit der Gerte, daß es erschrack und trotz des schlechten Weges in vollem Laufe davon rannte. Silmens sah dem schlechten Reiter lächelnd nach, dann setzte er mit Hülfe seines Springstockes über einen der Gräben und sagte für sich:

„Jung ist die Briefschreiberin, und häßlich kann sie auch nicht seyn, denn, so wahr ich ein Dithmarsche bin, der Doktor ist verliebt bis über die Ohren! ... Wie er dahin jagt! Wie der Teufel, wenn ihm der Erzengel Michael eine hinterrücks gekaperte Seele wieder entreißen will... Nun, Glück zu, alter Junge! Bettest du dich auf Dunen in deiner Ehe, so folge ich deinem Beispiele. Wer weiß, ob die Außendeiche in ihrer sturm- und wogenumbrausten Einöde nicht auch eine Huldin bergen, die meinem

Geschmacke zusagt. Ist der doch etwas derber und hausbackener Natur, als der des Doktors."

Inzwischen erreichte Elbing zwar nicht ohne einige Mühe — denn sein Gaul wollte ihm gar nicht recht gehorchen — aber doch glücklich den traurigen Erdfleck, in dessen deichumgürteter Vertiefung das einsame Haus lag. Bei Tage erschrack er fast über die entsetzliche Oede, die hier der charakteristische Ausdruck von Land und Meer ist, und es wollte ihm gar nicht zu Sinne, daß überhaupt gebildete, mit den Bedürfnissen moderner Gesittung nur einigermaßen vertraute Menschen auf so gänzlich verödeter Scholle leben können; völlig beklagenswerth erschien ihm aber das Loos eines jungen Mädchens, das an geselligen Umgang gewöhnt, vielleicht sogar mit Eleganz und Luxus vertraut, jetzt mitten unter ungebildeten, nur auf das Nächste und Gewöhnlichste gewiesenen Hirten sich langweilen und ihre schönsten Jugendtage verlieren mußte. Die Worte: „Das geht nicht an! — Das muß anders werden! — Das wäre Sünde gegen Jugend und Schönheit!" entschlüpfte seinem Munde, ohne daß er es selbst bemerkte.

Elbing fand die Kranke besser, als er vermuthet hatte. Der fieberhafte Zustand hatte sich fast ganz verloren; sie war heiter, sah klar und klug in die Welt und sprach längere Zeit mit dem jungen Arzte, indem sie ihm für seine Bemühung dankte und ihn mit Lobeserhebungen überschüttete. Elbing fühlte sich beinahe genirt, da er sich sagen mußte, daß er so großes Lob gar nicht verdient habe. Er hätte schon nach einer Viertelstunde die abgelegene Wohnung wieder verlassen können, denn allen Symptomen nach befand sich die Kranke entschieden auf dem Wege der Besserung; dennoch blieb er, knüpfte nach jedem zu Ende gebrachten Redegegenstande wieder ein neues Gespräch an und war auch durchaus nicht verlegen um Auffindung eines solchen, was ihm doch sonst zuweilen begegnete. Dabei saß er Anna, am Bette der Tante, gerade gegenüber und fand, daß sie bei Tage noch hübscher sey, als bei trübem Lampenlicht. Sie trug heute ihr schönes, reiches Haar in lang herabhängenden Locken geordnet, so daß ihr feines, von rosigem Schmelz überhauchtes Gesicht wie in einer glänzenden dunkelbraunen Wolke ruhte.

Unvermerkt verstrich so Stunde nach Stunde, und Elbing saß immer noch plaudernd Anna Helming gegenüber. Es war längst Abend, Nacht, ja sogar spät geworden. Die Tante sprach schon seit ein paar Stunden nicht mehr, denn das Geplauder ihrer Nichte mit dem so überaus geschickten Arzte hatte sie in wohlthätigen Schlummer gewiegt. Erst als Anna aufstand und einige Unruhe zeigte, gedachte Elbing wieder an die Zeit, entschuldigte sein langes Verweilen und bereitete sich zum Aufbruche.

„Ich bin in Sorge um Sie," sagte Anna, ihren tiefen Blick theilnehmend und gleichsam heimlich fragend auf den jungen Arzt heftend. „Es weht stark, die Luft ist schwer, das Meer braust grollend. Allein können Sie durchaus nicht über die Watten und doch ..."

„O ich kenne den Weg bereits vollkommen," unterbrach sie Elbing, „und überdieß werden Ihre Gedanken, die mich ja, wenn Sie um mich besorgt sind, begleiten müssen, mir den besten Schutz gewähren. Sie sehen, mein Fräulein, ich bin so stark Egoist, daß ich sogar ein lebhafteres Herzklopfen um meiner selbst willen Ihnen verursachen möchte."

Anna schlug die Augen nieder und wagte den Arzt kaum mehr anzusehen.

„Der Bursche, welcher Sie gestern begleitete, ist ausgegangen und nirgends zu finden," fuhr sie fort. Ich begreife nicht, wo er sich hin verlaufen haben kann. Kein Anderer von unsern Hirten ist so vertraut mit den Schlickwegen, daß ich einen derselben Ihnen empfehlen möchte."

„Es ist durchaus unnöthig," sagte Elbing. „Wie schon bemerkt, kenne ich die Wege. Mein Pferd ist auch ein kluges Thier und hat eine so feine Witterung wie der beste Jagdhund. Also gute Nacht, werthes Fräulein! Erlaubt es meine Zeit, so sehen wir uns übermorgen wieder."

Elbing ergriff rasch Anna's Hand und preßte einen flüchtigen Kuß darauf, bevor das junge Mädchen es verhindern konnte. Schnell verließ er dann die Wohnung der Kranken, und als Anna sehen wollte, ob der einsame Reiter auch den rechten Pfad finden werde, sah sie seine und seines Rosses Gestalt nur noch wie dunkel dahin wandelnde Nebelkerne zwischen den glänzend weißen Schaumborden der Brandung schimmern.

Elbing gewahrte bald, daß er sich sehr beeilen müsse, wenn er noch ohne Unfall das Watt überschreiten wolle. Er trieb daher sein Pferd schärfer als gewöhnlich an, wodurch das arme Thier unruhig ward. Dennoch ging es in festem, sicherm Trabe auf der schmalen, dunkeln Linie des Wattes fort, die wie ein schwarzes Band zwischen beiden Brandungsgürteln dahin lief. Schon erkannte Elbing den hohen Deichrand des Kronprinzenkooges — da stutzte das Pferd, stemmte beide Vorderfüße fest in das Watt, hob den Kopf in die Höhe und begann angstvoll zu schnauben.

Der Doktor hob die Reitpeitsche, um das erschrockene Thier zum Gehen zu bringen. In diesem Moment sah er einen bläulichen Lichtschein dicht am linken Auge des Pferdes schimmern, der indeß eben so rasch wieder verschwand. Das Thier bäumte, sprang ungeachtet des Brandungbrausens zur Seite in das strudelnde Wasser, kehrte um und rannte, wie sehr sich Elbing bemühte, es zu halten, in vol-

lem Carriere zurück nach dem verlassenen Außendeiche. Erst im Angesichte des einsamen, stillen Hirtenhofes stand es von selbst still, schüttelte sich, als habe es eine schwere Last von sich zu werfen, hob und senkte den Kopf, und begann dann wiehernd ganz gemüthlich mit dem rechten Vorderhufe den Boden zu hauen, als wolle es den Bewohnern des Hofes seine Wiederkunft melden.

Elbing war über dieß ihm zugestoßene Abenteuer verdrießlich und bestürzt zugleich. Er schämte sich, dem jungen Mädchen, für das sein Herz schlug, vor die Augen zu treten, denn es blieb ihm ja nichts übrig, als ein offenes Bekenntniß abzulegen, und darin lag zugleich die Bestätigung seiner sehr unvollkommenen Meisterschaft im Reiten.

Während er noch mit sich zu Rathe ging, was er wohl thun solle, öffnete sich die Hausthüre, da die Hunde bereits sehr laut geworden waren. Der Blick des Doktors fiel auf Anna, die angstvoll und schüchtern in die windige Nacht hinaussah.

„O Sie sind es!“ sprach das junge Mädchen, erleichternd aufathmend. „Gott Lob, daß Sie wieder da sind! Ich dachte mir wohl, daß Sie den Weg nicht finden würden. Kommen Sie, kommen Sie!“ setzte sie schneller hinzu. „Hier zieht es, und erkälten darf ich mich nicht. Was sollte dann wohl aus der armen Tante werden?“

Dem Doktor blieb nichts übrig, als der Einladung des Mädchens zu folgen. Im traulich warmen Zimmer wieder angekommen, erzählte Elbing die Veranlassung zu seiner unfreiwilligen Rückkehr.

„Das ist offenbar der Deichspuck,“ sagte Anna schelmisch lächelnd. „Ich hab' es oft gehört, daß um diese Jahreszeit die Seelen der Ertrunkenen in Gestalt blauer Flammen über den Watten schweben sollen. Selbst begegnet ist mir aber noch keine. Wahrscheinlich sind Sie ein Sonntagskind, daß Ihnen die neckenden Geister so bald in den Weg kommen müssen.“

„Oder ein geborner Geisterseher, wollen Sie sagen,“ ergänzte der Doktor. „Vielleicht hat mein Pferd, das wohl früher als ich den Tanz der Seelen, wie Sie meinen, bemerkt haben muß, mich angesteckt. Aber was fange ich nun an, mein Fräulein?“

„Macht Ihnen das so große Sorge?“ entgegnete Anna. „Ei, Sie bleiben eben die Nacht hier. Oder meinen Sie, wir seyen ganz kulturlos, daß wir für einen lieben Freund nicht einmal ein Nachtlager aufschlagen könnten? Hier, mein lieber, ungläubiger Doktor, nehmen Sie Platz und geben hübsch acht auf die schlummernde Kranke. Das steht einem Arzte ganz gut an. Ich treffe inzwischen Anstalt, Ihnen ein leidlich bequemes Nachtlager zu bereiten.“

Gern oder ungern, Elbing mußte sich in das Unabänderliche fügen. Daß es ihm schwer gefallen sey, möchte bezweifelt werden, wenigstens ließ er sich den von Anna aufgetragenen Abendimbiß trefflich schmecken, war sehr heiter und gesprächig, erzählte der Kranken, die nach erquickendem Schlafe gestärkt erwachte, allerhand Geschichten aus seiner Jugend und der Studentenzeit, und legte sich durch die Art seines Benehmens bei der alten Frau, wie man zu sagen pflegt, einen großen Stein in's Brett.

Miternacht war längst vorüber, als Anna dem unfreiwilligen Gaste sein Schlafkabinet anwies. Das freundliche, mit sanftester Lippe ausgesprochene „gute Nacht“ des lieblichen Mädchens prägte sich dem für derartige Zurufe, wie es schien, sehr empfänglichen Gedächtniß des jungen Arztes so tief ein, daß es die ganze Nacht wie eine bezaubernde Melodie in seinen Träumen fortklang.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In kaum drei Monaten feiert die Eisenbahn ihr erstes Jubiläum, denn am 15. September 1830 wurde die erste Eisenbahnstrecke zwischen Liverpool und Manchester eröffnet. Erinnert man sich des zweifelvollen Mißtrauens, mit welchem das Unternehmen selbst in England betrachtet wurde, weiß man, daß auf dem Festlande die einsichtsvollsten Männer an ihre allgemeine Verbreitung nicht glaubten, daß Thiers noch 6 Jahre später der Eisenbahn nur als Verbindungsmittel zwischen zwei Großstädten und zum Personenverkehr „einigen Nutzen“ zuerkannte, daß ein Arago zu den entschiedensten Gegnern ihrer Einführung in Frankreich gehörte, so muß man gestehen, daß die Erfindung mit Ehren 25 Jahre alt geworden ist und in diesem kurzen Zeitraume Gewaltiges geleistet hat: denn sie hat die Welt erobert, Republiken und Monarchieen, demokratische und absolutistische Staaten, große und kleine Länder arbeiten um die Wette an Anlegung und Vervollständigung ihres Eisenbahnnetzes. Und weit über die Gränzen des zivilisirten Europa's und Amerika's hinaus, in Welttheilen und Gegenden, wohin bis jetzt kein zivilisirtes Element gedrungen ist, hat die junge Eisenbahn sich schon unermeßliche Gebiete errungen.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 157 | Dienstag, 3. Juli | 1855.

Der todte Onkel.

(Fortsetzung.)

In der Nähe des Ahnensaals stieß der Erbe auf Marianne, welche erröthend knixte und dann vorüber schlüpfen wollte. Daran hinderte sie jedoch der Arm des Erben, welcher zugleich frohlockend ausrief: „Welch' ein glückliches Omen! Anstatt, daß mich sonst ein alter mürrischer Onkel mit bitteren Vorwürfen empfing, kommt mir heute ein junges, allerliebstes Kind entgegen, dessen nähere Bekanntschaft zu machen eine meiner ersten Bemühungen seyn soll. Wer bist du? Wie ist dein Name? Welches Amt begleitest du in meinen Diensten? Ha, es wird nur auf dich ankommen, ob du einen gnädigen Herrn an mir haben willst. Warum so spröde? Einen Kuß des Willkommens muß ich von dir erhalten. Sperre dich nicht, denn es hilft dir nichts."

Marianne aber entriß sich gewaltsam den Zudringlichkeiten des Wüstlings, und da derselbe sie zu verfolgen Miene machte, so flüchtete sie in den Ahnensaal, meinend, daß der Anblick der Leiche ihren Verfolger zurückschrecken werde.

Wirklich fuhr der Erbe bei dem unvermutheten Erblicken seines aufgebahrten Erblassers betroffen zusammen. Schnell jedoch sammelte er sich wieder, mit gerunzelter Stirne und unwilligem Tone fragend: „Was heißt das? Warum hat man meine bestimmt gegebenen Befehle so wenig befolgt und die Leiche nicht bereits gestern beigesetzt? Ich werde diesen Ungehorsam zu ahnden wissen. Wenn du aber glaubst, fuhr der Wüstling lachend fort, meinen todten Onkel als Popanz gegen mich zu gebrauchen, so irrst du dich sehr. Ich muß dich küssen, und wenn du selbst zu dem Todten in den Sarg dich legtest." — Hier knarrte der Sarg, zu welchem Marianne wirklich hinflüchtete, so laut auf, daß das Mädchen hoch aufschrie und erblaßte.

Des Majors Neffe jedoch war ein zweiter Don Juan, der sich auch vor einem steinernen Gaste jetzt nicht gefürchtet hätte.

„Einfältiges Närrchen du! spottete er, indem er die Flehende zu erhaschen strebte — so hübsch du auch bist, so wird doch deinetwegen kein Todter wieder lebendig. Das nasse Holz des Sarges war's, welches knackte und dich erschrecken machte. Und nun, so sperre dich nicht länger, wenn ich dein Freund und gnädiger Herr bleiben soll. Hier ist auch Etwas, das dir den Schreihals zustopfen wird, kleine Blitzkröte."

Marianne schleuderte jedoch den ihr aufgedrungenen Geldbeutel weit von sich, den der Erbe mit großer Hast aus seiner Tasche gerissen hatte, wobei diesem zugleich ein zusammengefaltetes Papier entfallen war.

Gewißlich würde der todte Major seiner Wirthschafterin nicht zu Hülfe gekommen seyn. Dieß that für ihn ein Lebendiger, welcher jetzt hastig in den Saal hereinstürzte und die beinahe überwältigte Marianne aus des Neffen Händen befreite. Diese kurze Handlung war von Seiten Schröders mit einer solchen Kraftäußerung vollbracht worden, daß der weit schwächere Erbe seinem überlegenen Gegner keine Gewalt entgegenzusetzen sich getraute. Dafür gab er seinem Rachegefühl durch folgende, mit Geringschätzung hingeworfenen Worte Raum:

„Wer ist der Mosje da, der sich so ungebührlicherweise in mein Haus einzudrängen wagt? Ich werde meine Leute herbeirufen, damit sie mein Hausrecht gegen freche Eindringlinge ausüben."

„Ich bin der Bräutigam dieses Mädchens, versetzte Schröder ruhig, und Verwalter hier."

„Er war Verwalter, Mosje! sprach der Erbe giftig, doch nicht mehr. Er hat seinen Abschied. Dort ist die Thüre! Marsch!"

„Auf so Etwas war ich gefaßt, versetzte Schröder lächelnd. So komm denn, liebe Marianne!"

„Das Mädchen bleibt hier! befahl der Erbe herrisch. Sie ist meine Dienerin und darf als solche nicht ohne meine Erlaubniß einen Schritt weit gehen."

Wiederum knackte hier der Sarg, als wollte er seine Mißbilligung über des Erben Worte zu erkennen geben. Verständlicher noch als das todte Holz sprach jedoch Schröder zu seinem Widersacher: „Erhitzen Sie sich nicht unnöthiger Weise! Marianne

geht mit mir, und wehe dem, der uns daran hindern will.“

Zähneknirschend und Flüche zwischen den Lippen murmelnd, blickte der Neffe dem abtretenden Brautpaare nach. Dann rief er die Schloßbewohner herbei und gebot ihnen, die Leiche noch vor Abend in der Gruft des Friedhofs beizusetzen. — „Ich fühle mich, sprach er dabei, von der Reise zu erschöpft, um mich selbst bei dem Leichenbegängnisse zu betheiligen. Wozu auch, da ich doch hierdurch meinen Onkel nicht wieder ins Leben zurückrufen kann? Dagegen befehle ich, daß man den Ahnensaal wohl durchräuchere und das bestellte Abendmahl mit möglichster Fülle und Pracht in Ausführung bringe.“

Bald bewegte sich der prunklose Leichenzug in aller Stille aus dem Schlosse nach dem nahe gelegenen Friedhofe hin. Zunächst hinter dem Sarge schritten Schmidt und Schröder, in ihrer Mitte die weinende Marianne führend. Dann folgten alle diejenigen Dienstleute des Verstorbenen, welche der Dienst nicht im Schlosse zurückhielt. Bald war die traurige, letzte Pflicht gegen den Todten erfüllt, und die heimkehrenden Leidtragenden fanden ihre Kameraden bereits in voller Arbeit, um aus der Trauerstätte einen geräuschvollen und glänzenden Freudentempel zu machen.

Während die Todtenglocken noch vom Kirchthurme ihre trauervollen Klänge um den begrabenen Gutsherrn in die stille Abendluft erschallen ließen, erglänzten des Schlosses hohe Fenster von dem Lichte zahlloser Kerzen, das von krystallblinkenden Kron- und Wandleuchtern herniederstrahlte und das Abenddunkel in hellen Tagesschein umwandelte. Eine reich mit Silber- und Krystallgeschirr besetzte Tafel stand, der Gäste harrend, inmitten des schönen Speisesaals. Was Küche, Keller und Speisegewölbe vermochten, war angeschafft und zubereitet worden. Bald erklang das Geräusch geschäftiger Hände, bewegter Löffel, Messer, Gabeln, Teller und Trinkgläser. Immer lauter, ungebundener, maßloser ward die Freude der fröhlichen Esser und Zecher.

Mit gramerfülltem Herzen saß dagegen das Brautpaar einsam drüben im Wirthschaftsgebäude und blickte hinüber auf die Stätte des Jubels. Nicht über ihre eigene, ungewisse Lage trauerten sie, sondern um den Verblichenen, dessen Andenken so schnell von dem undankbaren und lieblosen Erben vergessen und entweiht worden war.

„Meine lustigen Brüder! schrie jetzt Einer von den Gästen mit laut schmetternder Stimme; trinken wir auf die Befreiung der armen Gefangenen, welche ein griesgrämlicher Alter Jahre lang im Geldkasten, in Truhen, Schränken, Gewölben, Kellern, Vorrathskammern und andere Räumen dieses Schlosses eingesperrt gehalten hat. Stoßen wir an auf das Wohlseyn des edlen Befreiers, unsers freigebigen Wirths!“

„Haltet ein! überschrie der Erbe seine jubelnden Gäste. Ehre, dem Ehre gebührt. Bevor meine Person an die Reihe kommt, wollen wir meinen Erblasser hoch leben lassen. Versteht sich, nicht unten auf Erden, denn das würde mir eben nicht angenehm seyn, sondern oben im Himmel. Ihm ist wohl, und uns ... ist besser! Erhebt die Gläser, stoßt an! Es lebe hoch mein edler Onkel, der nichts Gescheidteres hätte thun können, als daß er das Zeitliche segnete, und zwar ohne ein Testament gemacht zu haben.“

„Er lebe hoch!“ ertönte es im lauten Jubelchor.

„Ich danke!“ sprach eine hohle, doch weithin vernehmliche Grabesstimme.

(Schluß folgt.)

Die verbindenden Flammen.

(Fortsetzung und Schluß.)

3.

Lange vor Tagesanbruch fand sich Elbing wieder im Wohnzimmer ein. Auch Anna war bereits am Bett der Tante beschäftigt und hatte für Frühstück gesorgt. Sie reichte dem Arzte heiter die Hand und fragte, wie er geschlafen habe. Elbing's Antwort enthielt eine Schmeichelei, woraus ein exegetischer Geist eine versteckte Liebeserklärung herauslesen konnte. Anna entfernte sich. Der Doktor gab der bereits Wiedergenesenen noch einige Verhaltungsmaßregeln und erklärte aufbrechen zu müssen.

„Ich kann Sie nicht halten,“ versetzte die Tante, „nur einen Augenblick wollen Sie noch verweilen. Ich möchte nicht, daß Sie abermals durch irgend einen Zufall von ihrem etwas schüchternen Pferde abhängig gemacht würden. Deßhalb mag Sie meine Nichte und der träge Bursche, den wir gestern vermißten, begleiten. Ich weiß nicht, was dem wunderlichen Menschen in den Sinn gekommen seyn mag, aber ich stehe nicht dafür, daß er, geht er allein mit Ihnen, nicht auf irgend eine Weise Ihnen einen Schabernack spielt.“

Elbing hatte begreiflicher Weise gegen diese Anordnung nichts einzuwenden, doch konnte er auch durchaus keine Veranlassung entdecken, daß er sich durch irgend eine beleidigende Aeußerung die Abneigung des Burschen zugezogen habe.

Anna kam inzwischen, eingehüllt in einem schützenden Wettermantel, zurück und erklärte heiter, daß sie dießmal den Herrn Doktor sicher über das Watt geleiten werde.

„Ist es Ihnen gefällig,“ sprach sie, „so stehe

ich zu Diensten. Der brummige Bursche, der sich gestern nicht sehen ließ, steht schon vor der Thüre und trinkt sich satt an der scharfen Luft. Zur Strafe für sein Davonlaufen soll er erst nach unserer Rückkunft sein Frühstück erhalten."

So brach man denn auf. Der Sicherheit wegen und auch aus Höflichkeit gegen seine Begleiterin führte Elbing das Pferd am Zügel. Der stämmige Hirt schritt voraus.

Elbing unterhielt sich lebhaft mit Anna und zeigte sich immer sehr besorgt, sobald sie auf dem etwas schlüpfrigen Pfade straucheln zu wollen schien. Die Luft war sommerlich warm, obwohl sie scharf über die weite Wasserfläche strich.

Man hatte das Watt etwa zur Hälfte überschritten, als das Pferd abermals unruhig zu werden begann. Gleichzeitig bemerkte Elbing ein glitzerndes Funkeln, als er zufällig die Reitpeitsche aufnahm. —

„Da ist es wieder," rief er, „und zwar genau auf der Stelle, wo ich gestern umzukehren von dem eigenwilligen Thiere gezwungen ward."

Anna sah scharf hinaus auf's Meer. Das Watt senkte sich um ein paar Fuß. Als in diese unbedeutende Vertiefung der Vorausschreitende hinabstieg, war es, als ob blaue Feuerflocken von ihm stäubten und sich an seine rauhe Seemannsjacke in Gestalt winziger Flämmchen ansetzten.

Das Roß bäumte sich und schnob so stark, daß Elbing es kaum zu halten vermochte. Indeß glückte es, mit dem geängstigten Thiere ebenfalls die kleine Vertiefung zu erreichen, aus welcher der Hirt bereits wieder emporgestiegen war. Jetzt hatte Elbing einen eben so wunderbaren als reizenden Anblick. Anna Helming stand mitten in einer Wolke tanzender kleiner Flämmchen, von denen sich zahlreiche Funken gleich neckenden Elfengeistern in ihre langen braunen Locken festsetzten. Auch der Kopf des Pferdes und, wie er bald bemerkte, er selbst war von gleichem Feuer umfluthet.

„Mein Gott, Fräulein," rief er aus, „wie wunderbar hat der Himmel Sie verklärt! Die schönste Heilige war nie von einer herrlicheren Glorie umgeben."

Bei diesem Worte wandte der Bursche, der auf dem höheren Wattheile in völligem Dunkel stand, sich um, stieß einen lauten Schrei aus und lief, so viel ihn seine Füße tragen wollten, quer gegen die Küste.

„Was ist das?" sagte Elbing. „Hat der Mensch ein Unglück gehabt?"

„Sicherlich nicht," erwiderte Anna lächelnd, ihre flammenden Locken schüttelnd. Der abergläubische Bursche wird erschrocken seyn. Er fürchtet sich und darum läuft er fort. Die Sanct Elmsflammen, die uns umhüpfen und noch jetzt auf den Ohrenspitzen Ihres Pferdes gaukeln, machen ihn bange. Sie wissen jetzt, warum Ihr schüchternes Thier gestern Abend nicht durch das Watt wollte. Bei warmem Südwinde im Herbst ist das Sanct Elmsfeuer eine an den Außendeichen gar nicht selten vorkommende Erscheinung. Haben Sie das nicht gewußt?"

„Ich erinnere mich, früher davon gehört zu haben," versetzte Elbing, „selbst beobachtet habe ich diese merkwürdige Naturerscheinung erst heute. Ich werde ihrer von jetzt an stets eingedenk bleiben und sie lieben, da sie mir das Glück verschafft hat, einen Engel verklärt von Angesicht zu Angesicht zu sehen."

Elbing hatte während dieser Worte Anna's Hand erfaßt. War es nun der unsichere Schritt auf dem feuchten Watt, der ihn nöthigte, das Mädchen fest an sich zu ziehen, oder wollte es die Gunst des Zufalls: der Dokter strauchelte unmerklich, umarmte Anna Helming und berührte dabei innig und lange die Lippen der Schönen. Ein starkes Husten, das sich in der Nähe hören ließ, machte dieser stummen Begegnung zweier verwandten Seelen ein Ende. Der junge Hirt stand schon wieder auf dem Watt; er zog den Mund zu einem breiten Lächeln und meinte, da es nun anfange, Tag zu werden, könne der Doktor den Weg wohl allein finden, er halte dafür, daß es gut seyn werde, wenn er das Fräulein, die eben den schützenden Regenmantel im Winde verloren habe, heimbegleite, sonst könne sich das junge Blut doch am Ende noch erkälten. — Anna erwiderte auf diese spöttische Bemerkung nichts, auch Elbing schwieg. Nur die Blicke Beider begegneten sich noch einmal, und den warmen Druck seiner Hand fühlte der Arzt von Anna innig erwidert.

So schieden sie, das junge Mädchen dem pfeifenden Burschen folgend, Elbing auf dem Rücken seines jetzt gemüthlich forttrabenden Pferdes über die Deichwege gedankenvoll heimwärts reitend.

Einige Tage später sandte der Doktor einen Boten nach den Außendeichen, um zu erfahren, wie seine Patientin sich befinde. Zugleich gab er demselben ein sehr zierlich geschriebenes, parfümirtes Billet an Anna mit. Die darin enthaltene Frage fand eine freundlich bejahende Antwort. Anna Helming theilte die Ansicht des Arztes, daß es sich besser auf dem Festlande, als in den ewig von grauen Fluthen umspülten Außendeichen leben lasse, und war bereit, dem so geschickten Manne ihre Hand zu reichen.

Als Elbing dem Ueberbringer dieses glückverheißenden Schreibens ein Doucœur in der Freude seines Herzens reichte, sah ihn dieser pfiffig lächelnd an und fragte, ob er es nicht recht gemacht habe, daß er vor den blauen Flammen auf und davon gelaufen sey? Elbing verdoppelte das Doucœur

und erklärte den Hirten für den bravsten Burschen, der je über die Watten gepilgert.

An demselben Tage besuchte der Hofbesitzer seinen Freund wieder einmal, um sich etwas aus der Welt von ihm erzählen zu lassen.

„Alle Wetter!" rief Silmens aus, als er Elbing's ansichtig ward. „Was ist denn mit dir vorgegangen? Hast du's große Loos gewonnen?"

„Getroffen!" erwidert der Doktor. „Und willst du wissen, wo? Dort, hinter dem Kronprinzenkooge, auf den Außendeichen. In meinem Leben hätte ich solch ein Kapital zu erobern mir nicht zugetraut."

„Und ist's auch sicher?"

„Sicher wie Gold. Da lies."

Silmens durchflog Anna's Brief. „Nun, so gratulire ich dir von Herzen, sprach er, das liebathmende Billet seinem Eigenthümer zurückgebend. „Jetzt sieht man doch, wozu es gut ist, wenn Leute krank werden."

Acht Tage später war der Hof auf den Außendeichen mit bunten Flaggen verziert. Anna Helming feierte ihre Verlobung mit dem jungen Arzte, und als die Christbäume angezündet wurden, wandelten die durch das Sanct Elmsfeuer Verbundenen bereits als junges, glückliches Paar von Hof zu Hof; denn Elbing mußte aller Welt zeigen, daß seine Frau jung, sehr hübsch und brünett sey, obwohl er sie sich von den Außendeichen geholt, wo schöne Frauen zu den Naturschönheiten gehören sollen.

Mannigfaltigkeiten.

Aus den feinsten Kölner Leimsorten wird jetzt ein beständig flüssiger Leim verfertigt, der dem Verderben nicht unterworfen ist und sich durch besonders starke Bindekraft und ganz gereinigten Zustand auszeichnet. Dieses englische Fabrikat hat den Vorzug, daß man den Leim nicht im Tiegel heiß zu machen braucht, um ihn zu verarbeiten, wodurch das Brennmaterial erspart und das Verbrennen im Tiegel und der üble Geruch vermieden wird. Außer seinen vielfältigen Anwendungen in Haushaltungen ist derselbe noch insbesondere zum Aufkleben von Etiquetten, Aufspannen von Papier ꝛc. zu empfehlen und kann auch statt des Gummi arabicum benutzt werden.

Man schreibt aus New-York unterm 25. Mai: Eine deutsche Frau, Namens Clara Engel, wurde unter der Anklage verhaftet, dem Charles Hiensell (35 Lispenard Str.) 200 Dollars gestohlen zu haben. Sie wurde vor Richter Connolly geführt, wo auch der Kläger erschien und zum Erstaunen des Richters demselben eröffnete, daß, wenn die Angeklagte einwilligen wolle, ihn zu heirathen, er die Klage zurückziehen werde. Der Richter legte ihr den Antrag vor, und sie entschied sich, ihn anzunehmen. Der Eheknoten wird sofort geschürzt und das glückliche Pärchen verließ den Gerichtshof.

Ein Amerikaner in St. Louis hat ein neues Geschütz erfunden, dem man doppelt größere als die bisher üblichen größten Dimensionen geben und womit noch in 4—5 engl. Meilen Entfernung mit ungewöhnlicher, ja beispiellos zerstörender Kraft soll geschossen werden können. Er ist gegenwärtig auf dem Wege nach London, seine Erfindung zu verkaufen, und will, wenn daselbst kein befriedigendes Geschäft zu Stande kommt, in gleicher Absicht erst nach Paris, dann aber nach St. Petersburg reisen.

Der Frühling der Krim dauert vom März bis in den Mai und ist die lieblichste, zugleich die gesündeste Zeit des ganzen Jahres. Wie auf das Wort eines Zauberers verwandelt sich die Krim in ein Paradies. Die Fluren bieten einen bunten Blumenteppich, die Luft wird von Wohlgerüchen gewürzt, eine angenehme Wärme erquickt den Körper und klare Nächte wetteifern an Pracht mit den Tagen.

Die Redaktion der in Leipzig erscheinenden, seit Anfang dieses Jahres von Robert Giseke herausgegebenen Novellen-Zeitung hat einen Preis von 25 Dukaten ausgeschrieben für die beste ihr bis ult. August dieses Jahres zukommende Arbeit, die der Ueberschrift entspricht: „Ueber die Fortschritte der neusten Heilkunde oder: Zum Verständniß der ärztlichen Partheiungen der Gegenwart."

Man schreibt aus Paris vom 23. Juni: Die Gräfin Lavalette, Nichte der Kaiserin Josephine, welche ihren Gatten 1815 vor Ney's und Labedoyere's Schicksal dadurch rettete, daß sie denselben in ihrer Kleidung aus dem Kerker entfliehen ließ und an seiner Stelle zurückblieb, ist mit Tod abgegangen.

In Brüssel wurde dieser Tage ein französisches Bank-Billet von 1000 Fr. im Umlaufe, das photographisch nachgebildet war, und zwar so gelungen, daß alle, die es gesehen, erklärt haben, es sey unmöglich, dasselbe von dem ächten zu unterscheiden.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 158 Mittwoch, 4. Juli 1855.

Der todte Onkel.

(Schluß.)

Zu steinernen, lautlosen Bildsäulen erstarrten im Nu auf jene zwei Worte die Gäste sammt ihrem Wirthe. Deren Hände und Arme blieben ausgestreckt, ihre Lippen offen, und ihre Blicke voll Entsetzen auf den steinernen Gast geheftet, welcher durch die Flügelthüre in den Speisesaal getreten war und mit düster drohenden Blicken und verschränkten Armen auf die Schlimmer hinschaute. Es war der todte Major in seiner Uniform und genau so angeputzt, wie er im Sarge aufgebahrt gelegen hatte.

Eine Weile weidete sich das Gespenst an dem Entsetzen der Anwesenden. Dann hob der Major wieder an: „Was die Thränen und Klagen treuer Diener nicht vermochten, das hat der Undank meines leiblichen Neffen bewirkt: ich bin aus meinem Grabe und Todesschlafe erweckt worden, um wieder hier mein Herrenrecht anzutreten. Der erste Gebrauch, den ich von diesem Rechte machte, bestand darin, daß ich die Wagen wieder anspannen ließ, welche Sie insgesammt hierher gebracht haben und Sie in dieser Minute nach dem Bahnhofe zurückfahren sollen. Ich hoffe, daß Sie mit meiner Küche sowohl, wie mit meinem Keller zufrieden gewesen seyn werden, und wünsche Ihnen jetzt gesegnete Mahlzeit.“

Ein nicht mißzubeutender Wink des Majors mit der Hand machte, daß die Gäste lautlos den Saal verließen und sich in den bereitgehaltenen Wagen begaben. Nur der Neffe blieb allein mit seinem Onkel im Saale zurück.

„Willst du noch etwas hier?“ fragte der Major schneidend. „Soll ich etwa deine Gäste zurückrufen, um ihnen all' deine Schändlichkeiten, falls sie diese noch nicht wüßten, aufzudecken? Nicht das nasse Holz des Sarges knackte, sondern ich in meinem gerechten Zorne war es, der das Geräusch unter dem Trauergerüste verursachte und schon damals hervorbrechen wollte, um dir den verdienten Lohn zu geben. Dein Sündenmaß kroch war noch nicht voll genug und mußte erst dann überlaufen, als mir mein Kammerdiener den Brief einhändigte, den du mit dem Geldbeutel zugleich aus der Tasche gerissen und im Ahnensaale verloren hattest. Und nun hebe dich eilig von hinnen, um mir nie wieder unter die Augen zu treten. Spute dich, oder ich erfülle an dir, was du vorhin meinem wackern Verwalter angedroht hast. Da nahen alle meine Dienstleute. Sollen sie Augen- und Ohrenzeugen deiner Schande werden?“

Da entwich voll Ingrimm, Trotz und vernichtet der kürzlich noch lachende und übermüthige Erbe. Die gräßlichsten Verwünschungen schüttete er über seinen Onkel, dessen Schloß und seine Bewohner aus, die aber in lauter Segnungen durch des Höchsten Gnade sich umwandelten. Bald füllte sich der Speisesaal mit jubelnden Menschen andrer Art. Diese waren die Dienstleute und Angehörigen des wiedererstandenen Majors, welche jetzt erst dessen Werth ganz erkannt hatten und darum nun um so erfreuter waren. Und durch den dichten Kreis, welcher fragend, staunend, jubelnd den alten Herrn umringte, brach sich das herbeieilende Brautpaar eine Bahn.

„Ist es wahr? Ist es möglich?!“ riefen Schröder und Marianne um die Wette aus.

„Es ist wahr,“ — bekräftigte der erstandene Todte, indem er dem jubilirenden Brautpaar die Hände herzlich drückte, — „und diese Prüfung ist die letzte gewesen. Längst schon hatte ich gefürchtet, daß mein Neffe unwürdig sey, auch einst mein Erbe zu werden. Um meines seligen Bruders willen aber wollte ich dessen Sohn nicht ohne ganz bestimmte und rechtsgültige Gründe enterben, daher ich mich todt stellte. Zu diesem Zwecke hatte ich mir in der Stadt bei einem Wachsfigurenkünstler eine mir täuschend ähnliche Todtenmaske und ein Händepaar anfertigen lassen, und meinen treuen Schmidt, auf dessen Verschwiegenheit ich bauen durfte, in meine Dienste genommen. Mitwisser meines Geheimnisses waren außerdem noch mein bewährter Hausarzt und die Leichenfrau, mit deren Hülfe alles Nöthige in's Werk gesetzt wurde. Um zu hören, ob man über mich ein gutes oder schlimmes

Todtengericht halten werde, verbarg ich mich gestern Abend und heute nach der Ankunft meines Neffen unter dem schwarz überhangenden Sarggerüst. Nun, ich habe da mancherlei Urtheile über mich fällen hören, die ich nicht unbeachtet lassen werde. Wenig aber fehlte, daß ich nicht schon da wieder lebendig wurde, als du, Marianne, so herzbrechend an meinem Sarge weintest. Noch weit schwerer aber fiel mir's, meine Todtenrolle zu behaupten, wie mein sauberer Neffe dich, liebe Marianne, mit seinen Zudringlichkeiten verfolgte. Solches aber geschah zu meinem, wie zu deines Bräutigams Glück, indem mein Neffe bei dieser Gelegenheit einen Brief fallen ließ, der, von einem seiner Genossen geschrieben, ein helles Licht über einen großen Schurkenstreich ausgießt. Lesen Sie, lieber Schröder! Ich hoffe, daß ich Ihnen hierdurch das angenehmste Hochzeitsgeschenk machen werde."

Schröder entfaltete das Schreiben und las solches mit steigender Theilnahme. Es lautete unter Anderm also:

„Endlich also ist dein alter Onkel Harpax glücklich vom Klappermanne abgeholt worden. Das freut mich mehr um deinet- als um meinetwillen, der ich hoffte, noch manches Prozent für nachgemachte Wechsel deines Erblassers von dir zu erhalten. Ich ärgerte mich schon, daß du den Anfang meiner Kunst nur mit 200, statt mit 2000 Thalern gemacht hattest. Dein Alter hätte diese gewiß ebenso willig bezahlt, wie jene. Gern folgte ich deiner Einladung, Theil zu nehmen an euerm Freudenschmause und an der Besitznehmung des reichen Erbes. Allein ein Wechsel, den ich leider auf meinen eigenen Namen ausgestellt hatte, und der vorgestern verfallen war, hält mich zwischen vier fatalen Mauern hier fest. Ich aber bin gewiß, daß du mich mit deinen ererbten Goldfüchsen ebenso aus meiner Haft erlösen werdest, wie ich solches durch meine geschickte Feder vor zwei Monaten an dir gethan habe."

„Gelobt sey Gott!" sprach Schröder entzückt, nachdem er bis hierher gelesen hatte. „Nun erst kann ich mich ganz meines Glücks freuen, nachdem der schwere Verdacht von mir abgewälzt worden ist." —

„Wir Alle wollen uns freuen," — sagte der Major, — „nachdem das heutige Trauerspiel ein fröhliches Ende genommen hat. Ihr seyd heute meine Gäste, denn ich hoffe, daß die entflohenen Schmarotzer nicht Alles aufgegessen und aufgetrunken haben werden. An mir ist's aber auch, für die Zukunft des wackern Brautpaars zu sorgen, damit es bei meinem wirklichen Ableben nicht wieder der Willkür eines mißrathenen Erben und der drückenden Sorge preisgegeben ist. Setzt euch, ihr alle meine Kinder! Laßt's euch schmecken. Erhebt die Gläser und laßt mich aufrichtiger hoch leben, als vorhin mein falscher Neffe und seine Freunde."

Das geschah denn auch unter lautem Jubel. Und bei dem frohen Becherklang blinkten heller die Kerzen von den Kron- und Wandleuchtern des Speisesaals, leuchteten strahlender die Sterne vom hohen Himmelszelte, lächelten des überglücklichen Brautpaars verklärte Eltern seliger hernieder!

Die Idealisten.

Eine Erzählung von Adolph Stern.

1.

Das war eine farben- und duftreiche Junimorgenfrühe, die vom Kamme des Gebirges herab zu den Waldhügeln und tief ins Thal stieg. Die dunkeln Nadelhölzer wurden von den Sonnenstrahlen durchglüht; farbige Lichter spielten in den Wellen des Stroms, welcher sich im weiten Bogen durch das Thal zog. Mit diesem Bogen umspannte er die Mauerarotunde der kleinen Residenz, deren Vorstädte, in Landhäusergruppen auslaufend, nach verschiedenen Richtungen hin die Hügel emporstrebten. Friedsame Stille schwebte über dem gesammten Bilde, welches, von der Höhe der über das Gebirg führenden Landstraße aus gesehen, wohl geeignet war, Schritte und Blicke der Wanderer zu fesseln.

Deren war freilich jetzt — um die fünfte Stunde — nur ein Einzelner ersichtlich, ein junger Mann in leichter, doch nicht uneleganter Sommerkleidung. Den runden grauen Hut trug er in der Hand, damit ihm der frischwürzige Hauch aus dem Tann die hohe Stirn und das braune Lockenhaar umfächle. Seine blauen Augen hefteten sich prüfend an Alles, was thalwärts im Morgenlichte blitzte. Das ganze Gesicht, in dem sich befriedigtes Erstaunen malte, hatte einen wohlthuenden Charakter der Frische, mit demselben Interesse, mit welchem er das Spiel der Sonnenstrahlen auf den kupfergedeckten grünlichen Dächern des Residenzschlosses betrachtete, erfreute er sich an den Rauchwindungen, die den Schornsteinen einer Reihe kleiner Häuser unter seinen Füßen entstiegen. Mit vorgebeugtem Oberkörper stützte er sich auf den knorrigen Reisestock, gleichsam als wolle er die neue Welt, die sich vor ihm öffnete, einsaugen.

„Es ist meine Art eben nicht zu monologisiren", lächelte er vor sich hin, „aber es gibt doch dramatische Momente, Situationen, in denen man reden muß und wenn's zu Fichtenbäumen wäre. — Einladend genug nimmt sich mein Wohnsitz aus und wenn er in Wahrheit so gastlich ist, als er mir winkt, möcht' ich's wohl eine Weile mit ihm ver-

suchen! Hier oben kann man sich obenein die Brust auslüften, wenn es in den Straßen zu staubig wird. Könnt' ich nur ein freundlich Wahrzeichen erspähen, so stieg ich hinunter!"

Ein paar Blicke warf der junge Wanderer wirklich bei seinen letzten Worten umher, Blicke, mit denen er das erwünschte Wahrzeichen zu suchen schien. Da aber ein solches sich nicht darbot, stieß er nach kurzer Rast den Stock kräftig gegen den Boden und schlug einen der Pfade, die hier, seitwärts der Hauptstraße, in das Thal mündeten, ein. Bald begann sich der dichte Wald zu Gesträuchen und Wiesen an der Seite des Weges zu verringern, weiterhin rahmten Gärten, in deren Mitte sich kleinere oder größere Villen erhoben, den Pfad ein. Etlichemale blieb der Dahinschreitende vor den Gitterthoren stehen und es war ersichtlich, daß ihn dann stets Statuen und Steinhauerarbeiten über dem und jenem Portale fesselten. Im Allgemeinen aber wandte er sich nach flüchtiger Betrachtung und mit unwilligem Murmeln ab:

„Die Musiker, wenn sie einen Leierkasten hören, die Poeten, wenn sie gedruckte Gelegenheitsgedicht! sehen, beneiden uns gewöhnlich! Als hätten wir nicht eben so viel unter den Pfuschern und Stümpern zu leiden, als wähnte sich der Grabsteinmeister nicht so gut ein Thorwaldsen, wie der Reimler ein Göthe. Natürlich ein verkannter!"

Unter diesem zweiten Selbstgespräch war der junge Mann, den wir nun für einen Jünger der edeln Bildhauerkunst halten müssen, ziemlich ins Thal herabgekommen. Bei der Umschau, die er noch einmal hielt, fiel ihm ein Landhaus, im geschmackvollsten Styl erbaut, auf. Und als er den dasselbe umschließenden Garten gleichfalls in Augenschein nahm, entschlüpfte ihm unwillkürlich ein Ausruf der Ueberraschung:

„Da ist Geschmack! Diese Büstenreihe in dem prächtigen Laubgang — wahrhaftig, ich muß näher heran!"

Indem der Bildhauer an dem leichten Gitter hinstreifte, berührte seine Hand unwillkürlich das Schloß einer kleinen Pforte. Dasselbe gab dem erhaltenen leisen Drucke nach und die Thür drehte sich geräuschlos in ihren Angeln. Einen Moment überlegte der junge Mann, dann mit einem „es ist noch früh am Tag, in solchem Hause schlummert noch Alles!" trat er ein. Wirklich regte sich auch nichts als das leise Rauschen der Zweige, das Knistern des Sandes unter seinen Füßen, nun er den mit einer Reihe von Hermen gezierten Gang hinschritt. Jede einzelne derselben betrachtete er mit vergnügtem Kopfnicken und wollte schon den Rückweg antreten, als ihn ein kolossaler Göthekopf, der aus einer Laube seitwärts glänzte, noch weiter zog. Betroffen trat er aber einige Schritte zurück und ein hohes Erröthen überflog sein Gesicht, nun er beim Nähertreten eine weibliche Gestalt, die neben der Büste Göthes gelesen hatte, aufspringen machte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Das größte Hotel der Welt] befindet sich nach den Behauptungen amerikanischer Blätter in dem Seebadorte am „Cap May" im Staate Neuyersey und heißt Mount Vernon, nach dem Landsitze Washington's in Virginien. Es ist vier Stockwerke hoch bei einer Fronteseite von dreihundertsechs Fuß Länge und zwei Flügelgebäuden, wovon ein jedes fünfhundertsechs Fuß Länge hat. Der zwischen den drei Seiten des Gebäudes liegende Raum ist als Garten eingerichtet und mit einem Springbrunnen versehen. Vor dem Hotel liegt die See zwischen der nur ein schmaler, ebener Strand sich befindet. In der Mitte der Frontseite, so wie in der Mitte und an den Enden der beiden Flügel befinden sich thurmartige Aufsätze, Balkons und Verandas laufen an jeder Front herum. Zu jedem Erdgeschoß führt eine breite Stufenreihe empor. Der amerikanische Adler ist überall angebracht und auf jedem Thurme weht das Sternenbanner der Union. Das Hotel kann dreitausendfünfhundert Gäste aufnehmen und es ist schon öfter vollständig besetzt gewesen. Es enthält dreitausendfünfhundert Schlafzimmer mit Betten nebst einer Anzahl Gesellschaftszimmer für Herren und Damen und prachtvolle Speisesäle von großem Umfange. Das Ameublement und die ganze Zimmereinrichtung ist kostbar und komfortabel. Dennoch sind die zu bezahlenden Preise im Verhältniß nicht übertrieben zu nennen; es wird täglich $2\frac{1}{2}$ Dollar für Wohnung, Essen u. s. w. bezahlt, mit alleiniger Ausnahme des Weins, der sehr theuer ist. Jeder Gast kann in seinem Schlafzimmer kalte oder warme Bäder ohne besondere Bezahlung nehmen. Die Gasbeleuchtung des Hotels wird in demselben bereitet und es haben die dazu nöthigen Röhren eine Länge von hundertfünfundzwanzig englische Meilen. Diesem Hotel fehlt nicht das landesübliche „Brautgemach", mit ganz besonders großem Luxus hergestellt. Flitterwochen-Reisende aus den fashionablen Kreisen, welche Cap May frequentiren, pflegen gern einige Tage dieses Prunkgemach zu beziehen, wofür sechzig bis siebenzig Dollars zu zahlen sind, müssen aber die Bestellung rechtzeitig vorher machen, weil die Nachfrage stark ist. Das Hotel macht gute Ge-

schäfte, und es hat Tage gegeben, an denen die Einnahme nicht weniger als dreizehntausend Dollars betrug. Langweiligkeit ist aber auch in dieser großen sozialen Anstalt zu Hause.

Man liest in der „Corona d'Aragon," einem in Barcelona erscheinenden Blatte, unterm 20. Juni: „Ein schreckliches Verbrechen wurde gestern Abends in der Unionsstraße begangen. Eine schöne Frau, jung, verheirathet, reich und den angesehensten Familien unserer Stadt verbunden, wurde beim Eintritte der Nacht ermordet. Die Nachbarn hatten gegen Mitte des Tages einen wohlgekleideten Mann, groß von Gestalt, erblickt, der, wie in der Unruhe des Erwartens, in der Straße promenirte, und stets vor einem der Häuser vorzugsweise still hielt. Gegen halb 8 Uhr trat die es bewohnende Dame daraus hervor, begleitet von einem jungen Frauenzimmer, ihrer Freundin, indem sich Beide nach dem Theater begaben. Sobald sie jener Mann, der sie in diesem Momente am Fuße der Treppe erwartete, sie erblickt hatte, warf er sich auf sie und brachte ihr rasch einige Dolchstiche bei. Seine Bewegung war so schnell, die Handlung so hastig, daß das Opfer kaum Zeit hatte, einen Schrei auszustoßen. Die Nachbarn und einige Nationalgarden eilten auf dieses Geschrei und das ihrer Gefährtin herbei. Man glaubte zuerst an Diebstähl, und das Wort „Dieb" wurde gehört; der Meuchelmörder jedoch, den man arretirt hatte, drehte sich kalt und sagte mit dem Ausdruck des Triumphes gesättigter Rache: „„Dieb! Hier ist von Dieben keine Rede; ich habe dieses Weib getödtet, hier ist der Dolch!"" und er zeigte einen reich gearbeiteten und mit Elfenbeinheft verzierten Dolch. Das Schlachtopfer, reich gekleidet, den Kopf mit Blumen geschmückt (sie war im Begriffe, ins Theater zu gehen,) lag zu seinen Füßen, todt und in Blut gebadet. Die Untersuchung dieses Verbrechens wird mit Thätigkeit verfolgt. Der Mörder gesteht, seit fünf Tagen in Barcelona verborgen, die Gelegenheit zur Ausführung seines Vorhabens erwartet zu haben. Man sagt, es sey ein junger Oberst, den höhere Befehle auf einen weit entfernten Punkt verwiesen hatten; man spricht bis jetzt noch nichts von seinem Namen, noch von dem seines Schlachtopfers."

[Fitzroy James Henry Somerset,] oder, wie er seit seiner im Jahre 1852 erfolgten Erhebung zur Peerswürde hieß, Lord Raglan, war der neunte Sohn des fünften Herzogs von Beaufort. Er war im Jahre 1788 geboren und hat mithin das Alter von 67 Jahren erreicht. Seine militärische Laufbahn beginnt mit seinem im Jahre 1804 erfolgten Eintritt als Cornet in das vierte Dragoner-Regiment. Zum Feldmarschall ward er im vorigen Jahre ernannt, nachdem er vorher lange Zeit hindurch Adjutant und Militär-Sekretär des Herzogs von Wellington gewesen war. In der Schlacht bei Waterlo verlor Fitzroy Somerset einen Arm. Auch auf dem diplomatischen Felde war er thätig. Im Jahre 1807 war er Attaché bei der Gesandtschaft in Konstantinopel, 1814 Legations-Sekretär in Paris, vom Januar bis März 1815 bevollmächtigter Minister und von 1816—1819 wiederum Legations-Sekretär. 1822 ward er nach Wien und Verona, 1823 in einer besonderen Mission nach Madrid und 1826 nach Petersburg gesandt. Von 1819—1826 war Fitzroy Somerset Sekretär des General-Feldzeugmeisters und vom August 1827 bis Sept. 1852 Militär-Sekretär des Ober-Befehlshabers, Herzogs von Wellington. Zu derselben Zeit, wo er zur Peerswürde erhoben wurde, nämlich im Sept. 1852, ward er zum General-Feldzeugmeister ernannt. Lord Raglan hinterläßt einen Sohn, den im Jahre 1817 zu Paris geborenen ehrenwerthen Richard Henry Fitzroy.

Professor Rietschel, welcher sich in den letzten Tagen in Weimar auf Besuch befand, hat die Vollendung des Modells für das Göthe- und Schillerdenkmal für den Sommer k. J. zugesagt. Für den Guß hat Miller in München ein Jahr in Anspruch genommen. So würde denn die Aufstellung des Denkmals im Jahr 1857 erfolgen können. Die Kosten des Modells, im Betrag von 7000 bis 8000 Thlrn., hat bekanntlich der Großherzog übernommen, das Erz König Ludwig geschenkt, der Kaiser von Oesterreich hat 300 Dukaten und Ludwig Napoleon eine ähnliche Summe eingesendet, der König von Preußen seine Betheiligung bei den weitern Kosten zugesagt. Die Wielandsstatue wird voraussichtlich eher zur Aufstellung kommen.

Ein Schweizer hat den Plan entworfen, die Schweizer Eisenbahnen mit den deutschen und französischen über den Boden- und Genfersee durch Vorrichtungen auf großen Dampfschiffen mit zweispurigen Geleisen, die ungefähr 20—30 Güterwaggons aufnehmen könnten, unmittelbar zu verbinden, so daß die Wagen ohne umzuladen, sogleich am jenseitigen Ufer auf entsprechendem Geleise die Fahrt fortsetzen könnten.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 159 Donnerstag, 5. Juli 1855.

Ein Grab an der Kirchhofsmauer.

Eine Jugend-Erinnerung.

Ich war auch einst ein Kind! Viele Jahre sind seitdem vergangen, und wie lichte Nebelwolken ziehen die Erinnerungen der Kindheit an meiner Seele vorüber.

Ich bin wohl kein liebenswürdiges Kind gewesen, man schmeichelte und hätschelte gar wenig an mir. Die dicht verschlossene schwarze Knospe der Esche ist nur schön und interessant für den Beobachter und innigen Freund der Natur, und die kleine grüne herbe Traube versteckt sich nicht umsonst unter den Schirm der Blätter. Ich war herb und hart und schwarz genug in meiner Knospenhülle und ich versteckte mich auch gern, wenn ich ein schirmendes Blatt fand, das sich liebevoll über mir ausbreiten mochte.

Das Sonnenlicht des Reichthums schien nicht auf meine Kindheit; nicht eben allzu reichlich fiel auf mich der Thau der Liebe. — Ich war eine kleine dunkle Knospe, die an einem einsamen Plätzchen erwuchs, und doch reichte Das, was ich vom Schicksal empfangen hatte, vollkommen aus, mein inneres Leben zu ernähren, zu erkräftigen. —

Ich war ein glückliches Kind!

Wie in der Knospe des Diptam war in mir ein innres Licht, das die leiseste Berührung von außen erweckte und das mit magischem Strahl die Gegenstände um mich und neben mir erhellte und verklärte. — Die Feen hatten ihre rosenfarbene Brille auf meine Wiege gelegt, und durch diese sah ich Alles, was mich umgab, in goldig rothem Scheine.

Das Haus meiner Eltern lag außerhalb der Stadt. Vor unserer Thür spannen die Seiler und gingen Tag aus und Tag ein rückwärts und zogen in langen Fäden sich das Herz aus der Brust, wie mir's schien, und drehten daraus riesenhafte Taue, die wie ungeheure braune Schlangen zusammengerollt in dem nahen Schuppen lagen. Da war auch unter einem geschwärzten Dache, das hölzerne Pfeiler trugen, ein mächtiger Kessel, in dem mit einem seltsamen Geruche Theer kochte, den meine spinnenden Nachbarn brauchten.

Ein Kahnschiffer, der den ganzen Sommer abwesend war und erst spät im Winter zu Weib und Kind heimkehrte, war der Besitzer unseres Häuschens. Die Frau hielt streng auf ihre Rechte, und der kleine ihr gehörige Garten hinter dem Hause war für mich stets ein verschlossenes Paradies, an dessen Pforten Tyras, der Kettenhund, die Rolle des Engels mit dem flammenden Schwerte spielte.

O wie oft stand ich und blickte durch die Spalierlatten nach den rothen Zuckerrosen, in deren kokett offenem Busen ein Schmetterling mit goldgesäumten Flügeln sich wiegte. Wie lockend guckten die Kirschen an den beiden kleinen Bäumen neben dem wohlgesandeten Gange, aus dem grünen Laube hervor, und die Johannisbeeren! — eine ganze Allee gab's davon, und ihre Früchte schienen wie die in Alladin's Wunderhöhle von Rubinen und Topasen und doch duftig, frisch und süß zu seyn.

Ja, ich lernte sehr früh, daß die Blumen und Früchte des Lebens nur wenigen Auserwählten bestimmt sind, aber ich lernte dabei auch etwas sehr Schönes, etwas, das mehr werth ist als Besitz und Genuß, ich lernte mich freuen am Anblick Dessen, was zu genießen mir nicht beschieden war.

Der Garten war mir verschlossen. Vor der Thür durfte ich nicht spielen, der Seiler wegen, meine langen schweren Haarflechten brachten mich da in eine eigenthümliche Gefahr. Hatte doch ein sich drehendes Tau die blonden Locken meines Brüderchens einst erfaßt und rettungslos wäre das Kind um sein Haar, vielleicht um sein Leben gekommen, wenn nicht ein Arbeiter den Zufall bemerkt und das Zeichen zum Anhalten des Getriebes gegeben hätte.

Mein nächster Spielplatz war der nahe Kirchhof. —

Wie steht er mir so lebhaft vor Augen der stille grüne Platz, mit den kleinen Hügeln, auf denen im Frühling so viele Gänseblümchen und Veil-

chen wuchsen. Hier und da rankte sich auch eine Vinca um ein Grab, und ihre Blüthe sah wie ein mildes blaues Auge aus dem Grase hervor.

An einer Seite begränzt den stillen Gottesacker ein Graben. Die Sommersonne machte das Wasser desselben grün und ließ Regenbogenfarben in seltsam zitternden Windungen darauf erschimmern.

Welch eine Wunderwelt enthielt für mich dieser stillstehende Wasserfaden. Ganz unten, wo er klar wurde und sich zu einem Teich ausbreitete, der die nahe Bleiche mit Wasser versorgt, blühten gelbe und weiße Wasserrosen. Sie schaukelten sich in all ihrer märchenhaften Schönheit auf den tellergroßen Blättern, die nicht selten einem mächtig großen Hirschkäfer, oder der seltsamen Larve, die wir Kinder Wasserkalb nannten, zum Aufenthalt dienten.

Röhricht mit wehenden Federbüschen und schwarze Narrenkolben wuchsen an einer andern Stelle, und eine Rohrdommel hatte in diesen Miniatur-Dschungels ihr Nest.

Wo der Entenflott seine zierlichen Blätterchen über die Wasserfläche ausbreitete, da steckte Meister Frosch gern sein dreieckiges Köpfchen aus dem kühlen Naß; wunderliche Geschöpfe, klein, aber von abenteuerlicher Gestalt, stiegen auf und nieder und lebten fröhlich in dem Element, das mir hier stets ein leises fröstelndes Grauen erweckte. Gerstenhalme mit langen Bärten wuchsen am Abhange des Grabens, Brombeere und Weißdorn bildeten darauf dichte Gebüsche, unter denen im Frühling Veilchen, im Sommer der rothe Storchschnabel und im Herbst die hellblaue Cichorie blühten, die ich aber nie zu pflücken wagte, weil ich die Frösche fürchtete und das ganze glatte, kalte Geschlecht der Amphibien, die sich hier gern sonnten.

Die Kirche stand an einer andern Seite des Platzes, ein altes viereckiges, steinernes Gebäude, das schon einige Jahrhunderte zählte.

Unter dem Gewölbe der kleinen offenen, geweißten Halle hing ein ungeheurer Knochen, die Rippe des Riesen Goliath nannten ihn die andern Kinder. Ich aber wußte das besser, ich hatte einst einen Freund des Hauses danach gefragt und der Professor hatte mir geantwortet, das sey eine Mammuthsrippe und das Mammuth sey ein Thier gewesen, das vor langen langen Zeiten gelebt, noch ehe es Menschen auf Erden gegeben.

Welch eine Fluth und Fülle von Vorstellungen knüpften sich für mich jetzt an diesen verkalkten Knochen! — Ich sah Ungeheuer mit riesigen Pfoten und dampfenden Nüstern über den Erdball schreiten, auf dem es noch keine Häuser, keine spielenden Kinder, keine Seilerbahnen und keine verschlossenen Gärten gab. Ich verwandelte die grauen Weiden am Wege, und die Birke auf dem Kirchhofe, und die beiden kleinen Tannen neben dem Steinkreuz, das ein vornehmeres Kreuz bezeichnete, in Urwaldbäume, und die Krähe, die eben vorüberflog, ward mir zum Greif, der den gelehrten Namen trug, welchen ich nicht behalten hatte, als der Professor mir auch von diesem Ungeheuer erzählte. Und ich duckte mich zusammen auf dem kalten Stein und zog geängstigt die Schürze über den Kopf, war ich doch in meinem Traume „unter Larven die einzig fühlende Brust."

Ein Lattenzaun trennte an einer andern Stelle den Kirchhof von den hübschen lustigen Bleichen, wo man den Gesang der Mädchen hören konnte, und das dumpfe Tönen der Wäschrollen, die alte Frauen mit bösen Gesichtern und rothgewaschenen Armen zogen.

Ein hölzernes Sommerhäuschen kehrte da dem Friedhofe ganz entschieden den runden Rücken zu, an dem Geisblatt und Jelängerjelieber hinaufkletterten. Wie sollte es auch anders; die lustigen Menschen, die ich zuweilen unter seinem Dache lachen, mit Gläsern klingen und plaudern hörte, hatten wohl was Fröhlicheres zu betrachten als die Hügelchen von Rasen, unter denen so Viele schliefen, so Viele, die einst auch lustig gewesen waren.

Eine Mauer von rothen Backsteinen trennte den Kirchhof von den Privatgärten einiger begüterten Bürger. Hübsche Mädchen in weißen Kleidern, Schülerinnen der ersten Klasse jener Schule, wo ich so ziemlich die Jüngste, Dummste und Stummste war, gingen Sonntags über den Kirchhof und durch die kleine Mauerpforte in jene schönen schattigen Gärten. Ich sah ihnen nach, ich faltete die kleinen braunen Hände und dachte mir, wie es so schön seyn müßte, einen eigenen Garten zu haben. Dunkle Tannenwipfel nickten über die Mauer herüber mir zu. Guitarrenklänge tönten einzeln und verloren in meine Einsamkeit herüber, ich hörte süße Stimmen Lieder singen, die ich auch singen konnte, und an die bekannten Weisen fügten sich Worte, so wehmüthig freudig, so sehnsuchtsvoll! Ich dichtete sie, ich das von unbekannten Freuden träumende Kind. Ich wußte nicht, daß ich dichtete, Reim und Sylbenmaß schmiegten sich der zu mir schwebenden Melodie an, ohne daß ich danach strebte. Oft vergaß ich die Worte wieder, manchmal behielt ich sie und sang sie für mich, und einige weiß ich heute noch und würde sie hersetzen, wenn ich nicht fühlte, daß sie hier nicht passen, denn ich wollte eigentlich nicht von mir erzählen, sondern nur den Schauplatz schildern, auf dem ich die kleine Geschichte erfuhr, die ich hier mitzutheilen gedenke, und da ist die Erinnerung an längst entschwundene Jahre so mächtig in mir geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sturm auf den Malakoff am 18. Juni.

(Nach russischen Berichten geschildert.)

Am 14. Juni rekognoszirte Fürst Gortschakoff in Begleitung der Generale Osten-Sacken und des ganzen Generalstabes die am 27. Mai von dem Feinde neu eingenommene Stellung, und fand, daß die Selenghinskische und Volhynische Redoute von demselben nach der Schleifung gänzlich zerstört worden, daß es für ihn unmöglich gewesen, sich unter dem mörderischen Kreuzfeuer der russischen Batterien zu halten. Die Kamtschatkische Redoute allein war von einer starken Truppenzahl besetzt gehalten, und die Verbindungsarbeiten mit den feindlichen Trancheen im Werke begriffen. In dem darauf abgehaltenen Kriegsrathe, ob diese Stellung anzugreifen seyen, um das Verlorene wieder einzubringen oder nicht, ward einstimmig beschlossen, weiteres unnützes Blutvergießen zu vermeiden, da die Lage der feindlichen Positionen dermaßen sey, daß sie bald gezwungen würden, die noch von ihnen besetzt gehaltene Kamtschatkische Lunette aufzugeben, um sich in ihre Parallelen zurückzuziehen. Den 16. meldeten die aufgestellten Seckrete (so werden die äußersten aus 2—3 Mann bestehenden Observationsposten genannt), daß beträchtliche Streitmassen das feindliche Lager verlassen, und sich in den Trancheen einlogiren. Andere wieder zeigten an, daß ungeheure Massen Munition auf dem Wege sind, und daß eine seltene Rührigkeit bei den Verbündeten herrsche. Man erwartete stündlich entweder das Wiedereröffnen des Bombardements oder einen Generalsturm. Alle Vorsichtsmaßregeln wurden getroffen, die Wachen verdoppelt, 20,000 Mann frischer eben erst angekommener Truppen in die Stadt gezogen und man bat nur zu Gott, der Feind möge das Bombardement aufgeben und zum Sturme schreiten. Russischerseits waren dießmal ungewöhnliche Streitmassen in der Stadt konzentrirt worden. 42 Bataillone lagen in den Bastionen, außer der Reserve, welche auf der nördlichen Seite stündlich in Bereitschaft stand. Da Fürst Gortschakoff zugleich einen Angriff auf seine befestigten Positionen am rechten Tschernaja-Ufer besorgte, so überließ er die Vertheidigung der Stadt an General Grafen Osten-Sacken, er selbst jedoch begab sich in das Hauptquartier auf den Anhöhen von Inkerman. Die Nacht des 16. verfloß ohne die geringste Störung, das Feuer des Feindes war fast gänzlich erloschen, und die geängstigten Einwohner der Stadt hatten wieder einmal Gelegenheit, ungestört zu ruhen. Aber den 17. Morgens eröffnete der Feind aus allen seinen Geschützen ein mörderisches Bombardement, das noch niemals seines Gleichen gesehen. Die Truppen waren vor dem feindlichen Feuer ziemlich geschützt, dennoch ist der Verlust, den sie erlitten, sehr empfindlich zu nennen. An diesem Tage waren 2000 Mann Matrosen, die die ehemalige, gegenwärtig von den Verbündeten vernichtete asow'sche Flottille bildeten, in Sebastopol eingezogen, und sogleich auf den verschiedenen Vertheidigungspunkten verwendet worden. Das **Bombardement** währte die **ganze Nacht**, und verwandelte sich gegen Morgen in eine **unglaubliche Kanonade**, die vorzüglich gegen die Korniloff'sche Bastion mit staunenerregender Heftigkeit wüthete. An den übrigen Punkten war die Wirkung der Geschosse nicht so entsetzlich wie hier, wo dreimal die Bedienungsmannschaft ersetzt werden mußte. Zu gleicher Zeit gegen 4 Uhr Morgens rückte der Feind in 6 Kolonnen, von denen zwei gegen die Korniloff'sche Bastion, zwei gegen die Bastion Nr. 3 und je eine gegen die Bastionen 1 und 2 zogen, gegen die Stadt unter dem Schutze seiner betäubenden Belagerungsartillerie. Furchtbare Lücken machten die 380 Geschütze der Bastionen Nr. 3 und 4 in seinen Reihen, tiefe blutige Furchen riß der Eisenhagel in dieselben; aber muthig stürzten sie auf die Brustwehr, um sich derselben zu bemächtigen, aber hier wurden sie von der tapfern russischen Besatzung empfangen. Sieben Stunden währte fast ununterbrochen der mörderischeste Bajonnetkampf; alle übrigen Waffen wurden überflüssig, die Artillerie auf beiden Seiten verstummte vor dem gräßlichen Schauspiel des Würgens. Endlich nach verzweifelten Anstrengungen des Feindes, sich der Bastionen zu bemächtigen, wurde derselbe auf allen Punkten geschlagen, bis an seine Trancheen geworfen, und während der wilden Flucht an 600 Gefangene gemacht. Die näheren Details sind noch unbekannt. Man spricht jedoch, daß unser Verlust an Todten und Verwundeten auf 3000 Mann, der des Feindes aber nicht unter 8000 Mann anzuschlagen ist. Dem Berichte des Fürsten Gortschakoff gemäß war die Haltung der gesammten Armee vom General bis zum gemeinen Soldaten eine heroische. Den 19. wurde die Parlamentärflagge aufgesteckt und zum Begräbniß der Todten geschritten. An manchen Stellen der Plattform der Korniloff'schen Bastion lagen dieselben 1½ Saschen oder Klafter hoch aufgeschichtet. Der Verlust des Feindes scheint um so empfindlicher gewesen zu seyn, da verhältnißmäßig viele Offiziere sich unter den Todten befanden. Während der Flucht des Feindes waren mehrere unter ihnen aufgehoben und in die Festung gebracht worden. Die meisten darunter waren glänzend dekorirt. Den 20. wurde mit der Beerdigung fortgefahren, gegen Abend aber die Parlamentärflagge abgenommen, worauf das Bombardement von Neuem, aber nur sehr schwach eröffnet wurde. Den 20. wurde in der St. Wladimirkirche ein feier-

liches Tedeum für die glückliche Abwehr dieses großen feindlichen Sturmes abgehalten; die Truppen, welche demselben beiwohnten, waren in der Kleidung, welche sie während des Kampfes getragen, zugegen. Kein Kleidungsstück, welches nicht von Menschenblut gefärbt gewesen wäre. Denselben Tag wurde die ganze Garnison Sebastopols mit dem heiligen Abendmahle versehen. Der Kommandant General Osten-Sacken voran mit der Generalität und seinem Stabe, sodann die Truppen.

Mannigfaltigkeiten.

Die „Presse" äußert sich über die Eisenbahnbauten in Oesterreich wie folgt: Es gibt gegenwärtig kein Land in Europa, wo mit solchem Eifer der Eisenbahnbau gefördert wird, als in Oesterreich. An der Linie zwischen Triest und Laibach — der sogenannten Karstbahn — wird mit demselben Eifer gearbeitet, wie an dem galizischen Bahnbau, und sind beim erstern Bau mehr als zwanzigtausend Arbeiter, bei dem zweitgenannten bei fünfzehntausend Mann beschäftigt. Im österreichischen Donauthal werden alle nöthige Vorarbeiten gepflogen, um den Bau einer Bahn von Linz nach Wien, der nicht mehr in das Gebiet der frommen Wünsche gehört, kräftigst fördern zu können; ebenso wird der Schienenweg zwischen Wels und Salzburg demnächst in Angriff genommen werden. Letztere Stadt bildete einen bedeutenden Knotenpunkt im südwestlichen Bahnnetz der Monarchie, da sie sowohl einen Hauptpunkt der Innsbruck und Salzburg verbindenden Innbahn, als auch die Route München-Salzburg, welche bereits tüchtig vorgeschritten ist, bildet. Von den ungarischen Bahnbauten erwähnen wir deren zwischen Szolonk, Großwardein und Debreczin, endlich jener welche von den Berg- und Hüttenbergwerken bei Oravicza zur Donau geführt wird. Bei der Privatbahn zwischen Bruck und Raab sind die Arbeiten im lebhaftesten Gang.

Aus der östlichen Schweiz wird vom 24. Juni geschrieben: „Reisende nach der Schweiz mögen ihrer Reiselust noch einige Wochen Weile geben. Der ungewöhnliche Schneefall hat die meisten Gebirgsgegenden ungangbar gemacht, so daß man nur eine höchst unerquickliche Wanderung über Schneefelder vornehmen würde. Splügen und Gotthard sind fahrbar, an den Straßen sind aber 15 bis 20 Fuß hohe Schneewände aufgeschichtet. Auf der Oberalp und in dem Paß zwischen Bünden und Uri ist der Schreiber dieser Zeilen heute über ein fast zwei Stunden langes ununterbrochenes Schneefeld gewandert. Der See auf der Höhe war noch halb zugefroren. Furca und Grimsel sollen dieser Tage auf Kosten der Gastwirthe an der Straße gangbar gemacht werden. Auf dem Bernina bedeckt ein Schneefeld zwei Stunden lang die Straße. Am Bernina- und am Julier-Wirthshause hängen lange Eiszapfen vom Dache. In Engadin waren vor einigen Tagen nur 2 Grad Wärme Morgens um 8 Uhr. Der Comer-See ist so hoch, daß der Speisesaal im Hotel Genazzini zu Bellaggio unter Wasser stand. In Como reicht das Wasser bis an den Dom. Im Waltelin war durch die Ueberschwemmungen der Adda die Straße an einigen Stellen mehrere Tage lang selbst für Fußgänger nicht zu begehen."

Vor einigen Tagen wurde auf einer Wiese des Gutes GodderSdorf (bei Oldenburg in Holstein) ein Lämmergeier erlegt, welcher 4 Fuß hoch war und bei ausgebreiteten Flügeln 9 Fuß maß. Es weideten daselbst auf einer Wiese Schafe mit Lämmern; der Hirt sah den Raubvogel aus der Luft auf die Wiese unter letztere, welche die Flucht ergriffen, schießen und denselben nachlaufen. Er versuchte, das ihm unbekannte Thier mit einem Knittel zu erschlagen, was ihm aber nicht glückte; hierauf machte er auf dem Hofe Anzeige, worauf ein Bewohner desselben sich mit ihm nach der Wiese begab, wo man den Geier aber vergeblich suchte. Beide legten sich in ein Versteck; kurze Zeit darauf kam derselbe aus einem Graben hervor und nahm seinen Lauf wieder nach den Lämmern, wo er dann von dem Schützen erlegt wurde. Unerklärlich bleibt es, woher dieses Thier bis in diese Gegend gekommen seyn mag.

Der französische General-Konsul in China, Herr v. Montigny, hat der französischen Acclimatisations-Gesellschaft 153 Litres Yamswurzel (Diascorea japonica) zugeschickt. Die französische Gesellschaft hat diese Zusendung in Frankreich und im Auslande vertheilt, um Versuche damit anzustellen, und es werden mindestens 1000 solche Versuche unter verschiedenen klimatischen und Boden-Verhältnissen gemacht werden, die nach zwei Jahren gesammelt und bekannt gemacht werden sollen. Nach Aussagen französischer Landwirthe, die bereits seit zwei Jahren Versuche im Großen angestellt haben, scheint die Yamswurzel in Frankreich geeignet, die Kartoffel zu ersetzen. — Auch im botanischen Garten zu Bonn sind Pflanzen zu sehen, und der landwirthschaftliche Verein in Bonn ist, laut einer Mittheilung der dortigen Zeitung, bemüht, die „chinesische Kartoffel" auch hier zu Lande einzuführen.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 160 Freitag, 6. Juli 1855.

Ein Grab an der Kirchhofsmauer.

(Fortsetzung.)

Ich war nicht gern an jener Steinmauer. Die Hingerichteten waren da früher begraben worden, und ohne Blumen, ohne Rasen, lagen die einzelnen kleinen Hügel da, von Nesseln und Bilsenkraut überwuchert, aus deren Gewirr bisweilen ein hochrother Mohn wie ein blutendes Haupt hervor sah.

Irrlichter sollten dort bei Nacht tanzen, erzählten die Seilerburschen meinem Bruder, und kein Thau sollte die Gräber netzen. Aber das war falsch, ich selbst, ich hatte, ach wie oft, die diamantschimmernden Thautropfen im Kelch der Stechapfelblüthe, an den Spitzen der Nesselblätter gesehen, und wahrlich wenn die Thautropfen Thränen der Engel wären — wie meine Großmutter mir einst erklärt hatte —, so mußten diese Gräber wohl mehr als alle andern davon benetzt werden.

Seit Jahren, so lange ich denken konnte, hatte man kein frisches Grab an jener düstern Stelle gegraben, jetzt aber ging der alte Todtengräber an mir vorüber, den Spaten auf der Schulter, nickte mir in gewohnter Weise zu und begann dort zu graben.

Ich sah die Erde vom Spaten fallen, es war leichter Sand und glänzte wie ein goldener Flor, wenn im Niedersinken ein Sonnenstrahl sie traf.

Ein leichtes Grauen rann eiskalt an meinem Rücken nieder. —

Ich schlich zu dem Alten, sah ihm bei seiner fortschreitenden Arbeit zu und fragte endlich bebend: „Ist Einer hingerichtet, Vater Gordeck?“

„Nein, Kind.“

„Wen will man denn hier begraben, lieber Alter!“

Er hob den Kopf auf, sah mich mit seinen schwarzen, ernsten Augen an und sagte:

„Eine Selbstmörderin.“

„Eine Selbstmörderin, Vater Gordeck? Wie ist das, wie hat sie sich gemordet, wie kann man denn das?“ fragte ich vom finstersten Grauen überrieselt.

„Sie hat Arsenicum getrunken, Gift! Kind, und ist dann gestorben — o Die hat ausgehalten.“

„Gift hat sie getrunken? sie hat es wohl nicht gekannt, sie hat es wohl genascht? nicht wahr, Vater Gordeck?“

„Geh, Kind!“ sagte der Alte mit seinem gewöhnlichen seltsamen Kopfnicken, „du bist doch noch zu schmerzlich dumm, sie hat's recht gut gekannt, sie hat sterben wollen und darum das Gift getrunken — o Die hat ausgestanden! Jesus Christus!“

„Die Arme,“ sagte ich, und betete still das Vaterunser, wie die Großmutter mich gelehrt hatte an jedem frischen Grabe zu thun.

„Ja, bete nur Kleine,“ sprach der Alte, als ich Amen gesagt hatte, „'s werden Wenige für sie beten, und sie war doch ein schmuckes Ding.“

„Aber warum hat sie denn sterben wollen, Vater Gordeck? es ist doch so schön in der Welt, wie kann man nur sterben wollen?“ fragte ich von Neuem.

„Christum lieb haben, ist besser, denn alles Wissen,“ entgegnete der Alte, wie er immer that, wenn er mir zu antworten kein Belieben trug.

„O erzähle mir das, lieber Vater Gordeck,“ bat ich von Neuem.

„Du gehst nun,“ sagte er jetzt, „du bist auch so eine ächte und gerechte Tochter von Eva, die Alles wissen möchte.“

„Nun Vater Gordeck, du weißt wohl, daß meine Mutter nicht Eva heißt, sondern Minchen,“ sagte ich empfindlich, „und erzähle mir nicht, was du nicht erzählen willst, ich werde es schon anderswo erfahren.“

„Ja, du wirst genug erfahren, zu deinem Schaden wirst du es, du Naseweis, geh nur und frage und laß dir erzählen, du und Deinesgleichen hören immer zu früh Geschichten wie die von dem armen Geschöpf, welches man hier einscharren wird.“

„Wie heißt sie denn, die Selbstmörderin, lieber Vater Gordeck?“

„Dorchen hieß sie, weißt du es nun?“

„Hatte sie sonst keinen Namen?“

„Dorothea Charlotte Wiesener war ihr ganzer Name, du Quälgeist du, und nun geh und laß mich in Frieden, von mir hörst du kein Wort mehr."

„Nur noch Eins! Vater Gordeck, wann wird sie begraben?"

Der Alte war stumm.

„Heute noch oder erst morgen, Vater?"

Wieder keine Antwort.

Vater Gordeck und ich waren seit langer Zeit sehr gute Freunde, ja ich kann wohl sagen, ich war der erklärte Liebling des Greises, den ich oft in seiner kleinen von Moos und Hauslaub überwachsenen Hütte besuchte, ihm aus der Bibel und dem christlichen Hausschatz vorlas, seine Blumen begoß, seinen Carnarienvogel fütterte, und der als den Stolz seines Herzens eine roth und weiße Pfeifentroddel betrachtete, die ich ihm heimlich zum Christfest geknüpft hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Idealisten.

(Fortsetzung.)

Die Blicke der schlanken und schönen Jungfrau, im feinsten Morgenkostüm, die auf so seltsame Weise überrascht wurde, verriethen weder eigentliches Erschrecken noch Zorn. Es lag eine Verwunderung in ihnen, welche gebieterisch eine Erklärung zu fordern schien. Sie legte ihr Buch auf den Sessel und hörte die schnell gesammelten Entschuldigungen des jungen Mannes an. Als sie vernommen, daß ihn nur ein künstlerisches Interesse zu dem unbefugten Betreten des Gartens verleitet, erheiterten sich ihre Züge sichtlich.

„Darf ich Sie, mein Herr, um Ihren Namen bitten?"

Zögernd, denn er sah wohl, daß sie einen bekannten Künstlernamen zu hören erwartete, gab der junge Mann zur Antwort:

„Mein Name, gnädiges Fräulein, dürfte wohl wenig zur Entschuldigung meiner Keckheit beitragen. Ich heiße Richard Salten."

„Richard Salten?" wiederholte die junge Dame. „O, dann sind Sie mir bekannt, wenn Sie anders der junge Künstler sind, von dem das „Allgemeine Kunstblatt" vor wenigen Wochen sprach. Man gab Ihre Biographie, man prognostizirte Ihnen eine bedeutende Zukunft!"

„Ich weiß," entgegnete Richard, „daß im Kunstblatt eine Art von Artikel über mich erschienen ist. Ich glaube aber nicht, daß derselbe ein Interesse —"

„Im Gegentheil," fiel die schöne Unbekannte ein. „Die Biographie hat meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, so daß mir der kleinste Nebenumstand im Gedächtniß geblieben ist!"

Richard konnte nichts thun, als sich verbeugen. Die junge Dame aber fragte nach einem Moment der Zögerung:

„Sie wollen in Zukunft in unserer Residenz verweilen? Haben Sie Empfehlungsbriefe? Bitte, legen Sie mir diese Frage nicht als eine Indiskretion aus!"

„Allerdings beabsichtige ich in nächster Zeit vielleicht für einige Jahre meinen Wohnsitz hier zu nehmen, ich bin auch so glücklich, einige Empfehlungsbriefe zu besitzen!"

„Haben Sie vielleicht auch ein Schreiben an Herrn Franz von Rorschach?"

Ganz betroffen sah Richard der Fragerin in das geistvolle, von üppigen schwarzen Flechten umrahmte Antlitz. Er ließ einige Sekunden verstreichen, ehe er erwiderte:

„Allerdings, gnädiges Fräulein, befindet sich unter meinen Briefen einer, der diese Adresse trägt!"

„O, schön, schön!" flüsterte das Mädchen mehr für sich als an Richard gewendet. „Ich konnte es denken, an Franz wird ja Alles empfohlen." — Dann, ihre Stimme lauter erhebend, sagte sie zu dem jungen Künstler, der eben seine Abschiedsverbeugung machen wollte: „Noch einige Minuten, wenn ich Sie bitten darf."

Sie trat in die Laube zurück, sie schien dort zu schreiben, Richard hatte eine kurze Weile Gelegenheit über das ganze seltsame Abenteuer nachzudenken. Seine Aufgeregtheit verstattete ihm nicht, eine gewisse Klarheit zu gewinnen und ehe er es vermuthete, stand die junge Dame wieder vor ihm, überreichte ihm eine Karte, auf der er einige Bleistiftzüge bemerkte, und sprach:

„Wollen Sie die Güte haben, diese Karte mit Ihrem Schreiben zugleich an Herrn von Rorschach zu übergeben und ihm dabei zu erläutern, welchem günstigen Zufall ich Ihre Bekanntschaft verdanke."

Die Ueberraschung Richards stieg bei diesen Worten auf den höchsten Grad, doch wäre es unschicklich gewesen, derselben Worte zu leihen. Er nahm die Karte, und fühlte ein leises Zittern, als seine Hand die der Jungfrau berührte. Dann gab es einen wortlosen Abschied, beinahe ebenso verwirrt und hastig, als die erste Begrüßung gewesen war, und in den nächsten Minuten fand sich der junge Mann auf dem Pfade, der ihn in die Straßen der Stadt führen sollte. Nur die elegant lithographirte, goldgeränderte Karte in seiner Hand bürgte dafür, daß sein eben gehabtes Erlebniß nicht ins Reich der Träume gehöre. Er las den Namen auf derselben „Anna von Rorschach", er las die wenigen Worte, die mit Bleifeder über diesen Namen geschrieben

waren: „Wollen Sie, werther Kousin, die Güte haben, den Herrn, der Ihnen diese Karte überbringt, in unser Haus einzuführen,“ und nachdem er gelesen, brach er in die Worte aus:

„Daheim schalten sie mich einen Idealisten, was ihnen wohl mit Träumer gleichgalt. Ha, und war's nicht mein Ideal, ein glücklich Wahrzeichen beim Eintritt in diese Stadt zu finden? Konnt' es ein besseres geben!“

Mit innerm Jubel, den er Mühe hatte, nicht zum lauten Freudenruf werden zu lassen, schwang er die empfangene Karte und barg sie schließlich gleich einem Amulet oder Talisman auf der Brust. Dann förderte er seine Schritte und trat bald durch ein Thor, welches eine ziemlich mißlungene Kopie des Brandenburger Thores in Berlin darstellt, in die Schloßstraße der kleinen Residenz.

Er bemerkte nicht, wie sofort, nachdem er den Garten verlassen, die junge Dame gleichfalls herausgetreten war und längs des Spalieres ihres Gartens hinstreifte. Dabei murmelte sie:

„Nein, nein, er kann mich nicht von hier außen bemerkt haben. Es war Zufall, reiner Zufall und er lügt nicht.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Angriff auf den Malakoffthurm am 18. Juni.

Wir brachten in der letzten Numer einen Bericht hierüber aus russischer Feder; nachstehende Schilderung dagegen ist dem „Pariser Constitutionnel“ entnommen:

In meinem letzten Briefe meldete ich Ihnen die plötzlichen Veränderungen in den verschiedenen Kommandos der Armee seit dem 16. d. M. Zufolge einer neuen Organisation theilte der General Pelissier das zweite Korps in zwei Hälften. Der General Bosquet übernahm das Kommando des Observationskorps an der Tschernaja, aus vier Infanteriedivisionen, einer Reserveartillerie, zwei Kavalleriedivisionen und dem nöthigen Vorspann bestehend. Die vier alten Divisionen, welche am 7. sich so tapfer geschlagen und unter dem General Bosquet die weißen Werke und den Mamelon vert genommen hatten, wurden auf diese Weise getrennt. Diese an den Trancheendienst auf der rechten Angriffslinie und seit langer Zeit an die Autorität eines Chefs gewöhnten Regimenter, gewandt auf einem Terrain, das sie genau kannten, aus edlem Wettstreit neue Kräfte schöpfend, eingeübt, sich wechselseitig zu unterstützen, sollten sich noch an demselben Tag entfernen. Die Divisionen Cavon und Dulac stiegen in die Ebene hinab; die Divisionen Mayran und Brunet, die Veteranen der Belagerung, blieben auf dem Plateau und die zwei alten Divisionen wurden durch die eben von Kertsch zurückgekehrte Division des Generals d'Autemarre und eine Gardedivision ersetzt. General Regnault Saint-Jean d'Angely erhielt das Kommando dieses ganzen Theils unserer Linie. Diese Veränderungen am Vorabende eines ernsten Angriffs verursachten einige Klagen, denn die Armee glaubte, daß es den Sturm auf die Malakoffwerke gelte, und die Artillerie kündigte an, daß sie am 17. bereit seyn werde, das Feuer aus den neuen Batterien zu eröffnen. General d'Autemarre ist einer der energischsten Offiziere der Armee und er steht bei den Soldaten in großem Rufe; aber seine Truppen, so wie die Garden des Generals Regnault kannten das Terrain nicht, worauf man sich schlagen sollte, was bei Belagerungen doch so wichtig ist; auch herrschte unter ihnen nicht dieselbe Herzlichkeit, wie unter ihren Vorgängern, kurz, jene Einheit, das Band zwischen Chef und Soldaten, das nur die Frucht der Zeit und gegenseitiger Achtung ist, sollte auf einmal fehlen. Alle diese Veränderungen fanden unmittelbar statt; man erfuhr zugleich, daß das Feuer am 17. beginnen würde, daß am 18. nach 24stündigem Bombardement unter dem unmittelbaren Befehl des Generals Pelissier gestürmt werden solle, der sich die persönliche Leitung der Unternehmung vorbehielt.

Das Feuer dauerte am 17. Tag und Nacht sehr heftig fort, und im Laufe des Tages erhielten die Generale alle betreffenden Befehle von General Pelissier. Die Generale d'Autemarre, Mayran und Brunet sollten angreifen; die Gardedivision mit zahlreichen anderen Bataillonen sollten die Reserve bilden. General Mayran sollte mit seiner Division bei der Carenage angreifen und den Malakoffthurm umgehen, General Brunet sollte zwischen dem kleinen Sägewerk und dem Mamelon vert durchdringen und den Malakoffthurm in der Flanke fassen, General d'Autemarre sollte durch die Karabelnajaschlucht, die beim Mamelon vert einen Winkel bildet, hinabrücken und zwischen dem Malakoffthurm und dem großen Sägewerk den englischen Batterien gegenüber durchdringen. Das war im Allgemeinen der Plan des Generals Pelissier, unter dessen direktem Befehle die Truppen den Feind zum Erstenmale angreifen sollten. Von ihm allein also sollten während der ganzen Dauer des Kampfes der Impuls und die geringsten Befehle ausgehen. Gleichzeitig sollten die Engländer das große Sägewerk angreifen. Es war bestimmt, daß um 5 Uhr die Signalraketen den Divisionsgeneralen das Zeichen geben würden.

In der Nacht wurden die Befehle abgeändert, und der Angriff auf 3 Uhr Morgens angesetzt. In dieser Nacht machten die Russen bei der Kielbucht einen Ausfall, und der Kampf entspann sich rechts von der Carenage (Div. Mayran) eine

Viertelstunde vor dem zum Vorrücken bezeichneten Momente. In Folge dieses unvorhergesehenen Umstandes gerieth diese Division allein in das Feuer aller russischen Batterien, welche dieselbe mit Kartätschen niederschmetterten, und da der Obergeneral erst zur bezeichneten Stunde auf dem Kampfplatze erschien, so verlängerte dieser Umstand die schwierige Lage der Division auf sehr grausame Weise. Auf dem bezeichneten Punkte angelangt, gab General Pelissier sogleich das Signal, aber die Division Mayran war bereits hart mitgenommen und ihr General (Mayran) hatte schon drei Wunden erhalten, die ihn kampfsunfähig machten. Die zwei anderen Divisionen rückten auf das Signal vor. Die Division Brunet wurde von allen Geschützen der russischen Werke in der Flanke zerschmettert, welche, nachdem die dritte Division zum Weichen gebracht worden, ihr ganzes Feuer gegen die Division Brunet richten konnten.

(Schluß folgt.)

Der große Festzug in Nürnberg am 4. Juli 1855.

Den Zug eröffnete ein Herold der Stadt Nürnberg zu Pferd, in die Stadtfarben gekleidet, dem ein Musikchor folgte, dann der Ehrenfahnenträger nnd Komitemitglieder zu Pferde. Hierauf folgte Noris auf einem Triumphwagen, die Repräsentanten der Kaufleute und der Künstler zu Pferde mit ihren Fahnenträgern in altdeutscher Tracht, dann sämmtliche Gewerbe mit ihren Fahnen in mittelalterlichem Kostüm zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen. Hieran reihten sich die Schützengilden, Wilhelm Tell an der Spitze, dann ein Ehrenfahnenträger in den bayerischen Fahnen, Musik und Komitemitglieder zu Wagen. Nun kamen die Gruppen, welche die dem ganzen Feste zu Grunde liegende Idee, Nürnbergs Vergangenheit und Gegenwart, veranschaulichten und zwar zuerst die Burggrafenzeit repräsentirt durch den Burggrafen Friedrich von Zollern von Nürnberg mit seiner Gemahlin zu Pferde, denen ein reicher Jagdzug im Kostüm dieser Zeit, aus Herren und Damen, Falkonieren, Jägermeistern, Meuteführern u. s. w. bestehend, folgte; dann die Zeit der Blüthe der Wissenschaft und Kunst, repräsentirt durch Martin Behaim, Willibald Pirkheimer, Hans Sachs, Albrecht Dürer, Peter Vischer, Adam Krafft u. s. w. Hieran reihte sich ein stattlicher Geleitszug der Nürnberger Kaufleute aus dem 17. Jahrhundert, voran die Stadtmusik mit ihrem Pfeifermeister, der Stadthauptmann an der Spitze eines Zuges Reisiger, ein Rathskommissarius, Diener mit den Geschenken, Kaufleute zu Pferd und zu Fuß, dann wieder Reisige und endlich Saum- und Packpferde mit Geschenken beladen. Nun folgte die Zeit des vorigen Jahrhunderts, dargestellt durch Grübel und seine Zeitgenossen, und hierauf kam der Bavariazug, Nürnbergs Gegenwart darstellend. Er wurde durch 20 Trompeter zu Pferde eröffnet, dann 2 Herolde in den Farben des Wittelsbacher und des hohenzollern'schen Hauses folgten, dann Bavaria auf einem monumentalen Wagen thronend, von Genien umgeben, die an den Stufen ihres Thrones saßen; den Wagen selbst umgaben 8 Waffenherolde, die Kreise Bayerns repräsentirend. Die letzten Gruppen des Zuges bildeten die Segnungen des Friedens, woraus ein Friedensherold, dann der Ackerbau mit Ceres auf einem geschmückten Wagen, von Schnittern und Schnitterinnen umgeben, der Gartenbau mit Flora und Zephyr auf einem Blumenwagen und der Obst- und Weinbau mit Pomona auf einem mit Obst geschmückten Wagen, umgeben von Winzern und Winzerinnen, endlich ein ländliches Brautpaar, welches an dem Tage des Zuges seine Hochzeit feiert, mit Hochzeitsgefolge. Den Schluß bildete ein Zug Trabanten in altem Nürnberger Kostüm. Die Idee des Zuges ging von dem Komitemitglied Hrn. Maler Maar aus, der schon den vor 2 Jahren stattgefundenen Festzug angeordnet und sich auch dießmal wieder um das Zustandebringen des Ganzen sehr verdient gemacht hat. Der überaus große Menschenandrang verursachte schon in der Stadt hie und da ein Stocken und eine Unterbrechung des Zuges, und auf dem Festplatze selbst, besonders während des Vortrags des von J. Priem gedichteten Festdialoges, war der Menschenstrom kaum zu dämmen, so daß JJ. Majestäten sich bewogen fanden, den Schluß des Dialogs, der die Idee des Zuges behandelte, auf der Tribune selbst in allerhöchst Ihrer unmittelbaren Nähe vortragen zu lassen. Se. Maj. der König ließ sich mehrere der Sprechenden, insbesondere den Nürnberger Handwerksmeister und seine Frau aus Grübel's Zeit, vorstellen und sprach sich mit Anerkennung gegen dieselben aus. Ueberhaupt erfreute sich der Festzug des Beifalls Ihrer Majestäten, besonders in Beziehung auf die Pracht und historische Treue der Kostüme. Es war auch in der That Alles aufgeboten worden, um die poetische Idee des Ganzen in würdiger Weise auszuführen. Ihre Majestäten besuchten nach Beendigung des Zuges mehrere Wirthschaftsbuden und bewegten sich in der leutseligsten Weise inmitten der wogenden Menschenmenge. Erst spät Abends verließen Allerhöchstdieselben den Festplatz, auf dem bis tief in der Nacht das fröhlichste Treiben herrschte.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 161 Samstag, 7. Juli 1855.

Ein Grab an der Kirchhofsmauer.

(Fortsetzung.)

Ich kannte meine Macht über sein Herz — welches ächte Weib — Kind, Jungfrau oder Matrone — kennt die nicht, wenn sie sie besitzt. — „Sag mir es, lieber Vater Gordeck,“ sagte ich bittend, „siehst du, das kann mir ja nichts schaden, ich will nur für das arme Dorchen beten, wenn sie begraben wird, und Blumen in das Grab streuen.“

„Thue das, du kleines freundliches Ding,“ sagte nun der erweichte Alte, „thu's immerhin, und bete auch gleich, daß Gott der Herr dich vor den Abwegen bewahre, auf denen sie gewandelt. — Es sind nicht die Schlechtesten von euch, die so lebten und starben wie sie, und du bist auch so eine Träumerin und Schmeichelkatze. Ich habe Dorchen Wiesener gekannt, als sie nicht größer war wie du — o, und so zu sterben!“ —

Er grub rüstig vorwärts und versank immer tiefer in die Grabesöffnung. Ich setzte mich auf den scharfkantigen Sandsaum, den er um die Höhle, die er machte, auswarf.

Es war nicht das Erstemal, daß ich so dem Greise zusah, und manche wunderliche Geschichte, manch grauenvolle Sage hatte er mir, mit dem Pfeifenstummel im Munde, bei seiner Arbeit erzählt. —

Heute aber schwieg er hartnäckig. Nur noch, daß sie morgen gegen Abend — der morgende Tag war ein Sonnabend — begraben würde, erfuhr ich, und er setzte traurig hinzu: „sie muß bald unter die Erde, am Sonntag, am Tage des Herrn dürfen Selbstmörder nicht begraben werden.“

Ich saß bei ihm bis die Sonne sank, ohne mehr zu hören, und als er nach vollendeter Arbeit aus seiner Grube stieg, klopfte er mir freundlich die Wange und sagte: „Nun geh nach Hause, mein Kind, sitzt nicht allein an der offenen Gruft; zudem wird's Abend und thaufeucht und du bist ein feines Püppchen.“

Ich gehorchte meinem alten verschwiegenen Freunde.

Am andern Tage begrub man ohne Sang und Klang in einem Armensarge die Selbstmörderin. Niemand folgte der Bahre; der Todtengräber warf die erste Hand voll Erde auf das letzte Bett der Unglücklichen, in das ich alle Feldblumen sträute, die ich nur hatte finden können.

Dann zog der alte Gordeck sein Käppchen, und wir Beide beteten noch leise vor uns hin als schon die Träger sich in unanständiger Eile entfernten.

An der Kirchhofsmauer war nun ein frisches Grab. Meine Kinderhände pflanzten Feldblumen darauf, und ich säete Reseda und spanische Wicken in den leichten Sand des Hügels. Er war mein Gärtchen! Ich wußte nicht, wer Dorchen Wiesener gewesen, noch was sie gelitten oder verschuldet hatte, aber ihr Grab pflegte ich mit Liebe und Treue.

Die Blumen wuchsen — der alte Gordeck half sie mir gießen, Erdbeersträucher, die ich vom Feldrain herein holte und hier hin verpflanzte, trugen im nächsten Jahre rubinrothe Beeren und umspannen mit langen grünen Ausläufern den kleinen Hügel.

Ich aß die Beeren nicht, die Schwalben und die Finken und Spatzen sollten sie sich holen; es waren meine Beeren und ich gönnte sie den Vögeln so gern, die auf meinem lieben Kirchhof zwitscherten.

Jahre waren vergangen!

Ich war fern von meiner Vaterstadt, Gattin und Mutter geworden.

Ich hatte geliebt, gekämpft, gelitten.

Gott hatte mir Frieden gegeben; aber ich war kränklich und mußte zu meinem Bruder reisen, um eine ernste und durchgreifende Kur zu gebrauchen.

Mein Weg führte mich durch meine Vaterstadt und ich suchte alle die Plätzchen auf, die ich einst geliebt hatte.

Ich kam auch auf jenen stillen Kirchhof! Vater Gordeck lebte noch, war noch rüstig sogar und be-

saß auch noch die Pfeifentroddel und manches andere Andenken von meiner Kinderhand.

Es war ein schöner Greis, der alte Todtengräber. Er war viele Jahre Soldat gewesen und bei Saalfeld schwer verwundet worden. Er hatte den Prinzen Louis Ferdinand fallen sehen, ehe die Kugel seine eigene Brust getroffen. Man hatte sie ihm 15 Jahre später aus dem Schenkel herausgeschnitten, wohin sie sich allmälig unter namenlosen Schmerzen gezogen.

Jetzt war er gesunder und heiterer als je. Der Mann war ein Original. Ein Philosoph möchte ich sagen, aber das paßt hier kaum; er war eben ein ganzer Mensch, der es sich nach Menschenart bequem und heimlich auf dem Platze gemacht hatte, auf den Vorsehung oder Schicksal — man nenne jene dunkle Macht, die schon durch unsere Geburt unsere Lebensstellung bestimmt, wie man wolle — ihn gefürchtet hatte.

Vater Gordeck hatte unsägliche Freude, mich wiederzusehen. Anfangs kannte er mich nicht; aber als ich seine schwielige Hand zwischen meine Hände nahm, ihm in die Augen sah und lachend sagte: „Nun Vater Gordeck!" — da blitzte die Erinnerung in ihm auf, es zuckte über seine scharfen, wettergebräunten Züge. Er mußte sich setzen und eine große Thräne glänzte in seinen schwarzen ernsten Augen.

„Nun, Vater Gordeck, kennst du mich nun?" fragte ich noch einmal.

„O Gott, Herr Gott ja! jawohl gnädiges Fräulein," sagte er, obgleich die Rührung die Worte nur schwer über die Lippen ließ.

„Vater Gordeck, ich habe einen Mann und zwei Kinderchen."

„O verzeihen Sie, gnädige Madame," entschuldigte er.

„Ei? Ei? Vater Gordeck, sprichst du aus solcher Tonart, hast du denn meinen Namen vergessen, ich heiße noch immer Julie und bin dir an Jahre und an Größe nicht über den Kopf gewachsen, ich könnte immer noch deine Tochter, vielleicht deine Enkelin seyn."

„O Madame," sagte der Alte ganz verschämt, „Sie belieben zu scherzen."

Indeß ward er allmälig wärmer und wärmer und es dauerte nicht allzulange, da war die alte Freundschaft und Vertraulichkeit zwischen uns Beiden wieder hergestellt.

Wir gingen zusammen auf den Kirchhof. Er hatte sich sehr verändert! „Die Kultur, die alle Welt beleckt," hatte ihren Stempel auch diesem entlegenen Plätzchen aufgedrückt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Idealisten.

(Fortsetzung.)

2.

An der rechten Seite des Residenzschlosses lehnte sich eine Fronte kleinerer und größerer Gebäude an, die von den Höfen desselben mit umschlossen wurden. Eins dieser Häuser, mit einem Ausgange nach der Hauptstraße, zeichnete sich durch eleganten Anstrich, durch treffliche grüne Jalousieen, die jetzt in der Mittagsstunde alle Fenster bedeckten, aus. Die der Straße zugewendete Thür trug auf blankem Messingschilde gravirt den Namen „Franz von Rorschach." Hier treffen wir unsern jungen Bildhauer Richard Salten, jetzt in schwarzer Kleidung und wie schon gesagt um die Mittagsstunde wieder, wie er eben die Klingel zieht und während die Thür aufspringt, um eine völlig leere mit Gewächsen geschmückte Vorflur zu zeigen, ängstlich nach Brief und Karte, die er im Portefeuille trägt, sucht.

Der Eingetretene, seine Einführungslegitimation in der Hand haltend, sieht sich umsonst nach einem lebenden Wesen um. Ueber sich hörte er schwerfällige Tritte und so stieg er denn entschlossen die gewundene gußeiserne Treppe empor. Erst in dem obern Vorgemache trat ihm ein alter Diener, an dessen Livreeknöpfen Richards scharfer Blick dasselbe Wappen erkannte, das er heute schon einmal über dem Portalle der Villa im „neuen Armidengarten" (denn so hatte er ihn getauft) gesehen. Der Alte bat ihn einzutreten und Richard befand sich binnen wenigen Augenblicken in einem geräumigen, komfortabel eingerichteten Studirzimmer einem jungen Manne gegenüber, der etwa fünf oder sechs Jahre älter seyn mochte. Sein Gesicht war nicht eben uninteressant, aber blasirt, und er machte trotz des vornehm humanen Anstandes, mit dem er Richard bat, sich niederzulassen, auf den jungen Künstler nicht den günstigsten Eindruck. Während Franz von Rorschach den zuerst übergebenen Brief las (ein routinirter Beobachter würde bald bemerkt haben, wie sein Interesse sich von Zeile zu Zeile steigerte) gewann Richard Zeit, sich in dem verschwenderisch mit Ottomanen und Bücherschränken ausgestatteten Zimmer flüchtig umzusehen. Die Bilder an den Wänden stellten sämmtlich orientalische Frauengruppen dar, einige schienen nicht ohne wahren Kunstwerth zu seyn. Die ganze Einrichtung dieses Gemaches, dessen Boden überdieß noch mit prächtigen türkischen Teppichen belegt war, belehrte den jungen Bildhauer, daß Herr Franz von Rorschach Freund einer gewissen üppigen Behaglichkeit sey.

Schon als derselbe den Brief, welchen Richard überreicht, völlig zu Ende gelesen hatte, war jene Apathie, jene Gleichgültigkeit, mit welcher er ihn

entgegengenommen, völlig verschwunden. Und als nun Richard nach einigen einleitenden Worten auch die heute Morgen empfangene Karte dem Schreiben beifügte, sprang er rasch aus seinen Kissen empor, drückte dem Künstler die Hand und bat um Aufklärung, wie wohl Herr Richard Salten die Bekanntschaft seiner liebenswürdigen Kousine Anna gemacht habe.

Und als Richard sein Abenteuer aus der Morgenfrühe erzählt, erneuerte Herr Franz von Rarschach den Händedruck und rief:

„Bei Gott! beim Propheten: Sie sind ein Glückskind! Meine Kousine Anna ist ein seltenes, seltsames, ich möchte sie ein ideales Wesen nennen, und so rasch wie Sie hat noch kein Mensch ihr Vertrauen erworben. Natürlich führ' ich Sie diesem Billet gemäß im Rorschachschen Hause ein; aber sagen Sie mir zunächst, mein Freund, der Baron von G. hat mich in allem Möglichen auf Ihre Gefälligkeit im Mittheilen verwiesen. O bitte nehmen Sie doch Platz neben mir. Dieser harte Sessel!"

Richard folgte, nicht ohne zu lächeln, denn der Sessel war trefflich gepolstert, der Aufforderung und ließ sich neben Franz von Rorschach nieder:

„Rauchen Sie? Hier sind treffliche Havannacigarren, Sie erlauben wohl, daß ich mich an meinen türkischen Taback halte!"

Dabei zündete der Fragende eine lange türkische Pfeife an, und wandte sich dann wieder zu Richard, der das Cigarrenetui mit dem Bemerken, daß er nicht rauche, zurückgegeben hatte. Richard ergriff nun das Wort:

„Ich habe allerdings dem Herrn Baron von G. zugesagt, Ihnen mitzutheilen, wie ich Künstler wurde, was meine Intentionen und Zukunftspläne sind. Der Herr Baron versicherte mich, daß ich bei Ihnen Theilnahme finden würde und wäre es mir verstattet gewesen, noch irgend Zweifel zu hegen: die Begegnung mit Ihrer liebenswürdigen Verwandtin, der freundliche Empfang, den Sie mir so eben zu Theil werden ließen, müßten diese zerstreuen.

Gewiß hat Ihnen Baron von G., mein edler Gönner, geschrieben, daß ich aus einem zu seinen Gütern gehörigen Dörfchen komme. Dort war der Schullehrer mein Vater, meine Mutter verlor ich in so früher Kindheit, daß mir kein Zug ihres Wesens im Gedächtniß geblieben ist. Ich war der einzige Sohn meiner Eltern, das sollte das Unglück meiner Jugend werden. Bereits als Knabe regte sich der dunkle Drang, den die Gottheit mir in die Seele gelegt. Natürlich auf knabenhafte Weise; aus Thon und Lehm formte und bildete ich Figuren und mein Ideal war den Umständen angemessen. Zuerst wünschte ich Töpfer, dann als ich einen Händler mit Gypsfiguren durch unser Dorf ziehen sah, ein Verfertiger solcher Gypsfiguren zu werden. Daß mein Vater diese Wünsche als kindische Thorheit nicht weiter beachtete, war natürlich, daß er aber auch in spätern Jahren, als der frühe Trieb reifte, demselben keine Beachtung schenkte, ist für mich eine Quelle vieler Trübsal geworden. Weil der Vater nur mich, nur ein Kind besaß, weil er sich dem zufolge in einer behaglich gesicherten Lebenslage befand, konnte er den Gedanken nicht ertragen, mich als etwas Anderes, denn als Lehrer zu sehen. Alles Bitten, alles Sträuben war und blieb umsonst, in meinem dreizehnten Jahre verließ ich das Heimathsdorf, um in einem Seminar mich zu meinem künftigen Berufe vorzubereiten. Sechs volle Jahre habe ich hier zugebracht, inmitten geisttödtenden Lernens, sclavischen Regelzwangs. Wer das nicht selbst gefühlt, wem nicht selbst ein Weh durch lange Zeit in's Herz geschnitten, der wird es schwer fassen! Das war ein Tragen und Entsagen! Immer bewußter, immer mächtiger wurde in meiner Seele der Gedanke, daß ich zum Bildhauer bestimmt sey. Aber wie das Talent, das roh und ungeschult aus mir heraus Fratzen und Stümpereien schuf, wie es bilden? In dieser Zeit lernte ich die altdeutsche Dichtung mit all ihren plastischen Gestalten kennen; die Nibelungen, Gudrun, Wolfram von Eschenbachs Titurel und Gottfried von Straßburgs Isolde wurden die Nahrung meiner Phantasie. Ich wußte bereits, welche Gruppen ich dereinst aus dem Stein fördern sollte, ehe ich nur verstand, kunstgerecht Meisel und Raspel an den Stein zu setzen! Endlich schien sich ein Ausweg zu zeigen, der mir wenigstens einen Anfang verbürgte."

(Fortsetzung folgt.)

Der Angriff auf den Malakoffthurm am 18 Juni.

(Schluß.)

Russische Dampfer, in der Carenagebucht schräg aufgestellt, feuerten fürchterliche Kartätschenladungen ab und die Batterien auf der andern Seite der Rhede sandten ihre Geschosse gleichfalls herüber. Die Division wurde dann im wahren Sinn des Worts niedergemacht, denn die Soldaten fielen wie die Aehren des Feldes unter der Sense des Schnitters. Dennoch wich dieselbe trotz des Todes des Generals Brunet, der an ihrer Spitze fiel, nicht zurück, aber gleich der dritten Division mußte sie den Schutz benutzen, welchen die Hügel des Terrains gegen den Kugelregen gewährten, und dort die Stellung behauptend die Ankunft der Reserven erwarten, denn man war zu wenig zahlreich, um einen Schlag zu führen und einen Vortheil zu be-

haupten, selbst wenn es gelungen wäre, den Zweck zu erreichen.

Indessen war auch General d'Autemarre unterwegs. In der Verlängerung der Karabelnajaschlucht defilirend, konnte er trotz großer Verluste die rechte Seite des Malakoffwerkes erreichen. Er drang auf dem Wege vor, welcher dieses Werk mit der Schlucht verbindet und nach erbittertem Kampfe blieb er im Besitze eines Theiles des Terrains, war aber dem Feuer der hintern russischen Werke ausgesetzt, die nicht angegriffen werden konnten. Zwanzig Minuten lang wehte der Adler des 19. Regiments auf der Böschung und nach einander fanden Alle den Tod, die ihn decken wollten. Nun gab der General, von den umgewandten Geschützen der Russen auf dem großen Redan im Rücken gefaßt, den Befehl zum Rückzug, der dem Feinde zugekehrt in guter Ordnung ausgeführt wurde. Die Division stellte sich 100 Schritte weiter rückwärts in einer alten russischen Parallele auf. Sie hätte sogleich unterstützt werden müssen, um die Offensive wieder zu ergreifen und um trotz des Mangels an Faschinen zur Ausfüllung der 18 Fuß tiefen Gräben die Werke vielleicht zu nehmen; vor allem hätte die englische Armee, wie man übereingekommen war, ihre Bewegung gleichzeitig ausführen müssen, so daß die englische Kolonne den großen Redan in demselben Augenblick angriff, wo die Franzosen gegen den Malakoffthurm vorrückten. Anstatt dessen brachen die Engländer um eine halbe Stunde später auf, drangen bis zum Graben vor, den sie nicht überschreiten konnten, verloren im Kartätschenfeuer zwei Generale und eine Menge Offiziere und kehrten in ihre Parallelen zurück, ohne weiter etwas zu unternehmen.

Inzwischen behauptete sich General d'Autemarre mit seiner Division trotz des fürchterlichen Feuers hinter der kleinen Schutzwehr; seine Soldaten, die ihn seit lange kennen, und ihm vertrauen, folgten ihm blindlings, und seine Truppen zogen sich erst zurück, nachdem sie den Befehl dazu erhalten und 3 Stunden lang im dichten Kartätschen-, Bomben- und Flintenkugelregen gestanden. Die Unternehmung war mißlungen. Der Mangel an Ensemble, andere Ursachen und auch das furchtbare Feuer der Russen, die dasselbe nacheinander auf jede unserer Divisionen konzentriren konnten, hinderten den Erfolg. Man kehrte also in seine Stellungen zurück. General Pelissier gab mit Unrecht Befehl, den Angriff zu erneuern. General Mayran erhielt 3 Wunden, wovon eine tödtlich; General Brunet ist todt; General Villiers verwundet. Fast alle Obersten sind kampfunfähig, deßgleichen eine Menge höhere Offiziere und noch mehr Subalternoffiziere. Die 3 Divisionen, die nicht unterstützt, den ganzen Choc allein aushalten mußten, sind zu Grunde gerichtet. Es gibt einzelne Bataillone, die so zu sagen verschwanden. Der Gesammtverlust beträgt gegen 5000 Mann: 2000 Mann von der Division d'Autemarre, 1500 Mann von jeder der zwei anderen. Die Reserven, die nicht vorrückten, blieben unversehrt. Der Obergeneral übertrug, nachdem er die letzten Befehle gegeben, Nachmittags das Kommando dem General Regnault de Saint-Jean d'Angely.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Turin wird unterm 26. Juni berichtet: „Vor drei Tagen hatten wir das Schauspiel einer Fata morgana. Die herrliche Basilica auf Superga, von ihrem Bergkegel auf Dutzende von Miglien in die weite Po-Ebene hinaus sichtbar, stand in einiger Entfernung in bewundrungswürdigen Linien am Himmel nachgebildet, und bot einen bezaubernden Anblick. Am 20. d. um die Mittagsstunde wurde uns der Anblick einer Landwindhose zu Theil, wie sie wohl selten sich zu einer solchen Höhe erhebt. Auf schwarz-dunkelm Gewittergrunde in süd-südwestlicher Richtung erhob sich ein umgestürzter Kegel gleich einer wirbelnde milchfarbenen Säule. Der Ort ihres Aufsteigens mochte wohl zwei Miglien von Turin entfernt seyn, und dennoch erhob sie sich für die hiesigen Beschauer bis zu einer Winkelhöhe von 45 Graden. Das Schauspiel blieb wohl volle 15 Minuten sichtbar, und die Straßen und Plätze, die in jene Richtung auslaufen, waren mit Schauern besäet. Nach Verlauf dieser Zeit senkte sich dieselbe und eilte immer rascher und rascher dem Po zu, über welchem sie verschwand."

Unter den mancherlei wunderlichen Satzungen und Fabeleien der Hindus befindet sich die so sinnige wie für das Wohl des Landes und seiner Bewohner äußerst nützliche Ansicht, daß die Seele in jener Welt sich der Segnungen und Dankbezeugungen aller Geschöpfe zu erfreuen hat, welche von dem Baume essen und sich des Schattens seiner Zweige freuen, den der Hindu während seiner irdischen Laufbahn gepflanzt hat. Seinen Reichthum an Mango- und Palmbäumen und deren Pflege hat Indien zum großen Theile dieser heiligen Satzung zu danken.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 162 Montag, 9. Juli 1855.

Ein Grab an der Kirchhofsmauer.

(Fortsetzung.)

Die einfachen Rasenhügel hatten reichere Blumenzierden bekommen, Trauerweiden und Eschen waren angepflanzt, Monumente mancher Art fanden sich an vielen Stellen. Der Gottesacker schien ein Garten geworden.

Ich ging an der Mauer entlang. Epheu und Waldrebe versuchten dort ihre Elfenfüßchen in die Spalten einzudrängen. Die öden Gräber der Gerichteten waren planirt, man ging darüber hinweg, und nur ein einziger Hügel zeigte sich dicht an der Kirchhofsmauer. Ein Kreuz schmückte ihn, an welchem ein noch frischer Kranz hing. Prächtige Levkoyen und Reseda von ungemeiner Größe blühten auf dem Grabe.

Auf dem gußeisernen Kreuz stand nichts als die einfachen Worte: „Friede sey mit dir," und die beiden Buchstaben D. W.

Es war das Grab der Selbstmörderin, deren Geschichte ich noch niemals genau gehört, aber es freute mich, daß eine liebende Hand es jetzt noch, nach so langen Jahren, mit Blumen schmückte.

Wenige Minuten, nachdem ich von dem Hügel weggegangen, sah ich eine Dame über den Kirchhof schreiten. Sie war jung, hübsch und wohlgekleidet und führte an jeder Hand ein Knäbchen, denen man es ansah, daß sie Zwillinge waren. Die Kinder trugen Blumen.

Zu meinem Erstaunen sah ich diesen kleinen Zug dem Grabe an der Kirchhofsmauer zuschreiten und die Kinderchen ihre Blumen auf dasselbe legen. —

Ich fragte jetzt noch einmal den alten Gordeck. Er wußte nicht, wer die Dame sey, oder wollte es nicht wissen, auf Dorchen Wiesener erinnerte er sich wohl noch, aber wie das damals Alles gewesen sey, das hatte er vergessen. Waren doch fast 20 Jahre vergangen, seitdem er das Grab der Selbstmörderin gegraben, und er war alt und sein Gedächtniß wurde schwach.

Am Abend dieses Tages war ich in Gesellschaft. Meine alten Freunde wollten mir eine Ehre anthun, und alle Welt war geladen und wurde mir vorgestellt.

Ganz spät, fast die Letzten von Allen, erschien noch ein Ehepaar, das mir als Herr und Frau Weiße bezeichnet wurde.

In der Frau erkannte ich jene, welche heute früh an Dorchens Grabe gewesen.

Mich interessirte dieser Umstand, und ich betrachtete das Paar, das an Alter ziemlich verschieden zu seyn schien, nicht ohne Neugierde.

Der Mann mochte 40 Jahre zählen, seine Gattin kaum 25.

Er war groß, schlank und trug den Kopf etwas gebeugt. Sein Haar mochte einst schön aschblond gewesen seyn, jetzt war es — wohl vorzeitig — eisengrau und schlang sich in einigen natürlichen Locken um eine sehr blasse Stirn. Nase und Mund waren von einer fast weiblichen Weichheit, und um die Lippen zuckte es bisweilen auf eine eigene sehr unheimliche Art. Er hatte blendend weiße Zähne und war glatt rassirt, aber ein dunkler bläulicher Streifen auf Lippe und Wange hob seinen auffallend weißen Teint noch mehr hervor und gab ihm ein seltsames, fast leichenhaftes Ansehen. Er war ganz schwarz gekleidet und trug sehr feine weiße Wäsche.

Ich stand einige Zeit nach dem Eintritt jener Beiden in der Fensternische mit einem alten Freunde, dem Professor, der mich vor langen Jahren über die Mammuthsgerippe belehrt hatte.

Die junge Frau Weiße saß uns gegenüber an einem Spieltisch bei einer Bostonpartie.

Sie hatte ein sehr angenehmes Lächeln und einen Blick voll milder Seelengüte. Die Frau gefiel mir unsäglich.

„Wissen Sie etwas von der jungen brünetten Dame dort?" fragte ich meinen Gefährten.

Er rückte die Brille zurecht, sah nach der Bezeichneten und sagte:

„Meinen Sie Madame Weiße, liebe Julie?"

„Dieselbe."

„Ei, das ist die Tochter des Direktors aus der Strafanstalt in G."

„Und ihr Gatte?“

„Er lernte sie als Sträfling kennen und sie ward seine Frau nach Ablauf seiner Strafzeit.“

„In welchen Verhältnissen lebt diese Familie jetzt hier?“

„In ziemlich beschränkten, liebe Freundin. Die Eltern des Herrn Weiße starben noch während seines traurigen Aufenthalts in G. Ihr Nachlaß erwies sich lange nicht so groß, als man es vermuthete. Die Handelsverhältnisse unsers Städtchens sind nicht mehr, was sie vor 50 — 60 Jahren waren. Madame Weiße hält Pensionäre und ihr Mann gibt Unterricht im Zeichnen und in der Musik.“

„Und welch ein Vergehen oder Verbrechen hat diesen Mann in die Strafanstalt geführt, bester Freund?“

„Ich erzähle Ihnen das morgen, liebe Julie,“ sagte der freundliche Alte mit einem bedeutungsvollen Kopfnicken, „hier geht das nicht so rasch,“ und so erfuhr ich denn am folgenden Tage die nachstehende kleine Geschichte.

Ein Landschullehrer starb. Ein Mann, der über seinen Stand unterrichtet, nicht bloß gewissermaßen gelehrt, sondern auch wirklich an Herz und Geist gebildet war.

Seine Gattin war ihm schon vor Jahren vorangegangen und an seinem Sarge weinte sein einziges Kind, ein bildschönes, kaum sechzehnjähriges Mädchen.

Dorchen Wiesener war nicht bloß von der Hand der Natur in Hinsicht ihres Aeußern verschwenderisch ausgestattet worden, sie war die schönste Blondine, die ein Maler sich zum Vorbild einer Hebe oder Leda wünschen konnte — sie war auch talentvoll, und der Unterricht ihres Vaters, dessen Abgott sie gewesen, hatte ihr mancherlei Kenntnisse und Fertigkeiten beigebracht, die bei einem sechzehnjährigen Mädchen selten in solcher Reife zu finden sind.

Von der Welt kannte Dorchen gar nichts. Sie hatte kaum jemals ihr Heimathdörfchen verlassen.

Die vornehmste Person, mit der ihre Verhältnisse sie zusammengeführt, war die Frau Predigerin von dem Pfarrdorfe, zu dem ihres Vaters Schule gehört hatte. Es war zugleich die einzige, an die das verwaiste Mädchen sich wenden, die sie um Rath fragen konnte, was sie nun in Zukunft beginnen solle.

Dorchen spielte ziemlich gut Klavier und hatte eine hübsche Stimme, die ihr Vater zu bilden begonnen. Sie hätte allenfalls das Theater betreten und möglicherweise dort ihr Glück machen können.

Ein solcher Schritt schien aber der Frau Predigerin der erste auf der abschüssigen Bahn in die Hölle. Dorchen hatte auch einige Kenntnisse von Geschichte, Geographie und deutscher Grammatik, sie hätte recht gut Lehrerin junger Kinder werden und so sich durchs Leben helfen können, aber sie war nur die Tochter eines Dorfschulmeisters. Der Frau Predigerin schien es, als ob der Stand einer Gouvernante auch nicht recht für sie passe. Die Schwester der Frau Predigerin, die Frau eines sehr reichen Kaufmanns in der zehn Meilen entfernten Stadt, bedurfte eines Stubenmädchens — das war die Stelle, die die Beschützerin für das blutjunge, bildschöne Kind ganz passend fand, und so fuhr denn Dorchen drei Tage nach dem Begräbniß ihres Vaters mit dem Käsewagen nach der Stadt, sich ihrer künftigen Herrschaft vorzustellen.

Die Frau Predigerin ermahnte sie zu Fleiß und Gehorsam, besonders zu einem sittlichen Lebenswandel, auf den ihre Schwester unglaublich viel hielte, und Dorchen saß in dem wilden Sturme einer nordischen Märznacht auf dem offenen Wagen, hüllte sich weinend in ihr dünnes Mäntelchen und fühlte ihre bittern Seelenschmerzen kaum vor dem schneidenden Frost, der ihre Glieder erzittern ließ, vor den Regenschauern, die von Zeit zu Zeit zwischen Kappe und Mantel eindringend ihren weißen Nacken fühlend benetzten, und vor den Stößen des Wagens.

Nur wenn Peter, der Fuhrmann, an einer Schenke auf dem Wege hielt und sie auszusteigen und sich am Ofen der Schenkstube zu wärmen nöthigte, kam das ganze Gefühl ihrer Verlassenheit, die ganze Furcht vor der trostlosen, freundlosen Zukunft über das Herz der Kleinen und sie weinte dann, o wie heiß und bitterlich, bis wieder Nacht, Wind und Regen das Ihrige thaten, um diese Schmerzen zu betäuben.

Es war etwa Nachmittags um 2 Uhr, als der Käsewagen in der Stadt ankam und auf dem Marktplatze stehen blieb. Peter ging in den nächsten Branntweinladen und bat Dorchen, bei den Käsen zu bleiben bis er wiederkäme, was sie natürlich auch that.

Das Posthaus war geradeüber. Eine Post wurde dort eben expedirt. Die jungen Sekretäre sowohl als einige wartende Passagiere sahen neugierig nach dem bildschönen jungen Geschöpf, das in der ärmlichen Trauerkleidung etwa wie eine eben erblühende Moosrosenknospe aussehen mochte, die man, um den Reiz ihrer zarten Farben noch auffallender zu machen, auf schwarzes Papier gelegt hatte. — Einer der Passagiere betrachtete das liebliche Kind besonders mit entzückten Augen. Es war ein Jüngling von etwa 21 Jahren, der eben, um seine Ausbildung in der Handelswissenschaft zu

vollenden, nach Antwerpen ging, von dort nach London gehen und in Jahr und Tag zurückkehren sollte, um der Associé seines Vaters zu werden, der unter den reichen Handelsherren der Stadt für einen der reichsten galt.

Der junge Herr Weiße, sah auf das schöne Geschöpf, dessen Schönheit durch den Schmerz in seinen Zügen nicht entstellt werden konnte, mit dem doppelten Interesse des Jünglings und des Malers, denn das Letztere war er aus Neigung, ja aus Leidenschaft und sehr gegen den Willen seiner Eltern.

Die Pferde wurden indeß vor die Postwagen gespannt, denn es waren, wegen der nahen Messe, deren zwei. Der alte pensionirte Oberst, der die Postmeistersstelle bekleidete, sagte wie gewöhnlich: „Langsam um die Ecke, Schwager; der erste Wagen fährt vor, der zweite folgt nach.“ Der Postillon blies eine wunderbare Variation des Dessauer Marsches. Fort ging's! — Herr Weiße sah sich an der besagten Ecke nach dem schönen Mädchen um, und das weinende Dorchen ahnte nicht, daß ihr Bild den abgehenden Wagen begleitete.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sträußchen.

Das Leben ist ein Garten —
Der große Gärtner Gott —
D'rin tausend Blumenarten
Erblüh'n auf sein Gebot.

Ein Sträußchen Jeder findet,
Das seine Vaterhand
Aus reichen Blüthen windet,
Dort in der Engel Land. —

Der Eltern heil'ge Liebe
Dem holden Veilchen gleicht,
Das mit bescheid'nem Triebe,
Zum schatt'gen Busche fleucht.

Wie es entzückt verborgen,
Sie sorgt für unser Glück,
Verlangt für alle Sorgen,
Nicht Dank nicht Lohn zurück. —

Und als der Blumen zweite
Im schönen Blüthenkreis',
Geschwisterlieb' er reih'te —,
Sie gleicht der Lilie weiß!

Wie die mit schnee'gem Scheine
Des Gartens Pracht vermehrt,
Geschwisterlieb' die reine
Das Leben uns verklärt.

Wohl All' entzückt die Rose,
Die Blumen-Königin,
Des Lenzes Lieblings-Sprosse
Bezaubernd jeden Sinn!

Ist gleich die Frauenliebe
Von jener edlen Art,
Wenn sich zum hehrsten Triebe,
Die Treue hat gepaart.

Wo sich des Waldbachs Welle
Von Fels zum Felsen bricht
Dort blüh'n rings auf der Stelle
Gar reich Vergißmeinnicht.

So g'leitet dich durch's Leben
Durch seine Klippen treu,
Die Freundeslieb' ergeben
Ob Glück, ob Leid dir sey!

Wenn solch' ein Kranz geworden,
Wenn kein's der Blümchen fehlt,
Steht an des Edens Pforten
Schon hier auf dieser Welt!

Aschaffenburg im Juni 1855.

W . . .

Mannigfaltigkeiten.

Unter der Ueberschrift „Auf einer Bastion“ gibt ein russisches Blatt folgende Schilderung: „In die fast ermüdende Einförmigkeit einer seit 8 Monaten kaum auf Augenblicke verstummenden Kanonade bringt für die heldenmüthigen Vertheidiger Sebastopols ein Bombardement, wie das am 9. April, eine schreckliche Abwechselung. Nichts kann furchtbar großartiger seyn, als das Bild, welches eine Bastion an solchem Tage gewährt. Sie gleicht dann dem Krater eines Vulkans. An den Geschützen arbeitet rastlos die Bedienungsmannschaft; Schützen stehen auf den Bankets; Offiziere gehen auf der Batterie auf und ab, und dirigiren das Feuer. Vollkugeln, Granaten, Bomben, Flintenkugeln fliegen, pfeifen, zischen, schlagen ein, platzen, ricochettiren nach allen Richtungen; Niemand achtet auf sie, als der Signalist, welcher, mit dem Fernrohr in der Hand, den feindlichen Batterien folgt. Er kennt sie von Grund aus, er weiß jede Schießscharte, er weiß, ob die Geschütz gut oder schlecht trifft, rasch oder langsam feuert, wenn diese oder jene Batterie zu agiren anfängt. Vierzehn Stunden des Tages hintereinander hört das Feuer nicht auf, der Signalist beobachtet die ganze Zeit aufmerksam und es sieht aus, wie wenn der Feind auf sein Kommando schösse: „Paßt auf! die mit sechs Geschützen . . . eins, zwei, drei . . . sechs, halt!“ „Die mit drei Mörsern!“ „Eine Bombe! Die rechte Flanke nehme sich in Acht!“ „Eine Bombe — für die Armee!“ (d. h. sie bedroht die aus Infanterie bestehende Deckung der Batterie.) — „Eine Bombe ist trinken gegangen!“ d. h. sie fällt in die Bucht. „Eine Bombe für uns, sie ist bitterböse“ — und eine Bombe platzt in der Batterie selbst. Einige Mann sind todt, Einigen hat sie Arme und Beine abgerissen; aber man hört kein Stöhnen, kein Klagen. Die Träger

erscheinen sogleich und bringen die Verwundeten nach dem Verbandplatze. Der Signalist hat nicht einmal den Kopf umgedreht, er ist nur auf den Feind aufmerksam. Die Kanonade brüllt. „Die zweite Reihe beginnt. Das Geschütz brennt los“, und eine Granate schlägt in die Brustwehr ein, platzt und nimmt ein Stück Erde mit. „Eine Bombe für uns,“ und mit furchtbarem Lärm schlägt eine Bombe in die Blendung und platzt, ohne jedoch die Decke durchzuschlagen. „Leute nach oben“, tönt die laute Stimme des Kommandeurs der Batterie. „Ja wohl“, und in einem Augenblick ist der gewaltige Trichter mit Erde und Steinen verschüttet. Fiele zu gleicher Zeit eine andere Bombe dahin, so wäre die Decke vielleicht durchschlagen und ein Dutzend Menschen darunter zerschmettert worden. Auch dieß kommt vor. Am schrecklichsten von Allem ist es aber, wenn ein ganzes Bouquet von Bomben zugleich auf einen Pulverkeller fällt und ihn in die Luft sprengt. Auch die Nacht gewährt keine Ruhe und zahlreich fallen noch Bomben in die Bastion, diese beschädigt eine Schießscharte, diese zerschmettert eine Lafette, jene verwundet Leute. Die Matrosen schleppen Reservegeschütze zum Ersatz der demontirten, tragen Kugeln, Kartouchen herbei, bessern die Merlons und Traversen aus, bis der Tag wieder anbricht.“

Bekanntlich verheirathen sich die Amerikanerinnen mit oder ohne Einwilligung ihrer Eltern oft schon im vierzehnten oder fünfzehnten Jahre. Ein merkwürdiger Fall von letzterer Sorte ereignete sich jüngst bei Belleville in Texas: Ein Vater sieht seine fünfzehnjährige Tochter noch für etwas kindlich an und ahnet nicht, daß sie längst einen Bräutigam hat; endlich kommt er dahinter, verbietet den Umgang und hört nicht auf den Heirathsantrag des jungen Paares. Er kennt aber seine Pappenheimer und sperrt deßhalb seine Tochter in ein kleines Haus, welches etwas entfernt von seinem Wohnsitze liegt. In der Nacht kommt der Liebhaber, findet seinen Schatz eingesperrt und beginnt sofort ein Loch in die Mauer zu bohren, wo hindurch sie ihre Hand stecken kann. Dann eilt er fort, holt einen Prediger und läßt sich mit ihr trauen; die Ringe werden mit der hervorragenden Hand gewechselt, der Trauschein ausgefertigt und der glückliche Gatte geht beruhigt nach Hause. Am nächsten Morgen erschienen zwei Konstabler beim Vater, mit dem Befehl, dem jungen Ehemann sofort seine rechtmäßige Gattin auszuliefern und im Fall der Weigerung so und so viel Strafe zu erlegen. Was blieb dem alten Manne wohl übrig, als zum bösen Spiel gute Miene zu machen. (?)

Saphir erzählt in seinen Briefen aus Paris folgende interessante Anekdote: Ein berühmtes altes Café ist das Café Foy im Palais Royal. Im Café Foy wird nicht gespielt, bloß gelesen und gesprochen, laut gelesen. Aber am Plafond ist eine Schwalbe gemalt. Was will diese Schwalbe sagen? Diese Schwalbe ist jene „eine Schwalbe“, die in diesem Café Sommer machte. Das Café Foy war wenig besucht. Eines Morgens kommt ein Mann ins Café, trinkt Kaffee, nimmt noch mehrere Erfrischungen und will bezahlen. Er hat seine Börse vergessen. Der Garçon will dem unbekannten Gaste nicht borgen, dieser sagt, man soll den Wirth rufen. Der Wirth kommt, der Gast erzählt ihm seine Verlegenheit. Der Wirth ist liebenswürdiger und sagt: „Bezahlen Sie, wenn Sie wieder vorübergehen.“ In diesem Augenblick erblickt der Gast einen Farbentopf mit einem Pinsel, der zufällig in einem Winkel stand. Er sagte zum Wirth: „Ich werde Sie gleich bezahlen,“ nimmt Topf und Pinsel, steigt auf einen Sessel, den er auf das Billard stellt, malt eine Schwalbe am Plafond und den Namen „Horace Vernet“. Diese Schwalbe brachte dem Café Foy den ewigen Sommer voll Gäste. Die Schwalbe ist das Palladium, der Genius des Café Foy. Hier kommen auch die Künstler des Theatre Français zusammen.

[Die unterseeischen russischen Höllenmaschinen] sind Gefäße von galvanisirtem Eisenblech, die wie ein eingebohrter Zuckerhut — $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch und $1\frac{1}{4}$ Fuß an der Basis breit — an einem auf dem Boden befestigten Strick unter dem Wasserspiegel schwimmen und in der untern Hälfte eine Pulverladung, in der oberen einen Zündapparat enthalten, der durch den geringsten Stoß an eine außerhalb des Gefäßes liegende Querstange die Explosion bewirkt. Diese Querstange, durch eine elastische Feder von einer in eine Glasröhre auslaufenden, durch die Achse des Gefäßes gehenden Stange leicht entfernt gehalten, versetzt beim Anprallen dieser eine Erschütterung, die dünne Glasröhre bricht und verbreitet ihren Inhalt, Schwefelsäure, in mit Zündmasse angefüllte Baumwolle, eine dabei explodirende kleine Quantität Pulver öffnet die Scheidewand zwischen der Zündkammer und dem darunter befindlichen Pulver, das nun ebenfalls Feuer faßt.

Die Industrieausstellung in Paris hat aus Valenciennes einen Zuckerhut erhalten, den der Meisel eines Künstlers zu der schönsten weiblichen Büste verarbeitet hat. Jeder Zuschauer hält das Gebilde für den reinsten Alabaster und begreift nicht, warum es nicht in der Abtheilung für die schönen Künste aufgestellt ist. Die Venus Anodyomene, die nicht aus Meeresschaum, sondern aus Runkelrüben entstanden ist, macht unter den steifen Zuckerhüten einen tragikomischen Eindruck.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 163 Dienstag, 10. Juli 1855.

Ein Grab an der Kirchhofsmauer.

(Fortsetzung.)

Als Peter sich genugsam gestärkt hatte, kehrte er zu dem harrenden Mädchen zurück. Dorchen ließ sich noch einmal von ihm den Weg beschreiben, den sie zu nehmen hatte, und nachdem sie dem Fuhrmann weinend gedankt und ihm Empfehlungen an die Frau Pastorin und Grüße an die armen Gräber ihrer Eltern aufgetragen hatte, ging sie durch die ihr so fremden Straßen und fand sich vor dem großen Hause mit den Spiegelfenstern, auf dessen Thür eine Porzellanplatte, mit der Inschrift angebracht war: „Kommerzienrath Tobias Weiße." Sie legte die Hand auf den blanken Messingdrücker, aber die schwere eichene Thür widerstand ihrer Anstrengung, sie zu öffnen. So stand sie noch länger als eine Stunde in tödtlicher Angst, dem Regen und dem Winde ausgesetzt, bis ein vorübergehender Herr sie bewog, die blanke Klingelschnur zu ziehen, deren heller Ton durchs Haus schallend Dorchen zwar zusammenfahren ließ, aber innen eine unsichtbare Hand bewegte, die Thür zu öffnen. Das schüchterne, bis ins Herz hinein durchkältete Mädchen, das seit dem vergangenen Abende keinen Bissen zu sich genommen hatte, trat nun unter das Dach, das ihr in Zukunft Schutz bieten sollte.

Sie befand sich in einem hohen hellen Flur, von dessen Decke, die mit Stuckarbeit verziert war, ein messingener spiegelblanker Kronleuchter mit mehreren Armen niederhing.

Schränke von dunklem Eichenholz, mit Schnitzereien und ausgelegter Arbeit verziert, standen an den Wänden, ein paar Sessel mit hohen Lehnen und mit rothem Plüsch überzogen, in der Fensternische.

Ein lebendiges Wesen war nirgends zu erblicken, außer der großen schwarzen Katze, die feit und falsch aussehend ihren breiten Rücken an Dorchens feuchten Füßen rieb. In dem ganzen Seyn des armen Mädchens war auch keine Nervenfaser, die nicht vor Frost, Angst und Mattigkeit gebebt und gezuckt hätte.

Das Roth war von ihren Wangen gewichen, und selbst die Lippe erbleichte und erbebte, als die Klingel von Neuem heftig gezogen wurde. Die unsichtbare Hand öffnete wieder, und dießmal trat ein schöner, kräftig aussehender Jüngling ein, der eilig an Dorchen vorüber nach dem hintern Theil des Hauses stürmen wollte, aber wie vom Blitz gerührt plötzlich stehen blieb und nicht wenig erschrack, als das schöne Geschöpf, vor dem er sich ehrfurchtsvoll verbeugte, plötzlich zusammenbrechend ohnmächtig in seine Arme sank.

Einige Minuten später war die ganze Familie, von Madame Weiße bis zum Scheuermädchen, vom Kommerzienrath bis zum Markthelfer Gottwald, um die seltsame Gruppe versammelt.

Man fragte, man forschte; der Sohn des Hauses — denn das war der zuletzt Eingetretene — konnte nur über sich Rechenschaft geben und erzählte, daß tausend Schritte von der Stadt der Postwagen auf dem Höllenwege gebrochen, daß er selbst sich wahrscheinlich den Arm ausgefallen habe, nach Hause zurückgekehrt sey, um nicht nur die Heilung des zertrümmerten Wagens, sondern hauptsächlich seines Armes abzuwarten, und daß ihm, eintretend, das im Hause wartende Mädchen ohnmächtig an die Brust gestürzt sey.

Man brachte Hirschhorn und Aether. Dorchen erholte sich und überreichte, nach ihrem Anliegen gefragt, der gebietenden Hausfrau den Brief der Frau Pastorin, ihrer Schwester, als Kreditiv.

„Gut!" sagte die Frau Kommerzienräthin, als sie gelesen hatte, „Sie kann hier ankommen, mein Kind, wenn Sie mir versichert, daß der Nervenzufall sich nicht wiederholen wird. Krankes Gesinde ist eine große Last, die ich mir nicht aufbürden kann, gehe Sie indeß in die Küche, die Hausmamsell soll Ihr etwas Kaffee geben, und nehmen Sie sich hernach Zeit, sich trocken anzuziehen."

Dorchen schwankte noch immer, und es brauste und summte ihr in den Ohren, als sie in die Küche kam. Das Messinggeräth, welches im Glanze des

Feuers lustig blitzte und schimmerte, schien vor ihren Augen zu tanzen.

Die Hausmamsell, eine große magere Person mit spitzer Nase und gewaltigen Zähnen, brachte ihr Kaffe, der sie erfrischte, und der alte Markthelfer Gottwald sorgte, daß das fremde hübsche Mädchen auch mit Speise versehen wurde.

Dann kleidete sich Dorchen in der Kammer, die sie mit dem Stubenmädchen theilte, trocken und reinlich an und fühlte nun wieder neue Kraft und frischen Lebensmuth.

Eine halbe Stunde darauf ertönte das Klingelzeichen, welches die Köchin ihr als das ihrige genannt hatte, und von dieser in das Wohnzimmer gewiesen, trat Dorchen mit bescheidenem Knix von Neuem ihrer Herrin vor Augen.

Madame Weiße war eine ganz wackere Hausfrau. Sie bezeichnete Dorchen mit Ruhe und Verstand den Kreis ihrer Pflichten, übergab ihr das gewöhnliche Silber, zählte ihr die Messer und Teller zu, die für den täglichen Gebrauch da waren, zeigte ihr die Zimmer, die sie zu kehren, zu putzen und im Stande zu halten hatte, und das junge Mädchen konnte übersehen, daß sie ihre Arbeit ohne zu große Anstrengung würde schaffen können, obgleich diese Arbeit von einer ihr bis dahin ganz unbekannten Art war. Ich werde lernen, dachte sie, ich will ja von Herzen gern lernen.

Die Verletzung am Arm des jungen Herrn Weiße zeigte sich als ungefährlich, aber nicht ganz unbedeutend. Die Hand war verstaucht, und ein Glassplitter von dem zerschellten Wagenfenster war in den Elnbogen eingedrungen und verursachte abscheuliche Schmerzen. — Er mußte seine große Reise fast um 14 Tage aufschieben.

Herr Alwin Weiße war das einzige Kind und der Abgott seiner Eltern und in der That hatten sie auch allen Grund, sich des wohlgerathenen, schönen, talentvollen Sohnes zu freuen. Er war natürlich zum Kaufmann erzogen, sollte er doch einst das große Geschäft des Vaters übernehmen. Seine Reisen sollten seine kaufmännische Ausbildung vollenden.

Herr Alwin Weiße hatte aber Neigungen, die nicht ganz mit dem Wunsche seines Vaters übereinstimmten. Er liebte leidenschaftlich Malerei, und wünschte nach Paris und Rom zu gehen und sich zum Künstler auszubilden.

Der Kommerzienrath zuckte dazu die Achseln. „Thorheit, Thorheit, mein lieber Sohn," entgegnete er, als Alwin diesen Wunsch gegen ihn aussprach. „Du kannst in deinen Freistunden malen, so viel du willst, und dir Bilder kaufen nach Belieben, du hast Geld." Bei diesem Ausspruch hatte es sein Bewenden. — Alwin Weiße war zwar kein kaufmännisches Genie und seine Kunsttalente waren nicht ausgebildet, aber er war doch ein hübscher, interessanter junger Mann und einst der Erbe einer halben Million.

Er war noch nicht viel in Berührung mit dem schönen Geschlecht gekommen. Madame Weiße's Umgangskreis beschränkte sich auf verheirathete und unverheirathete Damen ihres Alters. Der junge Herr tanzte nicht — dieß Vergnügen schien ihm für einen Mann unpassend, und so sah er denn eigentlich zum Erstenmal in seinem Leben ein sehr schönes Mädchen ganz in seiner Nähe, als Dorchen ihm ohnmächtig in die Arme sank.

Während der kurzen Zeit, die sein verwundeter Arm ihn im elterlichen Hause festhielt, hatte er zwar keine Gelegenheit, auch nur zwei Worte mit dem schönen Stubenmädchen zu wechseln, aber er sah sie täglich, er hörte ihren leisen Tritt in den Zimmern, die ihrer Obhut anvertraut waren, und ein Gefühl stahl sich in sein Herz, von dem er bis dahin noch keine Ahnung gehabt hatte.

Gerade ihre niedrige Stellung, die ihrer Schönheit so ganz und gar nicht anzupassen schien, erregte dasselbe. Es war aus Mitleid mit ihrer abhängigen Lage, Bewunderung ihrer hohen Reize und Freude an ihrer Milde und Lieblichkeit zusammengesetzt.

Herr Alwin ward aber gesund und reiste ab. Dorchen hatte den Sohn vom Hause, den reichen, vornehmen jungen Herrn nur flüchtig auf der Treppe oder im Speisezimmer gesehen, wenn sie dort zufällig ein Geschäft hatte. Sie war zu sehr mit Erlernung ihres Dienstes, mit Uebung ihrer neuen Pflichten beschäftigt. Zu traurig über den noch so neuen Verlust des Vaters und der Heimath, um viel auf ihn zu achten; als er aber abgereist war, fiel das Geschäft, sein Zimmer zu lüften und zu reinigen, ihr zu, und sie betrat dieselben mit jenem Interesse, das junge Mädchen meist für solche Räume haben, in denen Geschöpfe so ganz anderer Art als sie ihr Wesen oder Unwesen getrieben.

Das Erste, was Dorchen in Herrn Weiße's Zimmer fand, war — ihr eigenes Bild, fünf, sechsmal begonnen, aber nie recht ausgeführt, die Skizzen lagen zerstreut auf dem Fußboden und auf dem Tische umher.

Erstaunt, erröthend, sammelte das schöne Stubenmädchen diese Blätter und trug sie in das Kästchen, in dem sie alle ihre Heiligthümer zu verwahren pflegte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Idealisten.

(Fortsetzung.)

„In der Stadt," fuhr Richard fort, „in welcher das Seminar befindlich, lebte seit Jahren ein alter Modelleur und Stukkaturer. Seine Jugend hatte er ebenfalls an die Kunst, an die Plastik gewagt, aber von der Geringfügigkeit seines Talents überzeugt, noch rechtzeitig genug, was man so einen praktischen Weg nennt, eingeschlagen. Fühlte der Alte bei meiner Bekanntschaft die ersten goldenen Jugendtage und ihre Träume wieder erwachen? glaubte er ein wirkliches Talent in mir zu erkennen: ich weiß es nicht! Daß er mich freundlich aufnahm und mir versprach, in den Abendstunden Unterricht zu ertheilen, ist sicher. Ich, nur mein Ideal vor Augen, sagte dem guten Alten, der davon keine Ahnung hatte, nicht, daß es im Seminar streng verboten, in den Abendstunden das Haus zu verlassen, ich sagte ihm nicht, daß ich um seinen Unterricht zu genießen, tagtäglich mit Lebensgefahr durch das Fenster meiner Zelle das Seminar verließ und mich bei der Entdeckung der Gefahr einer schimpflichen Ausschließung preisgegeben sah.

Ich war wirklich so glücklich, beinahe ein ganzes Jahr hindurch ohne Anfechtung zu bleiben, da ich zu dem sogenannten Präfekten gehörte und das volle Vertrauen meiner Lehrer genoß. Aber endlich mußte es doch auffallen, daß ich regelmäßig in den Abendstunden in meiner Zelle arbeitete, sogar im Winter die Kälte derselben ertrug und niemals in den gemeinschaftlichen Sälen zu erblicken war. Nachdem einmal Verdacht gefaßt, war die Entdeckung leicht, und als ich eines Nachts auf dem gewöhnlichen Wege zurückkehrte, das heißt über die Mauer klimmte, fiel ich wörtlich dem auflauernden Seminardiener in die Hände. Bereits am nächsten Morgen, nachdem ich ein offenes Geständniß gethan, aber mit Hartnäckigkeit verschwiegen, wo ich die ersten Nachtstunden zugebracht (ich fürchtete nämlich dem trefflichen Alten zu schaden), wurde ich cum infamia entlassen. Mit einem gewissen Trotz ging ich nach Haus, wo mein Vater bei der Kunde von dem Vorgefallenen sich kaum zu fassen und zu trösten wußte. Während er seine Bemühungen in unzähligen Briefen und Wegen allein darauf richtete, meine Wiederaufnahme in das Seminar durchzusetzen, richtete ich in einer ausgeräumten Vorrathskammer so gut es ging, ein Atelier ein und begann frischweg zu bilden und zu formen. Eine Chriemhilde wollte ich schaffen, ich wähnte mich alles Ernstes Mann genug dazu. Gott mag wissen, welcher Stumpfheit oder Verzweiflung ich anheimgefallen wäre, wenn ich Zeit behalten hätte, meinen Vorsatz zu Ende zu bringen und so die Unzulänglichkeit meiner Mittel, den grellen Kontrast meines Wollens und meines Kommens einzusehen. Bereits nach wenigen Wochen trat mir ein rettender, ein helfender Engel in Gestalt des Barons v. G. entgegen. Auf seinen Kreuz- und Quergängen in jener unglückseligen Seminarangelegenheit hatte sich mein Vater auch an den Baron, als an seinen Patronatsherrn, gewendet. „Hat der Junge aber vielleicht wirkliches Talent?" war die erste Frage desselben gewesen, als mein Vater seine Historie geendet! Und nun kam er, sich über diesen Punkt als erfahrener Kunstkenner selbst zu unterrichten. Er fand, was er gesucht hatte, und an diesem Tage wendete sich mein Schicksal. Soll ich Ihnen noch weiter des Ausführlichen erzählen, wie er sorgte, daß ich ein geregeltes und geordnetes Studium meiner Kunst erst in Dresden, dann in München begann? Soll ich Ihnen erzählen, wie er es gewesen, der mir vom Herzog meines Ländchens ein Reisestipendium erwirkt und mir endlich hierher, wo ich nun in Ruhe und Muße meine ersten größeren Entwürfe verwirklichen möchte, Empfehlungen gegeben? Eins kann ich nicht verschweigen: daß ich leider trotz der guten und im Ganzen glücklichen Wendung der Verhältnisse mit meinem Vater in sehr unglücklichen Beziehungen stehe. Der alte Mann kann es mir bis heut nicht vergeben, daß ich seinen Lieblingsplan zerstört und hat sich außerdem nach und nach jener pietistischen Richtung angeschlossen, die alle Kunst für Teufelswerk erklärt. Im Allgemeinen finde ich bei der spekulirenden, materiellen Richtung, die eine große Anzahl junger Künstler der Gegenwart verfolgt, auch bei diesen keinen rechten Anklang: man schilt mich einen Idealisten."

„Das ist bei mir derselbe Fall," rief Franz v. Norschach mit einem gewissen Humor. „Auch ich, auch meine Kousine Anna gehören zu den Idealisten, wir finden hier keinen wesentlichen Beifall. Sie müssen wissen, hier dominirt die Stellenhascherei und schwebt über allen Häuptern.

Als ich doch jünger war, strebte ich auch nach einer Stelle. Ich wollte Hoftheaterintendant werden. Von der Natur mit einem mäßigen Pfunde poetischen Talents begabt, wucherte ich über Gebühr mit demselben und dichtete eine fünfaktige Tragödie „Der letzte König von Granada." Da ich kein Antichambriren und kein Geldopfer scheute, brachte ich sie auf unserer kleinen Hofbühne glücklich zur Aufführung. Alle diejenigen, welche nicht wünschten, daß ich die Intendantur, sey es früher oder später, erhalte, waren im Theater, und da Herzogliche Durchlaucht bereits im ersten Akte ihre Loge verließen, wurde im zweiten bereits wacker gepfiffen. Ich konnte das immerhin als einen succés d'estime betrachten, denn andern Tages wurde eine elende Posse beklatscht. Aber die Bühne war mir verleidet,

die Stellenbewerbung gleichfalls, ich quittirte Alles, ging auf Reisen, studirte die morgenländischen Dichter an der Quelle, und ahmte in meinen lyrischen Gedichten, wie die Kritik sagt, Hafis und Sadi nach. Gleichviel, man schilt mich hier einen Idealisten, weil ich auch sonst andere Neigungen und Gewohnheiten habe, als die Mehrzahl der soliden Leute! Meine Kousine Anna heißt idealistisch, weil — nun weil ihr ganzes Wesen nicht zu den gesellschaftlichen Unbedeutendheiten und Kleinheiten ja sagt. Nun kommen Sie hierher, nun bilden wir ein Kleeblatt. Aber ich muß Sie noch heute bei Annas Eltern einführen; Sie wollen doch?"

Richard, der mit großem Interesse die kurze und etwas abrupte Art, in der sich Herr v. Rorschach aussprach, angehört hatte, nahm unter herzlichen Danksagungen den Vorschlag desselben, der ihm sehr angenehm war, an. Er versprach dem so rasch gewonnenen Gönner gegen Abend zurückzukehren und sich seiner Führung anzuvertrauen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Seit Kurzem halten sich in Paris mehrere junge Aegypter auf, von denen einer an einer eben nicht reizenden Lorette einen besondern Geschmack fand und mit derselben ein Verhältniß anknüpfte. Eines Tages will das Dämchen die Wettrennen von Chantilly besuchen, wahrscheinlich um dort mit einem geliebten Arthur zusammenzutreffen. Der junge Aegypter widersetzt sich der Ausführung ihres Vorhabens. Man geräth in Wortwechsel, man streitet sich und der heißblutige Aegypter versetzt seiner Schönen eine tüchtige Ohrfeige. Diese läuft vor Wuth davon und geht schnurstracks zu ihrer Freundin, welche sie zur Steeplechase begleiten soll. Der Sohn des Nils läuft ihr nach und holt sie ein. Bleib, sagte er, und ich gebe dir 500 Franken! — Keine Idee! — Einen Kaschemirshawl! — Nein! ich gehe! — Eine Diamantenbroche! — Nein! — Zehntausend Franken! — Nein! — Zwanzigtausend! — Nein, edler Fremdling, da Sie mich ohrfeigten, habe ich es erst recht gefühlt, wie sehr ich meinen Arthur liebe, ich gehe zu ihm zurück! — Geben Sie diesen Arthur und dieses Wettrennen auf und ich gebe Ihnen — fünfzigtausend Franken! — Und wenn Sie mir hunderttausend bieten, lasse ich Sie stehen! — Hunderttausend Franken! gut, ich gebe sie dir! — Ich bleibe. — Der Aegypter bezahlte die Hälfte dieser Summe auf der Stelle, und verpflichtet sich, den Rest in acht Tagen zu erlegen. — Der Pariser Korrespondent der Independance belge, welcher diese Thatsache erzählt, verbürgt deren Wahrheit.

Wie alt ist die Erde? — Man nimmt an, daß die Pflanzen der Steinkohlenperiode eine Temperatur von 22° R. erforderten. Die mittlere Temperatur ist jetzt 8° oder 14° geringer. Durch Experimente über das Abkühlungsverhältniß der Laven und des geschmolzenen Basalts hat sich herausgestellt, daß 9,000,000 Jahre erforderlich sind, ehe die Erde 14° R. verliert. Herr Hibert berechnet die Periode auf 5,000,000 Jahre. Nimmt man aber an, daß das Ganze in geschmolzenem Zustand gewesen sey, so stellt sich die Zeit, die beim Uebergang aus dem flüssigen in den festen Zustand verflossen seyn muß, auf 350,000,000 Jahre. (Perthes' geographische Mittheilungen.)

Die größte Eisenbrücke der Welt baut jetzt Stephenson in Montreal in Kanada für die Viktoria-Eisenbahn. Die Riesenbrücke wird 10,284 Fuß lang, also 50 Yards weniger, als zwei englische Meilen, und ruht auf 24 Pfeilern. Der mittlere Bogen hat 330 Fuß Spannung, die übrigen 220. Zu den Pfeilern werden 210,000 Tonnen Steine verbraucht, und 10,400 Tonnen Eisen zu den Gurten, Bogen u. s. w. Im Jahre 1860 soll die Brücke vollendet seyn, zu deren Bau jährlich 250,000 Pfund verausgabt werden. Die Brücke liegt so hoch, daß die größten Schiffe durchsegeln können.

Vor Kurzem ereignete sich in der kleinen Stadt M . . . n, wo Theater war, ein drolliger Zwischenfall. Man gab die Zauberin Sidonia. Als nun Sidonia vor dem geistlichen Gerichte stand, erscholl die furchtbare Stimme des Oberrichters: Ist sie schuldig oder ist sie nicht schuldig? Freilich rief eine Stimme aus dem versammelten Publikum ist sie schuldig, mir allein achtzehn Silbergroschen für Sahnenkuchen. Die Stimme gehörte dem Zuckerbäcker des Ortes.

Räthsel.

Wer mögen die kleinen Leutlein wohl seyn
Mit dickem Kopf und dickem Bein,
Doch einem Leib' ach fadendünn?
In den größten Köpfen ist nichts drin.

Auch fußlos siehst du einzelne steh'n,
Doch wenn sie hintereinander geh'n,
Bekommt gleich Füße das ganze Heer,
Je rascher sie laufen, desto mehr.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 164 Mittwoch, 11. Juli 1855.

Ein Grab an der Kirchhofsmauer.

(Fortsetzung.)

Das Jahr, in welchem der Sohn des Hauses abwesend seyn sollte, verfloß. Dorchen Wiesener war während desselben die rechte Hand, die treueste Gehülfin der Hausfrau geworden. Ihre natürliche Anmuth, ihre Anstelligkeit und Geschicklichkeit erwarben ihr die Zuneigung ihrer Herrin in hohem Grade, und die Frau Kommerzienräthin war es selbst, die dem heimkehrenden Sohn nicht selten von dem anständigen, bescheidenen, klugen Mädchen erzählte, das trotz der großen Schönheit, womit sie vom Himmel bedacht sey und die sonst so oft zum Unglück für Ihresgleichen ward, sich die Zudringlichen fern zu halten wisse.

Alwin Weiße hatte während seiner Entfernung vom väterlichen Hause und bei seinem Aufenthalt in Residenzen wohl manche Erfahrung gesammelt. Er suchte die bildschöne Dienerin der Mama jetzt bei jeder Gelegenheit auf, aber es gelang ihm nie, mit dem bescheidenen Mädchen, das während eines Jahres in der traurigen Stellung des Dienstboten ihrerseits Erfahrungen gemacht hatte, auch nur in ein Gespräch zu kommen.

Dorchen war flüchtig wie eine Welle, es kam ihm vor, als hätte sie wie die Feen die Gabe, sich in Duft oder Wassertropfen aufzulösen, wenn er in ihre Nähe kam.

Eine große Gesellschaft, welche der Rückkehr des jungen Herrn Weiße zu Ehren in einer befreundeten Familie gegeben wurde, entfernte Alle, bis auf die Domestiken, aus dem Hause.

Gegen Abend, als die Versammelten bereits sehr heiter waren, vermißte Mama Weiße einen Schlüssel, und der Sohn, dem sie einen Wink davon gab, eilte nach Hause, um denselben zu suchen. Die Mutter ermahnte ihn, den Schnepper mitzunehmen und nicht zu klingeln, damit er die Dienerschaft überrasche und den möglichen Mißbrauch des fraglichen Schlüssels noch vielleicht entdecke.

Alwin hatte guten Grund zu der Ueberzeugung, daß derselbe nicht mißbraucht werden könne, denn er befand sich in seiner Tasche, und mit schlagenden Pulsen eilte er durch die weiche, warme Sommernacht und trat, ohne daß irgendwer es ahnen konnte, in das Vaterhaus.

Er war nicht wenig verwundert, Musik zu hören; man spielte Klavier, und eine süße Stimme sang Beethoven's „Adelaide." Leise schlich er die Treppe hinauf, in das Gesellschaftszimmer, wo der Flügel stand. Da saß Dorchen Wiesener und sang — ihres seligen Vaters Lieblingslied.

Das war das erste Zusammentreffen der beiden jungen Menschen, die schon seit ihrer flüchtigen Bekanntschaft vor einem Jahre Interesse aneinander gefunden hatten.

Für Alwin war es eine ganz unerwartete Entdeckung, an dem schönen Stubenmädchen eine weit höhere Bildung zu finden, als sich bei Ihresgleichen erwarten läßt. Dorchen sang nicht nur angenehm und spielte mit Geschmack Klavier; sie verstand zu sprechen, hatte mit dem seligen Vater Schiller gelesen, liebte Körner und verehrte Tieck.

Herr Weiße junior brachte den vermißten Schlüssel erst sehr spät zu seiner Mutter, doch konnte er fest versichern, ihn an einem Orte gefunden zu haben, wo er gewiß nicht von fremden Händen hingelegt worden wäre.

Einige Zeit nach dieser ersten Zusammenkunft erkrankte Madame Weiße. Dorchen ward ihre Pflegerin, und das junge, sanfte Mädchen war jetzt oft stundenlang in Gesellschaft des liebreichen Sohnes, der alle seine freie Zeit der kranken Mutter widmete.

Hier ward ein Gefühl, das in seinem ersten Entstehen rein gewesen und später nur vom Schmutz der Welt in der Brust des Jünglings befleckt worden war, von Neuem geadelt. Alwin Weiße lernte an dem Schmerzenslager seiner Mutter die treue, unermüdliche, geduldige Krankenpflegerin achten; der Egoismus, mit dem der Jüngling, aus der Fremde heimkehrend, die schöne Magd betrachtet hatte, verschwand. Dorchen war in seinen Augen nicht nur das schönste Weib, das er je erblickt, er fand in ihr auch den Inbegriff jener milden, ächt

weiblichen Tugenden, die das Herz eines Mannes meist mehr noch als Körperreize fesseln.

Er kannte jetzt die Jugendgeschichte, die Erziehung des lieblichen Mädchens, er war jung und liebte innig, was Wunder, daß er glaubte, seine Eltern, die bis jetzt ihm keinen Wunsch versagt hatten, auch zur Gewährung dieses letzten, höchsten bewegen zu können.

Als Madame Weiße genas, ward es ihm nicht mehr schwer, Dorchen zu treffen und mit ihr zu sprechen. Er war Abends oft stundenlang in dem Stübchen, das sie mit dem Küchenmädchen theilte, die aber aus Gründen, welche in ihre Tasche fielen, sich stets bis nach Mitternacht bald in die Küche, bald im Waschhause beschäftigte.

Dorchen Wiesener hatte ein jungfräuliches Herz. Sie liebte, liebte mit aller Gluth, aller Anbetung des Weibes, und darum eben blieb sie rein. Alwin Weiße ehrte das Mädchen, mit dem er einst sein Leben zu theilen entschlossen war; hätte er weniger geliebt, so würden die Gerüchte, die im Hause des Kommerzienraths sich zu verbreiten begannen, vielleicht weniger grundlos gewesen seyn, als es jetzt in der That der Fall war.

Die Liebenden ahnten von demselben nichts. Alwin beschäftigte sich eifrig im Komptoir des Vaters, um sich dessen Geneigtheit mehr und mehr zu erwerben, und Dorchen nahm mit töchterlicher Treue jede häusliche Last den Schultern ihrer Herrin ab. Ihre Seele war voll Furcht, denn sie fühlte sich im Besitz von Alwin's Liebe so hoch begnadigt, daß sie nicht an die Möglichkeit, von ihm und den Eltern zur Theilnehmerin ihres irdischen Glücks erhoben zu werden, zu denken wagte. Immer der Mutter dienen, immer ihn sehen, an ihn denken, jede Arbeit des Hauses mit der Ueberzeugung verrichten, daß sie auch ihm zu Gute käme, das war ihr höchster Wunsch, und kaum zu träumen wagte das arme Mädchen von näherer Vereinigung.

Anders Alwin. Er wollte die Geliebte besitzen, er wollte des Glückes goldenes Füllhorn ihr durch sich selbst zuwenden und der Gedanke an seinen Reichthum erhielt erst durch seine Liebe einen Zauber für den Jüngling.

Dieser Reichthum war indeß weit geringer, als der verwöhnte Sohn zu glauben geneigt war. Die Zeiten hatten sich gerade für jenes Städtchen gar wesentlich geändert, und mehr als ein reiches Handelshaus ging unaufhaltsam seinem Ruin entgegen.

Es ballten sich, ohne daß sie es ahnten, schwere Unwetter am Horizont der Liebenden zusammen.

Der Markthelfer Gottwald war Wittwer. Er hatte sich etwas gespart; er war gerade kein alter Mann, und das hübsche fleißige Stubenmädchen gefiel seinen Augen. Zudem hatte Gottwald zwischen Dorchen und dem jungen Herrn ein Einverständniß bemerkt, und der Schlaue war der Meinung, daß dieß ihm — wenn er in seiner Ehe kein eifersüchtiger Narr seyn wollte — von wesentlichem Nutzen seyn könne.

Er trat also demüthig vor Madame Weiße und brachte sein Anliegen vor, die Vortheile desselben der Herrin mit allem Eifer auseinandersetzend.

Nun war aber die Kommerzienräthin mit Dorchens Leistungen in ihrem Hause so zufrieden, von ihrer Treue, Bescheidenheit und ihrem Fleiß so eingenommen, daß ihr eben viel daran lag, sie nicht wegziehen zu sehen, und sie fragte daher den Freier, ob er des Mädchens Einwilligung bereits hätte.

Herr Gottwald drehte seine Mütze in den Händen und meinte, er sey über die Jahre hinaus, Liebschaften hinter dem Rücken der Herrschaft zu beginnen.

„Wohl," sagte Madame Weiße, „will das Mädchen Sie, so kann ich der Heirath natürlich kein Hinderniß in den Weg legen, hat sie aber Lust, noch länger zu dienen, so wäre mir's ganz lieb." —

Diese Antwort paßte nicht in Herrn Gottwald's Kram, doch hatte er etwas Aehnliches gefürchtet und den Plan seines Feldzugs bereits entworfen.

Er küßte die Hand der Dame und bat demüthig, in seinem Namen, mit Dorchen zu reden.

Madame Weiße versprach dieß und ließ, nachdem der Freier sich entfernt, das junge Mädchen zu sich kommen.

„Du weißt, mein Kind," sagte sie zu ihr, „daß ich dich fast wie eine Tochter liebgewonnen habe. Es hat sich aber für dich ein Freier gefunden, und da ich dich als Frau desselben halb und halb in meinem Hause behielte, so wäre er mir noch lieber als Andere; hast du Lust schon so früh zu heirathen?"

Dorchens Herz pochte ungestüm — sollte Alwin seine Mutter ins Vertrauen gezogen haben? — der Athem versagte ihr und ihre Stimme zitterte, als sie entgegnete, sie wolle am liebsten bei Madame bleiben, es hätte bei ihr mit Heirathen noch gute Wege.

Die Herrin klopfte freundlich des armen Kindes erglühte Wange und meinte, daß dieser Entschluß ihr lieb sey, daß es sie aber doch wundere, nicht einmal eine Frage nach dem Namen des Freiers zu hören.

Dorchens dunkle Augen thaten die Frage, zu welcher die zitternde Lippe den Dienst verweigerte, und das Blut, das anfangs heftig nach dem Haupte geströmt war, schoß zurück nach dem Herzen, als sie den Namen des Markthelfers hörte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Idealisten.

(Fortsetzung.)

3.

Ein Gefühl ganz eigner Art, über das er sich nicht Rechenschaft zu geben vermochte, durchschauerte Richard, als er am Abend, an Franz Rorschachs Seite, wieder durch die Pforte schritt, die er am Morgen eigenmächtig eröffnet hatte. Die Einsamkeit, die in der Frühe seine Begleiterin durch den Laubgang, die nach der Stelle, an der er Anna v. Rorschach angetroffen hatte, gewesen, vermißte er jetzt bei dem frohen Geplauder seines neuen Freundes. Franz von Rorschach hatte ihm unterwegs gesagt:

„Werther Herr Salten, ich glaube sowohl in meinem Interesse, als im Sinne meiner Kousine zu handeln, wenn ich Sie nicht bloß als talentvollen jungen Künstler, sondern auch als meinen Freund vorstelle. Sie werden jedenfalls darauf eingehen, und in der That zweifle ich nicht, daß wir demnächst die besten Freunde werden.“

Richard sah, wie viel Zartgefühl in diesem Vorschlag lag, denn theils von Franz selbst, theils von der übergroßen Gefälligkeit einer anderweiten neuen Bekanntschaft, die ihm sämmtliche hervorragende Porträts der Residenz im Laufe einer Unterhaltung gezeichnet hatte, war ihm die Mittheilung geworden, daß der pensionirte Obrist von Rorschach und seine Gemahlin, deren Haus er jetzt betrat, in gesellschaftlicher Beziehung nicht viel mehr Toleranz übten, als beider „geistreiche“ Tochter Anna veranlaßte. Wie willkommen mußte es ihm seyn, von Franz v. Rorschach nicht mit vornehmer Protektionsmiene introduzirt zu werden.

Die Sonne fing eben an im Westen in einem Meere rosiger, glühender und goldgeränderter Wolken zu versinken. Die Luft war noch warm und mild, gegen die Tageshitze aber doch bereits erfrischend. Dazu der würzige Duft, den tausende von eben in vollster Blüthe stehenden Rosen mit Hülfe eines lauen Luftzuges verstreuten. Richard bedauerte beinahe, den herrlichen Abend in einer Soirée zubringen zu sollen. Der ausgedehnte Garten war rasch durchschritten. Das Haus lag vor ihnen. Richards Herz klopfte hörbar, denn in demselben Momente, als er auf einer Terrasse eine zahlreiche und elegante Gesellschaft, in der die Uniformen bemerkbar hervorstachen, erblickte, wurde er auch der schlanken Gestalt Annas ansichtig, entging ihm nicht, wie sie mit einer gewissen Hast den Nahenden einige Stufen der Terrasse herab entgegen trat. Unverkennbar erregt, aber sich bezwingend rief sie:

„Guten Abend, lieber Kousin und Lyriker! Wollen Sie unsere Gesellschaft durch neue willkommene Elemente vervollständigen?“

Franz von Rorschach konnte ein wenig boshaftes Augenzwickern nicht unterdrücken, er war mit Richard die Stufen emporgestiegen und wandte sich zur Gesellschaft, welche sich von den leichten Gartensesseln, die um den Theetisch gruppirt waren, erhoben hatte.

„Ich stelle Ihnen hier einen meiner werthgeschätztesten Freunde vor: Herrn Richard Salten, einen jungen Schwanthaler! Derselbe wird unserer Stadt die Ehre eines längern Aufenthalts von seiner Seite vergönnen.“

Inmitten der Höflichkeitsbezeugungen, die man allerseits austauschte, bemerkte Richard, wie auf einen fragenden Blick Franz von Rorschachs die schöne Anna demselben herzlich die Hand drückte. Richard zweifelte bei dieser Wahrnehmung nicht, daß dieß ein Dank für die Art, in der Franz seine Einführung bewerkstelligt hatte, sey, er hatte einige Mühe, vollkommen gefaßt die wenigen Fragen, die der Obrist, Annas Vater an ihn richtete, zu beantworten. Anna von Rorschach trat mit ihrem Kousin herzu und ergriff, als sich ihr Vater zu andern Herren wendete, das Wort:

„Es war mir äußerst angenehm, die Bekanntschaft eines hochrühmlich genannten Künstlers zu machen, und ich will hoffen, daß Sie unser Haus in Zukunft recht oft besuchen.“

Richard begnügte sich auf diese Phrase der Konvenienz mit einer gleichen zu antworten und die ganze Situation würde den Charakter des Peinlichen erhalten haben, wenn nicht Franz von Rorschachs umsichtiger Takt ihn zu der Aufforderung veranlaßt hätte:

„Kousine Anna, wollen Sie nicht meinen Freund mit den Wundern Ihres Parkes bekannt machen? — Sie müssen wissen, lieber Salten, daß hier die schwebenden Gärten in Miniatur zu finden sind.“

„Sie sind ein Spötter, dem nichts heilig ist!“ lächelte Anna, indem sie sich anschickte, der Aufforderung Folge zu leisten. Apropos, haben Sie den Fürsten von R. noch nicht kennen gelernt? Gleich und gleich gesellt sich gern, wie man sagt, der Fürst ist ein Sonderling. Er hat sein Ländchen verlassen und regiert es aus einem Gartenpavillon in Fichtendorf.“

„Man sagt, daß er die Cacteenzucht interessanter finde, als die Verhandlungen seiner Landstände und die Vorträge seines Raths. Ich vermag mir das sehr wohl zu denken“, erwiderte Franz. „Wenn Sie es haben wollen, so führe ich mich bei ihm ein und dann sollen Sie ihn auch kennen lernen.“

„Gelegentlich, Vetter, gelegentlich, wir sind Ihnen jetzt schon zu großem Danke verpflichtet!“

Dieß wurde mit einer verbindlichen Handbewe-

gung gegen Richard geäußert. Der junge Künstler mußte jedoch in Folge dieser Schmeichelei erst durch einen Wink Franz von Rorschachs darauf aufmerksam gemacht werden, Anna seinen Arm anzubieten, als man sich nun wirklich zu einem Gange durch den Garten, der sich in der That die Höhe des Bergs empor zum Park erweiterte, anschickte. Binnen Kurzem war das Trifolium der Idealisten, wie es Franz im halben Scherz und halben Ernst getauft hatte, in den Gebüschen den Blicken der Gesellschaft auf der Terrasse verschwunden.

Dieselbe war, obgleich ihr Gespräch fortsetzend, mit einer gewissen Neugier dem Beginnen der Drei gefolgt. Als man derselben nicht mehr ansichtig war, räusperte sich ein alter Major, der den Sessel neben Annas Vater, dem Obersten eingenommen:

„Hat denn Deine Tochter noch immer die exzentrische Vorliebe für Künstler? Es ist in dieser Beziehung eine gewisse Nonchalance Deinerseits, nichts zur Besserung zu thun. —“

„Nein, lieber Major“, nahm Annas Mutter, eine würdevolle, etwas korpulente Dame das Wort, „Sie sehen in dieser Beziehung zu schwarz. Theilnahme an der Kunst gehört denn doch zum guten Ton und Anna ist ein sehr verständiges Mädchen. Sie wird die Theilnahme nicht weiter gedeihen lassen als es eben guter Ton ist. Das war's denn doch, was Sie sagen wollten und nicht recht ausdrückten!“

Der Major gab mit einem verlegenen „Hm, hm“ seine Zustimmung und fügte noch bei:

„Der junge Mann gefiel mir nicht recht, den Herr von Rorschach einführte. Er hatte so etwas, was man bei den verwöhnten Künstlern von heute häufig findet, so etwas von Selbstüberschätzung, von Hochmuth in seinem Gesicht. Wenn freilich Leute aus guter Familie, wie Herr von Rorschach, derartigen jungen Menschen, die höchstens Protektion verdienen, ihre Freundschaft schenken, dann ist es nicht zu verwundern!“

Auf den Gesichtern einiger Anwesenden zeigte sich zwar eine Opposition gegen diesen weisen Ausspruch, aber man begnügte sich zu schweigen und die Konversation auf andere Gegenstände überzuführen.

Eine Stunde oder noch längere Zeit mochte auf diese Weise verflossen seyn, als Franz und Anna von Rorschach mit Richard Salten zurückkehrten. In Richards Mienen war eine auffallende Veränderung eingetreten, seine Augen, die vorhin denen der bei der Gesellschaft befindlichen jungen Offiziere ausgewichen waren, hefteten sich jetzt gleichsam herausfordernd stolz auf dieselben. Mit festeren sicheren Schritten geleitete er jetzt Anna auf die Terrasse, mit ruhigem Anstand nahm er seinen Sitz zwischen Anna und ihrer Mutter ein. Die Majorin erlaubte sich einige Fragen nach Richards Verhältnissen, denen er geschickt zu begegnen wußte. Dann betheiligte er sich sehr bald an dem Gespräch der Ueberigen, so weit sich dasselbe nicht auf Personalien und Neuigkeiten der kaum betretenen Residenz erstreckte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Unter den Geschenken, welche bei dem Aufzug der Gewerbe am 2. Juli in Nürnberg Ihren Majestäten dem König und der Königin überreicht wurden, befand sich manch drolliger Gegenstand. Die Müller z. B. brachten feines Mehl, womit der königl. Haushalt wohl ziemliche Zeit ausreichen mag, und die Bäcker kolossale Gebäcke, die Lebküchler huldigten mit ihren weit und breit bekannten Produkten, in einer Größe, wie sie wohl noch nicht da waren (der braune Lebkuchen wog allein fast 1½ Zentner bayerisch), die Armbrustschützengilde verehrte eine Armbrust, und bat den König, er möge auf ihren Schießplatz, der am Fuße des Schlosses sich befindet, einen Probeschuß thun. Die Rothschmiede brachten u. A. ein Paar Kanonen für die Prinzen, die Flaschner ein großes Vogelhaus, ein wahres Meisterstück, und den jungen Prinzen Spielwaaren, wie sie hier in den Handel gebracht werden, die Seiler brachten ein festes Seil für den 56 Klafter tiefen Schloßbrunnen. Die Wagner, Sattler, Schmiede, Gürtler und Posamentierer hatten sich geeinigt und führten den jungen Prinzen ein niedliche Equipage vor; die Spielwaarenfabrikanten hatten einen förmlichen Christbaum aufgeputzt, damit sich die Prinzen daran erfreuen.

Wie riesenhaft die Verhältnisse der Bauholz-Produktion in Nordamerika sind, mag man daraus entnehmen, daß bei Peterborough in Canada eine Sägemühle täglich 136 Sägen in Bewegung hat, welche selbst wieder durch Maschinen geschärft und ausgehämmert werden. Sie schneiden jede neun Monate 70,000 Stämme. Eine einzelne Firma Egan and Komp. beschäftigte im letzten Winter 3800 Mann zum Holzfällen, 1700 Pferde und 200 Stiere zum Schleppen des Holzes, und 400 doppelte Züge, um Essen und Fourage beizuschaffen. Der Holzbetrieb ist in Kanada so gestiegen, daß in Quebec allein im vorigen Jahre an 18 Millionen Kubikfuß Tannenholz ausgeführt wurden, während 1847 die Ausfuhr bloß 9,626,000 Kubikfuß betrug. Die Wälder Kanada's sind noch auf viele Jahre mit Holz in Ueberfluß versehen.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 165 Donnerstag, 12. Juli 1855.

Ein Grab an der Kirchhofsmauer.

(Fortsetzung.)

„Nie, o niemals, beste Frau Kommerzienräthin,“ sagte Dorchen unter hervordringenden Thränen, „schützen Sie mich vor dem Schleicher, vor dem wüsten Manne, der seine erste Frau todtgequält hat, wie könnte ich nur den Gedanken hegen, ihn zu heirathen.“

„Nun so ist's also damit vorbei. Geh an deine Arbeit, Kind, und tröste dich, ich hoffe ja, der Monsieur Gottwald wird auch sich zu trösten wissen.“

Der Markthelfer bekam seinen Bescheid. Er hatte ihn kaum anders erwartet, und als am nächsten Abend ein Geschäft ihn in die Stube des jungen Herrn führte, trat er so schleichend, so heimlich auf, betrachtete den Jüngling mit so seltsamen Augen, daß dieser ihn endlich fragte, was er von ihm wolle.

„Herr Weiße,“ sagte er, „ich möchte Sie warnen und Ihnen rathen. — Sie wissen, ich war Ihr Freund als Sie mir noch nicht mit dem Kopfe bis an die Brust reichten und manchmal habe ich Ihnen zugesteckt, was der Herr Vater verboten hatten und Ihnen die Thür aufgeschlossen, wenn die Frau Mama meinten, Sie säßen in Ihrer Stube, während Sie doch sich lustig machen mochten nach Art der Jugend. — Ich sehe, was hier geschieht und weiß, was kommen wird. Sie sollen heirathen. Eine reiche Wittwe aus Warschau. — Nun, erschrecken Sie nicht, thun Sie, was der Papa will, 's ist's Beste für uns Alle. Lassen Sie sich nichts merken, daß es Ihnen nicht recht ist; ich will — hier schoß aus seinen Augen ein Blick, der mehr sagte als alle Worte — Dorchen heirathen und Alles kann nach Wunsche seyn; machen Sie nur, daß das Mädel ruhig Ja sagt.“

Alwin ließ den Schurken nicht ausreden.

Es kam ihm vor, als ob er eine riesige Schlange erblickte, die mit ihrem Geifer ein schlummerndes Kind überzieht, um es hinabzuschlingen in ihren gefräßigen Schlund.

Er sprang auf, packte wüthend den Heuchler an der Brust und warf ihn, ohne ein Wort zu sagen, zur Thür hinaus.

Sein Dorchen, sein heiliges, frommes Mädchen in die Hände dieses Schufts, der noch vor dem Besitz die Ehre des eigenen Weibes an ihn zu verhandeln kam. Das Haar lupfte sich ihm vor Grauen bei dem Gedanken und ein eiskalter Schauer rann über seinen Nacken.

„Na! Na!“ sagte der Markthelfer, als er sich nach dem unfreiwilligen Sprunge, den er hatte machen müssen, vom Boden erhob, „nicht bange machen, ich lasse mir nicht bange machen, junger Herr;“ und mit einem hämischen Blicke setzte er hinzu: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten.“

Einige Tage darauf ward die alte hagere Hausmamsell um Mitternacht durch einen garstigen Lärm, der vom Dache zu kommen schien, aus dem Schlafe geweckt. Sie warf einen Rock über und stieg mit einem Licht in der Hand die Bodentreppe hinauf; da begegnete ihr Herr Alwin, der bereits hinab kam und noch völlig angekleidet war. Das kam der Dame etwas seltsam vor, und sie öffnete nun das Dachstübchen der beiden Dienstmädchen. Dorchen war allein dort, ihre Wangen glühten, ihre Augen glänzten.

„Köchin,“ sagte die Mamsell am andern Morgen, „weiß Sie, daß auf Ihrer Kammer der junge Herr ist, wenn Sie den Rücken kehrt?“ Die Köchin erröthete stark.

„Nehmen Sie sich in Acht, Köchin, ich erzähl's heute noch der Madame, ich kann nicht anders, ich hörte ohnedieß schon vom Markthelfer so was munkeln, daß der junge Herr die Heirath zwischen ihm und Dorchen hintertreibe, und daß es dem armen Dinge vielleicht noch schlimm genug gehen könne. Sie ist die Aeltere, Köchin, und schon eine verständige Person, sehe Sie zum Rechten.“

Madame Weiße erfuhr, daß ihr Sohn auf unrechtem Wege ginge. Die gute Mutter war in tiefster Betrübniß, sie mochte es nicht glauben, sie schalt in ihrem Mutterherzen das Mädchen die Verführerin des armen Jungen und entschloß sich

endlich, mit dem Sohne am nächsten Sonntage nach der Kirche zu reden.

Ihr Benehmen gegen Dorchen veränderte sich indeß wesentlich. Sie mochte das Mädchen nicht sehen, und das Zürnen der Hausfrau war rückwirkend auf alle Andern. Die Köchin hatte spät Abends keine Geschäfte mehr, die Hausmamsell zuckte die Achseln und kehrte sich um, wenn Dorchen durch die Stube ging, und Wilhelm, der Kutscher, pfiff einen Gassenhauer, als er sie sah.

Dorchens Herz war gebrochen. Alwin aber faßte einen raschen Entschluß, die Sache mußte zu Ende kommen. Er bat seinen Vater um ein Gespräch unter vier Augen.

„Vater," sagte der Jüngling, „vielleicht wird Das, was ich dir mitzutheilen habe, dir nicht recht seyn, aber mein Glück hängt davon ab. Ich möchte heirathen."

„Das trifft sich gut, mein Sohn, und ist mir lieb, ich habe eine treffliche Partie für dich verabredet. Das Frauenzimmer wird dir gefallen, und sie bringt uns, was wir — wie ich dir sagen — muß — nothwendig brauchen, baar Kapital ins Geschäft, nahe an Hunderttausend, vielleicht noch darüber."

„Aber, Vater," entgegnete der Sohn erschreckt, „ich liebe eine Andere, und ich erwarte von deiner Güte, daß du dem Herzen deines Sohnes keinen Zwang auflegen wirst."

„Paperlapap, lieber Junge, liebe wen du willst und heirathe wen du mußt. Wir brauchen Geld, wir müssen unserm Geschäft einen neuen Schwung zu geben suchen, es geht nicht anders."

(Fortsetzung folgt.)

Die Idealisten.

(Fortsetzung.)

„Wissen Sie schon, daß der Maler Bode, der die Fresken im neuen herzoglichen Lustschlosse recht geschickt entworfen, wissen Sie schon, daß dieser eine Fabrikarbeiterstochter aus unserer Vorstadt geheirathet hat?" fragte der Major jetzt plötzlich.

„Ja," fügte ein zierlicher Portepéejunker, der eine Weile mit dem Major geflüstert hatte, hinzu, „es ist in der That wahr. Freilich kann der Fall nicht zu den seltenen gerechnet werden. Es scheint den bildenden Künstlern und Malern Bedürfniß zu seyn, sich mit den niedern Volkssphären zu liiren."

Anna von Rorschach, die eben mit der Bereitung des Thees für die Gesellschaft beschäftigt war, erglühte über und über. Die Absicht, Richard Salten zu beleidigen, die mit dieser Wendung bezweckt wurde, lag klar am Tage. Ein zürnender Blick, den sowohl sie, als ihre aufs Höchste überraschte und indignirte Mutter nach den beiden Sprechern warfen, wurde nicht beachtet, wohl aber daß Franz von Rorschach und Richard sich gleichzeitig erhoben und der Letztere sagte:

„Es muß freilich Privilegium gewisser Rangklassen der gebildeten Gesellschaft bleiben, durch Geldheirathen sich auf der einmal eingenommenen Höhe zu behaupten. Im Uebrigen aber bin ich über Künstlerehen anderer Ansicht. Durch Heirathen mit ungebildeten Frauen, durch elende Familienverhältnisse werden Talente über Talente ruinirt. Zudem ist die Liebe eines Künstlers ein Schatz, der zwar unbekümmert um äußere Rücksichten verschenkt, aber nicht verschleudert werden soll. Und endlich: wie der Künstler in der Kunst emporstrebt nach den Sonnenhöhen des Ruhms, so mag er auch im Leben nach den Sonnenhöhen des Glückes trachten. Wäre es auch nur, um nicht der angemaßesten Verachtung derjenigen anheimzufallen, die nach dem Aeußern Alles zu beurtheilen pflegen."

„Gut gesprochen, Herr Salten," rief Anna, die sich bisher über die silberne Theemaschine gebeugt hatte, um eine Thräne, die in ihr Auge getreten war, zu verbergen. „Empor soll der Künstler streben, der Priester des Hohen soll nicht im Staube verkümmern! Empor!" Ueberrascht sah Alles nach der Sprecherin, der Richard mit einem innigen Blicke dankte. Dann griffen er und Franz von Rorschach nach den Hüten und verabschiedeten sich.

„Sie haben mir einen unendlichen Dienst erwiesen," sagte Franz, während Beide der Stadt zueilten, „daß Sie meinen Wink, jetzt aufzubrechen, nicht mißverstanden. Bei Gott, ich weiß nicht, welcher Zauber des Glückes Sie begleitet! Sie haben Kousine Anna ganz für sich eingenommen. —"

„Mir war's wie der Rausch eines seligen Traums!" entgegnete Richard sinnend und die braunen Locken aus der erhitzten Stirn streichend. „Als ich so an ihrer Seite im Park ging, als die Herrliche jedes meiner Worte der Beachtung werth fand, als sie mir sagte, daß jene Biographie im Kunstblatte schon ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, ich weiß nicht, was ich geantwortet habe!"

„Das, was sie gern hören mochte. Lieber Salten, ich bin ein Idealist wie Sie, aber durch das Leben zur Kenntniß des Lebens gelangt. Hören Sie eins, wiegen Sie sich nicht in zu glänzenden Hoffnungen. Glauben Sie nicht, daß das, was Ihnen, wie ich leicht rathe, jetzt vor der Seele schwebt, daß dieser Umriß einer Zukunft leicht zu gestalten sey. Aber halten Sie Annas Zuruf: empor! empor! fest. Wo ich Ihnen mit irgend etwas dienen kann, im Ernste gesprochen, betrachten Sie mich wirklich als Ihren Freund. Sie sind und haben eine Künstlerseele, die leider der Mehrzahl Ihrer Standesgenossen abgeht!"

„Mir ist es, als müßt' ich, gleich Polykrates,

etwas Kostbares von mir schleudern!" meinte Richard überwallend. Dann ging er stumm an der Seite Franz von Rorschachs durch die stillen Straßen der Residenz und nahm mit einem Händedruck Abschied von dem so rasch gewonnenen neuen Freunde.

4.

Mehrere Monde waren seit jenem Tage, an dem Richard Salten in die Residenz eingezogen war, verflossen. Prangte damals die Natur in voller Brautschöne, im Schmuck der Centifolien, so hatte sie jetzt das Gewand der ersten Herbsttage übergeworfen. An einem jener sonnigen, aber kalten Morgen, welche zu dieser Zeit herrschen, schritt Franz von Rorschach, der Idealist und lyrische Dichter der Residenz, einem Gebäude in der Vorstadt zu, das sich von außen als „Hôtel garni" ankündigte. Durch die dunkle Hausflur gelangte er in den Hof, dem ein Rasenplatz und einige Kastanienbäume ein gartenähnliches Ansehen gaben. Vor einem kleinen Hinterhause, das nur aus einem Parterre bestand, machte er Halt. Ein kurzes Klopfen an der Thür wurde mit einem schnellen herein! beantwortet und Franz befand sich eintretend in dem Atelier Richard Saltens.

Eine herrliche Gruppe in demselben, die eben vollendet worden, nahm hier seine Aufmerksamkeit so in Anspruch, daß er Richards guten Morgen aus dem Nebenzimmer erwidernd im Atelier stehen blieb. Es waren die beiden Helden des Nibelungenliedes: Hagen von Tronek und Volker, der Fiedler, wie sie im Hunnenlande vor dem Saale, darin die Burgunden schlummern, Wacht halten. Kraft und Schönheit sprachen aus dem Werke, so daß Franz nach kurzer Weile in das einfach ausgestattete Wohnzimmer eilte und Richard sagte:

„Mensch, Freund, Dein Werk ist genial, ist groß! Nimm meinen Glückwunsch!"

„Findest Du es so?" fragte Richard. „Beinah ist mir's selbst gut erschienen; als es sich der Vollendung näherte, war mein Herz mit hoher Lust erfüllt. Aber wer weiß, ob ich ein zweites derart schaffen kann!"

Der Ton des jungen Künstlers war trüb. Auch in seinem Gesicht war eine auffallende Veränderung seit dem Abende, wo wir ihn zuletzt sahen, vorgegangen. Diese sonst so frischen Züge trugen jetzt Spuren innerer Kämpfe, das Feste und Geschlossene, welches sonst Richards Miene charakterisirt hatte, war verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Das goldne Mainz.

Laß dich, lieber Leser, mit mir tragen auf den klaren grünen Wellen des Rheins, des Königs der deutschen Ströme. Woher kommst du? Aus dem Norden Deutschlands; du hast die zackigen burggekrönten Häupter des Taunus an dir vorübereilen lassen, an den milden Rebenhügeln des Rheingaus hat dich das Boot vorbeigetragen, und mit trunkenen Blicken hast du hineingeschaut in diese Herrlichkeit, in diese Natur, die so reich und glänzend sich ausbreitet, in den blauen Himmel, der sich über der Landschaft wölbt, und an dem die schwarze Rauchsäule wie ein düsterer Schattten sich hinzieht.

Siehe, da heben sich in der Ferne Thürme empor: das Schiff taucht hervor aus dem Gewirre weidenbewachsener Auen, die es seit einigen Minuten zu beiden Seiten umschlossen, und vom Abendstrahl beleuchtet erglänzt der Dom, das edle Wahrzeichen von Mainz: roth beglänzt leuchtet er herüber, der zopfige Treppenthurm mit den schöneren Kindern, umgeben von der Dienerschaar der andern Kirchen, die mit ihren vielgestalteten spitzigen und ausgebauchten, gothischen und romanischen Dächern in zwergenhafter Unbedeutenheit um ihn herstehen, den gebietenden Fürsten. Nur hinten von der Höhe schaut die Stephanskirche vorwitzig über den Alten weg. Jetzt nahen wir schon der Stadt, in langer Reihe liegen die Segel- und Dampfschiffe am Ufer: hinter dem Gewirre der Masten erhebt sich eine endlose Folge von gewaltigen Gebäuden, Gasthöfen mit flatternden Wimpeln, Kaufhäusern; hin und wieder steigt auch, wie ein unheimlicher Koloß, ein Festungswerk empor, aus riesigen rothen Sandsteinquadern aufgeführt: aus den dunkeln Schießlöchern schauen die Kanonenmündungen unheildrohend hervor und mahnen uns ernst, daß neben all' dem bunten Scherz, neben all' diesem Reichthum und Wohlleben des Friedens bald auch der Krieg als zürnender Gast einkehren kann. Aber wir haben nicht Zeit zu langen Betrachtungen! Da liegt langgestreckt die Reihe der Schiffmühlen, brausend und klappernd; das Schiff eilt vorbei, die Brücke öffnet sich: sicher und keck keilt sich die Loreley durch die schmale Lücke, und nun legt sie an drüben am Kai. Zischend entströmt der Dampf dem Schlot: der Reisende sucht sein Gepäck, er greift ängstlich nach Reisetasche und Regenschirm; denn nun folgt rastloses Getümmel der Aus- und Einsteigenden, Anpreisen von Gasthöfen, Andrängen der Träger und Kutscher. Gieb dich gefangen, mein Freund, sie packen dich doch und beuteln dich ein wenig aus, zwar mit guter Manier, aber von Rechtswegen; denn warum bereisest du den Rhein?

Doch keine Angst, wer sich nicht gerade allzu einfältig stellt, der wird noch gnädig behandelt, wenn er kein Engländer ist.

Wir erholen uns in einem Gasthof und durchwandern die Stadt. Seume gibt in seinem „Spaziergang," glaube ich, den guten Rath: ein Reisender müsse überall den höchsten Kirchthurm besteigen, um eine Stadt kennen zu lernen. Der alte wackere Fußgänger verstand sich darauf, und sein Rath ist gut. So ist denn zunächst der Stephansthurm zu besteigen, der weit über Stadt, Land und Strom hinwegsieht. Die meisten Reisenden versäumen es und verlieren dabei außerordentlich. Es ist eine Pracht, diese reiche Gegend: tief unten die Stadt, vom vielfachen Ring der Befestigungen umgeben, an ihrem Saume der Rhein, über den als freundlich einigendes Band sich die Schiffbrücke legt, hinüber nach Kastell. Kaum daß aus der Stadt das laute Brausen des Lebens zu dieser Höhe heraufklingt, so haben die Blicke ungestörte Luft, rheinab und mainauf zu schweifen, den schöngeschweiften Linien des Taunus zu folgen, sich zu freuen am Grün der Wälle und Weinberge umher; leichtbeschwingt flattern die Gedanken von einer Thurmspitze zur andern, hinüber zum Dom, um den die Dohlen in breiten Zügen kreisen, in dessen höchsten Fenstern die untergehende Sonne glüht. Da schlägt es sieben Uhr: der Thurm wankt vom Schall der Glocke und du bist betäubt; halte dich fest und warte!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die „New-York Tribune" erzählt folgenden ergötzlichen Fall einer neuzeitlichen Teufelaustreibung. Der Geistliche einer Methodistengemeinde bei Marietta im Staate Ohio predigte über die Wunderkraft der Apostel gegen die dämonischen Geister ihrer Zeit. Da erhebt sich auf einmal einer der Zuhörer, ein Branntweinbrenner, und fragt mit lauter Stimme, wie es denn komme, daß die Prediger heutzutage nicht auch diese Macht mehr hätten. Der Prediger hält in seiner Rede inne, nimmt sie aber bald darauf wieder auf. Es erfolgt eine zweite, endlich eine dritte Unterbrechung durch denselben Frager. Endlich schreitet der Methodistenprediger, ein junger, äußerst kräftiger Mann, langsam von der Kanzel herab, geht auf den schamlosen Frager zu, faßt ihn am Kragen und Hosenbund, hebt ihn in die Höhe und trägt ihn zur Thür der Kirche. Hier kehrt er sich nach seiner Gemeinde und ruft mit lauter Stimme: „Und sie warfen den Teufel hinaus unter der Form eines Branntweinbrenners," und mit diesen Worten schleuderte er ihn auf die Straße, worauf er sich wieder zur Kanzel begibt und seine Predigt beendet. Der Branntweinbrenner verklagte den Geistlichen, wurde aber zur Strafe wegen Störung des Gottesdienstes verurtheilt.

In diesen Tagen — meldet das Amst. Hand.-Blad vom 28. Juni — langten zu Schiff die zum Fußgestell des auf dem großen Markte zu Harlem zu errichtenden Standbildes des Erfinders der Buchdruckerkunst, Laurens Janß Coster, bestimmten fertigen Steine dort an. Bekanntlich gehört die Ansicht, daß die Buchdruckerkunst von Coster erfunden wurde, zu den Marotten der Holländer, welcher zu widersprechen schwerlich in den Niederlanden ein Fremder wagen darf.

Die Revue des deux Mondes erzählt unter ihren „vermischten Nachrichten," einer neuen Zugabe des Blattes, daß seit 1700 bis 1855 der Preis des Brodes sich verdreifacht hat; der Preis des Fleisches hat sich vervierfacht, dagegen sind fast alle Produkte der Industrie billiger geworden: Tuch, Wolle, Seide, Baumwolle haben den dritten oder vierten Theil ihres Preises, aber auch ihres Werthes verloren.

So schnell avancirt nicht jeder Offizier, wie der jetzige General v. Totleben, welcher die Errichtung der Befestigungswerke von Sebastopol leitete. Noch am 20. September 1854 war er Hauptmann; am 2. Oktober Major, und schon am 31. Oktober Oberstlieutenant. Kaum 4 Wochen nachher, am 27. November, war er Oberst, und wieder über kaum 4 Wochen am 24. Dezember General.

An den Gemächern, die für die Königin Viktoria in St. Cloud hergerichtet werden, wird, wie man aus Paris schreibt, mit großer Thätigkeit gearbeitet. Dieselben sollen an Pracht und Glanz Alles übertreffen, was man bis jetzt in dieser Beziehung gesehen hat. Das Schlafzimmer der Königin wird mit einer Tapete ausgeschlagen, von welcher der Meter 150 Franken kostet.

Berichtigung.

In dem Gedichte in Numer 162 der Erheiterungen, „Ein Sträußchen", lese man in der letzten Strophe Zeile 1 und 2 statt des ersten Wortes wenn: „wem".

Auflösung des Räthsels in Nro. 193:

Musik-Noten.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei **Lisette Wailandt** in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 166 Freitag, 13. Juli 1855.

Die Idealisten.

(Fortsetzung.)

Franz schaute den Freund, der ihm täglich lieber geworden war, mit Bekümmerniß an. Um dieselbe zu verbergen, wandte er sich zu einigen auf dem Tische gestreuten Büchern. Da lagen die Nibelungen und Gudrun in der Ursprache wie in Simroks Uebertragung, daneben Andersens Romane „Nur ein Geiger“ und „der Improvisator.“

„Was thust Du mit Andersen?“ fragte Franz befremdet.

„O, ich lese mein eignes Schicksal und das beinahe jeden Künstlers in diesen Büchern,“ replizirte Richard. „Dieser Hochmuth der Welt, dieser schroffe Gegensatz des Reichthums innen, und der Armuth außen, wie er wahr und tiefgefühlt auf jeder Seite dieser Romane zu Tage tritt, das zieht mich an!“

„Höre,“ rief Franz jetzt, als ob er einen plötzlichen Entschluß gefaßt hätte, „wir wollen offen mit einander sprechen. Seit ein paar Wochen schwebt uns Beiden die Offenheit auf der Zunge, aber sie will nicht über die Lippen. Ich kam deßhalb heute so früh. Du liebst Kousine Anna und hast geglaubt“ —

„Geglaubt hab' ich nichts, gehofft aber Vieles!“ fiel hier Richard leidenschaftlich ein. „Gesteh' selbst Franz, jener erste Tag meines Aufenthalts hier, war er nicht geschaffen, um mich zu täuschen? Die Begegnung mit ihr am Morgen und Abend, die Begegnung mit Dir! Hätte mir das Glück mehr und Besseres bieten können? Und weiter: denke der Tage, die nun folgten. Wie wir Tag um Tag im Rorschachschen Hause erschienen und abgesondert von der sonstigen Gesellschaft die schönsten Stunden verlebten, die gedacht werden können. Gestehe, daß Anna meine Hoffnungen nährte. Wie sie alle meine Ansichten theilte, wie ich in jeder Beziehung eine gleichgestimmte Seele in ihr fand, und als ich ihr das nicht verhehlte, hat sie mich abgewiesen. Gedenke ich an jenen Abend, wo ich Dir Freundschaft für immer geschworen, wo die Schranke des „Sie“ zwischen uns gefallen war — ich konnt' nicht anders, es drängte und trieb mich, ich eilte noch hinaus, ihr wo möglich mein Glück zu verkünden. — Da traf ich sie allein, der Obrist und seine Gemahlin waren zu einem Hoffeste gezogen worden, sie hatte Unwohlseyn vorgeschützt. Und als ich ihr unsern Bund verkündet, sagte sie sinnend: „Es freut mich wahrhaft, es thut noth in dieser herzlosen wirren Zeit, daß sich die Bessern aneinanderschließen. Kousin Franz ist ein trefflicher Charakter von Grund aus und wo er von moderner Frivolität angesteckt ist, können Sie sein Arzt werden. — O, ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich dem Himmel danke, daß wir uns gefunden haben!“ — Franz, dieses Wort und der frühere Zuruf: empor! empor! den ich Tag und Nacht hörte und tausend kleine Züge, die sich nicht wiedergeben lassen. —“

„Ich weiß, ich weiß,“ sagte Franz von Rorschach düster. „Du hättest sie errungen, wenn mich nicht der Teufel der Eitelkeit erfaßt hätte. Um zu zeigen, daß es mir möglich sey, jeden Wunsch der verehrten Kousine zu erfüllen, führte ich den Fürsten von N. dort ein. Wer hätte aber auch denken mögen, daß Anna, das geist- und herzvolle Mädchen, welches zuerst die Galanterieen, die Liebeswerbungen des Fürsten verspottete, daß sie ihnen plötzlich Gehör geben würde?“

„Ja bei Gott,“ fuhr Richard wieder auf, „es hat mich gelehrt, an den Menschen zu verzweifeln. Ich verehrte in Anna die Vollendung des Weibes; bei aller Jungfräulichkeit, bei aller ächt weiblichen Anmuth, welche Fülle der Anschauung, welche Welt des Wissens, welche Einsicht in das Göttliche auf Erden, in die Kunst! Hätte ich einen solchen Edelstein erringen dürfen, ich hätte ja ganz talentlos, ganz verwahrlost seyn müssen, nicht das Höchste in der Kunst zu leisten. Sieh: jene Nibelungengruppe ist für den Baron von G. für das Portal seines Landhauses bestimmt. Aber hier, sieh hier!“

Und dabei sprang Richard vom Sopha, wo er bisher gesessen, auf und eilte in das Atelier. ! Von einer verhüllten Gruppe im Hintergrund nahm er die bergende Decke; Franz von Rorschach, der ihm gefolgt war, blickte erstaunt und rief:

„Anna!“

„Ja, Anna,“ sagte Richard. „Anna als Ingeborg, als die Heldin der Frithiofssage! Das waren Stunden voll glücklich seligen Wähnens, da ich an dieser Gestalt schuf!“

„Sie träumt von einer morganatischen Ehe mit dem Fürsten,“ nahm wieder Franz das Wort. „Es ist nicht anders möglich, wollte man es anders denken, es wäre eine Zweifelssünde, die ich mir nie vergeben würde.“

„Ich habe sie begangen, diese Sünde! Erst gestern, Deinem Rathe folgend, trat ich hinter ihren Sessel, während sie mit dem Fürsten plauderte. Ich theilte, mich bezwingend, ihr mit, daß du mich aufgefordert hättest, Dich nach Italien zu begleiten. Sie sah empor, aber mir ins Auge zu schauen, wagte sie doch nicht. Sie flüsterte: „Gehen Sie mit Franz, Herr Salten. Es wird Ihrer Kunst förderlich seyn.“ Freund, das war nicht die Stimme, mit der sie sonst zu mir gesprochen, es war die Stimme der Protektion. Vermuthlich ist sie schon dem Fürsten angetraut! — — Soll ich die Statue hier zerschlagen?“

„Um Gott nicht! Diese Ingeborg ist Anna, ist die Anna, die Dir Herz und Hand geschenkt hätte. Verzweifeln darfst Du nicht. Auch mußt Du noch eins versuchen, eine letzte Entscheidung. Heut Abend ist Ball im Rorschach'schen Hause, wir sind Beide eingeladen, aber man erwartet uns nicht: man wähnt uns schon auf der Reise. Erscheinen wir dort: Du wirst, du mußt Gelegenheit finden, zu ihr allein zu sprechen! Vielleicht schlägt Dein Wort an ihr Herz, vielleicht scheucht es den Wahn, dem sie nachgejagt! — Aber wär's vergeblich, dann fort von hier, fort, fort! Du kömmst mit mir?“

„Ich komme,“ sagte Richard. „Den Versuch will ich zuvor wagen. Wär' ich kein Idealist, würde ich's nicht thun. Ich bitte Dich jedoch, wenn ich scheitere, wenn es fehlschlägt, wie es ja kaum anders seyn kann, laß uns zur Stelle abreisen. Nicht erst eine Nacht noch hier zubringen.“

„Ganz wie Du denkst! Also um sieben Uhr heute Abend lasse ich meinen Wagen hier vorfahren und Du bist im Ballkostüm. Was Du zur Reise bedarfst, sende im Laufe des Tages nach meiner Wohnung. Gebe Gott, daß Du dessen nicht bedürfest. Denn wenn Anna — ich spreche den Satz nicht aus — dann reisest Du nicht?“

„Franz, theurer Freund, ich werde reisen müssen!“ rief Richard, dem bei der letzten Frage die Augen feucht wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Das goldne Mainz.

(Fortsetzung.)

Von allen Thürmen in der Runde tönt das Abendgeläute melodisch und feierlich, heiter und ernst zugleich, und trägt die Gedanken zu stillem Gebet auf sanftem Flügel fort: drunten dunkeln schon die Straßen der Stadt, hoch oben ist's noch hell und die Schwalben spielen kreisend im Blauen und eilen sich nach und haben tausend Spaß, während es da unten ruhiger wird; steigen wir hinab, die Stufen sind morsch, und der Thürmer brummt.

Einen Rath hätte Seume noch dazu geben sollen, er gibt sich freilich von selbst: es ist der Rath, in an Flüssen gelegenen Städten stets die Brücke zu besuchen. Wohl selten ist solcher Besuch lohnender als in Mainz; zwar bis wir unten sind, liegt tiefe Dämmerung auf dem leise rauschenden Strome, kaum daß sich die Umrisse der Kirchen und Thürme vom tiefblauen Nachthimmel abzeichnen, der letzte Abglanz der Abenddämmerung liegt auf dem Wasser, die Laternen entzünden sich und nun wandeln wir langsam auf und ab, getragen von der Woge zahlreicher Spaziergänger, die in lautem, fröhlichem Gespräch — denn die Mainzer sind ein munteres, allezeit redefertiges Völkchen — gemüthlich fortschlendern. Drüben flammen in endloser Reihe die Gaslichter auf; die letzten Dampfboote kommen und legen bei; die Nachtzüge der Taunusbahn werfen die letzten Fluthen von Reisenden nach der Stadt herüber. Doch Geduld! Der Abend ist herrlich, die Luft geht kühl auf dem Wasser, nun geht nur noch ein verspäteter Soldat hinüber nach der Kaserne; o die Tage am Rhein sind köstlich, aber eine Nacht ist noch köstlicher!

Mainz gehört zu den ältesten Städten des Rheinstromes, und doch ist ihm fast nichts von all' den Alterthümern vergangener Tage geblieben. Der Römer setzte sich fest, wo sonst der Celte und Germane gehaust hatte, noch hat das gegenüber liegende Kastell seinen römischen Namen behalten, aber nur wenige und schlimm zugerichtete Trümmer erinnern an jene Zeiten, da die 22. Legion lange Jahre hier lag, da römische Kaiser und Kaisersöhne von hier ausgezogen gegen die streitbaren Völker des östlichen Landes, römische Feldherren, um sich in Italien einen wankenden, blutbefleckten Thron für wenige Jahre zu erkämpfen. Nur der Eichelstein auf der Zitadelle, ein unförmlicher massiver Thurmbau, dann die Ruinen einer benachbarten Wasserleitung erinnern an die Zeit des Drusus, Tiberius, Vitellius, Alexander Severus. Dann brausten die Stürme der Völkerwanderung über das Land; als wichtiger Bischofsitz, als Waffen- und Handelsplatz erhob sich die vielverwüstete Stad immer wie-

der; hier saß Wienfried-Bonifacius, der Apostel der Deutschen, auf heiligem Stuhl, ehe er in Friesland die Märtyrerkrone gewann; hier Hatto und Willigis, die Kaisererzieher. Gar manchem mächtig waltenden Kaiser setzte ein Mainzer Erzbischof die Krone auf. Wer zählt die Reichstage, die glänzenden Fürsten-Versammlungen, die hier oder in der Nachbarschaft gehalten wurden? Lagen doch die alten Pfalzen, von Oppenheim, Frankfurt, Trebur und Ingelheim fast im Gesichtskreise der Mainzer Thurmwächter! Bald als tapfere, stahlgerüstete Kämpen im Kriege, bald als kluge Minister standen fast jederzeit Mainzer Erzbischöfe den deutschen Kaisern zur Seite oder auch entgegen; aber ein kräftiger Bürgersinn entzündete sich im Schooße der gewerbfleißigen Handelsstadt.

Im 15. Jahrhundert drang von hier aus plötzlich das Licht der neuen Zeit: der Mainzer Patrizier Gutenberg erfand die Buchdruckerkunst, von reichen Mainzer Bürgern unterstützt; eine Fehde mußte dazu dienen, die in klösterlichem Geheimniß verborgenen Arbeiter hinauszutreiben in die Welt, und am ganzen Rhein auf- und abwärts den Samen der geistigen Freiheit auszustreuen.

(Schluß folgt.)

Ein seltsamer Diebstahl.

Daß nicht bloß die Bürstenbinder, sondern auch die Bäcker mitunter stark am Durst leiden, dafür gibt folgender, ohnlängst vor den Gerichten zu Wien verhandelter Fall einen Beleg.

Zehn rüstige junge Bursche, sämmtlich Bäckergesellen, so wie eine noch junge Person, die Köchin eines Bäckermeisters in der Währingergasse, standen als Angeklagte vor Gericht. Der Gastwirth Engländer in der Währingergasse bemerkte im Anfange d. J. in seinem Keller bedeutende Abgänge an allen Arten von Getränken. Die Fässer waren fast durchgängig angezapft, verschiedene edle Weine ganz verdorben. Die Art und Weise, auf welche diese Diebstähle, welche ins Große gingen, ausgeführt worden seyn mußten, war unbegreiflich. Der Keller war stets gut verschlossen gewesen, und auch die bis ins Kleinlichste gehenden Nachforschungen in allen Winkeln desselben leiteten auf keine Spur. Man stellte selbst Wachen an die Thüre des Kellers, doch auch diese hatten mit keinem Auge die unsichtbaren Besucher erblickt, und dennoch bemerkte man fast täglich immer bedeutendere Abgänge. Am 9. Februar d. J. löste sich endlich auf eine ganz unerwartete Weise das Räthsel. Der in demselben Hause wohnende Bäckermeister betrat zufällig um 1 Uhr Nachts seine Backstube, in welcher tiefe Finsterniß herrschte. Da kam es ihm vor, als hörte er Stimmen unter dem Boden, und er bemerkte wirklich eine offene Grube, welche in des Wirths Keller führte, in dessen erleuchtetem Raum er die Gestalten seiner Gesellen erkannte. Jetzt lag der ganze Sachverhalt klar am Tage, und jetzt erfuhr man auch, auf welche Art die jungen Burschen es verstanden hatten, ihre Diebstähle von Michaeli 1854 angefangen bis im Februar d. J. ungestört fortzusetzen. Ein Theil der Backstube war früher der Lichthof des Hauses gewesen, und durch die daselbst angebrachte Oeffnung schüttete man das Eis in die Keller des Wirthes. Diese Oeffnung war seither mit Pfosten und Schotter verrammelt worden und einem der Gesellen (Joseph D.), welcher schon seit längerer Zeit in Arbeit beim Bäckermeister stand, wohl bekannt. Auf diese Kenntniß baute er seinen Plan und hatte, bald willige Gefährten dazu geworben. Am Plafond der Backstube hing an einer Rolle ein Strick zum Aufziehen der Mehlsäcke. An diesen wurde ein Querholz befestigt, und nachdem der Schotter und die Pfosten an der beschriebenen Oeffnung weggeräumt worden waren, fuhren die Bursche auf dem Querholz sitzend rittlings, wie in einen Schacht, in den Keller hinunter und holten da jedesmal eimer- und kübelweise Wein und Bier nebst Flaschen von edlen Weinen herauf. Der Bäckermeister hatte während dieser Zeit mehrmals seine Gesellen gewechselt, aber die Entlassenen hüteten sich aus Furcht vor Strafe zu plaudern, auch statteten sie ihren Gefährten noch Besuche ab, um ihren Antheil zu erhalten; jeder neue Ankömmling aber wurde sogleich ins Vertrauen gezogen. Nach dem verschiedenen Antheile der Schuldigen an dem Diebstahle wurde auch die Strafe verschieden ausgemessen. Berücksichtiget wurde, daß sämmtliche Angeklagte zum Erstenmale einer Strafe verfielen. Joseph D., als der Urheber des Verbrechens, wurde zu 9monatlicher, die anderen zu 8-, 6-, 4monatlicher Kerkerstrafe, die Köchin aber, welche stets ihren Theil von dem gestohlenen Gute gehabt hatte, zu 3 Monat Kerker verurtheilt.

Mannigfaltigkeiten.

Man kennt jetzt den Gesammtschaden, welchen die Weichselüberschwemmung im heurigen Frühjahr angerichtet hat. Im Ganzen beträgt die überschwemmte Fläche in den Regierungsbezirken Danzig und Marienwerder 490,000 Morgen; total zerstört wurden 650 Wohngebäude und 779 Wirthschaftsgebäude. Stark beschädigt 2167 Wohngebäude und 1495 Wirthschaftsgebäude. Der Verlust an ertrunkenem Vieh beträgt 1240 Pferd, 4365 Stück Rindvieh, 1689 Schweine und 137 Schafe. An Menschenleben sind 102 zu beklagen. Der Verlust an Menschen wäre

aber weit größer, wenn nicht Hunderte auf die wunderbarste Weise sich gerettet hätten, indem sie oft meilenweit auf Dächern oder sonstigen Trümmern von Holzhäusern forttrieben oder mit Brettern über die Eisschollen an's Ufer gelangten. Die Wintersaaten sind in den überschwemmten Feldern fast ohne Ausnahme verloren gegangen, da das Wasser viele Wochen lang gestanden hat; die Bestellung der Sommersaaten ist dagegen größtentheils möglich geworden. Die Baukosten zur Herstellung der zerstörten Deiche, welche die Grundbedingungen der Kultur jener fruchtbaren Ebenen bilden, sind auf 940,000 Thaler veranschlagt und müssen bis auf 100,000 Thaler, welche den Staat treffen, von den Niederungsbesitzern aufgebracht werden.

[Die Sommerfäden-Spinne.] Eine der charakteristischen Erscheinungen beim Eintritt des Herbstes sind bekanntlich jene seidenartigen weißen Fäden, welche, vom Winde leicht hingetragen, oft in bedeutender Anzahl die Luft durchsegeln, und der Zeit ihres Erscheinens den Namen des „Altenweibersommer“ gegeben haben. Erst Bechstein fand, daß diese Sommerfäden von einer schwarzbraunen Spinne herrühren, welche er die Sommerfäden-Spinne (Aranea obtextrix) nannte. Auf Stoppelfeldern im September und Oktober heimisch, überwintert sie auch daselbst, um im Frühjahr dort wieder zu erwachen, und sich über neue Felder, Wiesen und Höhen auszubreiten. Nach P. F. Bouché lebt diese braune, unten weißgraue, in der Farbe veränderliche, auf dem Rücken zuweilen mit zwei weißlichen, zackigen Linien versehene, in der Jugend, d. h. im ersten Jahre 1—2 Linien lange Spinne hauptsächlich an der Erde, und versteckt sich zur Nacht und im Winter in Gesträuchen oder Grasstoppeln. Bei schönen Herbst- oder Frühlingstagen kommen die jungen Spinnen, nachdem die Sonne den Thau abgetrocknet hat, zu vielen Tausenden hervor und überziehen ganze Wiesen und Stoppelfelder mit ihren Fäden, so daß ein solches Feld, in gewisser Richtung gegen die Sonne gesehen, wie versilbert aussieht. Durch den Wind reißen sich die Fäden häufig los und fliegen dann oft streckenweise durch die Luft. Mitunter sieht man auch die Spinnen selbst mit durch die Luft reisen. Im zweiten Sommer ihres Lebens machen sie ein stärkeres Gewebe zwischen Gras u. dgl., wo sie dann keine Sommerfäden mehr hervorbringen. Durch das Verzehren von kleinen Insekten, namentlich fliegender Blattläuse, machen sie sich zugleich um Gärten und Felder sehr verdient.

Ein ungenannter Amerikaner, der schon früher Versuche angestellt hat, die Tiefe des Niagara unterhalb des Falles zu messen, berichtet neuerlich, er habe ein Stück Eisen von 40 Pfund Gewicht, an Eisendrath Nr. 11 frei aufgehängt, von der Niagara-Brücke aus einer Höhe von 225 Fuß herabfallen lassen. Das Gewicht erreichte mit der Spitze nach unten das Wasser und muß bis zu einer beträchtlichen Tiefe eingedrungen seyn. Gleichwohl blieb es nur eine Sekunde außer Sicht und erschien dann etwa 100 Fuß weiter abwärts auf der Oberfläche, wo es lustig wie ein Span dahin trieb, bis es vom Draht aufgehalten wurde. Durch den Fall von 225 Fuß erlangte das Gewicht eine Fallgeschwindigkeit von 124 Fuß in der Sekunde, und einen Druck von 5000 Pfund in dem Moment, wo es das Wasser berührte. Die Oberfläche, welche der Wirkung des Stromes ausgesetzt war, betrug nahe an 50 Quadratzoll. Hat man nun auch die Tiefe nicht messen können, so bietet doch das Experiment Elemente, um sich einen Begriff über die Stärke des Stromes und über die Kräfte jener Wassermassen zu bilden, welche das Bett des Niagara ausgehöhlt haben.

Mlle. Rachel geht mit ihrer Truppe am 11. August in Liverpool an Bord des Dampfers Pacifique. Vor ihrer Abreise nach Amerika will sie noch viermal in London spielen; von September 1855 bis Mai 1856 wird sie je nach den Verhältnissen 137 oder 170 Vorstellungen geben. Das „Budget“, welches der Figaro mittheilt, klingt so fabelhaft und ist ein solches Durcheinander von Ausgabeposten, daß es den Charakter des Humbug an der Stirn trägt. Als erster Posten prangt Mlle. Rachel für die ganze Campagne mit 1,200,000 Fr.; vier Benefize-Vorstellungen, garantirt mit 80,000 Fr.; Hotel- und Wohnungs-Unkosten monatlich 50,000 Fr. Ferner figuriren die zwei Schwestern Sara und Lia Felix beide mit 60,000 Fr. auf der Liste. Da der Kontrakt zwischen Raphael und Rachel Felix abgeschlossen, so ist die Veröffentlichung dieses Kontraktes, wonach das ganze Unternehmen mit diesen kolossalen Engagements an Unkosten 2,554,600 Fr. erforderte, natürlich nur eine Reclame, bei welcher den Amerikanern das Sehen und Hören vergehen soll.

An den Sandwichs-Inseln stellt jetzt ein Herr Wheat aus Karlifornien Versuche mit dem Weinbau an. Die Reben wurden von Los Angelos dort eingeführt. Klima und Boden lassen kaum einen Zweifel über das Gelingen des Versuches.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 167 Samstag, 14. Juli 1855.

Ein Grab an der Kirchhofsmauer.

(Fortsetzung.)

„Nicht, indem man mich verkauft," sagte der Sohn erbittert, „ich werde Dorchen heirathen, werde aus unserm Geschäfte, was da wolle, ich bringe mich und mein Weib allenfalls als Künstler durch die Welt."

„Wen will der Narr heirathen?" schrie Herr Weiße, der Vater, nun seinerseits in Wuth gerathend.

„Dorchen Wiesener."

„Doch nicht — Gott stehe uns bei — doch nicht unsere Magd?" rief der Alte und hielt sich vor Aufregung zitternd an seinen Komptoirtisch fest.

„Nennen Sie meine Braut mit keiner verächtlichen Benennung, ich werde es nicht leiden, auch von meinem Vater nicht!"

Herr Weiße, der Vater, klingelte.

Der Markthelfer erschien mit grinsendem Gesicht an der Komptoirsthür.

Alwin wollte sich entfernen.

„Du bleibst," herrschte sein Vater ihm zu.

„Die Herren vom Komptoir sollen alle hierher kommen."

Herr Gottwald ging, und das kleine Arbeitszimmer Herrn Weiße's füllte sich mit seinen Geschäftsgehülfen.

„Mein Sohn," hob der Vater an, „erhält von heute ab keinen Pfennig ohne meine Anweisung." Der Kassirer verbeugte sich.

„Rufen Sie die Stubenmagd, Gottwald!"

In wenigen Minuten erschien Dorchen, sie war bleich, aber ruhig, der Markthelfer hatte ihr gesagt, daß etwas mit ihr und dem jungen Herrn vorgehen würde, und ihr zugeflüstert, daß er ihr Freund seyn und sein früheres Anerbieten nicht zurücknehmen wolle.

Still trat sie in das Zimmer. Aller Augen fielen auf das jugendlich schöne Geschöpf, das zitternd und doch mit bescheidener Würde dastand.

Herr Weiße, der Vater, konnte selbst ein Gefühl der Theilnahme nicht vollständig unterdrücken, als er in das sanfte, liebliche Gesicht sah.

Er nahm sich indeß zusammen, schloß ein Fach seines Pultes auf und nahm daraus Dorchens Lohnbuch.

„Sie ist jetzt $1\frac{3}{4}$ Jahre bei uns," sagte er, hat seit $1\frac{1}{2}$ Jahren Ihren Lohn stehen lassen, was ich meinem Gesinde, welches sich etwas zu sammeln wünscht, mit 5 Prozent zu verzinsen pflege. Sie bekommt 20 Thaler im Jahre, hat also 30 Thaler 20 Groschen von mir zu fordern; hier hat Sie das Geld, Ihr laufender Lohn mit 5 Thalern und noch 20 Thaler Speisegelder für das nächstfolgende Vierteljahr, im Ganzen 55 Thaler 20 Groschen. Schnüre Sie Ihr Bündel, ich gebe Ihr dazu eine halbe Stunde Zeit, und dann lasse Sie sich nie mehr innerhalb dieses Hauses sehen."

Dorchen fühlte sich schwindlich werdend.

„Falle Sie nicht in Ohnmacht," sagte Herr Weiße hart, als er die zunehmende Blässe des Mädchens bemerkte.

Da sprang Alwin vor, fing das Mädchen in seinen Armen auf und nannte sie laut und mit entschiedenem Tone seine verlobte Braut.

„Vergesse Er nicht, Monsieurs," sagte der Vater, dessen Stirn sich bei dieser entschiedenen Handlung des Sohnes wie eine Wetterwolke verdüsterte, „daß Er ein Unmündiger und unter väterlicher Autorität ist." —

Dorchen machte sich sanft los aus den Armen ihres Geliebten, drückte mit bebender Hand auf die Thürschnalle und stand nun draußen.

Die Köchin trat zu ihr. Sie war ein gutmüthiges Mädchen, und die Leidende erregte ihre Theilnahme.

„Gehe zu meiner verheiratheten Schwester, Dorchen," sagte sie, „da kannst du ein Kämmerchen kriegen, und ich schicke dir deine Sachen nach; auch kann ich unserm jungen Herrn Bescheid geben, wo er dich findet. Gehe nur, armes Ding, es kann noch Alles gut werden."

Dorchen ging. Ihr Geld verschaffte ihr an dem bezeichneten Orte ein Obdach, und noch an demselben Abende war Alwin bei ihr.

Sie saßen beieinander, sie schwuren sich Treue im Leben und Sterben.

Sie waren Kinder Beide, die noch von der Heiligkeit der Pflicht, von der Schönheit der Selbstaufopferung, vom Glück der Entsagung keine Vorstellung hatten; es handelte sich bei ihnen um den Kampf mit dem heftigsten, süßesten Gefühl der Jugend.

Alwin war fest entschlossen, das arme Dienstmädchen gegen den Willen der Eltern zu seiner Gattin zu erheben, und Dorchen glaubte in ihrer Liebe, in ihrer Herzensreinheit, in ihrer jugendlichen Schönheit Schätze zu besitzen, reich genug, dem Manne, der ihretwegen den Eltern trotzte, den möglichen Verlust seines Vermögens verschmerzen zu lassen.

Sie sahen sich nun täglich.

Alwin Weiße stellte seine Staffelei auf im Stübchen der Geliebten. Dorchen nähte für Geld; es vergingen Wochen, Monate; in einem halben Jahre wurde Alwin mündig, dann wollten sie sich trauen lassen.

Im Hause des Herrn Weiße ging indeß Alles seinen gewohnten Gang, die Eltern schienen Beide von dem Vorgefallenen weiter keine Notiz zu nehmen, nur bekam Alwin jetzt sein ziemlich bedeutendes Taschengeld direkt aus der Hand seines Vaters.

An einem Sommerabend ward der Sohn zu einer ungewöhnlichen Stunde in das Komptoir gerufen.

„In acht Tagen," redete der Vater ihn an, „kommt dein künftiger Schwiegervater und bringt deine Braut hierher. Richte dich so ein, daß vergangene Geschichten kein Aergerniß bei Beiden geben, und brauchst du dazu Geld, so sage es mir, ich will das arme Ding von einem Mädchen nicht nackt in die Welt stoßen."

Alwin stand erstarrt.

„Ich habe dir nun den Willen gelassen," fuhr der Vater fort, „Jugend hat nicht Tugend. Jetzt aber muß das Alles ein Ende nehmen. Wir brauchen Geld im Geschäft, verstehst du, was das heißt? Vier große Handelshäuser haben in den letzten Jahren fallirt; uns kann neu hinzufließendes Kapital jetzt noch zu Millionären machen."

Alwin nahm sich zusammen. „Ich werde nie ein anderes Weib heirathen als Dorchen," sagte er entschlossen, „enterben Sie mich, Vater, stoßen Sie mich von sich, wenn Sie wollen, verschachern lasse ich mich nicht."

„Pah," entgegnete der Vater, „ich höre auf solche Narrheiten gar nicht und werde mich darüber nicht erhitzen. Willst du dich jetzt vernünftig und gehorsam zeigen, so soll dein Schätzchen weiter in keine Ungelegenheiten kommen, und auf ein paar Hundert, ja ein paar Tausend Thaler, um sie auszustatten, soll mir's auch nicht ankommen. Ein Wort der Widersetzlichkeit aber, und ich sorge dafür, daß die Jungfer auf den Schub nach Hause oder ins Arbeitshaus gebracht wird."

(Fortsetzung folgt.)

Die Idealisten.

(Fortsetzung.)

5.

Wieder traten am Abend Franz und Richard in den Rorschach'schen Garten, den heute schon die Dämmerung umwebte. Die Fenster der Villa aber gossen blendendes Licht auf die grünen Gebüsche und bunten Blumenbeete, über den Haupteingang winkten farbige Lampen, und von drinnen, aus dem großen Salon des ersten Stockwerks, quollen die süßen Töne von Webers Aufforderung zum Tanz.

Der Kammerdiener des Obristen, der in einem der Vorzimmer die Garderobeangelegenheiten leitete und ordnete, vermochte seine Ueberraschung nicht zu verbergen, als er Franz Rorschach und Richard Salten eintreten sah. Er nahm die Mäntel, welche Beide über dem Ballkostüm trugen, entgegen, konnte sich dabei aber nicht enthalten, Franz zu bemerken:

„Die Herrschaften glaubten Sie abgereist, Herr Baron!"

„Wie Sie sehen, bin ich geblieben, Friedrich! Es wäre eine Sünde, euren Ball zu versäumen, so etwas ist selten bei euch," sagte Franz mit erzwungenem Humor.

„Ist der Fürst von R. schon zugegen?" fragte Richard, offenbar vergessend, mit wem er sprach.

„Seine Durchlaucht sind seit einer Stunde zugegen!" erwiderte der Kammerdiener; Franz wandte sich ab und gab Richard einen Wink, nicht weiter zu fragen.

Sie traten in den Salon. Sinnig war derselbe mit allem Schmuck, welchen die herbstliche Flora noch bot, zu einer Blumengrotte umgeschaffen, ebenso die Nebenzimmer. Eine zahlreiche und elegante Gesellschaft hatte sich bereits versammelt, lauschte den Weber'schen Melodieen oder plauderte. Franz von Rorschach wurde von dem Obersten mit den Worten bewillkommnet:

„Sie da, lieber Vetter, haben wir doch noch das Vergnügen? Auch Herr Salten? Wir glaubten Sie schon in Rom, Sie hatten Adieu gesagt, und unser Thorwaldsen hatte schon Annas Zorn auf sich gezogen, daß er nicht Abschied genommen!"

„In Rom? Noch betreibt der elektromagnetische Telegraph keine Personenbeförderung; überdieß konn-

ten und durften wir Ihr Festin nicht versäumen. Welch herrlicher Geschmack in der Anordnung!"

„Anna hat dieselbe getroffen — es hat ihr Mühe und mir — das sage ich Ihnen in's Ohr — Geld genug gekostet. Die Blumen sind eine Liebhaberei Seiner fürstlichen Durchlaucht, die uns heute beehrt!"

„Wo ist der Fürst?" fragte Franz, während Richard sich auf einem der nächststehenden Sessel niederließ. Vor seinen Augen begann sich Alles im Saale Befindliche zu drehen, er fürchtete ohnmächtig zu werden über diesem Gespräch.

„Der Fürst? — Bester Vetter, Sie reden ja wie eine demokratische Zeitung. Sein Durchlaucht befinden sich mit Anna in dem kleinen Salon, um die prachtvollen Kamelien zu betrachten."

Richard sprang auf, unbekümmert um Anna's Vater rannte er mit einem bittern Lächeln seinem Freunde zu:

„Komm, Franz! Ich möchte die Kamelien gleichfalls sehen — Du weißt, sie gehören zu meinen Lieblingsblumen."

Und damit nöthigte er Franz von Rorschach, der ihm eben den Vorschlag thun wollte, wieder zu gehen und dem Alles das, was ihn veranlaßt hatte, mit Richard zu erscheinen, in diesem Augenblicke unausführbar schien, unmöglich vorkam, ihm zu folgen. In verschiedenen Zimmern hatten sich noch einige Damen niedergelassen, dann kamen einige völlig einsame; im letzten vor dem sogenannten kleinen Salon begrüßte sie der Fürst von R.

Der Fürst war eine hohe kräftige Gestalt, er mochte jedoch bereits gegen fünfzig Jahre zählen. Sein Gesicht war wenig bedeutend, und trug im Allgemeinen ein entschieden militärisches Gepräge. Er bot Franz von Rorschach sehr leutselig einen guten Abend, während er Richard Salten keinen Blick schenkte.

„Ah, unser trefflicher Hafis: wollen Sie in der That das Land, wo die Zitronen blühen, besuchen?"

„Durchlaucht, nur wenige Stunden gedenke ich in diesen Zimmern zu verweilen, denen Sie die hohe Ehre Ihrer Gegenwart schenken. Dann nimmt mich — die Extrapost auf!"

„Bei Gott, ein schlechter Tausch", lachte der Fürst. „Aus den Grotten der Flora in die hartgepolsterten Kissen einer Extrapost. Herr von Rorschach, Sie werden Ihre orientalischen Sophas, von denen mir Ihre liebenswürdige Kousine erzählte, außerordentlich vermissen."

Franz verbeugte sich und der Fürst schritt nach dem großen Saale, wo jetzt eben eine Polonaise begann. Kaum war er in der Thür verschwunden, als Franz zu Richard flüsterte:

„Richard! Das ist Gottes Finger; der Fürst ist mit irgend Jemand engagirt: Anna ist nebenan im Salon. Ich eile vor, ich vertrete Jedem den Weg auf eine höfliche Art — mit Dir aber sey Gott!"

Er deutete nach der offenen Thür des kleinen Salons und Richard, der sich in wahrhaft fieberhafter Aufregung befand, trat über die Schwelle. Sein Auge flog rasch durch das gleichfalls blumengeschmückte und düftedurchzogene Gemach: Anna vermochte er nicht zu erblicken. Erst nach einigen Sekunden bemerkte er, wie die Glasthür, welche zum Altan führte, nur angelehnt sey.

„Will mich der Himmel wirklich begünstigen?" dachte er nach einer Fassung ringend, deren er so sehr bedurfte. Er lehnte lautlos noch einige Minuten: dann durcheilte er in wenigen Schritten den Salon und trat gleichzeitig hinaus auf den Altan.

Anna, die sich wirklich hier befand, bebte, als die Thür leicht knarrte. Als sie aber im Lichte des eben aus den Wolken getretenen Mondes, das die hohen Pappeln zu beiden Seiten des Altans durchschimmerte, den Kommenden erkannte, entfärbte sie sich und hauchte:

„Richard — Sie noch in der Residenz und hier!"

Einen Moment gab der Künstler keine Antwort. Seine Blicke wurden unwillkürlich von der reizenden Gestalt, die im einfachsten weißen Gewande vor ihm stand, gefesselt. Aber dann erhob er sein Haupt und blickte in Anna's halb abgewandtes Gesicht:

„Kennen Sie meinen Vornamen noch? O, ich glaubte, ich sey für Sie nur noch Richard Salten, Herr Salten, ein junger Mann von einigem Talent."

Anna von Rorschach sah nun ihrerseits den, der so bittere Worte sprach, schmerzlich an:

„Sie thun mir Unrecht. Sie verkennen mich."

„Ich thue Ihnen Unrecht? Ich verkenne Sie?" sagte Richard. „Wenn das ist, wenn das ist, so würde ich Sie auf meinen Knieen bitten, mir zu verzeihen. Anna, ich bin im Begriff Deutschland zu verlassen, Sie wissen das: ich bin vielleicht im Begriff, der Heimath auf immer zu entsagen. Aber ehe ich gehe, mußte ich Sie noch sprechen, so sprechen, wie es wohl früher in bessern Tagen der Fall gewesen ist. Anna" — hier erstickten Thränen die Stimme des Sprechenden, welcher dem zitternden Mädchen näher und näher getreten war, „soll ich Ihnen erst noch betheuern, daß ich mein Herz hier lassen muß? Wußten Sie das nicht längst? Und hat der Zuruf: empor! empor! nicht mir gegolten? Ist es eine Sünde gewesen — und ein Irrthum in der Liebe ist eine Sünde! daß ich ihn auf mich bezogen habe, daß ich gehofft habe!"

Eine bange Minute folgte. Richard beugte sein Haupt über den Rand des Altans und ließ doch die Hand Annas, die er während der letzten Worte erfaßt hatte, nicht aus der seinen, bis sie ihm dieselbe zögernd, ja wie es schien, mit Anstrengung entzog.

(Fortsetzung folgt.)

Das goldne Mainz.

(Schluß.)

Ob Johann Fischart zu Mainz geboren sey, ist unsicher, er selbst nennt sich gern Mainzer und seine ganze Persönlichkeit trägt das Gepräge des heitern, lebensfrohen, das Ernste nur mit geschwätzig lustiger Schalkhaftigkeit beschauenden und belachenden Sinnes der leichtblütigen Rheinstadt. — Mainz verlor in spätern Jahren seine Bedeutung in der deutschen Kulturgeschichte mehr und mehr; bald nur noch bedeutsam als Sitz eines geistlichen Hofes, als Handelsplatz und wichtige Festung, als Schlüssel des Mittelrheins. Begeistert vom Freiheitstaumel warf das leichtentzündliche Volk sich rasch den französischen Befreiern in die Arme, unendlich litt die Stadt durch die Belagerung und Truppenmärsche der folgenden zwanzig Jahre, bis sie durch den Frieden Ruhe fand. Der glänzende Hof der Erzbischöfe aber war vernichtet, die weltlichen Besitzthümer verloren; die ehemalige Residenz wurde zur hessischen Provinzialstadt und deutschen Bundesfestung.

Dieser merkwürdige Entwickelungsgang hat indeß der Stadt ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt. Durch die kriegerischen Stürme, die jederzeit an dem Bollwerk des Rheins sich brachen, hat die Stadt fast gänzlich ihre älteren Gebäude eingebüßt; über eine Mauer moderner Häuser schaut der prachtvolle Dom in altromanischer Bauart herüber, in der Kuppel gothisch ausgebaut, auf dem Hauptthurm mit einer Zopfperrücke aufgestutzt, die zwei Ostthürme ausgebrannt, nur von Dohlen und Schwalben bewohnt. Der Kreuzgang erfreut durch seine reinen gothischen Formen und durch Frauenlob's Grab, wo ihn die Mainzer Frauen beisetzten, seine Gebeine mit Thränen und Wein netzend. Als ein dem Unkundigen unentwirrbares Labyrinth kreuzen sich die engen Straßen mit den hohen, meist schmalen Häusern; hier und da prangt ein adeliges Wappen über einer breiten Einfahrt, schauen Kastanienbäume über eine hohe Mauer. Das ist eines jener alten Herrenhäuser der Stadion, Schönborn, Greiffenclau, Dalberg. In den Sälen, wo einst Klosterbrüder oder der reiche Adel lebten, da flucht jetzt der Böhme sein „Sakramenski," oder der Preuße pfeift die Nationalhymne. Ueberhaupt spielen diese beiden Nationalitäten eine wichtige Rolle in Mainz; ist doch fast der dritte Mann, dem man auf der Straße begegnet, ein preußischer oder österreichischer Soldat. Kein Wunder, daß der allezeit schlagfertige, witzige Mainzer übersprudelt von Späßen und Anekdoten, wenn er von diesem Kapitel zu reden beginnt.

Der Mainzer selbst ist ein halber Franzose, von unermüdlicher Zungenbehendigkeit, vergnügungsvoll; man sieht ihm den Sohn des reichen gesegneten Weinlandes an, den Anwohner eines Weltstroms.

So thront denn die aurea Moguntia wie eine Königin am Vereinigungspunkte zweier Flüsse, das Haupt mit zackiger Mauerkrone geschmückt, die Füße badend im grünen Rheinstrom. Kommst du von Süden, so begrüßest du hier erst die reizenden Ufer, welche dem Rhein den Namen des schönsten der deutschen Flüsse geben; ein reiches, trefflich gebautes Hügelland sendet ihr sein Korn, sein Oel, seinen Wein zur Verschiffung, Eisenstraßen verbinden sie mit der Menge bedeutender und fleißiger Städte, welche umher gelagert sind; ein rühriges Volk drängt sich durch die Straßen, nie ruhen die Schiffe am Uferdamm, ein Dampfer nach dem andern zieht rheinauf- und abwärts seine wogende Furche. Doch nicht dieß allein ist es, was die Stadt so anziehend macht: es ist der obgleich in der Ferne halbverwischt liegende Glanz längst entschwundener Jahrhunderte, die Ahnung untergegangener großer Heldenthaten und großer geschichtlicher Vorgänge, und dieses Abendroth der Vergangenheit ist vereint mit all' der Schönheit und dem Reichthum vollen genußfreudigen Lebens und der Gegenwart, mit dem süßen Zauber einer prächtigen Natur, mit dem Reiz, den es gewährt, an einer Völkerstraße zu wohnen, und dennoch ungestört durch das Treiben der großen Welt die Tage wie Frühlingsstunden an sich vorüberrauschen zu lassen. So liegen Mainz und Köln als zwei eherne Wächter am deutschen Strome, wie um dessen reiche Schönheit zu schirmen und, ehe er hier und dort arm und langweilig wird, gleichsam all' seine Schönheit zusammenzufassen.

Mannigfaltigkeiten.

In Glogau ist kürzlich ein eigenthümlicher Wahnsinns-Fall vorgekommen. Ein 17jähriger Böttcher-Lehrling war von der fixen Idee besessen, daß er Mitwisser einer weitverzweigten, die Umwälzung aller staatlichen Einrichtungen bezweckenden Verschwörung geworden, daß die Mitglieder derselben die dortigen Festungswerke, namentlich auch das Oderthor, unterminirt hätten, und daß sein Tod beschlossen sey, wenn er die Sache verriethe. Eben so war er überzeugt, daß er durch sein Wissen und seine Kenntnisse seinen Zeitgenossen um 150 Jahre vorausgeeilt sey. Das entsprechende Heilverfahren ist eingeleitet worden.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 168 Montag, 16. Juli 1855.

Ein Grab an der Kirchhofsmauer.

(Fortsetzung.)

Alwin bebte und schäumte. Er eilte zu Dorchen; aber noch während seiner Anwesenheit erschien dort ein Beamter, der Ausweis über ihre Subsistenzmittel verlangte, und sie für den nächsten Tag vor die Polizei zitirte.

Alwin eilte zu dem Rechtsanwalt seines Vaters, theilte ihm den ganzen Hergang mit und fragte verzweifelt, was er zu thun habe?

„Gehorchen Sie Ihrem Vater, junger Mann," war die natürliche Antwort. „Sorgen Sie für das Mädchen, so gut als möglich, aber versöhnen Sie Ihren Vater durch schleunigen Gehorsam. Die Polizei hat das Recht, das arme Geschöpf aus der Stadt zu bringen, ja sogar sie in ein Besserungshaus zu stecken, da sie keine Aufenthaltskarte hat, keine Subsistenzmittel nachweisen kann und als Verführerin eines unmündigen Jünglings nach den Gesetzen zu betrachten ist."

Verzweifelt ging Alwin zu Dorchen. Er fand sie rathlos. Der Gedanke, auf der Polizei wie eine Verbrecherin erscheinen zu müssen, brach ihre Kraft.

Die Köchin, der Markthelfer und noch verschiedene andere Personen hatten dem unerfahrenen Mädchen das ihr drohende Loos mit den schwärzesten Farben geschildert, ihr Ehrgefühl war bis in seine tiefsten Tiefen gekränkt.

Das Bild ihres verstorbenen Vaters trat drohend, mahnend vor sie. Die Welt war zu eng geworden für ihre Verzweiflung. Ihr Geliebter blieb lange bei ihr. Dann kehrte er ins Vaterhaus heim, Sie hatten einen Entschluß gefaßt und waren ruhiger.

Wenn Dorchen ausgewiesen wurde, wenn es wirklich möglich war, daß die Welt das unglückliche Mädchen also mißhandelte und daß ihr Freund sie davor nicht schützen konnte, so wollten sie miteinander sterben!

Alwin besorgte eine Flasche Bischof und versuchte sich aus einer Apotheke Arsenik zu verschaffen; man verabfolgte ihm denselben nicht. „Ohne Ihres Herrn Vaters Namensunterschrift und Siegel dürfen wir kein Gift verkaufen," sagte der Provisor, „es ist gesetzwidrig."

Alwin's Handschrift war der seines Vaters völlig gleich. Er schrieb auf einen Zettel die Forderung einer bedeutenden Portion Arsenik zur Vertilgung der Ratten im Speicher, unterzeichnete T. Weiße und drückte in des Vaters Komptoirstube in dessen Beiseyn das Siegel seines Vaters auf den Zettel.

Der Kommerzienrath fragte nicht, wozu sein Sohn das Siegel benutzte. Es war ihm gleichgültig, an wen derselbe schrieb, denn seine Maßregeln waren getroffen.

Der Kutscher ging mit dem Zettel nach einer andern Apotheke und erhielt ohne Widerrede das Gewünschte.

An dem Abende dieses Tages saßen Alwin und Dorchen nebeneinander in dem dunkeln kleinen Stübchen. Die Sterne sahen zu dem niedrigen Fenster hinein, die einzigen Zeugen ihrer Schmerzen und Liebe.

Dorchen hatte die dunkeln Locken aus der Stirn gestrichen und blickte mit begeisterten Augen nach oben. —

„Ich fürchte nichts mehr auf dieser Welt, Alwin," sagte sie mit einem Tone, der die Wahrheit dieser Behauptung verkündete. „Ich gehe hinüber zu Vater und Mutter. Der Weg wird schwer seyn, er war es immer, und die Qualen weniger Stunden, in denen mein Leib den Todeskampf kämpft, was sind sie gegen die Qualen langer Jahre, die ich klaglos erlitten habe! Ich, eine arme Magd, die es wagte, wie ein Mensch zu fühlen!"

„Ich sterbe schuldlos, du weißt das, Alwin, und doch hat man, seit du mich liebst, mich von allen Seiten wie eine Verworfene behandelt. Man wird mich als deine Verführerin aus der Stadt weisen, Alwin, deine Eltern lassen mich ausweisen, deine Eltern, denen ich seit fast zwei Jahren alle Liebe und alle Dienste einer Tochter erwies."

„Wenn ich als das Kind eines reichen Mannes geboren, so wäre jedes meiner Worte, jede meiner

Bewegungen eine Tugend gewesen, so hätte ich das Innere meines Herzens, das ich sorgfältig verschließen mußte, wie diese Locken, die ich unter einer Kappe verbergen mußte, Allen, deinem stolzen Vater, deiner Mutter, der Welt zeigen dürfen. Dann wären die kleinen Talente, die mein lieber, herzlicher Vater an mir ausgebildet, mein Schmuck gewesen, und Niemand hätte sie verlacht, dann hätte ich dich lieben dürfen und neben dir stehen in der Welt, der Stolz und die Stütze deiner Eltern. Jetzt! bei dem Kinde des armen Schulmeisters werden Liebe, Schönheit, geistige Ausbildung, Anmaßungen, die gestraft werden, wie die härtesten Verbrechen. O, wie ich sie hasse, wie ich sie verachte, diese jämmerliche Welt, wie ich mich sehne nach dem endlichen Uebergang in einen andern Zustand. — Schau hinauf, Alwin, siehst du die Sterne oben? auf welchem werden wir miteinander vereint seyn?"

Der Jüngling theilte ihren Heroismus nicht. Es war in ihm nichts als der brennende Wunsch nach Vereinigung mit der Geliebten, was ihm den Tod wünschenswerth machte. Das Leben hatte zu viel des Süßen für ihn, als daß er sich besonders hätte sehnen sollen, es zu verlassen. — Immer hoffte er noch, es würde sich Manches anders aufklären lassen, er hoffte ganz im Stillen, zu Hause würde man die Veranstaltungen zu seinem Tode merken und das Herz der Eltern würde gerührt werden und in die Wünsche des einzigen Sohnes willigen. Alwin Weiße war kein Bösewicht, aber noch weit weniger ein Held. Er war ein einziges, verwöhntes Kind, das der Elternliebe Trotz bot, weil es dieselbe für unerschöpflich hielt. Er war ein Mensch, den das Glück auf seinen weichen Armen von seiner Geburt ab gewiegt hatte und der sich gewöhnt hatte, seinen Willen als Gesetz, als maßgebend für seine ganze Umgebung zu betrachten. — Er wollte weit weniger sterben, als seinen Eltern durch die Furcht, ihn zu verlieren, zum Nachgeben zwingen.

Ehe sich die Liebenden trennten, schütteten sie das Gift in den Wein, Dorchen that dieß und Alwin nahm dann die Flasche, schüttelte sie kräftig und füllte dann die Hälfte ihres Inhalts für sich ab. —

„Ich komme zu dir Abends, wenn dein schwerer Weg überstanden seyn wird und du das Resultat weißt, und wenn sich dann keine Hoffnung zu unserer Vereinigung zeigt, dann, Dorchen, dann sterben wir zusammen."

„Alwin!" sagte das Mädchen, „höre auf mich, überlege dir's, der Tod ist für dich wohl bitterer als für mich. Wenn du morgen nicht um 6 Uhr bei mir bist, im Fall ich ausgewiesen werde, trinke ich allein. Du bist von jedem Gelübde frei, von jedem, mein Herz! Weine um mich, sey deinen Eltern gehorsam, sey glücklich wie du es seyn kannst. Ich kann Alles, seit ich dich liebe, ich könnte selbst, wie es im alten Liede heißt, die Magd deiner Gattin werden. Aber die mit heißer Liebe im Herzen, arm und jeder Versuchung unterworfen, noch rein auf zum Himmel schauen kann, wird nicht von der Polizei als eine Verworfene ausgewiesen werden. Man wird mich nicht auf dem Karren in mein armes Heimathdörfchen transportiren, daß die Kinder, denen mein Vater dort Gutes lehrte, mit Fingern auf sein einziges Kind weisen. Ich werde zum Vater gehen, Alwin. Den Weg zu ihm kann mir Niemand mehr versperren, er bleibt mir offen, weil er meine letzte, meine einzige Zuflucht ist. Nun gehe, mein Herz, und bete für mich."

Sie drängte ihn hinweg und er ging durch die stillen Straßen.

Der Wächter an der Ecke rief ihn an und fragte, wo er gewesen. „Bleiben Sie davon, junger Herr," sagte er dann flüsternd zu ihm, „das Haus dort steht seit zwei Tagen unter Aufsicht, denn der Herr Polizeipräsident wird dem Treiben darin ein Ende machen."

Am andern Tage erschien Dorchen vor der Polizei. Man fragte sie nach ihrem Namen. Sie nannte ihn mit Ruhe und Würde. Nach ihren Subsistenzmitteln. Sie konnte keine angeben und erklärte ohne Zögern, daß sie zwar sich durch Handarbeit zu ernähren versucht, damit aber nur wenig verdient hätte, daß sie aber ihr von ihrer früheren Brodherrschaft empfangenes Geld noch besitze.

Der Polizeipräsident sagte ihr nun, daß sie sich binnen 24 Stunden aus dem Weichbilde der Stadt zu entfernen habe, widrigenfalls sie per Schub in ihre Heimath transportirt werden würde. Dorchen hatte dieß erwartet, ohne eine Miene zu verziehen, ohne zu erbleichen, verbeugte sie sich und ging.

In ihrem Stübchen angekommen, ordnete sie ihre Sachen. Ihr Geld sollte verwendet werden, die Gräber ihrer Eltern in ihrem Heimathdörfchen mit Kreuzen zu zieren. Alwin's Briefe siegelte sie ein und schrieb mit fester Hand darauf: „In meinen Sarg auf mein Herz zu legen"; an jedes ihrer Kleider befestigte sie einen Zettel, auf welchem der Name derjenigen Armen stand, welcher sie es bestimmt hatte; ebenso verfügte sie über ihre Wäsche.

(Fortsetzung folgt.)

Die Idealisten.

(Fortsetzung.)

„Richard, mein Freund, hat Ihnen der Zuruf allein gegolten?" fragte Anna weiter. „Durften Sie allein ein Ideal hegen? Hatte und habe ich nicht das gleiche Recht?"

„Wie das? Wie das, Anna?“

„Konnte ich ahnen, als ich Ihnen zurief, nach den Sonnenhöhen des Glücks zu streben, daß ich den Pfad zum höchsten Gipfel desselben finden würde? Soll ich da meinem Grundsatz selbst ungetreu werden? Richard Sie kennen mich, ich weiß, daß Ihnen die Beweggründe offen liegen müssen, die mein Handeln leiten! Nur um meinem innern Drange, Gutes zu wirken, Gutes im höchsten Sinne, nur um diesem zu folgen, stehe ich Ihnen so gegenüber!“

Richard trat einige Schritte zurück und schüttelte traurig mit dem Kopfe:

„Das sind Sophismen, mein Fräulein. Ich fürchte, wir haben uns geirrt, als wir Sie zu unserm Bund der Idealisten zählten. Unter Idealisten verstanden wir solche, die in dieser verstandesdürren Zeit noch dem Impuls des vollen Herzens zu folgen vermögen. Sie aber, Sie belehren mich, daß Ideal ein Begriff sey, den Jeder deuten mag. Wir irrten, aber der Irrthum war, wie der Dichter sagt, göttlich schön! Anna leben Sie wohl und — glücklich, wenn Sie es vermögen!“

„Richard! Richard! noch ein Wort!“ rief Anna, die sich von dem schneidenden Tone, in dem dieß gesagt wurde, aufs Tiefste getroffen fühlte.

Aber der junge Mann, dem dieser Ruf galt, vernahm ihn nicht mehr. Unbekümmert um einige neugierig forschende Mienen, welche ihm in der Zimmerreihe nachblickten, die nach dem Saale führte, in dem sich der bunte Glanz des Balles bewegte, eilte er dorthin. Eine Viertelstunde später bemerkte der Obrist von Rorschach, daß sein Vetter Franz und Richard verschwunden waren.

Anna stand indessen auf dem Balkon und ließ in halber Betäubung das Geschehene vor ihrem geistigen Auge noch einmal vorüberziehen. Zuweilen schauerte sie zusammen, denn die Luft war bereits kalt und weiße dünne Nebel umspannen die grünen Wogen des Gartens und Parks. Aus ihrer Stimmung riß sie weder dieß noch die Musik, die fort und fort vom großen Saale herüberklang. Erst neue hallende Schritte — schon wähnte sie, Richard Salten kehre noch einmal zurück — machten sie aufhorchen. Es waren mehrere Herren zugleich, die mit leichtem Geplauder den kleinen Salon betraten.

„Der Fürst, der Baron von Dürr!“ flüsterte Anna. —

„Fräulein von Rorschach“, sagte eine sonore männliche Stimme, „entzieht ihre Gegenwart dem Feste gänzlich.“

„Sie theilte mir vorhin die Absicht mit, sich bis zur Eccossaise in Ihre Zimmer zu begeben. Es ist keine Stunde, daß ich mich sehr angenehm mit ihr hier unterhielt!“

„Ich verstehe, Durchlaucht!“ nahm wieder der Andere das Wort. „Fräulein von Rorschach wünscht jedem andern Engagement zu entgehen!“

„Ich fürchte leider, ich habe der jungen Dame thörichte Hoffnungen erweckt. Sie sprach mich an, weil sie ein edel natürliches Wesen war; nun aber hat sie sich in die Rolle der Philippine Welser und Anderer hineingeträumt. — Nein wahrhaftig, lieber Dürr, Sie kennen mich hinlänglich, daß es mir nicht beikommen könnte, auch nur den guten Ruf eines so trefflichen Wesens in Gefahr zu bringen. — Die abgeschmackten Gerüchte von heimlicher Ehe und meinen Absichten mit Fräulein von Rorschach sind mir sehr fatal. Wo Sie können, bester Baron, desavouiren Sie dieselben!“

„Durchlaucht haben nur zu gebieten. Einen Augenblick lang habe ich, Sie verzeihen mir, selbst daran geglaubt!“

„Freilich!“ sagte der Fürst in komisch ernstem Tone, „freilich bin ich noch nicht sechzig Jahre. Sonst würden mich die Gerüchte wohl verschonen! Doch kommen Sie, hier verursachen die verschiedenen Thüren Zugluft! Die Zeit der Eccossaise kommt auch heran, in der Fräulein von Rorschach erscheinen wird!“

Im Salon wurde es wieder still. Auf dem Altan aber durchzitterte ein Schrei, ein halbunterdrückter die Luft.

„Verflucht sey die Eitelkeit!“ rief Anna, das Haupt in den Händen bergend. „An sie habe ich meine Liebe, mein besseres Selbst gesetzt, Alles, Alles, was ich besaß, — und sie lohnt mir mit Hohn! Hohn war es, der sie so sprechen ließ! — Richard!“

Mit diesem letzten Aufschrei wankte die Erschütterte in den Salon, und warf sich in einen Fauteuil. Als sie nach einer Weile bemerkte, daß Thränen ihr Gesicht überströmten, verließ sie rasch durch eine Seitenthür den geschmückten Raum.

Kurz nachher verbreitete sich im Ballsaal die bedauerliche Nachricht, Fräulein Anna sey von einer plötzlichen Unpäßlichkeit befallen worden und müsse deßhalb auf das Vergnügen der Gesellschaft verzichten. —

(Schluß folgt.)

Ein Diner in Damaskus.

Ein französischer Reisender, Bray de Buyser, Mitglied der orientalischen Gesellschaft, gibt in der „Revue de l'Orient“ die Schilderung eines Diners in Damaskus, in einem arabischen Hause. Einer seiner arabischen Freunde, Ibrahim, hatte ihm versprochen, es sollte dabei alles nach nationaler Sitte gehalten werden. Er gibt davon folgende Schil-

derung: Das Zimmer, in das man mich führte, war auf die gewöhnliche maurische Weise möblirt. Ein breiter Divan zierte den Saal, die Mauern waren 7 bis 8 Fuß hoch von rautenförmlichen Fayenceplatten bekleidet, und eine den Boden bedeckende, ebenfalls rautenförmig eingelegte Matte vollendete die Ausstattung. Der alte Vater Ibrahims und sein Bruder, ein 18jähriger junger Mann, saßen mit gekreuzten Beinen und baarfüßig auf dem Divan, und rauchten mit ernster Miene ihren Tschibuk. Bei meinem Eintritt bezeugte mir der Greis, indem er mich aufforderte, an seiner Seite Platz zu nehmen, durch einen freundschaftlichen Gruß, daß ich willkommen sey. Sofort wurde mir der Tschibuk und der Kaffee angeboten. Der einen Fuß über den Boden sich erhebende Tisch stand in der Mitte des Zimmers; Teppiche und Kissen ersetzten die Sessel. Kaum waren einige Minuten verflossen, so erschien Ibrahim wieder, in Begleitung dreier in zierliche und malerische Trachten gekleideten jungen Frauen; sie näherten sich mir, ergriffen meine Hände und drückten sie achtungsvoll an ihre Lippen. Zwei dieser Frauen waren nicht ohne Schönheit, die dritte dagegen war mehr anmuthig als hübsch; die bei allen ins Goldgelbe spielende Gesichtsfarbe hatte einen gewissen Reiz; ihre Augen und ihre schwarzen Haare gaben dem Ausdruck der Gesichtszüge etwas Keckes, was die Farbe des prächtig bewimperten Augenliederrandes in etwas milderte. Eine am Ende des Auges sich hinziehende leichte schwarze Linie hob die Größe desselben noch mehr hervor. Auf der Brust trugen diese Damen zwei kleine blaue Blumen, und sie waren tätowirt, die eine oberhalb der Nase, wo diese die Augenbrauen trennt, die andere am Kinn. Sie gingen barfuß; die Nägel der Hände und der Füße waren braunroth bemalt, die Knöchel mit dicken Metallspangen geschmückt. Als Kopfputz trugen sie eine kleine rothsammtene, mit Goldborden verbrämte Mütze; von der Spitze dieser Mütze herab hing eine gewaltige eichelförmige Goldquaste. Lange mit kleinen Goldmünzen durchflochtene Zöpfe vervollständigten diesen Theil der Toilette. Eine sehr kurze und wie die Mütze reich verbrämte Sammtjacke diente ihnen gewissermaßen als Schnürleib; sie war vorn sehr offen, und ließ den ganzen Hals unbedeckt. Die maurischen Frauen haben den Gebrauch des Korsets nicht angenommen, und immer noch wird bei ihnen Dickleibigkeit als Gipfel der Schönheit betrachtet; für die Europäer aber, welche andere Begriffe von Schönheit haben als die Muselmanen, verfehlt diese Art Schautragung fast immer ihre Wirkung. Eine seidene, an den Aermeln offene Tunika reichte bis etwas unter die Kniee herab. Weite Pantalons von demselben Stoff umhüllten das vom Beginn der Wade an nackte Bein. Ein reicher Gürtel aus Damascener Zeug,

mit Gold und Seide verbrämt, und dessen beide En
herabhingen, umgab die Hüften, ohne sie zu drück
die nackten Arme waren mit Spangen geschmü
Das Ganze der Toilette war, obschon ohne a
strenge Beobachtung der Schicklichkeitsregeln,
hübsch, und machte eine malerische Wirkung. Ei
Augenblick nach der Ankunft dieser Damen wu
der Tisch mit nahezu einem Dutzend Schüsseln
deckt, welche eine Art Suppe, Geflügel, Cuscuss
aus Reis und gehacktem Fleisch bestehende, in
gebratene und in Traubenblättern aufgetragene Kl
sodann Trauben, Datteln, Granatäpfel, Confiturer
enthielten. Alles kam gleichzeitig auf den T
und man nahm nicht bloß aus einer einzigen Sch
sel, sondern belastete seinen Teller mit verschiede
Gerichten auf einmal; es war ein wahres „Ma
doine." Ein einzig s, aber sehr großes Glas
frischem Wasser diente für alle Tischgenossen;
Hände übernahmen den Dienst der Messer
Gabeln. Eine einzige dieser Damen saß zu T
die beiden andern bedienten uns. Ich erhielt mei
Platz neben der Ehrendame. Man nahm die Biss
die man zu haben wünschte, mit der Hand aus
Schüssel. Dessenungeachtet entschloß ich mich n
ohne ein gewisses Zaudern, dem Beispiel meiner Ti
genossen zu folgen; bald aber hatte ich diese
denklichkeiten überwunden, und griff nun ebenf
zu. Ich war zwar durch die Erzählungen, die
gehört, mit diesen absonderlichen Gebräuchen zien
bekannt, und so setzten sie mich, so viel auffal
des ich auch darin fand, doch nicht in Erstaun
Eins nur war mir vollständig neu, daß es n
lich dem Nachbar gestattet war, vom Teller sei
Nachbarn die Bissen wegzunehmen, welcher d
für sich selbst ausgewählt hatte. Man wird
Größe meines Erstaunens daher begreifen, als m
reizende Nachbarin ihre hübschen Finger in me
Teller setzte, um ohne Umstände auszusuchen, w
ihrem Geschmack behagte. Ich gerieth durch
Dreistigkeit der niedlichen Hand, die sich eines B
sens bemächtigte, den ich eben selbst zum Mu
bringen wollte, in eine wahre Bestürzung.
viel Vertraulichkeit überstieg alle meine Begr
Mein Gönner bemerkte den Eindruck, den diese Ha
lung auf mich gemacht, und suchte ihn durch
Bemerkung zu verwischen, eine solche Zwanglosi
sey üblich; auch ich besitze, ohne daß man es
unanständig finden könne, das Recht, dasselbe zu th

(Schluß folgt.)

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.

Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenb

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 169 Dienstag, 17. Juli 1855.

Ein Grab an der Kirchhofsmauer.

(Fortsetzung und Schluß.)

Einen kleinen goldenen Ring, den Trauring ihrer Mutter, bestimmte sie für Madame Weiße, wenn dieselbe ihn annehmen wolle. Ihre Locken schnitt sie selbst ab und setzte ein Käppchen auf, wie es die Dienstmägde dort tragen. Dann kleidete sie sich vollständig an, schrieb auf ein Papier, das sie in ihrem Kasten obenauf legte: „Ich will in den Kleidern, die ich trage, begraben werden; Niemand soll mich ausziehen oder meinen Leib berühren.“

Unter diesen Beschäftigungen schlug es sechs. Als die Glocke ausgebebt hatte, ergriff sie mit fester Hand Flasche und Glas und trank, ohne abzusetzen.

Dann ging sie ruhig im Zimmer auf und ab. Eine halbe Stunde verging fast noch, ehe sich Schmerzen einstellten.

Alwin kam immer nicht. Sie setzte sich nun nieder und schrieb:

„Ich fühle das Nahen des Todes, seine ersten Schauer rieseln durch mein Gebein. Die Stunde ist verflossen und du bist nicht hier. Ich werde fern von dir und einsam sterben. Sey es so! Lebe wohl Alwin! Ehe die Schmerzen, die in tollem Drehen durch mein Gebein rinnen, mich wahnsinnig machen, sage ich dir Adieu. — Mein Auge wird klarer, wie der Tod heranschreitet. Ich sehe jetzt Vieles, Vieles anders als noch vor einer Stunde. Um Gottes Willen, Alwin, tödte dich nicht. Lebe — wer lebt vergißt.“

Dann folgten noch einige Zeilen, die ganz unleserlich waren, und ganz zuletzt ganz deutlich das Wort: „Vergeben.“ Welchen Sinn es hier in diesen schrecklichen Zeilen hatte, vermochte Niemand zu enträthseln.

So lange Dorchen noch Besinnung hatte, hielt sie sich mit Aufbietung aller ihrer Kraft ruhig und keine Klage, kein lauter Wehschrei kam über ihre Lippen.

In der Nacht schien der erlösende Tod endlich zu kommen. Der Körper erkaltete, die Lippen wurden starr, aber in der Frühstunde des Morgens begann erst der heftigste eigentliche Todeskampf.

Sie litt 24 Stunden und starb knieend vor ihrem Bette, das Haupt in die Kissen desselben gedrückt.

Und wo war indeß Alwin? — Die Unglückliche sah ihn nicht wieder.

Er hatte am Morgen zu derselben Zeit, als Dorchen vor Gericht stand, einen letzten Versuch gemacht, die Einwilligung seines Vaters zu ertrotzen.

In dem kleinen Komptoirstübchen, das Herr Tobias Weiße für sich allein benutzte, hatte er erklärt, daß er fest entschlossen sey, entweder mit Dorchen zu leben oder zu sterben.

Herr Weiße hatte dem tobenden Jüngling nicht geantwortet, sondern war ruhig aufgestanden, hatte das Zimmer verlassen und hinter sich zugeschlossen. Das Stübchen war ein Kassenzimmer mit vergitterten Fenstern und gewölbter Decke. Das Schloß war fest und Alwin war gefangen. Anfangs tobte er und raste, die Mutter brachte ihm Mittags Speise und als des Vaters letztes Wort, daß er das Zimmer nicht eher verlassen würde, bis die Dirne in der Büttelei säße, denn Herrn Weiße's Ansehen in der Stadt hatte es dahin gebracht, daß man noch schleunig den Beschluß gefaßt, die Störerin des häuslichen Friedens in einer so achtbaren Familie sogleich nach einem Korrektionshause abzuführen.

Alwin hörte die alte Uhr fünf schlagen und sechs und sieben. Er sah die Nacht herniederdämmern.

Gottwald brachte ihm Betten und Abendbrod.

„Die Mama hat in Ihrer Stube eine Flasche Wein gefunden,“ sagte er, „die ihr verdächtig vorkam, sie hat sie in die Cloake ausgegossen und die Flasche zerschlagen und die Scherben vergraben lassen.

Alwin's Herz erbebte.

Er brachte die Nacht in Gefangenschaft zu, von wüsten Träumen heimgesucht. Mittags brachte man ihm kein Essen, und erst als der Abend von Neuem dämmerte, hörte er den Riegel vor sei-

ner Thüre ziehen. Er wollte sich trotzig aufsetzen und seine Freiheit erzwingen von wem es immer sey, der sein Zimmer beträte.

Aber erstarrt blieb er sitzen als er in dem Eintretenden seinen Vater erkannte, der gebeugt, zitternd und händeringend eintrat.

„Sie ist todt, sie hat sich ein Leids angethan, die unglückliche Person," sagte er und setzte sich ganz gebrochen auf seinen Stuhl. „O, Jesus Christus, werde ich das Elend je verschmerzen? Und mein graues Haupt muß beschimpft in die Grube fahren!"

Herr Weiße war in der Abendstunde von den Gerichtsbeamten in die Wohnung der unglücklichen Selbstmörderin gerufen, um ihre Leiche zu rekognosziren, und die Identität ihrer Person anzuerkennen.

Es war die erste Nachricht, die Alwin von Dorchens Tode erhielt.

Er hörte sie an wie im Traum.

Die zweite kam ihm durch das Gericht, man klagte ihn an, den Tod des unglücklichen Mädchens verschuldet zu haben, indem er ihr wissentlich Gift gegeben.

Es entspann sich ein Prozeß, der fast ein Jahr dauerte, während welcher Zeit er in Haft in seinem älterlichen Hause blieb. Das Erkenntniß gegen ihn lautete in Betreff seiner Jugend und anderer mildernder Umstände bei seinem Verbrechen auf zehnjährige Zuchthausstrafe wegen Namensfälschung und Mißbrauchs eines Siegels in der Absicht, sich in den Besitz tödtender Substanzen zu setzen.

Alwin Weiße trug zehn Jahre lang in G. die Züchtlingsjacke.

Unterdeß brach der Bankrott seines Vaters aus, der, wie seine Mutter, in Armuth starb.

Als Alwin in seine Vaterstadt heimkehrte, fand er nichts als die Gräber seiner Eltern und das Grab des unglücklichen Dorchens.

Er kam aber nicht allein. Eine junge, liebliche Frau begleitete ihn, die Tochter eines der Gefängnißbeamten; sie besaß etwas Vermögen, viel Thätigkeitstrieb und eine unermeßliche Liebe für den stillen, blassen Mann, der mindestens um 15 Jahre älter ist als sie.

Die Familie lebt sehr zurückgezogen, er gibt Musik- und Zeichenunterricht. Die junge, liebliche Frau besitzt im Städtchen die höchste Achtung und Theilnahme, und auch ihm hat man die Irrthümer seiner Jugend verziehen und bemitleidet ihn.

Seit ihrem ersten Eintritt in die Vaterstadt ihres Gatten hat Frau Weiße das Grab Dorchens unter ihre Obhut genommen und es in einen Garten verwandelt.

Ihre beiden Kinder begleiten sie oft dorthin — ihr Gatte fast nie.

Das Herz dieses Mannes wäre ein Gegenstand für das Studium eines Psychologen, für die Feder eines Romanschreibers.

Ich wollte nichts weiter erzählen, als die Entstehung des Grabes an der Kirchhofsmauer.

Die Idealisten.

(Schluß.)

6.

Beinahe ein Jahr verging seit dem Abend, an welchem Richard und Franz die Residenz verlassen, und ihre Reise nach Italien angetreten hatten. Mittlerweile reiste auch der Fürst von R. ab, nachdem er in letzter Zeit mehr und mehr seine häufigen Besuche im von Rorschachschen Hause eingestellt hatte. Ja, der im Anfang des Winters erfolgte plötzliche Tod des Obristen von Rorschach war ihm zum Vorwand geworden, dieselben endlich ganz aufzugeben. Das Gerücht, welches so rasch ein nahes Verhältniß zwischen ihm und Anna von Rorschach behauptet hatte, nahm von der fortdauernden Trauer der letztern, von ihrer gänzlichen Zurückgezogenheit, Veranlassung, auf seiner Behauptung zu bestehen.

Es war nun im Hochsommer: zu Anbruch der Nacht, einer jener Nächte, in denen die Natur schöner erscheint als selbst am frischen rosigen Morgen, einer jener Nächte, die ein schwacher Abglanz von den glanz- und dufterfüllten Nächten des Südens erscheinen. Anna hatte das Sinken der Sonne, das Verlassen und zitternde Verschwinden des Abendlichtes zwischen den Bäumen ihres Parkes betrachtet. Während sie die Dunkelheit mehr und mehr umgab, gelangte sie allmählig in den Theil desselben, wo verschlungene Pfade und ein schneckenförmig gewundener Weg zur Höhe des Berges führten. Die Stille, welche sie umgab und welche ihr wohlthätig war, wurde da plötzlich unterbrochen. Oben, herab zu ihr, ertönte eine wohllautende Männerstimme:

Es sank des Tages Schwüle,
Im Dunkel strömt der Fluß
Und sendet der Wellen Kühle
Auf leichten Lüften als Gruß.

Die Blumen draußen wehen
Und streuen süßen Duft,
Der Mond will auferstehen
Aus blauer Wolkengruft!

Vorbei das Ringen und Thuen,
Gefangen liegt der Harm,
Wachend möchte ich ruhen
Der Nacht im weichen Arm!

Jetzt zieht wohl ein Verlangen
Mit meinem den gleichen Pfad,
O, schritt er ohne Bangen
Den Weg, den ich betrat!

Wir müßten uns begegnen,
Wir lauschten unsern Gruß,
Ich würde das Dunkel segnen,
Das ich schon lieben muß!

Schon als der Singende die erste Strophe begonnen, hatte Anna wie erschrocken gelauscht; als der letzte Ton des Liedes verklungen war, hielt sie die Hand auf das Herz gepreßt, das ungestüm pochte. Ihre Lippen bebten.

„Richard! — Es ist seine Stimme!"

Wieder erklang die Stimme:

Wir müßten uns begegnen,
Wir lauschten unsern Gruß,
Ich würde das Dunkel segnen,
Das ich schon lieben muß!

Dießmal bebte Anna nicht. Ihre Augen leuchteten, mit einer freudigen Hast klimmte sie unbekümmert um die Gebüsche, welche ihr hier und da hindernd entgegen traten, zur Höhe empor.

Es war wirklich Richard Salten, der dort droben stand und unverwandten Auges über den Park hinweg nach der Villa blickte, aus deren Fenstern einige Lichter schimmerten. Als die Zweige neben ihm rauschten, schaute er um. Anna trat vor ihn:

„Richard, wollen Sie wirklich das Dunkel segnen?"

„Ja, in Ewigkeit!" rief der junge Mann und schloß die Geliebte stürmisch in seine Arme. „Ich hab' es gelobt, als ich auf Capri mit Franz zugleich die Nachricht erhielt, daß der Nebel, der Dich umfangen hatte, geschwunden sey. Ich habe es gelobt, als ich hierher eilte, um zu sehen, ob Du noch an Richard gedenkest. Nun braucht's keiner Fragen!"

„Tag und Nacht hab' ich gesonnen", erwiderte Anna, „wie ich mein Unrecht vergessen machen könnte!"

„Sprich nicht von Unrecht, Mädchen! Laß das Vergangene und fühle die Gegenwart!"

„Und die Zukunft", jauchzte Anna, Richards Kuß erwidernd. „Komm, laß uns nicht zögern zur Mutter zu gehen!" Und in seligem Schweigen gingen die Beiden langsam nach der Villa.

Sollen wir noch weiter erzählen? Trotz einer Ohnmacht, welche die verwittwete Obristin befiel, als Anna Richard Salten als ihren Bräutigam vorstellte, reisten nach wenigen Wochen der zum Professor titulirte Richard und seine junge Gattin nach dem gelobten Lande der Kunst und Liebe. In Rom trafen sie mit Franz von Rorschach zusammen, der sie herzlich mit den Worten empfing:

„Gott sey gelobt, so wäre das Trifolium der Idealisten wieder beisammen, und nun für immer!"

Ein Diner in Damaskus.

(Schluß.)

Ich machte auch wirklich von diesem Rechte Gebrauch, indem ich einen Augenblick später von dem Teller der schönen Nachbarin ein Stück Geflügel nahm, aber Sorge trug, daß ich nicht gerade das delikateste wählte. Dieses Abenteuer, das ich als ein großes Reiseglück betrachtete, machte mir viel Freude, und ich ahnte nicht, daß mir noch etwas Pikanteres, etwas Gefärbteres in meinem Studium der arabischen Sitten begegnen sollte, was mir bewies, daß mein Gemälde noch eine bloße Skizze war. Man höre. Noch hatte ich die Ueberraschung nicht verwinden können, in welche mich meine braune Nachbarin, die ich mit besonderem Wohlgefallen betrachtete, versetzt hatte, als ich sah, wie sie eine gewisse Quantität gehackten Fleisches in die hohle Hand nahm und daraus einen kleinen Kloß bildete. Ich konnte die Bestimmung, welche sie ihrem Machwerk zugedacht hatte, nicht errathen, und folgte daher neugierigen Auges allen ihren Bewegungen. Nachdem sie ihre Arbeit beendigt, trennte sie mit ihren Zähnen einen Theil des Kloßes ab, und wollte dann, ohne weitere Umstände, den Bissen welchen sie zwischen den Fingern behalten hatte in meinen Mund führen. Betroffen durch dieses unbegreifliche Vertraulichkeitszeichen, und ein wenig erschreckt über die Folgen, die es haben könnte, bog ich den Kopf rückwärts, und richtete einen ängstlich besorgten Blick auf Ibrahim, der laut auflachte. Dieß brachte mich auf den Gedanken, meine anmuthige Maurin treibe ihr Spiel mit mir und erlustige sich auf meine Kosten. Ich verhehlte den Argwohn meinem Gönner nicht, der erwiderte: „Beruhigen Sie sich, sie spottet Ihrer nicht, wie Sie meinen, sie erweist Ihnen im Gegentheil große Gunst und hohe Achtung; nehmen Sie Alles bereitwillig an. Unsere Frauen sehen niemals Fremde, und kennen Gebräuche nicht, welche nicht die ihrigen sind; sie glauben, sie müßten Sie auf dieselbe Weise behandeln, wie sie uns selbst behandeln." Nach dieser Erläuterung nahm ich das eigenthümliche Geschenk an, jedoch nicht ohne erst einen verstohlenen mißtrauischen Blick auf die reizende Hand zu werfen, welche es mir bot; offen gestanden, aber war diese untadelhaft. Ich war nun neugierig, ob den bereits erhaltenen Gunst- und Achtungsbezeugungen nicht noch andere folgen würden; denn nach dem bereits Geschehenen

hätte mich selbst das Unmöglichste nicht mehr überraschen können. Ein junger Neger ging endlich mit einem wassergefüllten Metallbecken, in welches die Gäste die Finger tauchten und in das sie einige Tropfen Essenz träufeln ließen, um den Tisch herum. Schon zwei Stunden lang saßen wir zu Tische, und allmählich ward ich des türkischen Diners, besonders aber der Tafelgenossen satt. Ich fürchtete jeden Augenblick von Seite der schönen Odaliske neue Zeugnisse der Achtung, und meine europäischen Ohren konnten sich nicht an die lärmenden Freuden- und Verdauungsbezeugungen gewöhnen, welche sämmtliche Anwesende (die Dame, die während der Mahlzeit so großes Interesse für mich an den Tag gelegt, nicht ausgenommen) unablässig ausstießen, und die stets mit denselben Begrüßungen aufgenommen wurden, die man in Europa beim Niesen zu hören bekommt. Vom langen Sitzen ermüdet, bat ich endlich, da meine Kniee durch ihre Stellung während der Mahlzeit fast gebrochen waren, meinen freundlichen Bewirther um unsere Freiheit. Wir nahmen sodann auf dem Divan Platz, wo uns sofort Kaffee und Tschibuk gereicht wurden. Nun begann der betäubendste Lärm, den ich je in meinem Leben gehört. Die Damen wünschten dem Fremden aus Frankreich die bestmögliche Meinung von der Liebenswürdigkeit des arabischen schönen Geschlechts einzuflößen, und dem freundlichen Empfang, den sie mir gewährt, die Krone aufzusetzen; sie fingen daher an, mit zwei Stäbchen auf ihr Tarabuka dergestalt loszuschlagen und einen so barbarischen und unharmonischen Gesang anzustimmen, daß mir darüber fast Sehen und Hören verging. Jede Strophe endigte mit einem grellen Schrei, den alle drei zusammen ausstießen; dann schlugen sie, als Ritornell, von Neuem auf ihre lärmenden, eintönigen Instrumente los. Es war nicht mehr zum Aushalten, und wenn das Schicklichkeitsgefühl meiner Ungeduld keinen Zügel angelegt hätte, würde ich sie inständig gebeten haben, sich nicht so viel Mühe zu machen.

Mannigfaltigkeiten.

Die Engländer rühmen sich bekanntlich, daß es ihnen in Indien gelungen sey, wie früher die Wittwenverbrennungen abzustellen und die Mördersekte der Thags auszurotten, so in neuerer Zeit dem grausamen Brauch der Aussetzung oder Erdrosselung weiblicher Kinder zu steuern, welcher besonders in der Radschputana und unter den Sikhs des Pendschab im Schwunge ging. Jetzt sind sie einer neuen unmenschlichen Sitte auf der Spur, und zwar bei derjenigen Religionssekte, welche man sonst als die intelligenteste und vorgeschrittenste
Indien zu betrachten pflegt — den Parsis o
Feueranbetern. Diese unterwerfen ihre Frauen
und bei ihrer Entbindung gewisser Grausamkeit
welche selbst in den barbarischsten Ländern unerh
und die zu empörend und widerlich sind, als d
sie sich näher beschreiben ließen. Ein beträchtlic
Prozent der Parsifrauen wird dadurch in der Blü
der Jugend alljährlich gemordet, und besonders
ältern Parsis sind es, welche hartnäckig an die
Mißbrauch, den sie als einen religiösen betrach
festhalten. Zugleich dringt die Presse neuerdi
auf eine bessere rechtliche Vorsorge für die Witt
der Hindus. Sie werden, das ist wahr, nicht m
neben den Leichen ihrer Ehemänner lebendig
den Scheiterhaufen gelegt, hingegen ist ihr Loos
der Familie des verstorbenen Gatten das al
traurigste; denn sie haben keinen Anspruch auf
nen Vermögenstheil desselben, werden von de
Anverwandten alles werthvollen Schmucks, den
besitzen, beraubt, und im Haus als Sklavinnen
trachtet und behandelt. Kommt noch dazu, daß
Indien, wie überhaupt im Orient, die Ehen
ungleich geschlossen, und oft ein Mädchen,
kaum der Kindheit entwachsen ist, einem abgele
Greis verbunden wird, so begreift sich's, daß
unglücklichen Wittwen, deren Armuth Niemand re
das gegen Wittwenheirathen herrschende Vorurt
zu überwinden, leicht das Opfer der Verführ
werden, und in Folge davon Kindsabtreibung
Kindsmord häufig sind. Diesen Uebelständen kön
größtentheils abgeholfen werden, wenn man
Wittwe einen gewissen Antheil am Erbe ihres G
ten sicherte, und sie der Verpflichtung enthöbe,
dessen Familie zu wohnen.

Man schreibt aus Kopenhagen: Der Genuß
nachgeahmten bayerischen Bieres breitet sich im
weiter im Norden aus. Und Dieß geschieht n
bloß räumlich — wie es denn z. B. in mehre
Städten Schwedens, u. A. in Wisby auf der J
Gottland, bayerische Bierbrauereien gibt — sond
dieses Getränk findet auch in allen Klassen der
sellschaft immer mehr Eingang. So wird hier
dem Johannistage sogenanntes „Bockbier“
Svanholm's Brauerei in der schönen bayeris
Bierhalle auf dem alten Königswege ausgesche
Namentlich in den späten Abendstunden strö
Schaaren von Menschen, Herren, und Damen, d
hin, um sich an bayerischem Lagerbier, Bockb
Wiener Würstchen, Hamburger Rauchfleisch
Butterbrod zu laben; besonders interessant ist es,
bemerken, wie dort jeder Ranges- und Stand
unterschied unter den Besuchern verschwindet.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei **Lisette Wailandt** in Aschaffenbu

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 170 — Mittwoch, 18. Juli — 1855.

Die Nowgoroder.

Historische Novelle von Max Rosenheyn.

1.

Die Brüder.

Habt ihr schon je einmal den Aufgang der Sonne im blauen Meer gesehen? Golden erglänzt am Horizont das Frühroth. Leichte Nebel fliegen ihm entgegen und gleiten über die glashelle Oberfläche des Meeres dahin, wie der Hauch der Jungfrau über einen Spiegel. Das ferne Ufer scheint in der Luft zu schweben und als eine grüne Schwelle des Himmels im Aether zu verschwinden. Alles ist still. Nur von Zeit zu Zeit ertönen gegen das Morgenroth hin sanfte Klänge. Schwäne rauschen durch die Wogen des Sees, und ein ungeduldiger Wind spielt leise mit dem tönenden Schilfrohr. Da flammt es im Osten auf und ein goldener Pfad dahin durchschneidet die Gewässer. Glanzlos steht die Sonne im Schooß des Nebels; wie in Nachdenken versunken weilt sie einen Augenblick am Rande des Firmaments. Plötzlich hebt sie sich aus der Tiefe empor und eilt majestätisch den Himmel hinan.

Ein solcher Morgen strahlte über dem wilden Ufer Livoniens und sah etwa zwanzig russische Gäste sich an seinem Anblick ergötzen.

Zwei geräumige, hochbusige Kähne an den Felsen gefesselt, schaukelten sich auf den Wogen des Strandes. Nicht weit davon erglänzten die hohen Thürme des Schlosses Pernau, das vor Kurzem vom Heermeister Jakob erbaut war. Zwei Krieger in Panzerhemden, mit Hellebarden bewaffnet, hielten Wache vor dem Schloßportale, Andere lagen sorglos um ein Feuer herum, das der dicke Rauch von der Sonne verhüllte. Dieß waren die Gefährten des jungen und reichen Gastes Andrei Grewitsch. Zu jener Zeit wurden alle Nowgoroder auf der See und im Felde erzogen und der Stand des Kaufmanns war unzertrennlich von dem Handwerk des Kriegers. Es kam nicht selten vor, daß Kaufleute in der Fremde einem friedlichen Gewinne nachgingen und dann mit einer Beute heimkehrten, die sie in blutigen Schlachten sich erkämpft hatten. Ein Jeder bewaffnete sich aus eigenem Antrieb, sobald die Kampflust in ihm erwachte oder Gewinnsucht ihn lockte, und unternahm dann den Deutschen und Schweden zum Schrecken Streifzüge auf dem Warjaischen Meer und dem Ladogasee. Zu einer solchen Klasse gehörte, wie es schien, die Mannschaft des Andrei. Ihre schweren Waffen konnten nur von Leuten gehandhabt werden, die an den Kampf gewöhnt waren, und ihre muskulösen Arme zeigten deutlich, daß sie weit geeigneter waren, Wunden beizubringen als Quittungen zu schreiben.

„Heda, Landsleute!“ erscholl es über ihren Häuptern und die Russen erblickten am Felsen einen stahlbepanzerten Reiter auf einem braunen mecklenburger Pferde.

„Wir sind alle Landsleute, wir haben alle nur eine Heimath,“ antwortete einer der Gäste in rauhem Ton, indem er zugleich bei diesen Worten die Lunte anbrannte: „Was willst Du, Ritter?“

„Erfahren, wie man am sichersten zu Euch kommen kann,“ erwiderte Jener.

„Der Blitz schlage in meine Zunge, wenn ich Dich nicht mit einem Sprung herunterhole,“ rief Ilga und nahm einen Anlauf. Aber der Reiter wich ihm geschickt aus und verschwand auf dem Felsenstege.

Die Russen sprangen auf und schickten sich an, den ungebetenen Gast gebührend zu empfangen. Unterdessen zeigte sich der Unbekannte wieder, indem er auf dem schmalen Wege langsamen Schrittes zu ihnen heranritt.

„Ich wette,“ sagte Ilga, „daß dieß der Anführer irgend einer Schaar herumziehender Ritter ist. Nun, ein schönes Völkchen das! Mit ihnen wird man nicht leicht fertig, weder im Handel noch im Krieg. Wie der Geier nach Raub, so dürsten sie nach dem Gold, und obgleich Gold nach nichts riecht, so wittern sie doch auf der Stelle mit ihren Spürnasen aus, wo was zu erbeuten sey. Man erzählt übrigens, sie hätten noch unlängst unsere Kaufleute in Dorpat selbst geplündert, diese ver-

wünschten Heiden!" — „Sie sind Christen, dünkt mich," bemerkte einer von den Gästen, „ja ja Christen!"

Der Ritter näherte sich indessen, stieg vom Pferde, stieß die Lanze in die Erde und trat dreist in die Mitte der Russen. Der unerschrockene Andrei ging ihm entgegen — nun standen Beide einander gegenüber. „Andrei!" rief der Ritter — und mit geöffnetem Visir eilte er, ihn zu umarmen.

„Wseßlaw, mein theurer Bruder, lebst Du noch?" — Süß war das Wiedersehen der Brüder. Unterbrochene Ausrufe und unbeantwortete Fragen wechselten unaufhörlich mit einander ab. Von der brüderlichen Liebe gerührt, schaarten sich die Nowgoroder um ihre Anführer, verbeugten sich, drückten Wseßlaw die Hand, küßten und umarmten ihn wie Einen, der von den Todten auferstanden war; denn schon lange hatte man ihn in seiner Heimath als erschlagen betrauert.

„Genug, genug," sagte Andrei, indem er sich aus den Armen des Bruders wandte, „Du zerdrückst mich ja mit deinem Panzer; aber sage mir, ich bitte Dich, weßhalb hast Du dein silbernes Panzerhemd gegen diesen Harnisch vertauscht, in dem Du wie eine Schildkröte umherspazierst?"

„Um in Livonien mit größerer Sicherheit zu reisen; aber für jetzt, Bruder und Freund, sehnt sich meine Seele darnach, erquickt zu werden durch Mittheilungen aus deinem Munde."

Die Brüder zogen sich nach dem Ufer zurück, setzten sich unter eine Weide, die ihre Zweige wie ein Zelt über sie ausbreitete, und Hand in Hand und Aug' in Auge unterhielten sie sich von ihren Verwandten und von ihrer Heimath. Alle Gefühle der Seele, alle Leidenschaften des Herzens spiegelten sich sofort im hellen Auge Wseßlaw's ab und mit gespannter Aufmerksamkeit vernahm er die Erzählungen von den Thaten seiner Landsleute und ihrem Ruhm. Als er aber von Nowgorod hörte, da sank er in ein tiefes Selbstvergessen und lauschte mit ganzer Seele. Ach! wem klingt die Kunde von seiner Heimath nicht wie der Gesang eines Vogels aus dem Paradies?

„Ich fiel also," sagte endlich Wseßlaw, auf wiederholtes Fragen seines Bruders, „wie Du weißt, blutend, zerschlagen und verwundet auf dem Feld von Weißenstein, wohin mich die Verwegenheit mit einem Häuflein Unerschrockener gerissen hatte. Als ich zu mir kam, fehlte mir die Erinnerung. Das Geschehene war mir mit dem Blut aus dem Gedächtniß verschwunden; Alles, was die Wirklichkeit mir zeigte, staunte ich an als einen Traum. Ueber mir erhoben sich Sandsteingewölbe wie in einer Grabeshöhle; auf mir lag gleich einem Leichentuch eine weiße Decke und eine trübe Lampe erleuchtete kaum die Umgebung. Ich entsetzte mich; es kam mir vor, als ob ich lebendig begraben wäre; ein kalter Schweiß trat mir ins Gesicht — ich erhebe den Kopf, schaue mich um . . . mir zu Häupten sitzt eine weibliche Gestalt wunderlieb wie ein Engel . . . ich gestehe es Dir, ich war betäubt; meine abergläubische Phantasie ließ mich glauben, daß ich in ihr meine Seele sähe, die von ihrer Flucht nach dem Himmel von ihrer irdischen Wohnung Abschied noch nehme. O, Bruder! Dieß war die Gattin des Ritters von Nordeck auf Neuhausen, meines großmüthigen Ueberwinders. „Des Nordeck," rief Andrei emporfahrend, „dieses Ritters von Wort und That, der unter einem Hagel von Steinen und Flüchen jüngst die Mauern von Dünamünde bestieg, den die Rigaer wie den Zorn Gottes fürchten! Ich sah ihn neulich an der Seite des Heermeisters in das Thor des von ihnen unterjochten Riga einreiten, in das Thor, welches für ihn eine Siegespforte war. Dieser Nordeck ritt so stolz, blickte Allen so dreist ins Auge — daß — ich gestehe es, mich die Lust anwandelte, meine Kräfte mit den seinigen zu messen; er muß ein ganz tüchtiger Mann seyn."

(Fortsetzung folgt.)

Eine merkwürdige Rettung vor der Berührung mit Giftschlangen.

Es mögen ungefähr zwölf Jahre her seyn, — erzählt ein Engländer, — daß ich als einer jener ersten Ansiedler angestellt war, welche den Zweck hatten, in den waldigen Dschungeln von Ceylon Kaffeepflanzungen anzulegen, und so den Weg zu einem Erwerbszweige zu bahnen, welcher heutzutage einer der bedeutendsten in der ganzen Kolonie ist. Die sämmtlichen Bergabhänge im Innern und in der ganzen Zentralprovinz sind nämlich gegenwärtig mit Kaffeebäumen bedeckt, und wo früher undurchdringliche Wälder standen, da gewinnen nun die Grundbesitzer die einträglichsten Ernten. In demjenigen Landestheile, wo ich damals angestellt war, lagen die Waldstrecken, auf welchen Europäer ihre Thatkraft und Umsicht mit denen der Eingebornen messen wollten, noch sehr weit auseinander, wie sie es zum Theil auch heute noch sind. Meine Lichtung also lag damals volle zehn englische Meilen von derjenigen meines nächsten europäischen Nachbars entfernt, und zwischen beiden lag ein mühsamer, für den Fußwanderer im höchsten Grade ermüdender Weg, den selbst der geübteste Reiter nicht ohne Bangen verfolgen konnte, denn er führte über Felsen, am Rande von Abgründen vorüber, durch schmale, mit dornigen Schlingpflanzen eingehegte

Pfade und über einen breiten tiefen Strom, welchen das Pferd nur schwimmend überschreiten konnte.

Dieß Alles ist aber eine Kleinigkeit, wenn man daran gewöhnt ist. Nun tritt zuweilen doch ein Zeitpunkt ein, wo der europäische Einwohner findet, daß er nicht länger mehr Behagen und Ausdauer für derartige Expeditionen besitzt, — kurzum, daß er seinen Nerv verloren hat; und dieß ist ein hinreichender Wink für ihn, daß er dem raschen Zerfall seiner Gesundheit nur durch einen raschen Wechsel seines Wohnortes, durch ein Uebersiedeln nach einer gemäßigteren Breite, vorbeugen kann.

In einer so abgeschlossenen Lage wäre es merkwürdig, wenn die dem Pflanzer obliegenden Arbeiten nicht endlich für seine ganze geistige Kraft beinahe abstoßend und langweilig werden und ihn auf mancherlei Hülfsquellen zu seiner Erholung und zur Anspannung seines Geistes hinweisen würden. Von letzteren Hülfsquellen der Unterhaltung und Erholung hatte ich nun mancherlei: ich las, schrieb, rechnete, zeichnete Entwürfe und Pläne für Gebäude meiner Pflanzung, und unterhielt mittels der Ueberlandpost eine ausgedehnte Korrespondenz mit meinen Freunden in Europa. Unter anderem Zeitvertreib unterhielt ich mir auch, soweit es die in den Dschungeln hausenden Raubthiere erlaubten, eine zahlreiche Familie Hühner und anderes Geflügel. Ich schlachtete niemals eines davon für meine Tafel, sondern kaufte das wenige Geflügel, das ich verzehrte, lieber von den Eingebornen. Dadurch, daß ich meine gefiederten Freunde so lange behielt, wurden sie nicht allein sehr zahm, sondern ich ward auch mit ihrem Aussehen und ihren Sitten so vertraut, daß jede Henne für mich einen Charakter besaß und von mir mit einem Namen belegt wurde, welcher dem irgend eines meiner menschlichen Bekannten entsprach, bei welchem meines Wissens dieselben charakteristischen Merkmale vorherrschten. Mancher meiner Leser lacht vielleicht hierüber und hält es für thöricht, daß unter den Hühnern eines Geflügelhofes die Fleißigen und die Trägen, die Ernsten und die Phlegmatischen, die Lebhaften und Schwermüthigen, die Streitsüchtigen und die Friedfertigen, die Frechen und die Schüchternen, die scheinbar Klugen und die Thörichten zu unterscheiden gewesen seyn sollen; allein ich kann ihn versichern, daß, wenn er lange mit Hühnern zusammengelebt haben würde, wie ich unter der Verandah meiner Lehmhütte, so würde er all diese kleinen Züge selber wahrgenommen haben.

Nichts machte mir mehr Vergnügen, als meine Hühnerfamilie durch Bruten zu vermehren. Heutzutage muß ich manchmal selber lächeln, wenn ich mich meiner Sorge für die Küchlein erinnere, und der sorgsamen Notizen über die Brutzeit der einzelnen Hühner, und wie väterlich bemüht ich war für das Wohl der kleinen Thierchen, wenn sie aus dem Ei schlüpfend, zum ersten Mal das Licht der Welt erblickten.

(Schluß folgt.)

Katzenaugen als Uhren.

Der berühmte französische Thibet- und Chinareisende, Le Huc, erzählt folgende Art und Weise, wie die gemeinen Chinesen nach der Uhr sehen: „Eines Tages, als wir unsere zum Christenthum bekehrte chinesische Gemeinde besuchen wollten, begegneten wir einem Jungen, der einen Ochsen hütete. Wir fragten ihn im Vorbeigehen, ob es schon 12 Uhr sey. Der Junge guckte nach der Sonne, aber sie steckte hinter dicken Wolken, so daß er diese Uhr nicht zu Rathe ziehen konnte. „Der Himmel ist so voll Wolken“, sagte er, „aber wartet einen Augenblick.“ So lief er in den benachbarten Bauernhof hinein und kam in einer Minute mit einer Katze auf dem Arm zurück. „Seht“, sagte er, „'s ist noch nicht 12 Uhr.“ Dabei zeigte er uns die Augen der Katze, indem er deren Lider aufwärts schob. Wir sahen den Jungen erstaunt an, aber er war augenscheinlich im vollen Ernst, und die Katze, obgleich ihr die Operation unangenehm schien, war doch offenbar daran gewöhnt und benahm sich sehr verständig, als wäre es ihr eigentliches Geschäft, Uhr zu seyn. Wir sagten: „Sehr gut, mein Junge, besten Dank!“ und lachten, da wir uns schämten, uns von dem Jungen belehren zu lassen. Als wir aber unsere Freunde fanden, war es unser Erstes, nach dem Sinne dieser Operation mit der Katze zu fragen. Sie wunderten sich sehr über unsere Unwissenheit und sammelten bald ein paar Dutzend Katzen aus der ganzen Nachbarschaft, um uns zu zeigen, daß die Uhren in deren Augen alle richtig gingen. Die Pupille der Katzenaugen werden bis Mittags 12 Uhr immer kleiner und erreichen dann ihre engste Zusammenziehung in Form einer feinen Linie, wie ein Haar, perpendikulär über das Auge gezogen. Dann dehnen sie sich allmählich wieder aus, bis sie Nachts 12 Uhr die Form einer großen Kugel erreichen. Man versicherte uns, daß jedes Kind bald eine große Fertigkeit und Genauigkeit in Angabe der Zeit aus den Katzenaugen erreiche. Wir selbst überzeugten uns sofort, daß diese Uhren sehr richtig gingen und genau übereinstimmten. Wir wollen hoffen, daß wir mit Enthüllung dieser chinesischen Art, Chronometer und Uhren zu ersetzen, die edle Kunst unserer Herren Uhrmacher nicht beeinträchtigen. Minutenzeiger fehlen doch immer noch in den Pupillen von Hinz dem Kater und Suse der Katerine.“

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Paris vom 12. Juli: „Die Karawanen von Schaulustigen, welche uns die Eisenbahnzüge von allen Seiten her, aus unserem Innern, aus England, von Holland und Belgien, von Norden und von Deutschland, aus der Schweiz und theilweise auch von Italien zuführen, verändern von Zeit zu Zeit, jedoch augenblicklich nur, die Physiognomie unserer Hauptstraßen, Boulevards und Versammlungsorte. Der Charakter des Gaffers, des staunenden, fast betäubten, bewundernden Gaffers, spricht sich jedoch in allen Gesichtszügen aus, die keinen französischen Stempel tragen, und würde allein den Fremden verrathen, wenn Haltung und Sprache ihn sonst nicht andeuteten. Eine besondere Notiz unter den Fremdlingen verdienen die beiden „Azteks", die der Kaiser sich am Sonntag vorstellen ließ. Dieses wunderliche Paar besteht aus einem Jüngling von 19 Jahren und einem Mädchen von 14; jener ist 30½ Zoll, diese 25⅔ Zoll hoch: der Wuchs und ganze Bau ist nicht zwergartig, der Kopf nicht unverhältnißmäßig groß, aber das Profil beider nähert sich dem Profil eines Vogels: die Stirn klein, die Nase hervorragend, wie ein spitziger Schnabel, die Oberlippe eng daran geschlossen, kurz, die Erscheinung — wenn lebende Geschöpfe in die Ausstellung, wie in der Barnum'schen Kinder-Ausstellung in New-York, aufgenommen würden — müßte dort ihren Platz finden und würde Naturforscher wie die Neugierigen aller Art sicherlich viel beschäftigen."

[Beitrag zur Sittengeschichte.] In Wien machte vor mehreren Jahren eine Frau, die Gattin eines wohlhabenden Fabrikanten, selbst Besitzerin eines großen Zinshauses in der Stadt, durch ihren übermäßigen Aufwand allgemeines Aufsehen. Ihre Eleganz war dort sprüchwörtlich geworden, ihre Equipage gehörte zu den reichsten, und wo sie erschien, verfehlte sie nicht, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Und dazu kam noch, daß unter den ziemlich verlebten Zügen ein allzu heißes Herz schlug. Der eheliche Friede war schon lange kein ungetrübter mehr, dazu war ihr Wandel nicht rein genug. Die Zahl ihrer Freunde war ebenso wenig beschränkt wie ihre Freigebigkeit. Endlich erfolgte die gerichtliche Scheidung von ihrem Gatten. Er verließ Wien und zog in die Provinz; sie konnte den Schauplatz ihrer frühern Triumphe nicht meiden, es nicht über sich bringen, das bleichende Haar mit dem Scheine matronenhafter Würde zu umgeben. Ihr Vermögen nahm ab, das Haus wurde verkauft; sie selbst sank immer tiefer. Und doch war ihr die schmerzlichste Täuschung noch vorbehalten. Ein Verhältniß, das sie mit einem Bedienten unterhielt, wurde von diesem gebrochen; er verließ sie, verstieß sie! Kürzlich spät Abends stürzte sich von der Praterwiese nächst des Sophien-Kettenstegs ein Weib in die Donau. Zwei wackere Männer, ein Schiffer und ein Fabrikarbeiter retteten die Unglückliche. Sie dankte ihnen nicht, sie weinte und gestand ihnen ein, den Tod gesucht zu haben!

[Furcht vor Gewittern.] Am meisten, bemerkt Reimann, fürchtet man den Blitz wegen seiner tödtlichen Wirkung auf lebende Wesen, so selten auch übrigens Jemand vom Blitz erschlagen wird. In Paris ist innerhalb vieler Jahre kein Mensch vom Blitz getödtet worden, so daß die Gefahr, von einem herabfallenden Dachziegel oder Blumentopfe erschlagen zu werden, viel größer erscheint. In Göttingen sind in einem halben Jahrhundert nur drei Todesfälle durch den Blitz vorgekommen, in London wurden unter 700,000 Menschen, die in dreißig Jahren starben, nur zwei vom Blitz getödtet. Woher nun die ungeheure Furcht vor Gewittern? — Wenn manche Leute beim Herannahen eines Gewitters Schwindel und Uebelkeit empfinden, und dann, wenn sie behaupten, ihr Nervensystem werde durch die Elektrizität zu sehr gereizt, so mag man das in einzelnen Fällen zugeben; richtig aber ist die Meinung, daß die Gewitterfurcht oft auch eine innere Schwäche ist, eine kleine und dabei sehr peinigende Geisteskrankheit, die man ganz einfach mit der Nervenschwäche eines Rekruten vergleichen kann, der den ersten Kanonenblitz sieht, — der Hans Haasenfuß, der in gar vielen s. g. gebildeten Leuten steckt und sich bei Gelegenheit eines Blitzes wider Willen verräth.

In Baltimore (Nordamerika) hat am 9. Juni ein Zweikampf zwischen zwei Frauenzimmern stattgefunden. Schon seit zwei Jahren waltete eine grimmige Fehde zwischen Eliza Simpson und Margaret Hamilton ob; besonders erbittert war Erstere, die jedesmal beim Anblick der Letzteren die entsetzlichsten Drohungen und Flüche ausstieß, und mehreremal sogar mit einem Pistol nach ihr geschossen haben soll. Am Morgen des genannten Tages trafen die beiden Weiber auf einander; von Schimpfworten ging es zu Handgreiflichkeiten über; Hiebe fielen auf Hiebe, bis endlich die Simpson die Hamilton bei den Haaren erfaßte, mit der Rechten ein Pistol hervorzog und dasselbe in das Gesicht ihrer Gegnerin abfeuerte. Der Schuß zerschmetterte den linken Backenknochen und drang abwärts in den Mund. Die Unglückliche stürzte nieder und wurde fortgeschafft. Ein Wundarzt operirte sie und zog 11 Schrotkörner hervor. Sie ist in Lebensgefahr. Eliza Simpson wurde alsogleich verhaftet, jedoch gegen eine Kaution von 2000 Dollars bald wieder in Freiheit gesetzt.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 171 Donnerstag, 19. Juli 1855.

Die Nowgoroder.

(Fortsetzung.)

„In der That ist er das," fuhr Wieslaw fort, „stürmisch bis zur Raserei und unerschrocken bis zur Tollkühnheit, dagegen aber auch gutmüthig und treuherzig! — Doch nun will ich von mir selbst sprechen. Während meine Kräfte sich allmälig gesammelt hatten, war der Streit des Ordens mit Nowgorod noch nicht geschlichtet, und mir war es ein volles halbes Jahr unmöglich gewesen, weder von mir etwas hören zu lassen noch von den Meinigen etwas zu erfahren. O wie oft, mein lieber Bruder, war es mir schwer um's Herz, und Niemand konnte ich meine Sehnsucht entdecken, Niemand meinen Kummer mittheilen. Fast alle Tage betrachtete ich vom Schloßthurm zu Neuhausen aus den Weg nach Pskoff, der in den Wald hineinschlängelte. Sobald ich einen Russen darauf reiten sah, erwachte meine Hoffnung, mein Herz schlug lauter, allein der vermeinte Bote verschwand und meine Seele ängstigte sich und erstarrte von Neuem. Nur in Emma fand ich Trost und der Dank für ihre zärtliche Sorgfalt um den Verwundeten verwandelte sich bei mir in eine unerklärliche, stille Anhänglichkeit an sie."

„Unerklärlich? . . ." unterbrach ihn Andrei, mit dem Finger drohend; „für mich ist das sehr verständlich. Du hattest Dich in sie verliebt."

„Nein, Andrei, nein! Das war nicht jene stürmische Liebe, die das Schicksal mich hat erfahren lassen. In diesem wonnigen Gefühle waltete keine Leidenschaft, kein Freudentaumel ohne Veranlassung, keine Verzweiflung, keine Eifersucht, die mein Herz verzehrte oder entflammte — nur weiß ich nicht, warum ich bei ihr freier und leichter athmete, mit ihr froher war; doch mein Gewissen ist rein wie der Stahl deiner Degenklinge. Wir trennten uns beinahe gar nicht; wir ritten alle Drei auf die Jagd, gingen mit einander spazieren, des Morgens lehrten wir uns gegenseitig unsere Muttersprachen. Abends erzählten wir uns Mährchen. Der gute Ewald freute sich, daß der Gefangene sich nicht langweilte; Gastfreundschaft und Vertrauen herrschten im Haus, die Zeit eilte dahin — und die Stunde des Verderbens hatte geschlagen. Zu Ewald kam sein alter Freund von Mei, ein Westphale und Maltheserritter, der im Heer des preußischen Grafen Arensburg dem Heermeister gegen die Russen gedient hatte. In seinem Innern vereinigten sich alle heftigen Leidenschaften der Seele mit einem zügellosen Willen, der Alles begehrte und Alles vermochte. Er, durch Emmas hohe Reize entzündet, nahm alle Mittel einer erfahrenen Buhlerei, alle Verschmitztheiten der Heuchelei, allen Zauber des Reichthums zu Bundesgenossen, um mit ihnen die Liebe der schönen Frau zu erobern. Emma, im Stolz ihrer Reinheit, beachtete seine Bewerbungen gar nicht und erweckte durch diese Gleichgültigkeit, die ihm Verachtung schien, Bosheit in seinem verdorbenen Herzen. Er verleumdete sie in den Augen ihres Mannes, zwang mich auf eine beleidigende Forderung Ewalds die Waffen zu ergreifen und klagte ihn selbst, man muß es vermuthen, beim geheimen Gericht an: denn Ewald wurde gefänglich eingezogen und nach der Insel Oesel gebracht. Was soll ich Dir nun noch von den Schandthaten dieses Verruchten erzählen? Er benutzte den Augenblick der Bestürzung, raubte Emma, entführte mit ihr auch unsere Schwester, unsere Martha, und vielleicht — o schrecklicher Gedanke! — ist sie beschimpft, entehrt! Was siehst Du mich mit solcher Bewunderung an? — ja, dort fand ich meine Schwester, dieselbe Martha, die als zweijähriges Kind beim Einfall der Ritter in die Vorstadt von Pskoff geraubt wurde. Otto, der Vater Ewalds, erbarmte sich des unglücklichen Kindes, brachte es nach Hause, erzog es wie seine Tochter unter dem Namen einer entfernten Verwandten, ohne irgend Jemand das Geheimniß ihrer Geburt zu entdecken, denn er kannte den Haß der Deutschen gegen den ganzen russischen Stamm. Ich erfuhr dieß unverhofft vor ihrer Entführung, als Otto mich zur Aufsuchung Ewalds mit dem russischen Kreuze segnete, und drückte meine unglückliche Schwester an die Brust; — ich fand sie — und wir haben sie vielleicht für immer verloren. O Bruder, Bruder, wir haben sie verloren!"

„Was zögern wir denn?" rief Andrei, „wozu vergeuden wir die Zeit mit Erzählungen, während unser Schwager vielleicht das Leben, und unsere Schwester die Ehre verliert? O, wie würden unsere Eltern über einen solchen Fund glücklich seyn, und was würde ich nicht thun, um sie zu erfreuen? Kameraden, werfet die überflüssige Last aus dem Nachen ins Meer, man muß das Kostbarste für das Edle opfern! Nach Oesel! Nach Arensburg! Nach diesem Sitze des geheimen Gerichts, von dem ich schon genug gehört habe, nach dieser Mördergrube von Schurken, die das Wort Gerechtigkeit mißbrauchen und unschuldiges Blut vergießen."

„Nach Oesel, nach Arensburg!" rief Wseßlaw, indem er in den Kahn sprang; „gib mir die Hand, mein Bruder. Tod den Verbrechern, wenn sie den edlen Ewald gemordet haben. Wie ein Dieb will ich mich dahin schleichen, wie ein Mörder sie Alle insgesammt niederhauen, in der Väter Blut will ich die Kinder tauchen, mit dem Rauche des Brandes will ich das ganze gottlose Volk ersticken, und die Flamme, die Fahne der Vernichtung soll aufflackern über den Spitzen ihrer Thürme."

Schon war der Anker gelichtet, als Andrei einen von den Seinigen ans Ufer schickte.

„Nimm des Bruders Pferd," sprach er zu ihm, „reite am Ufer entlang, spähe nach Russen, erzähle ihnen die Sache und versammle tapfere Streiter in Reval. Dort sind die Dänen Herren, and auch sie werden mit uns seyn. Sollte nach zwei Tagen keine Nachricht von uns kommen, so eile nach Oesel und lasse nach der Sitte Todtenmesse für uns lesen. Leb wohl!"

Die Segel füllten sich und der Kahn flog die Wellen theilend in die weite See.

„Glückliche Reise, lieben Freunde," dachte der am Ufer gebliebene Nowgoroder; „eilet, der Wind ist veränderlich und die Bosheit schläft keinen Augenblick. Wer weiß, ob ihr zur Befreiung oder zur fruchtlosen Rache eilt!"

(Fortsetzung folgt.)

Virginia oder Liebe und Opfer.

Historische Erzählung von C. M. Ed.

1.

Der Kampf, welchen England und Frankreich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts um den Besitz von Nordamerika führten, erhielt bekanntlich dadurch einen so betrübenden Charakter der Grausamkeit und Erbitterung, daß beide Mächte die Hülfe der Indianer gegen einander aufboten, und nach einem Siege selbst sich gewöhnlich außer Stande sahen, die ungezügelte Rachsucht und Mordgier ihrer wilden Bundesgenossen in die Schranken der Menschlichkeit zurückzuführen. Am schlimmsten war dieß für die friedlichen Anbauer und Kolonisten, die auf den Gränzen der beiderseitigen Gebiete wohnten, und denen es sehr gleichgültig war, ob Frankreich oder Großbritannien ihr Mutterland genannt werde. Der Krieg aber und seine unnatürliche Grausamkeit zerstörte ihre Ernten, riß ihre Anpflanzungen nieder, vernichtete ihre Wohnungen und beraubte sie der Theuren, mit denen sie in den weitgedehnten Wäldern und Steppen eine Zuflucht vor den Sorgen des Lebens gesucht hatten.

Nirgends aber litten die Bewohner schrecklicher, als auf der Westgränze des jetzigen nordamerikanischen Freistaates Pensylvanien, um welche der furchtbare Krieg entbrannte. Frankreich hatte nämlich die Absicht gezeigt, durch eine lange Kette von Forts und Festungen seine Besitzungen im Süden von Nordamerika mit Canada zu verbinden. Als nun die Ufer des Ohio vom Könige von Großbritannien einer Ansiedlungs-Kompagnie geschenkt wurden und diese Kolonisten dahin sandte, forderte Frankreich dieselben auf, sich zu entfernen, und als diese nicht Folge leisteten, wurden sie aufgehoben. Der Gouverneur des Staates Virginien sandte im Namen seines Königs eine Botschaft an den französischen Befehlshaber am Ohio, um zu verlangen, daß die Franzosen nicht allein den Bau der Forts unterlassen, sondern auch das königliche Gebiet völlig räumen sollten. Dieß Verlangen ward verweigert und der Krieg war davon die Folge.

War nun auch die Gesandtschaft verfehlt, so hatte sich der Gesandte dennoch dabei Ruhm erworben, und zwar den Anfang eines Ruhmes, der rein und ungetrübt, wie kein Anderer, einst alle Lande erfüllen sollte. Der Gesandte nämlich war George Washington, der damals 21 Jahre alt, den gefahrvollen Auftrag übernahm, weil kaum ein Anderer ihn auszuführen wagte.

Im November 1753 machte er demzufolge einen mehrere hundert englische Meilen weiten Weg durch dichte, unwegsame Wälder, in denen vielleicht zuvor keines Menschen Fuß getreten war, durch ungeheure und unabsehbare Wiesen, deren Gras an Höhe die Menschengröße oft weit überragte. Bald hemmte der Zweifel, wohin er sich wenden solle, seine Reise, bald die Schrecken der Wälder mit ihren reißenden Thieren; aber schlimmer wie Alles waren die feindlichen Indianerstämme, durch welche er mußte, und eben die Klugheit, mit welcher er diese zu besänftigen und zu versöhnen wußte, erhöhete seinen Ruf so sehr, daß, als die Regierung im folgenden Frühjahre eine Expedition zur Vertreibung der Franzosen an dem Ohio sandte, man den jugendlichen Washington zum Oberstlieutenant bei derselben machte, nur der Oberst Frye stand über ihm.

Unterdeß waren die Franzosen beschäftigt, am Zusammenfluß des Alleghanystromes und des Monogahela, welche von dort an den Ohio bilden, ein stärkeres Fort zu errichten, welches dem Gouverneur in Canada zu Ehren du Quesne genannt werden sollte. George Washington, der bei seiner vorjährigen Reise die Stelle des Forts besichtigt und dessen Wichtigkeit alsbald erkannt hatte, brannte vor Begier, die Feinde von dort zu vertreiben, und erhielt auf sein dringendes Ersuchen Ordre, mit zwei Kompagnien vorausgehen zu dürfen.

Bereits im April 1754 befand er sich mit seinen beiden Kompagnien auf den großen Wiesen an den Ufern des Monongahela. Seine ersten Maßregeln waren, durch Streifereien die Beschaffenheit der Gegend noch näher zu untersuchen, und sich die Freundschaft der Indianer in derselben zu erwerben. Seine beiden Kompagnien unter der Obhut eines zuverlässigen Offiziers lassend, dem er aufgetragen hatte, auf der Stelle ein Fort aus Baumstämmen zu erbauen, wie es die Nothwendigkeit erheische, und demselben deßhalb diesen Namen (Necessity) gebend, nahm er ein Paar indianische Führer und durchstrich die Gegend zwischen dem Ohio und dem Monongahela.

2.

Am Ufer des Ohio, einige geographische Meilen südlich, unter dem Fort du Quesne, jetzt Pittsburg, lag ein Indianerdorf, dessen LenniLennape'scher Name für eine deutsche Feder zu schwer zu schreiben ist, das aber die Engländer Loggstown nannten. Der eine Theil dieses Ortes lag auf einem äußerst prachtvollen, mit fast südlicher Vegetation prangenden Hügel, der andere in einem fruchtbaren und lieblichen Thale, an welchem der Strom dahinfloß. Der Ohio, belles rivières oder schöne Ufer, ist überhaupt berühmt wegen seiner Schönheit, aber Loggstown übertraf in dieser Eigenschaft viele andere Gegenden desselben. Hier wechselten die zartesten Zierpflanzen, die lieblichsten Blumen mit den Königen und Fürsten der Wälder, mit der erhabenen Eiche, der hochstämmigen Magnolie, dem prachtvollen Talpenbaum, mit Tannen und Fichten aller Art. Die mannigfaltigsten Vögel zwitscherten in dem Frühlingslaube, die Purpurdohle, der Pirol, der blaugeflügelte Baumläufer, der Kolibri; auf dem weichen Sammt der Wiesen sah man Fasan, Kragenhuhn, Tauben und anderes Zahmgeflügel friedlich spielen und ohne Zuthun der Menschenhand hier ihre reichliche Nahrung finden.

Aber die Kabanen und Hütten, die zahlreich im Orte vorhanden waren, sahen zum Theil zerstört und spoliirt aus. Ohne Dächer, ohne Thüren, in ihrer Umgebung vernachlässigt, zeugten sie davon, daß ihre Bewohner sie seit Jahren (seit 1750) verlassen hatten, um vor der drückenden Nachbarschaft der Engländer und Kolonisten nach Westen zu ziehen. Nur wenige Familien hatten es vorgezogen, alle Uebel zu ertragen, die ihnen die Anhänglichkeit an ihre Heimath bereiten könnte.

Unter den Wohnungen, die noch von menschlichem Regen und Leben zeugten, war die ansehnlichste auf dem hohen Theil des Ortes ganz nach europäischer Art erbaut. Auch der Garten, mit welchem es umgeben war, übertraf alle übrigen weit an Sorgfalt in der Behandlung. Die angeborne Schönheit der Natur war hier durch den Kunstsinn ihres Nachahmers so sehr erhöht worden, daß der kleine Park mit Recht ein Paradies genannt werden konnte. Unter demselben floß der große ruhige Strom so weit das Auge blicken konnte, umsäumt von Hügeln und Niederungen, welche bald die sanfte Anmuth beblümter Wiesen, bald die dunkle Majestät der entzückten Blicke darboten. Links und rechts neben diesem Garten die Ortschaft mit ihren Hütten und Höfen; hinter denselben in lichter Ferne die Gipfel des Laurehills.

Diesen Eden war durch ein weibliches Wesen belebt, dessen Anmuth und Liebreiz vollkommen mit der Schönheit der Umgebung harmonirte. Eine zarte Jungfrau, die eben den letzten Schritt von der letzten Stufe der Kindheit vollendet hatte, rundeten und entfalteten sich ihre angenehmen Formen, gleich den Knospen, welche vom Hauch aufzublühen im Begriff sind. Stolz und schlank, wie die Palmen, war sie aufgewachsen; eine sanfte Schwermuth schwebte auf ihrem ebenförmigen Angesichte; das weiche, blonde, von einem Kopftuche nur leicht gehaltene Haar entbehrte des ängstlichen Schmuckes und der genauen Sorgfalt, welche die Europäerinnen diesem Theil ihrer Schönheit zuwenden; frisches Quellwasser ersetzte bei ihr die Pariser Salben. Mehr als einfach war auch ihr übriger Putz; vom schlanken Halse ab verhüllte ein schneeweißes leinenes Gewand das schöne Ebenmaß ihrer Glieder, kaum vom Busen emporgehoben, dessen werdende Fülle sich erst ankündigte; die Aermel dieses Kleides reichten nur bis zum Ellenbogen; statt des Gürtels ward dasselbe durch eine einfache Schnüre um die natürliche Taille zusammengehalten. Kein Schnürrumpf verdarb hier die Schönheit, welche die Natur dem gesunden Körper verliehen hat; keine widerliche Verzerrung der Mode hatte sich hier geltend gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Eine merkwürdige Rettung vor der Berührung mit Giftschlangen.

(Schluß.)

Zum großen Mißbehagen der Schakale, Weiber,

Habichte, Schlangen und selbst Krähen (welche auf Ceylon große Feinde des Hühnerhofes sind) stand stets eine mit Schrot geladene Doppelflinte in einer Ecke meines Zimmers parat. Es begab sich nun einmal in einer sehr dunklen Nacht, wo man beinahe gar keinen Gegenstand unterscheiden konnte, daß das ängstliche Glucken und Gackern einer Henne mich von irgend einer Gefahr benachrichtigte, die ihrer kleinen Familie drohte. Ich stand sogleich auf, griff nach meiner Doppelflinte und fand bald, daß der Lärm von einer Henne herkam, welche mit ihrer Brut in einem Körbchen unter einem Weidengeflecht in der Verandah untergebracht war. Als ich den Hühnerkorb weghob, fand ich, daß die Henne den Sitzkorb verlassen hatte und in einer Ecke ihre Jungen am Lehmboden unter und um sich versammelte. In dem Sitzkörbchen konnte ich mühsam nur noch ein einziges Küchlein unterscheiden, das nicht der Mutter nachgeeilt war, und das wegen seiner hellen Farbe von der umgebenden Dunkelheit einigermaßen abstach. In meiner Hast erfaßte ich den Sitzkorb an der einen Seite und fand ihn sehr schwer; — da schoß mir plötzlich der Gedanke durch den Kopf, es könnte eine Schlange darin seyn, und ohne Zögern feuerte ich den einen Lauf meiner Doppelflinte mitten durch den Korb hinein ab und stieß ihn dann um. Der Knall weckte meinen Diener, der sogleich ein Licht brachte. Wir nahmen den Korb behutsam hinweg, und ich fand, daß der Schuß zwei Schlangen von drei und vier Fuß Länge getödtet hatte. Es waren aber keine harmlosen Rattenschlangen, welche nach Eiern und Küchlein so lüstern sind, sondern zwei Tic-polongas, deren Biß so tödtlich ist, wie der der cobra oder Hutschlange (Brillenschlange), welcher übrigens der volksthümliche Aberglaube der Eingebornen von Ceylon eine wohlwollende Gemüthsart beilegt, während andere ihrer Sagen der Tic-polonga einen bösartigen rachsüchtigen Charakter beimessen. Ich habe seither oft mit innigem Danke dieser wunderbaren Rettung aus Todesgefahr durch ein so sichtliches Eingreifen der Vorsehung gedacht, welche meine Hand leitete, daß sie nicht diese giftigen Thiere berührte, und daß ich sie nicht durch Aufheben des Korbes zu mir herzog und aufstörte. Ich kann es, bei meiner lebhaften Theilnahme für die Küchlein, nur als eine Fügung der Vorsehung betrachten, daß ich nicht meiner ersten Regung nachgab und nicht mitten in den Korb hinein griff, um das darin liegende hülflose Thierchen herauszuheben. Ich bin auch außerdem manchmal der Gegenstand eines besondern Schutzes der Vorsehung gewesen, wie es jeder meiner Leser an sich selber erfahren haben wird. Keiner von uns Menschen allen steht auch nur für einen Augenblick außer der Acht und Wacht Dessen, der uns erschaffen hat — eine Wahrheit, die man nicht zu wiederholen brauchte, wenn sie nicht so allgemein vergessen würde.

Mannigfaltigkeiten.

Die größte Kanone, welche in den Annalen der Artillerie bekannt ist, wurde von einem ungarischen Metallgießer, Namens Urban, auf Befehl Mahomet II. gegossen und soll steinerne Kugeln im Durchmesser von einem Metre geschleudert haben. Vor dem ersten Versuche sollen sämmtliche Bewohner Adrianopels, wo das Probeschießen stattfand, aufgefordert worden seyn, sich weit entfernt zu halten, damit sie nicht taub wurden. Als die Explosion vor sich ging, war die ganze Stadt von einer Rauchwolke bedeckt. Die Kugel ging über einen Kilometer weit und schlug am Ende ungefähr 1 M. und 66 Cent. in den Boden ein. Mahomet II. war über den erschrecklichen Erfolg dieses Geschosses so erfreut, daß er den Metallgießer mit großen Reichthümern beschenkte, welche derselbe zum Ankauf großer Ländereien im Arader Komitate und im Banate benützte, wo noch heutigen Tages die Familie Urban seßhaft ist. Die famose Maschine wurde durch 100 Ochsen gezogen und von 200 Mann begleitet, welche sie von beiden Seiten fortwährend stützen mußten, auf daß sie nicht aus dem Gleichgewicht komme. Sie konnte indeß nur alle 24 Stunden 8 Schüsse abfeuern, dann erzitterte jedoch der Boden auf Meilen weit und der Halbmond erglänzte im schönsten Rosenschein, wie ein türkischer Geschichtsschreiber gemeldet.

In Marseille erlebte ein Reisender drollige Dinge. An einem Barbierladen stand groß angeschrieben: „Hier wird das Haar gescheert und der Bart rasirt," und an einem kleinen Wirthshaus: „Hier spricht man deutsch und prussien!" Tausend! dachte er, sprechen die Preußen nicht mehr deutsch? — Ein Glas Wein, Herr Wirth! und sprechen wir preußisch! — Da sprach er plattdeutsch, wie die Seeleute im Norden. Das nannte er preußisch.

Der schönste Hundestall auf der Erde befindet sich auf dem Landsitze Goodwoodhouse bei Portsmouth und kostet dem Erbauer 120,000 Gulden. Die Gemächer sind so reich und schön verziert, daß sich ein Edelmann nicht zu schämen brauchte, darin seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Und dieß Alles nur für Hunde, aufgebaut von einem Engländer, mit dem es wahrscheinlich nicht richtig unterm Hute ist. —

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 172 Freitag, 20. Juli 1855.

Die Nowgoroder.

(Fortsetzung.)

2.

Der Thurm auf Oesel.

Gefesselt wie ein Bösewicht und wie ein Verbrecher verurtheilt lag Ewald am Boden auf einem der Thürme von Arensburg. Eine nicht zu stillende ängstliche Sehnsucht nagte an seinem Herzen, und alle spöttischen Erinnerungen des Glückes und alle grausamen Schmerzen der Seele schwirrten gleichsam geflissentlich in seiner Einbildung, um die letzten Augenblicke seines Lebens zu vergällen. Vor drei Tagen war er der glücklichste Mensch von der Welt. Von der öffentlichen Meinung mit Ruhm genannt, vom Heermeister ausgezeichnet, von seinen Standesgenossen geachtet, eilte er in die Arme seiner reizenden Gattin und seiner dankbaren Freunde. Aber jetzt — o mein Gott, mein Gott! Wer hat mit Einemmale in seinem Innern, seinem äußern Leben so viel Ungemach erfahren? Von seinem Freunde betrogen, von seiner Frau verrathen, vor der Ritterschaft, vor den Nachkommen unwiderleglich verleumdet und gebrandmarkt, ungesetzlich und unschuldig zum Verbrechen, zum Tod, zum Beil verurtheilt! Sterben ist leicht, dachte er, aber auf eines geheimen Henkers Block, auf dem noch das Blut keines Nichtswürdigen niederrann, so plötzlich umzukommen, die besten Freunde unbelohnt zurückzulassen, ohne sich an dem bösen Feind gerächt zu haben! .... so verlassen zu sterben, daß nicht ein einziger Erbe meinen Staub bestatten kann — der Wind verweht ihn, die Wellen spülen ihn fort und Raubvögel zerstreuen ihn in Wäldern und Sümpfen .... o das ist entsetzlich, das ist unerträglich! — In der Verzweiflung knirschte Ewald in seine Fesseln und die Schreckensthränen über eine so verabscheuungswürdige Todesart erstarrten in seinen Augen. Zum Glück für die Menschheit sind die starken Schläge der Leidenschaften nicht anhaltend. Der Schuß erschüttert das Firmament, aber er verhallt im Augenblick. So ließ die Verzweiflung in Ewald nach, wie die herabstürzende Welle des Wasserfalles sich wieder beruhigt. Es schien, als ob sich das Bewußtseyn über den Unglücklichen erbarmt hätte und davon geflogen wäre. Das Gegenwärtige, Vergangene und Zukünftige flossen ihm in ein Chaos zusammen. Seine Ideen wandelten gleich Traumbildern vorüber, drehten und stießen sich in seiner Einbildung; aber der trübe Sinn konnte kein einziges Bild sammeln, keinen einzigen Gedanken ergreifen. Alles war finster wie das Grab und der Anfang wie die Ewigkeit.

Endlich erhob das Gerassel der Ketten den zusammengesunkenen Ewald aus seiner vollen Selbstvergessenheit. Vielleicht, dachte er mit einem bittern Seufzer, sind diese Ketten gerostet von den Thränen anderer Angeklagten, die vor mir hier umgekommen sind .... vielleicht waren auch sie eben so unschuldig, eben so unglücklich wie ich! ... sie sind nicht mehr! — Bald werde auch ich nicht mehr seyn und der späte Nachkomme wird unsere Namen in dem blutigen Buche der Verbrecher aufgezeichnet finden! .... Die Schande lebt länger als der Ruhm und es ist wohl möglich, daß der Name Nordeck, auf den die Ritter Livoniens bisher stolz waren, künftigen Jahrhunderten als Schimpf überliefert wird. Ja, die Wohlthäter der Menschen modern in den Gräbern zugleich mit Denen, gegen die sie wohlthätig waren, aber der Haß überlebt Nationen. Ruhmvolle Thaten werden vom Neide absichtlich mit Stillschweigen übergangen und ins Meer der Vergessenheit gesenkt; Schlösser, die unüberwindlich schienen, werden unter den Boden gepflügt, die Großthaten der Helden verzehrt die Zeit, und der Rost nagt am Panzerhemd des Siegers, während niedrige Verläumdung in Archiven aufbewahrt wird, und das Pergament, das Organ der Ueberlieferung, nach einem Jahrhundert Märchen für Wahrheiten ausgibt, Güte entehrt und nichtswürdige Bösewichter verherrlicht. Aber gibt es denn nicht einen ewigen Richter, der da lohnt, und ein Gericht, das nicht abhängt von den Launen des Zufalls und den trügerischen Vorstellungen der Menschen? Gibt es denn kein anderes Leben, wo Alles Wahrheit und Alles Gnade ist?

Ewalds Herz schlug ruhiger, das allgemeine Schicksal der Menschen versöhnte ihn mit seinem eigenen Geschick und eine unbekannte innere Stimme rief ihm zu: bete! — und Ewald betete. Er hatte zwar in Schlachten und bei Gastmählern das Beten verlernt; allein jetzt an der Schwelle des Grabes betete er, und betete nicht aus Furcht, sondern dem Drange seines Herzens folgend, mit Muth und Inbrunst. Oft verlacht man den Tod in Duellen bei Ehrensachen, man verkennt ihn in Schlachten, im glänzenden Purpurmantel des Ruhmes; aber nicht dann, wenn er in seiner ganzen Nacktheit erscheint mit all den Schrecken eines unvermeidlichen Henkerbeiles. Ewald betete aufrichtig, inbrünstig — und seine Stunde schlug. Man hörte schwere Riegel zurückschieben, in den Angeln kreischend öffnete sich die Thür und ein Henker mit einer Laterne und einem Dolch in der Hand stand vor dem Verurtheilten.

3.

Der Ueberfall.

„Wohin führt Ihr mich?“ sprach Emma in einem esthländischen Kahne sitzend mit flehender Stimme zu ihren Entführern. Sie sprach es und der stürmische Nachtwind wühlte in ihren Locken und trug ihre Worte fort. „Konrad, Konrad, erbarme Du Dich über mich! Denke an mein stetes Wohlwollen gegen Dich. Böser Mensch, wodurch habe ich einen solchen Verrath verdient? Liebster Konrad, sag' mir, wohin und weßhalb man mich fortführt?“

„Nach Oesel, meine Dame, nach der berühmten Insel Oesel zu einem schönen Herrn zu Gaste, zum Ritter von Mei.“

„Aber werde ich dort meinen Ewald sehen?“

„O freilich, er erwartet Sie gewiß auf dem ersten Baum und nicht auf dem Galgen; davon bin ich überzeugt; dieß gerade wird Ihnen beweisen, daß Herr Ewald nicht vom Civil-, sondern vom geheimen Gericht verurtheilt worden ist. Uebrigens haben Sie ja, hochwohlgeborne Baronin, gar keinen Grund betrübt zu seyn; so einer Schönheit, wie Ihnen, wird es an Freiern nicht fehlen. Romuald wird Sie mit sich nehmen nach Westphalen; dort ist es nicht so wie in Ihrem Livonien, wo man — Gott verzeih' mir's — keinen Kopf Blumenkohl findet, dort, Madame, verschmähen die Hühner spanische Kirschen, und Weintrauben gibt es dort mehr als hier Vogelbeeren, und der Rheinwein! ja der Rheinwein! — Sie werden wie im Paradiese leben. Er kann sich zwar mit Ihnen nicht öffentlich verheirathen; nun was thut's? Sie werden ihm an die linke Hand getraut, und auf der linken Seite liegt auch das Herz.“

„Heilige Maria, steh' mir bei!“ rief Emma schluchzend aus, „was erlebe ich? Der letzte Vasall wagt es meiner zu spotten! O Bösewicht von Romuald, ich verfluche Dich!“

„Hab' ich's doch gesagt, daß man vergebens der Baronin den Knebel nimmt, sie kann sich von so vielem Sprechen erkälten.“

(Fortsetzung folgt.)

Virginia oder Liebe und Opfer.

(Fortsetzung.)

Der heitere Glanz der blauen Augen war mit den seidenen Wimpern bedeckt, denn sie hatte den Blick auf ein Vögelchen gerichtet, das auf ihrer linken Hand flatterte, um das Futter zu erhaschen, das ihre Rechte ihm darbot. Kaum hatte der kleine Kernbeißer, was er wollte, so hüpfte er von der Hand auf die Schulter, von der Schulter auf den Kopf. Hier aber ward er plötzlich scheu, und entfloh seiner liebenswürdigen Pflegerin und Schützerin, indem er sich zitternd auf den Zweig eines nahen Baumes niederließ. Im Laube des gegenüberstehenden Baumes blitzten die funkelnden Augen einer wilden Katze.

Zärtlich besorgt um das Schicksal des kleinen verdutzten Lieblings achtete Virginia das gefährliche Thier nicht, sondern suchte es durch Händegeklatsch und Rufen zu verscheuchen. Die wilde Katze machte deß ungeachtet einen gewaltigen Sprung nach dem kleinen Vogel, dem die Angst die Flügel lähmte, Virginia hing sich muthig an den untersten Zweig des Baumes, welcher der Schauplatz des ungleichen Kampfes war; dann schüttelte sie so heftig an demselben, wie sie nur konnte, und hielt von diesem Rütteln erst dann ein, als sie auf einmal von einer unbekannten Männerstimme sich zugleich ernst und freundlich davor warnen hörte.

Eben so überrascht als staunend sah Virginia einen jungen Offizier vor sich stehen, den sein Weg offenbar sehr weit geführt hatte, denn die Spuren der Strapazen und der Unwegsamkeit seines Pfades waren an seiner Uniform zu sehen, die keineswegs so sauber und elegant war, wie man sie von Militärpersonen, namentlich von jungen Offizieren tragen zu sehen gewohnt ist; auch führte er gegen Ordonnanz eine Jagdflinte bei sich, das Roth seines Rockes war von der häufigen Reibung mit dem Baumlaub und dem hohen Gras fast grün geworden, die goldenen Epauletten ebenso, und der Hut mit seiner Feder war mehrfach zerrissen. Aber in schönem Kontrast mit diesem beschädigten Anzug blickte das Angesicht des jugendlichen Soldaten so frisch und wohlgemuth, und die großen seelenvollen Augen ruhten so erstaunt und entzückt auf der hol-

den Jungfrau, daß diese von einem wunderbaren Gefühl ergriffen ward.

Unterdeß bäumte die wilde Katze im Baum ihren Rücken und schoß ihre flammenden Blitze auf die Beschützerin ihrer Beute nieder, die derselben bereits den Rücken zugekehrt hatte. In seiner Freude über die liebliche Erscheinung hätte auch der Offizier das grimmige Thier fast außer Acht gelassen, aber seine Bekanntschaft mit dessen Wuth erinnerte ihn schnell daran und ließ ihn seine drohende Stellung erkennen. Rasch zog er seine Flinte zur Handhöhe empor, und in demselben Moment, in welchem die Katze den Angriffssprung machte, begegnete ihr der Blitz von seinem Feuerrohr; noch ehe der Schall des Schusses verhallt war, lag das Thier blutend am Boden.

Als der Rauch sich etwas verzogen hatte, sah Virginia den jungen Offizier beschäftigt, die gefallene Katze zu untersuchen; sie freute sich halb über diese Beschäftigung, denn sie fühlte eine Gluth auf den Wangen, die sie vorher nie gekannt hatte und die gewiß nicht durch die Furcht entstanden war, da sie oft mit Pfeil und Bogen durch Wald und Wildniß strich, um zu jagen. Zum Erstenmale in ihrem Leben versagte die Zunge ihren Dienst, so groß war ihre Verlegenheit.

Aber der Schall des Flintenschusses, der weithin über den Hügel drang, belebte den eben zuvor noch so stillen Schauplatz mit einer dritten Person und das Erscheinen derselben ließ den jungen Offizier, der sich eben zur Jungfrau wenden wollte, fast bedauern, daß der Lauf seines Jagdgewehres nunmehr ungeladen war.

3.

Ein junger Indianer stürzte mit emporgehobenem Tomahawk über den Steig daher auf den Offizier zu, dessen Flintenkolben eine unzureichende Waffe dem Schlachtbeil gegenüber ward, mit welcher der Dahinstürmende, es über den Kopf kreisen lassend, dasselbe führte. Aber ehe der Angreifer nahe genug kommen konnte, warf Virginia sich ihm entgegen, und hängte sich an seinen rechten Arm, indem sie ausrief:

„Kiyaschuta, warum blitzt dein Stahl gegen die Sonne, die uns Segen bringt? Es ist ein Sohn vom Bruder Onas!“

Diese in der Ursprache des Landes gesprochenen Worte der Jungfrau besänftigten den jungen Lenni-Lennape, oder wie die Engländer dieß Wort getauft haben, den jungen Delawaren. Er ließ sein Schlachtbeil am Leibe niedersinken und fragte ebenfalls in indianischer Sprache:

„Wenn die Sonne schien, warum zitterte die Luft vom Blitz und Donner?“

„Die Flinte des Jägers erlegt den Cougouar und den Ozalot im Walde,“ sagte die Jungfrau, „die Hand des Reiters trifft das Raubthier in der Nähe der Hütten.“

Virginia zeigte nachlässig auf die blutende wilde Katze und der Indianer wußte, was vorgefallen war. Deß ungeachtet betrachtete er unverwandten Blickes den militärischen Fremdling, als wolle er die Gedanken desselben aus seiner Seele ziehen. „Was will der goldschultrige Krieger hier?“ fragte er die Jungfrau.

Das wußte sie aber selbst noch nicht, und legte diese Frage in einer höflichern Form sofort auf deutsch dem Offizier vor. Dieser aber zuckte die Achseln und lächelte.

Virginia schlug sich mit flüchtiger Hand vor die Stirn, und sagte in gebrochenem Englisch: „Konnt' ich doch wissen, daß ein Offizier der englischen Majestät nicht deutsch reden würde. So sagt mir denn, Sir, was Euch in diese abgelegene Gegend führt, in der so viele Gefahren den englischen Krieger umlauern?“

„Wie wenig hier Gefahren gelten,“ erwiderte der Offizier mit einer leichten Verbeugung, „haben Sie mir so eben gezeigt, meine Dame. Aber wen konnten auch Gefahren von einem Paradiese fern halten, das von einem solchen Engel bewohnt ist?“

Virginia, an Schmeicheleien so wenig gewöhnt, wie an die andern Formen des Stadtlebens, ward von einer hohen Röthe überschüttet; und die Verlegenheit, die auf ihrem Gesichte zugleich bemerkbar, ließ den Indianer den Sinn der Rede ahnen.

„Virginia,“ sagte er, „wenn der Hauch des Fremdlings zu scharf ist für den Duft einer zarten Blume, so führe ihn zu dem Vater deiner Mutter, dessen Weisheit so groß ist, wie die Zahl seiner Jahre.“

„Du hast recht geredet,“ sprach die Jungfrau ebenfalls in indianischer Sprache; ich will vorausgehen, um den Großvater darauf aufmerksam zu machen. Führe du den Fremdling nach und schütze ihn. Es ist der Sohn des Bruders Onas.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutsches Sängerfest in New-York.

(Aus einem New-Yorker Bericht vom 26. Juni.)

Unter den Tagesbegebenheiten ist das sechste deutsche Sängerfest, welches eben noch hier gefeiert wird, ein hervorragender Gegenstand. Sonnabends den 23. Juni fuhr Nachmittags eine Deputation der hiesigen Gesangvereine mit einem Dampfer den Sängern von Philadelphia, Baltimore und Washington bis South Amboy entgegen. Als sie Lagerbier an Bord brachten, wollte dieß der Kapitän nicht dulden, bis ihm ein deutscher Chemiker demonstrirte, daß dasselbe nur 4 Prozent Alkohol enthalte.

Sobald diese Differenz ausgeglichen war, ging die Fahrt trefflich von statten; indeß mußte die Deputation mehrere Stunden warten, bis der Zug von Philadelphia mit ungefähr 4- bis 500 Sängern in neun Wagen unter Trompetenschall in den Bahnhof fuhr. Sie landeten Nachts 11 Uhr in New-York, und wurden von Kapitän Schnorrs Artilleriekompagnie mit 32 Kanonenschüssen begrüßt. Hierauf zogen sie unter großem Zulauf nach dem Park, wobei sie von deutschen Milizkompagnien geleitet wurden, welche sowohl als Ehrengeleite, als zum Schutz gegen etwaige Angriffe der Rowdies dienten. Im Park hatten sich schon vorher viele tausend Menschen versammelt. Von den Stufen von City Hall flatterten mehrere Fahnen, und eine Menge farbiger Laternen, grüne, blaue, gelbe, rothe, bewegten sich auf Stangen getragen in der Gegend des Rathhauses. Turner mit Pechfackeln bildeten in guter Ordnung ein Spalier. Es war eine milde Sommernacht, und der bleiche Mond, der zuweilen hinter Wolken vorkam, beleuchtete die grünen Bäume und die unabsehbare Menschenmenge. Was aber dieser Festlichkeit hier einen eigenthümlichen Reiz verlieh, war deren europäischer Charakter, fremdartig und anziehend für die Amerikaner, heimathlich und lange nicht erlebt für die Tausenden von Ausländern. Von den letztern waren bei weitem die meisten Deutsche, doch hörte ich auch Französisch und Italienisch sprechen. Die Art, wie diese große Menge sich durcheinander bewegte, war gesellig europäisch. Es bildete sich ein imposanter Zug, der mit Fahnen und Fackeln vom Park durch Chathamstreet, die Bowery- und Grandstreet (eine große Strecke) nach dem Hauptquartier in Washington Hall unter einem unermeßlichen Zulauf von Menschen marschirte, und dort ungefähr gegen 1 Uhr Morgens anlangte. Außer den erwähnten Gesangvereinen waren noch andere von Albany, Boston, Danbury, Harrisburg, Hartford, Manayunk, Newark, Norwich, Batterson, Boughkeepsie, Richmond und New-Haven.

Am darauf folgenden Sonntage ward eine Probe gehalten. Am 25. Juni konnten sich die Sänger im Freien nicht viel zeigen, da es Vormittags stark regnete, allein Abends ward im Metropolitantheater, einem großen und eleganten Lokal, das große Konzert gegeben, welches die Spitze des Festes bildet. Das ungefähr 3000 Personen fassende Haus war fast überfüllt. Das Konzert begann mit Richard Wagners Ouverture zu Cola Rienzi. Hierauf folgte eine Liedersammlung von Julius Otto: „Morgengruß an den Wald", „Waldeinsamkeit" 2c.; ferner das „Wanderlied" von Becker, der „Schwur auf dem Rütli" (aus Rossini's Wilhelm Tell). Der zweite Theil ward mit Richard Wagners Empfangsmarsch aus Lohengrin eröffnet, und den Schluß machte ein Chor von Fischers „Kriegerscenen". Im Ganzen ward das Konzert gut ausgeführt, und kann gelungen genannt werden; nur ein Tenor machte sich störend bemerkbar. Manche Stellen, von ungefähr 600 Sängern gesungen, nahmen sich imposant aus. Hr. Karl Bergmann, der Dirigent, entfaltete Energie, und legte ein seltenes Talent für die Direktion an den Tag. Auf Deutsche und Amerikaner machte das Konzert einen sehr günstigen Eindruck, und es ward, so wie das ganze Fest überhaupt, in deutschen und englischen Blättern ausführlich und sehr günstig besprochen, so daß für den Moment die jetzige Spaltung zwischen den Eingebornen und Ausländern verwischt zu seyn schien. Aus Mangel an Raum muß ich mich auf diese kurzen Notizen beschränken.

Heute war eine sogenannte Pikenikpartie im Elmpark veranstaltet, d. h. eine Festlichkeit, wo jeder gegen Entrée von 50 Cents sich vergnügen konnte, wie es eben gehen wollte. Dieser Elmpark ist ein Privatgrundstück im Norden der Stadt, wo zwar der Plan noch Straßen zeigt, wo aber in Wahrheit in halber Wildniß Straßen abgesteckt sind, und nur wenige Häuser stehen. Indeß enthält der Elmpark Wiesengrund und schöne große Bäume, ohne doch auf die Eigenschaften eines eigentlichen Parks Anspruch machen zu können. Es wurden von Sängergruppen einige Stücke gesungen, andere durch Instrumentalmusik ausgeführt, ungefähr wie bei Gartenkonzerten. Eine große Menge war zugegen, ob es gerade 20,000 waren, wie Einige behaupten, kann ich nicht mit Gewißheit angeben, jedenfalls waren es mehrere Tausende. Amerikaner waren in ziemlicher Anzahl dort. Sie schienen sich gut zu amüsiren. Nicht minder schien sich die zahlreiche Polizei zu gefallen. Sie ließen sich das Lagerbier schmecken, verrichteten übrigens ihren Dienst zur Aufrechthaltung der Ordnung exakt und mit Höflichkeit. Man konnte Wein, Bier, Kaffee, kalte Speisen u. dgl. bekommen, und das Ganze hatte den Charakter deutscher Schützenfeste. Verschiedene Reden wurden gehalten, wie sie bei dergleichen Gelegenheiten üblich sind, auch wurde im Freien getanzt. Zwischen 6 und 7 Uhr Abends marschirten Milizkompagnien, Turner und Sänger im Zuge nach der Stadt, die übrigen Besucher verloren sich nach und nach. Alles ging ohne Störung ab. Dieß hörte man später Abends an öffentlichen Orten wohlgefällig hervorheben, und zwar mit Recht, denn Vergnügungspartien der Deutschen sind in Amerika öfter durch Ueberfälle der Rowdies gestört worden. In dieser Hinsicht bildet dieses Fest einen sehr vortheilhaften Vergleich mit dem Maifest 1850 in Hoboken, das mit blutigem Handgemenge endigte; indeß waren dießmal auch bessere Vorsichtsmaßregeln getroffen.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 173 Samstag, 21. Juli 1855.

Die Nowgoroder.

(Fortsetzung.)

„Ach, wie das schaukelt, wie das plätschert! Nicht wahr, Frau Baronin, der Wind ist hier etwas stärker als der Wind von ihrem Fächer? Werden Sie für diese Spazierfahrt zur See nicht dankbar seyn? Ich kann mich rühmen, daß ich Alle der Verfolgung überhoben habe — das war ein Kunststück! — ich schlug jedem Pferde einen Nagel ins Bein. Ei sieh! Da ist auch Feuer in Arensburg! Pfeife zu, Freund Namecko, damit der Wind noch stärker blase; bald gelangen wir ans Ufer, bald wird der Wein in die Kehle und das Gold in die Tasche rollen!" — Plötzlich schaute sich Konrad zur Seite um; ein ungeheurer Kahn kam ihm mit gespannten Segeln entgegen. „Wer fährt da," rief Konrad kleinlaut aus, „Freund oder Feind?"

„Das ist er, das ist der Verräther Konrad!" rief eine Donnerstimme zur Antwort und im Nu warf sich der russische Kahn ihm zur Seite. Ein Schrecken ergriff Emma's Herz; sie hörte das Krachen der Bretter, das Klatschen der Segel, Kampfgeschrei und Flüche Sterbender, — Schwerter kreuzten sich, Funken blitzten auf den Helmen, mehrere Schüsse und wieder Gemetzel, und endlich Flehen um Schonung. „Keine Schonung! Ertränkt die Mörder!" — und im Nu schlugen die tobenden Wogen über den Ertrinkenden zusammen und erstickten ihre durchdringenden Stimmen. Konrad hatte sich noch bis auf's Aeußerste vertheidigt; aber jetzt winselte er Bitten auf Bitten hervor. Man war taub gegen das Flehen des Bösewichts; man warf ihn über Bord — noch klammerte er sich fest, — dann sank er mit abgeschlagenen Armen, noch einen Fluch auf der Lippe, in den Grund des Meeres hinab.

Welcher Uebergang von der Verzweiflung zur Hoffnung, vom Gefühl der Furcht zu den höchsten Empfindungen der Wonne! — Die gerettete Emma gelangte in den Armen ihrer Brüder wieder zum Bewußtseyn. „Höre, Namecko," sagte Wsеßlaw zu dem einzig verschonten Steuermann des esthländischen Kahnes, „ich schenke Dir das Leben und die Freiheit! aber führe uns den Klippen vorbei nach Arensburg zu jenem Thurm hin, wo der gefangene Ritter eingeschlossen ist; Du kömmst heute von dort, folglich mußt Du Alles wissen. Führe uns dahin, oder ich mache Dich mit den Fischen bekannt!"

4.

Die Strafe des Verräthers.

Unterdessen fuhr der Sturm fort zu wüthen und ward von Stunde zu Stunde stärker; der Regen stürzte stromweise vom Himmel herab und ein grelles Wetterleuchten zeigte die Nähe des Schlosses. „Sieh," sagte Wseßlaw zu seinem Bruder, „wie der Regen das Feuer des falschen Leuchtthurms auslischt, der, auf Balken zerschmetterter Schiffe gebaut, da ist, um Andere ins Verderben zu locken. Sieh, wie der Blitz um die Zinnen des Schlosses züngelt, das über dem Gebein unglücklicher Seefahrer aufgeführt ist, nicht zum Schutz, sondern zur Vernichtung der Menschen; aber der Augenblick des strafenden Zorns naht, und der Schrecken des Himmels wird das Schrecken der Erde in Wasser zerstreuen."

„Hierher, hierher," sprach der Steuermann leise, indem er den Lauf des Kahns nach einer hohen Mauer hinrichtete, „laßt die Segel herab, nehmt die Mastbäume fort, bückt Euch, wir fahren durch ein niedriges Gewölbe, welches das Wasser durch die Gräben durchströmen läßt, die bis an den Fuß des Thurmes führen."

Nicht ohne Zweifel und Aengstlichkeit fuhren die Russen unter das Gewölbe hinab, wo ihnen jeden Augenblick Verrath und Verderben begegnen konnte. Furchtbar peitschten die Wogen gegen die Mauerspalten und stürzten von Steinen zurückgeprallt murrend aus dem Gewölbe hinaus. Da war Alles still und das eben vielfach wiederholte Geräusch schwieg. In einem Augenblick waren sie schon im Graben zwischen der Mauer und dem Thurm.

„Hier ist das Fenster des Gefangenen," lispelte der Begleiter, und die Russen standen zweifelnd da;

denn es war wenigstens vier Klaftern vom Boden entfernt.

„Wer da?" rief die Schildwache, sorglos längs der Mauer gehend und hüllte sich in ihren Mantel in der völligen Gewißheit, daß böse Geister ihr Spiel mit ihr trieben.

„Ich kürze Dir die Zunge, Du Vogel von schlimmer Vorbedeutung," sagte Andrei leise. Es flog ein Pfeil und die Schildwache stürzte ins Wasser. „Glückliche Reise, Kamerad! Dank Dir, daß Du uns den Weg nach oben geöffnet hast. Siehe, Bruder Wſeßlaw, sein Mantel ist an den Mauerspitzen hängen geblieben und hat sich auf der Mauer ausgebreitet."

„Helft mir, Freunde, die Zinne erreichen!" rief Wſeßlaw. „So, jetzt habe ich festen Fuß, von hier werde ich nicht hinabgleiten. Langsam .... nun bin ich darauf und von hier ist es nicht mehr als anderthalb Klafter bis zum Fenster."

„Du bist schon da, Bruder Wſeßlaw, das ist vortrefflich."

„Jetzt, Gefährten, reicht mir einen Bootshaken her, er wird als Leiter und Mauerbrecher dienen.

Nach einer Viertelstunde waren 10 Wagehälse auf der Zinne der Mauer und kletterten auf dem emporgerichteten Bootshaken öfters ausgleitend und herabrutschend zum Thurm hinan; zuerst erreichte Wſeßlaw das Fenster. Er legte das Ohr ans Gitter und vernahm eine Stimme, aber das war nicht die Stimme Ewalds. „Sollte denn alle Mühe umsonst gewesen, sollte ich getäuscht worden seyn?" Wſeßlaw lehnte sich dichter und mit größerer Aufmerksamkeit an das Gitter, ohne daß er es jedoch wagte, durch dasselbe hindurch zu blicken. Zornige Worte polterten im Thurm; es sprach Romuald zu Ewald:

„Treuloser Verräther nennst Du mich? solche Worte klingen mir süß aus dem Munde meines Opfers. Ja, ich habe die Freundschaft verleugnet, ich habe meine wahren Gefühle maskirt, Dich dem Partheigänger in die Hände gespielt, um meinen Leidenschaften Genugthuung zu geben — und die Rache ist meine erste Leidenschaft. Erinnerst Du Dich, Ewald, des Turniers in Königsberg? Erinnerst Du Dich wohl jenes Lanzenstiches, womit Du mich aus dem Sattel hobst? Das konnte ich Dir noch verzeihen, damit hattest Du nur meinen Stolz gekränkt; aber denkst Du wohl auch noch daran, daß Du zugleich mit dem Sieg mir das Herz der flüchtigen Adelheit raubtest? Dieß konnte und werde ich Dir nie verzeihen; und seit jenem Augenblick war dein Verderben beschlossen. Die Eifersucht bewog mich, diese Maske anzulegen! sie trieb mich nach den Felsenufern Afrika's; aber die Rache führte mich wieder hierher zurück. Du hast gesehen, daß ich mich gut zu verstellen wußte, jetzt erfahre noch, daß ich Deine Emma verleumdet und Wſeßlaw angeschwärzt habe, um Dich dahin zu bringen, daß Du Beide kränktest. Das war mir noch zu wenig, Ewald! Unzufrieden damit, daß ich Deinen Namen beschimpft, Dir die Qualen eines bösen Gewissens ins Herz gedrängt hatte, raubte ich Dir noch Deine Emma. Emma ist ein Weib; ich stehe dafür, daß sie nach zwei Tagen schon mit diesem Dolche spielen wird, der in das Blut ihres Gatten getaucht ist."

„Du Ungeheuer, rief Ewald, die Hände zusammenschlagend, „bist Du wohl ein Mensch?"

„O, freilich kein Engel," erwiderte Mei hämisch; „aber welche Wesen werden mich nicht beneiden: ich ergötze mich an den Qualen meines Feindes! Du hast genug gelebt, Ewald, jetzt will ich statt Deiner leben! Romuald schwang den Dolch, — aber plötzlich krachte das zerschlagene Gitter donnernd zu seinen Füßen nieder. Der Mörder stand vor Schrecken gelähmt da. Wſeßlaw schlich sich wie ein rächender Engel ins Gefängniß und entwaffnete mit einem Schwerthiebe Romuald. „Jetzt, Du Bösewicht, hat es ein Ende mit Deinem Verbrechen!" donnerte er Mei entgegen. „Dein Stündlein hat geschlagen. Werft diesen Tiger zum Fenster hinaus," rief er den Seinigen zu, „auf daß er mit seinem Athem die Luft nicht länger verpeste!"

Den Nowgorodern brauchte man den Befehl nicht zu wiederholen. Man ergriff Romuald, schwang ihn in die Höhe und schleuderte ihn aus dem Fenster vom Thurme hinab. „Der Bösewicht wird nicht umkommen," bemerkte Gideon mit einem Lächeln, indem er auf Mei's Fall horchte; „er hat einen leeren Schädel: hörst Du, wie wohl sein Kopf kracht, der aufs Gestein schlägt?"

„Von ihm bleibt auch kein Knöchelchen ganz, bevor er noch den Boden berührt hat," fügte Ilga hinzu, „jede Mauerbrüstung ist mit eisernen Spitzen bepflanzt."

„Dem Verbrecher die verdiente Strafe," rief Gideon, „er war ein furchtbarer Bösewicht."

(Schluß folgt.)

Virginia oder Liebe und Opfer.

(Fortsetzung.)

Sie sprach's und hüpfte mehr als sie ging über den Steig; mit Wohlgefallen betrachtete der junge Offizier die dahinschwebende Gestalt, die, einer Fee gleich, diese wunderliebliche Gegend belebte. Aber das Wohlbehagen in seinem Angesichte erhöhte den finstern Ernst auf dem des jungen Indianers immer mehr. Die schönen wohlgeformten Mienen zogen

sich immer mehr zusammen und auf der hohen Stirn lagerten sich Falten. Aber gleichsam sich selbst beschwichtigend, sagte er mehrmals leise für sich hin: Bruder Onas Sohn, und der Sinn dieser Worte war für den Offizier klar genug, um ihm Beruhigung und Zuversicht einzuflößen.

Wilhelm Penn, der Gründer von Pennsylvannien, ward nämlich von den Indianern „Bruder Onas“ genannt. Die Gerechtigkeitsliebe, der milde Sinn, die Anerkennung von Menschenrechten, die er gegen die Wilden stets gezeigt, sicherten seinem Andenken bei denselben weit über seinen Tod hinaus Liebe und Verehrung. Die Wilden hatten allerdings Urtheilskraft und Menschengefühl genug, um diese Güte von der Tyrannei und Willkühr zu unterscheiden, mit der die mehrsten Europäer gegen sie verfahren waren. Es bezeugte sich hier in höchster Instanz, wie grausam, wahrhaft pöbelhaft und thöricht zugleich die Behauptung einiger Aristokraten ist, daß das Volk für eine milde und gerechte Behandlung nicht reif sey. Schon das kleinste Kind weiß die Güte höher zu schätzen wie die Willkühr.

Daher war Wilhelm Penn oder „Bruder Onas“ den Indianern Nordamerikas der Begriff eines gerechten und guten Europäers. Sie hatten ihn geliebt wie einen Vater, sie hatten auf seinen Rath gehört, wie auf den eines Vaters, und als die Nachricht von seinem Tode in ihre Dörfer und Wälder drang, da trauerten sie um ihn wie um einen Vater. Sein Name diente daher oft als ein Zeichen der Versöhnlichkeit und des Friedens, und es ist gewiß genug, wenn die Wilden viele solche Freunde und Vorsprecher gehabt hätten, so wären sie wohl, statt aufgerieben zu werden, zur europäischen Kultur erzogen worden.

Als der englische Offizier dieses Mannes symbolischen Namen in einer Gegend hörte, die von feindlichen Indianerstämmen und von den Franzosen beherrscht wurde, da mochte ihm das wohl ein erfreulicher Ton seyn, obwohl seine Bedeutsamkeit durch das barsche Wesen des Indianers reichlich aufgewogen ward.

Dieser Indianer war ein Mann in der Mitte der Zwanziger, von ausnehmend starkem Körperbau, dem dennoch die schönste Form nicht fehlte. Sein regelmäßiges Gesicht hatte wenig vom wilden Ausdruck, der überdieß durch einen schwachen Schnauz- und Backenbart eher gemildert als verstärkt wurde; in den Ohren trug er einen goldenen Ring; ein langes Tuch oder vielmehr ein Shawl von Baumwolle diente ihm, auf eigenthümliche Art umwunden, als Kleidung; sein langes Haar hatte er in Flechten gebunden.

Schweigend neben einander wandelnd und sich gegenseitig messend, waren diese jungen Männer bei dem Wohnhause von Virginiens Großvater, welcher Eigenthümer dieses Gartens war, angekommen. Unter dem übergebauten Strohdache dieses Hauses waren Bänke zu den beiden Seiten der Thüre angebracht; auf einer derselben saß der Greis, dessen Silberhaar in einem Tuche, und dessen bereits dürre Glieder in ein faltenreiches Gewand gehüllt waren.

Virginia hatte in seiner Nähe ihre kindliche Unbefangenheit vollkommen wieder gewonnen. „Großvater,“ rief sie mit freudiger Lebhaftigkeit, „dieß ist der Gentleman, dessen nimmermüde Reiselust ihn aus den blühenden Kolonien in diese Gegend geführt hat.“

Der junge Fremde mußte sich neben dem Greise setzen; Virginia setzte sich auf die andere Seite desselben, Kiyaschuta neben Virginien.

„Seyd mir willkommen,“ sagte der Greis englisch redend, „seyd mir willkommen, Sir, und habt die Güte, mir Euren Namen, Eure Herkunft und die Absicht Eures Besuchs mitzutheilen. Daß Ihr ein Engländer oder doch ein englischer Kolonist seyd, der zu stolz ist, eine andere Sprache zu reden als die seine, weiß ich bereits, obwohl es eine alte Regel ist: in wessen Land du reisest, dessen Sprache lerne.“ Doch genug davon! Wie heißt Ihr also, wer seyd Ihr, Sir?“

„George Washington aus Bridges Creek,“ antwortete der Offizier.

„Washington, Washington,“ wiederholte der Greis. „Richtig, Ihr seyd der Major oder Oberstlieutenant Washington, der im vorigen Jahr die Botschaft der Engländer an die Franzosen auszurichten hatte und der jetzt, wie es heißt, mit einer gewaffneten Botschaft wiederkehrt. Ja, ja, es ist viel, daß Euer Name diese weitläufigen Wiesen und Schluchten durchdrungen hat, und wenn er einst in dem Verhältniß fortgewachsen ist, so muß das Land stolz seyn, das Euch g bar. Ihr zählt wohl kaum zwanzig Jahre?“

„Zwei darüber,“ antwortete der Jüngling, dessen Wangen ein flüchtiges Roth bedeckte.

„Zweiundzwanzig!“ fuhr der Greis fort. „Da liegt Euch noch eine weite Laufbahn offen, sofern, was Gott verhüte, Euch nicht eine der tausend Gefahren wegnimmt, in die Euer Geschäft Euch führt. — Sonst wird Euer Vaterland noch viel von Euch fordern, Sir Washington, denn ich müßte nicht mehr denn siebenzig Jahre gewandelt haben unter den Völkern der Erde, um nicht vorhersagen zu können, daß die unaufhörlichen Streitigkeiten zwischen der Krone, den Erbeigenthümern und den Provinzen am Ende dazu führen müssen, Amerika der europäischen Vormundschaft zu entledigen. Dieser französisch-englische Krieg, der hier beginnt, mag der Anfang des Spieles seyn; denn man hat noch

stets erfahren, wenn Wolf und Luchs um ein Lamm sich streiten, hat dieses Zeit, davon zu laufen, und der Freiheitstrieb regt sich zuerst in einem bedrückten Herzen."

„Ich bin amerikanischer Soldat, im Dienst des Königs," antwortete Washington, „und der Hauptzweck, warum ich hierher kam, ist, die Bewohner dieses Ortes der Sache meines Herrn getreu zu erhalten und zugleich Näheres über die Unternehmungen der Feinde zu erforschen."

„Dieser Ort," sagte der Greis, „ist nur noch von dem kleinsten Theil seiner früheren Einwohner belebt und was darinnen blieb, glaub' ich, hängt mehr den vielversprechenden Franzosen als den herrisch-schweigsamen Engländern an. Kiyaschuta hier ist ein vornehmer Häuptling aus dem Stamme eines berühmten Sachems. Wollt Ihr diesen Abend mit mir essen und die Nacht in meiner Hütte schlafen, so will ich Euch noch einige Indianer dazu laden, und der französische Wein wird Euch wohl von ihren Zungen vielleicht manch französisches Verhältniß lösen.

„Die Mahlzeit nehme ich mit Dank an, Sir!" entgegnete Washington, aber die Nacht kann ich nicht wohl bleiben, sondern ich muß eilen, zu meinen Kameraden zurückzukehren. Meine Begleitung, zwei Krieger und zwei Indianer, harren meiner längst im untern Loggstown."

„Indianer?" fragte der Alte. „Gewiß sind es Irokesen?"

„So ist es," antwortete der Jüngling.

„Nun," fuhr jener fort, „es wäre besser, Ihr reis'tet ganz ohne diese Führer, denn der Haß, den die Irokesen von den Lennilenapes verdient haben und tragen müssen, kann Euch sehr gefährlich werden. Auch sind sie ja selbst mit den Schrecknissen dieser Wälder nicht so bekannt wie die Schwanesen oder Delawaren. Ihr müßt jedesfalls diese Nacht in meinem Hause bleiben, das noch nie die Sicherheit eines staubfüßigen Wanderers betrog."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Wie Mährchen aus Tausend und Einer Nacht hört sich's an, was aus dem Lande des Hungers, aus Oberschlesien, erzählt wird von goldenen Schätzen, die mit Füßen getreten worden sind, von Arbeitern, die über Nacht zu Millionären wurden, von Töchtern der Arbeiter, um deren schöne und goldene Hand sich Fürsten umsonst beworben haben. Die Wissenschaft ist es, die solche Schätze heben gelehrt hat. Da ist z. B. die berühmte Galmeigrube bei Scharlei. Vor 30 Jahren war die Grube für 30 Dukaten jährlich verpachtet, heute hat eine belgische Kompagnie für den halben Antheil 4 Mill. Thaler geboten und solchen nicht erhalten. Damals wurde sie auf Blei mit etwas Silber bearbeitet, jetzt auf Zink, das die Wissenschaft erst nützen lehrte; erst jetzt versteht man dem erdigen, lehmartigen Galmei seine goldenen Schätze zu entringen. Die Millionen wurden bisher mit Füßen getreten. Grubenantheile, die früher mit 800 Thaler Kapital gekauft wurden, ergeben jetzt einen Jahresertrag von 12—14,000 Thaler. Daher die Möglichkeit, in kurzer Zeit ungeheuere Besitzthümer zu erwerben. Ein gewöhnlicher Hüttenarbeiter, Winkler, erwarb ein Vermögen, welches über eine halbe Million Einkünfte trägt, die er einer einzigen Tochter hinterließ, um deren Hand sich reiche Fürsten vergeblich bewarben, die aber seit 6 Monaten ein hannoverischer Lieutenant Thiele geheirathet hat, der nur seine Gage besaß. Eine andere junge, erst 14jährige Erbin Gudulla, die angenommene Tochter eines Hüttenarbeiters und jetzt dessen erbberechtigte Waise, hat schon 600,000 Thaler Einkünfte. Bis sie das heirathsfähige Alter erreicht, kann das Vermögen leicht um mehrere Millionen wachsen. Penelope auf Ithaka zählte nicht so viele Freier, wie die Tochter des Hüttenarbeiters. Oberschlesien ist durch Gruben und Eisenbahnen das deutsche Kalifornien geworden, unter den Webern das deutsche Irland.

In Berlin ist ein verlorner Sohn von Kurzem in seine Heimath zurückgekehrt. Vor längerer Zeit hatte sich der Sohn eines dortigen geachteten Bankiers mit einer Summe von 22,000 Thalern heimlich entfernt, da der Vater nicht in seine Verbindung mit einer zwar schönen und liebenswürdigen, aber durchaus nicht allzu vermögenden Schneidermamsell einwilligen wollte. Das flüchtige Paar entging den Nachsetzungen des Vaters und verheirathete sich in New-York ohne väterlichen Segen, dessen Stelle der Segen des entwendeten mansfelder Bergbaues vertreten mußte. Mit demselben gründete der Flüchtige ein solides Geschäft, das ihn zum reichen Manne machte. Die schöne Schneidermamsell ist eine ausgezeichnete Gattin und vortreffliche Mutter geworden. Jetzt ist der Sohn, nachdem er die 22,000 vielfach multiplizirt hat, in die Arme des Vaters und zwar in Begleitung seiner Frau und einer wohlgefüllten Brieftasche zurückgekehrt. Der Bankier, kein Unmensch, versöhnte sich feierlich mit seinem Sohne und küßte seine noch immer liebenswürdige Schwiegertochter und ihre sieben Kinder mit väterlicher und sogar großväterlicher Rührung.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei **Lisette Wailandt** in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 174 Montag, 23. Juli 1855.

Die Nowgoroder.

(Schluß.)

5.

Die Rettung.

In einem Nu zerschlug Wsesslaw mit dem Griffe seines Schwertes Ewalds Ketten und Nordeck neigte das Knie vor ihm: „Ich beuge mich vor dem, den ich beleidigt, obgleich er unschuldig war, und umarme meinen großmüthigen Retter."

Sie blickten sich mit dem Gefühle des stillen Entzückens einander an, und es schmolzen die heißen Thränen des Wiedersehens und der Freude.

„Eile zu Emma," rief Wsesslaw, „sie ist unschuldig und gut wie vordem; sie ist hier unten."

Mit dem Geschrei einer tollen Freude sprang Ewald auf die Mauer, von hier in den Kahn hinab, und da sank der unglückliche, nun gerechtfertigte Gatte in die Arme seiner entzückten Gattin.

Für solche Scenen gibt's Gefühle und keine Worte.

Das Gewitter legte sich und unsere Schiffer verließen das Gewölbe, als ein menschliches Aechzen ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Wsesslaw sprang auf einen Felsen, um zu sehen, was es gebe, und das schrecklichste Schauspiel stellte sich seinen Augen dar. Romuald hing ohnmächtig und von einer spitzen Eisenstange völlig durchbohrt mit dem Kopfe abwärts und schwamm in Blut, seine Augen zuckten in krampfhafter Bewegung und sein Mund stieß unverständliche Flüche hervor.

„Ungeheuer," rief Ewald vor Entsetzen schaudernd, „Dich dürstete nach fremdem Blute und nun erstickst Du im eigenen."

Mit zugedrücktem Ohr und abgewandten Blicken eilte er von dannen; aber lange nachher war es ihm noch, als höre er das Todesröcheln Mei's und das Zerrbild seines letzten Augenblickes stand lebendig vor seiner Seele.

Der Kahn flog wie beflügelt dahin und die neuen Freunde überließen sich nunmehr dem vollen Erguß ihrer Gefühle und ihren Erzählungen.

„Siehe, mein Bruder," sprach Andrei zu Wsesslaw, „siehe den goldenen Wiederschein des Feuers, das aus dem Schlosse emporlodert; das ist meine That. Ich habe statt Deiner die Feuerfahne der Vernichtung auf den Thurm gesteckt und habe dafür gesorgt, daß wir auf dem Wege eine Leuchte haben. Das Feuer nimmt warmen Antheil an unserer Sache und der Wind verbreitet es so eifrig, als wäre er ein treuer Anhänger des Heermeisters. Hört, wie sie kreischen, seht, wie der Rauch aufwirbelt und der funkelnde Kohlenregen sprüht. O, das ist tröstend, das wird ein Preis des Andenkens für die Herren geheimen Richter seyn und für ihre offenkundigen Streiche. Indeß will ich dem Schwager Ewald rathen, in Zukunft nicht ohne Gefolge auszureiten; er hat nicht zwei Köpfe und die Rache läßt sich nicht zweimal täuschen."

„Eilet ans Ufer, Lieblinge des Glücks," rief Ewald, „dort kommt uns Freundschaft entgegen und geleitet uns unter ihrem Schutz in die Heimath. Eilet! In Neuhausen erwartet uns Freude und Jubel, Gastfreundschaft und herzlicher Willkomm der wiedergefundenen Eltern erwartet uns in Nowgorod."

Ich sah das malerische Neuhausen — hier ertönte nicht mehr der Klang der Gläser, noch der Donner der Waffen. Ich ritt in den runden Festsaal hinein, da walteten nur die Spuren von Verheerung und Verlassenheit. Dieses Schloß, welches von Walter von Nordeck im Jahr 1227 erbaut und der Gränze Rußlands benachbart war, zeigte einst die Macht des Ordens — jetzt zeigt es die Macht der Zeit. Kaum ist noch ein einziger runder Thurm von schöner gothischer Bauart übrig geblieben, das Andere ist zu Grunde gegangen. An den Gesimsen windet sich vielfach verschlungener Epheu, Bäume begränzen mit ihren Zweigen die Mauern. Aus der Schießscharte, wo einst beflügelte Pfeile flogen, flattert jetzt die friedliche Schwalbe, und der Bach, der sich zwischen den Räumen hinschlängelt

bespült die Kuppeln der Thürme, die sich einst von ihrer Höhe herab in seinem Spiegel beschauten.

Virginia oder Liebe und Opfer.

(Fortsetzung.)

„Ich aber kam zu Pferde," fuhr Washington lächelnd fort, und das wäre eine neue Unbequemlichkeit für Euch."

„Wenn Ihr mit Eurem Regiment gekommen wäret, Sir Washington, wir hätten Platz für Euch; denn wie Ihr gesehen haben werdet, die Kabanen des Orts stehen meistens leer. Ich lasse Euch nicht los. Kiyaschuta wird für Eure Begleitung und für die Einladung sorgen. Derweil mögt Ihr mich durch den Garten begleiten und von mir erfahren, was ich weiß. Virginia wird mitgehen, denn sie ist die Gärtnerin, und ich mag ihr die Freude gönnen, ihre Kunst bewundert zu sehen."

Während Washington der schönen Jungfrau die gerechten Lobsprüche über ihren Geschmack und ihren Fleiß ertheilte, sprach der Greis mit dem Indianer über das, was Noth sey für das besprochene Abendessen. Dieser verlor während des ganzen Gesprächs den Ernst seiner Züge nicht, und als er den Auftrag des väterlichen Freundes erhalten, entfernte er sich schweigend; doch sah er sich zuweilen nach Virginien und dem Fremdling um, und der Ausdruck seines Angesichtes ward immer dunkler, als er gewahrte, wie der Offizier den Arm der lieblichen Jungfrau nahm, und lebhaft mit ihr disputirend, an des Greisen Seite mit ihr den Spaziergang antrat.

„Ein guter Junge," sagte der Alte, „ein guter Junge ist dieser Indianer. Es ist eines erlauchten Geschlechtes Sprößling, und ich sah ihn von klein auf in diesem Garten spielen. Keine größere Freude hatte er, als um Virginia zu seyn, die er schon als Kind auf den Armen trug und die er seitdem stets als Schwester geliebt hat. Nur um wenig Jahre älter wie sie, war ihm doch von jeher kein Weg zu fern, kein Wald zu dicht, keine Nacht zu dunkel, wenn er einen Wunsch von Virginien befriedigen konnte, und oft hat er, wenn sie mit jugendlichem Muthwillen in die Wälder sich begab, ihr Leben vor den Klauen des Cougouars und des nordischen Wolfes gerettet.

4.

Das Mahl, zu welchem Kiyaschuta einige seiner indianischen Ortsgenossen geladen hatte, war bereits beendet, und die Gäste bis auf Washington und Kiyaschuta entlassen. Es was nur einfach, aber für die Jungfrau und den amerikanischen Oberstlieutenant von ungemeinem Reiz gewesen. Der Scherz hatte nicht enden wollen, und Virginia namentlich war von einer so freudigen Stimmung erfüllt worden, die selbst ihrem Großvater aufgefallen war.

Nachdem die andern Indianer und deren Frauen und Schwestern fort waren, sprang Virginia plötzlich auf und ergriff Kiyaschuta's Hand und sprach:

„Du siehst so finster wie die Wolke, die über dem Laurelhills schwebt, wenn der Blitz in die Eiche schlagen will. Und doch weiß ich, daß du auf meine Bitte hörst, wenn ich sie dir vortrage."

Des jungen Indianers Stirn erheiterte sich ein wenig und zwar zum Erstenmale während des ganzen Abends. „Virginia," sagte er, „sprach noch nie und Kiyaschuta's Füße suchten schnell zu seyn wie ihre Worte."

„Aber wenn ich nun viel von dir verlangte? Einen weiten Weg? Eine gefahrvolle Nachtreise?" sprach sie leise.

„Wenn kein Mond am Himmel ist," antwortete er ebenfalls flüsternd und mit ungemeiner Weichheit im Ausdruck, „so leuchtet mir die Erinnerung von Virginia's süßem Blick. Sprich, wohin soll ich?"

„Sieh'," sagte sie rasch, „der junge Fremdling möchte wissen, was die weißen Männer machen, die seine Feinde sind und am Zusammenfluß der Ströme das feste Dorf bauen. Du bist klug wie kein anderer deiner Brüder, und dein Muth klingt in den Liedern der Weiber zwischen dem großen Vater der Ströme und dem Monongahela. So eile nun hinauf, längs den Ufern, und forsche, daß ich den Gast morgen mit neuen Nachrichten entlassen kann."

Das Angesicht des Indianers nahm seine ernste Miene wieder an. Schweigend stand er einen Augenblick, als überlegte er diesen Auftrag bei sich. Virginia drückte seine Hand und schaute ihm bittend in's Auge, so überredend, so eindringlich, daß Kiyaschuta sprach:

„Fordere mein Herz, mein Leben! Du bist meine Gebieterin! Wenn du sprichst, muß ich eilen, wenn du rufst, muß ich kommen. Ehe der Morgen aus dem Salzmeer heraufsteigt, strömt meine Botschaft mit dem schönen Flusse zu dir nieder."

Er sprach's und verließ dann schweigend und schnell die Halle, in der nur noch der Greis mit Washington und Virginien zurückblieb. Da die Frühlingsnächte in jenen Gegenden so äußerst kalt sind, so war dafür gesorgt, daß im Kamin der Halle ein guter Holzstoß knisterte, und traulich setzten die Drei sich um denselben.

Washington war etwas verstimmt worden und er wollte sich es kaum gestehen, daß die vertrauliche und geheime Unterredung der Jungfrau mit

dem Indianer die Ursache davon war. Er hatte schon mehrmals die gegenseitige Zutraulichkeit dieser Beiden bemerkt, und jedesmal ein Gefühl dabei empfunden, als ob ihm etwas verloren gehe. Auch jetzt war dieses Gefühl wieder eingetreten und um es zu verbannen, sprach er zu dem Greise:

„Sir, Ihr verspracht mir, als Ihr mir das Grabmal Eurer Tochter im Garten zeigte, die Erzählung Eurer Hieherkunft, und sofern Ihr nicht wünscht, des Gastes Euch zu entledigen, so theilt sie mir jetzt mit, wenn es nicht eine zu unbillige Forderung ist, da dieselbe gewiß reich an hervorragenden Begebenheiten seyn wird."

„Ihr irrt Euch," entgegnete der Greis, „sie ist ohne alle merkwürdigen Thatsachen und daher kann ich sie eben so kurz als leicht erzählen. Hört also:

„Ich bin, wie Ihr auch an meiner Aussprache des Englischen erkannt habt, ein Deutscher. Mein Vaterland ist am Strand der Elbe, einem Flusse, der zwar nicht so viele Meilen durchrinnt, wie der Strom, der zu unsern Füßen dahin fließt, aber an dessen Ufern sich mehr Menschen regen und bewegen, als in den gesammten Kolonien von Nordamerika. Blühende Städte, Dörfer und Flecken erheben sich in seinen Thälern und auf seinen Bergen, und zur Fluthzeit wird seine Welle nie frei von den Masten und Segeln der Schiffe, die aus allen Welttheilen dahin kommen, nach allen Meeren daherschwimmen. Unfern dem Meere, das deines Königs Land von Germanien trennt, ward ich geboren und lebte ich zufrieden, bis meine Frau starb, die mir nur eine einzige Tochter, in der Blüthe ihres Alters hinterließ."

„Meine Emilie, so hieß diese Tochter, war die erklärte Braut eines elternlosen, aber vermöglichen Studenten der Theologie, dessen Vormund ein Advokat war. Dieser sah seine Absicht auf meine Tochter sehr ungern, da er ihm lieber die seinige zur Frau geben und dafür sein Vermögen behalten wollte. Nicht volle vierundzwanzig Jahre alt, kehrte mein künftiger Schwiegersohn von der Universität zurück, ohne daß er zum Examen zugelassen worden wäre, denn er hatte seine äußerst rationalistischen Gesinnungen unverholen und offen ausgesprochen. Von der Universität entfernt, sprach er diese Ansichten nur noch heftiger aus, und da man ihn deßhalb hart drückte, so schrie er endlich so laut, daß sein Vormund Anlaß nahm, ihn für wahnsinnig zu erklären und ihn in eine etwas entfernte Irrenanstalt schleppen ließ. Ihr könnt Euch den Schmerz denken, den meine Tochter damals empfand, und der durch das Gerede, in welches sie kam, nicht vermindert wurde.

„Indeß sagte ihr Herz ihr, was sie zu thun hatte. Sie verließ den Mann nicht, den sie liebte, den Mann, der zum Gespötte des Publikums geworden, weil er seine Ideen in einer so unumwundenen Form malte, daß sie wie ein Verbrechen, wie ein Wahnsinn in die Augen Anderer fielen. Sie verließ ihn nicht; sie besuchte ihn mit meiner Bewilligung sogar in der Irrenanstalt und unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit ihm. Ich hatte schon mit einem andern Advokaten Schritte gethan, um die schreiende Ungerechtigkeit gegen ihn wieder rückgängig zu machen. Aber ach, das war eine krampfhafte Zeit in dem geliebten deutschen Lande, wo durch die Nachahmung auswärtiger Revolutionen der Geist der Gesetzlosigkeit immer mehr um sich griff und der Riß zwischen den Gliedern des Staates immer gewaltiger wurde. Da geschah es, daß Ströme der Unzufriedenen den heiligen Boden des Vaterlandes verließen, und in den neuen Welten die Ruhe suchten, welche ihnen die alte Welt vorzuenthalten schien.

(Fortsetzung folgt.)

Freiherr von Schönhueb.

Ueber das unglückliche Ende des aus Bayern gebürtigten Freiherrn v. Schönhueb, der bekanntlich als Arzt in russischen Diensten vor Sebastopol seinen Tod fand, enthält ein eingetroffener Privatbrief folgende interessante Details: „Vom 24. März an wurden die Aerzte in Sebastopol auch zum Jourdienste am Verbandpunkte beordert; sie haben die ankommenden Verwundeten zu empfangen, ihren Verband anzuordnen und entweder in die Krankenzimmer zu schicken oder zur Amputation zu befehlen. Am 9. April begann, wie bekannt, das bis zum 23. April fast ohne Unterbrechung mehr oder minder stark fortgesetzte, für die Alliirten ganz resultatlose Bombardement. Morgens 5 Uhr ein Kanonenschuß — in 5 Minuten erschallten alle Batterien. Als in den Hof des Alexandrewsky-Hospitals mehrere Bomben gefallen waren, erhoben sich die Aerzte desselben von ihren Lagern und riefen sich noch ein glückliches Wiedersehen auf den Abend zu, als sie in ihre Palaten (d. h. Krankenabtheilungen) gingen; v. Schönhueb traf es, du jour auf dem Verbandpunkte zu seyn. Den ganzen Tag über donnerte es, als ob alle Schrecken der Hölle los wären. In die Palate Nr. 36 schlug ein Bombenstück, ohne zu schaden. Unter der heftigsten Kanonade waren die Aerzte den Tag über ihrem Dienste nachgekommen; dennoch saßen sie Abends noch alle guter Dinge in

ihrem Zimmer beisammen. v. Schönhueb war vom Verbandpunkte herübergekommen und bereitete sich, dorthin zurückzukehren. Alle baten ihn, noch vorher das Abendessen zu nehmen. „Ich will es zuvor drüben ansagen, daß man mich hier suche," erwiderte er. Ein Arzt versprach, ihn zu begleiten, wenn er warte. Dennoch ging er. Zehn Minuten später brachte ein Unteroffizier athemlos die Nachricht: „„Dr. Baron Schönhueb ist getödtet!"" Ein Jeder springt vom Sitze; zwei Aerzte eilen sogleich fort, ihn zu suchen, und finden den Unglücklichen, noch am Verbandpunkte, todt auf einer Bettstelle, ein Soldat hielt Wache. Ein Bombenstück hatte ihm den Oberarm zerschmettert und durch den Druck auf die Lungen den augenblicklichen Tod verursacht. Seine letzten Momente werden von den Feldscherern folgendermaßen erzählt: Auf dem Verbandpunkte angekommen, blieb er eine Weile im Zimmer, zündete eine Cigarre an und stellte sich unter die Hausthüre; die Feldscherer baten ihn, von diesem gefährlichen Orte zu gehen. „Ich will die Bomben fliegen sehen," gab er zur Antwort kaum zurück, als er eine Leiche hingestreckt am Boden lag. Ein Stück einer geplatzten Bombe war durch ein Fenster neben der Thür gedrungen. Der Tod erfolgte ohne Schmerz — die Züge des Todten waren dieselben, wie wenn er auf dem Bette schlief. Am Osterdienstage den 10. April begann das Bombardement nach einstündiger Unterbrechung von Neuem. Schönhueb lag auf dem Paradebette. Seine Kollegen hatten ihm einen Sarg, mit rothem Sammt überzogen, mit Silberborden und Beschlägen geziert, wie es für Offiziere üblich, machen lassen. Er lag in seinem Militärmantel von Soldaten bewacht vor dem Altare. Die folgende Nacht war das Bombardement während der ganzen Dauer am heftigsten; ebenso fast am Morgen des 11. April, wo es den Aerzten fast nicht möglich war, in ihre Palaten zu kommen. Nachmittags 5 Uhr begann die Beerdigung Schönhueb's, die zugleich mit der Leiche eines verstorbenen Majors stattfand. Griechische Priester verrichteten die Zeremonien; die Aerzte *) trugen die Bahre an die Docks hinab, voran Militärmusik. An den Docks fanden die letzten religiösen Zeremonien statt. Der Donner des Bombardements machte die Sache schauerlich feierlich. Das Bombardement gestattete den Uebrigen keine weitere Begleitung; ein einziger Arzt bestieg mit dem diensthabenden Offizier das Boot, und so fuhren sie die Leiche über den Hafen nach Severnaja (d. h. Nordseite). Die hier stationirten deutschen Kollegen, so wie Dr. Seemann *) gingen mit bis zur Leichenstätte, die an einem Hügel der Nordseite liegt, und bald darauf sank der „liebe Todte" in den kleinen Raum der Erde, des Menschen letzte, bescheidenste Wohnung. Der Arzt, welcher den Todten bis zu seiner Ruhestätte begleitete, blieb die folgende Nacht auf der Nordseite; hier ist man bombensicher. Um 11 Uhr des folgenden Tages fuhr er in's Spital zurück. Der letzte Freundschaftsdienst, den er dem Verstorbenen erwiesen, hat ihn mindestens von einer großen Gefahr befreit, vielleicht ihm das Leben gerettet. Eine Bombe fiel um 10 Uhr an demselben Morgen in dessen Palate, tödtete einen Kranken und verwundete 6 Personen, darunter die barmherzige Schwester." Demselben Berichte entnehmen wir noch, daß ein französischer Offizier, der in der Festung als Spion in russischer Uniform ertappt worden, vom dortigen Kriegsgerichte zum sibirischen Bergbaue verurtheilt wurde. Von den deutschen Aerzten in der Krim ist übrigens noch einer, Dr. Schilling aus Kurhessen, in Baktschiserai nach kurzem Krankenlager am Typhus gestorben.

*) Bei den russischen Militärs, selbst den Generalen, ist es Sitte, daß sie die Bahre eines verstorbenen Kollegen bis zur Begräbnißstätte tragen.

*) Dieser Dr. Seemann ist ein zur Kriegszeit 1828 nach Rußland gewanderter Arzt aus Hannover, gegenwärtig Oberarzt der Flotte, Kollegienrath, und steht im Obersten-Rang.

** Kunst und Literatur.

Die C. Flemming'sche Verlagshandlung in Glogau, die schon mehrere treffliche Karten von den jetzigen Kriegsschauplätzen lieferte, hat neuerdings wieder einen Plan von Sebastopol sammt Umwerken mit Angaben der verschiedenen Positionen und Arbeiten der Belagerer erscheinen lassen, der seiner Uebersichtlichkeit und Klarheit wegen Jedermann empfohlen werden kann. Der Preis beträgt nur 27 Kreuzer.

Mannigfaltigkeiten.

Wer heirathet, bereut es, und wer nicht heirathet, bereut es auch, aber gottgefälliger ist die Ehe, denn der Himmel will nicht nur Reue, sondern auch Buße. Wer nicht heirathet, bereut es allein, einsam; wer heirathet, bereut in Kompagnie, er bereut, sie bereut; da ist Abwechslung, sie können sich erholen; heute bereut er, und sie genießt Schadenfreude, morgen bereut sie, und er genießt Schadenfreude.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 175 Dienstag, 24. Juli 1855.

Virginia oder Liebe und Opfer.

(Fortsetzung.)

„Eines Morgens, als ich aufstand, fand ich statt meiner Tochter einen Brief von ihr und ihrem Bräutigam auf meinem Tische. Voll ängstlicher Erwartung erbrach ich ihn; er hatte etwa folgenden Inhalt:

„Theurer Vater! wenn wir nicht wahnsinnig werden sollten, so wurde es Zeit für uns, für mich namentlich, ja auch für Emilie, daß wir aus dieser Irrenanstalt, welche jetzt dieß ganze Land zu seyn scheint, entflohen, denn ich durfte nicht hoffen, die Bubenstücke, die an mir verübt worden sind, vor einem gerechten Gerichte so mathematisch darzuthun, daß mir Genugthuung daraus erwachsen könnte. Nur jenseits der Meere können die Wunden heilen, die mir im Vaterlande geschlagen sind. Emilie miethete auf einem Schiffe, das nach London geht, einen Platz für sie und mich, während ich zu dem Diebe meiner Ehre, meines Glückes, meines Vermögens ging, nachdem es mir gelungen war, aus dem Irrenhause zu entkommen.

Es war spät am Abend, als ich, mit seinen Lokalitäten, wie du weißt, bekannt, plötzlich vor sein Bett trat und das Pistol auf seine Stirne richtend ihn erweckte. Er wollte aufspringen, aber ich packte ihn bei der Kehle und drohte ihm bei dem leisesten Widerstande die Kugel durch das Gehirn zu jagen, obwohl das Pistol ungeladen war. Ich forderte ihm drei Viertel Theile meines Vermögens in Gold und Wechseln auf London; dann sollte er den vierten Theil behalten, daß es ihm wie ein Judasschatz auf der Seele brenne.

Zitternd erhob er sich, meine Linke wich nicht von seiner Kehle, meine Rechte hielt das Pistol unabläßig vor seiner Stirn. Bübische Seelen sind immer zugleich die furchtsamsten; das Gewissen lähmt ihren Muth, die Schande ihr Bewußtseyn. So auch bei meinem schurkischen Vormund. Ich ging, ihn stets gepackt habend, mit ihm an seinen Sekretär; er schüttete in meine Tasche den goldenen Inhalt seiner Schiebladen, und schrieb mir Wechsel aus, die ich für gültig erkannte und die es auch sind. —

Versuche nicht, sagte ich zu ihm, durch neue Schurkereien diesen Schritt ungeschehen zu machen, sonst erwarte das Schrecklichste. Läßt du mich aber in Frieden ziehen, so magst du ruhig zehren von dem Blutsold deiner Bübereien. Er versprach mir zitternd, zu schweigen wie das Grab.

Wir sind jetzt an Bord des Londonfahrers, Emilie und ich. Wir erwarten dich, geliebter Vater, damit wir vereint in der neuen Welt das Glück des Friedens, der Liebe und der Gerechtigkeit und Freiheit finden."

„Soll ich Euch noch erst erzählen, Sir, daß ich dieser Aufforderung Folge leistete, daß ich Alles schnell verkaufte, was ich besaß und mit der nächsten Gelegenheit meinen Kindern nach der englischen Weltstadt folgte? In London war bald eine Gesellschaft deutscher Auswanderer vollzählig; wir mietheten ein Schiff, und nachdem meiner Kinder Liebe die Weihe des Priesters empfangen, gingen wir abermals zu Schiff und fuhren ohne Unfall nach Philadelphia.

Zu jener Zeit war die Auswanderung deutscher Landeskinder nach Amerika sehr groß; theils wollte man dem Glaubenszwange in der Heimath entfliehen, theils warf der Boden selbst die Ueberzahl seiner Bewohner ab, da er die übergroß gewordene Bevölkerung, welche, aller Mühen und Plagen ungeachtet, eine selbstständige und segenreiche Existenz sich nicht zu begründen vermochte, nicht mehr zu ernähren im Stande war. Diese nun fanden eine bessere Sphäre in den patriarchalischen Kolonien Nordamerikas wieder; jene aber, die um ihrer religiösen Ansichten oder eigentlich der Sektirerei wegen ihre heimathliche Erde verlassen hatten, trugen den Keim ihrer Zerrissenheit auch in die neue Welt mit hinüber. Gewiß wißt Ihr, Sir, von der Geschichte dieser Länder so viel, daß Ihr die Spaltungen kennt, welche Quäker, Methodisten, Herrnhuter und andere Sekten hier anrichteten. Deßhalb wollte mein Schwiegersohn die ihm angebotene Stelle eines Predigers selbst bei den günstigen Bedingungen, unter welchen das Aner-

bieten gemacht wurde, nicht annehmen, sondern lieber fern vom Getümmel und den Leidenschaften der größern Städte nur sich und sein.r Familie leben. —

„Vater,“ sagte er zu mir, „laß uns weiter gegen Westen ziehen; laß uns im Innern Amerika's uns unsere Hütten bauen und wenn wir es vermögen, das Christenthum ausbreiten bei den Ureinwohnern, deren Gemüth noch unbepflanzt ist, wo das Schlingkraut des konfessionellen Haders noch keine Wurzeln gefaßt hat.“

Ich folgte willig, meine Tochter war von allen meinen Kindern das jüngste und das einzige, was mir geblieben, und Emilie war mit ihm eins, denn sie hing fest an dem Manne, der eine so wunderbare, oft so verletzende und doch immer wieder heilende Beredtsamkeit besaß.

Wir gingen nach Maryland, Delaware, Virginien; wir kamen am Fuße des Aleghanygebirges bei einem Grabmal an, von dem auch Ihr gehört haben werdet, Sir; ich meine das Grab Atala's, und des Chactas, des Natchez. Ihr habt gehört von der Liebe und dem Opfer der schönen Atala, habt gehört von dem Schmerz des Chactas, als er mit dem Pater Aubrey Diejenige begraben mußte, deren Augen ihm die Sonne des Lebens, deren Hauch ihm der Wonnehauch des Frühjahrs war. Ach, so sinkt alles Schöne ins Grab, so vergeht alles Hohe und Hehre unter der unbarmherzigen Wucht des Schicksals.

Das Grab Atala's brauche ich Euch nicht zu beschreiben, Sir, denn Ihr habt dessen Nachbildung in meinem Garten gesehen. Nur daß auf meiner Emilie Grab noch stets die frischen Blumen sich erneuern, welche Liebe und Erinnerung so gerne pflanzen. Sonst auf dem Grabhügel dasselbe Kreuz, über demselben dieselben Hochstämme, und auf dem mittelsten sogar die französische Inschrift aus Hiob, welche meiner Emilie auf dem Grabe Atala's so sehr gefiel: „J'ai passé comme la fleur, j'ai séché comme l'herbe des camps.“

Ach, Sir, die Worte hatten leider allzusehr Anwendung auf meine geliebte Kinder. Kaum waren wir hier am Ziele unserer Reise, als mein Schwiegersohn ein heftiges Fieber bekam, von dem er zwar wieder genas, das aber seine Gesundheit so sehr angegriffen hatte, daß er nach wenig Jahren in diesem Garten begraben werden mußte. Meine Emilie aber von einer Tochter genesen, die sich heute freut, Sir, einen Gentleman, wie Ihr seyd, bewirthen zu können, meine Tochter überlebte seinen Tod nicht. Sie schrieb auf die Rinde des mittelsten Stammes der Bäume, die einen Tempelbau bilden, über ihres Mannes Grab: „J'ai passé comme la fleur, j'ai séché comme l'herbe des camps.“ Und sie war bald vergangen wie die Blume, sie war bald vertrocknet wie das Gras der Wiesen. Herr, als ich auch sie begraben mußte und mit dem Säugling, mit dem bewußtlosen Wesen allein mich befand inmitten der Wilden, die kein anderes Gesetz hatten, mich zu schonen, als die Zuneigung zu uns, als das Mitleiden mit uns, ach, Sir, da ward mir es schwül um's Herz und traurig, wie nie zuvor, wie nie nachher.“

Er hielt einen Augenblick inne. Virginia legte ihr Haupt sanft an seinen Busen; ihr reines Auge glänzte von einer Thräne, die den unbekannten Verklärten geweiht war, und der Kummer über deren Verlust stieg höher in ihrem reinen kindlichen Herzen, wie je zuvor. Sie schaute sinnend in das Feuer des Kamins, von dessen Flamme die Gluth ihrer Wangen verstärkt schien. Mit stummem Entzücken betrachtete Washington sie; seine Seele schwelgte in dem Gefühl der reinsten Liebe, die selbst noch nicht einmal zum Bewußtseyn erwacht war; es war ihm, als müsse er von seinem Stuhle aufspringen, um sie zu küssen, um sie an sein pochendes Herz zu drücken; aber dann war ihm der Moment auch wieder so ernst, so feierlich, daß er kaum zu athmen wagte. Es war eine unnennbar schöne Minute, nicht des Genusses, sondern der geistigen Auflösung, der Verklärung der Seele. Virginia schien ihm ein Engel, der Abglanz der Gottheit.

Nach einer Pause fuhr der Greis fort: „Der Gott, der beugt, der richtet auch wieder auf. O junger Mann, auf dessen Thatkraft und Entschlossenheit, wie ich verkündigen darf, das Vaterland einst seine Hoffnung und seine Freiheit setzen wird, vergeßt nie, daß Gott Euch dann vielleicht am wunderbarsten hilft, wenn alle Hülfe fern zu seyn scheint, und daß sein Trost nie stärkender ist, als wenn der Kummer uns am tiefsten gebeugt hat. So ging es mir. Ich hielt das kaum geborne Kind in meinen Armen zum Himmel empor, als ob ich es ihm zurückgeben wollte. Was sollte ich damit beginnen? Da stand eine Indianerin hinter mir, die mit einem jüngern Kinde an der Bust ging. Das Mädchen, sagte sie, ist ohne Mutter; wenn der weiße Mann nicht fürchtet, das Blut des kleinen Blaßgesichtes durch die Milch einer Rothhaut zu vermischen, so soll die Kleine am Busen liegen, wo Kiyaschuta gelegen hat.

Mit Freuden hatte ich diesen Vorschlag gehört, mit Dank nahm ich ihn an. Kiyaschuta's Eltern hatten wir am Grabe Atala's gefunden, wo sie den Untergang ihres Stammes beweinten. Die Heimathlosigkeit, das Unglück derselben rührte uns damals um so mehr, weil wir selbst in der Fremde umherirrten, obdachlos wie sie.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Das neueste Heft des „Illustrirten Familienbuches" bringt eine unvollendete Novelle der leider zu früh verstorbenen Louise v. Gall (Gemahlin Levin Schückings). Bemerkenswerth ist es, daß diese letzte Arbeit der Verstorbenen mit der Ueberschrift „Ein offenes Grab" anfängt und mit dem Wort „Louise" schließt. Den Schluß konnte die Verfasserin nicht mehr schreiben; sie wurde von einer schweren Krankheit ereilt, die ihrem Leben ein Ende machte.

Mannigfaltigkeiten.

Der Zudrang zu dem Pariser Industrie- und Kunstpalast war am 15. Juli von 11 bis 6 Uhr Abends so groß, daß die Zirkulation manchmal stockte. Weit über 100,000 Personen füllten die unermeßlichen Räume. Dabei herrschte die musterhafteste Ordnung. Die über das wundervolle Weltschauspiel erstaunten Zuschauer fanden keine Worte, um ihr Gefühl des Entzückens und des Staunens auszudrücken. Einmal über das Andere hörte ich, wie bald ein Franzose: „Ah, que c'est beau!" bald ein Deutscher: „Wie schön, wie prachtvoll!" bald ein Engländer: „How beautiful!" aussprachen, und wie sie dann verstummend ihre Blicke auf den Gegenstand ihrer besondern Aufmerksamkeit hefteten. Die Maschinengallerie war namentlich mit Arbeitern angefüllt, welche sich an den kunstreichen mechanischen Werken kaum satt sehen konnte. Hauptsächlich aber strömte Alles dem Panorama zu, um den blendenden Anblick der Krondiamanten zu genießen. Damit das Gedränge nicht zu stark wird, muß sich Alles der Reihe nach aufstellen und, die Runde um diesen auf einer erhabenen Tafel unter einem Glasgewölbe befindlichen Diamantenschmuck machen. Der schönste unter diesen Juwelen ist der Regent, so genannt, weil er im Jahr 1718 von Philipp II., Herzog von Orleans, unter der Minderjährigkeit Ludwigs XV. gekauft wurde. Thomas Pitt kaufte denselben 1701 um 20,400 Pfund Sterling in Ostindien. Er wog 410 Karat. Nachdem Pitt ihn hatte schleifen lassen, wog er noch 136 Karat (etwas über 27 Gramme). Im obgenannten Jahre verkaufte er ihn für 300,000 Thaler (damals $2\frac{1}{2}$ Millionen in Bankzetteln) an Frankreich; sein Werth wird heute auf 5 Millionen Franken taxirt. Nach dem im Jahre 1832 von Bapst und Lazarre gemachten Inventar besitzt die französische Krone 64,812 Edelsteine mit einem Gewicht von $18{,}731\frac{1}{3}$ Karat und in einem Werth von 20,900,260 Franken 1 Centime. Der kostbarste Gegenstand dieses Inventars ist eine Krone von nicht weniger als 5206 Brillanten, 146 Rosetten und 59 Saphiren, was einen Werth von 14,702,708 Franken 85 Centimes hat. Außerdem enthält es ein Schwert mit 1589 Rosetten im Werth von 261,165 Franken 90 Centimes; eine Zitternadel mit 217 Brillanten zu 273,119 Franken 37 Centimes taxirt; einen mit 1576 Brillanten geschmückten Degen im Werth von 241,874 Franken 37 Centimes; eine Mantilagraffe im Werth von 37,500 Franken und 197 Brillanten im Werth von 30,605 Franken; einen Hutknopf mit 21 Brillanten im Werth von 201,700 Franken. Endlich enthält das Inventar noch einen vierfachen weiblichen Kopfschmuck; der werthvollste davon ist zu 1,165,163 Franken taxirt, die andern zu 293,758 Franken 59 Centimes, 283,816 Franken 19 Centimes und 130,820 Franken 63 Centimes. Ein Collier von Brillanten hat einen Werth von 133,900 Franken. An Aehren ist ein Werth von 191,475 Franken 62 Centimes vorhanden.

Ueber die bekanntlich durch Herrn A. v. Humboldt angeregte, und unter seiner mächtigen Fürsprache von der Ostindischen Kompagnie dahin genehmigte Reise der drei Brüder Schlagintweit, die Riesenkette des Himalaya in geologischer, meteorologischer und erdmagnetischer Beziehung drei bis vier Jahre lang auf englische Kosten zu erforschen, wird aus Gotha von Herrn A. Petermann mitgetheilt: „Im Sommer des vergangenen Jahres in London aufs Liberalste mit wissenschaftlichen Instrumenten aller Art ausgerüstet, verließen die drei Brüder England am 20. September vorigen Jahres und gelangten über Suez bereits am 26. Oktober nach Bombay. Nach einem Aufenthalt von einigen Wochen stiegen sie von hier, auf zwei verschiedenen Wegen, über die Kette des Ghats, um sich in Madras wieder zu treffen und von da nach Calcutta zu gehen, wo sie im Anfang März d. J. anlangten. Von Calcutta aus war es der Plan der Reisenden, zunächst nach Nipal zu gehen, um die fast ganz unbekannten Gebirge dieses umfangreichsten aller Himalaya-Länder zu erforschen; leider aber erhielten sie vom Major Ramsay aus Patua Briefe, aus denen hervorging, daß trotz aller Bemühungen bei dem nipalesischen Regenten wenig Hoffnung vorhanden sey, die Erlaubniß von ihm für die Reisenden zu erlangen, jenes Gebiet ungestört zu bereisen. Sie sahen sich daher genöthigt, zunächst nach dem britischen Antheile der Himalaya-Kette sich zu begeben. Sie verließen Calcutta am 25. März, Hermann Schlagintweit, nach Dardschiling seine Schritte wendend, um die Sikkim-Gebirge zu untersuchen, während Adolf und Robert sich nordwestlich, wandten über Benares, Allahabad und Futtehgurh gingen und bereits in der Mitte des April in Rainy-Tal in Kumaon ankamen, von wo aus das uns vorliegende und durch Lieutenant Col. Sykes gütigst zugegangene Schreiben unterm 27. Mai datirt ist.

Adolf und Robert hatten bereits in der unteren Region des Himalaya, bis zu einer Höhe von 8700 Fuß, zahlreiche Beobachtungen angestellt und waren eben im Begriff, nach Norden ihre Reise fortzusetzen über Almora nach Milum an die Ostseite der Nanda-Dewi-Gruppe. Von da werden sie nach Tibet vordringen, dann nach Westen gehen und noch im Laufe dieses Jahres die Hauptkette des Himalaya zum Zweitenmale übersteigen, um auf dem Süd-Abhange den Winter zuzubringen."

Man schreibt aus Bonn, vom 9. Juli: „Unter den Beleuchtungs-Materialien bilden in neuerer Zeit das aus Blätterschiefer oder der sogenannten Papierkohle hergestellte Mineral-Oel, so wie das Paraffin eine bemerkenswerthe Rolle, und ist den ätherischen Oelen als Leuchtmaterial überhaupt eine wichtige Zukunft zuzusprechen. Das Wiesmann'sche Etablissement bei Beuel, zur Erweiterung des Geschäfts jetzt vor einer Aktien-Gesellschaft mit vergrößerten Fonds in die Hand genommen, ist bekannt genug. Weniger allgemein bekannt aber dürfte das Verfahren seyn, aus bloßem Torf Schmier-Oele und Paraffin zu bereiten, wie es seit mehreren Jahren vornehmlich durch die Irish Peat Company geschieht. Der Chemiker Dr. Vohl hierselbst hat nunmehr diese Bereitung des Paraffins aus Torf auch für Deutschland vorgenommen und bereits sehr befriedigende Resultate erzielt. Aus bituminösem Torf aus der Gegend von Frankenhausen in Thüringen wurden nach seiner Methode sechs Prozent Paraffin gewonnen, welches dem aus Blätterschiefer dargestellten an Konsistenz und Weiße völlig gleich kommt. Die Gewinnung von Mineral-Oel aus Torf hat dagegen keine wesentlichen Vortheile geliefert, da 100 Pfund Rohmaterial kaum 1—2 Prozent Oel ergaben. In jüngster Zeit hat der genannte Chemiker bereits mehrere Fabriken, welche hauptsächlich den Torf zur Bereitung des Paraffins exploiren sollen, auf auswärtigen Plätzen eingerichtet. Der so vielfach und bedeutend mehr als die Blätterschiefer auch in unserer Provinz im Bergbau vorkommende Torf dürfte daher baldigst allgemeiner zu diesem Behuf in Verwendung kommen, was wesentlich dazu beitragen wird, daß die Paraffin-Lichte, welche sich vor Wachs, Stearin ꝛc. durch größere Lichthelle, gleichmäßiges und sauberes Verbrennen, so wie Eleganz im Fabrikat auszeichnen, mit der Zeit zu einem bedeutend mäßigeren Preise als bisher werden geliefert werden und häufiger in Verwendung kommen."

[Der bestrafte Ungetreue.] So grausam ist wohl selten ein untreuer Liebhaber bestraft worden, als neulich in einem Orte des obern Innthales. Als nämlich ein Bursche die Sympathien seines Herzens von der Einen zur Andern übertragen hatte, entbrannte der Haß der Ersteren in furchtbarer Weise. Nachdem sie über die Art der Rachenehmung einig war, verschaffte sie sich eine Gehülfin zur Ausführung und paßte mit ihr in einem Walde dem Treulosen auf. Als er, nichts Arges ahnend, daher kam, stürzten die alliirten Blaustrümpfe auf den Burschen los, warfen ihn zu Boden und schnitten ihm ein Ohr ab, nicht ganz zwar, aber doch so, daß er sein Lebtag als abschreckendes Beispiel für alle Ungetreuen dienen mag. Nur mit Mühe und durch glückliches Entschlüpfen konnte er sein zweites Ohr vom gleichen Schicksal bewahren. Möge dieser neue Malchusbruder allen treulosen Freiern zur zeitlichen Warnung dienen, damit sie noch zur rechten Zeit ihre Ohren in Assekuranz bringen!

Ein Korrespondent des „Journal de Constantinople" erzählt folgende Episode aus dem Kampfe vom 18. Juni: „Sie werden wissen, daß drei englische Regimenter und eine Abtheilung von Marine-Soldaten in die Schiffer-Vorstadt vordrangen und dort ziemlich lange dem feindlichen Feuer ausgesetzt waren. Die Truppen drangen in die Häuser und fanden in einem derselben ein Kind von drei Monaten, das von den Eltern verlassen worden war. Das Kleine war allerliebst, schien auch von dem Lärm und Gekrach umher nichts zu merken. Einem Soldaten des 88. Regiments war das Verlassenseyn des Kleinen so rührend, daß er es vorsichtig aufhob und auf dem Rückzuge, den dieses kühne Häuflein mitten durch die Feindesschaaren machte, mitnahm. Dieses Kind, das ich im Lager gesehen habe, wurde vom ganzen Regimente adoptirt und ist jetzt der Liebling Aller."

Einer der jüngsten Reisenden erzählt in „Bildern aus Oberbayern" folgenden seltsamen Gebrauch: „In dem Marktflecken Prien war mir eine Halle an der Kirche auffällig, in der eine große Menge Todtenköpfe pyramidenförmig aufgestellt waren. Die Gräber werden nämlich sehr bald, oft schon nach sechs Jahren, wieder ausgegraben. Die dabei aufgefundenen Todtenköpfe werden gewaschen, mit Kalk überzogen, mit dem Namen, Geburts- und Sterbetage des früheren Trägers versehen und darauf in der obenerwähnten Halle so aufgestellt, daß man die Schrift auf jedem genau lesen kann. — Auf diese Weise kann ein jeder Bewohner von Prien zu jeder Stunde des Tages die hohlen Schädel seiner verstorbenen Angehörigen und auch die seiner heimgegangenen Feinde ruhig betrachten."

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei **Lisette Wailandt** in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 176 Mittwoch, 25. Juli 1855.

Virginia oder Liebe und Opfer.

(Fortsetzung.)

Wir aber besaßen die Mittel, uns eine neue Heimath zu kaufen; Kiyaschuta's Vater, ein Häuptling der Natchez, hatte nicht mitziehen wollen in den Nachbar-Indianerstamm, in welchem sich ein untergegangenes Volk gewöhnlich auflöst. Er war sehnsuchtsvoll nach Norden gezogen, zu dem Grabe des Chactas, des großen Sachems, mit welchem er verwandt war. Die Feinde hatten ihm Alles geraubt, und mit Pfeil und Bogen mußte er die Seinen auf der oft so unwirthsamen Reise ernähren. Sie zogen willig mit uns, als wir sie dazu aufforderten. Sie bauten neben uns in diesem Orte ihre neue Hütte und waren seitdem Nachbarn, die uns beistanden, wenn Gefahr uns drohte, die ängstlich wachten, um die Gefahr abzuwenden.

Kiyaschuta's Mutterbrust ernährte Virginia, Sir, und dieß kleine Geschöpf ist eine halbe Indianerin geworden. Mit dem Pfeil und Bogen verfolgte sie die Thiere des Waldes, als sie noch nicht die Hälfte ihrer jetzigen Jahre zählte; kletterte auf Eichen und Fichten, schiffte den Strom aufwärts und wieder abwärts, durchstrich die Schluchten und Höhlen bis an die Ufer des Youchiogenny. Kiyaschuta war stets an ihrer Seite. Ach, Herr, ich kann noch jetzt nicht ohne Schrecken daran denken, wie dieß lose Geschöpf einst vor einer solchen Schlucht jagend sich befand, und ein großer kanadischer Wolf aus derselben auf sie hervorsprang. Acht Jahre lagen damals hinter dem Tod ihrer geliebten Mutter. Wie sie das Raubthier erblickte, schrie sie so gewaltig, daß selbst die Bestie davor erschrack und stutzte, und in demselben Augenblicke drückte sie den Pfeil auf den Wolf ab, der von der schwachen Hand ohne Kraft schnellend, ihn nur leicht ritzte. Desto ergrimmter wollte er aber nun seine Beute packen, da sprang Kiyaschuta ihm von der Seite an. Der Knabe, stark wie ein Mann, hatte Gefahr erblickt und mit einem Messer dem Thier in den Nacken gestoßen, ehe dieß ihn nur gewahrte, das war seine gewandte Hülfe. Noch aber war die Bestie nicht überwunden; sie warf sich in Rachewuth gegen ihren neuen Feind, der ihr nicht auswich, und ein fürchterlicher Kampf begann. Da bewährte sich die Kraft des Muthes in einem Kinderherzen. Virginia nahm das Messer schnell, das dem Kiyaschuta entfallen war, eben als er mit dem Wolfe rang, und ein kräftiger Stoß in dessen Weichen befreite ihren heldenmüthigen Gespielen von seinem furchtbaren Gegner.

Aber unsere Angst war dennoch zu Hause groß, als die beiden Kinder mit der Leiche des Wolfes angeschleppt kamen, beide blutig und blutend. Glücklicherweise heilten die Wunden bald, sorgfältig gepflegt von der Mutter Kiyaschuta's."

„Ist Kiyaschuta zum Christenthum übergegangen?" fragte Oberstlieutenant Washington.

„Das kann ich nicht behaupten, denn ich glaube fast, daß er ein Indianer blieb, wie Einer. Wir lieben ihn indeß, als wäre er der eifrigste Christ, und es vergeht kein Tag, daß er nicht herüber käme in unsern Garten oder mit Virginien streifte auf der Jagd oder zum Fischfang mit ihr an die Ufer des Ohio ging."

Eine Pause trat ein, während welcher der Greis seinen Betrachtungen nachhing, und in der der Jüngling eine eigenthümliche durch die letzten Worte des Erzählers hervorgerufene Empfindung zu unterdrücken suchte. Virginia zeigte eine ungeduldige Bewegung.

„Großvater," sagte sie endlich rasch aufspringend, wir halten den ehrenwerthen Gast auf mit Erzählungen, die ihn vielleicht nicht einmal interessiren, und doch ist die Abendstunde schon weit hinter dem Untergang der Sonne. Gefällt es dir nicht, dem geehrten Herrn sein Schlafzimmer zu zeigen?"

Washington wollte etwas dagegen einwenden, aber der Alte ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Sie hat Recht," sagte er, „auch Freundlichkeit wird oft lästig und am leichtesten dem Gast. So nimm nun ein Licht, Virginia, und begleite uns, denn ich weiß es nicht, ob Alles schon so bereitet ist, wie der Gast es wünschen möchte."

5.

Ueber den breiten Rücken der Aleghaniberge war der rosige Strahl der Frühlingssonne bereits hinabgedrungen in das herrliche Thal des Ohiostromes; die vergoldeten Wipfel der Urwälder wiegten sich im Frühlingshauch, der frisch und erquickend wehte. Die Vögel alle waren schon erwacht zu Lust und Leben, und auch einzelne Indianer, Männer und Weiber, sah man im Orte sich regen.

Washington schlief noch in seinem Zimmer, das im Oberbau des Hauses liegend, zugleich den Morgenstrahl der Sonne empfing und nach dem Strom eine reizende Aussicht darbot. Er schlief noch und genoß nichts von der wunderbaren Schönheit des Morgens. Aber eine andere Schönheit entfaltete sich vor seinem im Traume regsamen Geiste. Vor ihm erschien eine weibliche Gestalt, deren Majestät und Adel seine Seele mit hoher Ehrfurcht erfüllte; diese Gestalt winkte ihm mit schmerzlicher Geberde und mit dem Ausdruck harter Bekümmerniß, und ihr Ansehen war dann wieder so schwermüthig und milde, daß es ihm war, als sollte seine Seele sich in ihren Schmerz auflösen. In wunderbarer Verschlingung der Gedanken und Bilder schien ihm die Erscheinung dann wieder von Virginien Gesicht und Form gesehen zu haben, und sie es zu seyn, die ihn zu künftiger Größe, zu künftigem Ruhm aufforderte, die ihm in der Ferne des Vaterlandes Freiheit und Glück, in welches sein Leben, sein Wirken verflochten war, zeigte. Sehnsuchtsvoll streckte er im Traume seine Arme nach der ätherischen Erscheinung aus, aber wie ein Schatten wich sie vor ihm zurück. Er rief ihr, aber sie entfloh, je öfter er ihren Namen rief; sie war bald ganz verschwunden. Und mit Trommelschall und Trompetengeschmetter zog nun der Gott der Schlachten vor dem aufgeregten Gemüthe des Jünglings vorüber, in der Rechten das blinkende Siegesschwert, in der Linken den mit Eichenlaub durchflochtenen Lorbeerkranz, und hinter dem Kriege schwebte in faltenreicher Tracht die ehrwürdige Gestalt des Gesetzgebers an ihm vorüber und der Friede folgte demselben mit blühenden Wangen und grünender Palme. Aber hinter all' diesen Erscheinungen in hoher Ferne schien ihm noch immer die erblaßte Gestalt Virginiens zu stehen; sie schien aus der Höhe seinen Ruhm und seinen Glanz zu betrachten und ihn zu segnen. Sehnsuchtsvoll streckte er die Hände wiederum nach ihr aus.

Da erweckte ihn der leise Ruf seines Namens; wie von einem elektrischen Funken gerührt, schlägt er die Augen auf und sieht das himmlische Gesicht seines Traumes in Wirklichkeit vor sich, nicht blaß, nicht wehmüthig, nicht schmerzlich, nein, in der unnennbaren Holdseligkeit der aufblühenden Jungfräulichkeit, so anmuthsvoll, so reizend, wie sie ihm selbst gestern nicht erschienen war.

Virginia, der Etikette des Konvenienzlebens fremd, die es gar nicht einmal wußte, daß es Unsittlichkeiten, Unanständigkeiten gebe, war in der vollsten Freude ihres Herzens in das Schlafzimmer ihres Gastes getreten, dem sie eine wichtige Botschaft mitzutheilen hatte und nicht warten wollte, bis das Erwachen ihr zuvorgekommen. Sie trat eben in's Zimmer, als der Jüngling im Traume ihren Namen rief, und mit verwunderter Ueberraschung weckte sie ihn nur desto freudiger, indem sie ihr holdes Antlitz über das seinige bog.

Der Jüngling in seiner Entzückung wollte sie haschen, aber sie wich zurück.

„Sir Washington," sagte sie, „Ihr schlaft hier und überlaßt Euch den Träumen, während Eure Feinde herabziehen aus dem neuen Fort, das die drei Flüsse beherrscht, um Euch aufzufangen."

„Woher weiß Virginia dieß?" fragte der leidenschaftliche Jüngling.

„Sir, Kiyaschuta's Auge ist scharf, und sein Fuß ist schnell. Ich sandte ihn hinauf über die nächtlichen Ufer und Wälder; mit dem Mondenstrahl ging er und kehrte eben zurück, bevor die Sonne hoch emporstieg über die Mitte der Wälder im Osten. Er brachte mir die Nachricht, daß die Franzosen, von Eurem unbedeckten Reisen wissend, einen Trupp absendeten, fünfmal stark genug, Euch aufzufangen. Und die Indianer des Landes sind auf ihrer Seite. So eilt nun, Sir, daß Ihr Euch erhebt, bei dem Morgentrank können wir dann den Weg besprechen, den Ihr zu Euren Kompagnien nehmt, und wie Ihr dann Euren Feldzug damit eröffnet, daß Ihr die fangt, welche man ausgesandt, Euch zu fangen. Und dieß muß Alles geschehen, bevor Euer Oberster zu Euch kommt, oder er findet Euch nicht mehr, Sir."

Mit immer steigendem Entzücken hatte Washington der schönen Rednerin zugehört; als sie schwieg, streckte er nochmals die Hände nach ihr aus, um sie zu haschen und zu küssen; aber lachend entschlüpfte sie ihm und eilte aus der Thüre, im Fortgehen ihn nochmals scherzend zur Eile mahnend.

(Fortsetzung folgt.)

Die Einwanderung von Paupers.

Bei den in allen englischen Blättern, welche dem Know-Nothingismus heimlich oder offen huldigen, gegenwärtig ausgekramten Unsinn über die Einwanderung von Armen ist es wirklich erfreulich, einmal einem amerikanischen Journal zu begegnen, das sich eine vernünftige und praktische Ansicht über diesen Gegenstand gebildet hat, und diese auch offen

und unverhohlen ausspricht. Wir meinen die New-Yorker „Evening Post," welche sich hierüber folgendermaßen äußert:

Soll man als eine Regel festsetzen, daß Einer, der arm ist, nicht an unsern Ufern landen darf? Wir möchten dieß wirklich aus dem Geschreie schließen, das unaufhörlich gegen die Zulassung fremder Armen in unser Land erhoben wird.

Die Krüppel und Bettler Europa's, Leute, die durch Alter, geistige und körperliche Schwäche, oder durch andere Ursachen unfähig gemacht sind, sich durch Arbeit zu ernähren, sollten jedenfalls von den Gemeinden erhalten werden, denen sie zuerst zur Last gefallen waren. Sie hierher zu schicken, daß wir sie ernähren sollen, wäre ein Streich der schlechtesten Art, ein Unrecht, das wir nicht dulden dürfen.

Es gibt aber noch Tausende in Europa, die nicht durch eigene Schuld arm geworden, Tausende, welche gern arbeiten möchten, für die aber in ihrem Geburtslande keine Beschäftigung gefunden werden kann. Sie sind zum Gastmahle des Lebens gekommen, aber an der vollbesetzten Tafel ist kein Platz mehr für sie, wenn sie nicht einen solchen in einer anden Hemisphäre suchen. Sie besitzen körperliche Stärke und willige Hände, und Alles, was sie verlangen, ist nur eine Gelegenheit zu arbeiten. Unter unsern glücklichen Institutionen, mit den unermeßlichen Regionen fruchtbaren Landes, welches nur noch auf das Aufbrechen durch den Pflug wartet, wird diese Gelegenheit gefunden. Sie kommen hierher, nicht, um unsere Mildthätigkeit in Anspruch zu nehmen, sondern um Arbeit zu erhalten; sie kommen hierher, um unsere jungfräulichen Felder zu bebauen, eine größere Menge, um wohlfeileres Brod zu backen, für hier und alle Theile der Welt, wohin wir unsere Agrikultur-Produkte schicken. Sie werden durch die natürlichen Wirkungen des Handelsgesetzes hierher gezogen; wir möchten demselben eine würdigere Bedeutung geben und es das Gesetz der Vorsehung nennen, welches, unter den neuen, erleichterten Gelegenheiten zum Wandern, die Arbeit veranlaßt, dahin zu gehen, wo Nachfrage nach ihr ist. Wir für unsern Theil wollen dieselben so warm empfangen und ihnen ein so herzliches „Gott grüß' Euch!" zurufen, als wenn sie mit wohlgefüllten Taschen ankämen.

Daß solche Personen auf irgend eine oder die andere Weise genöthigt wurden, öffentliche Mildthätigkeit anzunehmen, ist weder Verbrechen, noch vermindert es ihren Nutzen als Arbeiter. Vor zwei oder drei Jahren zeigte England ein merkwürdiges Beispiel von der Wahrheit, daß der Pauperismus in der alten Welt in den meisten Fällen eine einfache Wirkung überfüllter Bevölkerung ist. Im Jahre 1851 waren die Armenhäuser Englands gedrängt voll Bewohner. Am Schlusse von 1852 waren sie in Folge der Auswanderung nach Australien und anderen Gegenden verhältnißmäßig leer, und in manchen Bezirken waren sie ganz leer.

Die Armen verließen die Arbeitshäuser und traten Beschäftigungen an, welche durch die plötzliche und große Auswanderung leer geworden waren. Die Gelegenheit zur Arbeit war die Kur des Pauperismus dort, und in dem Falle Tausender von Auswanderern, welche pfenniglos in dieses Land kommen, wird sie das Specificum gegen Pauperismus hier seyn.

Wir haben ungeheure Strecken des fruchtbarsten Landes, welches die Sonne bescheint, durchzogen von prächtigen Strömen und an vielen Stellen von mächtigen Forsten beschattet. Diese Ländereien sind das gemeinschaftliche Erbe der Menschheit und wir, die zuerst in ihrer Nachbarschaft angekommen sind, haben durch keine humane oder auch nur gerechte Auslegung des Naturrechts irgend eine Befugniß, unsere Brüder, die unglücklichen Armen Europa's, daran zu verhindern, daß sie in diesen Gegenden die Beschäftigung finden, welche sie suchen, während wir sie dem wohlhabenden Einwanderer eröffnen. Es ist in der That das Interesse unseres eigenen Landes in diesem Augenblicke, dem fleißigen Bebauer des Landes jede Begünstigung zu gewähren, aus welchem Theile der Erde er auch kommen und wie viel er auch in seinem Geburtslande durch Armuth gelitten haben mag. Je unglücklicher er dort gewesen, um so glücklicher wird sein Loos hier seyn, schon durch den bloßen Gegensatz. Wir haben eine unbegränzte Wildniß, die sich durch die erste Berührung des Pfluges in fruchtbares Ackerland umwandeln läßt. Wir haben einen hungrigen Markt, der alle Erzeugnisse unsers Bodens so schnell verschlingt, als sie die Hand des Ackerbauers verlassen, und der noch immer neue Zufuhr verlangt. Europa, dessen Ackerbau durch den Kriegsdienst ungeheure Massen seiner Bevölkerung entzogen werden, blickt nach der westlichen Hemisphäre um Nahrung. Der Mann, welcher starke Arme und einen willigen Fleiß mitbringt, vermehrt den Reichthum unseres Landes, und wenn er auch nicht die kleinste Münze in der Tasche hat.

Mannigfaltigkeiten.

Der unterseeische Telegraph, welchen der sardinische Telegraphendirektor, Herr Bonelli, zwischen Sardinien, Malta, Alexandrien und Konstantinopel anlegen will, soll von Cagliari aus, auch den Pyräus, Smyrna und die Insel Syra berühren. Die ganze Länge des Drahtes würde 4080 Kilometer betragen. Bonelli ist der Erfinder eines Verfah-

rens, welches bei Legung von Telegraphendrähten in der Meerestiefe eine bedeutende Kostenersparniß herbeiführt. Er bedient sich nämlich der bisher üblichen starken Drähte nur für eine Strecke von 3 bis 4 Seemeilen vom Ufer, und von dort bis zur gleichen Nähe des anderen Ufers nur ganz dünner Drähte, welche er, nach angestelltem Versuche, für durchaus hinlänglich erklärt. Die Ersparung bezieht sich nicht nur auf die Kosten des Materials, sondern auch auf die des Transports und der Legung und in Folge derselben berechnet Hr. Bonelli die Kosten per Kilometer auf 1400 Lire, also für die ganze Linie auf L. 5,700,000, während der Telegraph von Spezzia nach Cagliari auf L. 10,000 per Kilometer zu stehen kam. Ferner macht sich Hr. Bonelli anheischig, einen Theil des Unternehmens, nämlich die Linie von Cagliari nach Malta (720 K.) für L. 1,008,009 binnen 40 Tagen von dem Zeitpunkte zu vollenden, wann ihm die nöthigen Geldmittel zur Verfügung gestellt werden, die ganze Linie aber binnen drei Monaten. Und da es unter den gegenwärtigen Verhältnissen kaum zu hoffen, daß die Fonds durch die Privatkräfte aufgebracht werden, so will Hr. Bonelli die betheiligten Regierungen um eine Subvention angehen, und ihnen dafür eine Begünstigung in Betreff des Preises ihre Depeschen anbieten. Anderseits erfährt man jedoch, daß sich unter dessen Leitung bereits eine Gesellschaft gebildet, welche die Errichtung eines unterseeischen Telegraphen über Malta und Cypern nach Konstantinopel beabsichtigt, und man erwartet, daß die Westmächte dieß Unternehmen unterstützen werden, welches eine zweite Verbindung mit dem Oriente herstellen soll.

In Warschau ist nach Berichten vom 19. Juli durch die Regierungs-Zeitung noch folgendes Nähere über den bereits erwähnten schrecklichen Vorfall zwischen Kaluschyn und Minsk veröffentlicht worden: „Folgendes ist der traurige Hergang dieser blutigen Scene, deren Urheber in Kurzem die schwerste Strafe erleiden werden. In der Nacht vom 10. auf den 11. Juli hatten fünf betrunkene Reiter der Kavallerie-Division der kaukasischen Bergvölker eigenmächtig ihre Quartiere in Kaluschyn verlassen und ihren Weg auf der Chaussee nach der Stadt Minsk hin genommen. Als sie etwa vier Werste weit gekommen waren, trafen sie auf jüdische Fuhrleute, stürzten auf dieselben los, ermordeten 5 und verwundeten 5 andere schwer, auch tödteten sie in ihrer blinden Raserei und Blutgier 6 Pferde. Während dieses Vorgangs kam die von Warschau nach Brzesc-Litewski gehende Diligence herangefahren. Die Reiter, von der ersten Mordthat noch mehr erhitzt, schossen einigemal auf die Diligence, der Postillon wurde von den Kugeln getödtet und die Frau eines Hauptmanns des Gendarmerie-Kommandos in Siedlce, an der Hand verwundet. Von den in der Diligence sich befindenden Passagieren erhielt ein Beamter der Direktion der Warschau-Wiener Eisenbahn einen wiederholten Stoß mit dem Kindschal und blieb davon todt. Die Frauen retteten sich durch die Flucht. Die Reiter nahmen darauf die Diligence und setzten ihren Weg nach Minsk fort. Als sie in dem Wirthshaus von Janow, ungefähr 8 Werst von Minsk, angelangt waren, begingen sie ein neues Verbrechen, indem sie den Schenkwirth und seinen fünfzehnjährigen Sohn ermordeten. Darauf wurde ein Bauer, der ihnen reitend unterwegs begegnete, von ihnen schwer verwundet und sein Pferd getödtet. So wie der Kommandeur der Division von diesen Ereignissen hörte, nahm er einige Leute seines Kommandos, verfolgte die Missethäter in verschiedenen Richtungen und entdeckte sie am 11. Früh im Dorfe Rudno, wo sie umringt wurden. Anfangs suchten die Umzingelten sich zu vertheidigen; als sie aber wieder in nüchternen Zustand zurückkehrten, unterwarfen sie sich nach kurzer Zeit."

Der Castlemaine Berichterstatter des „Argus" in Melbourne schreibt vom 30. März: „Zwei junge Leute gruben gestern Morgens auf altem Grunde — nahe bei Old Golden Point, Freyers Creek, dem Platze, wo vor zwei Jahren mehrere 7- und 24pfündige Nuggets gefunden wurden — und stießen plötzlich auf einen reichen Schatz, einen soliden Goldnugget von 84 Pfund Gewicht, wofür ihnen bereits 4000 L. geboten worden sind. Das Stück liegt jetzt bei dem Kommissionär Mr. Heron, wird aber in ein paar Tagen wohl hier im Camp ausgestellt werden. Die glücklichen Finder sind zwei Verwandte, ein paar sehr anständige, noch nicht 20 Jahre alte, junge Leute, Namens Harris, die erst seit etwa drei Monaten in der Kolonie sich befanden und während dieser Zeit bereits gut gefunden haben sollen. Hoffentlich werden Diese es anders machen, als die vier Finder des letzten 22 Pfd. schweren Nuggets. Diese Thoren erhielten über 1000 L. für ihren Schatz, verjubelten aber das ganze Geld in nicht ganz drei Wochen in den Kneipen, so daß sie nicht so viel übrig behielten, sich ein Morgenbrod zu kaufen, ja, Einer von ihnen noch obendrein arretirt wurde."

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 177 Donnerstag, 26. Juli 1855.

Virginia oder Liebe und Opfer.

(Fortsetzung.)

6.

Im Garten stand der kühne Bote Virginiens, die Rechte auf den Lauf einer kurzen Flinte gestützt, und das dunkle Auge auf die Wälder senkend, die jenseits des Ohio in den Niederungen vom heraufsteigenden Gestirn des Tages beleuchtet wurden. Auf seinem Angesichte der unverwüstliche Ernst, welcher seit dem gestrigen Tage nicht gewichen war. Die Tunika, die er übergeworfen, war an mehreren Stellen zerrissen, und auf dem Fleck, wo er stand, röthete das Blut, das den Wunden seiner Füße enttröpfelte, den Sammt des Grases. Sein reiches Flechtenhaar war mit einer Krone von Federn geschmückt, sein Schlachtmesser steckte in dem Gurt, der seine Tunika um den schlanken, kräftigen Leib schloß.

Er erwartete Virginiens Rückkehr aus dem Hause. Jetzt hüpfte sie heraus, auf dem sonst oft schwermüthigen Antlitze einen Zug des Frohlockens, der ihre Holdseligkeit in den Augen des Indianers zwar vermehrte, ihn aber eben gerade jetzt mit schwerem Kummer erfüllte, weil er wußte, wem diese Freude galt.

Als sie indeß den Indianer so ernst, wie eine beleidigte Gottheit dastehen sah, überfiel sie ein plötzlicher Schreck, ohne daß sie dessen Ursache gewußt hätte. Sie mäßigte sogleich den Ausdruck ihre Fröhlichkeit, und ergriff des ernsten Jünglings Hände, indem sie ihm noch einmal herzlich dankte für die Bereitwilligkeit und den Eifer, mit welchem er ihre Bitte, Kundschaft für den Fremden einzuziehen, erfüllt hatte.

Dieser umständliche Dank selbst war für Kiyaschuta eine neue Ursache zum Ernst. Unter wirklich vertrauten Freunden, unter Liebenden ist solche nicht gebräuchlich; es versteht sich von selbst, daß der eine Theil dem andern jeden Dienst, ja jedes mögliche Opfer darbringt, ohne einen andern Dank als das Gefühl des Herzens, als den stummen Händedruck des Freundes zu verlangen. Kiyaschuta, wenn sich dessen auch nicht klar bewußt, fühlte es doch lebhaft, daß dieser Dank alle weitere Verbindlichkeiten gewißermaßen abkaufte. Mit ungemildertem Ernst sprach er:

„Virginia war gestern noch Knospe; heut' ist sie aufgeblüht zur Blume; der Frühlingshauch hat sie schnell zur Jungfrau erwärmt, die gestern noch Kind schien. Keine Blume ist so schön im Walde, keine Rose düftet so lieblich im Garten! sie prangt in der Morgenfrische ihrer Holdseligkeit!"

„Kiyaschuta," fragte das liebliche Mädchen mit halbem Erstaunen und gedrückter Empfindung, „warum führt deine Zunge Reden, die meine Seele beschämen müssen? Du siehst mich ja heute nicht zuerst?"

„Zuerst nicht," antwortete der Indianer, „aber ob nicht zuletzt, kannst du mir nicht, kann ich dir nicht sagen."

„Wie kömmt mein Bruder zu diesem Gedanken?" fragte Virginia wiederum.

„Wenn der Bräutigam kömmt," versetzte Kiyaschuta, „so vergißt das Mädchen Vater und Bruder. Wenn der fremde Offizier dort ist, hat Virginia des armen Indianers bald vergessen."

Virginia's Angesicht ward von einer hohen Röthe übergossen; die unumwundene Sprache ihres Jugendgespielen verwirrte sie so sehr, daß sie nichts zu erwidern im Stande war, und der Indianer fuhr fort:

„Virginia wird der Hütte ihrer Vaters Lebewohl sagen und mit dem fremden Krieger ziehen in die Städte und Tempel der Bleichgesichter. Dann wird Kiyaschuta allein streifen an den schönen Ufern und die Stellen beweinen, wo er glücklich war, neben Virginia zu gehen, bevor der Fremdling hieher kam und seinen Frieden störte. Du sagtest, er sey ein Sohn vom Bruder Onas; würde Bruder Onas herübergekommen seyn über den Berg, um dem Armen die einzige Freude zu stehlen, die sein Leben verschönt? Nein, der Fremdling ist ein bleicher Freund der verfluchten Irokesen, welche den stolzesten Stamm der Lennilennape's zu Weibern gemacht haben. Der Fremdling gehört zu jenen betrügerischen Weißen,

die mit glatter Zunge dem Nächsten seine Hütte, sein Weib abzuschwatzen verstehen."

„Kiyaschuta, du verletzest die Gastfreundschaft," sagte Virginia mit mildem Vorwurf, „denn du schmähst den, welcher Schutz suchte unter dem Dache deines werthen Nachbarn."

„Ha," rief Kiyaschuta, „warum ging ich hinaus, als du gestern Abend am Feuer deines Vaters schwatztest mit dem goldschulterigen Krieger? warum nahm ich meine Flinte in die Hand und mein Schlachtbeil, und streifte hinauf am Ufer, bis wo die Franzosen, die Feinde meines Feindes, ihr Dorf bauen, das er zerstören will? Ich ging, weil Virginia mir es geboten, Virginia, deren Lächeln mir Sonnenschein, deren Zürnen mir Gewitter, deren Huld mir heiliger war, wie die Gräber meiner Eltern, die Bilder meiner Götter? Ich ging und mein Herz war erfüllt von Grimm, von Wuth, von Rachedurst; ich war unglücklich, wie ich es nie zuvor gewesen bin; ich wünschte mir den Cougour herbei, der mich zerrisse, den Wolf, der mich zu Boden würfe, den Irokesen, der mit seinem Scalpirmesser mir die Schädelhaut ablösen möchte. Aber die Nacht blieb ruhig; die Tiger und Panther blieben in ihren Schluchten; die Irokesen sind Weiber, die nicht die Fährte eines Mannes zu betreten wagen! Die Nacht blieb ruhig und ich vollendete den Auftrag für den Feind, der mir das Theuerste raubt, was auf der Erde für mich war; denn nur zu bald wird Virginia hinziehen mit dem Fremdling in die Fremde."

„Mein Kiyaschuta, mein Bruder!" sagte Virginia besänftigend, und die Hand auf seine Schultern legend, „du quälst dich mit Träumen, denn ich weiß nichts davon, daß ich die Hütte meines Großvaters verlassen, und dem Offizier folgen sollte. Dieser sprach noch kein Wort zu mir!"

„Noch nicht?" fragte Kiyaschuta, mit einem etwas helleren Ausdruck in den Mienen. „Ha, der Feigling saß neben der schönsten Jungfrau mit einem Herzen voll Gefühl und wagte es nicht auszudrücken? Wohlan, so bin noch der Erste. O meine Virginia, meine Geliebte, meine Schwester, mehr als das Alles, du mußt mir sagen, ob ich dir verhaßt bin worden, wie der Hurone dem Lennilennape, oder ob meine Bitte in deinem Herzen Erhörung findet! Virginia, ohne dich zu leben, ist bitter für mich, wie ruhmlos zu weilen im Kreise der Weiber und Kinder; Tod ist Spiel gegen deinen Verlust. Du bist mir in's Herz gewachsen; die Quellen lispelten mir deinen Namen zu, im Walde rauschte es von deiner Schönheit Ruf, in den Schluchten hallte dein Lob wieder; in der Welle spiegelte sich mir dein Bild. Wenn Virginia erst Jungfrau ist, so rief ich oft in meines Herzens Lust, so wird sie mein Weib! Du bist nun Jungfrau geworden, o vergesse den Gespielen deiner Jugend, den Vater deiner Mutter, das Grab deiner Eltern nicht: Sey mein Weib!"

Virginia ward durch diese Worte wie von einen geheimen Zauber durchdrungen. Es war als ob sein Antrag ihre Glieder lähmte; sie blickte starr vor sich nieder, ohne ein Wort sagen zu können, und der Indianer, dieß Schweigen für Zustimmung nehmend, umfaßte sie rasch und wollte sie an sich drücken, aber die Jungfrau riß sich mit schnell wiedergekehrter Entschlossenheit los, denn seine Berührung war ihr heute zum Erstenmale zuwider.

„Kiyaschuta," sagte sie, „dein Fuß blutet! Du hast Wunden, die ich dir gerne verbinden will, weil du sie meinethalben erhieltest."

Der Jüngling lächelte stolz und fast höhnisch. „Sonst," entgegnete er, „war Virginia doch nicht so weibisch, bei einem Tropfen Blut besorgt zu seyn! Wunden habe ich freilich, aber keine soll geheilt werden, bevor du mir erklärst, ob du mein Weib werden willst, Virginia?"

„Kiyaschuta," sprach die Jungfrau mit fester Stimme und ein wenig von ihm zurücktretend, „du sollst mein Bruder seyn, sollst es bleiben, wie du es gewesen bist, bis heute; fordere aber nicht mehr, da ich dir nicht mehr gewähren vermag."

(Fortsetzung folgt.)

Die Singvögel.

Eine wunderliche Geschichte.

Es war einmal in Antwerpen ein altes Männchen, das hieß Van Braken und wohnte in einem alten Hause von spanischer Bauart an dem Hafen, der sogenannten „Spitze von Flandern" gegenüber. Van Braken hatte seine wohlgezählten sechszig Jahre auf dem Rücken, ein Gesicht wie ein Nußknacker von Baumholz, überragt von einer hellblonden Perrücke, die über den Schläfen um drei Fingerbreite und im Genicke um Handbreite zu kurz war. Seine dürre Gestalt steckte in einem Fracke und kurzen Beinkleidern von flaschengrünem Fries und langen chinirten Wollstrümpfen von weiß und grauer Farbe, die sammt einer breitschößigen Weste von grauem Plüsch, seinem Aeußern kein allzu vortheilhaftes Aussehen gaben.

In seinen jungen Jahren war Van Braken nicht eben ein sonderlich schmucker Junge gewesen; aber seine Zeitgenossen ließen ihn wegen seiner offenen Physiognomie für einen wackeren Kerl gelten, bei welchem — im Gegensatze zu der großen Masse — die feingeschnittenen Züge und die schwächlichen

dünnen Gliedmaßen durch nähere Untersuchung nichts einbüßten.

Was ihm aber an körperlichen Reizen abging, das machte Van Braken durch Gaben des Geistes gut. Es war ein tüchtiger Musiker und Komponist, und nur Schade, daß er Wien gerade in dem Augenblicke verlassen hatte, wo er auf dem Punkt gestanden hatte, sich als solcher einen Ruf zu gründen. Vergebens hatten seine vertrautesten Freunde in ihn gedrungen, zu bleiben; Van Barken war in seinem Entschlusse unerschütterlich und über die Beweggründe zum Aufgeben einer so vielversprechenden Laufbahn ganz stumm und schweigsam geblieben. Er hatte hierauf zwei Jahre lang Deutschland und Italien in die Kreuz und Quere durchreist, und war dann erst, nachdem er all' seine in Wien gemachten Ersparnisse aufgebracht hatte, nach Brügge gegangen, wo er bald darauf die Stelle eines Organisten an der Kathedrale erhielt. — Jenen Zugvögeln gleich, welche nachdem sie ferne Gegenden auf ihren Schwingen durchmessen, ihr Nest in den Steinzierrathen der Fenster irgend eines Dorfkirchleins aufhängen, blieb Van Braken Tage lang in seinem Orgelstübchen, und kümmerte sich nicht im Mindesten um die Außenwelt und was in ihr vorging. Hier vor seinem herrlichen Instrumente ließ er die Finger über die Tasten gleiten und phantasirte, improvisirte die schönste Kirchenmusik. Oft klang die Orgel noch lange in feierlichen Tönen durch die gewölbten Schiffe, wenn die Schaar der Gläubigen längst das Gotteshaus verlassen hatte, und nur hie und da lauschte noch insgeheim ein Kenner der wunderbaren Melodieen des scheuen Sonderlings. Für die Welt war also Van Braken ein großer Künstler, sein Leben friedlich und ergebungsvoll, und man schrieb seine gewöhnliche Schwermuth der eigenthümlichen Natur und Richtung seines Talents zu. Van Braken war nämlich erst zwanzig Jahre alt gewesen, als er zum Erstenmal das Pedal der Orgel zu Brügge berührte; und er zählte volle Fünfzige, als er seine Stelle aufgab. Während voller dreißig Jahre, die er so verlebt, hatte sich Niemand um die Leiden oder Freuden des armen Organisten bekümmert, hatte Niemand aus Neugier oder Theilnahme die Wunden seiner Seele untersuchen wollen. Auch war sein Abtreten von diesem Posten kein freiwilliges gewesen. Er war auf dem Steinboden ausgegleitet und gefallen, hatte sich das rechte Handgelenke ausgerengt, und erst im Verlauf der nächsten Tage bei Erfüllung seines Berufes bemerkt, daß sein bisher so gewandtes Spiel nun mühsam und ungleich und es ihm somit unmöglich geworden war, seine Stelle fürder genügend auszufüllen, weßhalb er denn ohne Verzug bei dem Bürgermeister um seine Entlassung einkam. Uebrigens waren seine Ersparnisse mehr als hinreichend, um ihm für die Zukunst eine bescheidene Existenz zu sichern. Van Braken verließ also Brügge und übersiedelte nach Antwerpen.

Der Organist hatte sich selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen, als er seine fürdere Unzulänglichkeit als ausübender Künstler anerkannte, aber er war noch immer ein so guter Musiker, daß er Zöglinge ausbilden und sich dadurch eine lohnende Beschäftigung schaffen konnte. Da er nun durch ganz Belgien einen sehr ehrenvollen Ruf genoß, so fand er bald Schüler genug. Unglücklicherweise waren aber alle seine Schüler von einer verzweifelten Unbedeutendheit, und da er niemals geneigt gewesen war, in Sachen der Kunst Zugeständnisse zu machen, so sträubte sich seine blonde Perücke bei jeder falschen Note, welche seinen empfindlichen Hör-Nerv berührte, und seine dünnen Beine sträubten sich gegen die Querhölzer seines Stuhls. Wenn nun dieselben Fehler zum Zehntenmal in derselben Passage vorkamen, pflegte er ruhig die Arme über einander zu legen, seinen Zögling voll Entmuthigung anzublicken und zu sagen: „Ich stehle Euch Euer Geld, Ihr stehlt mir meine Zeit; aus Euch wird all Euer Lebtage kein rechter Musiker. Ich empfehle mich!“ damit nahm er alsdann seinen Hut und ging, und brummte im Weggehen noch: „Der thäte auch besser, Leinwand auf dem Markte auszumessen!“ — Kurzum, an einem schönen Morgen verabschiedete Van Braken all seine Zöglinge auf einmal, um sie nicht auf einmal eifersüchtig zu machen, und verzichtete für immer auf das Unterrichtgeben. Da er aber niemals ganz unthätig und müssig bleiben wollte, so suchte er sich eine Arbeit auf, die ganz zu seinen Begriffen und Ansprüchen an eine unabhängige Lebensweise paßte, und der Zufall kam ihm ganz erwünscht zu Hülfe. Als er nämlich eines Abends am Hafen spazieren ging, sah er vor der Thüre eines Trödlers ein beinahe noch ganz neues Spinett und ein großes Käfig voll Kanarienvögel, die im Abendsonnenschein zwitscherten. Van Braken handelte nun zuerst um den Vogelbauer mit den Vögeln, die er nicht haben wollte, und alsdann um das Spinett, das ihm sehr in die Augen stach. Der Trödler verlangte zwanzig Dukaten um die Karnarienvögel, und erließ das Spinett um viere. Der Organist zog die vier Dukaten aus seiner Tasche und winkt einen Lastträger herbei, um sich das Instrument nach Hause schaffen zu lassen.

„Wie? der Herr kauft die Karnarienvögel nicht?“ fragte der Trödler; „sie sind doch nicht theuer, und eine solche Gelegenheit wird der Herr nicht leicht wiederfinden!“

„Zwanzig Dukaten?“ wiederholte Van Braken erstaunt; „warum nicht lieber gleich vierzig?“

„Bedenke der Herr doch nur,“ wandte der

Trödler gelassen ein, „daß die Vögel alle blind und vollkommen gesund sind.“

Der gute Van Braken hielt sich für gehänselt; er ward daher ganz roth vor Zorn und wickelte lebhaft die Quastenschnur seines Stockes um das Handgelenke, denn die Mystifikation ging ihm zu weit. — „Ist das wirklich wahr?“ fragte er mit einer erheuchelten Naivetät.

„Ach, du liebe Zeit! es sind ja die besten Schläger des armen Mynheer Brauwer selig, der vor Kurzem in Brüssel gestorben ist!“ sagte der Trödler.

„So? ist er wirklich todt?“

„Ja, seit vierzehn Tagen, lieber Herr; es war ein unersetzlicher Verlust für den Singvögel-Verein!“

Nun erst ging dem guten Van Braken plötzlich ein Licht auf. Er hatte schon manchmal von dem Wettsingen dressirter Kanarienvögel gehört, wo ein bedeutender Preis dem Besitzer desjenigen Vogels zufällt, der seinen Gesang am häufigsten in einer gegebenen und mit der Sekundenuhr abgemessenen Zeit wiederholt hat. Er besann sich daher eine Weile, bevor er aufblickend fortfuhr: „Ist das Euer äußerster Preis, guter Freund?“

„Gewiß, mein äußerster,“ versetzte der Trödler zuversichtlich; „die Vögel sind hundert Dukaten unter Brüdern werth, und Mynheer Steefens von Lilla würde mir sie gern so theuer bezahlen, wenn er erführe, daß es die Vögel des armen Mynheer Brauwer selig sind.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der jüngst erschienenen amtlichen Uebersicht der Ergebnisse der Strafrechtspflege im Königreiche Bayern während der Jahre 1850/51, 1851/52, 1852/53 und 1853/54, welche in der ersten Abtheilung die Uebersicht der Strafrechtspflege in den 7 älteren Regierungsbezirken, in der zweiten Abtheilung jene in dem Regierungsbezirke der Pfalz enthält, entnehmen wir in Bezug auf letztere folgende sehr interessant Zusammenstellung. Im Durchschnitte dieser vier Jahre sind in der Pfalz, also alljährig, wegen 179 Verbrechen und 5498 Vergehen Voruntersuchungen eingeleitet worden, so daß auf 3462 Einwohner 1 Verbrechen, und auf 113 Einwohner ein Vergehen kommt, wegen dessen eine Voruntersuchung eingeleitet worden ist. Im Durchschnitte dieser 4 Jahre sind ferner wegen 71 Verbrechen und 3945 Vergehen definitive Aburtheilungen erfolgt, so daß auf 10,286 Einwohner 1 Verbrechen, auf 167 Einwohner 1 Vergehen kommt, wegen dessen eine definitive Aburtheilung erfolgte. Die Zahl der im Durchschnitte dieser 4 Jahre wegen Verbrechen abgeurtheilten Personen belief sich auf 53, die Zahl der wegen Vergehen abgeurtheilten Personen auf 4617. Ferner wurden durchschnittlich in diesen 4 Jahren alljährlich 50,968 Personen wegen einfacher Polizeikontravention abgeurtheilt. Es kommt daher auf 12,418 Einwohner eine wegen Verbrechens, auf 142 Einwohner eine wegen Vergehens, auf 12 Einwohner eine wegen einer einfachen Polizeikontravention abgeurtheilte Person. Dagegen verurtheilt wurden in diesen 4 Jahren durchschnittlich 43 Personen wegen Verbrechens, 4072 Personen wegen Vergehens und 47,250 Personen wegen einfacher Polizeikontraventionen. Es kamen daher durchschnittlich auf 15,950 Einwohner eine wegen Verbrechens, auf 162 Einwohner eine wegen Vergehens und auf 13 Einwohner eine wegen einer einfachen Polizeikontravention verurtheilte Personen. In diesen 4 Jahren wurden im Ganzen gegen 17 Personen, und zwar 12 männlichen und 5 weiblichen Geschlechts, die Todesstrafe ausgesprochen, sämmtlichen aber durch die allerhöchste Gnade erlassen. Von diesen waren 4 Personen wegen Meuchelmord, 1 wegen Giftmordversuch, 3 wegen Kindesmord, 7 wegen Brandstiftung, 2 wegen erschwertem Diebstahl verurtheilt worden. In den einzelnen Jahren fanden wegen Verbrechen im Jahr 1850/51 189, 1851/52 190, 1852/53 175, 1853/54 162 Voruntersuchungen statt. Das Resultat dieser Vergleichung stellt eine Abnahme der verbrecherischen Handlungen im Allgemeinen außer Zweifel. Dagegen ist das Verbrechen des betrügerischen Bankerotts, des Meineids und des falschen Zeugnisses in der Zunahme begriffen. Merkwürdig hoch stellt sich die Zahl der wegen einfacher Polizeiübertretungen abgeurtheilten Personen im Jahr 1851/52. Im Jahr 1850/51 betrug dieselbe 41,866, im Jahr 1851/52 dagegen 64,434 Personen, im Jahr 1852/53 sank sie wieder auf 49,101 und im Jahr 1853/54 auf 48,472 Personen.

Eine englische Gesellschaft will einen unterseeischen Telegraphen von Konstantinopel nach Varna legen, wo bekanntlich schon der Telegraph aus dem Lager vor Sebastopol mündet. Eine andere Gesellschaft schlägt den Bau einer Hängebrücke zwischen den Häfen von Pera auf der europäischen und Skutari auf der asiatischen Küste vor, — ein riesiges Unternehmen, dessen jetzige Rentabilität jedoch sehr zweifelhaft seyn dürfte.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 178 | Freitag, 27. Juli | 1855.

Virginia oder Liebe und Opfer.

(Fortsetzung.)

„Wohl!" rief Kiyaschuta und stieß mit dem Kolben seiner Flinte auf den Boden. „Virginia hat gesprochen wie eine untrügliche Jungfrau; ich will eben so antworten. So höre denn: kann ich dir nicht mehr seyn, als ein Bruder, so will ich hinfort nicht so viel mehr bei dir gelten; sondern wie du, will ich dem Triebe meines Herzens folgen und aller Bande vergessen, die uns bisher zusammengeknüpft. Der Fremdling aber, der dich von meinem Herzen riß, soll vor meiner Hand nicht sicher seyn in den Städten der Bleichgesichter, nicht sicher in den Waldungen, in denen er wider meine Freunde die Streitaxt aufhebt, nicht sicher in deinen Armen, Virginia, und wenn du dich im wilden Taumel deiner plötzlichen Neigung an seinen Busen drücken willst, so sollst du stets zittern für sein Leben. Du weißt, wenn mein Mund droht, so haucht nicht der Morgenwind den Hauch des Zorns von meinen Lippen.

„Kiyaschuta, mein Bruder!" rief Virginia, „erkenne dich selbst! Ist das dein Herz, das aus deinen Worten spricht? Ist das die Großmuth eines Häuptlings, der von den Sachems seiner Nation stammt? Und gegen wen richtet sich dein Zorn? ist der Fremdling nicht schuldlos, wie die Blume, die am Morgenthau ihren Kelch erschließt? Hat er Ein Wort der Art zu mir gesprochen? habe ich ihm Ein Wort der Art zugestanden? weiß er etwas von deiner Liebe, von deinem Hasse? Soll er schuldlos bluten, weil ich meinen Bruder nur als Bruder lieben will und kann?"

„Genug!" versetzte der junge Indianer; „wenn ich im Walde gehe, so sagt kein Wort mir die Fährte des Hirsches, der vor meinem Pfeile flieht; der Panther zeigt mir nicht die Höhle an, in welcher er auf seinen Raub lauert. Doch weiß ich sie Beide zu finden und zu treffen. Sollte ich warten, bis ich Wort bei Wort aus deinem oder seinem Munde das vernehme, was mich seit gestern mein Leben fluchen macht? soll ich mein Herz mir stückweise aus dem Leibe reißen lassen? O! ihr habt schon angefangen, das zu thun! jeder eurer Blicke die ihr seit dem gestrigen Zusammentreffen wechseltet, schnitt in meine Seele, wie das Skalpirmesser in den Schädel eines Huronen! Eure Blicke sind die Geschichte meines Todes! Eure Mienen Triumphe über meine Schmach! Ich will mich rächen an dem Fremdling, der unsere Hütten zerstört, unsere Felder niederbrennt, unsere Kinder und Weiber in die Sklaverei schleppt, unsere Schwestern und Bräute von unsern Herzen reißt und schändet! Ich will mich rächen an dem, der hierher kommt, um den Bau meiner ganzen Zukunft zu zerstören. Kannst du nicht mein seyn, so sollst du auch nicht seyn werden; wenn meine Kugel, mein Pfeil jemals dem Ziel vorbei traf, ihn werde ich gewiß treffen!"

Seine Augen flammten bei dieser Rede; jede seiner Muskeln zitterte; die Rechte hielt er drohend empor gegen das Haus, die Linke klammerte sich um den Lauf der Flinte, als wolle sie diesen zerdrücken; seine Stimme scholl bald laut durch den Garten, bald murmelte er die Drohung zwischen seinen Zähnen. So hatte Virginia ihn nie gesehen; denn der Zorn hatte sein schönes Angesicht noch niemals so sehr entstellt. Die Jungfrau zitterte; als er ausgesprochen, ergriff sie die drohende Rechte, und bat ihn, sich zu beruhigen, doch zu warten, bis er eine Ursache fände zu solcher Rache; aber die Aengstlichkeit, mit der sie flehte, erhöhte seinen Ingrimm nur, und er fuhr fort:

„Ich habe einen Auftrag von dir empfangen und ihn ausgeführt. Als ich durch die Wälder in der Nacht dahinstrich, erschienen mir die Geister der Rache und mahnten mich, ihn mit freundlichem Angesicht den Feinden zu überliefern, oder den Lenni-Lennape's seinen Aufenthalt anzukündigen. Nein! rief ich ihnen zu, wendet eure schrecklichen Angesichter fort; ich will erst mit Virginien reden; ich will erst in ihren Augen, in ihrem sonst so treuen Herzen lesen; sie kann nicht vergessen haben Alles, was ihr heilig und theuer seyn sollte, und sich einem Fremdling in die Arme werfen, der nur gekommen ist, sie zu verführen und unglücklich zu machen. Und ich beschleunigte meine Botschaft, um

dich zu sehen, dich zu sprechen. Ich habe mein Wort und meine Pflicht gegen dich erfüllt; aber jetzt werde ich hingehen und für mich handeln, nachdem ich in deinen Blicken, in deinen Mienen mehr gesehen, als ich gefürchtet hatte. Der Weg zum neuen Forts ist auch für mich selbst mir nicht zu weit; ich werde ihn machen und die Franzosen hinführen, wo sie den finden, der ihr Feind ist und der meinige. Du aber, meine Virginia, lebe wohl, und fluche mir nicht, daß ich dich zur Wittwe machte, ehe du Weib geworden bist. Lebe wohl, meine geliebte Virginia, du Stern meiner Jugend, du Licht meiner Hoffnung, du siehst mich nicht wieder, oder nur als den Todfeind dessen, an den dein Herz sich hängte, als du ihn kaum gesehen, und von dem du weder Gutes noch Böses weißt."

"Kiyaschuta," rief Virginia in der größten Angst und Beklommenheit, "eile nicht fort, bevor du mich gehört, bevor du meine Bitte vernommen hast. Gibt es kein Mittel, dich zu besänftigen? deinen Zorn zu stillen, der so ungerecht rast gegen einen edlen und wackern Jüngling — — —"

"Halt ein!" rief der Indianer, "oder du erhöhst meine Wuth nur, und ich weiß nicht, ob ich nicht am Ende noch hinaufeilte und den Räuber meiner Hoffnung und meines Glückes auf dem Lager erschlüge, wo er die wilden Träume von deiner Liebe und Schönheit träumte. Jedes Lob aus deinem Munde, jede Fürsprache von deinen Lippen mehrt den Haß, den meine Seele wider ihn fühlt. Wisse Mädchen, es gibt nur Ein Mittel, ihn vom sicheren Tode zu erretten, nur ein einziges Mittel, das — — —"

"Nenne es!" sagte Virginia schnell, „nenne es! und wenn es in meiner Macht steht — — —"

"Wie du jubelst, wenn du ihn zu retten hoffen kannst!" erwiderte Kiyaschuta mit Zähneknirschen; "wie möchtest du noch läugnen, daß dein Herz ein anderes Gefühl habe, als ihn? in deinen Augen flammt sein Bild, deine Seele lechzt nach ihm. Nun, das Mittel, wodurch du ihn retten kannst, und das in deiner Hand liegt, ist leicht für dich. Ergreifst du es, so will ich selbst ihn beschirmen vor den feindlichen Pfeilen; ich selbst will jede Kugel, die auf ihn sich richtet, nach einem andern Ziele lenken; er soll leben und siegen — — —"

"So nenne es," sagte Virginie ungeduldig.

"Werde mein Weib!" antwortete Kiyaschuta schnell und kurz: "sey mein Weib, dann allein kannst du ihn retten!"

Die Jungfrau hielt sich die Hand vor die Augen; sie vermochte es nicht, die grimmige höhnische Geberde des ihr sonst so theuren Jugendfreundes zu ertragen. Jetzt erst erwachte das Gefühl für den Jüngling ihres Blutes und ihrer Farbe mit desto gewaltiger Gluth in ihr, und die dunkle Farbe des Indianers war ihr zum Erstenmal widerwärtig, häßlich. Wenn sie sich dachte, daß sie an eines Wilden Seite, unter den braunen Weibern der Indianer ihr Leben verbringen sollte, so erfüllte sie dieser Gedanke, der sonst nie in ihr aufgekommen war, mit Entsetzen. Wie viel anders war doch das Leben, das Washington ihr am gestrigen Abend beim Spaziergang entworfen; wie viel anmuthiger waren doch seine Sitten, wenn sie die rauhe Einfachheit der Indianer entgegen hielt; und wie edel, wie gebildet war der Jüngling, der zum Erstenmale den Hang zum geselligen Leben in ihr erweckte! Der junge Offizier und der junge Wilde standen neben einander vor ihrer Seele, welches Weib hätte nur einen Augenblick über den Vorzug zweifeln können, den sie dem Einen vor dem Andern geben sollte?

Aber diese Betrachtungen währten dem eifersüchtigen Werber vor ihr zu lange; er stieß abermals mit dem Kolben seiner Flinte auf die Erde, daß die Jungfrau davon zusammenschrack, und als sie den Heftigen nun ansehen mußte, überlief es sie wie Grabesschauer. Wie ein Gott der Rache stand er da; es war nur zu gewiß, daß er die schrecklichen Drohungen gegen Washington erfüllen würde, und sie mußte für das Leben des Jünglings zittern, den sie bereits so heftig liebte, als sie fühlte, daß sie von ihm wieder geliebt werde. Sein Leben zu erkaufen, wäre ihr kein Opfer gewesen, selbst nicht das ihres eigenen Lebens. Aber sein Verlust und die Fesseln einer Verbindung, die sie stets an das erinnern würden, was sie verloren hatte, — wie konnte sie sich dazu entschließen?

„Kiyaschuta," sagte sie, „zu groß ist der Entschluß, den dein Zorn von mir fordert; wie kann ich ihn so schnell fassen; siehe die Sonne läßt dem Tag, der Mond gibt der Nacht eine Zeit zum Handeln, zum Ueberlegen: so gewähre mir nur so viel Zeit, wie Sonne und Mond dem Tag und der Nacht geben; dann wird der Fremdling fort seyn, dann kann ich ruhig überlegen, und es dir sagen, was ich thun kann zu deiner und meiner Zufriedenheit."

„Wohlan!" versetzte der Indianer, „ich will dir selbst die Zeit zum Nachdenken und zur List gewähren. Vielleicht suchst du gar mit dem Knaben zu entfliehen. Vor meinem Arme entflieht er aber nicht. Du weißt es am besten, ob es zwischen den Flüssen einen Mann gibt, der in Wald und Wiesen die Wege besser kennt, als ich. So überlege, bis die Sonne nochmals über die Alleghanyberge stieg, aber sey versichert, daß kein anderes Mittel ihn retten werde, als daß du mein Weib werdest. Ich gehe jetzt, denn dort kömmt das verhaßte Bleichgesicht."

(Fortsetzung folgt.)

Die Singvögel.

(Fortsetzung.)

„Mynheer Steefens?“ fragte Van Bracken erblassend; „ein Komponist, nicht wahr? ein großer, stattlicher, schöner Mann mit einem schwarzen Lockenhaar?“

„Groß ist er allerdings — aber was die Schönheit anlangt, jenun das ist Geschmacksache!“ meinte der Trödler; „wegen der Haare jedoch kann ich dem Herrn keine genaue Auskunft geben, sintemalen Mynheer Steefens Kopf heutzutage so kahl ist, wie ein elfenbeinener Stockknopf!“

„Hm, ja, 's ist wahr! 's ist wahr!“ brummte der Organist mit schmerzlicher Miene vor sich hin; „er ist inzwischen alt geworden gleich mir!“

„Gegenwärtig ist er der gefährlichste Bewerber bei den Preissingen der verschiedenen Singvögel-Vereine,“ fuhr der Trödler fort. „So viel ist gewiß, daß es ihm in der Dressur der Kanarienvögel Keiner zuvorthut. Er wird auch heuer wieder alle Preise gewinnen!“

„Das wollen wir doch sehen!“ rief der alte Musiker und fuchtelte mit seinem Stock in der Luft; „mit diesen Vögeln da soll er wenigstens Nichts gewinnen, denn ich kaufe sie.“

„Will der Herr auch mit konkurriren?“

„Das ist meine Sache . . . Habt Ihr einen zur Hand, der mir den Käfig heimtragen kann, so gebt mir ihn mit und ich schicke Euch sogleich die zwanzig Dukaten!“ — Sechs Monate später waren Fenster und Wände in dem Häuslein des alten Organisten buchstäblich mit Käfigen von aller Größe behangen. Die Singvögel des wackeren Van Braken hatten die drei ersten Preise bei den Wettsingen in Lüttich, Gent und Mecheln errungen, zu welchen Mynheer Steefens keine Konkurrenten geschickt hatte. Aber gleichwohl schlief der Organist nicht auf seinen Lorbeeren ein, denn der Wettkampf sollte bald von Neuem in Brüssel eröffnet werden und dort war das Zusammentreffen entscheidend. Mit Tagesanbruch weckte das Spinett die kleinen Sänger des alten Organisten, und nun gab es bis zum Abend ein betäubendes Konzert, eine wahre Sündfluth von Trillern, Fiorituren, Läufen und Gezwitscher.

Eines Morgens als Van Braken vor seinem Spinett saß, und seinen Vögeln ihre Weisen auf dem Instrument vorspielte, erscholl eine weiche Frauenstimme wenige Schritte von ihm entfernt, und übertönte den Gesang der Vögel. Ein frohes Lächeln flog über die Züge des Organisten hin, und er spielte immer weiter. Die Frauenstimme traf mit einer wunderbaren Genauigkeit und Reinheit alle Noten, welche der Musiker auf dem Spinett anschlug.

Van Braken stürzte an das offene Fenster und sah ein junges Mädchen, in einen zerlöcherten und geflickten Mantel gehüllt, auf der hölzernen Bank vor dem Fenster sitzen. Das blonde Köpfchen des Mädchens war gegen die Mauer gelehnt und gleichsam in das Epheu und die Jerichorosen eingerahmt, welche sich um die Mauersteine rankten.

Der Organist betrachtete eine Weille das Bettelkind, dessen Züge trotz der Spuren von Elend und Leiden einen wunderbaren Ausdruck von Sanftmuth und Ergebung zeigten, und klopfte ihm dann auf die Schultern und fragte: „Hast Du vorhin hier gesungen, mein Kind?“

Die Bettlerin bebte zusammen und stand auf: „Ja, Mynheer, ich war es; aber wenn es Euch lästig ist, will ich nicht mehr singen!“ versetzte sie und schlug ihr Auge mit einem seltsam starren Blick zu Van Braken auf.

„Das soll damit nicht gesagt seyn, liebe Kleine; — im Gegentheile. Und zum Beweis dafür gebe ich Dir einen Franken für das Vergnügen, das Du mir gemacht hast,“ sagte Van Braken, holte das genannte Geldstück aus der Tasche und drückte es dem Bettelkinde in die Hand.

Das Mädchen streckte seine Hand in die Luft hinaus ohne die Hand des Organisten treffen zu können.

„Ach Gott, das arme Kind ist blind!“ rief der Organist tief gerrührt.

„Ja, seit zwei Jahren bin ich blind,“ erwiderte die kleine Sängerin wehmüthig. „Ich komme oft hieher und setze mich auf diese Bank, um Eure Vögel singen zu hören. Wenn die Sonne scheint und Ihr sie hier an das Fenster setzet, so trete ich herzu und plaudre mit ihnen, und sie kennen mich alle wohl, denn sie geben mir Antwort. Ach, ich möchte sie wohl auch einmal sehen, denn sie müssen recht hübsch seyn!“

Eine trübe Wolke zog über des Organisten Stirne hin, denn die eigenthümliche Aehnlichkeit zwischen der kleinen Bettlerin und seinen Singvögeln, die ja auch blind waren, schnürte ihm das Herz zusammen; einige Minuten lang blieb er in tiefes Nachdenken versunken, dann fragte er die Blinde wohlwollend: „Wie heißt Du denn, liebes Kind?“

„Andrine, mein Herr!“

„Und Deine Familie? wo ist sie? was treibt sie?“ — —

„Ach, ich habe keine Familie mehr, mein Herr! Meine Mutter ist vor drei Jahre hier im städtischen Spital gestorben.“

„Ach so! war sie von hier gebürtig?“

„Nicht doch, mein Herr, sie war aus Wien.“

„Aus Wien?“ wiederholte Van Braken gerührt.

„Ja, mein Herr; sie soll früher eine große Künstlerin gewesen seyn, wie mir die Leute seither gesagt haben, denn sie hat niemals mit mir darüber gesprochen. Sie ist vom Theater weggegangen, um einem jungen Manne zu folgen, den sie liebte, einem Musiker, der sie in Italien elender Weise verlassen hat.“ — —

„Hieß er nicht Steefens? . . . Und Du bist also die Tochter jenes Mannes?“ fragte Van Braken lebhaft.

Das Mädchen senkte traurig den Kopf und verneinte die Frage durch ein Kopfschütteln.

„Und wie heißt Deine Mutter, mein Kind?“ forschte der Organist weiter.

„Sie nannte sich Franzia, — Agathe Franzia, mein Herr!“

Ein schmerzlicher Schrei entfuhr den Lippen des Alten und er bebte zusammen wie von einer Kugel getroffen. — „Franzia! O die arme, arme Frau!“ rief er schluchzend; „und Du bist ihr Kind, Du? Und mußt Dein Brod betteln? . . . O komm', mein Kind, komm'!“ Damit schwang er sich über den Fenstersims und bemächtigte sich der Hand der Blinden.

Andrine zauderte, aber der alte Mann bat sie so freundlich, mit solch' ergreifendem Tone, daß sie sich bewegen ließ, ihm zu folgen und sich neben ihn zu setzen.

„So habt Ihr wohl meine Mutter gekannt, Mynheer?“

„Freilich, freilich,“ erwiderte Van Braken; „ich war ihr bester Freund in Wien; aber das ist allerdings schon sehr lange her, — ich werde Dir Dieß später erzählen, denn darum handelt es sich zunächst nicht. Du sollst mich nun nicht mehr verlassen, Andrine, denn ich habe hier eine Beschäftigung für Dich gefunden!“

„Für mich, mein Herr? Aber denken Sie doch an meinen hülflosen Zustand!“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Vor einigen Tagen ereignete sich auf der Eisenbahn zwischen Harburg und Lüneburg, nahe bei dem Kloster Lüne, Folgendes: Der eigentliche Bahnwärter hatte sich entfernt und dem Interimswärter seinen Posten übergeben, ohne vorher die Weiche, welche sich bei seiner Bude befindet und die er zu beaufsichtigen hat, richtig gestellt zu haben. Dem Stellvertreter kommt es eben so wenig in den Sinn, die Bahn noch einmal vorher anzusehen, und als der Zug, glücklicherweise war es ein Güterzug, nun ankommt, da erinnert sich der Bahnwärter, welcher in der Nähe auf seinem Acker arbeitet, seiner Unterlassungssünde, und daß der Zug, so wie die Weiche eben steht, von den Schienen herunterlaufen und in den ziemlich tiefen Graben stürzen muß. Er läuft also aus allen Kräften an die Bahn hinan und sucht den Lokomotivführer durch freie Handtelegraphie von der bevorstehenden Gefahr in Kenntniß zu setzen und zum Anhalten zu bringen. Der Lokomotivführer versteht endlich auch seine Mittheilungen, aber leider etwas zu spät, denn als er die Bremsen mit aller Gewalt anlegte, um den Zug, welcher inzwischen bereits dicht vor der bezeichneten Stelle angelangt ist, zum Stehen zu bringen, gelingt dieß nur nicht, sondern die Maschine selbst nimmt (wie einige behaupten, ist der Dampfkessel gesprungen) und fährt mit dem nachdrückenden Zug von den Schienen herunter dem ziemlich tiefen Graben zu. Jetzt springt der Lokomotivführer herunter, fällt aber so unglücklich nieder, daß der Zug ihm noch über beide Füße geht und sie natürlich vom Leibe trennt. Kurze Zeit darauf starb der Mann. Der Heizer, welcher ebenfalls heruntersprang, kam mit einer geringen Quetschung am Kopf davon. Der Zug stürzte darauf den Abhang hinunter und der größte Theil der Güterwagen zerschmetterte mit solcher Gewalt, daß der Inhalt weit und breit auf dem Felde umhergestreut wurde. Die Lokomotive war so tief in die Erde gefahren, daß sie an Ort und Stelle auseinandergenommen werden mußte, um sie nur wieder herausnehmen zu können. — Nicht lange vorher war auf der andern Seite von Lüneburg, auf der Strecke von Uelzen nach Celle, ebenfalls ein schrecklicher Unfall vorgekommen. Ein Arbeiter war nämlich kurz vor Abgang des Zuges beschäftigt, die Wagen aneinander zu hängen. Unglücklicherweise faßt der eine Haken ihm hinten die Kleidung und zwar grade in dem Augenblick, als der Zug schon fortgeht. Er sucht sich in die Höhe zu heben, wie entfernt stehende Personen gesehen haben, um auf diese Weise frei zu kommen, allein der Zug geht immer schneller und schneller, übertäubt das Geschrei des Unglücklichen und schleift ihn endlich in solchem Grade, daß man die einzelnen Glieder auf der ganzen Station hat zusammensuchen müssen.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.

Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 179 Samstag, 28. Juli **1855.**

Virginia oder Liebe und Opfer.

(Fortsetzung.)

7.

Virginia hatte sich noch nicht von der Betäubung erholt, mit welcher die ungestüme und drohende Forderung des Indianers sie erfüllte, als Washington aus dem Hause trat. Mit mehr Sorgfalt als sonst hatte er seinen Anzug, so gut dieser es zuließ, geordnet, und durch die Ruhe der Nacht war die Frische seiner Jugend und Gesundheit noch erhöht worden; mit einem so frohen und leichten Herzen, wie Liebe, Muth und Aussicht auf Ruhm und Glück es nur machen können, trat er in die wonneathmende Luft des Frühlings, und sein Herz wallte vor Entzücken, als er nun die Jungfrau vor sich stehen sah, die Göttin in dem Elisium, in welchem er so gerne weilte.

„Virginia!" rief er im Uebermaße seiner Freude, und eilte auf die Liebliche zu, die noch zitterte vor den Drohungen, welche Kiyaschuta gegen sie ausgestoßen. Sie antwortete ihm nicht; sie stand als sey sie ganz in Gedanken verloren. Washington aber ergriff ihre Hand und führte sie an seine Lippen, um einen glühenden Kuß darauf zu drücken.

Kiyaschuta hatte sich am Ende des Steigs hinter einem der Stämme verborgen, welche den natürlichen Tempel über dem Grabe von Virginiens Eltern bildeten. Als er sah, daß der fremde Offizier die Hand des von ihm bis zur Raserei geliebten Mädchens ergriff, zog er unwillkührlich seine Flinte an, und hob sie zur Schußhöhe empor.

Unterdeß entzog die Jungfrau ihre Hand dem Jüngling, indem sie mit einer wundersam lieblichen Mischung von Furcht und Verworrenheit lispelte: „Sir Washington, was beginnt Ihr?"

„Was ich beginne, Virginia? sollte ich mich geirrt haben? nein! ich habe mich nicht geirrt! Deine Augen redeten mir Wahrheit, sie zeugten, daß mein Wort wohltönt in deinen Ohren, daß meine Wünsche den deinigen begegnen! O wie schön, wie lieblich ist doch meine Virginia!"

Mit diesen Worten wollte der Jüngling seinen rechten Arm um ihre Taille schlingen: sie wich ein wenig zurück, aber sein Arm faßte sie dennoch.

Die Flinte Kiyaschuta's hob sich etwas höher empor; seine Hand zitterte krampfhaft; seine Lippen bebten, und es wollten die Augäpfel ihre Höhle verlassen.

Virginia aber entwand sich rasch den sie umschlingenden Armen. „Ich bitte Euch, Sir," rief sie mit ängstlicher Stimme, „laßt das! Ihr wißt nicht, was Ihr thut! Laßt mich los, Sir! Kommt mit zu meinem Großvater!"

„Wie?" rief der entflammte Jüngling, „haßt Virginia meine Berührung? war ihre Sorge für meine Thaten nichts, als ein Spiel? war ihr Lächeln Täuschung? Nein! Nein! Virginia ist ganz Wahrheit, aber sie will auch wissen, ob ich Ernst, ob ich Scherz treibe. O, wer könnte im Anblick deiner Huld und Schönheit mit seinen Gefühlen scherzen. Virginia, sagen Sie mir ein Wort, zürnen sie meinen Werbungen? zürnen Sie meiner Liebe, meiner unbegränzten Liebe zu Ihrer Holdseligkeit?"

„Ich zürne nicht, Sir," — — stotterte die von banger Furcht gefolterte Jungfrau, deren Herz sich eben einem Gefühle so ganz erschlossen hatte, einem Gefühl, das so schön war, das sie früher nie gekannt, und das sie jetzt so unnatürlich verläugnen sollte.

„Du zürnst nicht?" fragte Washington. „O, das ist Alles, was ich wissen will, Geliebteste meiner Seele! Was geht mich die Welt rings um mich her an, wenn du mir nicht zürnst, wenn du es erlaubst, daß ich dir sagen darf, daß ich in all' den Städten und in all' den stolzen Gesellschaften, in welchen ich war, noch nie ein Wesen sah, das an Grazie und Anmuth mit dir wetteifern dürfte. O, Virginia, wenn mein Auftrag in diesen Wäldern zu Ende ist, dann hole ich dich ab und deinen Großvater, und in meinem Vaterlande, da sollst du an meiner Seite leben, mein Glück und mein Stolz, und alle Freuden, welche du nur aus der Schilderung kennst, die ich dir gestern entwarf, sollst du genießen im vollsten Maße. Wie? du schüttelst dein Engelshaupt? deine Mienen vernei-

nen mir es schmerzlich? Du winkst mit der Hand Versagung? O, sprechen Sie, meine theuerste Virginia? wie soll ich dieses Betragen verstehen?"

„Sir Washington," sagte Virginia, und die Thränen entstürzten dem Auge, das sie vergeblich zurückzuhalten versucht hatte, „Sir, Ihr erkennt mein Gefühl nicht ganz, wenn ich Euch sagen muß, daß meine Wünsche nicht mit meinem Willen übereinstimmen. Aber ich weiß, daß Ihr ein edler Mann seyd und mich nicht falsch beurtheilt, wenn ich Euch bitte, daß Ihr, so schnell es Euch nur immer möglich ist, diesen Ort verlasset, Eure Widersacher aufsucht und besiegt. So schnell, Sir wie Ihr es immer zu thun vermögt; ich bitte Euch darum, so wahr Eure Worte sind!"

„Ha!" rief der Jüngling, „wie soll ich das mir erklären? — hatte wohl Jemand Ihr Herz, o, meine Virginia, bevor ich das Glück Ihres Anblickes genoß? waren Sie schon versagt?"

„Nein, nein!" sagte die Jungfrau schnell, „ich sah Niemand vor Euch, Sir, den ich — — —"

Liebte!" wollen Sie sagen! O, sprechen Sie es aus und beseligen Sie mich mit diesem Worte! Ich darf es stolz sagen, Virginia, ich bin dessen würdig und Ihr Vertrauen soll nicht einen Augenblick von mir hintergangen werden."

„Ich weiß, ich weiß!" rief Virginia, aber umsonst, Sir! ich will es Ihnen gestehen, daß Sie mir nicht gleichgültig sind, daß ich für Sie fühle, für Sie bete, für sie zittere. O, Washington, eben deßhalb bitte ich Sie, eilen Sie von hier, denn jede Stunde Ihres Aufenthaltes bringt Ihnen, bringt mir Gefahr."

„Ich will gehen!" versetzte Washington; „ich will so schnell, so weit gehen, mein himmlisches Mädchen, wie du es begehrst. Aber erst sollst du mir sagen, ob ich dich holen darf, ob du mir folgen willst als mein Weib, als meine Lebensgefährtin?"

„Sir," antwortete die Jungfrau, nur mit äußerster Kraftanstrengung die Gluth ihrer Empfindungen unterdrückend, und die Rechte vor die Augen haltend; „Sir, wenn Ihr den Kampf in diesen Wäldern vollendet habt, so will ich Euch Antwort geben auf diese Frage — "

„O nein, jetzt! jetzt!" rief der jugendliche Offizier, dichter vor die von so widerstrebenden Gefühlen durchströmte Jungfrau hintretend, und ihre Hand abermals ergreifend. „Jetzt, jetzt! damit der Gedanke an dich mich belebe in den Gefahren, die mich umringen; damit dein Bild vor mir herschwebe im Sturm der Schlacht; damit deine Gestalt wie ein Stern mir leuchte durch die dunkeln Wälder und durch die unwegsamen Schluchten. O, meine Virginia, gewähre mir meine Bitte, wenn du sie mir einstmals gewähren willst; oder verweigere sie mir, damit ich mich hineinstürzen möge in die Schlacht, und der ersten Kugel meine Brust darbiete; denn ohne dich ist das Grab besser als eine Welt voll Ruhm und Glück. Antworte mir jetzt auf meine Bitte!"

„Unmöglich! unmöglich!" sagte Virginia. „Es sey Euch genug, daß ich Euch sage, ich will Euch mein Gefühl gestehen! O, Sir Washington, Ihr fordert von mir Gewährung einer Bitte, ehe Ihr die meine zu erfüllen geneigt seyd, und doch sagte ich Ihnen, daß Ihr Verziehen Gefahr bringt. Laßt mich jetzt, Sir; könntet Ihr einen Blick thun in mein Herz, o, Ihr würdet es nicht so bestürmen, denn Ihr seyd so edel und großherzig; Sir, laßt uns jetzt zu meinem Großvater gehen, denn mir ist seine Gegenwart für die letzten Augenblicke, die wir noch zusammen seyn werden, nöthig, —"

Die hervorbrechenden Thränen unterbrachen auf's Neue die Rede der Jungfrau, die ihr Angesicht abwandte und forteilen wollte.

Georg Washington hielt sie zurück, und kniete in dem Uebermaße seines Gefühles vor sie hin, sie nochmals beschwörend, und ihre Hand mit seinen Küssen bedeckend.

Kiyaschuta legte den Flintenkolben gegen seine Schulterhöhlung; der Finger faßte den Drücker des Schlosses; sein Arm zitterte aber so heftig, daß er die Richtung nicht halten konnte! die Gluth der Eifersucht erhitzte sein Blut so heftig, daß alle Ruhe aus den Adern verschwunden war. Endlich hatte er die Richtung, da trat Virginia aber zwischen den Offizier und seine Flintenmündung.

Virginia riß sich jetzt von Washington los, und eilte ins Haus; diese plötzliche Bewegung brachte den Indianer von seinem Plan, den Fremdling sogleich niederzustrecken, zurück. Washington aber erreichte die Jungfrau noch in der Hausthüre. Mit glühender Gewalt schloß er sie in seine Arme und drückte auf ihre rosige Lippe den Kuß seiner ersten, seiner unaussprechlichen Liebe. Ueberwältigt von den süßen Empfindungen ihres Herzens sank sie ihm in die Arme und vergoß von Neuem einen Strom von Thränen.

Unter Schluchzen und Weinen wiederholte sie hier noch einmal die Bitte: er möge so schnell als möglich von hinnen eilen, sofern seine Liebe eine wahrhafte sey. Zwar noch immer im Dunkeln über eine den Gefühlen der Neigung so widersprechende Forderung, gab er dennoch das Versprechen, alsobald fortzugehen.

Eine Stunde später hatte er sein Versprechen erfüllt. Virginia verbarg sich, nachdem er fort war, erst eine Zeit lang auf ihrer Kammer; dann eilte sie auf ihrer Eltern Grab und schüttete ihre Klage an dem Hügel der nie gekannten Mutter aus. Der Greis setzte sich neben sie; er suchte sie

zu trösten; er schickte nach Kiyaschuta, um durch sein Ansehen, durch sein Wort auf sie zu wirken. Aber Kiyaschuta war nirgends zu finden.

Unterdeß war Washington mit seinen Gefährten auf dem Rückwege zu seinen Kompagnien. Der Greis hatte ihm einen andern, der Gegend vollkommen kundigen Schwanesen-Indianer zum Wegweiser mitgegeben. Dieser führte ihn auf einem zwar rauheren, aber kürzeren Pfad zu den Seinigen zurück, die den jugendlichen Anführer, um dessen Schicksal sie sehr besorgt gewesen, jubelnd empfingen. Washington aber, des Versprechens eingedenk, das er Virginia gegeben hatte, machte alsbald Anstalt, gegen den Trupp Franzosen aufzubrechen, der ihn aufzuheben ausgesandt war.

(Fortsetzung folgt)

Die Singvögel.

(Fortsetzung.)

„Thut nichts — ich kann Dich dennoch brauchen! Du liebst meine kleinen Singvögel, liebes Kind, und Du sollst ihnen nun abwarten, sollst mit ihnen singen, und da sie Dich schon kennen, so werden sie Dir bald ebenfalls gehorchen wie mir. Das Häuschen ist nicht groß, und mi jenem zweiten Gesicht in Deinem Tastsinn, den der liebe Gott den armen Blinden gegeben hat, wirst Du Dich bald mit meinem kleinen Hausgeräthe bekannt gemacht haben. Auch sollst Du mir keine Magd seyn, sondern eine Gefährtin, eine Freundin. — Du antwortest mir nicht? . . . . Aha, ich verstehe! Du hast auch jenes Mißtrauen, das mit Deinem leidigen Zustand verbunden ist, und Du fürchtest Dich vor mir. Wohlan denn, so laß Deine hellsehenden Hände auf meiner Stirn und meinen Händen die Zeichen des Alters lesen, und Du wirst dann mehr Vertrauen in die Worte des alten Van Braken setzen!“

„Van Braken?“ rief Andrine und drückte dem Organisten die Hand; „Ihr seyd Van Braken? O, nun zaudre ich nicht mehr, denn ich weiß, daß Ihr gut seyd und man Euch vertrauen darf!“

„Woher weißt Du denn das?“ fragte der alte Musikant zögernd; „hat denn Deine Mutter Dir von mir erzählt?“

„Ei freilich — sehr oft.“

„Und was sagte sie denn?“

„Sie erzählte mir, daß sie Euch viel Kummer verursacht habe,“ erwiderte Andrine mit bewegter Stimme, „und daß Ihr ein großer berühmter Künstler geworden seyn würdet, wenn sie gewollt hätte!“

Van Braken fuhr sich mit der Hand über die Augen, um eine Thräne abzuwischen, und erwiderte dann mit einer erzwungenen Fröhlichkeit: „Ei geh' doch — das Alles ist schon lange her!“

Von diesem Tage an blieb Andrine bei dem alten Organisten, der von ihrem Verstand nicht zuviel erwartet hatte. Nach Monatsfrist wußte das Mädchen im Hause merkwürdig gut Bescheid, und ging darin überall frei und sicher umher. Die Freundschaft und Dankbarkeit, die sie gegen den Alten an den Tag legte, die Sorgfalt, womit sie sich der Abwartung ihrer kleinen Unglücksgefährten widmete, gewannen ihr endlich das Herz des Greises, welcher sie liebgewann wie ein eigenes Kind.

Eines Tages war Van Braken so eben ausgegangen, um seinen Chronometer ausbessern zu lassen, als ein junger Mann sich in seiner Wohnung einfand und ihn zu sprechen verlangte. Andrine führte den Fremden in das Zimmer des Musikers und bat ihn, hier die Rückkehr des Hausherrn zu erwarten. Als nach einer Viertelstunde der Organist heimkehrte, ging ihm Andrine, die ihn schon am Tritt erkannte, entgegen und sagte ihm: „Es ist Jemand drinnen, Mynheer, der Sie erwartet.“

„Das ist doch sonderbar,“ meinte Van Braken und rieb sich die Stirne; „ich kenne ja hier Niemanden; wer zum Henker mag denn das seyn?“

Der Musiker drückte auf die Thürklinke seiner Stube, und prallte dann erschrocken zurück, halb erstickt durch einen gewaltigen Tabacksqualm.

„Friedrich!“ rief er.

„Lieber Oheim Van Braken!“ rief der junge Mann und fiel dem Alten um den Hals.

„Guten Tag, lieber Junge! sey mir willkommen!“ rief der Organist und umarmte den stämmigen Neffen. „Aber nun ich Dich begrüßt habe, laß mich schnell Thüren und Fenster öffnen, sonst erstickt mir Dein verwünschter Tabackrauch meine Vögel. Andrine! . . . Andrine! schnell, mein Kind, trage mir meine besten Schläger hinaus; und Du, mein Neffe, thu mir den Gefallen und wirf mir die abscheuliche Pfeife hinweg!“

Andrine kam auf den Ruf des Alten herbeigelaufen und beeilte sich, seine Befehle zu vollziehen.

„Komm', hilf Du uns ebenfalls!“ sagte Van Braken zu seinem Neffen und klopfte ihm auf die Schulter.

„Recht gerne, Onkelchen!“ sagte Friedrich und sprang leicht auf einen Stuhl, um einen Käfig herunterzunehmen, der gerade in der Höhe des Gesimses hing.

„Halt! nimm Dich in Acht, Friedrich! laß mir doch ja den Käfig nicht fallen!“ rief der Alte und hob die gefalteten Hände zu ihm auf, — „es ist der Käfig von Fanfare.“

„Wer ist denn dieser Fanfare.“

„Fanfare? Jenun, das ist mein bester Schläger — ein Kanarienvogel, der sein Liedchen fünfzehn Male in der Minute wiederholt!“

„Ein sauberer Vogel, dieser Fanfare!“ rief Friedrich lachend; „er ist ja ganz gerupft und blind — zwei Häßlichkeiten für eine!“

Der armen Andrine entfuhr unwillkürlich ein tiefer Seufzer.

„Ungeschickter! Tolpatsch!“ rief Van Braken unwillig, entriß seinem Neffen den Käfig und übergab ihn dem jungen Mädchen. — „Komm' mein Kind,“ sagte er sanft zu Andr.nen. „Fanfare hat diese Woche schon viel arbeiten müssen, und hat Ruhe nothwendig; bring' ihn aufs Land!“

Hier müssen wir beiläufig zur Orientirung unserer Leser bemerken, daß dieß bei dem alten Organisten so viel hieß als: hänge den Käfig einfach vor das Fenster des Dachbodens.

„Aber sagt mir nur, Oheim, warum Ihr mich vorhin einen Tolpatsch genannt habt?“ fragte Friedrich etwas betroffen, als er mit dem Alten allein war. —

„Weil Du meiner kleinen Andrine einen wahren Stich in's Herz gegeben hast!“

„Ich? Womit denn? fragte Friedrich noch betroffener.

„Hast Du denn nicht bemerkt, daß das arme Kind blind ist?“

„Blind? Nun, alsdann habt Ihr mich freilich mit vollem Recht ungeschickt genannt,“ erwiderte der junge Mann; „meine Bemerkung muß dem unglücklichen Kinde sehr weh gethan haben!“

„Jenun, laß es beruhen; wir wollen nicht weiter davon reden .... Was führt Dich denn eigentlich hieher nach Antwerpen?“

„Ich wollte Euch meinen Besuch machen, Onkelchen, und Euch eine frohe Kunde mittheilen. Ich bin nämlich Doctor medicinae geworden, und wollte, ehe ich mich in Brüssel niederlasse, noch ein paar Tage bei Ihnen hier verbringen!“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus Dresden vom 12. Juli wird geschrieben: „Gestern ereignete sich auf dem Theaterplatze hierselbst vor dem Hotel Bellevue folgender komischer Vorgang: Ein „Engländer auf Reisen“, dem das gedachte, beim Reise-Publikum sehr beliebte Hotel auswärts empfohlen worden war, kam Vormittags 10 Uhr unmittelbar vom Leipziger Bahnhofe bei demselben vorgefahren und verlangte ein Zimmer mit Salon in der ersten Etage. Auf die Bemerkung des Besitzers, daß die ganze Zimmerreihe des ersten Stockes zur Zeit noch vom Fürsten Woronzow eingenommen sey, dieser aber Nachmittags 3 Uhr nach Berlin abreisen werde, wo dann die gewünschten Appartements zur Verfügung stehen sollten, erklärte der Sohn Albions ganz gentlemanlike, daß er nicht erst in einem anderen Zimmer abtreten werde, sondern bis zu Woronzow's Abreise in dem Wagen zu verbleiben gedenke. Vergebens bemerkte man ihm, daß bis dahin noch etwa 6 Stunden verfließen würden. „Thut nichts“, erwiderte der edle Britte und begann in dem offenen Wagen auf dem Platze vor dem Hotel sich möglich bequem einzurichten. Ein Reisehandbuch und ein zahlreiches Straßen-Publikum schienen ihm die Zeit zu vertreiben, und eine Tasse Bouillon reichte hin, bis Nachmittags 3 Uhr seine Lebensgeister frisch zu halten. Zu dieser Stunde verließ nämlich Fürst Worozow das Hotel Bellevue, wo er mit seiner Gemahlin fast neun Monate lang die schönsten Appartements eingenommen hatte, und der geduldig harrende Lord zog befriedigt durch dessen Pforte als erster neuer Gast in das Prachtgemach der Bel-Etage ein.“

Der Ausschuß des Komites zur Sicherung der Gehalte der abgesetzten Kieler Professoren zu Göttingen veröffentlicht den Bericht über das Rechnungsjahr vom 1. Juli 1854 bis Ende Juni 1855. Die Einnahmen sind, da mehrere Universitäten (Basel, Bern, Freiburg, Würzburg) ein zweites Jahr gar nicht bezahlt haben, etwas hinter der Erwartung zurückgeblieben. Es sind nämlich eingegangen 1763 Thaler 19 gGr. an Gold, 4096 Thlr. $22\frac{7}{12}$ gGr. Kourant. Die Ausgabe hat in den einzelnen Quartalen fortwährend abgenommen, da die Mehrzahl der bisher noch nicht wieder angestellten Professoren im Laufe des Jahres eine neue Stellung gewann. Sie betrug zusammen 2583 Thlr. $13\frac{11}{12}$ gGr. Kour. Es bleiben also in Kasse 1763 Thlr. 19 gGr. Gold, 1473 Thlr. $8\frac{2}{3}$ gGr. Kour. Zu zahlen ist jetzt aber nur die Besoldung des Hrn. Prof. Meyn, die durch diese Summen noch über drei Jahre gedeckt ist, eine Zeit, die hoffentlich nicht verstreichen wird, ohne daß auch für ihn sich eine günstigere Wendung des Geschickes ergeben hat.

Ein Augsburger Blatt läßt sich in Betreff der neuen Eisenbahntariferhöhung Folgendes schreiben: „Von der Sinkel, 21. Juli. Gestern sahen wir den ersten Botenwagen, hochbefrachtet, die alte Hochstraße entlang sechsspännig vorüberziehen. Alles jubelte und begrüßte den lieben Gast mit freudigen Hurrahs und dem endlosen Rufe: Vivat hoch der Eisenbahntarif.“

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei **Lisette Wailandt** in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 180 Montag, 30. Juli 1855.

Virginia oder Liebe und Opfer.

(Fortsetzung.)

8.

Es war ihm gelungen, in einer dunkeln Nacht die Franzosen in ihrem Bivouak einige Meilen vom Forts du Quesne zu umzingeln. Sie waren gegen dreißig Mann stark; alle mußten sich ergeben, bis auf den Kapitän derselben, Herr Jumonville, welcher durch ein Versehen erschossen ward, und bis auf einen einzigen Entwichenen, der die Nachricht von diesem Unfall nach dem Forts du Quesne brachte.

Washington führte seine Gefangenen nach der Festung, die er auf den großen Wiesen aus Noth hatte zu bauen anfangen lassen; von dort sandte er sie nach dem Forts Cumberland, und beauftragte den eskortirenden Offizier zugleich mit dem dringendsten Gesuch um Verstärkung und Munition. Bald hernach, als er dahin zurückgekehrt war, stieß der übrige Theil des Regiments und eine Bande befreundeter Indianer zu seinen beiden virginischen Kompagnien. Der Oberst des Regiments, Sir Frye, war auf dem Zuge gestorben, und der Oberst Washington war an der Reihe, das Regiment zu übernehmen. Aber die englischen Offiziere, namentlich die älteren Stabsoffiziere, weigerten sich, unter einem amerikanischen Offizier zu dienen, wozu seine große Jugend gewiß nicht wenig beitrug.

Washington, den dieser Nationalhochmuth schon längst erbittert hatte, erklärte, daß er sofort seine Entlassung nehmen würde, wenn seine Nation irgend einer in der Welt nachstehen solle. Dieses wirkte, denn es fand sich keiner unter den Offizieren, der das Regiment in diesen unbekannten und zum Theil undurchdringlichen Wäldern und Prairien zu leiten wagte, und widerstrebend gehorchten sie einem Jünglinge, dessen Muth, Charakter und Kenntnisse sie ehren mußten. Dennoch war sein Einfluß während des Marsches gegen das Forts du Quesne auf sie nicht der Art, daß er ein heilsames Zusammenwirken damit hätte erzielen können, und der Stab war mehr oder minder von Unordnung aufgelöst zu werden bedroht. Da brachte ein junger indianischer Bote einen Brief an Washington, der eine dringende Gefahr meldete, und alsbald schlossen sie sich willig und gehorsam seinem Befehle an.

Dieser Brief an den Oberst Washington enthielt Folgendes:

„Sir Washington!

Eure Feinde ziehen vom Forts du Quesne gegen Euch herab, in einer Zahl, welche die Indianer mit derjenigen der Tauben im Walde vergleichen. Die Euch feindlichen Stämme sind mit ihnen, und Ihr mögt Euch auf eine große Gefahr bereit halten, wenn Ihr nicht vorzieht, dem mehr als dreimal stärkern Feinde vorläufig das Feld zu räumen. Die Erbitterung der Indianer, die bei ihm sind, ist auf das Höchste gestiegen, und sie kennen die Gegend besser als die Irokesen, die Euch unterstützen. Die Lenni-Lennape's dürsten nach Rache wider die Irokesen, und sie werden dieselbe befriedigen. Durch sie kennt der Feind Eure Hülfsmittel, Eure Absichten, Eure Stellung so genau, daß sie sogar wissen, wie Eure Soldaten sich nur von dem Fleisch des Wildes nähren.

Sir, eine ganz eigenthümliche Gefahr drohet Euch besonders. Die Pfeile und Flinten der vorzüglichsten Schützen unter den Lenni-Lennape's sind auf Euch gerichtet; nur eine göttliche Hand könnte Euch davor beschirmen. Kiyaschuta, mit Schmerz, mit dem tiefen Kummer einer Schwester, die ihren Bruder verlor, melde ich es Euch, Kiyaschuta hat alle Augen der Feinde auf Euch gerichtet. Ich zittere für Euch, Sir, und wenn ein Opfer Euch retten kann, so wird es die süßeste Handlung meines kurzen Daseyns seyn, dieß Opfer darzubringen. Versucht nicht die Art desselben zu errathen oder zu erforschen, Sir! und wenn Ihr dasselbe errathen zu haben glauben solltet, versucht nicht, es zu verhindern. Ihr würdet mich gränzenlos elend machen.

Und doch, Sir, wollte ich, es gefiele der Vorsehung, dieß Opfer von mir abzuwenden; denn edler Mann, ich darf es dir gestehen, daß du mein Herz mit Gefühlen erfüllt hast, die ich zuvor nie gekannt habe. Ja, ich liebe dich so unendlich, wie

ich noch nie geliebet habe auf Erden! Ich will es dir gestehen, daß nichts mich so unaussprechlich mit Seligkeit erfüllt hat, wie das Geständniß deiner Liebe, das ich längst in deinen Blicken las, ehe dein Mund mir es zurief. O, warum mußte der Anfang meiner Seligkeit zugleich der Anfang der größten Seelenqual für mich werden! Warum mußte ich, kaum zu leben beginnend, aus einer Schale trinken die größte Wonne und die bitterste Verzweiflung? warum mußte ich dich nur sehen, um dich auf immer zu verlieren? —

Ich könnte sagen, du vermöchtest durch einen schnellen Rückzug vielleicht die Nothwendigkeit dieses Verlustes, den Schmerz des Opfers mir zu ersparen! Vielleicht aber gelingt auch dieser Schritt nicht, und in keinem Falle möchte ich, du brächtest deine Pflicht meiner Liebe zum Opfer. Ach! die Pfeile, die dich nicht treffen, würden sie sich doch gegen mich wenden, und freudig wollte ich sterben, wüßte ich, ich stürbe als deine Retterin!

Genug davon! die Thränen benetzen den Brief so sehr, daß ich nicht weiter schreiben kann! Laß diese Thränen an deiner Brust aufbewahrt bleiben, mein edler, mein verlorner Geliebter! Laß sie dir Zeugen seyn meiner Liebe; und willst du diese ehren, jene mindern, o, so versuche nicht, meine Absicht zu verhindern, denn ein solcher Versuch würde für dich, für mich leicht das allergrößeste Unglück zur Folge haben; wohingegen mich auch das schmerzlichste Opfer bedingungsweise so glücklich machen könnte, als ich ohne dich werden kann.

Leb' wohl! Leb' wohl! Ich küsse dein Bild, das mir vor der Seele schwebt! Ich werde es umfangen so lange ich lebe, denn ich bleibe, wo ich auch seyn mag, ewig deine Virginia."

P. S. Ich bitte dich noch, den Burschen, der dir den Brief bringt, in dein Gefolge aufzunehmen. Es ist ein Chippeway-Indianer, der die Sprache der Irokesen nicht versteht, und den sie daher leicht mißhandeln könnten. Redest du im Dialekt der Lenni-Lennape's zu ihm, wird er dich schon verstehen, wenn er dir auch nicht gut antworten kann. Doch kennt er gut die Wege in den Wiesen und Wäldern."

Wir versuchen es nicht, die Empfindungen zu schildern, welche das Herz des jungen Obersten beim Lesen dieses im schlechten Englisch geschriebenen Briefes erfüllten. Aber er mußte die heftigsten Regungen seiner Liebe, seines Schmerzes, seiner Angst um die Geliebte unterdrücken. Die Pflicht mit allen Attributen ihrer ehernen Herrschaft stand vor ihm und gebot ihm Fassung, er war von seinem Stabe umgeben, welcher mit stummer Ungeduld die Mittheilung des Inhaltes des Briefes erwartete. Washington bekämpfte die Wallungen seines Herzens mit der Kraft eines Mannes. Mit großer Ruhe trug er den Anfang des Briefes vor, und erklärte, daß der zweite Theil desselben nur seine Privatverhältnisse berühre, und es daher nicht nöthig und nicht nützlich sey, denselben zu verlesen. Auch die Person, welche das Schreiben verfaßt, sey gleichgültig, da er deren Rechtschaffenheit und Urtheilskraft mit seiner Verantwortlichkeit vertrete.

Der Stab ging alsbald zur Berathung über, was bei diesen dringenden Umständen zu thun sey. In der That hatte das Regiment schon seit sechs Tagen kein Brod mehr genossen; der Bison, der auf den Wiesen von seiner tausendgliedrigen Heerde sich verlor, der Hirsch, der aus Virginien oder von Canada her in diese Gegend gestreift war, und anderes Wild machte, aus der Faust zubereitet, die Hauptnahrung der von Mühseligkeiten aller Art erschlaffenden Krieger aus. Ueberdieß beschützte sie keine Befestigung vor einem plötzlichen Ueberfall; und die Irokesen, welche sie begleiteten, waren zur Zeit der Gefahr sehr zweifelhafte Bundesgenossen; denn diese Wilden hatten ihre große Wetterwendigkeit schon oft gezeigt. Die Absicht, in welcher Washington den Zug gegen das Forts du Quesne so rasch unternommen, war vorzugsweise die, dasselbe anzugreifen und wegzunehmen, ehe die von Canada und dem Forts Niagara erwartete Verstärkung dort einträfe. Dieser Plan war offenbar bereits vereitelt, denn die Besatzung des Forts war sogar so stark, daß sie noch ein großes Detaschement zur offensiven Operation aussenden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Singvögel.

(Schluß.)

„Wie? Du bist Arzt geworden? — Ei, wie alt bist Du denn?"

„Vierundzwanzig Jahre, Oheim!"

„Sieh', sieh'! gerade drei Jahre älter als Andrine." — —

„Die blinde Kleine . . . ?"

„Pst! willst Du schweigen? . . . . Willst Du mir denn das arme Kind von Neuem beleidigen?"

„Verzeihung, Onkelchen! ich werde meine Zunge in Acht nehmen!"

„Je nun, ich gratulire Dir, mein Junge, und mache Dir mein Kompliment über Deinen Fleiß!" sagte Van Braken gedankenvoll. „Was aber Deinen hiesigen Aufenthalt anlangt, so fürchte ich, Du wirst Dich hier nicht amüsiren; zum Rauchen und Kartenspielen wirst Du es in der Bierstube bequemer haben!"

„Oho, Onkelchen! von der Kneipe ist gar nicht die Rede, ich hoffe meine Zeit nützlicher anzuwen-

den," versetzte Friedrich, als im selben Augenblick Andrine mit der Kaffeemaschine und den Tassen auf einem Präsentirteller hereintrat. — „Laßt sie den Kaffeetisch so nahe wie möglich an das Fenster setzen!" flüsterte Friedrich seinem Oheim ganz leise in's Ohr.

„Warum denn?" fragte dieser.

„Das sollt Ihr hernach schon erfahren!"

„Andrine, komm' einmal hieher zu mir!" sagte der Organist und zog die Blinde zum Fenster; „so recht! und nun schau einmal gen Himmel!"

Das junge Mädchen that wie ihm geheißen worden war, und heftete einen unsichern Blick auf die Sonne. „Seht Ihr, Oheim!" fuhr Friedrich noch immer leise fort, „seht Ihr, wie ihre Augäpfel sich ausdehnen und die Lider zucken!" Und nachdem er die Augen des armen Mädchens noch eine Weile aufmerksam betrachtet, winkte er seinem Oheim zufrieden zu.

„Ich habe Euch vorhin einen wahren Schmerz bereitet, meine liebe Mamsell," sagte er alsdann laut zu Andrine, „bitte, verzeiht mir; es war in der That nicht böse gemeint. Auch möchte ich Euch noch etwas Anderes mittheilen, was vielleicht die unangenehme Erinnerung an meine Unbesonnenheit vollends aus Eurem Sinne verbannen wird. Auf Ehre und Gewissen, ich glaube mit Zuversicht versprechen zu können, daß ich Euch die Sehkraft wieder geben werde!"

„Wie? ist das Dein Ernst?" rief der Oheim.

„Die volle Wahrheit und heiliger Ernst, Onkelchen! — Ich lese in dem Blick dieses armen Kindes ebenso klar, wie in einer Partitur. Mamsell Andrine, wollt Ihr mir offen auf meine Fragen antworten?"

„Freilich, recht gerne, Mynheer!"

„Es ist etwa zwei Jahre her, daß Ihr erblindet seyd, nicht wahr?"

„Ja, Mynheer, etwas mehr als zwei Jahre!"

„Ihr habt viele Schmerzen gehabt, und ehe Ihr in dieses Haus kamet, viel Elend und Hunger ausgestanden, nicht wahr? Nun, nun, schämt Euch daran nicht, Mamsell! Die Armuth kommt von Gott, und gibt das beste Anrecht auf die Hingebung und sorgsame Pflege eines wirklichen Freundes! In der Krankheit, wie Ihr sie habt, ist eine Operation unnöthig; Muth und Geduld sind die Hauptsache, und ich wiederhole es noch einmal, ich werde Euch bald die Sehkraft wiedergeben!"

„Dank, tausend Dank, mein Herr!" erwiderte das Mädchen sanft. „Was den Muth anbelangt, den habe ich schon, denn ich fühle wohl, daß Ihr nicht so zuversichtlich mit mir sprechen würdet, wenn Ihr nicht Eurer Sache gewiß wäret. Es würde ja eine unverzeihliche Grausamkeit seyn, in die dunkle Nacht meines Zustandes einen trügerischen und vergänglichen Hoffnungsstrahl herein fallen zu lassen, der mir bald wieder entschwinden könnte."

„Halt da — noch einen Augenblick Geduld!" rief Van Braken, als Andrine sich entfernt hatte; „hoffentlich wirst Du mir keine Experimente an dem armen Kinde anstellen wollen?"

„Aha, Sie haben noch kein rechtes Vertrauen zu mir, Oheim?"

„Offen gesagt — nein!"

„Haben Sie Geld im Hause, Onkelchen?"

„O ja, aber nicht viel!"

„Wohlan, so leihen Sie mir einige Dukaten, denn ich muß noch Einiges kaufen, was zur Behandlung meiner Kranken unentbehrlich ist!"

„Ah so; je nun, dazu sollst Du haben, so viel Du brauchst. Hier, nimm!"

Friedrich nahm seinen Hut und stürzte aus dem Hause. Eine Stunde später kehrte er mit einer kleinen Elektrisirmaschine unter dem Arme zurück.

„Was willst Du denn mit dieser Vorrichtung da?" rief der alte Organist, im höchsten Grade verwundert.

„Alle Wetter, wie neugierig Ihr seyd, Onkelchen! Je nun, geduldet Euch nur bis morgen, so werdet Ihr schon sehen!"

Als ihn am andern Morgen das Gezwitscher und Pfeifen der Kanarienvögel und das Spinett seines Oheims Van Braken weckten, kleidete sich Friedrich eilends an und ging zu ihm hinunter; Andrine war bereits bei ihm.

„Nun? was soll's mit Deiner Maschine?" fragte der Organist.

„Pst!" flüsterte Friedrich und bedeutete seinem Oheim zu schweigen. „Ihr müßt hier an dieser Kurbel drehen, sobald ich es Euch sagen werde!" flüsterte er ihm ins Ohr. Dann ließ der junge Arzt Andrinen auf einem Stuhle Platz nehmen, und brachte die Drähte der Elektrisirmaschine mit ihren Augen und Lippen in Berührung. „Jetzt dreht fein langsam, Onkelchen!" rief er.

Ein nervöses Zucken und Beben lief durch alle Glieder der Blinden. „Was seht Ihr Andrine?" fragte Friedrich, welcher sie aufmerksam beobachtete.

„Ich kann es nicht recht beschreiben .... ich sehe .... oder vielmehr mir ist als sehe ich kleine Kreise von Schwarz und Orangeroth ...."

„Dann sey Gott gedankt!" rief Friedrich. „Die Erscheinung des Phosphöns zeigt sich also bereits. In Monatsfrist sollt Ihr die holde Maiensonne wieder sehen!"

Von nun an wiederholte Friedrich jeden Morgen wieder dieselbe Operation, und jeder Morgen brachte in dem Zustande der Blinden einige Besserung hervor.

Andrine konnte zwar die Gegenstände noch nicht unterscheiden, aber sie hatte schon die Wahrnehmung von Hell und Dunkel.

Der gute Alte strahlte von Freude. Andrine aber wurde traurig und nachdenklich, und vergaß ganz ihre Freude von ehedem, die hübschen kleinen Singvögel; Friedrich erschien in Gegenwart seines Oheims stets verlegen, hatte immer einen Vorwand, um ihn zu verlassen und sich in die Nähe des jungen Mädchens zu machen. Auch die Vögel sangen nicht mehr und versteckten ihre Köpfchen unter dem Flaum ihrer Schwingen. Was mochte nur an dieser Veränderung Schuld seyn? — Van Braken errieth es bald: die beiden jungen Leutchen liebten einander.

Eines Morgens, als er zwischen Beiden vor der Hausthüre saß, sprengte ein scheugewordenes Pferd aus einer benachbarten Straße heran. Friedrich sprang mitten in die Straße hinein, um ein Kind aufzuheben, das im Staube spielte; aber das wilde Roß in seinem tollen Jagen berührte ihn doch noch leicht mit seinem Vorderhuf.

Andrine stieß darob einen Schreckensruf aus und brach ohnmächtig zusammen. Sie sah schon seit einigen Tagen wieder sehr gut; allein die Furcht vor der neuen Trennung hatte ihr diese kleine List eingegeben, um Zeit zu gewinnen.

Van Braken hob das junge Mädchen auf und trug es in seinen Armen in einen Lehnstuhl.

„Sie liebt Dich, Friedrich!" rief er seinem Neffen zu; „sie liebt Dich, wie ich ihre Mutter liebte!" — Ach, gebe Gott, daß sie nicht leiden muß, wie ich gelitten habe. — Ich will Euch nur mit einander allein lassen, denn vor mir würde sie nicht sprechen wollen. Also auf Wiedersehen! auf baldiges Wiedersehen!"

„Sie soll meine Frau werden, Onkelchen, denn ich liebe sie ebenfalls!" rief Friedrich leidenschaftlich.

„Das geht mich nichts an," versetzte der Alte leise; „sage ihr das nur selber, das wird für Euch Beide besser seyn!" Damit schlich er sich auf den Zehen zur Thüre hinaus.

Als Van Braken wieder in die Wohnstube zurückkehrte, stahl sich ein Sonnenstrahl durch die Thüre herein und die Vögel begannen zu singen. Friedrich kniete vor Andrinen, die ihr Köpfchen auf seine Schulter herabgesenkt hatte, und alle Beide weinten vor Rührung und Freude.

Van Braken betrachtete sie schweigend, schritt dann durch die Stube und legte den leblosen Körper des besten Schlägers unter seinen Kanarienvögeln auf das Spinett.

Der arme Fanfare war vor dem Fenster des Dachbodens verhungert.

Mannigfaltigkeiten.

In Berlin ereignete sich am 5. d. eine merkwürdige Hetzjagd zu Wasser. Ein aus Potsdam gebürtiger Schauspieler, der wegen Schwindeleien aus Berlin verwiesen war, hatte, nachdem er von einer auswärtigen Behörde nach Potsdam zurückgewiesen worden, sich einfallen lassen, Berlin zu berühren. Auf der Eisenbahn von einem Schutzmann angehalten und zur Polizei gebracht, wurde ihm zur Strafe eine 14tägige Haft im Arbeitshause zuerkannt und er in Begleitung eines Beamten dorthin abgeführt. Auf der Königsbrücke angelangt, sprang der Transportirte plötzlich über das Geländer der Brücke, um sich anscheinend das Leben zu nehmen. Des Schwimmens kundig, blieb er über dem Wasser, so daß der Beamte Zeit fand, einen Kahn herbeizuholen, um den Entsprungenen zu verfolgen. Unter einem großen Zulauf von Menschen entstand nun eine förmliche Jagd auf den Flüchtling, der mit vielem Geschick stets den Händen des Schutzmannes zu entgehen wußte, so daß fernere Hülfe vermittelst eines zweiten Kahnes requirirt werden mußte, um seiner habhaft zu werden. Es war darüber eine geraume Zeit vergangen, so daß endlich die Kräfte des Entsprungenen nachließen und er sich ganz erschöpft in den Kahn hineinziehen ließ, wo er alsdann sofort weiter geschafft wurde.

In den Straßen Konstantinopols herrscht jetzt ein sehr bewegtes Leben. Armenier, Franzosen, Italiener und Deutsche treffen dort täglich ein, um sich in der Nähe des Lagers Buden zu miethen oder zu errichten, um sich menschenfreundlich für die Bedürfnisse der Gäste aus Frankreich abzumühen. Die Hauptsorge dieser Herren ist indessen nicht die Billigkeit und Vortrefflichkeit ihrer Waaren, sondern das Schild ihres „Etablissements", wie sie ihre paar Bretter nennen. Hat dieses Schild Anziehungskraft genug, dann ist der Mann so ziemlich geborgen. Man findet demnach jetzt schon in den, dem Lager nächsten Stadttheilen folgende Firmen: „Zu den Helden von Silistria" — „Zur Alma" — „Zur Schlacht von Inkerman" — „Zum grünen Mamelon" — „Zum lustigen Zuaven" und dergleichen.

Im verflossenen Monat Juni betrug, wie die „Deutsche Auswanderer-Zeitung" mittheilt, die Zahl der von Bremen expedirten Passagiere 3266 in 17 Schiffen; 1782 in 9 Schiffen gingen nach New-York, 674 in 3 Schiffen nach Baltimore, 62 in 1 Schiff nach Philadelphia, 637 in 3 Schiffen nach Quebec, 111 in 1 Schiffe nach Port Adelaide. Im Juni v. J. waren dagegen 6851 Passagiere in 39 Schiffe expedirt worden. Im 1. Semester d. J. wurden im Ganzen 15,496 Passagiere in 76 Schiffen befördert, gegen 34,551 Passagieren in 182 Schiffen in derselben Zeit des vorigen Jahres.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 181 Dienstag, 31. Juli 1855.

Virginia oder Liebe und Opfer.

(Fortsetzung.)

Den Offizieren leuchtete die große und dringende Gefahr ein, und, wie gesagt, sie fügten sich jetzt um so williger dem Oberbefehl des jugendlichen Obersten, als dieser seine Ruhe durchaus nicht verlor und sogleich einen Entschluß gefaßt hatte, welchen er dem Stab vorlegte, nämlich nach dem Forts Necessity zurückzugehen und sich dort so lange zu halten, bis von Willis Creek oder von dem Forts Cumberland Munition und Verstärkung komme.

Während noch der Stab über diesen Vorschlag berieth, kamen im Lager einige indianische Ueberläufer an, welche nicht nur das im Brief Gesagte vollkommen bestätigten, sondern noch die Zahl der Franzosen genau angaben. Der Bruder des beim vorhin gemeldeten Ueberfall erschossenen Kapitäns, Hauptmann Villiers, kommandirte über 1500 Mann, und die Indianer führten sie so nahe und verhältnißmäßig gute Wege, daß ihr Marsch, in Betracht seiner ungeheuern Schwierigkeiten, ein schneller genannt werden konnte.

Diese Ueberläufer meldeten ferner, daß ein junger Indianer vom Ohio die Delawarer bei der Armeeabtheilung der Franzosen anführe, und daß dieser junge Häuptling, Namens Kiyaschuta, eben so erbittert auf die Engländer sey, als er großen Einfluß auf die Krieger seiner Nation habe.

Diese Nachrichten entschieden den Stab, ihres jungen Obersten Vorschläge ohne Weiteres für gut zu erklären. Demzufolge ordnete er sofort den Marsch an und hatte nicht so viel Zeit, sich weiter um den Boten Virginiens zu kümmern, als seiner Ordonnanz zu befehlen, für dessen Verpflegung, so gut es die Umstände erlaubten, zu sorgen und zu achten, daß derselbe stets als sein spezieller Bedienter in seinem Gefolge bleibe.

Dieser im Briefe Virginiens als Chippeway-Indianer angekündigte Bote war ein Bursche von schmutziggelber Hautfarbe, der sein schwarzbraunes Haar in einer großen Flechte auf dem Scheitel des Hauptes vereinigt hatte, und dessen Angesicht durch starkes Tätowiren, namentlich im Umkreis der Augen, so sehr abschreckend geworden, wie man es sonst in so zarter Jugend kaum bei den Botekuden Brasiliens gewohnt ist. Gleich diesen hatte er auch seinen Mund durch einen widerlichen Zierrath verunstaltet, denn quer über die Oeffnung desselben hatte er, an seiner Oberlippe befestigt, einen großen Metallring hängen. Sein Körper war übrigens vom Halse ab mit einer weiten dunkeln baumwollenen Tunika mit Aermeln bedeckt, unter welcher er noch einen andern Anzug von demselben dunkeln Stoffe trug, der ihm bis an die Füße reichte, die mit Sandalen gegen die Steine und Stacheln des Bodens gewaffnet waren. Diese wunderliche Gestalt, bei deren Anblick sich die Offiziere und Soldaten des Lachens nur mühsam erwehrten, trug im Gürtel ein kleines Schlachtbeil, über dem Rücken einen Köcher mit Pfeilen und in der Rechten einen Bogen.

Wie schon bemerkt, hatte Washington diesem schwachen Zuwachs seiner Macht nur eine flüchtige Aufmerksamkeit schenken können; theils die Angelegenheiten seines Regiments, theils die seines Herzens beschäftigten ihn zu sehr; ja selbst den letzteren durfte er nicht einmal die Zeit zur Betrachtung gönnen, denn die Pflicht rief ihn gebieterisch an die Spitze seiner Krieger. Erst als er auf seinem Rosse sitzend, sich mitten auf dem Rückweg zum Forts Necessity befand, konnte er soviel Zeit gewinnen, den theuren Brief nochmals und abermals zu lesen, und wenn er sich von seinen Offizieren unbemerkt glaubte, ihn zu küssen. Verstohlen las er zum Drittenmale die geliebten Züge und zwar bis zum Postskriptum, das ihn an den wunderlichen Boten erinnerte. Er hätte gern mit demselben geredet, aber von dem Dialekt der Chippeway-Indianer verstand er gar nichts, und einen Dolmetscher in Angelegenheiten seines Herzens wagte er um so weniger zu gebrauchen, als er wohl wußte, daß den Indianern nicht zu trauen war. Dennoch sah er sich nach dem Burschen um, und bemerkte, daß er, mit unverwandtem Blick auf ihn, mehr hinkte, als ging und zwar in einer geringen Entfernung von ihm, die er stets zu behaupten suchte. Da nun die

Pferde so äußerst sparsam bei dem Zuge waren, so sprang Washington, Virginiens Empfehluug hochschätzend, von dem seinigen ab, und winkte dem Boten, dieser kam heran, und die Weisung verstehend, schwang er mit mehr Gewandheit, als seine ganze Erscheinung erwarten ließ, sich seitwärts auf den Sattel und blieb auch seitwärts in demselben sitzen. —

(Fortsetzung folgt.)

Eine dunkle That.

Erzählung von Heinrich Asmus.

An einem lauen Juliabend des Jahres 1827 durchschritt ich innigbewegt das romantische Eckernthal im deutschen Harzgebirge; als ich die Wiesenfläche durchwandert, überblickte ich nochmals das mich umgebende Paradies und wanderte dann in Ilsenburg ein, wo ich in der „rothen Forelle" vor Anker ging. Hier machte ich einige Stunden später Bekanntschaft mit einem Kriminalrathe aus B., der mit Gattin und Tochter gleich mir das Harzgebirge bereiste und am morgenden Tage den Brocken besuchen wollte. Der Kriminalrath war ein korpulenter, jovialer Mann, der gern lachte und Cigarren schmauchte. Offen gestanden, so hatte ich mir die Kriminalräthe nicht gedacht; meiner Meinung nach mußten sie lang und dürr seyn, mit durchbohrenden Schlangenaugen und bleichen Inquisitionszügen. Dieser Mann aber war die Gemüthlichkeit und Behaglichkeit selbst. In einem Lehnstuhle unweit des fleischigen Advokaten ruhte die Kriminalräthin, eine üppige Frau, die man noch immer für schön halten konnte, mit einer kühn gebogenen Nase, mit schwarzen Augen voll Feuer und einem Blicke, der nicht nur Lebenslust, sondern Geist und Seelenstärke zugleich verkündete. Daß Kriminalräthe hübsche Töchter haben können, wußte ich schon längst, und doch wurde ich angenehm überrascht, als meine Blicke, nachdem die Höflichkeitseinleitung beendet war, auf der wunderlichen Arabella ruhten; nur eins gefiel mir später an dem Mädchen nicht: sie suchte sich überall bemerkbar zu machen und dadurch verlor sie in meinen Augen an Weiblichkeit. Nachdem wir über Dieß und Jenes gesprochen, äußerte Arabella den Wunsch, das Eckernthal besuchen zu wollen; Mutter und Tochter gingen, ich blieb bei dem Juristen zurück, rauchte gleich ihm und unterhielt mich dabei mit ihm über den Harz und seine Schönheiten, über die Gutmüthigkeit und Zutraulichkeit seiner Bewohner, über die Billigkeit und mitunter erfahrne Prellerei der Wirthe, über das schöne Wetter und viele Alltäglichkeiten. Doch ging die Zeit damit hin und meine Cigarre war noch nicht ganz verdampft, als der Jurist plötzlich anhob: „Ein sonderbarer Kriminalprozeß, mein Bester." — „Das wäre!" rief ich und warf die noch glimmende Cigarre zum Fenster hinaus. — „Er ist noch nagelneu", sprach der Kriminalrath weiter, „erst vor vier Wochen wurde er eröffnet und ich bin auf seine Endschaft sehr gespannt. Sie sind der Erste, dem ich ihn auf der Reise erzähle." — „Viel Ehre für mich, ich bin ganz Ohr!" drängte ich. — Aber der Herr ließ mich lange harren. Ungeheure Rauchwolken vor sich hin blasend, lag er da, wie ein Bonze in einer chinesischen Pagode. Endlich begann er wieder: „Sie werden erlauben, daß ich von vorn hinein erzähle?" Um nicht durch meine Antwort vielleicht eine abermalige Geduldsprobe hervorzurufen, nickte ich nur beifällig, und der Jurist begann: „Der Held meiner Geschichte heißt Alf und dessen Geliebte Zerline. Ersterer 23 Jahre alt, ist eines Jägers Sohn, der das Geschäft seines Vaters erlernte; letztere zählt 19 Sommer und ist die einzige Tochter eines Krämers in der kleinen preußischen Provinzialstadt D. Schon in der Schule war zwischen Beiden eine innige Zuneigung entstanden, die nach und nach in lichte Flammen ausbrach, welche man Liebe nennt, und was immer darauf folgt, geschah auch hier, der feurige Jüngling schwur seiner Zerline innige unverbrüchliche Treue und diese ebenfalls ihrem Alf. Auch wußte des Mädchens Vater um diese Liebschaft, billigte und nährte sie, und gab dem schmucken Jäger unverholen zu verstehen, daß er seine Tochter wohl noch als Frau heimführen könne. Diese Blüthenzeit der Liebenden währte fünf volle Jahre. Nun aber sah man den sonst so lebensfrohen Waidmann oft traurig und düster einhergehen und da diese plötzliche Veränderung ihres Geliebten keineswegs dem Mädchen entging, so ließ es nicht ab, nach der Ursache dieser Schwermuth zu forschen, und erfuhr denn, was sie ahnte. Alf quälte es, noch immer ohne eine sichere Anstellung zu seyn, um sein geliebtes Mädchen als Frau heimführen zu können. Zerline suchte den Jüngling damit zu trösten, daß sie ihm versicherte, sie wären noch jung genug, um ein Paar Jährchen warten zu können; auch dürfte ihm ja bald, ehe sie es dächten, eine Anstellung zu Theil werden. Dieses und noch manches Andere sprach sie dem Ungeduldigen zu und vergaß dabei nicht, ihm ins umflorte Auge zu sehen und ihm die Wangen zu streicheln. Solche Auftritte fanden von nun an oft statt, aber der Jäger wurde immer düsterer, immer verstimmter und nur selten gelang es dem besorgten Mädchen, ihm ein Lächeln abzugewinnen. Auch vergaß sie gelegentlich nicht, um zu fragen, ob sie denn nicht auch Ursache hätte, mürrisch und traurig zu werden, da die Nachbarn gar oft auf sie mit Fingern zeigten und sich unter einander zu-

raunten: Bleibt die denn ewig Braut? Denn es war im ganzen Städtchen kein Zweifel, daß Zerline und Alf ein Paar würden, wenn auch noch immer keine Verlobung gewesen war. Aber Alf blieb düster und verstimmt.

Da, an einem Abend, als das Mädchen eben am Stickrahmen sitzt und emsig arbeitet, wird die Stubenthür rasch aufgerissen und herein mit freudenstrahlenden Augen stürmt Alf, der Erschrockenen und Einsamen in die Arme. — „Freu' Dich, Linchen!“ ruft er, „unser Wunsch ist erfüllt, ich bin Förster geworden! Nun kann ich Dich und mich redlich ernähren.“ — Zerline verging vor Wonne. — „Laß uns zu Deinem Vater eilen!“ drängte der überglückliche Jüngling mit Ungestüm, „laß uns ihm schnell die Freudenbotschaft überbringen. Morgen Verlobung und nach vier Wochen Hochzeit! Nicht so, Linchen?“ — Das Mädchen erröthete vor Freuden. Alf aber zog die Jungfrau in seine Arme und wollte mit ihr aus dem Zimmer eilen. — „Wohin Alf?“ fragte sie zögernd. „Mein Vater ist nicht zu Hause, sondern seit heute Mittag schon bei unserm Nachbar, dem Wirthe Knopfdistel.“ — „Das thut mir leid,“ sprach Alf, „ich hätte ihm so gerne noch heute mein Glück verkündet. Nun, so müssen wir bis morgen warten.“ — Damit drückte er das Mädchen seines Herzens wieder an sich und einen langen, langen Kuß auf ihre Lippen. Dann plauderten sie noch gar viel. Alf, gestern noch so wortarm, war heute ein lebendiges Lexikon: so sehr hatte die frohe Botschaft ihn verändert. Schnell waren einige Stunden verschwunden und Alf mußte in den Forst zurück; er versprach aber morgen mit dem Frühesten wieder da seyn zu wollen und bat Linchen, wenn sie es über sich vermöchte, bis dahin gegen ihren Vater zu schweigen, da er gern selber die Botschaft ihm überbringen wolle. Zerline gab ihm das Versprechen und zugleich auch noch einen Kuß zum Abschied.

Der Krämer kam erst spät nach Hause, blickte seine noch wache Tochter mit freudestrahlenden Augen an und ging dann, indem er zu dem überglücklichen Mädchen: „Morgen, Line, sollst Du Freude erleben!“ in sein Schlafzimmer. Gern hätte die Tochter etwas mehr erfahren, aber der Vater schloß schon die Thüre ab. — „Gewiß hat der Vater schon Alfs Glück von Andern erfahren,“ dachte Zerline und schritt mit klopfendem Herzen ebenfalls nach ihrem Bette, wo der Traumgott sie in Hymens Reich führte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lore-Ley

Rheinische Sage.

Es braust der Wind bei Mondenschein,
Wiegt sich ein Schifflein auf dem Rhein.

D'rin sitzt ein Schiffer und sein Sohn,
Vom Feste kommen sie, vom froh'n.

Der Vater blickt mit stolzem Sinn
Auf seinen Sohn voll Hoffnung hin.

Bald führt er heim die reiche Braut,
Auf die er lüstern längst geschaut,

Bald kann der Greis zur Ruhe geh'n,
Den Sohn wird er geborgen seh'n.

Verjüngt er sich im Sohne sieht,
Der Zukunft Glück vorüberzieht.

Es braust der Wind, es wellt der Rhein;
's wird schauerlich der Mondenschein,

„Hab Acht!“ — zum Sohn der Vater spricht, —
„Vergiß mir dort die Klippen nicht!“

Der Jüngling steht am Schiffesrand,
Sein Aug' zur Höh' emporgewandt.

Mit seinen Locken spielt der Wind,
Verzaubert scheinet er geschwind.

„O Vater, lieber Vater mein,
O schau' hinan im Mondenschein.

Siehst Du dort oben nicht die Maid?
Im Winde fliegt ihr weißes Kleid,“ —

„Mein Sohn, ein Vaterunser bet',
Daß diese Hexerei vergeht.

Du bist verloren, Jesu Christ!
Sonst durch die schlimme Teufelslist!“

„O Vater, schau, sie winket mir,
Ich möchte gern hinauf zu ihr.“

„Mein Sohn, das ist die Hexenmaid,
Laß ab, laß ab, sey doch gescheidt!“ —

„O Vater, horch! welch schönes Lied,
Zu ihr, zu ihr hinauf mich's zieht.“ —

„Mein Sohn, gedenk' an Deine Braut,
Mein Glück ist auch auf Dich gebaut.

O hüt' Dich vor der Lore-Lei,
Nimm's Ruder, bald sind wir vorbei.“ —

„O Vater, zaubrisch tönt ihr Lied,
Zu ihr, zu ihr mich's mächtig zieht.“ —

„Mein Sohn, mein Sohn, o sey ein Mann,
Erlieg' nicht diesem Zauberbann!" —

„Sie hat mir's, Vater, angethan;
Zu ihr, zu ihr, muß ich hinan.

Ich komme, schöne Lore-Lei!"
Ein Sprung; — dann ist's mit ihm vorbei.

Er stürzet in die tiefe Fluth;
Die löscht ihm wohl die Liebesgluth.

Der Alte starret in den Rhein:
„So mag Dir Gott barmherzig seyn!"

Kaum sieht er nach dem theuren Sohn,
Hat ihn die Fluth verschlungen schon.

Dem Vater zuckt es durch das Herz,
Es will ihm brechen ach! vor Schmerz.

Die Lorlei singt ihr Zauberlied,
Den Jüngling man nicht wieder sieht.

Julius Kultor.

Kunst und Literatur.

Die belgische Regierung hat zwei Preise ausgesetzt von 600 Franks für die beste Dichtung in französischer oder vlaemischer Sprache über folgende Stoffe: „Die Geschicke Belgiens seit 1830" und „Wohlthaten der National-Unabhängigkeit." Vor dem 1. September müssen die Arbeiten eingereicht seyn.

Mannigfaltigkeiten.

Musiker haben bekanntlich absonderliche Gewohnheiten, Liebhabereien und Idiosinkrasien. Wir lesen darüber in einem französischen Blatte folgende Zusammenstellung. Auber konnte es nicht zwei Tage hintereinander in der schönsten Stadt der Welt aushalten. Adam hatte eine tiefe Verachtung gegen schöne Bäume und ganze Wälder. Donizetti schlief beinahe immer auf der Reise und schenkte den Reizen der Natur nicht die geringste Aufmerksamkeit. Paër gefiel sich in Widersprüchen; er schrieb „Camilla," „Sargines" und „Achilles," während er mit seinen Freunden scherzte, seine Kinder schalt und sich ohne Unterlaß mit seinen Domestiken zankte. Cimarosa hatte immer ein Dutzend Kunstliebhaber um sich, welche, während er schrieb, sich unablässig über alle möglichen Dinge unterhielten. Sachini verlor den Faden seiner Inspirationen, wenn seine Katzen nicht über die Tische liefen. Sarti konnte nur in einen dunkeln Zimmer ohne Möbeln komponiren. Salieri mußte, um seine Einbildungskraft zu nähren, ausgehen und die belebtesten Straßen durchlaufen, während er dabei Bonbons aß. Haydn im Gegentheil setzte sich in einen weiten Lehnstuhl und ließ, die Augen an die Decke geheftet, seine Imagination in den unbekannten Sphären herumwandern. Gluck setzte sich im Freien hin, manchmal in die Sonne, mit zwei Flaschen Champagner und erhitzte seinen Geist durch Gestikuliren, wie es nur immer mit der Ausführung seiner lyrischen Dramen betraute Schauspieler hätte thun können. Händel ging auf den Kirchhöfen spazieren und setzte sich oft in die einsamsten Winkel der Kirchen. Paësiello bis zum Uebermaße träg, blieb einen Theil des Tages im Bette liegen. Mehul verehrte die Blumen; er versank vor einer Rose in Betrachtungen, und war nur wahrhaft glücklich, sobald er sich in einsamen Gärten verlieren konnte. Mozart las Homer, Dante und Petrarca und las sie immer wieder. Fast nie setzte er sich an's Klavier, ohne vorher einige Kapitel seiner Lieblingsschriftsteller durchlaufen zu haben. Verdi bereitet sich zu seinen Kompositionen durch die Lektüre eines Drama von Shakspeare, Göthe, Schiller, Viktor Hugo oder eines Fragments von Ossian vor.

Der Biwits, ein Oelgewächs, mit welchem auf dem fürstlich Schwarzenberg'schen Garten Wondrow sehr gelungene Anbauversuche gemacht wurden, dürfte in Kürze den Reps verdrängen. Der Ertrag an Körnern und Stroh lieferte auf dem Versuchsfelde gegenüber dem Repse dreimal so viel. Bei der Oelprobe gibt der Biwits um 4 Prozent mehr Oel als der Reps. Die Behandlung des Biwits ist vollkommen gleich jener des Reps. Die Hasen halten sich von den Biwitsfeldern der stacheligen Blätter und ihres bitteren Geschmackes wegen fern.

Unter den Verbesserungen, welche die österreichische Staats-Eisenbahn im Bahnbetriebe einführen wird, ist auch diese: unentbehrliche Lokalitäten, deren Aufsuchen auf den Bahnhöfen bei dem kurzen Verweilen Züge oft sehr mißlich ist, in ambulante, im Zuge selbst befindliche zu verwandeln. Sie werden dergestalt eingerichtet, daß an den Passagier-Gepäckswagen an jedem Ende ein eigenes Coupé befindlich ist, zu dem von beiden Seiten Stiegen führen.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei **Lisette Wailandt** in Aschaffenburg

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 182 Mittwoch, 1. August 1855.

Virginia oder Liebe und Opfer.

(Fortsetzung.)

9.

Es ist nöthig, daß wir unsere gütigen Leser noch einen Rückblick nach den Ufern des Ohio thun lassen.

Am Morgen nach der Abreise des Obersten Washington von dort saß der Großvater Virginiens unter den Bäumen, welche mit ihren Kronen das Grab seiner längst entschlafenen Kinder, Virginiens Eltern, beschatteten.

Seine Blicke ruhten mit dem Ausdruck des tiefsten Kummers auf dem Hügel, der Alles umfaßte, was ihm von der theuern Familie geblieben war. Hin und wieder rann eine schwache Zähre über die gewelkten Wangen, und die Lippe, die dürre, bleiche Lippe, bebte von dem Gram, der sein Herz erfüllte. Doch kam keine Klage aus seinem Munde; sein Schmerz war zu groß, um sich in Worten Luft zu machen, und er hatte auch Niemand, gegen den er seine Klage äußern konnte, denn die Vögel in dem Laube über ihm verstanden sie nicht, sondern sie zwitscherten fröhlich und harmlos ihre entzückenden Frühlingsmelodien; die Blumen und Blüthen hatten ihre farbigen Kelche nur der Freude erschlossen, und die Sonne schien so rein und schön, als sey auf dem weiten Kreise, den sie erleuchtete, kein kummervolles Herz.

In der Hand hielt er einen Brief, in welchem er von Zeit zu Zeit, wenn sein Auge trocken war, las, um dann stets von Neuem sich seinem stillen Gram zu überlassen. Nachdem er so fast eine Stunde gesessen, trat Kiyaschuta zu ihm, dessen Ankunft er indeß nicht eher bemerkte, bis er vor ihm stand und ihm mit ernster Stimme einen frohen Tag wünschte.

„Ein froher Tag," sagte der Greis, „wird mir nicht mehr. Wünsche mir lieber ein nahes Grab, und, wenn du noch etwas von mir hältst, Kiyaschuta, so begrabe mich hier unter dem Kreuz meiner Kinder. Ich habe Niemand, den ich um solchen letzten Liebesdienst bitten könnte."

„Mein Vater ist sehr traurig," entgegnete der Indianer. „Ich wünsche dir noch andere Liebesdienste erweisen zu können, bevor ich den vollenden muß, wozu Virginiens zarte Hände zu schwach sind." —

„Virginia pflegt den Großvater nicht mehr, so lange er noch schleppen muß das Kreuz des Lebens; sie wird das Kreuz des Todes nicht auf meinen Grabhügel pflanzen, sie wird ihn nicht mit immer frischen Blumen bekränzen, und auch die auf dem Grabe ihrer Eltern werden verwelken, ehe der Tochter Hand frische gepflückt."

„Wo ist Virginia?" fragte Kiyaschuta.

„Wo ist sie?" entgegnete der Greis. „Könntest du mir die Frage beantworten? meine Tochter Virginia ist verschwunden — "

„Ha!" rief der Indianer mit dumpfer Stimme.

„Sie ist verschwunden," fuhr der Greis fort, und Keiner kann mir sagen wohin? Dieser Brief ist Alles, was ich von ihr weiß."

„Lies!" rief der Indianer hastig — „lies!"

„Höre denn, Kiyaschuta, und setze dich zu mir. Du kennst die seelenvolle Sprache meines Vaterlandes, das herzliche Deutsch. So vernimm die Trauerkunde." Der junge Wilde setzte sich mit mühsamer Fassung zu ihm und der Alte begann:

„Theurer geliebter Großvater!

Wenn du diesen Brief findest, so wird die deinem Blick nicht mehr begegnen, die ihn geschrieben hat! Ach, der Fremdling, der so schön und huldvoll, so edel und anmuthig in unserm Garten erschien, hat wider Willen den Frieden gestört, der so heilig in diesem Garten, um das Grab deiner Kinder, meiner Eltern, waltete. Wie die Blume bei'm jungen Morgen, so ist mein Herz aufgegangen bei dem Anblicke des herrlichen Mannes! O, mein Großvater, seit dem Augenblick, da ich ihn sah, fühlte ich, daß ich kein Kind mehr sey; ich fühlte den stillen Frieden meiner Brust entweichen, die von einer Unruhe erfüllt ist, welche ich nicht missen möchte, weil sie so süß, so zauberisch ist. Wehe mir, daß ich nicht glücklich werden kann! Mein geliebter Bruder Kiyaschuta fordert das von

mir, was ich allein jenem Manne zu gewähren vermag — die Liebe der Braut! —"

Kiyaschuta sprang auf. „Ha!" rief er und stand vor dem Greise, als wollte er den Verfolg des Schreibens von dessen Lippen nehmen. Dieser fuhr fort:

„Zum Erstenmale erschreckte mich der Anblick meines Bruders Kiyaschuta; er stand vor mir wie eine Gottheit des Zorns, mit dem Verderben drohenden Gewitter in seiner Rechten, und er schwor mir, dieß Gewitter auf den geliebten Jüngling, auf mich zu schleudern, wenn ich nicht — sein Weib würde!"

Ein neuer zorniger Ausruf des Indianers unterbrach den Greis.

„Mein geliebter Großvater, warum soll ich dir sagen, wie schrecklich der Kampf in meiner Brust tobte, wie glücklich der gestrige Tag an mir vorüber gebraust ist. Du selbst hast ja meinen Gemüthszustand erkannt, obwohl du dir ihn nicht erklären konntest. Jetzt hast du seinen Ursprung. Ich sollte dem Bruder, dem entsetzlich Zornigen, noch einmal auf seine Frage antworten, konnte ich das? nein! nicht um die Schätze einer Welt hätte ich ihm dieselbe Antwort wiederholen mögen und eine andere kann ich ihm nicht geben, eine ihn besänftigende nie. —

„So habe ich das einzige Mittel gewählt, was mir blieb. Ich entwich aus dem Garten, der die Freuden meiner Kindheit behält; ich entweiche durch die Wälder, durch die ich so oft an Kiyaschuta's Seite gestrichen bin, als er noch nichts in seinem Herzen für mich trug, als die Liebe eines Bruders! O, zum Erstenmale sind diese Wälder für mich erfüllt mit Schrecken und Gefahren, anderen Gefahren, wie die der Thiere, die ich so manchmal bekämpfte, anderen Schrecken wie die der Schluchten und Höhlen, welchen ich so oft lächelnd entgegenging, denn ich fühle, ich fasse, daß ich kein Kind mehr bin! daß ich stets fürchten muß, dem Angesicht dessen zu begegnen, der sonst in Wald und Thal nicht von meiner Seite wich!

„Beruhige dich mein theurer, mein verehrter Großvater! ich kehre zu dir zurück, wenn der Kampf entschieden ist, der Kampf in meiner Seele, der Kampf, der um meinen Besitz sich erhoben hat. Ich kehre zurück, entweder glücklich, um dich zu erfreuen, um dich abzuholen in die Wohnungen, welche gesittetere Menschen bauten, oder ich kehre zu dir zurück, um von dir getröstet zu werden, denn Kiyaschuta schwor, ihn, den Edlen, den Vortrefflichen nicht zu tödten, wofern ich mich zu dem Entschlusse verstehe, der für ewig mein Lebensglück vernichten muß. Aber ich könnte mit mehr denn als meinem Glück das Leben des Ewiggeliebten erkaufen.

„Mein geliebter Großvater, dann wird mein Bleiben nur kurz seyn neben dir, und du wirst mich, das fühle ich, bald hineinlegen müssen, in das Grab zu deinen Kindern, meinen Eltern. O, dann vergiß nicht, das Sinnbild des Christenthums, das Kreuz mit mir hineinzulegen, damit wenn einst eine rauhe Hand das Grab aufwühlt, zu sehen sey, daß eine Christin es war, welche für den Edelsten ihres Glaubens die Neigung eines Indianers ertrug. O, vergiß das Kreuz nicht, das ja auch mit Atala ins Grab gelegt ward, mit Atala, die einen Indianer lieben konnte! Das Kreuz ist mir darum so heilig, weil es ein Sinnbild des Lebens ist, und weil es an den Heiland erinnert, dessen Hülfe mir jetzt so nöthig ist! O, bete zu ihm, zu Gott für deine unglückliche

Virginia."

Der Schmerz erstickte die letzten Worte fast im Munde des alten Mannes. Kiyaschuta aber hatte seinen Tomahawk aus dem Gürtel gezogen und in wilder Wuth schwang er ihn jetzt in wirbelnden Kreisen um's Haupt. Sein Auge leuchtete schrecklich, wie das eines Tigers, der aus dem Gebüsch auf seine Beute springen will; seine Geberden äußerten einen Grimm, der Alles zu verheeren und zu zerstören drohte, und in indianischem Dialekt entfuhren seinem Munde Flüche, so entsetzlich, wie der Haß war, den er gegen den Fremdling in seinem Innern brennen fühlte.

Der Greis ließ ihn ruhig toben; erst als der Ausdruck seiner Wuth durch die große Affektion ermattete, begann er mit väterlicher Milde ihn zu bitten, das Schicksal seiner Enkelin, das seiner selbst nicht durch eine Leidenschaft noch unglücklicher zu machen. Er stellte ihm vor, wie es unmöglich sey, daß er an Virginia's Seite glücklich werden könne, da sie ihm ja nur die Liebe einer Schwester zu schenken vermöge. Er beschwor ihn, die Wälder zu durchstreifen, um Virginia aufzusuchen, sie zu besänftigen und zu ihrem Großvater zurückzuführen.

Der Indianer hörte ihm mit all der Ehrfurcht zu, die er von Jugend auf dem Alter zu zollen gewohnt war. Als der Greis geendet, antwortete er ernst:

„Kein Lenni-Lennape ist ein solcher Thor, für seine Feinde die Fluren zu bauen, das Wild zu jagen, oder gar die schönsten Weiber auszulesen! Die Männer würden auf mich mit den Fingern zeigen, die Weiber würden mich verspotten, und in meinem Herzen müßte Feuer kochen und jedes Gefühl verbrennen. Der Lenni-Lennape erringt sich sein Weib von den Stämmen der Feinde und zwingt es, neben ihm zu schlafen. Die Christen sind die ärgsten Feinde der Rothgesichter; sie rauben ihnen Alles; daß ich ein Thor wäre, einem betrügerischen Bleichgesicht meine Geliebte abzutreten! Ich will

hingehen und ihn tödten, und wenn er getödtet ist, Virginia zwingen, mein Weib zu werden. Die Häuptlinge meiner Nation sind mit mir: ich will sehen, wer sich zu widersetzen wagt! Du siehst mich wieder!"

Er sprach's und stürmte fort, das Schlachtbeil wieder wild durch die Lüfte schwirrend. Vergeblich rief der Greis ihm nach; vergeblich erhob er sich, um ihm zu folgen. Ehe er noch einige Schritte gemacht, war der Jüngling schon aus seinen Blicken und als er in die Hütte Kiyaschuta's kam, hatte dieser bereits seine Flinte erhoben und den Weg betreten zu dem Forts du Quesne, um die Indianer, welche mit den Franzosen kämpften, anzuführen, und den Feinden Englands den Weg zum Forts Necessity zu leiten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine dunkle That.

(Fortsetzung.)

Mit welcher Freude eilte am andern Morgen der überglückliche Jüngling nach des Krämers Wohnung! Wie klopfte ihm das Herz in jeder Fingerspitze! O er schwelgte in der Zukunft schönen Tagen! Er dachte sich, wie Line nur ihm gehören werde und wie so glücklich sie mit einander leben würden. Er sah sie, geschmückt als Braut, mit ihm vor den heiligen Altar treten, um das Band der Liebe, welches ihre Herzen schon so nahe verband, durch den Segen der Kirche vor aller Welt bestätigen zu lassen. Und unwillkürlich, ohne daß er's wußte und wollte, faltete er die Hände zum Gebet und flehte inbrünstig zu Gott, wie von einer bangen Ahnung ergriffen, um die Erhaltung ihrer Liebe zu ihm und ihres Lebens. Endlich hatte er die Wohnung erreicht; ihm war der Weg ungemein lang vorgekommen. Er flog die Treppe hinauf, in Zerlinens Zimmer und wollte eben seine Arme um die Jungfrau schlagen, als er plötzlich wie festgebannt stehen blieb und keines Wortes mächtig die Weinende anstarrte. Des Mädchens Weinen ging nun in ein lautes Schluchzen über.

„Was ist vorgefallen?" fragte Alf kaum hörbar und ergriff Zerlinens Hand. Das Mädchen schwieg. „Bei unserer Liebe beschwöre ich Dich, Linchen!" rief der Jäger und drückte die Geliebte fest an sich. „Bei Allem, was Dir heilig, sprich, Linchen, sage mir die Ursache deines Kummers." — „Die will ich Ihnen statt meiner Tochter sagen," sprach hier der Krämer, der ungesehen eingetreten war, „folgen Sie mir!" — Alf folgte mit schlotternden Knien; sein Herz ahnte etwas Schreckliches. Eine halbe Stunde war er bei dem Krämer, dann sah man ihn wild das Haus verlassen und gleich einem Wahnsinnigen aus der Stadt in den Forst rennen. Bekannte, die ihm begegneten, wichen ihm scheu aus dem Wege und glaubten aus Freude über die erhaltene Anstellung, denn die Nachricht hatte sich schon verbreitet, er habe den Verstand verloren.

Zerlinens Freundinnen wollten dem Mädchen Glück wünschen, sie wurden aber von dem Krämer zurückgewiesen, vorgebend, seine Tochter sey nicht wohl. Leider sprach er wahr! Line, die gestern noch so lebensfrohe Line, welche von Allen wegen ihrer Lebenslust und Heiterkeit so oft beneidet worden war, saß im einsamen Zimmer, abgehärmt und traurig. Thränen flossen nicht aus ihren Augen, ein kalter Schweiß bedeckte die umdüsterte Stirn. Sie saß noch in derselben Stellung, worin Alf sie verlassen und ihre Augen starrten noch immer nach der Thür, aus der er gegangen. Der Vater trat häufig zu der leidenden Tochter, versuchend, sie mit leeren Worten zu trösten, aber Linchens Lippen entströmte kein Wort. So war es Abend geworden und der Krämer fand seine Tochter noch immer an demselben Platze, still vor sich hinbrütend. Aergerlich über solchen Eigensinn, wie er's nannte, rief er aufbrausend: „Du mußt dem Jäger entsagen!" und eilte davon. Bald darauf sah man ihn zu dem Nachbar, dem Wirthe Knopfdistel gehen und einige Stunden nach Mitternacht vergnügt nach Hause kommen. Line war von ihrem eigenen Vater verkauft. Doch will ich meiner Erzählung nicht vorgreifen", unterbrach sich der Jüngere des weisen Justinian und fuhr, nachdem er sich eine Cigarre angezündet, also wieder fort: „Alf, der sonst lebensfrohe Waidmann saß um Mitternacht mit düsterem Kummer und zerrissenem Herzen in seiner Wohnung. Mitunter sprang er wild empor, ballte krampfhaft die Faust, knirschte mit den Zähnen, so daß sein treuer Hund ängstlich und theilnehmend zu ihm aufsprang, ein Fußtritt ward ihm für die Zuneigung, daß er heulend in sein Versteck flüchtete; und doch war der Jäger durchaus nicht tyrannisch gegen Thiere überhaupt, vielweniger gegen seinen treuen Waldgefährten.

Da öffnete sich leise und langsam die Thür und zu dem Verstimmten trat ein gebücktes, altes Weib, scheußlichen Ansehens. Zu beiden Seiten der lang herabhängenden und von einem Leberfleck ganz bedeckten Nase, blinzelten ein Paar Maulwurfsaugen, und schienen eingefaßt mit rothem Frieß. Schmutzige Lappen bedeckten den Kopf und ein dunkler Mantel von grober Wolle den garstigen Körper, welcher sich auf eine Krücke stützte.

„Wer bist Du? Was willst Du?" herrschte der Jüngling sie an.

„Hihihi!" lachte das Weib. „Ihr kennt mich nicht mehr? Ich komme, Euch meinen Glückwunsch

darzubringen und — wenn Ihr wollt, auch meine Tochter."

Der Jäger packte die Alte und stieß sie zur Thür hinaus. —

Schon immer war dieses Weib dem Waidmann widerlich gewesen und nur aus Rücksicht, daß ihr verstorbener Mann seine Stelle einst bekleidete, hatte er Nachsicht mit ihr gehabt, obgleich sie nicht nachließ, ihm ihre eben so häßliche Tochter als Ehegespons aufzudringen. Auch dießmal würde Alf, wie er selbst in dem Verhöre aussagte, versucht haben, die zudringliche Alte auf eine glimpfliche Weise los zu werden, wäre er nicht in einer gar zu gereizten Stimmung gewesen. Das Weib stöhnte, fluchte und verließ endlich Rache brütend den Ort, wo sie so viel Unbill erlitten.

Diese Person war in der ganzen Umgegend nicht eben im besten Renommée; jeder mied ihre Gesellschaft; auch erblickte man sie selten am Tage, häufiger des Nachts, wenn Vollmond war, Kräuter im Walde sammelnd. Kaum dämmerte der junge Morgen, als die Alte sich auf den Weg nach der Stadt machte und in den Laden unsers Krämers trat. Der klugen Frau entging es nicht, daß hier nicht Alles so stand wie es sollte, auch trat Alfs heftiges Benehmen gegen sie ihr immer greller hervor; so weit hatte der junge Mann sich nie gegen sie vergangen. Nachdem sie mit dem Kaufmann Einiges gesprochen, von ihm Kleinigkeiten gekauft hatte und sich eben wieder entfernen wollte, zog er sie in ein kleines Zimmer, das an den Laden unmittelbar gränzte. Der Alten schien Dieß gar nicht unerwartet zu kommen, denn sie kannte den Krämer hinlänglich und hatte ihm auch schon einmal einen Dienst erwiesen.

„Höre, Rogate", sprach er hier zu der Alten, „Du mußt mir einen Gefallen erzeigen!"

„Und worin besteht der?" grinste die Genannte freundlich.

„Du mußt meiner Tochter den Jäger Alf aus dem Kopfe reden, denn ehelichen können die Beiden sich nun einmal durchaus nicht."

Die Alte nickte beipflichtend und kreischte ihr Hihihi dazwischen. „Darf man wissen, aus welchem Grunde?" fragte sie endlich mit teuflischer Theilnahme.

„Du sollst Alles erfahren!" entgegnete der Krämer mit Ueberwindung — „Aber, reinen Mund!"

„Ich bin verschwiegen wie das Grab!" fiel die Alte ihm in die Rede und nahm neben ihm Platz.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hunde von Konstantinopel.

Die Hunde sind heute weniger zahlreich in Konstantinopel, als sie es noch vor einigen Jahren waren. Der Aufenthalt der Europäer, ein vorzüglich von den Engländern geübtes System der Ausrottung in den fränkischen Quartieren der Stadt haben beinahe das gänzliche Verschwinden der Hundsrace in gewissen Theilen der Stadt bewirkt, wo sie bis dahin souverain geherrscht hatte. Die Banden, welche diesen von den Europäern unternommenen Kreuzzug von einer neuen Art überlebten, haben sich in die entlegensten türkischen Quartiere zurückgezogen. Da finden diese Thiere noch Wohlthäter, welche sie nähren und ihnen mit allen möglichen Mitteln beistehen; denn, obgleich der Türke den Hund als ein unreines Thier wie das Schwein betrachtet und ihn nicht in sein Haus nimmt, hält er sich doch für den geborenen Beschützer aller Hunde, welche in seinem Quartier Domicil nehmen; die Wohlthätigkeit, vom Koran als die erste der Tugenden empfohlen, erstreckt sich in der Türkei bis auf die Thiere. Eines Tages ging ein europäischer Reisender mit einem Türken die lange Straße hinab, die vom Bazar zur Yenni-Djani (der neuen Moschee) führt. Ein Haufen Hunde, längs der Mauern gelagert, versperrte den Weg; der Türke nahm die Mitte der Chaussee, um sie nicht zu stören; der Europäer wendete sich gleichfalls von seinem Wege ab. Der Osmanli war von diesem Benehmen gerührt: „Du hast das Herz eines Muselmanns," sagte er zu seinem Begleiter, „möchte Dein Ende glücklich seyn!" Ein andermal befanden sich vor der Moschee von Bayazid zwei Osmanli in ernstem Gespräche bei der Bude eines Fleischers; der Eine war ein Mollah, ein hoher Beamter der Magistratur; der Andere nach seinem Turban sichtlich auch ein hoher Würdenträger. Der Fleischer warf einem Hunde, der am Bache schlief, ein Stück Fleisch hin. Das Thier, aufgeweckt, streckte die Pfote aus, aber der Knochen war zu fern, und träger noch als hungrig, legte es sich wieder hin, um seinen Schlaf fortzusetzen. Der Mollah, welcher Alles dieß gesehen, ohne etwas von der Unterredung zu verlieren, verließ plötzlich seinen Begleiter, machte einige Schritte, stieß mit dem Fuße den Knochen in die Faßweite des Hundes und ging ernst zurück, um die Unterhaltung wieder aufzunehmen. — Sonst machten die Hunde die Straßen von Pera und Topkhana unsicher; der Anblick der Kleidung und des Hutes der Franken schien sie in Wuth zu bringen und sie verfolgten dieselben mit dem schrecklichsten Geheule. Heute haben sich die wenigen, welche in den erwähnten Quartieren und in Galata übrig geblieben sind, zivilisirt. Sie haben aufgehört, nach der europäischen Kleidung zu bellen und machen keinen Unterschied mehr zwischen den Christen und den Muselmännern; es sind die Hunde der Reform.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 183 Donnerstag, 2. August 1855.

Virginia oder Liebe und Opfer.

(Fortsetzung.)

10.

Der Chippeway-Indianer hatte das Regiment Washingtons durch zwar rauhe und unwegsame Waldgegenden geführt, aber so viel näher, daß die Mühen dadurch vollkommen aufgewogen wurden. Kaum waren die königlichen Amerikaner innerhalb des Forts oder vielmehr Blockhauses, das seinen Ursprung mit Recht seinem Namen „Nothwendigkeit" verdankte, kaum hatte Washington einen Graben um dasselbe zu ziehen anfangen lassen, als auch Kapitän Villiers an der Spitze seiner Franzosen und Indianer vor demselben anlangte und um 10 Uhr Morgens (3. Juli 1754) alsbald den Angriff gegen dasselbe eröffnete. Washington erwartete diesen nicht innerhalb der unvollendeten Verschanzungen; er zog mit seinen wackern Virginiern und den englischen regulären Truppen gegen die Franzosen und suchte die Delawaren und Schawakesen derselben durch seine Irokesen im Schach zu halten.

Der Kampf wurde so hartnäckig als erbittert und mörderisch geführt. Washington war immer im Vordertreffen; — mit mehr Muth, als die Offiziere ihm zugetraut, blieb der Chippeway-Indianer stets hinter ihm, obwohl sein schwaches Schlachtbeil sich nicht zum Kampfe erhob. Auf der Seite der Feinde raste Kiyaschuta mit fast unmenschlicher Tapferkeit und unmenschlicher Grausamkeit, und bald hatte er seine Indianer verlassen, um gegen die Weißen zu kämpfen, deren Anführer er suchte und fand. Wie ein Löwe stürmte er in seine Nähe, seiner Flinte nicht gedenkend; mit wildem Ungestüm kreißte sein Tomahawk und der Oberst der königlichen Amerikaner sah den gewaltigen Feind nicht, der sein Leben bedrohte. Der Chippeway-Indianer aber sah ihn und ein lautes Geschrei anstimmend, machte er die in seiner Nähe kämpfenden Krieger aufmerksam auf die Gefahr, die ihrem Befehlshaber drohte. Alsbald warfen sich einige derselben gegen den Indianerhäuptling dem von seiner Seite ebenfalls schnell Hülfe ward, und während sich hier ein furchtbarer Kampf entspann, wußte der Chippewayer den feurigen Obersten von demselben abwärts zu lenken, was um so besser gelang, da Washington den Kiyaschuta nicht erkannt hatte, auf der andern Seite aber den feindlichen Kommandeur erblickte.

Der Kampf wurde nun immer verworrener, den ganzen Tag über gelang es dem Indianerhäuptling nicht, seinen beglückten Nebenbuhler wieder zu finden, und als die Dunkelheit eintrat, da war Washington, trotz der männlichsten Tapferkeit der Seinigen, gezwungen, sich hinter die Pallisaden seines Forts zurückzuziehen und den Franzosen alles Terrain um dasselbe zu überlassen; er selbst war einer der Letzten, die hineinrückten; bei dieser Gelegenheit erblickte Kiyaschuta ihn zuerst wieder und wollte von Neuem auf ihn eindringen. Dem Chippeway-Indianer war es auch dießmal nicht entgangen, er gab einen Ton von sich, der laut durch die Lüfte schwirrte und auf den Indianerhäuptling eine bezaubernde Kraft zu haben schien, denn kaum drang der gellende Schall in seine Ohren, als er wie unbeweglich stand und horchte. Unterdeß war der letzte Mann der königlichen Amerikaner im Forts.

Washington hatte drinnen noch Vieles zu ordnen und zu besorgen. Der Chippewaybursche aber war so ermattet, daß er alsbald ins Zimmer des Befehlshabers gebracht wurde, wo ihm zu Füßen seines Gönners ein Lager von Fellen bereitet war. Nicht anders war das Bett des Obersten selbst. Außerdem standen ein Tisch und einige Bänke im Zimmer. Auf dem Tische brannte ein Licht; einige Bücher und ein Schreibzeug befanden sich auf demselben. —

Statt sich auf das Lager zu legen, knieete das geheimnißvolle Wesen, als es sich allein befand, nieder, und erhob seine Hände zum Gebet. Da hörte er vor dem Zimmer ein Geräusch; schnell legte er sich auf das Lager, bevor der Nahende eintreten konnte.

Washington war's und seine erste Sorge die, nachzusehen, ob der wunderbare Bote dort sey. Als

er ihn auf dem Lager hingestreckt liegen und scheinbar schlafen sah, sprach er leise:

„Du sollst mir lieb sein um der Theuersten willen, die dich gesandt hat!“ Er nahm darauf noch ein Fell, um ihn zuzudecken. „Schlafe sanft,“ sagte er dann, „ich will noch einmal die geliebten Züge von Virginiens Hand lesen und küssen.“

Der Jüngling setzte sich an seinen Tisch, zog den Brief hervor, las ihn, und sann wiederholt auf die Art des Opfers, das Virginia ihm bringen wollte, ihm bringen konnte, da er ja wußte, daß Kiyaschuta in der Reihe seiner Feinde kämpfte. Dann küßte er den Brief, barg ihn wieder an seine Brust und warf sich auf sein Bett. Die unerhörten Anstrengungen, denen er sich seit einigen Tagen unterzogen, senkten auf seine Augenlider bald eine wohltätige Stärkung des Schlafes.

Als er schlief, erhob sich der Chippeway-Indianer langsam und vorsichtig von seinem Lager und schaute behutsam um sich. Dann stand er leise auf und schlich sich an die Seite von Washingtons Lager. Er bog sich über denselben hinab und betrachtete dessen Züge so fest und genau, als wolle er sie in seiner Seele einsaugen. So verharrte er lange, ohne ein Glied zu bewegen. Es war eine Todtenstille im Zimmer.

Da klopfte es auf einmal an die Thüre, so laut, daß der Bursche zusammenfuhr und den Schlafenden so stark anstieß, daß dieser erwachte, erstaunt aufspringend und den Störer mit fragendem Blick messend. Aber in diesem Augenblick tritt die Ordonnanz ein, und meldet, daß ein französischer Offizier mit Friedensvorschlägen draußen harre, und bald erscheint dieser in Begleitung eines Dolmetschers. —

Kapitän Villiers ließ den Obersten Washington, um ihm noch einen blutigen Angriff für den folgenden Tag zu ersparen, zur Uebergabe der Festung auffordern, und der junge Oberst, seine mißliche Lage nur zu gut kennend, war dazu geneigt, jedoch nur unter höchst ehrenvollen Bedingungen; er mußte daher sogleich einen Kriegsrath halten und entfernte sich mit dem Parlamentär und dem Dolmetscher.

Der Kriegsrath entschied sich ebenfalls für eine Uebergabe, da in der That nichts Anderes übrig blieb. Nur bestand der junge Oberst auf dem Ausmarsch mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, ganz wie es einer tapfern und muthigen Besatzung gebühre. Der Parlamentär wurde mit dieser Forderung zurückgesandt und Washington benutzte die Zwischenzeit, um den Boten Virginiens auszuforschen, warum er auf eine so eigenthümliche Weise sich ihm genähert.

(Fortsetzung folgt.)

Eine dunkle That.

(Fortsetzung.)

„Nun so höre! Meines Nachbars Sohn Jeremias Knopsdistel, hat, seit er aus der Fremde wieder heimgekommen, ein Auge auf Zerline geworfen und sich in den Kopf gesetzt, die oder keine müsse seine Frau werden. Ich habe Nichts gegen die Partie, vielmehr kommt sie mir nicht anders als sehr erwünscht, da, — daß Du aber schweigst! — da meine Sachen schlecht stehen, so schlecht, daß ich, wenn ich nicht innerhalb vier Wochen einen Wechsel von 400 Mark einlöse, einkommen muß. Dieß Alles habe ich meiner Tochter auch bereits vorgestellt, habe sie gebeten und ihr mit Gründen bewiesen, daß sie ihren Vater vom schimpflichen Untergange retten könne, und auch retten müsse, aber ihre Liebe zu dem Jäger scheint größer als die zu mir. Darum versuche Du Deine Kunst, Rogate! Gelingt es Dir, dem widerspänstigen Mädchen andere Ansichten beizubringen, so sollst Du in mir keinen Undankbaren finden, und Knopsdistel hat, wie Du selber wissen wirst, Geld in Fülle!“

Die Alte gab dem Krämer zuvorkommend das Versprechen, seinem Wunsche gerne nachkommen zu wollen und schleppte sich unverzüglich die Treppe hinauf in Zerlinens Zimmer. Das Mädchen schrack heftig zusammen, als es die widerliche Alte erblickte und wollte mit einem Schrei des Entsetzens das Zimmer verlassen, aber Rogate hielt sie zurück.

„Was ist Dir, mein Püppchen?“ schmeichelte sie höhnisch. „Warum erschrickst Du? Setze Dich und höre mir zu, was ich Dir zu sagen habe. Du liebst den Jäger Alf“, grinste sie, dem Mädchen näher tretend. „Nun, nun, das weiß ja alle Welt! Aber er ist Deiner Liebe nicht werth!“

Fragend blickte Zerline der Alten in die kleinen Augen.

„Zweifelst Du an der Wahrheit meiner Aussage?“ fragte das Weib weiter. „Ich kann es Dir eben nicht verdenken, den Buhlen Deines Herzens eben so treu zu glauben, als Du es selber bist. Ich will Dir jedoch Beweise seiner Untreue gegen Dich bringen, und das schon morgen, oder noch heute —“

„Warum nicht gleich?“ zürnte Zerline verächtlich.

„Auch das kann geschehen, Püppchen, wenn Du nur meinen Worten Glauben schenkst“, sprach die Alte giftig, — „erst gestern Abend fand ich ihn in den Armen einer Andern, hörte wie er ihr ewige Liebe schwor, hörte die feurigsten Küsse wechseln, nun wirst Du Dir, als verständiges Mädchen, das Weitere selbst folgern können. Das für heute, morgen sollst Du mehr erfahren.“

Mit diesen Worten entfernte sie sich, sich freuend, das Gift des Zweifels in das Herz des etwas eifer-

süchtigen Mädchens ausgegossen zu haben. Unten harrte ihrer der Krämer. Sie erzählte ihm, was sie ausgerichtet und nahm beim Abschiede ihm das Versprechen ab, heute Abend nach ihrer Wohnung zu kommen, um das Weitere mit ihm unbelauscht und ungestört zu verhandeln, und was das Wichtigste sey, einen Zaubertrank für Zerlinen zu bereiten. — Zur bestimmter Stunde war der Krämer dort und die Alte schritt sogleich ans Werk. Sie zeichnete nämlich Zerlinens und Jeremias Namen auf die innere Seite eines gespaltenen Mandelkernes, den der Krämer wegen seiner Größe als Seltenheit aufbewahrt und auf den Wunsch Rogates mitgebracht hatte, schob beide Hälfen in ein hart gekochtes, an der Spitze geöffnetes Ei, welches eine weiße Henne zur Vollmondzeit in der siebenten Stunde des St. Johannistages gelegt haben sollte, ohne vorher zu gackern, und ging dann mit dem Krämer in den nahen Kiefernwald. suchte mehrere Stunden emsig umher, bis sie vor einem wilden Rosenstrauche stehen blieb, unter welchem sich ein großer Ameisenhaufen wölbte. Um diesen Strauch schritt die Zauberin dreimal rückwärts herum, umwickelte ihn mit Schwefelfäden, zündete diese an und, schauderhaft beleuchtet von der bläulichen Flamme, schob sie das präparirte Ei rasch in den Ameisenhaufen, indem sie darüber hinmurmelte:

„In Feuernacht
Bei drei und vier macht sieben,
Wo Leben stirbt und Leben wacht,
Entsteht das treue Lieben."

Fledermäuse flatterten umher, ein Uhu stürzte sich blindlings in das Schwefellicht und der Krämer mit einem Schrei des Entsetzens in den Sand. Damit war des Zaubers für heute genug, und mehr todt als lebendig kam der Krämer nach der Hütte der Alten zurück, wo die verschmitzte Hexe ihm andeutete, ein gutes Werk wolle Zeit haben, erst nach sieben Tagen könne die eigentliche Formel gesprochen werden.

Am siebenten Tage kurz vor Mitternacht klopfte der Krämer an die Thür der Alten. Das Weib öffnete langsam mit einem Mark und Bein durchdringenden Hihihi und der zitternde Sohn des Merkurs trat in ein Gemach, still und dunkel wie ein Grab. Nach einigen Minuten fuhr es wie rasender Zugwind über ihn hin; es knisterte, zischte und vom Estrich sprüheten Funken empor, welche nach und nach zu blauen Flämmchen wurden. Im nahen Städtchen schlug hohl und dumpf die Mitternachtsglocke an. Mit dem letzten Schlage wurde das Gemach hell erleuchtet durch einen brennenden Holzstoß im Kamin, an welchem sich nun die Alte setzte, kochte und Beschwörungen murmelte. Leichenblaß kauerte der Krämer in einem Winkel und stierte bald nach einem Brett, wo in gläsernen Gefäßen allerlei Mißgeburten von Thieren aufbewahrt wurden, bald nach einem Tische, auf dem zwischen angenagelten, noch zappelnden Fröschen und Eidechsen ein aufgeschlagenes Zauberbuch lag. Jetzt streckte die Alte ihre langen, dürren Arme aus und unter den aufgelösten grauen Haaren blinzelten die rothen Augen, traten die Gesichtszüge doppelt häßlich hervor, als sie dem Krämer begreiflich machte, er solle in einen mit Kreide gezogenen Zauberkreis treten, ein breites Band, voll der seltsamsten Charaktere um sich schlagen und unaufhörlich Räucherwerk auf ein Kohlenbecken streuen. Fast bewußtlos gehorchte der Krämer. Nun heulte die Zauberin unverständliche Worte und warf die benannten Eierschaalen in die Flüssigkeit ihres Kochtopfes. Dieser schäumte, brauste und zischte plötzlich auf in das Kaminfeuer, leckte wie mit Schlangenzungen den Schornstein hinan, sank aber im nächsten Augenblick auf die Kohlen zurück. Mit wieherndem Gelächter hob nun die Alte den Topf vom Dreifuße, that den filtrirten Inhalt in eine Phiole, öffnete des Krämers Hexenzirkel und versicherte ihm, ihr Werk vollendet zu haben.

„Im Namen desjenigen, dem ich diene, bring' ich Euch hier den Liebestrank; verlaßt Euch darauf, er muß Wunder thun, wenn ihr in geschüttet in Zerlinens Wein!" sprach sie feierlich und winkte entlassend. — Der Krämer ließ sich das nicht zweimal sagen. Den kalten Angstschweiß von der Stirne wischend, verließ er eiligst die furchtbare Hexenwohnung, fast ängstlich die Phiole umklammernd.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Von dem Schwurgerichte in Oberbayern wurden dieser Tage zwei blutjunge Bursche, der eine 18, der andere noch nicht 16 Jahre alt wegen Raubes 3. Grades verurtheilt. Am 7. Febr. l. Js. waren sie im Wirthshause zu Raubing, G. Rosenheim, und bemerkten, daß der ebenfalls anwesende Bauer, Schwaiger von Frauendorf, schon ein bejahrtes Männlein, Geld bei sich habe. Sie hatten schon früher den Entschluß gefaßt, den nächst Besten, der gerade Geld hätte, anzupacken, damit sie auch zu einem „guten Gewand kämen!" Sie gingen nun dem Bauern nach, überrumpelten ihn und rissen ihm die Uhr aus der Tasche. Da es gerade „Schlenkelzeit" war, die Zeit, wo die Dienstboten Ferien haben, kehrten sie bei einem ihrer Bekannten ein, wobei der eine der Burschen äußerte, er habe die Uhr im Spiele gewonnen und der andere be-

merkte, ihm gehöre auch etwas, denn, wenn er nicht geholfen hätte, hätte der andere nichts gewinnen können! Beide Bursche, schlecht beleumundet, der eine geständig, der andere leugnend, wurden des Raubes 3. Grades, begangen im Komplotte, schuldig gesprochen und hiefür J. Kriechbaumes zur Kettenstrafe, J. Rheitmair, weil er zur Zeit, als er das Verbrechen beging, noch nicht 16 Jahre alt war, zum Zuchthaus auf 9 Jahre verurtheilt. Diese beiden Bursche sind aus dem Landgerichtsbezirke Rosenheim. Aus demselben Gerichtsbezirk wird eine gräuliche Körperverletzung berichtet, welche bei Großkarolinenfeld verübt wurde. Zwei Brüder, schon längere Zeit in Feindschaft lebend, gingen auf einander mit Sensen los, und nur wenig hätte gefehlt, so wäre dem einen der Kopf vom Rumpfe förmlich weggemäht worden; der Hieb war mit solcher Kraft geführt worden, daß ein Stück vom Kopfe weit weg flog. Man zweifelt am Aufkommen des Verwundeten.

Aus Konstantiopel wird der „Allg. Ztg.“ geschrieben: Die Kameraden und Freunde des verstorbenen Grach haben mit großer Freude aus den deutschen Blättern ersehen, welchen erfreulichen Fortgang die Subskription auf das dem todten Landsmann zu errichtende Monument hat. Es mag bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt bleiben, daß unmittelbar nach seinem Tod bereits von den hiesigen preußischen Instruktoren dieselbe Idee angeregt worden war. Da der Kreis derselben ein sehr kleiner ist, und man andererseits den übrigen hiesigen Freunden und Landsleuten Grachs nur entgegenzukommen glaubte, indem man sie zu einer Betheiligung an der Errichtung eines einfachen Denkmals aufforderte, wurde eine von einigen jener Instrukteurs mit Beiträgen unterzeichnete Liste in Umlauf gesetzt, die jedoch ohne das erwartete Resultat blieb. Nur der Mangel einer passenden Persönlichkeit in Rustschuk oder Bukarst, die sich für die Ausführung interessirt hätte, hat die hiesigen vaterländischen Kameraden des verstorbenen Grach abhalten können, später dennoch aus eigenen Mitteln ein bescheidenes Denkmal zu errichten.

[Oeffentlichkeit der Rechtspflege.] Der redlichste Mensch, der pflichtmäßigste Richter wird sich einer gewissen Befangenheit oder Bestechlichkeit des Gemüthes nicht ganz verschließen können, wenn eine gerecht scheinende Sache mit aller Kunst der Rhetorik durch ein wohlklingendes Organ von einem mit schöner Würde begabten Redner vertheidigt wird. Wir wollen in dieser Beziehung eine Anekdote von König Friedrich Wilhelm I. mittheilen. Als er einst auf einer Reise in Preußen die Verwaltung der Behörden in Königsberg haarscharf prüfte, beschloß er auch, eine Sitzung des Hofgerichts beizuwohnen; daß man dazu wichtige Fälle gewählt hatte, läßt sich erwarten. Ein ausgezeichneter Advokat plaidirte für seine Parthei, und als er geschlossen hatte, rief der König, der sehr aufmerksam zugehört hatte: „Mein Seel der Kerl hat Recht!“ — Der Präsident hat den König, nun auch den Gegner zu hören, und als dieser mit gleicher Kunst geredet hatte, fiel der König ein: „Wahrhaftig, der Kerl hat auch Recht. Macht, was ihr wollt.“

In einer Schilderung des Lebens und Treibens der Pariser Frauenwelt liest man u. A.: Zwei Drittheile der Pariser Damenwelt sind brustschwach, das andere Drittheil ist brustkrank. Und wie kann das bei jener leichtsinnigen Welt anders seyn, die vom fünfzehnten Jahre ab geradewegs ins Grab hinein tanzt, heute bei Tortoni im Champagner schwelgt, die Louisdor zum Fenster hinauswirft und dann, wenn plötzlich Ebbe eingetreten ist, sich von morgen ab vielleicht vier Wochen hindurch von der elendesten Kost nährt, die Nächte in den Quadrillen versubelt nnd sich bei Tage mit Brustkaramellen säugt. Diese Welt begreift schon allein zwei Drittheile der weiblichen Bevölkerung von Paris in sich. — Ein einziger Blick in die Pariser Korsettläden enthüllt uns entsetzliche Geheimnisse und dennoch steht ganz Paris unter dem Blankscheite.

Eine sonderbare Mode kam im Jahre 1559 in Frankreich auf und machte gewaltigen Rumor unter den Schmächtigen und Dünnen in der Männerwelt. Man fand nämlich, daß ein dicker Bauch seinem Besitzer ein majestätisches Ansehen verschaffte, welches viel zur Vermehrung persönlicher Verdienste beitrage. Da forderten gemeinschaftlich ein Schneider und ein Tapezierer das spiellerige Jahrhundert in die Schranken, sie fertigten falsche Bäuche, die großen Beifall fanden. So ersetzte die Kunst des Schneiders die Leere der Küche.

Man hat berechnet, daß auf den Meeren ungefähr 150,000 Schiffe schwimmen, die Chinas und des Orients ungerechnet. Drei Viertheile gehören dem zivilisirten Westen und den Vereinigten Staaten an. An Bord dieser Fahrzeuge befinden sich über 80,000 Matrosen. Mit dem Orient und China kann man 1 Million Männer rechnen, die auf dem Wasser leben.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 184 Freitag, 3. August 1855.

Virginia oder Liebe und Opfer.

(Fortsetzung.)

Als er in sein Zimmer trat, war dasselbe leer; kein Chippeway- oder anderer Indianer war zu sehen. Mißtrauisch war der junge Oberst von allen Menschen am wenigsten, aber dieß Betragen, verbunden mit dem geheimnißvollen Ganzen des wunderlichen Boten, erregte doch seinen Verdacht. Eine militärische List vielleicht; aber wie konnte die es seyn? denn daß Virginia ihn gesandt, davon hatte er Brief und Siegel; daß aber diese feenhafte Jungfrau mit seinen Feinden im Bündniß seyn könnte, das war ein Gedanke, dessen leiseste Ahnung ihn mit Unwillen erfüllte.

Er schlug sich an die Brust und rief: „Wenn diese eine Betrügerin, so will ich die Strafe eines Spions leiden.“

Aber während Washington überall im Forts nachforschen ließ, befand sich der Chippeway-Indianer außerhalb desselben. Nachdem der Oberst mit dem Parlamentär das Zimmer verlassen hatte, stand der Bursche noch eine Zeitlang zitternd und sann, wie er dem Befehlshaber entgehen möge, wenn dieser zurückkehrend nun Rechenschaft über seine Zudringlichkeit von ihm fordern würde. Mehr in der Ungewißheit, was er thun solle, als mit festem Entschluß, verließ er das Zimmer, und da alle Wachen ihn, den erklärten Günstling des Obersten, frei gehen ließen, so schlüpfte er auch aus dem Forts. Hier aber nun irrte er umher, ohne zu wissen, ob er weiter fliehen oder zurückkehren sollte.

Der Mond stand mit seiner bleichen Scheibe am Himmelsdome und erhellte die Gegend rund umher. Der Bote hatte seine Augen auf das Forts gerichtet. Er sah, wie eine Wache von einigen Mann ausrückte und er glaubte, daß sie ausgesandt sey, ihn zu fangen. Mit einer Schnelligkeit, welche die Angst beflügelte, eilte er über die Ebene dem großen Walde zu, der links von dem Forts lag. Die Leute aber, die er gesehen hatte, kümmerten sich nicht um ihn. Es war der französische Offizier mit dem Dolmetscher und mit seiner Begleitung, welcher in das Zelt seines Befehlshabers zurückkehrte, um ihm Washingtons Antwort zu bringen.

11.

Die Flucht führte den Boten zu einer gigantischen Eichengruppe, welche mehr krumm und dicht verwachsen, als stolz in die Höhe strebend, eine ungeheure Laube bildete, die in ihrem dichten Schatten ihm eine sichere Zuflucht zu gewähren schien. Der Boden in diesem Haine war sorgfältig geebnet, und eine Grube, in welcher frische Reiser aufgehäuft waren, belehrten ihn bald, daß die Indianerstämme diesen Ort zu einem Rathshain ersehen hatten, in welchem bei dem Berathungsfeuer und der Friedenspfeife die Angelegenheiten eines Stammes oder einer Nation von den Häuptlingen derselben erörtert wurden.

Mit einer Ehrfurcht, welche den frommen Christen erfüllt, wenn er durch seine Kirche schreitet, ging der Bote in dieser Laube umher und untersuchte deren Oertlichkeit genau; dann ließ er sich in einer Ecke derselben nieder.

Er saß eine geraume Zeit gegen den Ausgang des Hains gerichtet, als er über die Ebene im Schein des Mondes Schatten schweben sah, welche die einsame Gegend mit gespenstischem Grauen belebten; er stand zitternd auf, um in den Vordergrund der Laube zu treten und zu sehen, welche Körper diese Schatten erzeugten. Da sah er einen Trupp Indianerhäuptlinge auf den Ort zueilen, wo er sich befand. Er sann einen Augenblick, ob er fliehen wolle oder bleiben. Aber die Zeit zur Flucht war schon zu kurz, denn die Häuptlinge schritten zu schnell daher, als daß sie ihn nicht hätten sehen müssen. Er ging also zurück in den Hintergrund des Haines und stellte sich hinter den Stamm einer mächtigen Eiche.

Bald darauf waren die Indianer im Innern des Hains; sie sprachen mit einander und an ihren Stimmen erkannte der Chippewaybursche, wie er glaubte, Bekannte. Die Häuptlinge hatten die Berathungspfeife mit sich und zündeten alsbald das Feuer in der Grube an, um sich um dasselbe

zu setzen. Zuvor aber nahm Einer derselben einen leuchtenden Brand, um, wie er zu seinen Genossen sagte, zu untersuchen, ob auch ein böser Geist oder gar ein Feind im heiligen Rathshain sich verberge, um ihre Berathungen zu erlauschen. Mit der natürlichen Fackel ging er also an den Stämmen herum, welche den Hain bildeten und forschte am Boden umher. Das Herz des Chippewayboten klopfte so laut, daß ein Nahestehender es hätte hören können. Mit fast übermenschlicher Kraft, zu der die auf's Höchste gestiegene Angst ihn erstarkte, hielt er den Athem an sich, als er die Wärme des Feuerbrandes an seinen Wangen fühlte, als der Häuptling den Stamm beschaute, hinter welchem er stand; und er drückte sich so fest an denselben, daß man ihn fast wenn er gesehen worden wäre, für einen Auswuchs des mächtigen Stammes hätte halten mögen.

Der Visitator bückte sich neben dem Baum nieder, als untersuche er, ob sich Fußspuren auf dem Boden zeigten. Der Bote empfand eine Hölle der Angst, die sich nicht beschreiben läßt. Mit höchster Seelenqual verwünschte er seine Flucht aus dem Forts, seine Flucht vor dem edlen und wackern Mann, der ihn vor dem Spott der Irokesen, vor dem Muthwillen der Offiziere durch sein Wohlwollen geschützt hatte. Währenddeß hatte sich der Indianer erhoben und ein anderer der Häuptlinge rief: „da kommt Kiyaschuta!"

Der Geängstete hinter dem Eichstamm fuhr bei dem Ausruf dieses Namens, wie von einem elektrischen Schlage gerührt, zusammen; diese nicht ohne leises Gräusch gemachte Bewegung hätte ihn dem Häuptling, der die Lokalität untersuchte, verrathen müssen. Glücklicherweise hatte diesen die Ankunft des jugendlichen Häuptlings so sehr in Anspruch genommen, daß er auf nichts weiter Acht gab.

Es währte nicht lange, so erschien Kiyaschuta mit noch einigen Kriegern der Nation. Er erhielt sogleich die Pfeife und nach seinem Beispiele setzten sich Alle neben dem hellflackernden Feuer der Grube. Der Bote hinter dem Stamm wagte von Zeit zu Zeit von seinem Versteck aus die Gruppe zu überblicken, und es kam ihm vor, als wenn hier ein lebendes Bild der Hölle sey, das dichte, grauenhafte Dunkel, erhellt von dem qualmigrothen Feuer der frischen Reiser; in der Mitte die Sitzung der dämonischen Geister und hinter denselben der blasse, zitternde, gespenstische Mondschein, der die Flamme der Grube so wundersam geisterhaft schwächte.

Nach einer längern Pause sprach einer der Indianer-Häuptlinge:

„Kiyaschuta, der stolze Häuptling, hat geraucht; er möge reden, denn die Ohren seiner Brüder harren seiner Worte.

Kiyaschuta erhob sich, indem er die Pfeife einem andern gab. „Meine Brüder," sagte er, „mein Herz ist voll Verwirrung, und ich möchte wissen, ob der große Geist mein Ohr mit Trug erfüllt hat, denn ich vernahm, seit die Feuerröhren nicht mehr donnern, Dinge, die mich stutzen machen. Als ich den großen Häuptling der rothröckigen Bleichgesichter unserer Feinde, eben packen wollte, wie er der Letzte war Derer, die in das befestigte Dorf vor unsern Schlachtbeilen sich verkriechen mußten, da erscholl eine Stimme, Brüder, welche nur ein Wesen, das schönste, lieblichste Mädchen an den schönen Ufern nachzuahmen versteht, und doch sah ich nur einen Burschen bei ihm, der zu schlecht ist und zu gering, um von eines Häuptlings Zunge genannt zu werden. Ich stand wie vom bösen Geist gelähmt und erst als er längst drinnen war, ward es mir klar, daß Virginia, die vom Grabe ihrer Eltern verschwand, ebensowohl die Farbe eines schmutzigen Chippewayers wie die eines seligen Geistes um ihre Hülle werfen konnte."

Die Häuptlinge schwiegen alle nachdenklich. Das Herz des jungen Boten hinter dem Eichenstamm pochte gewaltiger; seine Knie zitterten, er mußte sich am Baume halten, um nicht zu wanken.

„Was hörte Kiyaschuta ferner?" fragte ein anderer Häuptling.

Der junge Anführer erhob seine Gestalt, er warf seinen Shawl zurück, daß Schulter und Brust nackend ward.

„Euer Blut ist umsonst vergossen," sagte er, „die Franzosen sind Freunde der Rothröcke geworden. Ihr könnt gehen und eure Hütten abtragen! Die Bundesgenossen brauchen euch nicht!"

Als Alle schwiegen, fuhr er mit erhöhter Stimme fort:

„Ruhmvolle Häuptlinge! die Blaßgesichter sind Weiber, deßhalb haben sie das Feuerrohr erfunden und den ferntreffenden Blitz, damit das Blut, das der Wunde eines Mannes entquillt, nicht ihre feige Seele erschrecke.

(Fortsetzung folgt.)

Eine dunkle That.

(Schluß.)

Schon an demselben Tage hatte Zerline den Inhalt genossen und was Wunder, wenn der beobachtende Krämer in seiner Tochter eine aufkeimende Neigung für den von ihm ihr Bestimmten wahrnehmen wollte. Allein, es hätte wahrscheinlich des Zaubertrankes nicht bedurft! Aus kindlicher Liebe hatte das Mädchen beschlossen, wie ein Brief an Alf beweiset, ihren Vater zu retten und sich zum Opfer zu bringen. Der Krämer aber in dem Wahn,

der Trank habe das bewirkt, beschenkte die Alte reichlich.

Vier Wochen später schwankte Zerline an der Seite ihres ungeliebten Bräutigams in die Kirche, an den Altar, wo der Geistliche des Orts der Verlobten harrte. Eine tiefe Stille herrschte im Gotteshause und unter der anwesenden Volksmenge. Als der Prediger die Ringe gewechselt und Zerline mit leisem Kopfnicken dessen Frage beantwortet hatte, klang ein tiefer, langer Seufzer durch die Kirche, gleich einer warnenden Geisterstimme. Heftig bebte die Braut zusammen und fiel in demselben Augenblick zurück in die Arme des Vaters. Ein Schrecken ergriff alle Anwesenden und mit wahrer Theilnahme blickten Alle auf das blasse, hübsche Mädchen, das mit starren Augen nach einem Pfeiler fortwährend schaute, an dem der Jäger Alf, nachlässig in seinen Mantel gehüllt, lehnte. Nachdem er noch einen Blick ihr zugeworfen, verließ er hastig die Kirche. — Zerline wurde ebenfalls eiligst in ihre Wohnung gebracht, wo sich die Hochzeitsgäste bereits zahlreich versammelt hatten. Die junge Frau erwiderte auf die vielen an sie gerichteten Glückwünsche kein Wort; stumm saß sie neben ihrem ihr aufgezwungenen Gatten, der die Aufmerksamkeit selbst war. So kam der Abend heran und mit ihm Musik und Tanz. Zerline, die an dem Tanz keinen Antheil nahm, stellte sich ans Fenster und blickte schwermuthsvoll in die schöne Abendlandschaft hinaus; unwillkürlich dachte sie zurück an die goldene Zeit, wo sie mit Alf oft lustwandelte. Eine Thräne schlich sich ihr ins Auge. Der Mond schwamm klar am Himmel, war aber eben so blaß wie die junge Frau. Eben hatte sie den einen Arm auf die Fensterbank gestützt und das Fenster geöffnet, als ihr Gatte zu ihr trat, den Arm um sie schlang und sie in affektirten Worten bat, Theil an dem Tanze zu nehmen, da sie doch sonst gerne Terpsichoren gehuldigt. Kaum merklich schüttelte die junge Frau das reiche Lockenhaupt, legte sich weiter zum Fenster hinaus und blickte wie betend zum azurnen Himmel empor; da blitzt es auf, ein Knall erfolgt und die junge Frau liegt todt zu den Füßen ihres bestürzten Gatten in ihrem Blute.“

„Welch' allgemeines Wehklagen im Hochzeitshause erfolgte,“ schloß der Kriminalrath, nach der Uhr sehend, „können Sie sich selbst denken; ich übergehe den Tumult. Eilige Nachsuchungen, dem Mörder auf die Spur zu kommen, fanden von allen Seiten statt und man fand, dem Hochzeitshause gegenüber an das Wachhaus gelehnt, eine in einen Mantel gehüllte Gestalt. Es war der Jäger Alf; er war an der linken Schulter verwundet und ein Pistol lag neben ihm. Allgemein wurde er für Zerlinens Mörder gehalten. Man brachte ihn in Verwahrung und die Sache wird nun kriminell behandelt. Alf ist von seiner Wunde geheilt, will aber von einem Morde an seiner ehemaligen Braut von seiner Seite durchaus nichts wissen; nur seinem eigenen elenden Daseyn wollte er ein Ende machen. Wie er dieß verfehlt, kann er nicht begreifen. Welche Wendung die Sache nimmt, werden die Verhöre fernerhin lehren.“

Hier traten des Kriminalraths Gattin und Tochter wieder ins Zimmer, und da es bereits spät war und wir insgesammt am andern Tage den Brocken besteigen wollten, trennten wir uns.

Acht Wochen nach der beendigten Harzreise erhielt ich von dem Kriminalrath einen Brief, in dem er mir die Verlobung seiner Tochter anzeigte und als Nachschrift mir Folgendes mittheilte: „Auf Ihre vielen Anfragen in bewußter Sache, kann ich Ihnen endlich erwidern, daß der Prozeß zu Ende ist und zwar hat der Jäger Alf dasselbe gewaltsam herbeigeführt: vorgestern fand man ihn todt in seinem Gefängnisse. Ob nun der wirkliche Mörder entdeckt wird, bleibt zu bezweifeln, nach meinem Dafürhalten ist Alf durchaus unschuldig an dem Tode Zerlinens.

Gedenkblume
auf das Grab von Fräulein Marie Müller.

Vergebens, vergebens wir trauern und weinen
Um eine Freundin, deren Blüth'
Zu frühe ein herbstliches Wehen schon raubte,
Da ihre Lebensflamm' verglüth,
Ihr Auge brach im lichten Scheine;
Sie ahnte ja, daß sie sich eine
Mit Gott, der sie zur Seligkeit
Schon führte in der Jugendzeit.

Warum nun noch weinen und jammern und klagen,
Da sie errang das höchste Ziel?
Für Leiden ihr winken die Freuden des Himmels,
Wo fern ist ird'sches Schmerzgefühl;
Sie hat errungen jenen Frieden,
Den ihr die Welt nicht konnte bieten.
Sie hat errungen Seligkeit
Nach vielen Schmerzen, herbem Leid. —

O trocknen wir unsere perlenden Augen
Und stillen uns'rer Seele Schmerz;
Sie ist ja verherrlicht vom göttlichen Vater,
Als sie den Blick wandt himmelwärts. —
O Freundin! die du ausgerungen,
Lebst ewig in Erinnerungen
Bis wir des Himmels Seligkeit
Erringen nach der Pilgerzeit

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die jetzige Organisation des Mormonen-Staates am großen Salzsee gibt der New-York Herald folgende Aufschlüsse: „Häupter des theokratischen Staates sind die drei ersten Präsidenten Brigham-Young, Kimball und Grant. Ersterer, der 70 Frauen hat, ist zugleich Prophet und Seher der Kongregation. Den drei Präsidenten folgen sieben Apostel, 2086 Mitglieder des Siebenziger-Rathes, 715 Oberpriester, 994 Aelteste und 514 Priester, 471 Monitoren und 227 Diakonen. Jede dieser priesterlichen Ordnungen hat ihren Vorsitzenden. Ferner gibt es einen Patriarchen, John Smith, einen Präsidenten der Säule von Zion und einen Staats-Historiker. 331 Mormonen-Missionäre sind über den Erdkreis verbreitet. In der April-Konferenz wurden 166 neue Missionäre erwählt, die sich zur Abreise rüsten. In dem Halbjahre vom September 1854 bis März 1855 erfolgten im Mormonen-Staate 965 Geburten, 268 Sterbfälle, 478 Taufen und 86 Exkommunikationen.“

[Wirkungen der Phantasie.] Erfahrungen beweisen, daß die Phantasie bei dem Menschen mehr des Abends als des Morgens spielt. Des Morgens herrscht der Verstand, der Alles kaltblütig untersucht und besonnen prüft; des Abends aber schwärmt die Einbildungskraft und der Mensch wird furchtsamer, und gibt sich eher dem Aberglauben hin. — Wer des Abends Etwas von Gespenstergeschichten erzählt, wer vom Tode spricht, hat sicher einen der Unterhaltung willkommenen Gegenstand gewählt. Am Morgen würde solcher schaal und abgeschmackt erscheinen und keinen Glauben finden. So lange der Mensch Herr seiner Phantasie ist, stellt er gründliche Untersuchungen an und macht treffende Bemerkungen; sobald er aber der Phantasie die Zügel schießen läßt, welches meist in den Abendstunden geschieht, wird er ein Raub des Abgeschmackten und huldigt dem Aberglauben mehr als sonst.

Aus Florenz wird unterm 20. Juli geschrieben: In der verflossenen Woche sind unter der Leitung der Professoren Antonelli und Cecchi auf der Leopold-Eisenbahn zahlreiche Versuche einer neuen Entdeckung auf dem Gebiet der Elektro-Telegraphie angestellt worden, die von zwei Männern aus Bologna herrührt. Der Erfolg soll den Erwartungen entsprochen haben. Die Vortheile dieser Neuerungen bestehen, wie man sagt, in der Verminderung der seither gewohnten Konstruktions- und Unterhaltungsspesen, in der Unveränderlichkeit gegen athmosphärische Einflüsse und der Leichtigkeit der Anwendung auf unterseeische Linien und Signale zwischen Wagenzügen und Stationen.

Die Volksverwahrlosung wächst in England durch den Hang zum Trunk ins Unendliche. Die Trunksucht ist der verheerendste Dämon Großbritaniens. In London allein gibt es über 180,000 Säufer, und in dieser Stadt werden allein jährlich 3 Millionen Pfund (über 20 Millionen Thaler) für Branntwein vergeudet. In Edinburg gibt es 1000 Branntweinschenken, und es lassen sich in dieser Stadt von 27,000 Fällen der Verarmung 20,000 auf den Trunk zurückführen. Man will in London beobachtet haben, daß von 1271 Wahnsinnigen in der Hauptstadt mehr als die Hälfte ihren Verstand durch den Trunk verloren. Von 550 jugendlichen Verbrechern sind 400 ein Opfer der Trunksucht.

Was der englische Genius nicht noch Alles in der Mechanik erfindet! Das Neueste ist, wie der Atlas berichtet, eine Vorrichtung, welche den Hühnern das Zerkratzen der Gartenbeete unmöglich macht. Sie besteht in einem langen Sporn, den man dem Huhn hinten ans Bein bindet, und der, sobald dasselbe sich zum Kratzen anschickt, wie ein Anker in den Boden fällt, und den Vogel nöthigt, den Fuß sanft weiter vorn aufzusetzen. Die Henne versucht von Neuem zu kratzen, aber mit gleichem Erfolg, und ehe sie sich's versieht, hat die Maschine sie aus dem Garten „hinausgegangen.“ Zur Zeit der Hahnenkämpfe bespornte man in England bloß die Hähne; nun kommen auch die Hennen daran.

Eine einträgliche Steuer könnte jetzt der Staat gewinnen, wenn das Verfahren wieder in Anwendung gebracht wurde, so unter der Regierung der Königin Elisabeth von England geschah. Da mußte nämlich Jeder, so den öffentlichen Gottesdienst einen Monat lang versäumte, eine Strafe von 28 Pfund St. bezahlen, das sind nach unserm Gelde über 168 Thaler.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.

Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 185 Samstag, 4. August 1855.

Virginia oder Liebe und Opfer.

(Fortsetzung.)

„Der große Häuptling der schwatzenden Franzosen will nicht, daß das Dorf der Rothröcke aufsteige in Flammen und die Erde von dem Blut unserer Feinde die Farbe ihrer Röcke erhalte. Er hat einen seiner Mithäuptlinge abgesandt, daß er auf dem bekritzelten Papier dem goldschultrigen Rothrock die Friedensbedingungen bringe, und diese sind, daß er mit dem Frühroth des Morgens unter Sang und Klang abmarschire, dem Sieger nichts lassend, als die halben Baumstämme, von denen der Wald uns Tausende jeden Tag bietet. Die Bleichgesichter rühmen sich der Weisheit: wo ist ihre Weisheit? würde je ein Rothgesicht in solch' albernen Vertrag eingegangen seyn? Was sollen wir aber nun thun, ruhmvolle Männer der Nation? Wir wollen dem Feind den Wampum *) zeigen, statt des Tomahawk, die Pfeife statt des Feuerrohrs!"

Er schwieg und setzte sich. Nach einer Pause erhob sich der, welcher nach ihm die Pfeife gehabt:

„Ihr Männer der Lenni-Lennap's", sprach dieser, „als John Penn, der Sohn des Bruders Onas, den Stämmen das Land gegen die großen Seer zu abkaufte, erhielt er eine Gränze von anderthalb Tagereisen eines Fußgängers. Ihr Alle wißt es, daß er die stärksten Menschen der Weißen aussuchte und mit zauberischem Schiffszeichen (Kompaß) in der Hand, sie Wege gehen hieß, die er zuvor hatte bahnen lassen. Das war Betrug und die Nation verwarf den Handel. Ist das kein Betrug, daß uns jetzt genommen werden soll der Lohn unserer Hände? Die weißen Männer bekämpfen sich, so lange sie unter sich etwas haben; Brüder, wenn es darauf ankömmt, der Nation der Lenni-Lennap's zu schaden, so sind sie einig. Aber wird die Nation sich diese Einigung gefallen lassen? Sind unsere Beile plötzlich stumpf, unsere Knie steif, unsere Augen blind geworden? Der Häuptling der Geschwätzigen mag Frieden schließen, wir nicht; wir greifen die Feinde an, wo wir sie treffen, seyen es Irokesen oder seyen es rothröckige Bleichgesichter."

Ein Dritter erhob sich jetzt. „Häuptlinge," sagte er, „die ihr jeder mehr Kopfshäute der Feinde habt, als ihr Jahre zählt, die Bleichen nennen dieß Losschlagen und Friedenmachen ohne Grund Politik. So laßt auch uns jetzt Politik besitzen. Laßt uns die Einen gegen die Andern so lange hetzen, bis sie sich Beide aufreiben und schwächen, damit sie uns nicht mehr schaden mögen. Kein braver Mann hat eine andere Meinung in diesem Kreise. Aber die Zeit ist kurz. Es wolle Kiyaschuta, dem großen Häuptling, gefallen, uns seine Meinung zu sagen."

Der junge Indianer erhob sich wiederum, er hatte sein Schlachtbeil aus dem Gürtel genommen und sich in eine kriegerische Stellung gebracht, ein furchtbares Sinnbild des Krieges.

„So ist es," sagte er, „und nichts ist gerechter, nichts klüger, als daß wir einen Unterdrücker durch den andern austreiben. Die Rothröcke sind jetzt die zahlreichsten, wenn man vom Meer, wo meine Ahnen wohnten, bis zu dem großen Strom geht, der in dasselbe Meer fließt*). Sie müssen also zuerst fallen. So hört nun: die Engländer und Kolonisten sind Weiber, wenn sie kein Haupt haben, wie das des jungen Häuptlings, der gestern gekämpft hat wie ein Lenni-Lennape. Dieser goldschultrige Krieger aber hat nur ein Leben, und dieß Leben ist nicht zu theuer, für unsere Flinten!"

Ein einstimmiges Murmeln folgte diesem Vorschlage.

Kiyaschuta fuhr fort:

„Häuptlinge der Nation, ihr kennt diesen gewaltigen Krieger ja Alle, denn ihr sahet ihn, als er, ehe der letzte Winter die Eichen kahl machte, eure Flüsse und Dörfer besuchte, fast noch ein bartloser Knabe. Damals bewundertet ihr seine holde Gestalt und sein einschmeichelndes Wort! Dieß

*) Das Wampum, ein Halsband, wie die Pfeife, ist ein Zeichen des Friedens.

*) Vom Golf von Mexiko bis zum St. Lorenzenstrom.

Wort ist betrügerisch wie das Moos, das auf dem Sumpfe schwimmt. Er kam, uns zu bekriegen. Wir haben ihn gesehen, an der Spitze seiner Krieger dem Blitz gebietend und dem Donner. Wir werden ihn sehen, den Letzten auf dem Rückzug; da wird eure Flinte ihn leicht treffen. Ist das Haupt gefallen, so stürzen unsere Krieger sich auf die Fliehenden, damit ihnen die Beute werde und uns die Rache!"

Ein abermaliger Beifallruf ertönte; Kiyaschuta eine noch drohendere Gestalt annehmend, hob mit gesteigertem Ton und schnellerem Redefluß wiederum an:

„Niemand, ruhmvolle Häupter, dürstet mehr nach Rache, wie Kiyaschuta, denn der betrügerische Weiße stahl mir die Neigung der schönsten Jungfrau, den Frieden meiner Hütte, die Hoffnung meiner Zukunft. Meine Hand verlangt ihn zu treffen, wie meine Zunge nach seinem Blute lechzt. Darum werden meine Brüder, bevor sie ihn tödten, sehen, ob mein Feuerrohr nahe ist. O, könnten wir ihn lebend haschen, daß wir ihn in unsere Wälder schleppten und sein Opfer unser Siegesfest erhöhte! Daß unsere Weiber und Kinder ihn verspotten, bevor Der seine Kopfhaut erhält, der ihn lebend fing! Daß unsere Weiber und Kinder von seinem Blut trinken, bevor wir beim Siegesfest sein weiches Fleisch verzehren und der Tapferste von uns sein Herz speist!"

Die Krieger, zu denen er geredet, sprangen rasch empor. Jeder von ihnen schwang seinen Tomahawk um's Haupt und ein wüthender Kriegsgesang erscholl, der dem armen Chippeway-Indianer das Herz im Leibe zittern machte. Zu dem Gesang gesellte sich dann der Tanz, der in grottesken Sprüngen um die Feuergrube ausgeführt ward.

Als das Feuer fast erloschen war, endete der Tanz und Kiyaschuta sprach: „Wohlan, tapfere und großherzige Häuptlinge, Stolz und Zierde der Nation, so stellt eure Krieger längs dem Wege, den die stummen Rothröcke des jungen Adlers ziehen müssen; die Gräser und Bäume verbergen unsere Pfeile und Flinten und selbst zurückweichend ist doch die Beute unser. Jeder aber schone des schmutzigen Chippewayerknaben, ich muß ihn lebend haben! So kommt, laßt uns eilen! Der große Geist schenke uns unsere Feinde!"

Er sprach's und ging voran; ihm folgten die übrigen Häuptlinge, alle große, martialische Männer, die, als sie im Mondenschein über die Ebene hierhin und dorthin sich vertheilten, dem Furchtsamen als Waldteufel erscheinen mochten; und der lange Schatten, den jeder Körper auf die Matte warf, erhöhte das Grauenvolle ihrer Erscheinung nicht wenig.

Bald waren sie verschwunden und die Gegend wieder still, wie zuvor. Aus der Ferne im Walde tönte das Geheul und Gebrüll der Bestien, das Gekrächze der nächtlichen Raubvögel und das Brausen des Windes in den riesigen Wipfeln der Eichen, Fichten und anderer Bäume des Urwaldes. Auf der andern Seite brannten die Feuer im Bivouak der Franzosen, und in deren geisterhaftem Scheine sah man hin und her die dunklen Gestalten der Schildwachen schreiten. Nicht minder waren im Forts die Zeichen der Wachsamkeit, die nächtlichen Wachtfeuer an dem Schein zu erkennen, der sich in der Luft von ihnen abspiegelte.

Die große Stille im Rathshain ward jetzt durch den Chippeway-Indianer unterbrochen, welcher den Stamm der Eiche verließ. Er setzte sich neben die Feuergrube, um an den erlöschenden Reisern seine Glieder zu erwärmen. Nachdem er sich auf diese Weise etwas gesammelt, warf er sich auf die Kniee und betete abermals mit stummer Lippe. Thränen strömten bei dieser Handlung der Andacht aus den Augen des jungen Menschen, der in dieser kriegerischen Wildniß ganz verlassen war; es dauerte lange, ehe der Strom der Augen aufhörte zu fließen, und der letzte Funke war verloschen in der Grube, der Mond senkte seine Scheibe bereits am Himmel als er sich erhob und fast laufenden Schrittes dem Forts, das er vor einigen Stunden verlassen hatte, zueilte.

(Fortsetzung folgt.)

Professor Bock über das Mittagsschläfchen.

Im zweiten Theile seines Buches vom gesunden und kranken Menschen sagt der Verfasser u. And. Folgendes:

Nach dem Essen sollst Du stehen oder tausend Schritt weit gehen, sagt eine alte Gesundheitsregel. Aber wie vieles Alte, so ist auch diese Regel aus Großmutters Handkörbchen nicht viel werth und umzuändern in „nach dem Essen sollst Du ruhn oder auch ein Schläfchen thun." Um die Wahrheit und Vortheile dieser Regel in das hellste Licht zu setzen, brauchte man nur an das Gebahren der Thiere nach dem Fressen zu erinnern, die, was die Verdauung anbetrifft, wirklich nicht unvernünftiger als die Menschen sind und recht wohl wissen, was dabei nutzt. In welcher behaglichen Lage verdaut aber nicht Hund und Katze, Ochs und Schwein, und nach dem Trinken schläft da nicht gleich der Säugling ein? Auch gibt uns die Natur selbst einen Fingerzeig, indem sie nach dem Essen eine bisweilen kaum zu bezwingende Neigung zum Ruhen und Schlafen in uns erwachen läßt. Auch die Versuche

sprechen dafür, welche man zu diesem Zwecke anstellte. Es wurden nämlich gesunde Jagdhunde von derselben Konstitution gleich gut gefüttert und nun erlaubte man einigen das gewöhnliche Schläfchen, andere mußten sich dagegen müßig bewegen und noch andere wurden tüchtig abgehetzt. Was war das Resultat, als man nach einiger Zeit die Magen dieser Hunde untersuchte? Die da geschlafen, hatten schon prächtig verdaut, während bei denen, die zur Bewegung gezwungen worden waren, die Verdauung noch im Beginne war. Die Spanier und Italiener befinden sich bei ihrer Siesta äußerst wohl. — Daß der Magen sich beim Ruhen gleich nach dem Essen wohlbefindet, kommt wohl daher, daß derselbe sofort nach seiner Füllung keine bedeutenderen Bewegungen macht, sondern erst wenn das Genossene in Speisebrei verwandelt worden ist, was nach der Verdaulichkeit der Nahrungsmittel in einigen (1—6) Stunden geschieht. Jetzt erst fängt er an mit Hülfe seiner muskulösen Wand wurmförmige Bewegungen zu machen, um dadurch den Speisebrei aus seiner Höhle in den Darmkanal zu treiben. Diese wurmförmigen (oder peristaltischen) Bewegungen können durch Bewegungen willkürlicher Muskeln unterstützt werden, weßhalb auch Bewegung einige Stunden nach dem Essen das Fortschaffen des Speisebreies aus dem Magen unterstützen kann. — Der Schlaf ist im gesunden Zustande ein vollkommenes Unthätigseyn des Gehirns, also desjenigen Organs, durch welches wir Bewußtseyn, Verstand, Gefühl und Willen besitzen und mit dessen Hülfe wir unsere Sinne gebrauchen, empfinden und Bewegungen nach unserm Willen ausführen können. Dieses Organ muß natürlich während des Wachens fortwährend in Thätigkeit seyn und wird bei sogenannten Kopfarbeiten und starken gemüthlichen Eindrücken am meisten angestrengt. Es kann nun aber ein Organ seine Pflichten nur dann ordentlich erfüllen, wenn es für diejenigen Bestandtheile, die sich bei seinem Thätigseyn abnutzen, durch das Blut neue zugeführt bekommt und sich durch diese gewissermassen verjüngt. Die Verjüngung ist jedoch bloß bei der gehörigen Ruhe des Organs möglich und der Schlaf ist nun eben die Ruhe für das Gehirn, in welcher sich dieses verjüngt, von seinen Anstrengungen erholt, so wie für neues Thätigseyn geschickt macht. Der Schlaf kommt also nur dem Gehirne zu und bietet demselben die nothwendige Erholung von seiner Thätigkeit dar. Diese Erholung durch den Schlaf ist aber um so nothwendiger, je mehr die Thätigkeit des Gehirns in Anspruch genommen wurde. Während des Schlafes gehen die Funktionen, aller der Organe, welche zur Ernährung des Körpers dienen, ruhig fort, denn diese brauchen nicht zu schlafen, weil ihr Thätigseyn stets in Absätzen und nicht in ganz ununterbrochenem Gange, wie das des Gehirns beim Wachen, vor sich geht. — Das **Mittagsschläfchen bietet sonach einen doppelten Vortheil**, einmal den einer bessern Verdauung, sodann den einer Erholung des Gehirns. Es wird deßhalb ganz besonders Solchen anzurathen seyn, welche vor dem Essen geistig sehr thätig waren, gemüthlich angegriffen wurden, starke Sinneseindrücke erduldeten und anstrengend Muskelbewegungen vornahmen, so wie überhaupt Solchen, die einen schwachen Körperbau haben und an Blutarmuth und sogenannter Nervenschwäche (Nervosität) leiden. — Als heilsam kann nun aber das Mittagsschläfchen nur dann empfohlen werden, wenn es mit den gehörigen Einschränkungen geschlafen wird. Zuvörderst muß es ein Schläfchen bleiben und nicht in einen langen Schlaf ausarten; ein halbes bis ganzes Stündchen reicht vollständig dazu hin. Denn beim langen Schlafe wird die Verdauung gerade verzögert, weßhalb es auch unzweckmäßig ist, kurz vor dem Nachtschlafen eine reichliche Mahlzeit zu halten. Sodann thut man auch gut, das Mittagsschläfchen mit etwas erhobenem Oberkörper (in einem sogenannten Großvaterstuhle), nicht der Länge nach ausgestreckt, zu halten und, was vorzugsweis zu beobachten ist, spirituöse Getränke, die beim Essen genossen wurden, vor dem Schläfchen erst etwas aus dem Körper verfliegen zu lassen. Es taugt gar nichts, sich mit einem Räuschchen schlafen zu legen.

Mannigfaltigkeiten.

Die Berliner Gerichtszeitung erzählt folgenden hübschen Vorfall: Einen Berliner, als Vertheidiger vielfach gesuchten Rechtsanwalt sah man unlängst vor dem Ley'schen Bierlokale in der Schönhauser Allee, sehr eifrig mit dem Verkauf von Zimmt- und Salzprätzeln, die vor ihm in einem Korbe standen, beschäftigt. Diese Erscheinung machte großes Aufsehen und erregte zugleich einen so bedeutenden Zulauf, daß der nicht unbedeutende Vorrath bald erschöpft und der Korb bis auf den Grund geleert war. Man fragte den glücklichen Handelsmann scherzhaft, ob er sein einträgliches Amt aufgegeben und dafür einen Hausirhandel angefangen habe, und erhielt die lakonische Antwort: „Eine Freundschaft ist der andern werth.“ Diese Sache klärte sich nachher auf. Der glückliche Handelsmann war um eine Droschke in Verlegenheit gewesen, und die Höckerin, welcher der Kram gehörte, hatte dieß bemerkt. In dankbarer Erinnerung daran, daß ihr auch einmal der Herr Rechtsanwalt aus einer Verlegenheit geholfen, eilte sie, unbekümmert um ihre Waare, die ihr ganzes Vermögen

ausmachte, und des Widerspruchs des Rechtsanwaltes ungeachtet, dahin und kehrte glücklich mit einer Droschke heim. Damit nun der Frau aus ihrer Dienstfertigkeit kein Schaden erwachse, übernahm der Rechtsanwalt Anfangs die Aufsicht und nach geschehener Anfrage auch den Verkauf der Präzeln. Die Frau war bei ihrer Rückkehr nicht wenig beglückt darüber, nicht nur ihre Waare schnell verkauft zu haben, sondern auch in dem Erlöse für dieselbe noch fünf Groschen über den Verkaufspreis zu finden. Dieser Mehrbetrag war von dem improvisirten Verkäufer hinzugethan, um ein Manko, das möglicher Weise durch seine Geschäftsunkenntniß entstanden seyn möchte, zu decken.

[Ueber die Durchstechung des Isthmus von Suez.] Man hatte bereits befürchtet, der Kanalbau vom Arabischen nach dem Mittelmeere möchte das Schicksal der ehemaligen Kanäle vom Nil ins rothe Meer erleiden, die unter dem Achämeniden Darios das Erstemal, und unter den Ptolemäern das andere Mal vollende wurden, nämlich, daß sie vom Wüstenflugsande verschüttet würden. Graf d'Escayrac, französischer Generalkonsul in Kairo, hat aber am 5. Februar d. J. an den Nestor der europäischen Geographen, A. M. Jomard in Paris, ein Schreiben gerichtet, worin er diese Befürchtungen widerlegt. Die letzte Expedition unter Herrn Lesseps, welche den Isthmus besuchte, fand den Boden so hart, daß sie noch die Spuren der verschiedenen Lagerplätze des Herrn Bourdaloue (1847) und Linant-Bey erkannt haben will. Auch auf der Straße von Kairo nach Suez wurde keine Bewegung von Sand wargenommen. Von Suez nach den Bitterseen finden sich keine Dünen; zwischen den Bitterseen und dem Mittelländischen Meere gibt es zwar einige, allein der projektirte Kanal wird sie weder durchschneiden, noch in ihrer Nähe hingeführt werden, sondern eine bedeutende Strecke westlicher laufen. Diese Dünen werden von Nordwestwinden angehäuft und rücken daher in südöstlicher Richtung fort. Der alte Kanal ging übrigens vom Nil und nicht vom Mittelmeere aus in den arabischen Meerbusen. Wenn er daher oft verschlammte, so geschah es, weil das Wasser nur zu einer bestimmten Jahreszeit, nicht beständig hineintrat. Gänzlich aufgegeben worden sey er aber aus politischen Rücksichten, die heutigen Tages gänzlich weggefallen sind.

[Beethoven und die Spinne.] Ludwig von Beethoven, gest. zu Wien 1827, phantasirte schon als Knabe auf dem Fortepiano, mehr aber noch auf der Violine, und er that dieß oft in seinem einsamen Zimmer mit solchem Eifer, daß er darüber alle Lebensbedürfnisse vergaß, und ihn dann seine Mutter scheltend zum Mittag- oder Abendessen abrufen mußte. Einst sah sie bei solcher Gelegenheit, wie er, auf der Geige spielend, in der Mitte des Zimmers stand, und ward mit Schrecken gewahr, daß eine Spinne, von der Decke herabhängend, sich über der Violine schwebend erhielt. Aus Widerwillen und Verdruß schleuderte sie die Spinne auf die Erde und zertrat sie mit dem Fuße. Beethoven von Natur cholerisch, warf im überwallenden Zorn die Geige der Mutter vor die Füße, trat sie in Stücke und hat nie wieder auf diesem Instrumente gespielt. Diese Spinne war seine einzige Zuhörerin in seiner Einsamkeit gewesen; er hatte sie durch seine Töne, wie Amphion, zu sich herablocken können — sie war ermordet!

Das „Siècle" enthält nach Privatberichten folgende Angaben: „Im Monat Juni wurden für die französische Armee nach der Krim geschickt: 9151 Pferde, 947 Maulthiere, 30 Büffel, 7374 Ochsen, 6800 Hämmel, 4904 Zentner Zwieback, 4204 Kisten dito, 6531 Zentner Mehl, 2232 Zentner Speck, 515 Zentner Kaffee, 1000 Zentner Zucker, 579 Zentner Reis, 23,421 Hektoliter Wein, 400 Kisten Branntwein, 5 Fässer dito, 13,807 Hektoliter Rum, 52,705 Zentner Gerste, 26,612 Zentner Heu, 1000 Strohsäcke, 25,000 Decken, 39,500 Erdsäcke, 2159 Reisig-Wellen zu Schanzkörben, 63,000 Kilogramme Lafetten und Räder, 100 Faß und 3 Ladungen Pulver, Raketen u. s. w., 332 Kisten Artillerie-Munition, 4700 Bomben, 15,000 Kanonenkugeln, 14,500 Granaten, 700 Kisten mit 2,514,634 Patronen u. s. w."

Ein russischer Feldgeistlicher erhielt kürzlich das Georgenkreuz, einen für Nichtmilitäre sehr ungewöhnlichen Orden. Der Geistliche war in der Nacht vom 22. zum 23. März mit dem Kreuze in der Hand und in sein geistliches Gewand gekleidet, vor der Kamtschatkalunett erschienen, als die Russen vor dem Feinde zu weichen begannen, und trieb sie mit feurigen Worten an. Die Russen stürzten abermals in den Feind und eroberten die erste und zweite Linie seiner Trancheen. Dabei wurde dem Geistlichen durch ein feindliches Bajonnet das Gewand zerrissen, durch eine Kugel ein Theil des Kreuzes abgeschossen, und er selbst kontusionirt.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei **Lisette Wailandt** in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 186 Montag, 6. August 1855.

Virginia oder Liebe und Opfer.

(Fortsetzung.)

12.

Die Kapitulation zwischen den Belagerten und den Belagerern war abgeschlossen; der Muth des jugendlichen Befehlshabers der Engländer hatte erlangt, was er gefordert: Abzug mit allen kriegerischen Ehren; der Parlamentär, der ihm die Unterschrift des feindlichen Befehlshabers gebracht, war bereits auf dem Rückwege und Washington mit den Anordnungen beschäftigt, welche zum Abmarsch mit Tagesanbruch erforderlich waren.

Die Entscheidung, welche ihr Schicksal auf diese Weise erhalten hatte, machte sowohl auf die Offiziere, wie auf die Gemeinen der königlichen Amerikaner einen so beruhigenden Eindruck, daß sich dem Schlafe überließ, wer nicht durch die Pflicht der Wache davon ausgeschlossen war. Auch die Stabsoffiziere, welche der Dienst nicht davon abhielt, folgten dem allgemeinen Beispiele, und Washington konnte endlich, nachdem er die nöthigen Befehle ertheilt, einen Augenblick sich in sein Zimmer zurückziehen, und sich den wunderbaren Gefühlen hingeben, die ihn durchdrangen.

Unterdeß war der Flüchtling aus dem Rathshain der Wilden unversehrt bei dem Fort wieder angekommen und wollte seiner Gewohnheit nach frei hineingehen. Allein die Schildwachen hatten vom Obersten, der über dessen plötzliches Verschwinden eine Unruhe empfand, deren Größe ihm selbst räthselhaft war, den Befehl erhalten, ihn zu arretiren, wo sie ihn träfen. Demzufolge wurde er jetzt angehalten und in das Zimmer des Befehlshabers geführt.

Washington saß am Tische, das Haupt sinnend in die Hand gestützt. Als der Flüchtling eingeführt ward, sprang er rasch auf und trat dicht vor ihn hin. Die Wache machte ihre Honneur und verließ sodann das Zimmer.

Zum Erstenmale, seit er den Chippewayburschen sah, faßte Oberst Washington ihn jetzt näher ins Auge; wunderbar ergriffen ward jetzt sein Herz, als er einem Blick begegnete, aus dem ihm das Bild der geliebten Virginia entgegenspiegelte; aber noch Anderes erregte in ihm die süßeste Sehnsucht; er sah durch die verwischte Tätowirung um die Augen eine Hautfarbe schimmern, deren sich die Urbewohner Amerika's nicht rühmen. Die Thränen, welche dieß geheimnißvolle Wesen vergoß, hatten die aufgetragene Farbe erweicht, und als der Aermel der Tunika die Thränen trocknen sollte, erwischte er zugleich die aufgelös'ten Farbetheile.

Mit ängstlicher Freude, mit fieberhafter Hast ergriff der Jüngling die Hand des Räthselhaften und da erst ward sein Herz wie mit Zauber erfüllt. Wie weich war diese Hand, wie rund und zart; wie zitterte sie in der seinen; sie wollte sich ihm langsam entziehen, aber Washington faßt den Arm, den eben so weichen und runden, den nicht minder zitternden.

Ahnungsvoll schob er jetzt schnell den Aermel zurück, der diesen Arm bedeckte, und ein freudiges „Ha!“ flog über seine Lippen. Die schmutziggelbe Haut reichte nur etwas über das Handgelenk, dann ward aber die reine, sanfte, weiße Haut sichtbar, die seine Virginia so sehr zierte.

Aber das dunkle Haar, den Ring, der den Mund so verunstaltete, wie paßte das zu dem theuren Mädchen? Den letzteren hob er empor und der liebliche Mund seiner Virginia war da. Das Haar konnte ja leicht gefärbt werden? Er glaubte und zweifelte, er fürchtete und hoffte, während das geheimnißvolle Wesen vor ihm mit zu Boden gesenktem Blicke zitterte, wie das Epheu, das sich vom Stamme losrankte.

Nicht minder fast bebte es ihm in der vom wunderbaren Drange der Gefühle durchwogten Brust; und gleichsam ihm selbst unbewußt, entschlüpfte ihm der fragende Ausruf: „Virginia?“

„O, Sir,“ lispelte die Jungfrau, unter lautem Schluchzen das Gesicht abwärts wendend, „o, Sir, verkennt mich nicht!“

„Dich verkennen?“ rief Washington und drückte die so plötzlich ihm wiedergegebene Geliebte in seine Arme; „o, wer könnte dich verkennen, und wäre deine Holdseligkeit noch unter viel häßlicherer Ge-

stalt versteckt, als womit du sie jetzt umhüllt hast! O, meine Virginia! aber wozu die lieblichste Lippe verderben mit diesem Ring, um sich unkenntlich zu machen?"

„Der Ring geht nicht durch die Lippe," entgegnete Virginia; „er drückt sich nur mit schwacher Federkraft in dieselben. Er ist leicht gelös't." Mit diesen Worten hatte sie ihren Mund von dem häßlichen Zierrath befreit.

„Und das Haar?" fragte der Jüngling neugierig weiter.

„Ich lernte früh von der Mutter des Indianers Krankheiten heilen, Wunden verbinden, Haare färben und andere solche Sachen."

„Und warum entwichst du mir, du himmlisches Mädchen, als ich dich vorhin überrascht hatte, wie du dich über mein Lager zu mir hinabgebeugt hattest!"

„Ich fürchtete, was nun geschehen ist," sagte Virginia; „ich fürchtete, du möchtest mich erkennen. Darum verließ ich das Fort; aber o! draußen sah und hörte ich so viel Schreckliches, daß ich mich glücklich schätzte, als ich das Fort wieder betrat."

„Du selbst also, du selbst warst der Bote deiner Botschaft!" rief Washington, und ich erkannte dich nicht gleich trotz deiner Vermummung!"

„Du warst zu sehr mit deiner Pflicht beschäftigt," versetzte Virginia, „und dann vermied ich sorgfältig, daß du mir in die Augen blicktest."

„Ja, dein Blick würde dich bald verrathen haben, denn er ist der Spiegel deiner Seele! Aber nun sage mir, meine Virginia, durch welches Opfer dächtest du mich denn vor den vermeitlichen Gefahren zu bewahren?"

„Vermeintlichen? O mein Washington, sie sind nicht eingebildet, diese Gefahren; gleich einem furchtbaren Gewitter, das am Gipfel des Laurelhills lagert, umziehen sie dein Haupt, und nur die größte Vorsicht kann Dich retten. Kiyaschuta hat geschworen, dich zu vernichten, dich zu tödten — o, noch Aergeres! meine Lippe wagt nicht das Entsetzliche auszusprechen, was er geschworen hat wider dich, weil ich dich liebe!"

„Droht mir keine andere Gefahr, als die von ihm kommt? Ich sollte glauben, mein geliebtes Mädchen, daß die dich nicht so sehr beunruhigen könnte, denn Kiyaschuta hat doch nicht mehr Köpfe, Arme und Füße wie ich! Oder glaubst du, weil das Kriegsglück gegen mich, weil der Feind mir dreifach überlegen ist, ich sey ein Schwächling — —"

„Nein, nein!" rief die Jungfrau. „Ich sah dich gestern kämpfen! ich sah dich wagen, denn ich blieb ja immer in deiner Nähe. Und daher weiß ich auch eben, wie unvorsichtig du bist, wenn es dein eigenes Leben gilt. Kiyaschuta hätte dich mehr denn einmal getroffen, wenn mein Schrei nicht Hülfe wider ihn für dich erweckt hätte."

„Nun, du Thörin," versetzte der junge Offizier, „das danke ich dir kaum. Wie viel leichter wär, es mir geworden, den Kampf um deinen Besitz sogleich zu entscheiden."

„O, du kennst Kiyaschuta nicht," sagte Virginia mit lebhafter Geberde; „er ist stark wie der Geier, der Bisonjunge zwischen seinen Klauen über die Felsen der Berge entführt; er ist gewaltig, wie der Sturm, der die stämmigsten Bäume des Waldes umwirft, grimmig, wie der Alligator, den viele Männer nicht zu bändigen vermögen. Kiyaschuta schwor dich zu verderben, wo du auch seyn möchtest; er wird dir folgen bis in die Paläste, von deren Pracht du mir erzählt hast, bis zu dem Meere, das seine Wellen von der neuen bis zur alten Welt wälzt, und sollte selbst die Woge dieses Meeres dich vor seiner Rache schirmen, er würde sich hineinstürzen in die Fluth, und dich verfolgen, so lange ein Athem in ihm ist."

„Und der glücklicherweise nicht unsterblich ist," sagte Washington lächelnd, „deßhalb sollte Virginia sein Kraft nicht allzu hoch anschlagen, denn alle Gewalt, die ein Ende hat, ist im Grunde eitel. Lassen wir den jungen Indianer versuchen, was er will; du aber sage mir, meine Geliebte, welcher Art das Opfer ist, das du gegen solche Gefahr einsetzen willst."

„Erst versprich mir," sagte Virginia, „daß du bei dem Rückzug, den du bald antreten wirst, dich immer in der Mitte der Deinen halten wolltest —"

„Du sollst in deren Mitte," versetzte er lächelnd; „allein was würden meine wackern Krieger denken, wenn sie sähen, daß ihr Feldherr zum furchtsamen Mädchen geworden?"

„Nein!" rief Virginia, „wo du bleibst, da laß auch mich seyn; ich hätte ja alle Angst und Gefahren bisher umsonst ausgestanden und müßte die, welche noch kommen werden, um so heftiger fürchten. Darum laß mich in der Mitte deiner Krieger, laß mich ganz in der angenommenen Gestalt des Chippeway-Indianers mit dir ziehen in deine schöne Heimath. Aber auch du weich' nicht von mir; bleibe an meiner Seite; deine Krieger haben deinen Muth zu oft gesehen, als daß sie nicht überzeugt wären, besondere Absichten halten dich neben mir."

„Meine Virginia weiß nicht, was sie bittet," entgegnete der Oberst. „Ich will dir jedes Opfer bringen, was ich zu leisten vermag, und wenn gleich ein geschlagener Feldherr, würde ich das letzte Atom der Gewalt, die mir verliehen ward, zur Erfüllung deines Wunsches hergeben. Meine Pflicht kann ich nicht opfern, ich würde ja deiner Achtung, deiner Liebe hinfort nicht würdig. Du, eine zarte Jungfrau, hast Wälder und Höhlen durchwandelt, in denen Tiger, Panther, Wölfe und Bären hausen, du hast uns furchtlos geführt durch Wildnisse, vor

denen das Herz starker Männer erbebte; du hast dich tausendfachen Gefahren Preis gegeben, um mein Leben zu retten; wie kann der Gedanke in dir aufsteigen, ich sollte aller Mannhaftigkeit, aller Ritterlichkeit vergessend mich verstecken hinter dem Schilde derer, die an meinem Beispiele ihren Muth und ihre Pflicht stärken sollen? Und ein Rückzug erfordert oft mehr Muth wie ein Sieg."

„Und noch mehr Muth erfordert es," sagte die Jungfrau, „den Schein des Muthes zu verläugnen."

„Kann Virginia die Schande eines Mannes wollen, den sie liebt? kann sie deßhalb etwas Unerlaubtes von ihm fordern, weil sie die Drohungen seines Widersachers und dessen Macht zu hoch anschlägt? dem sie die Macht einer Gottheit einzuräumen scheint?"

„Gewiß nicht!" rief Virginia, und trat einen Schritt von ihm zurück, um ihm mit lebhaften Gestikulationen die Erzählung von der Berathung der Wilden im Rathshain vorzutragen. Sie suchte das Schreckliche der Drohung durch ausdrucksvolle Betonung recht anschaulich zu machen, und verschwieg deßwegen auch nicht die Absicht Kiyaschuta's, seinen Nebenbuhler zu fangen, um ihn zu — fressen!

(Fortsetzung folgt.)

Die neuerfundene Waschmaschine.

Aus Berlin berichtet die Fr. Duncker'sche „Volkszeitung": Wir wollen unseren Lesern von einer Erfindung Bericht erstatten, welche uns geeignet scheint, ins bürgerliche und häusliche Leben einzugreifen, vielleicht sogar bis ins sittliche Leben hinein ihren Einfluß zu erstrecken; denn es handelt sich um eine Waschmaschine, die, wenn sie wirklich die gewünschten Erfolge erzielt, den bekannten Launen der Hausfrauen, wenn sie Wäsche haben, eine merkwürdige Wendung geben könnte, ja, es bis dahin zu bringen vermöchte, daß der Gatte nicht das Haus flieht, sobald sich die Gattin mehr zur Waschfrau, als zu ihm hingezogen fühlt.

Scherz bei Seite, die Erfindung ist interessant. Sie kommt aus Amerika, wo die Frauen wirklich in weit höherer Achtung stehen als bei uns, und deßhalb mannigfache Maschinen zu Gunsten ihres Daseyns ins Leben getreten sind. Die Nähmaschinen, namentlich die Weißzeug-Nähmaschinen, beginnen von dort her, wo man für die Gesundheit der Frauen sehr bedacht ist, sich auch bei uns einzubürgern. Vielleicht ist der Waschmaschine ein gleiches Loos beschieden zu Gunsten der weiblichen Arbeit und zu Gunsten ihrer guten Laune. Erfindet man dort noch gar eine Scheuermaschine, so könnte das Haus zum Paradiese werden. (NB wenn sie manche Frau mit hinausscheuert.)

Folgendes ist die Einrichtung der neuen Erfindung: Man sieht einen Kasten, eine Art Trog; inwendig in demselben liegen etwa hundert bis hundertfünfzig hölzerne Kugeln von der Größe einer Faust. In diesen Trog wird kochendes Wasser, das mit Seife versetzt ist, hineingegossen, so daß die Kugeln obenauf in einer dicken Schicht schwimmen. Die zu reinigende Wäsche wird nun in einen Rahmen eingehakt, welcher aus dem Trog hervorragt. Der Rahmen ist an einem Balken befestigt, der wie ein Schlagbaum aussieht und auch gleich diesem auf- und niederbewegt werden kann. Wird nun dieser Schlagbaum auf- und niederbewegt, so taucht der Rahmen sammt der Wäsche abwechselnd in den Trog ein und hebt sich aus diesem wieder empor, und das, öfter wiederholt, ist das ganze Waschen.

Was hier eigentlich das Reinigen der Wäsche verursacht, ist Folgendes.

Die Holzkugeln schwimmen obenauf. Taucht man die Wäsche hinein, so drücken die Kugeln die Wäsche und reiben sich nun an derselben. Durch den Stoß abwärts sinkt ein Theil der Kugeln nach unten; allein da sie leichter sind als das Wasser, so streben sie nach oben und bewirken wiederum eine Art Reiben und Rollen der Wäsche. Wird der Schlagbaum wiederum in die Höhe gehoben, so steigt die Wäsche in die Höhe, und zwar wieder zwischen den rollenden Holzkugeln, die wiederum die Wäsche reiben. Durch den Stoß aufwärts schwingt das Wasser nach und heben sich die Kugeln; indem sie dann wieder niedersinken, pressen und reiben sie wiederum die Wäsche, so daß bei andauerndem Auf- und Abwärtstreiben des Schlagbaumes in Zeit von wenigen Minuten wirklich die Wäsche gereinigt werden kann.

Abgesehen von der Erleichterung der Arbeit und der sonstigen Ersparniß, läßt sich in Bezug auf die Abnutzung der Wäsche nur Vortheilhaftes für die Maschine sagen. So lange man nicht auf rein chemischem Wege die Wäsche zu waschen im Stande ist, und zwar ganz ohne dieselben zu reiben, so lange man Leinen an Leinen mit den Händen reibt, bis der Schmutz entfernt ist, so lange zerfasert man den Stoff außerordentlich stark. Die chemische Reinigung halten wir freilich für möglich; aber sie ist schwerlich praktisch zu machen. Die Reibung der Holzkugeln an der Wäsche scheint uns nun dieselbe bei weitem weniger zu zerfasern, als die Reibung des Stoffes aneinander; denn die Kugeln drehen sich zugleich und bewirken nur eine rollende Reibung, die nach den Gesetzen der Naturwissenschaft bei weitem milder ist, als die jetzt übliche, welche eine Schleifung genannt werden muß.

Die Vorzüge, welche die Erfinder ihrer Maschine

außerdem nachrühmen, lassen sich nur durch die Praxis feststellen, und wollen wir uns hierüber kein Urtheil erlauben. Unzweifelhaft ist die Arbeit mit dieser Maschine leichter und nicht so angreifend wie das jetzige Waschen mit beiden Händen und bei gekrümmtem Körper, und die Praxis kann selbst hierin noch Verbesserungen mancher Art anbringen.

Das Himmelsröschen.

Eine junge, dornenlose,
Zart erblüht' Marien-Rose
Stand in ihrer schönsten Pracht,
Treu geschützt vor'm Sturm der Nacht;
Sorgsam pflegte Gärtners-Hand
Treuer Liebe Unterpfand.

Und durch's Thal der ird'schen Mängel
Kam ein stiller, bleicher Engel,
Sah das Röschen hold und fein,
Flüsterte: „Dieß Erdensenn,
„Dem oft Sonnenstrahl gebricht,
„Ist das Land der Rosen nicht.

„Bist zu schön für dieses Leben,
„Will dir bessern Boden geben,
„Sollst in reinen Farben glüh'n
„Und im Garten Gottes blüh'n,
„Sonnen dich im Strahlenschein
„Ew'ger Wonne klar und rein!" —

Und das Röschen hier vergöttert
Sank von seinem Hauch entblättert. —
Achtend nicht auf Trennungsschmerz
Trug er's jubelnd himmelwärts,
Legte es in hoher Luft
An des treu'sten Vaters Brust. —

Armer Gärtner, still' dein Sehnen,
Trock'ne dir die Schmerzens-Thränen;
Denn dein Röschen ist nicht todt,
Wohnt im ew'gen Frühlingsroth.
Armer Gärtner, weine nicht;
Denn dein Liebling lebt im Licht! —

Aschaffenburg, 3. August 1855.

—

Mannigfaltigkeiten.

Der 1. August war ein festlicher Tag für Portsmouth. Das riesige Linienschiff Malborough nämlich, das größte aller bis auf den heutigen Tag gebauten Kriegsschiffe, ward in Gegenwart der Königin und einer Zuschauermenge, die sich trotz des vom Himmel strömenden Regens eingefunden hatte, vom Stapel gelassen. Der Marlborough ist 245 Fuß lang, seine größte Breite beträgt 61 Fuß, sein Tonnengehalt 4000 Tonnen. Der Hauptmast wiegt 23 Tonnen, die Anker eben so viel, das Takelwerk 93, die Segel (welche einen Flächenraum von 38,974 Quadratfuß bedecken) 15, die Kanonen 369, die Munition 234 und die Maschinen 600 Tonnen. Die Pferdekraft der Maschinen ist gleich 800. Die dem Marlborough an Rang zunächst kommenden Schiffe sind der Duke of Wellington und der Royal Albert. In welchem Grade man in letzter Zeit bei den Schiffsbauten auf immer größere Dimensionen hingearbeitet hat, mag man aus dem Umstande entnehmen, daß die beiden letzterwähnten Fahrzeuge ungefähr doppelt so groß sind und doppelt so schw r armirt, wie das größte Schiff in der Flotte Nelson's. Zu dieser Feierlichkeit waren großartige Anstalten getroffen worden. Mayor und Gemeinderath der Stadt wohnten derselben in ihrer Amtstracht bei. Dem Ober-Befehlshaber des Heeres, Viscount Hardinge, und dessen Freunden, dem Hafenadmiral, den Parlaments-Mitgliedern, den Haupt-Werftbeamten, den Lords der Admiralität ꝛc. waren bestimmte Plätze angewiesen. Kurz nach 11 Uhr kündigten Kanonen-Salven die Ankunft der Königin, des Prinzen Albert und der königlichen Familie an. Ihre M jestät vollzog die Zeremonie der Taufe des Schiffes; um ungefähr halb 1 Uhr ward das Zeichen gegeben, den Marlborough vom Stapel zu lassen, und die ungeheure Masse setzte sich nach dem Wasser zu in Bewegung. Anfangs ging Alles gut; aber ungefähr auf halbem Wege gerieth der Koloß ins Stocken, und alle Bemühungen, ihn weiter zu schieben, waren lange umsonst. Bis um Mitternacht saß das Ungethüm halb in Wasser, halb auf dem Lande, und erst um jene späte Stunde gelang es den vereinigten Anstrengungen von 4000 rüstigen Armen, es zum Schwimmen zu bringen. Ob ihm auf dieser ersten Reise Wunden geschlagen worden sind, die schon jetzt eine Reparatur nöthig machen werden, muß sich bald zeigen. Die Times benutzt diesen Unfall zu einer Reihe von Betrachtungen darüber, „ob die Nation durch denselben wirklich viel verliert und ob es wirklich ein Bedürfniß für sie ist, die Schaar ihrer Schiffsungeheuer noch um eines vermehrt zu sehen." Daß die Antwort verneinend ausfällt, brauchen wir kaum zu bemerken.

Eine Zeitung der englischen Grafschaft Aberdeen berichtet als Kuriosum, daß in der 4000 Köpfe zählenden Stadt Tain während den letzten zwölf Monaten auch nicht eine einzige Trauung stattfand. Dort hat also Gott Hymen schlechte Verehrer.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 187 | Dienstag, 7. August | 1855.

Virginia oder Liebe und Opfer.

(Fortsetzung.)

Washington ergötzte sich an dem lebhaften Vortrage und hörte ihn mit mehr Lust als Schrecken. Als Virginia geendet, sagte er mit ruhiger Stimme, indem er die Wangen strich:

„Was hat meine Virginia wohl ausgestanden, als sie die Worte eines Mannes hörte, der in ihren Augen mehr Gewalt hat, als der König von Großbritannien! Es ist aber gut, daß ich die tückischen Absichten der Wilden kenne; ich kann jetzt den französischen Kommandeur darauf aufmerksam machen und seine Ehre erheischt es, so schlimme Bundesgenossen im Zaum zu halten. Dadurch wird aber die Pflicht der Wachsamkeit um so heiliger für mich, und schändlicher Verrath wäre es, wollte ich ein Vertrauen mißbrauchen, das selbst das Vorurtheil meiner Jugend überwunden hat. Nein, mein geliebtes Mädchen, laß mich getrost den Weg der Pflicht und des Muthes gehen! auf ihm sind die Gefahren am unschädlichsten; wer auf einem Abwege fällt, hat sich selbst, hat die Achtung des Himmels und der Erde verloren! Wenn wir uns selbst nicht vergessen und verlassen, so verläßt uns der Vater droben nie. Laß uns getrost seyn. Die größten Gefahren sind überwunden; bald werden auch die, welche uns jetzt noch bedrohen, hinter uns liegen, und von der Höhe unseres Glückes schauen wir dann auf den Engpaß der Schrecken und Furcht zurück, durch den wir uns winden mußten. Dann wirst du, geehrt und geliebt, glücklich seyn an meiner Seite und die Drohungen des Wilden werden dir nicht mehr gelten, wie die Gespenstergeschichten der Ammen aus der Kinderstube. Dann werden wir deinen theuren Großvater holen, damit seine letzten Tage erheitert werden durch das Glück, das seine geliebte Enkelin genießt und spendet."

Bei diesen Worten hatte er die Geliebte umfangen und drückte sie innig an's Herz. Ihre Furcht schien sich an seiner muthigen Brust in Beruhigung aufzulösen; ihre Angst vergaß sie. Sie fühlte sich unendlich glücklich in seinem Arm, so innig entzückt, so beseligt, daß sie kein Wort finden konnte, ihr Gefühl auszudrücken. Seine Rede ertönte ihr wie Harmoniegesang, wie eine Stimme aus höheren Regionen.

So verging den Glücklichen die schönste Stunde ihres Daseyns, als sie plötzlich vom dumpfen Wirbel der Trommeln gestört wurden.

„Horch!" sagte Washington, „die Stunde des Morgens, die ich zum Abmarsch anordnete, ist schnell gekommen. Die Trommel ruft den Offizier, wie den Soldaten zur Pflicht. O, meine Virginia, nur noch wenige Tage des Muthes, und du bist ganz die Meinige! Jetzt aber ist es rathsamer, du legest den Ring wieder vor deine süßen Lippen und bedeckst den schönen Schimmer deiner sanften Haut wieder mit der schmutzig-gelben Farbe, die deine himmlischen Reize dem Auge verbergen soll."

„Es ist um so nöthiger," versetzte Virginia, „da Kiyaschuta zuverlässig durch einen Ton, den ich gestern Abend erschallen ließ, um ihn von dir abzuwenden, meine Nähe erfahren hat, denn solche Töne dienten uns stets als Erkennungszeichen, wenn eines Waldes dichte und verschlungene Wege uns von einander zu weit entfernt hatten."

Kaum war Virginia beschäftigt, sich wieder ganz zu vermummen, als auch bereits Adjutanten eintraten, um die näheren Befehle des Obersten zu erhalten. Washington sandte einen derselben alsbald an den französischen Befehlshaber, um solchem die Absicht der Indianer mitzutheilen; die Andern sandte er mit kleinen Aufträgen fort, um noch ein Weilchen mit ihr ungestört zu sprechen. Aber er begegnete bei ihr wieder einem trüben Blick, und als er sie aufzuheitern suchte, antwortete sie:

„Nicht eher bin ich heiter, als bis du mir versprichst, daß ich ganz in deiner Nähe, wie bisher, in deinem Gefolge bleiben soll!"

„Nun wohlan, es sey!" versetzte der Jüngling; „ich denke, es wird dir so wenig wie mir eine ernstliche Gefahr mehr drohen."

„Aber wenn sie uns drohte," sagte Virginia, „wenn die Gefahr so groß würde, daß sie uns auseinander risse! ach, mein Geliebter, wirst du mir ein Versprechen geben?"

„Was begehrst du? — was soll ich dir denn versprechen?"

„Daß du, — wenn uns das Schicksal von einander reißt, wenn ich dich nur sah, um dich auf ewig zu verlieren — daß du dann die letzte Bitte, die ich an dich richten werde, getreu erfüllest."

„Thörin," sagte der Jüngling, und drückte ihren Kopf an seine Brust, „was bewegt dich von Neuem zu solcher Furcht? Du bist sonst so muthig, wie ein Held, warum nährst du immer eine Angst, die durchaus unbegründet ist?"

„Desto leichter," erwiderte sie, „kannst du mir versprechen, denn wenn der Fall nicht eintritt, so habe ich ja keine Bitte —"

„Und warum will meine Virginia mir ihre Bitte nicht jetzt mittheilen?"

„Weil ich jetzt noch keine Bitte habe," wiederholte die Jungfrau. „Aber du hast mir versprochen, nicht zu forschen; so versprich mir nur, warum ich dich gebeten habe, daß du meine letzte Bitte an dich, was sie auch immer enthalte, gerne erfüllen wollest."

„Nun," sagte Washington, „wenn ich die Thränen, die dir schon wieder in den schönen Augen stehen, trocknen will, so muß ich dir wohl versprechen, was du begehrst, und hier ist meine Hand darauf."

„Die Hand," sagte Virginia, dieselbe wehmüthig küssend, „die Hand, welche noch nie einschlug, wenn das Herz dem Versprechen fremd war. O, mein edler Freund, wie glücklich werde ich mit dir seyn, wenn ich an deiner Seite wandeln darf, und wie unglücklich, wenn —"

Sie konnte es nicht aussprechen; das Herz drängte sich mit dem Worte in den Hals, sie barg ihr Gesicht an des Jünglings Brust, der sich aber schnell von ihr losriß, als sich jetzt die Thüre öffnete, und Offiziere zu ihm eintraten.

Unterdeß war es draußen immer lauter geworden; die Trommeln wirbelten in kürzern Zwischenräumen, die Trompeten schmetterten, und der Kommandoruf der Subalternoffiziere und Unteroffiziere führte Zug um Zug aus dem Fort. Washingtons Ordonnanzen hatten bald seine noch losen Papiere zusammengepackt, und seine Bücher u. s. w. auf den Transportwagen gebracht.

Er selbst saß auch in kurzer Zeit zu Pferde und in seinem Gefolge ritt wieder der geheimnißvolle Chippeway-Indianer, der, wie die Soldaten bemerkten, trotz der nächtlichen Flucht nichts von dem Vertrauen ihres jugendlichen Obersten verloren zu haben schien. Im Gegentheile blickte dieser sich oft freundlich nach ihm um.

13.

Der Weg, den die Truppen der königlichen Amerikaner ziehen mußten, war mehr niedrig gelegen, wie die Waldungen, die ihn zu beiden Seiten begränzten, und wenn er auch nicht eben ein Paß genannt werden konnte, so war er doch in mehr als einer Hinsicht gefährlich für das Korps. Indessen hatte das Ehrenwort des französischen Kommandeurs die Offiziere desselben beruhigt, und die Soldaten wußten nichts von den Plänen der Indianer.

Mit wachsamer Aufmerksamkeit ritt Oberst Washington bald an der Seite, bald hinter dem Regiment; stets in seiner Nähe blieb Virginia, deren Augen bald links, bald rechts den Wald zu erspähen suchten. Indeß blieb Alles still, und die Soldaten waren mehr denn eine Meile vom Fort entfernt, ohne daß nur die geringste Molestation stattgefunden hatte.

Washington ritt jetzt geflissentlich ein wenig langsam, um Gelegenheit zu haben, mit seiner geliebten Virginia einige Worte zu sprechen; mit bittendem Blick betrachtete die Jungfrau diese Bewegung und hielt ihr Pferd in dem alten Schritt, um ihn dadurch zu nöthigen, ebenfalls denselben wieder zu reiten. Er aber blieb noch etwas mehr zurück, um sie zu necken, oder um sie jedenfalls zu sich heranzuziehen. In diesem Augenblicke ertönte ein lautes durchdringendes Pfeifen in dem Walde, das alsbald von einem entgegengesetzten Ende erwidert ward.

Es war, als wenn mit diesem Ton Eiswasser über Virginia's Herz geschüttet würde, so sehr durchschütterte er ihr Mark und Bein; und ehe sie von diesem Schreck sich erholen konnte, sah sie, daß einige der Häuptlinge, welche die Nacht im Rathshain waren, aus dem Laube des Waldes ihre Flinten hervorstreckten, und in demselben Augenblick ertönte ein Schuß, welcher auf den jugendlichen Obersten gerichtet zu seyn schien.

Die Ordnung in den Reihen der königlichen Amerikaner ward dadurch so gestört, als durch den plötzlichen Angriff, den sie längs ihren beiden Seiten auf das gegebene Zeichen durch die auf einmal hervorbrechenden Lennilennape's erdulden mußten. Die Irokesen, welche mit Washington gezogen waren, hatten sich bereits auf die Nachricht des Vertrags in ihre Wälder zerstreut, und waren überhaupt auch zu schwach, um den stark vermehrten Haufen der Delawaren, Schawanesen und Seneca's in Schach zu halten.

Die Indianer hatten übrigens nur auf das Pferd des Obersten gezielt und es so getroffen, daß es augenblicklich niederstürzte. Virginia, halb von der namenlosen Angst, die sie empfand, halb mit

Bewußtseyn, war von dem ihrigen gesprungen und mit einem Schrei der Verzweiflung zu dem Geliebten geeilt, im Sturm des Augenblickes der Knabenrolle gänzlich vergessend. Noch standen einige Indianerhäuptlinge in geringer Entfernung von Washington, auf den sie ihre Flinten gerichtet hatten; er selbst war vom Pferde gesprungen, gerade wie es sank, und mit flammendem Blick betrachtete er die furchtbar drohende Scene um sich, nachdem er mit gewaltiger Stimme seinem Regimente Halt geboten hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die k. bayerische Armee.

Nach dem vor einigen Tagen erschienenen neuen Militärhandbuch hat die bayerische Armee folgende Eintheilung: Generalinspektion der Armee, Leibgarde der Hartschiere, Generalquartiermeisterstab, topographisches Bureau, Hauptkonservatorium der Armee, Gendarmeriekorps, zwei Armeekorps zu je 2 Divisionen, Artilleriekorps, Ingenieurkorps, Stadt- und Festungskommandantschaften. Den Status der Armee bilden 16 Linieninfanterieregimenter, 6 Jägerbataillone, 2 schwere und 6 leichte Kavallerie-Regimenter, 3 Artillerieregimenter, 1 Genieregiment, 2 Sanitäts- und 4 Garnisonskompagnien (Nymphenburg und Königshofen), 1 Invalidenhaus (Fürstenfeldbruck), 1 Veteranenanstalt (Donauwörth) und ein Kadettenkorps. Nach der allgemeinen Rangliste der aktiven Offiziere zählt die Armee einen Feldmarschall und Generalinspektor, 3 Generale, 14 Generallieutenants und 34 Generalmajore. Die Kommandantschaften zählen 11 Obersten, 20 Oberstlieutenants, 9 Majore, 7 Hauptleute, 4 Ober- und 11 Unterlieutenants; die Gendarmerie 1 Oberst, 1 Major, 7 Hauptleute, 8 Ober- und 14 Unterlieutenants; die Infanterie 19 Obersten, 21 Oberstlieutenants, 34 Majore, 276 Hauptleute, 308 Ober- und 562 Unterlieutenants und 38 Junker; die Kavallerie 8 Oberste, 9 Oberstlieutenants, 18 Majore, 59 Rittmeister, 66 Ober- und 119 Unterlieutenants und 19 Junker; die Artillerie 7 Obersten, 8 Oberstlieutenants, 18 Majore, 53 Hauptleute, 50 Ober-, 82 Unterlieutenants und 3 Junker; das Fuhrwesen 2 Rittmeister, 5 Ober- und 5 Unterlieutenants; das Ingenieurkorps 3 Obersten, 4 Oberstlieutenants, 4 Majore, 19 Hauptleute, 26 Ober- und 36 Unterlieutenants und 6 Junker; die Garnisonskompagnie 1 Major, 2 Hauptleute, 2 Ober- und 8 Unterlieutenants. — Das Militärbeamtenpersonal theilt sich in 1 General-Sekretär, 1 Oberregistrator und Archivar, 2 geheime Registratoren, 1 Registraturgehülfen und einen Rechnungs-Registrator, 11 Ministerial-, 13 Divisionskommando-, 21 Kanzleisekretäre und 7 Regimentskanzleiaktuare; das ärztliche Personal in 1 Generalstabsarzt, 1 Oberstabsarzt, 4 Stabs-, 35 Regiments-, 56 Bataillons-, 61 Unterärzte und 3 ärztliche Praktikanten älterer Ernennung. Das Administrations-Personal zählt einen Generalverwaltungsdirektor, 11 Oberkriegskommissäre, 12 Kriegskommissäre, 2 Kriegsrechnungskommissäre, 60 Regiments-, 24 Bataillons-, 72 Unterquartiermeister und 63 Regimentsaktuare; das Administrationspersonal der Militärfohlenhöfe besteht aus 2 Verwaltern und 6 Unterverwaltern. Das Justizpersonal zählt 11 Ober-, 5 Stabs-, 31 Regiments-, 10 Bataillons- und 12 Unterauditore; das Apothekerpersonal 6 Ober- und 10 Unterapotheker; das veterinärärztliche Personal 7 Regiments-, 5 Divisions-, 17 Unterveterinärärzte und 10 Praktikanten. Das Militärhandbuch verzeichnet endlich als Pensionisten 2 Generäle, 6 Generallieutenants, 32 General-Majore, 42 Oberste, 40 Oberstlieutenants, 104 Majore, 282 Hauptleute und Rittmeister, 58 Ober-, 39 Unterlieutenants, 1 Junker, 1 Zeugwart, 10 Unterzeugwarte und außerdem eine beträchtliche Anzahl Militärbeamte.

Mannigfaltigkeiten.

Mit Beziehung auf die neuliche Rede des Kronprinzen Napoleon, worin er sagte, daß in Frankreich der gemeine Soldat General werden könne, führt ein französisches Blatt die Namen aller Derer auf, die zur Zeit der ersten franz. Republik und unter Napoleon aus gemeinen Soldaten Generäle und Marschälle und zum Theil Könige geworden sind: Augereau, Herzog von Castiglione, Sohn eines Fruchthändlers zu Paris, Soldat in 1792, wird General in 1794; Bernadotte, König von Schweden, Sohn eines Advokaten in Pau, diente von der Pike auf; Berthier, Fürst von Neufschatel und Wagram, war der Sohn eines Pförtners im Hotel des Kriegsministeriums; Bessières, Herzog von Istrien, Soldat 1792, Hauptmann 1795, wird Marschall 1806! Brune, Sohn eines Advokaten aus Brives, Buchdrucker; Jourdan, Sohn eines Buchdruckers aus Limoges, wird wie Brune Soldat und Marschall. Folgende sind ferner aus Soldaten Marschälle geworden: Kellermann, Herzog von Valmy, Sohn eines Bürgers aus Straßburg; Lannes, Herzog von Montebello, Sohn eines Färbers aus Lectoure (Gers), Soldat 1792, Divisions-General 1800, Marschall 1804; Lefebvre, Herzog von Danzig, Sohn eines alten Husaren aus Ruf-

fach; Massena, Prinz von Eßling, Siegesherzog, Sohn eines Weinhändlers in Nizza; Mancey, Herzog von Conegliano, Sohn eines Advokaten aus Besançon; Mortier, Herzog von Treviso, Sohn eines Händlers in Chateau-Cambresis; Murat, König von Neapel, Sohn eines Gastwirthes aus Bartide bei Cahors, 1792 Chasseur zu Pferde; Ney, Prinz von der Moskwa, Sohn eines Böttichers in Saarlouis, Husar 1787, General 1796; Oudinot, Herzog von Reggio, Sohn eines Kaufmanns aus Bar; Perignon, Sohn eines Bürgers aus Laon; Serrurier, Sohn eines Bürgers aus Grenade; Soult, Herzog von Dalmatien, Sohn eines Bauern aus Saint-Amant; Suchet, Herzog von Albufera, Sohn eines Handwerkers aus Lyon; Victor Perrin, Herzog von Belluno, Ladendiener zu Troyes.

[Marktpreise aus früherer Zeit.] Welch ein Unterschied — den damals größern Geldwerth mit in Anrechnung gebracht — zwischen früheren und jetzigen Marktpreisen, ergibt sich am augenfälligsten durch Vergleiche. Wir geben zu diesem Behufe die wortgetreue Abschrift eines uns vorliegenden Heidelberger Markt-Tarifs vom 10. April 1728: „Heidelberger Viktualien Tax und Preiß, wie solcher auff dem heutigen Wochenmarck (d. h. dem vom 10. April 1728) gegolten. Frucht-Preiß, Korn das Malter 2 fl. 40 kr.; Gerst 2 fl.; Speltz 1 fl. 30 kr.; Habern 1 fl. 20 kr. Mehl-Preiß: Weis Mehl vom besten das Malter 4 fl.; Mittel Gattung 3 fl. 52 kr.; Rocken Mehl vom besten 3 fl. Mittel Gattung 2 fl. 42 kr. Das Schlechteste 2 fl. 32 kr. Brod-Tax; Ein zwei Batzen-Leib soll wiegen 5 Pf. 8 Loth; ein Batzen-Leib 2 Pf. 20 Lth; ein Kreutzers-Weck 15 Loth; ein Milch-Brödlein hat kein gewisses Gewicht. Fleisch-Tax: Gut Oberländisch Ochsenfleisch das Pfund $4\frac{1}{2}$ kr.; Rindfleisch 4 kr.; Kalbfleisch 4 kr; Schweinenfleisch 5 kr.; Hammelfleisch 5 kr.; Brat-Wurst so ein halb Pfund wiegen 4 kr. Fisch-Tax: Karpffen das Pfund 11 kr.; Hecht 15 kr.; Pärsching 10 kr.; Schehen 6 kr.; Presem 5 kr.; Ahl und Ahlrupen 12 kr.; Grässen 2 kr.; Barben große 4 kr.; Weisfisch große 3 kr.; Weisfisch kleine 2 kr.

Die Umgegend von Adrianopel wurde vor vierzehn Tagen von sieben Räubern auf ungewöhnliche Weise befreit. Diese waren zur Nachtzeit in das Haus einer Wittwe gedrungen, hatten ihr 7000 Piaster an Geld nebst allen Schmucksachen geraubt und sich dabei benommen, als gehörten sie zur Bande Jani's, so daß die Wittwe bei ihrer Anzeige in Adrianopel letzteren als Thäter nannte. Jani ist ein Bulgare, der den Schinderhannes spielt, die reichen Türken brandschatzt, den armen Leuten in den Dörfern etwas schenkt, die Verfolgten beschützt und deßhalb vom Landvolke verehrt und auf alle Weise begünstigt wird, so daß man seiner noch nicht hat habhaft werden können. Jani erschien wohlbewaffnet bei der Wittwe, gab sich zu erkennen, ließ sich das Signalement seiner Doppelgänger geben und bemerkte im Fortgehen: „Beruhigen Sie Sich; Ihnen soll Gerechtigkeit werden und Niemand meinen Namen ungestraft verunehren.“ Zwei Tage darauf brachte Jani der Wittwe ihr Geraubtes nebst den Köpfen der sieben Räuber, die ihr dasselbe genommen! — Die Sache ist kein Märchen; sie hat sich wirklich zugetragen. So versichert der Konstantinopeler Korrespondent des Semaphore.

[Natürlicher Wecker.] Wer im Sommer früh aufzustehen wünscht, und keinen Wecker an der Uhr hat, der pflücke am Abend in einem Garten eine von den Blumen, in welcher eine Hummel ihr Nachtquartier aufgeschlagen hat, und bewahre diese Blume am Fenster des Schlafgemachs. Gleich nach Sonnenaufgang wird die Hummel eine sehr laute Musik am Fenster beginnen, die hinreichend ist, um auch den lautesten Schläfer zu wecken. Man steht auf, um den Tumultuanten zum Fenster hinauszulassen und die nun einströmende Morgenluft vollende die etwa noch mangelnde Munterkeit.

Da in den Vereinigten Staaten oft Eisenbahn-Reisen gemacht werden, die mehrere Tage und Nächte dauern, so ist es jetzt laut einer Mittheilung im Practical Mechanics Journal im Werke, jedem Zuge einige Wagen beizugeben, die als Ruhezimmer mit Schlaf-Kanapee's eingerichtet sind, die zum Ruhen und Schlafen von Passagieren, die dafür bei Lösung des Billets eine Zusatzsumme zahlen, benutzt werden können.

Das Schiff Sunny South, das am 18. Juni von San Francisco nach China absegelte, hatte 70 Chinesen-Leichen an Bord. In Kalifornien besteht eine chinesische Gesellschaft, welche auf Verlangen der Verwandten die verstorbenen Chinesen ins chinesische Reich befördert, die Leichen Stück für Stück zu 50 Dollars.

Aus einem Liquidations-Prozesse um die Lumley'sche Masse in Paris ergibt sich, daß Lumley der Gräfin Rossi-Sontag an Honorar 145,000 Franken schuldig geblieben.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 188 Mittwoch, 8. August 1855.

Virginia oder Liebe und Opfer.

(Fortsetzung.)

Alles dieß geschah in einem flüchtigen Moment und in demselben Augenblick sah Virginia den Häuptling Kipaschuta aus dem Wald hervorstürzen, und mit seinem zackigen Tomahawk auf den Heißgeliebten in wilder Wuth anstürmen.

So laut sie konnte, ließ sie jetzt den schrillenden Ton erschallen, der zwischen ihm und ihr als Erkennungszeichen galt; Kipaschuta erwiderte den Ton sogleich und hielt einen Augenblick ein in seinem Lauf.

„Rette ihn!" flehte sie, „rette ihn!" Sie war ihm entgegengeeilt, um ihn aufzuhalten.

Ein furchtbar höhnischer Triumph malte sich in Kipaschuta's grimmigen Zügen.

„Will Virginia mein Weib werden?" fragte er.

„Rette ihn!" bat Virginia nochmals, und das ganze Herz der Jungfrau lag in dem Ton, mit dem sie diese Worte sprach.

„Wird Virginia Kipaschuta's Weib?"

„Ich will es — ich werde es!" rief die Unglückliche mit fast brechender Stimme. „Rette ihn!"

„Häuptlinge der LenniLennape's," rief Kipaschuta jetzt den Indianern zu, die fortwährend ihre Flinten gegen den Obersten hielten, „der goldschulterige Krieger ist ein Sohn vom Bruder Onas. Die lieblichste Tochter von den schönen Ufern bittet für ihn. Kipaschuta zahlt die Beute."

In demselben Augenblick zogen die rothen Feinde ihre Feuerrohre von dem Obersten zurück, dem jetzt erst ein Licht aufging über die in delawarischer Sprache gehaltenen Reden. Zu gleicher Zeit waren einige Offiziere und Krieger, die ihres Befehlshabers Gefahr gesehen und sich von den übrigen losgerissen hatten, demselben zu Hülfe geeilt, und es schien sich hier ein heftiger Kampf entspinnen zu wollen.

Aber Kipaschuta gebot seinen Indianern, sich in den Wald zurückzuziehen, indem er ihnen selbst das Beispiel dazu gab.

Washington, dem der Zweck dieser Bewegung keine Sekunde zweifelhaft bleiben konnte, drang mit gezogenem Säbeln auf die Indianer ein, um seine Geliebte wieder zu befreien. Seine Gefährten, welche den Beweggrund zu dieser anscheinend unnützen Handlungsweise nicht kannten, weil sie in Virginia noch immer nur den Chippeway-Indianer sahen, baten ihn, nicht zu weit sich zu wagen; er aber hörte nicht.

Da rief Virginia in englischer Sprache ihm zu: „O, gedenke des Versprechens, das du mir gabst, meine letzte Bitte zu erfüllen: entsage mir auf immer, denn nur dadurch rette ich dein Leben, daß ich eines Wilden — Weib werde! Das ist das Opfer, welches ich dir darbringe — ehre es, ewig Geliebter!"

Washington stand wie versteinert. War der Schmerz, der ihn bei diesen Worten ergriff, oder war die Bewunderung größer, die er dem hingegebenen Charakter dieses Kindes der Natur zollen mußte. Kipaschuta aber ließ ihm nicht Zeit, einen Entschluß zu fassen; er verstand den Sinn von Virginiens Rede nicht, aber ihre Mienen und seine Eifersucht ließen ihn glauben, daß sie den Fremdling zur Befreiung oder Rache anrufe, oder daß sie ihm einen Rath gebe, wie er solches beginnen solle. Er riß die mit Verzweiflung kämpfende Jungfrau rasch mit sich fort und war bald hinter den mächtigen Stämmen mit ihr verschwunden, gedeckt von den Indianerhäuptlingen, welche mit wildem Drohen Washington zu verstehen gaben, von der weitern Verfolgung nachzulassen.

Die Franzosen waren den abziehenden Amerikanern eine Zeit lang gefolgt, theils zur Aufsicht, theils zu ihrem Schutz. Sie glaubten schon, daß die Indianer den Ermahnungen des Kapitäns Villiers Gehör gegeben hätten, als der Schuß, der so plötzlich fiel, sie eines andern belehrte. Sie beschleunigten ihren Marsch, kamen aber bei den Engländern an, als sie bereits angegriffen waren.

Unterdeß war die Verwirrung in der Reihe der Letzteren so groß geworden; die Indianer hatten einzelne Offiziere und Soldaten aus ihren Gliedern gerissen und in die Gränze des Waldes geschleppt, um sie zu mißhandeln und zu plündern. Die berittenen Offiziere sprengten von einem Flügel zum an-

dern, um Ordnung herzustellen; Washington ward bald hie, bald da um Hülfe gerufen, seine Gegenwart war überall nothwendig; die Pflicht riß ihn einen Augenblick gewissermaßen gewaltsam aus dem furchtbaren Gemüthszustande, in den ihn Virginia's plötzlicher Verlust und ihre lange vorher erwogene Erklärung versetzt hatten.

Er ließ sein Regiment, so gut es der Raum gestattete, sich zusammenziehen, damit es in einer kompakteren Masse seinem Feinde desto besser widerstehen könne; dann ließ er es zwei, gegen die beiden Seiten des Waldes gekehrte Fronten bilden, und auf die Indianer anlegen. Theils dieser entschlossenen Stellung, theils den Bemühungen der französischen Offiziere gelang es, nach einigen Stunden die Wilden in ihre Wälder zurückzudrängen, wozu auch wohl sehr viel der schnelle Rückzug des jugendlichen Häuptlings vom Ohio beitrug. So endete dieser Ueberfall zwar ohne vieles Blutvergießen, doch waren mehrere Offiziere und Soldaten verwundet und beraubt worden.

Als Washington endlich wieder Athem schöpfen konnte, hatte Kiyaschuta die arme Virginia in halbohnmächtigem Zustande bereits einige englische Meilen in die Tiefe des Waldes hineingeschleppt. Jeder Versuch, sie wieder einzuholen, sie dem mächtigen und gegendkundigen Nebenbuhler wieder abzugewinnen, wäre der Raserei gleich gewesen, mit welcher ein Verzweifelnder die Erfüllung seiner Wünsche vom Schicksal gebieterisch fordert. Aber wäre Washington, in der schrecklichen Gemüthsstimmung, die ihn beherrschte, auch zu solcher Raserei fähig gewesen, kein Offizier, außer ihm, wußte die Truppen den Weg zu führen, der in der Kapitulation vorgeschrieben war, und die Franzosen waren noch da, als Wächter über die Befolgung der Bedingung des Vertrags.

Ueber dieß Alles band ihn aber noch die Bitte des edelsten, schönsten und großmüthigsten Wesens, die er zu erfüllen vorher versprochen hatte. Wie ungestüm also der Schmerz in seinem Innern tobte, wie glühend seine Flammen emporschlugen, und ihn zu verzehren drohten, er mußte den Sturm seiner Gefühle bewältigen. Tausend Pläne brütend, ritt er — er hatte ein anderes Pferd erhalten — mit seinem Regimente weiter, und nie vielleicht ward mit einem so kummervollen Herzen treuer der Pflicht genügt, als jetzt der Jüngling sie erfüllte, der einst in der höchsten Noth des Vaterlandes seine nie wankende Stütze und zur Zeit der Verherrlichung desselben seine hervorragendste Zierde werden sollte.

14.

Oft sehen wir an einem Baume eine Frucht prangen, deren Schönheit und Frische den Wurm nicht ahnen läßt, der ihr Inneres zernagt und sie beim nächsten Säuseln des Morgenwindes von dem Zweige werfen wird, dessen Zierde sie ist. Einer solchen Frucht mochte Virginia zu vergleichen seyn, nachdem seit jener Begebenheit beim Fort Necessity der Winter das Grün von Wald und Wiese gestreift und ein neuer Frühling sie wieder damit bekleidet hatte.

Als Kiyaschuta mit Virginia in Loggstown wieder angelangt war, befand sie sich in einer Verfassung, die ihren Körper und ihr Gemüth mit der Gefahr gänzlicher Auflösung bedrohte. Doch erholte sich ihr Körper sehr bald wieder, nicht so ihr Gemüth. Kiyaschuta mußte trotz seines Sieges täglich fürchten, die Frucht seines Kampfes dennoch zu verlieren, und zwar an einen Feind, den er nicht einmal angreifen, viel weniger bewältigen konnte, der aber im Herzen der Jungfrau sich immer befestigte.

Die Abneigung gegen den einstigen Gespielen ihrer Jugend war seit seinem Gewaltstreich endlich so stark in ihr geworden, daß sie zitterte, wenn sie ihn sprechen hörte, daß sie von Entsetzen ergriffen wurde, wenn sie ihn sah. Nie vor Washingtons Erscheinen war ihr der Unterschied der Farbe zwischen ihr und dem, den sie einst als Bruder liebte, aufgefallen; jetzt erschien ihr nichts so verabscheuungswürdig wie die Hautfarbe dessen, dem sie sich als Weib hingeben sollte, sie schien ihr die Farbe gotteslästerlicher Dämonen zu seyn, und stets trat, wenn sie Kiyaschuta sah, die nächtliche Scene, im Rathshain ihr vor Augen, die Scene, welche sich ihrer Phantasie so lange als Abbild der Hölle einprägte, bis es zu einer fixen Idee bei ihr ward; eine Idee, die sie in der Verzweiflung ihres Gemüths oft in Kiyaschuta's Gegenwart, den sie als Obersten der Hölle bezeichnete, ausdrückte, und dann in fieberhafter Beredsamkeit gewöhnlich mit ihren Schreckphantasieen verzierte Schilderungen jener schauerlichen Scene folgen ließ. Schweigend duldete der glühende Indianer.

Während so ihr kindliches Gemüth dem Schmerz um den verlornen Geliebten und dem Abscheu vor dem erzwungenen Bräutigam zu erliegen drohte, fuhr ihr Körper fort, seine Schönheit zu entfalten. Hals und Nacken wurden voller und die übrigen Glieder gewannen in gleichem Verhältniß; das blonde Haar ward reicher, die seelenvollen Augen verloren nichts von dem Glanze, den sie in den Tagen ihres bewußtlosen Glückes besessen. Und sie schien auch noch manchmal glücklich, wenn sie allein am Grabe ihrer Eltern, unter der Trauerlaube, saß und wachend von dem Jüngling träumte, dessen Erscheinen auf ihre Lebensweise und auf ihr Lebensglück von so großem Einfluß gewesen.

Kiyaschuta's Liebe wuchs mit Virginiens zunehmender Fülle und mit ihrem Abscheu gegen ihn.

Das Mitleid unterstützte die Gluth seiner Neigung. Er sehnte sich stets nach der Stunde, wo er sie in seine Hütte führen konnte, wo der Schleier, mit welchem der große Geist die Augen ihres Geistes umhüllt hatte, von ihr genommen wurde. Er sowohl, als der Großvater Virginiens betrachteten Virginiens Zustand als eine vorübergehende Gemüthszerrüttung, und da eine Geistesverwirrung bei fast allen Völkern als etwas Heiliges, als eine unmittelbare Offenbarung, als ein Besessenseyn von der Gottheit betrachtet wird, so trat die in tiefstem Herzen entspringende Ehrfurcht gegen sie noch zu seiner Liebe und zu seinem Mitleid. Wie fürchterlich auch die Eifersucht den stolzen Indianer quälte, er fühlte sich in Virginiens Nähe doch gebändigt und gezwungen, die Größe ihrer Seelenleiden machte ihn zahm, das Unerhörte zu ertragen. Mit ängstlicher Aufmerksamkeit suchte er ihre leisesten Winke zu befolgen, und jedem Wunsch, selbst wenn sie seine Entfernung verlangte, zu genügen. Die Liebe, die ihn zu rachsüchtigem Haß entflammte, hatte ihn als schmachtenden Sklaven an die Fesseln der Jungfrau, der er das Symbol alles Abscheulichen war, geschmiedet. Mit demüthiger Ergebung ertrug er ihre Launen, mit schmerzlicher Hoffnung ihren Haß; er tröstete sich, daß der Balsam der Zeit auch an ihr seine Wunderkraft bewähren werde.

(Fortsetzung folgt)

Zwei Narren.

Vor etwa dreißig Jahren kamen eines Tages zwei Engländer in Andernach an. Sie kehrten hier in einem ziemlich obskuren Gasthause ein, welches einem Manne Namens Dulong gehörte. Sie nahmen seine besten Zimmer in Beschlag, verthaten viel Geld, fanden Geschmack an den Erzeugnissen seiner elenden Küche und tranken seinen verfälschten Wein für vollkommen ächten. Von Tag zu Tage erwartete Dulong, daß sie ihre Reise nach den übrigen Städten am Rheine fortsetzen würden, denn, daß sie bloß gekommen wären, um Andernach zu sehen, war eine zu abgeschmackte Idee, als daß sie Jemandem hätte einfallen können. Weit entfernt aber ihre Reise fortzusetzen und die Schönheiten des Rheinstromes und seiner Städte in Augenschein zu nehmen, nahmen sie nicht einmal Notiz von den Sehenswürdigkeiten Andernachs, denn sie gingen bloß zuweilen auf die Schnepfenjagd und hielten sich die übrige Zeit fortwährend zu Hause, wo sie aßen, tranken und faulenzten.

„Entweder sind es Spione“, dachte der Wirth, „oder Ausreißer oder Narren. Doch was geht das weiter mich an? Sie bezahlen so gut und pünktlich.“

Wenn er des Abends mit seinem Nachbar und Gevatter, dem Materialwaarenhändler, beisammen saß und seine Pfeife schmauchte, pflegten sie beide sich über die geheimnißvollen Gäste die Köpfe zu zerbrechen.

„Es sind Spione“, sagte der Krämer; „einer von ihnen schielt mit dem linken Auge.“

„Na, der Mensch kann schielen, ohne deßwegen ein Spion zu seyn,“ versetzte der Wirth; „ich würde sie eher für Ausreißer halten, denn sie lesen alle Zeitungen, um wahrscheinlich zu sehen, ob man sie mit Steckbriefen verfolgt.“

Sein Gevatter versicherte ihm dagegen, daß alle Engländer wenigstens den zwölften Theil ihres Lebens mit dem Lesen von Zeitungen zubrächten.

Hierbei hatte die Sache ihr Bewenden und Dulong ward in seiner Meinung nur noch mehr bestärkt, als nach Verlauf von wenigen Wochen einer seiner beiden englischen Gäste, ein schon ältlicher Mann, ihn auf folgende Weise anredete.

„Herr Wirth“, sagte er, „es gefällt uns bei Ihnen und wenn Sie uns in einer gewissen Sache den Willen thun wollen, so ist es wahrscheinlich, daß wir noch lange unser Geld bei Ihnen verthun werden.“

„Sie haben nur zu befehlen“, entgegnete Dulong; „ein Gastwirth ist einmal von Profession der Sklave aller Launen, die aus allen vier Weltgegenden sich bei ihm einfinden.“

„Ihr Gasthaus“, fuhr der Engländer fort, „heißt zum Elephanten, aber unter den Gasthäusern ist es nur eine Fliege. Es enthält kaum drei leidliche Zimmer und diese gehen unglücklicher Weise auf die Straße heraus. Wir lieben die Ruhe — wir schlafen gern. Ihr Nachtwächter hat eine sehr laute Stimme und die Wagen und Kutschen rollen die ganze Nacht auf der Gasse vorbei, so daß die Fenster zittern. Wir wachen alle Viertelstunden auf und schlafen fluchend wieder ein, um in der nächsten Viertelstunde abermals aufgeweckt zu werden. Sie werden zugeben, lieber Freund, daß dadurch unsere Gesundheit ruinirt und unsere Geduld erschöpft werden muß.“

Der Wirth zuckte die Achseln.

„Wie läßt sich das ändern?“ sagte er.

„O sehr leicht“, entgegnete der Fremde, „wenn Sie nämlich einen kleinen Aufwand nicht scheuen, von welchem wir die Hälfte tragen wollen, ohne bei unserer dereinstigen Abreise die geringste Entschädigung zu verlangen.“

Dulong, dessen dürres Feld seit der Ankunft der Engländer täglich durch einen Goldregen befruchtet worden, versprach Alles zu thun, was in seinen Kräften stände, um seine werthen Gäste zufriedenzustellen, erklärte aber, daß er das Rasseln der Wa-

gen und das laute Rufen des Nachtwächters nicht zu beseitigen vermöge.

„Das ist auch nicht nöthig", antwortete der Fremde. „Hinter Ihrem Hause haben Sie einen kleinen Garten, obschon Sie kein Freund der Gärtnerei sind, denn mit Ausnahme von ein wenig Petersilie zu Ihren Suppen bemerkte ich darin nichts als Nesseln. Die alte Gartenmauer ist obendrein troß ihrer Dicke dem Einsturz nahe. Wie wäre es nun, wenn wir diesen Raum benutzten, um ein kleines Gebäude, eine Art Lusthaus aufzuführen, selbst wenn es nicht mehr als ein Paar Zimmer enthalten sollte. Es könnte zum Theil mit auf die alte Gartenmauer zu stehen kommen, wodurch ein beträchtlicher Theil der Kosten erspart werden würde, während die Mauer selbst dadurch wieder Festigkeit erlangte. Wie ich eben sagte, um eine ruhige Wohnung zu haben, wollen wir gern die Hälfte der Herstellungskosten tragen, und wenn wir fort sind, so gehört das Haus Ihnen. Sie haben dann noch ein Paar Zimmer mehr zu vermiethen. Wollen Sie dagegen auf unsern Vorschlag nicht eingehen, so müssen wir Ihr Haus verlassen."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Bonelli's Erfindung des elektrischen Lichtes wird gegenwärtig zur Schifffahrt angewendet und zwar zuerst von französischer Seite. Der gelehrte Physiker hat der Pariser Ausstellungs-Jury ein lithographirtes Modell seines zu diesem Zweck dienlichen Apparats eingesendet, und es ist zu hoffen, daß diese Schieds- und Prüfungsbehörde dasselbe in seinem ganzen Umfang würdigen werde. Der Zweck ist ein doppelter: erstlich die so häufigen und in ihren Folgen oft so schauderhaften Zusammenstöße der Schiffe zu vermeiden und in weiterer Linie eine beständige und allgemeine Beleuchtung des Verdecks zu erzielen. Ist hier der Kostenpunkt, wie zu befürchten, kein Hinderniß der Einführung, so würde durch diese schwimmenden Mondlichter oder maritime Nachtsonnen mancher Katastrophe voll Schauer und Schrecken vorgebeugt werden. Auch hier wird aber der Vortheil erst einleuchtend, wenn man erfährt, daß in den letzten zehn Jahren, von 1844 bis 1854, nicht weniger als 6165 Zusammenstöße stattfanden, worunter 603 mit dem völligen Untergang des einen oder des andern Schiffes endeten, und es wäre, eine solche Skala als maßgebend vorausgesetzt, bei so entsetzlichen Verlusten an Menschenleben, an Schiffen und Gut wohl kein Opfer zu groß.

[Die Sabbathisten in England.] Die Sabbathisten in England, welche den Verkauf des Bieres am Sonntag gänzlich eingestellt wissen wollen und sogar ein Gesetz dafür erwirkt haben, welches unter dem Namen der Sonntags-Bierbill eine gewaltige Aufregung, namentlich in der niederen Bevölkerung, hervorgerufen hat, haben ein ganzes Heer der eifrigsten und hartnäckigsten Gegner zu bekämpfen, denn sie fechten pro domo. Dieß sind nämlich nach offiziellen Angaben in England 2406 Brauer, 61,736 Schenkwirthe und 44,336 patentirte Bierverkäufer; in Schottland 124 Brauer und 13,667 Schenkwirthe; in Irland 101 Brauer und 15,667 Schenkwirthe. Man nehme nun zu diesen 138,037 Köpfen das gesammte Dienst- und Hülfspersonal dieser Brauer und Schenkwirthe und die wenigstens hundertmal so große Anzahl derer, welche vielleicht nur eben am Sonntag sich ein Glas Bier gewähren können, und man wird sich weit weniger über den Widerstand wundern, den dieß Gesetz findet, als darüber, daß ein solches Gesetz überhaupt erlassen werden konnte, da die hauptsächlich von demselben betroffenen Klassen fast gänzlich unberücksichtigt geblieben sind. Es gehen daher auch von allen Seiten Petitionen gegen die Bierbill ein, aus der Stadt Sounderland allein eine mit 4000 Unterschriften.

Das Reizendste, was die Pariser Industrie an Tischuhren jetzt hervorgebracht, hat eine ganz eigenthümliche Form. Diese Uhren sind Bouquets oder einzelne blühende Pflanzen in Töpfen in vortrefflicher Arbeit, z. B. Rosenstöcke, Camellien ꝛc. Auf einer der voll erblühenden Rosen oder Kamellien sitzt ein Schmetterling und rund um ihn herum auf den Blumenblättern sind die Stundenzahlen angebracht. In der Blume befindet sich das Uhrwerk, von dem man gar nichts sieht; der Schmetterling aber dreht sich langsam, und seine Fühlhörner deuten die Zeit an.

[Schmutziger Diebstahl.] Einen Betrug eigener Art hat man in einer Wiener Kerzen- und Seifenfabrik entdeckt, nämlich: daß die Arbeiter absichtlich mit den fetten Substanzen ihre Kleider begossen haben, um solche in ihren Wohnungen wieder zu verarbeiten und zu verwerthen. Es ist möglich, daß ein Arbeiter auf diese Weise mit Hülfe seiner Kleider dem Fabrikherrn täglich einen Materialwerth von 20 bis 30 kr. K.-M. entträgt.

In England, vorzüglich in London, ist es seit der Anwesenheit Napoleons III. bei Gastmählern Mode geworden, die Gesundheit des französischen Kaisers unmittelbar nach der der Königin zu trinken.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 189 Donnerstag, 9. August 1855.

Virginia oder Liebe und Opfer.

(Fortsetzung.)

Aber Mond um Mond verging; sie ward schöner, sie ward reizender, aber nicht gelassener, nicht ruhiger; im Gegentheil stieg ihr Gram zu einer Höhe, die den Großvater für ihr Leben fürchten ließ. Für sie war keine Anmuth in der Natur, für sie der majestätische Fluß mit seinen reizenden Ufern nicht vorhanden; für sie sang kein Vogel, keine Blume spendete ihr den Wonneduft. Nur Eins konnte sie auf Stunden erfreuen: der Gedanke an den verlornen Jüngling.

Der Großvater mußte neben ihr sitzen und ihr von den Hoffnungen erzählen, welche das Vaterland auf das so früh entwickelte Talent, auf eine so liebenswürdige Persönlichkeit und auf einen so edlen Charakter setzen durfte, wie sich diese Eigenschaften in Washington vereinigten. Er prophezeite ihr, daß aus den schon damals so muthigen Kämpfen der Assembly's der Provinzen gegen das Mutterland später oder früher eine ernste Schilderhebung zu erwarten, und daß Washington dann berufen sey, eine große Rolle dabei zu spielen. Er erinnerte sie zum hundertsten Male daran, daß der Jüngling schon beim Besuche die Bevorzugung der englischen Offiziere vor denen der Kolonieen mit Erbitterung besprochen habe, und nun sey die Nachricht gekommen, daß er, in Folge neuer Zurücksetzungen, seiner Nation, seinen Abschied genommen und sich in die Einsamkeit auf seine Güter zurückgezogen hatte. —

Solche Erzählungen bannten dann auf Augenblicke den Dämon, der sich ihrer schuldlosen, von der ersten Liebe beseligten, von dem ersten Schmerz zerrissenen Seele bemächtigt hatte. Sie konnte sich dann ganz an Washingtons Seite versetzen, oder wenn ihre Sinne klarer waren, so fühlte sie eine gewisse Freudigkeit, wenn sie sich vorstellte, wie der Geliebte an sie denke.

So saß Virginia an einem schönen Junimorgen neben ihrem Großvater auf der Rasenbank am oft erwähnten Grabhügel; in einiger Entfernung stand Kiyaschuta. Er stand etwas rückwärts und stumm, damit durch sein Anschauen oder durch seinen Ton nicht der Moment der sanftern Stimmung gestört werde, welcher sich die Jungfrau eben erfreute. Er war im Anblick ihrer Schönheit verloren, die er sein nannte, ohne sie zu besitzen. Die Sehnsucht brannte in seinem Herzen. So glich er dem Tantalus, der, mitten im schönsten Quellwasser stehend, über seinem Haupte Zweige mit den labendsten Früchten hängen sehend, in ewigem Durste schmachtete, denn das Wasser versank, so wie er sich bückte, es zu schöpfen; die Früchten schnellten hoch empor, so wie er die Hand darnach ausstreckte.

In dem Augenblick eilte ein anderer Indianer herzu. Hast lag im Ausdruck seiner Bewegung; der Triumph einer sehr großen und wichtigen Neuigkeit malte sich in seinen Mienen.

„Ist der große Häuptling Kiyaschuta hier?“ fragte er, und als er ihn sah, rief er: „die blaßwangigen Rothröcke kommen wieder.“

„Ha!“ rief Kiyaschuta, sich aus der beschaulichen Stellung rasch aufrichtend; und in demselben Moment sprang Virginia auf; die Stimme des Indianers weckte alsbald den bösen Dämon in ihrer Brust. Krampfhaft hielt sie des Großvaters Hand und rief:

„Wer spricht hier? Wer verhöhnt unsern Frieden?“ Und als sie Kiyaschuta jetzt erblickte, flüsterte sie mit ängstlicher Hast: „Er ist es, Großvater! Er kommt, um mich in seine Hütte zu schleppen; seine Hütte ist die Hölle! Schau seine wilden Blicke, sie wollen mich verschlingen!“

Während dieser in abstoßenden Sätzen gesprochenen Worte trat der Schweiß ihr auf die Stirn und Wangen; die Glieder zitterten, das Auge flammte.

„Beruhige dich, meine Virginia!“ sagte der Greis mit sanfter Stimme. „Vielleicht kommt ja dein Washington.“

„Ja,“ sagte der hinzugekommene Indianer, „der goldschulterige Häuptling, der die schönste Jungfrau entführen wollte, ist mitgekommen, aber er läßt sich nachfahren, denn das Fieber hat ihn niedergeworfen.

„Er ist krank geworden! er stirbt!" rief Virginia; „keine Hand ist, die seiner pflegt, keine, die ihn heilt! Wo ist er jetzt?"

„Der große König jenseits des Salzmeeres sandte einen seiner besten Krieger mit einer Menge Rothröcke, die unzählig ist, wie die Bäume, die längs den Ufern stehen. Er ist bereits an dem Ufer des Monongahela angelangt, um das neue Fort der schwatzenden Franzosen wegzunehmen. Der Oberst, den sie Washington nennen, zeigt ihm den Weg, obwohl er krank im Wagen liegt."

„Ich muß hin, rief Virginia, ich muß ihn retten! ich lernte die Kräfte der Kräuter, ich will sein Arzt seyn."

„Mein armes Kind," sagte der Greis, „welcher Gedanke fällt dir ein. „Denke an die Gefahren, die du ihn und dir dadurch bereitest!"

„Kann ihm eine größere Gefahr drohen, als die des Todes?" fragte Virginia. „Mir drohen keine größere Leiden als die, die ich täglich trage. Ich will hin zu ihm! Ich will ihn sehen, ihm helfen."

Kiyaschuta's Eifersucht überwog jetzt jedes andere Gefühl in seinem Herzen.

„Wenn Virginia ihr Wort nicht hält," sagte er hinzutretend, „so ist Kiyaschuta des seinigen auch entledigt. Meine Hand ist seit einem Jahre nicht lahm geworden, mein Pfeil nicht stumpf."

„Großvater," flüsterte Virginia wieder wie vorhin, „ist das der Kiyaschuta, der mit mir spielte, als ich noch ein Kind war? Ist das seine Farbe? Ist das die Farbe eines Menschen, o, schau, schau! Doch entsetze dich nicht, schau! ist es nicht der Herr der Hölle?"

„Kiyaschuta," redete der Greis den Indianer an, „warum besteht dein stolzes Gemüth noch immer auf einer Forderung, die dich nicht glücklich und meine Enkelin so unaussprechlich elend macht? O, sey großmüthig! Tritt von dem Vorsatz, mein letztes Familienglied zu vernichten, zurück. Jetzt ist vielleicht noch Zeit sie zu retten! Wenn wir den Obersten Washington hieher bringen, wenn sie ihn hier pflegt, ihn hier heilt — so wird sie vielleicht, ja gewiß zugleich mitgetheilt, wo nicht, so hast du vielleicht bald keine andere Mühe für sie, als sie dorthin einzusenken. Dann werde ich ihr schnell nachfolgen und deine rachsüchtige Seele hat bald die Freude, Alles, was ihr einst lieb war — gemordet zu haben."

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Narren.

(Schluß.)

Der Wirth hatte indessen nicht das Mindeste einzuwenden, obschon er bei sich dachte:

„Mein Gevatter und ich hatten doch Recht, als wir diese Engländer für Narren erklärten!"

Er ließ sogleich einen Maurer kommen. Der Platz wurde in Augenschein genommen und die Engländer beschrieben den Bau, wie sie ihn haben wollten. Balken und Backsteine wurden rasch herbeigeschafft, drei leichte Wände aufgeführt, die alte Gartenmauer bildete die vierte, über welche das schräge Dach herunterragte, so daß das Ganze mehr aussah wie ein Waldhaus als wie eine Stadtwohnung. Die Fremden aber waren zufrieden und Dulong lachte sich ins Fäustchen.

So vergingen zwei Monate zur beiderseitigen Zufriedenheit. Die goldene Quelle floß ununterbrochen, obschon der Wein mit jedem Tage schlechter ward. Die beiden Engländer verließen nur selten ihre Wohnung, wo sie aßen, tranken und die Zeitungen lasen. Das Einzige, was den Wirth des Goldenen Elephanten Wunder nahm, war, daß sie um der nächtlichen Ruhe willen ein Haus für sich gebaut hatten und daß er gleichwohl jetzt sehr oft die ganze Nacht hindurch in ihren Zimmern Licht bemerkte.

Er gerieth sogleich auf die Vermuthung, daß sie Falschmünzer wären; da aber alles Geld, welches sie ausgaben, durch seine Hände ging und ihre Guineen nach der sorgfältigsten Untersuchung stets gut erfunden wurden, so hatten sein Gevatter und er abermals keine andere Wahl, als die beiden Engländer für Narren zu erklären.

An einem schönen Herbsttage sah er sie mit ihren Flinten auf der Schulter ausgehen. Sie sagten ihm, daß sie sich einmal recht ordentlich der Schnepfenjagd widmen wollten, und nahmen auf drei Tage Abschied von ihm.

Die drei Tage vergingen, der vierte auch, aber die Fremden kamen nicht wieder zum Vorschein.

Am fünften schüttelte Dulong den Kopf, am sechsten begann der Gevatter den seinen ebenfalls zu schütteln; am siebenten ward dieser verdächtige Umstand der Polizei mitgetheilt und am achten die verlassene Wohnung unter Beobachtung der von dem Gesetz vorgeschriebenen Formen aufgebrochen.

Auf dem Tische lag ein Brief, dessen Inhalt folgendermaßen lautete:

„Lieber Herr Wirth!" — Vor nicht langer Zeit waren wir so glücklich, in einer Kiste voll alter Pergamente einige Urkunden zu entdecken, welchen zufolge einer unserer Ahnen früher in Andernach ein großes Haus besaß, auf der Stelle, auf welcher

gegenwärtig drei Häuser stehen; das Ihrige ist eins von diesen dreien. Als unser Ahnherr in Folge gewisser Ereignisse sich genöthigt sah, aus Andernach zu entfliehen, vergrub er eine bedeutende Summe in Gold an dem Fuße einer dicken Mauer, welche jetzt noch vorhanden ist. Unter seinen Papieren befand sich auch eins, welches über die Lage des Gebäudes genügenden Aufschluß gab.

„Wir begaben uns sofort nach Andernach und fanden glücklicherweise ein Gasthaus auf dem für uns so interessanten Platze. Wir nahmen unsere Wohnung in diesem Hause, untersuchten Alles und verabredeten die nöthigen Maßregeln, um von unserem gesetzmäßigen Erbtheil, ohne Aufsehen zu erregen, Besitz zu nehmen. Auf welche Weise es uns auch wirklich gelang, alle Hindernisse zu beseitigen, ist Ihnen bereits bekannt.“

„Das große Loch und die leere eiserne Kiste, welche Sie unter der Mauer in unserem Zimmer finden werden, sind die Beweise, daß unser Vorhaben gelungen ist. Wir machen Ihnen die Kiste zum Geschenk und rathen Ihnen, das Loch wieder zuzufüllen und sich unsertwegen keine weitere Mühe zu geben. Alle Nachforschungen würden vergeblich seyn, da die Namen, unter welchen wir bei Ihnen wohnten, nicht unsere wirklichen waren. Leben Sie wohl!“

Der Wirth des Goldenen Elephanten stand wie versteinert da und riß Mund und Augen weit auf. Sein Gevatter kam. Beide sahen erst das Loch, dann die leere Kiste und dann einander selbst an, und beide waren mit einander dahin einverstanden, daß die Fremden doch nicht die Narren gewesen waren wofür sie sie gehalten hatten.

Sterblichkeitsverhältnisse der Heere.

Wie dieser Gegenstand eines der interessantesten Probleme der öffentlichen Gesundheitspflege ist und seine Lösung sich aufs Innigste mit gewichtigen Fragen der Politik, der Finanzen und der Kriegswissenschaft verbindet, so hat er namentlich jetzt, wo große Heere außerhalb der Gränzen ihrer Heimathländer auf fremdem Boden kämpfen, eine besondere Bedeutung gewonnen. Wie viele Augen sehen nicht nach den entlegenen Küsten, wo sich ein Riesenkampf entsponnen, bei dem nicht nur Schwert und Feuer, sondern auch Krankheiten, Klima und veränderte Lebensbedingungen ihre mörderische Wirkung äußern. Im englischen Parlament werden tiefgreifende Debatten über die verschiedenen Ursachen geführt, welche einem großen Theil eines stattlichen Heeres in verhältnißmäßig kurzer Zeit den Untergang bereiteten. Klage und Vertheidigung bewegen sich dabei vielfach auf einem Boden, der noch wenig bebaut ist, während die Thatsache ungeheurer Menschenverluste feststeht. Zu allen Zeiten waren die Heerführer erstaunt über die großen Menschenverluste, denen ihre Heere, unabhängig von dem Schwerte des Feindes, unter dem Einflusse der Krankheiten ausgesetzt waren. Friedrich der Große pflegte zu sagen, daß das Fieber ihm mehr Soldaten tödte als sieben Schlachten, und das Nämliche hatte lange vor ihm schon Arrianus von dem Zuge Alexanders nach Indien hervorgehoben. Man weiß, daß unter Franz I. eine Armee von 30,000 Mann, an deren Spitze die Blüthe des französischen Ritterthums, unter den Mauern von Neapel in wenig Wochen die Beute eines mörderischen Typhus wurde. Wir brauchen aber nicht so weit zurückzugehen. Viele von uns werden sich noch der Verheerungen erinnern, welche die französischen Kriege dieses Jahrhunderts im Gefolge hatten, in denen man z. B. nach der Schlacht von Leipzig unter der französischen Garnison von Mainz von 60,000 Mann 25,000, zur nämlichen Zeit in Torgau von 25,000 Soldaten fast 14,000 dem Typhus erliegen sah. Der gegenwärtige Krieg hat selbst in den Reihen des noch zuwartenden Oesterreichs mehr Opfer gefordert, als uns bis jetzt die verschiedenen Berichte darüber verrathen haben. Der franz. Militärarzt Boudin hat Recht, wenn er bemerkt, daß man noch viel zu wenig die Lehren der Hygiene und der Meteorologie auch da befolgt, wo es möglich ist. Die Alten pflegten, bevor sie ihre Lager aufschlagen oder ihre Städte bauten, die Eingeweide der Thiere zu befragen, um den Grad der Salubrität der betreffenden Stellen zu erforschen. So bemerkt Vitruvius in seiner Abhandlung über die Architektur: „Unsere Vorfahren besichtigten die Lebern geschlachteter Thiere, welche an den Orten weideten, wo sie Städte oder Standlager errichten wollten; fanden sie dieselben fehlerhaft, so wanderten sie weg in eine andere Gegend, da sie bei allen Dingen die Gesundheitsverhältnisse berücksichtigten.“ Heute, wo uns so ungemeine Hülfsquellen der Chemie und der Physik zu Gebote stehen, fragen wir, wenn es sich um Gründung einer Stadt, um den Bezug eines Lagers oder um die Ausführung einer Expedition handelt, nicht einmal den Thermometer. Eine Menge militärischer Katastrophen hat ihren Grund in der Mißachtung der hygienischen und meteorologischen Kenntnisse. Die Verluste der Armeen unter dem Einflusse der Krankheiten übersteigen weit diejenigen, welche das Schwert und das Feuer des Feindes verursachen. Im Allgemeinen finden die schwächsten Verluste bei dem Aufenthalte der Truppen in ihrem Heimathslande statt; sie wachsen für

die europäischen Heere in geradem Verhältnisse mit der der Annäherung an den Aequator. Das Umgekehrte ist der Fall bei den Negertruppen, deren Sterblichkeit sichtlich mit der Entfernung von den Tropen zunimmt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Zu Dummow, einer kleinen Stadt der Grafschaft Essex, wurde vor einigen Tagen ein alter Brauch gefeiert, der Erwähnung verdient. Es handelte sich nämlich darum, durch eine Jury von Männern und Mädchen demjenigen Ehepaar des Orts, das am einträchligsten zusammen lebe, einen Preis zuzuerkennen, der in einem Schinken besteht! Der Preis ist aber schwer zu erlangen, denn es werden Zeugen vernommen und die Preisbewerber müssen auf das Evangelium einen Eid leisten, daß von dem Moment an, wo sie in der Kirche getraut worden, sie nie in Uneinigkeit gerathen, daß sie nie ein Geheimniß voreinander gehabt und in keinem Augenblick es bereut, Ehegatte zu seyn. Die Verhandlungen geschehen öffentlich; trotz des Regenwetters waren von nah und fern Tausende nach Dummow geeilt, um das so seltene wie seltsame Schauspiel mit anzusehen. Es muß in England sehr viele glückliche Ehen geben, denn eine Masse Bewerbungsschreiben waren eingelaufen, doch wurde der Preis nur zwei Paaren zuerkannt, nämlich dem Pachter Barlow und dem Gutebesitzer Chatelain.

[Frauenrache.] Johannes Novizanus, ein italienischer Rechtsgelehrter im sechszehnten Jahrhundert, schrieb ein Buch unter dem Titel: Sylva nuptialis (der eheliche Wald), in welchem er das schöne Geschlecht von der allernachtheiligsten Seite schildert. Die Damen in Turin geriethen deßhalb in großen Zorn und bewarfen eines Abends ihn mit Feuer, wodurch seine Kleider in Brand geriethen und er selbst Körperverletzungen erhielt. Aber noch nicht genug; die Frauen hielten Zusammenkünfte und auf ihre Veranlassung kam Novizanus ins Gefängniß, wo er lange Zeit saß. Indessen mußte er vorher noch zum Zeichen der Reue auf entblößten Knieen öffentlich Abbitte thun und an seine Stirn war ein Zettel mit lateinischen Versen geheftet, der in der Uebersetzung so lautete: „Wahrlich der ist ein Bauer, der Böses nur spricht von dem Weibe; denn wir wissen Alle, daß wir vom Weibe geboren sind.“ Nach diesem Vorfalle konnte er nicht einmal eine alte Frau finden, die ihm in seinem Alter seine häuslichen Angelegenheiten besorgte.

[Wässerige Kartoffeln zu verbessern.] Wässerige Kartoffeln fester und mehliger zu machen, braucht man sie nur in der unmittelbaren Nähe eines warmen Ofens auszubreiten. Die wässerigen Bestandtheile verdampfen auf diese Weise, auch gewinnen dadurch die Kartoffeln sehr an Geschmack. Auch beim Kochen selbst kann man noch auf die Kartoffeln einwirken, indem man einen schmalen Streifen Schale abschneidet und sie dann auf die gewöhnliche Weise im Wasser kocht, die Kartoffeln so zubereitet, dürfen nicht so lange kochen, sind nicht allein schmackhafter, sondern auch, wenn sie nicht ganz schlecht waren, schön mehlig im Innern, während auf die gewöhnliche Weise zubereitete Kartoffeln fast alle wässerig bleiben.

Der wirkliche russ. Staatsrath Liprandi, Bruder des in der Krim kommandirenden Generals, hat sich entschlossen, seine große Büchersammlung zu verkaufen, an der er 34 Jahre lang gesammelt hat und die wohl eine der merkwürdigsten seyn dürfte, welche es überhaupt gegenwärtig gibt. Dieselbe besteht nämlich ausschließlich aus Werken über die Türkei und enthält viele Tausende von Bänden, die seit Jahrhunderten nicht mehr im Buchhandel sind. Außerdem befinden sich darunter sehr viele Incunabeln, Karten, Pläne, Zeichnungen, Handschriften u. dgl. fast alle von hohem Interesse und großer Seltenheit.

Man schreibt aus Straubing, 2. August: Vergangenen Montag, den 30. v. M., hielt der hiesige 62jährige Getreidemesser Seb. Trost, nachdem vor einigen Jahren seine erste Gattin mit Tod abgegangen war, noch einmal Hochzeit; dieselbe wurde Abends auf der Schießstätte in sehr gemüthlicher Weise im Kreise seiner Freunde gefeiert. Nachdem Trost mit seiner Braut den herkömmlichen Brauttanz gemacht hatte, fühlte er sich sehr bald etwas unwohl, so daß er nach kurzer Zeit von seinen Freunden Abschied nahm, und sich nach Hause begab. Zu Hause angelangt, fühlte derselbe sich so unwohl, daß er noch in der Nacht ärztliche Hülfe gebrauchen mußte; durch Verkältung zog sich Trost die Gedärmentzündung zu, in Folge deren er gestern Abends, 48 Stunden nach der Hochzeit, unter den fürchterlichsten Schmerzen seinen Geist aufgab.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei **Lisette Wailandt** in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 190 Freitag, 10. August 1855.

Virginia oder Liebe und Opfer.

(Fortsetzung.)

Mit diesen Worten zog er die zitternde Enkelin zu sich nieder und drückte ihre Wange an seine Schulter. Während Kiyaschuta düster blickend und schweigend stand, suchte er ihr Trost zuzusprechen; aber in seinen Augen drängte sich, den Trostworten widersprechend, die Zähre des Kummers, der sein eigenes Herz erdrückte.

Nach einer Pause sprach Kiyaschuta mit dumpfem Tone:

„Wenn es Virginia gefällig, so will ich sie begleiten in das Lager der Engländer, wo sie den kranken Offizier pflegen mag, dessen Rettung sie mit ihrem Worte erkaufte.“

„Ha!“ rief die Jungfrau aufspringend, „du willst mit, um ihn zu tödten, ihn zu morden, ihn zu fressen, wie du geschworen hattest in jener qualvollen Nacht der Hölle!“

„Ist Kiyaschuta ein Weib?“ fragte der Jüngling finster, „daß man seine Worte für einen Hauch und sein Versprechen für einen trügerischen Schall gelten läßt? Versprach ich nicht ihn zu schonen?“

„Wie?“ fragte Virginia, und zum Erstenmale seit einem Jahre betrachtete sie ihn mit andern Blicken, als denen des Abscheues, „wie? du wolltest wieder mein Bruder seyn? Du wolltest wieder an meiner Seite durch den Wald gehen, nicht um mich zu verfolgen, sondern um mich zu beschützen? Du wolltest wieder Kiyaschuta seyn?“

„Es gab keine Stunde, wo ich es nicht war,“ antwortete der Jüngling, „möchte Virginia sich erst wieder gleichen. Vielleicht heilt derselbe Mann, der dir die Wunden schlug, sie wieder, und ich will dich zu ihm führen, aber nochmals gelobe mir, daß du dein Wort nicht brechen wollest; das Wort, das du mir gegeben hast, sonst — gehe ich allein nach jenen Wäldern, in welchen meine Brüder jetzt die Waffen schmücken. Der Kampf gegen die Rothröcke wird furchtbar werden wie nie zuvor.

„Führe mich hin!“ sprach Virginia entschlossen. „Was hernach komme, will ich tragen.“ Ihr Angesicht erhielt einen Strahl von Verklärung, ihr Wangen glühten, der Busen wogte, Schultern und Nacken wurden von einem schönen Roth übergossen. In seliger Entzückung stand der Indianer und betrachtete sie.

„Aber,“ fuhr er fort, „wenn wir zurückkehren aus den Wäldern und der goldschulterige Krieger entweder geheilt oder gestorben ist, so muß Virginia sogleich ihr Wort erfüllen, so darf nicht wieder das welke Blatt, das starre Eis und das windige Frühjahr dann dazwischen kommen.

„Kinder,“ sagte der Greis, „treibt nicht wieder Euer Spiel mit neuen Forderungen und neuen Zusagen, Beide gleich unüberlegt.“

„Ohne diese Bedingung,“ versetzte der Jüngling, „führt Kiyaschuta seine Streitaxt gegen jeden Feind, und sein Skalpiermesser schont Niemand.“

„Ich verspreche, was du forderst!“ rief die Jungfrau mit pochendem Herzen. „Führe mich denn hin zu ihm!“

„Um Gotteswillen!“ flehte der Greis, „Ihr bringt mich in die Grube!“

„Kiyaschuta hat die schnellsten Pferde,“ sagte der Indianer, „sie tragen uns, wie der Sturm den Vogel, durch die Lüfte. Der Wald gehorcht meinem Rufe, die Stämme meiner Stimme: wo wäre Gefahr? So schnell wie es geht, haben wir das Geschäft vollendet und wir werden glücklicher zu dir zurückkehren, als wir fortgingen.“

„Ja, Großvater,“ flüsterte Virginia, „wenn ich ihn nur noch einmal sehen darf, wenn ich nur noch einmal seine liebliche Rede hören darf, o, dann werde ich viel ruhiger, viel glücklicher; dann kann ich mehr von ihm träumen, dann kann ich öfter an ihn denken! Und wenn meine Hand ihn heilt, wie beseligt mich dann nicht die Ueberzeugung, daß auch er dann meiner nie vergißt, daß er mir dann etwas zu verdanken hat! O, laß mich zu ihm! komm! komm, mein Großvater, hilf mir die Anstalten zur Reise machen: ich schmücke mich mit Hut und Schleier, die die französischen Kaufleute uns gebracht haben; ich lege das neue Kleid an, daß du mir geschenkt hast.“

Mit diesen Worten zog sie den Greis empor,

um ihn nach Hause zu führen. Kopfschüttelnd und mühsam die Thränen zurückhaltend, folgte dieser und langsam hinter ihm gingen Kiyaschuta und dessen Stammgenossen.

15.

Die englische Regierung, die hohe Wichtigkeit des Besitzes der schönen Ufer des Ohio begreifend, hatte nach dem mißlungenen vorjährigen Feldzuge des Obersten Washington sofort bedeutendere Streitkräfte zur Eroberung des Fort du Quesne bestimmt, und den ausgezeichneten General Braddock zum Befehlshaber der neuen Expedition ernannt. Dieser General forderte den Obersten Washington auf, den neuen Feldzug als sein Adjutant mitzumachen. Obwohl nun der junge Oberst sich mit dem lauten Geständniß, daß die Zurücksetzung der Kolonialoffiziere gegen die englischen ihn kränke, aus dem öffentlichen Dienst zurückgezogen hatte, so bewog ihn dieser Ruf nach den Ufern des Monongahela, der Unthätigkeit zu entsagen.

Er folgte dem General also; aber er war bald von einem heftigen Fieber befallen, das immer stärker ward, je näher er der Scene kam, an die sich so wunderbare Erinnerungen und Gefühle knüpften. Dennoch wollte er nicht zurückbleiben und der General, um seines Rathes theilhaftig zu bleiben, ließ ihn in einem verdeckten Wagen mitführen.

Nachdem sie auf diese Weise längs den Ufern des Monongahela nordwärts marschirten, ließ sich am fünften Tage des Marsches bei einem kleinen Indianerdorfe eine Dame melden, welche den Obersten Washington zu sehen und zu sprechen wünsche. Sie war in Begleitung zweier Indianer gekommen, und war alsbald an den Wagen des Obersten geführt. Dieser junge Offizier lag eben in einer großen Fieberhitze und die Dame erklärte dem General, daß er unfehlbar sterben müsse, wofern man ihn nicht sogleich zurücklassen werde. In diesem Falle aber hoffe sie, werde er in einigen Tagen hergestellt seyn.

Der Obergeneral war derselben Ansicht; der Feldarzt hatte sie schon vorher ausgesprochen; aber Washington hatte eines Theils dagegen protestirt, andern Seits aber wußte man auch nicht, wie man ihm, wenn er zurückbliebe, die gehörige Pflege verschaffen sollte. Als nun hiezu sich eine so schöne und an ihm theilnehmende Dame erbot, und im Dörfchen eine passende Hütte gefunden wurde, so ließ der General Braddock den Obersten dahin bringen und gab auch dem Hause eine militärische Bedeckung.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kassendieb.

(Rheinische Stadtgeschichte von Alexander Günther.)

Wer vor acht Jahren in Köln durch die Johannißstraße kam, dessen Blick entging ein kleines, aber niedliches Häuschen nicht, namentlich waren es zwei Fenster der Bel-Etage, welche die Aufmerksamkeit allgemein auf sich zogen. Sobald die Frühlingssonne Schnee und Eis zu den Unmöglichkeiten machte, wurden zwei Fensterbänke daselbst eingehackt und mit der schönsten Auswahl von Fuchsiastämmchen, Oleanderbäumchen, Rosenstöckchen, gewürzhafter Vanille, seltener Cactusarten u. dgl. besetzt; ringsum senkten die verschiedenartigsten Rankengewächse ihre vollen Zweige dicht einen Fuß lang hinab; und oben in dem frischen Grün und Blumenduft wohnten in blauen Blechkörben ein Kanarienvogel und ein Hänfling, die beide den ganzen Tag hindurch um die Wette ihre Weisen lustig in die einsame Straße sangen.

Wenn man von dem Aeußern schloß, daß hinter diesen Blumen Jemand wohne, der eine gute und schöne Seele sein eigen nenne, so war man dazu mehr wie berechtigt; denn jene gute Seele bewohnte einen Körper, wie die Straße keinen zweiten aufzuweisen hatte, — die junge Pauline war in jeder Beziehung ein Juweel, aber nur wenige machten diese Entdeckung, weil die Jungfrau, was in den Augen der Welt nicht viel sagen will, eben nur eine Näherin war.

Am 18. Juni des Jahres 1846 war Pauline schon früh aufgestanden. Während ihre Tante Lisbeth den Kaffee zubereitete, sah sie nach, wo im Wohnzimmer noch etwas zu ordnen war. Die Heiligenbilder ihrer Mutter und die Napoleonsbilder des Vaters, die Porzellanfigürchen auf der Spiegel-Kommode, einige Gypsstatuetten auf ihren Konsolen, Hauff und Van der Velde auf der Etagère wurden abgeputzt, wiewohl der Staub sich hier nie festsetzen konnte. Endlich war Alles in Ordnung. Das weiße Kaffee-Service stand auf dem Tisch, frische Milchbrödchen lagen in einem niedlichen Körbchen und die beiden Frauen setzten sich nieder zum Frühstück.

„Bernhard, Dein Onkel, muß bald eintreffen“, meinte Lisbeth, „denn er wollte mit dem Nachtschiff von Koblenz abfahren. Es soll mich wundern, was er dir zum Namenstagsangebinde mitbringt. Du darfst, nachdem derselbe vor wenig Wochen 10,000 Thaler gewann, auf ein schönes Geschenk rechnen.“

„Ich freue mich auf das Wiedersehen“, entgegnete Pauline, „und darauf, ihm persönlich Glück wünschen zu können zu einer so freudigen Ueberraschung, wie sie die letzte Ziehung dem guten Onkel bereitete, das Geschenk ist mir Nebensache.“

„Aber eine Hauptnebensache, — doch horch!“ sprach die Tante.

Man vernahm schwere Tritte auf der Treppe, einige Augenblicke später fand eine stürmische Begrüßung zwischen den Frauen und dem Onkel Bernhard statt.

„Nun hört's noch nicht bald auf?“ fragte dieser, während er den zweiten Versuch machte, die Umarmungen, Küsse und Gratulationen abzubrechen. „Wir können uns liebhaben, ohne uns todt zu küssen und zu drücken.“

Endlich war der Sturm vorüber. Die Drei setzten sich, Bernhard hinter den Tisch vor die goldbereifte Festtagstasse und nun begann eine vetrauliche Unterhaltung.

„Jetzt erzähle uns“, sprach die Schwester zum Bruder, „was Du dachtest, als Du auf einmal Kunde von Deinem Glück erhieltest.“

„Wie es mir wurde?“ fragte der Angeredete, „das Herz hat mir in der Brust noch nie so gewaltig gehämmert, wie an jenem Mittag. Und was ich dachte? Nichts habe ich in den ersten Augenblicken gedacht. Die Gefühle waren zu mächtig. Meine Hoffnungen erstreckten sich nie über 1000 Thaler und nun besaß ich die zehnfache Summe! Was ich that? Erst fragte ich den Lotterieeinnehmer, ob es denn auch wahr sey, und als er mir die Numer in der Zeitung vorhielt, da wollte ich vom Tische aufspringen, um meiner Gertrud, die eben mit dem Austragen des Essens beschäftigt war, das freudige Ereigniß mitzutheilen; aber die Eile, mit welcher ich mich erhob, warf den Tisch um mit all' seinen Tellern und Schüsseln. Meine Frau lief herbei und als sie die Trümmer am Boden schaute, begann sie ihre Lamentationen zu singen. Dazu ließ ich ihr indeß keine Zeit, nahm sie vielmehr am Arme und zwang sie, einen Schottischen mit mir zu tanzen. Anfangs wollte sie zwar nicht, sträubte sich und besprach auf etwas stürmische Weise meine Geschicklichkeit, aber dieser Sturm legte sich allmählig und ich brachte die Alte wirklich wieder flott. Der Lotterie-Einnehmer hatte seine Freude daran. Derselbe lobte meine Gewandheit im Tanzen und behauptete wiederholt, ich hätte einige ganz neue Sprünge zu unserm Schottischen erfunden. Meine Lustigkeit ergriff ihn der Art, daß er uns bald Gesellschaft leistete. Später stellte er dieß in Abrede und behauptete, er wäre nur deßhalb mit uns herumgesprungen, weil ich ihn auf seinen Leichdorn getreten, und er sey mir stets ausgewichen, um einem zweiten Zusammentreffen unserer Füße vorzubeugen. Ich weiß nicht, ob dem so ist, Grimassen hat Herr Seegel allerdings genug geschnitten. Doch ich habe fast vergessen, daß ich gekommen bin, mit Euch den Namenstag der Nichte zu feiern und ihr ein kleines Geschenk zu überreichen.“

Mit diesen Worten zog er aus seinem Paletot ein Portefeuille, öffnete dasselbe und reichte Pauline ein Lotterieloos, während er sie anredete: „Sey glücklich an Deinem Namenstage.“

Tante Lisbeth machte große Augen, als der Bruder mit diesem Namenstagsgeschenk herausrückte. Sie meinte, von tausend Spielern sey kaum einer glücklich, ein Hab' ich sey weit besser zu gebrauchen, wie zehn Hätt' ich, ein neues Kleid —

Pauline, welche dem Oheim eine Kränkung ersparen wollte, brach die praktische Philosophie der Tante dadurch ab, daß sie das Loos in Empfang nahm und dem Verwandten herzlich für dasselbe dankte. Bernhard aber war trotz der Unterbrechung dem Ideengange seiner Schwester gefolgt.

„Lisbeth“, sprach er, „Dich scheint das Geschenk nicht befriedigt zu haben, und zwar aus dem Grunde, weil Du dergleichen Dinge nicht verstehst. Wäre es nicht möglich, daß Pauline gewinnt? Sie verdient es jedenfalls. Zudem muß ich Dir noch bemerken, daß noch nicht alle Tage Abend ist und Du mindestens etwas voreilig gewesen bist.“

Als er diese Worte sprach, ließen sich draußen Tritte vernehmen und bald darauf traten zwei Männer ein, von denen der Eine ein niedliches Mahagoni-Nähtischchen und der Andere in einem Packet den Stoff zu einem geschmackvollen Kleide und ein kostbares Florettuch trug.

(Fortsetzung folgt.)

Sterblichkeitsverhältnisse der Heere.

(Schluß.)

Selbst während des Aufenthaltes im Vaterlande übersteigt übrigens die Sterblichkeit unter den europäischen Heeren merklich diejenige der Zivilbevölkerung von dem entsprechenden Alter, ein Umstand, der bei der Wahl von Militärstationen, Kasernements und Spitälern in ernsthafte Erwägung zu ziehen ist. In den Tropengegenden schwankt die jährliche Zahl der Todesfälle von einem Jahr zum andern in sehr weiten Gränzen, so daß die Sterblichkeit eines Jahres nicht als Basis für die Schätzung der mittleren Sterblichkeit dieser Gegenden dienen kann. In den ungesundesten tropischen Ländern kann oft die einsichtige Wahl höhergelegener Orte den Heeren von kaukasischer Race einen so vollkommenen Gesundheitsstand sichern, wie in den gesundesten Ländern der gemäßigten Gegenden; dagegen ist ein solcher höhergelegener Aufenthalt den Negertruppen nachtheilig. Der erforderliche Grad der Erhebung variirt mit der geographischen Breite und Länge der Orte. Die geologische Beschaffen-

heit des Bodens übt einen sehr ausgesprochenen Einfluß nicht allein auf den Gesundheitsstand und die Mortalität, die zum Militärdienste unfähig machen (Kropf, Cretinismus ꝛc.). Die Zunahme der Sterblichkeit der Heere, namentlich in den heißen Ländern, ist zu einem großen Theile durch die sumpfige Beschaffenheit der okkupirten Lokalitäten bestimmt. Die Sterblichkeit unter den Landheeren übersteigt beträchtlich die Sterblichkeit auf der Marine. In der gemäßigten Zone Europa's verschlimmert die Dichtigkeit der Bevölkerungen (überhaupt oder in einzelnen Quartiren und Straßen) in Kriegsplätzen den Gesundheitszustand und vermehrt die Sterblichkeit unter den Truppen. Zahlreiche Thatsachen streiten gegen die Hypothese, die eine progressive Verbesserung des Gesundheitszustandes der europäischen Truppen in den heißen Ländern im Allgemeinen, und speziell in den Tropen, unter dem Einfluß der Verlängerung des Aufenthaltes zuläßt. Vom militärischen Gesichtspunkte aus ist die Kenntniß des pathogenetischen Ganges der Jahreszeiten auf den verschiedenen Punkten der Erde, und der Rapporte des Gesundheitsstandes der Truppen mit den verschiedenen meteorologischen Einflüssen von einem ungemeinen Interesse, das bis jetzt noch nicht die verdiente Beachtung erhalten hat. (Lord Raglan hatte also mit seinen vielverspotteten Witterungsberichten so Unrecht nicht!) Der Einfluß der Jahreszeiten ist in einer genauen Abhängigkeit von der Beschaffenheit des Bodens, von der Breite, Länge und Erhebung der Orte, von ihrer Lage in der nördlichen oder südlichen Halbkugel, endlich von der Nationalität und der Race des Soldaten. Die Nationalität und die Race begünstigen oder neutralisiren die krankheitserzeugende Thätigkeit der Klimate in solcher Weise, daß unter der Herrschaft identischer Umstände Truppen von verschiedener Race und Nationalität in verschiedenen Proportionen und an verschiedenen Krankheiten leiden und sterben können. Was das Alter betrifft, so hat man bis jetzt die Erfahrung gemacht, daß dasjenige der Militärs von 18 bis 25 Jahren die geringste Sterblichkeit zeigt. Daraus folgt dann auch, daß die Sterblichkeitsverhältnisse der Truppen bei großen und langdauernden Kriegen, welche allmählich auch die älteren und jüngeren Generationen beiziehen, immer schlimmer und der gesammten Bevölkerung verderblicher werden müssen.

Mannigfaltigkeiten.

Von Bruder Jonathan ist eben ein neues Stück Schwindelei bekannt geworden, das auch in Deutschland seine Opfer finden könnte. Wir wollen daher eine Warnung geben, indem wir das Verfahren aufdecken. Ein gewisser William Mark, 92 Warrenstreet, New-York, sendet Zirkularschreiben mit einem großen blauen Siegel auf dem Umschlag und den Worten: „Agentur für die Eintreibung von Forderungen an die Generalregierung der Vereinigten Staaten" in die Welt, und erbietet seine Dienste für die Liquidation aller Guthaben, die entweder aus irgendeinem der Kriege seit 1792 oder aus Testamenten und Erbschaften entsprungen seyn könnten. Dieses lithographirte Zirkularschreiben ist mit einem handschriftlichen Briefe an das auszubeutende besondere Individuum begleitet, worin ihm angezeigt wird, daß „gegen Einsendung eines Pfund Sterling ihm Nachrichten von besonderem Interesse mitgetheilt werden sollten," natürlich mit Berechnung der Habgier, die in dem Empfänger bei der Aussicht auf einen Schatz in der Gestalt einer alten Kriegsforderung oder des Nachlasses eines verschollenen „Onkels aus Surinam" erwachen dürfte. Ein solches Schreiben ward dieser Tage an einen gewissen Joseph Abraham in Houndsditch (England) gerichtet, der es einfach der Polizei überbrachte, damit diese ihm die gehörige Publizität gebe. Es ist unaussprechlich wie weit die Leichtgläubigkeit des Publikums in diesen Dingen geht. London wimmelte früher und ist noch nicht frei von ähnlichen Anstalten, die gegen Einsendung dieser oder jener Summe alle Herrlichkeiten verheißen, und namentlich ist es das schöne Geschlecht, das mit grotesker Resignation sich prellen läßt, und es selten hinterher über seine Eitelkeit gewinnen kann, es zu gestehen.

Man erzählt folgenden schönen Zug von Papst Pius IX.: Eines Tages hörte derselbe, daß ein verstorbener sehr reicher Edelmann seine beiden Söhne aus unwichtigen Gründen enterbt und denjenigen Priester zum Universalerben eingesetzt habe, welcher am Tage der Beerdigung in jener Kirche, wo seine Leiche ausgesetzt werde, die erste Messe lesen würde. Es galt nun, das Testament zu ehren und den beiden Söhnen die Erbschaft zu erhalten. Die Herzensgüte des heiligen Vaters fand bald Rath. Er selbst machte sich früh Morgens mit einem einzigen Begleiter auf den Weg in die Kirche, wo die Leiche des Edelmanns lag, kam noch vor Eröffnung der Kirchenthür an und las die erste Messe. Bei Eröffnung des Testaments fand man in der That die sonderbare Erbseinsetzung, der Papst war Erbe, trat aber alsbald die Erbschaft an die beiden Söhne des Verstorbenen ab.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei **Lisette Wailandt** in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 191 Samstag, 11. August 1855.

Virginia oder Liebe und Opfer.

(Fortsetzung.)

Virginia wich nicht von Washingtons Seite, so lange das Fieber so heftig war, daß es ihm das Bewußtseyn nahm. Als es nachließ, verhing sie ihr Angesicht mit einem dichten Schleier, damit er sie nicht erkenne. Die Reden, welche sie während seiner Fieber-Phantasieen von ihm hörte, waren nicht geeignet, den unaussprechlichen Gram, der ihre Brust zu zerbrechen drohte, zu mildern. Ihr Name war das stete Thema, ihre Schönheit schwebte in den Bildern seiner Phantasie, seine Träume malten ihre Vereinigung mit ihm, eine Vereinigung, die sie nie hoffen durfte. So ward jedes Wort der Liebe und der Erinnerung aus dem Munde des Fieberkranken ein Stich für ihre Brust; jedes Wort hämmerte gewissermaßen an dem großen Riß in ihrem Innern, und sie hatte fast keinen andern Lebensstoff mehr, als die Liebe zu dem, den sie nun bald auf ewig verlassen mußte.

Kiyaschuta war ebenfalls zurückgeblieben, mit fast ängstlicher Sorgsamkeit suchte er für den Nebenbuhler, den er jetzt nicht mehr fürchtete, die Kräuter aus, die er, wie Virginia, von seiner Mutter, als besonders für das Fieber heilkräftig, kennen gelernt hatte; aber er kam nicht zu dem Kranken ins Zimmer, damit dieser nicht durch seine Gegenwart beunruhigt werde. Virginia durchwachte drei nacheinander folgende Nächte an dem Lager Washingtons; wenn er schlief, küßte sie ihn sanft und ihre Thräne fiel dann auf seine Wange nieder. Wenn er wachte, saß sie stumm und verschleiert neben seinem Lager, und so sehr er forschte und fragte, gelang es ihm nicht, ihre Person zu erkennen.

Theils die Pflege, theils die Unruhe, die er empfand, halfen dazu beitragen, daß er am vierten Tage bereits im bedeckten Wagen, begleitet von seiner Bedeckung der Armee nachfolgen konnte. Als er von seiner geheimnißvollen Pflegerin Abschied nehmen wollte, war sie verschwunden; nur ein altes Mütterchen fand er in der Hütte, die ihm aber nichts von der Dame mittheilen konnte. Wohl dachte er viel an Virginia, aber diese schien ihm viel größer, viel voller zu seyn, wie die Geliebte, die er überdieß nicht neben sich erwarten durfte, da, so schloß er, der furchtbare Indianer, der sie weggeschleppt, sie gewiß nicht von sich, und gar zu ihm lassen würde.

Unterdeß er also darüber nachsann, welche wunderbare Begebenheit ihm diese unbekannte Freundin erworben, ritten Kiyaschuta und Virginia in einiger Entfernung hinter seinem Wagen. Kiyaschuta war im Häuptlingsschmuck; eine Krone von Federn schmückte sein Haar, eine ungemein hohe Feder stieg aus der Krone empor und wiegte sich in der Luft. Virginia ritt neben ihm, ohne daß ein Wort über ihre Lippen gekommen wäre. Fragte der junge Indianer sie nach Etwas, so gab sie mit einer Bewegung der Hand oder des Hauptes Antwort darauf. Nicht ein einziges mal lüftete sie den Schleier. Kein Krummen Brod, kein Tropfen Wasser kam in ihren Mund. Die Sonne sank, der Mond stieg empor; die Nacht verschwand wiederum vor dem rosigen Strahl der Frühmorgens und keine Veränderung trat in Virginiens Benehmen ein. Sie schien nichts zu bedürfen, und wenn der bekümmerte Jugendgespiele sie an die Pflicht der Selbsterhaltung, an Ruhe mahnte, so machte sie eine verneinende Bewegung mit dem Haupte.

So ging es an den Ufern des Monongahela hinauf, bis zur Stelle, wo der Youchiogenny sich in denselben ergießt. Hier machte der Wagen Halt und Washington stieg aus, um sich zur Armee zu begeben, welche auf der andern Seite des letztgenannten Flusses mit ihrer Rüstung zum Angriff beschäftigt war. Wie von einer gemeinen Macht getrieben, spornte Virginia ihr Pferd nach der Stelle, wo der Wagen hielt. Bald hielt sie in seiner Nähe, wogegen der Indianer noch ziemlich zurück blieb, da er ihr nur langsam und in peinlicher Unentschlossenheit folgte.

Zum Erstenmale seit seinem Ausflug vom Krankenlager erblickte Washington jetzt seine Pflegerin wieder, obwohl noch immer in der Hülle des Geheimnisses. Mit dem Gefühl der Dankbarkeit und mit einer wundersamen Ahnung ging er ihr ent-

gegen. Er wollte die Unbekannte, die ihn in dieser Wüstenei von einem so heftigen Fieber, vielleicht vom Tode errettet, bitten, ihm doch ihr Antlitz zu zeigen, damit er die Züge seiner großmüthigen Wohlthäterin in der Erinnerung bewahren könne.

Als er mit bewegter Stimme diese Worte aussprach, schien sie zu erschrecken; sie zog rasch den Zügel ihres Pferdes zum Umkehren an und machte wohl einen Fehler bei dieser Bewegung, denn das Pferd bäumte sich plötzlich so sehr, daß sie genöthigt war, beide Hände zu gebrauchen, um es zu bändigen. Dadurch ward ihr Schleier frei, den auch der frische Morgenwind sogleich emporwehte und das holde Angesicht entblößte.

„Virginia!" rief Washington, seiner um ihn stehenden Krieger vergessend, auf ihr Pferd zuspringend und es beim Zügel ergreifend. Die Jungfrau wankte im Sattel; Washington zog sie herab und schloß sie in seine Arme, indem er sie heftig küßte.

Ihr Angesicht war weiß wie die reine Lilie, die sich am Ufer zwischen den Farben der Hoffnung und der Liebe blendend erhebt. Die Wange so bleich und kalt, wie ein Marmor, das Auge ohne den seelenvollen Glanz, der es sonst belebte. Dennoch war sie so schön, so hehr, so erhaben, wie das Abbild eines Engels.

„Virginia!" rief der vom Sturm der Liebe durchwogte Jüngling nochmals, „meine Retterin! mein Engel! o, sprich nur ein einziges Wort, meine vielgeliebte Virginia!"

„Washington!" sprach sie endlich mit Zittern und ein flüchtiges Roth überflog noch einmal ihre Wangen; ihre Augen erhielten den erloschenen Glanz wieder, ihre Lippen bebten, ihr Busen wogte. Aber sie konnte nichts weiter sprechen, und eben so unvermögend zu handeln, lag sie regungslos in seinen Armen.

Kiyaschuta, als er diese Wendung der Dinge gesehen, war vom Pferde gesprungen und war bald nahe bei seinem Nebenbuhler; sein Auge flammte; seine Hand klammerte sich um den Stiel seines Schlachtbeils und seine Stellung war unzweideutig genug.

Aber die Begleiter Washingtons vertraten ihm den Weg zu ihrem Obersten und ließen ihn, als er nun schnell eine andere Stellung annahm, nicht einen Augenblick unbeachtet.

Als Kiyaschuta sich so in seinem Vorhaben gehindert sah, biß er die Zähne zusammen und der Zorn stieg nur desto gewaltiger in seiner Brust. Sein Angesicht ward düster wie der Himmel, an welchem ein furchtbares Gewitter hängt. In delawarischer Mundart schrie er aber laut aus:

„Es ist keine Rechtschaffenheit und Treue in dem Herzen der Jungfrau; denn ihre Lippe lügt, wie die Hinterlist!"

Selbst die Umstehenden erschracken vor dem Tone, in welchem diese Worte gesprochen wurden, Virginia aber war plötzlich dadurch aus ihrer bewußtlosen Hingebung aufgeschreckt.

„Horch!" flüsterte sie, „die Mahnungen der Hölle! Ha! welche Stimme! er ist's! ich bin sein! laß mich, laß mich hin! Mache dein Vaterland, mache ein anderes Weib glücklich! Laß mich hin! Ich habe ihm geschworen, ich habe ihm bei meiner Eltern Grab geschworen!"

„Virginia!" rief Washington, „besinne dich! Du stehst hier unter dem Schutz meiner Getreuen! Du bist mein! Wer wollte es wagen, dich mir zu rauben?"

„Ich habe geschworen!" fuhr Virginia mit ängstlicher Hast fort, „ich habe bei deinem Leben und bei ihrem Tode geschworen! Laß mich, laß mich! O, meine geliebte Mutter, schau jetzt auf mich herab!"

(Schluß folgt.)

Der Kassendieb.

(Fortsetzung.)

Bernhard hatte die Schwester besiegt; während sich derselbe an deren Verlegenheit weidete, trat eine Freundin der Tante Lisbeth ein, die Wittwe Berndorf, welche sich eines freundlichen Empfanges freute. Als man sich nach den üblichen Gratulationen niedergelassen hatte, und die Unterhaltung in Gang gekommen war, fragte Lisbeth alsbald die Wittwe, wo denn Fritz, ihr Sohn, geblieben wäre.

„Ich hätte gedacht", fuhr sie fort, während sie einen Seitenblick auf Pauline gleiten ließ, „Fritz wäre mit seinen Wünschen mindestens so rasch gewesen, wie seine Mutter."

„Fritz läßt sich entschuldigen", entgegnete Frau Berndorf, ebenfalls einen Seitenblick auf die Jungfrau werfend, „er ist schon früh auf das Komptoir gegangen, um gegen zehn Uhr frei zu seyn; dann wird er kommen, zwar zuletzt, aber mit um so herzlicheren Glückwünschen."

„Er ist ein lieber, bescheidener Junge, den Alle, die ihn sehen, liebgewinnen. —"

Hier wurde die Lobeserhebung abgebrochen, denn Pauline hatte sich, um all den bedeutungsvollen Seitenblicken zu entgehen und ihr Erröthen zu verbergen, erhoben und war zu den beiden Vögeln getreten. Kaum ward sie von diesen bemerkt, da artete das Singen derselben, wie gewöhnlich bei derlei Gelegenheiten, in schmetternde Fanfaren aus, die jede menschliche Stimme übertönten. Sie sangen ein Duett und schauten unverwandt zu ihrer Herrin mit so ausdrucksvollem Blick, als sprächen

sie von ihrer Zuneigung zu Pauline, priesen ihre Herzensgüte und spendeten ihrer Schönheit Lob. Als das eine Weile gedauert hatte, trat der Onkel zu der Nichte und fragte sie: „Wie lange soll das noch währen? die beiden jungen Damen am Tisch können ja ihre eigenen Worte nicht verstehen."

Pauline wandte sich lächelnd um und trat zurück an den Tisch. Die Vögel sangen zwar weiter, ließen aber ihr Lied allmählig vom Fortissimo zum Piano übergehen und schlugen dann, namentlich der Hänfling, so schmelzend und seelenvoll ihre Weisen, wie man sie nur hin und wieder bei Sängern ihrer Gattung antrifft. Damit waren aber die Seitenblicke noch nicht abgethan. Pauline sah sich vielmehr bis gegen zehn Uhr noch einigemal in die Nothwendigkeit versetzt, ihre Zuflucht zu dem goldgelben und grauen Sänger zu nehmen.

Endlich kam Fritz, grüßte die Gesellschaft und trat zum Fenster, Paulinen seinen Glückwunsch darzubringen. Von dem, was sich die Beiden sagten, erreichte auch kein Wort die Anverwandten; denn die Vögel jubelten beim Anblick des Paares mehr wie vordem. Nur so viel konnte man gewahren, daß der Jüngling mit einiger Befangenheit sprach; und die Jungfrau nahm sich dabei unendlich schön aus. Ihr blaues Auge leuchtete in erhöhtem Glanze und die vollen und dichten braunen Haarwellen, welche sich tief auf die Wangen herablegten, konnten das holde Erröthen dem Blick nicht entziehen. Ihr Busen wogte, und ihre Hände hatten auch vollauf mit den seidenen Quasten ihrer Schürze zu schaffen. Die beiden Frauen schienen diese Frühlingssymptome der Liebe mit großem Wohlgefallen zu bemerken und nahmen am Nachmittage, als die beiden Familien am Thürmchen unter den duftigen Kastanien bei einer Tasse Kaffee saßen, mehrmals Veranlassung, auf ihre Weise in verblümten Reden der Gratulation zu gedenken.

2.

Inzwischen waren einige Monate vergangen. Pauline, schon früh an ihrem Nähtischchen beschäftigt, arbeitete fortwährend mit großer Rührigkeit, während Lisbeth neben dem blankgeputzten Ofen saß und aufmerksam dem Singen des Wasserkessels lauschte. Die Vögel sangen schon ihre Morgenlieder. Alles war wach, nur Adele, eine große fuchsige Katze, nicht; sie allein schlief noch auf einem gepolsterten Fußschemel hinter dem Ofen. Endlich stieg eine weiße Wasserdampfsäule ungestüm aus dem Kessel auf. Lisbeth erhob sich. Eben wollte sie damit beginnen, das Wasser auf den Kaffee zu gießen, da pochte es an die Thür und gleich darauf schob sich ein kleiner, runder unbekannter Mann in's Zimmer.

„Habe ich die Ehre, Fräulein Pauline A.... zu sehen?" erkundigte sich derselbe zuerst bei der Tante; dann aber, seinen Irrthum gewahrend, wandte er sich schnell zu der Näherin, welche die Frage bejahte und sich nach der Veranlassung seines so frühen Besuches erkundigte.

„Ich bin der Lotterie-Einnehmer Seegel aus D., bei welchem ihr Onkel ein Viertel-Loos auf Ihren werthen Namen eintragen ließ. Die Glücksgöttin ist Ihnen hold gewesen; denn der höchste Gewinn fiel auf Ihr Loos. Es freut mich außerordentlich, der Erste zu seyn, der Ihnen diese frohe Kunde überbringt."

Pauline schaute bei dieser Botschaft den Fremden sprachlos an, und die Tante schien die Ueberraschung in eine Bildsäule verwandelt zu haben; daher goß sie das siedende Wasser fort und fort in die blendend weiße Kanne.

„Aber um des Himmels Willen, Tante! was machst Du? der Topf läuft ja über!" rief Pauline, die sich zuerst wieder faßte.

„Lassen Sie die Tante nur machen, mein Fräulein", sprach der Einnehmer, „dergleichen ist mir nicht neu. Solche Scenen erlebe ich nach jeder Ziehung."

Lisbeth bemerkte jetzt, was sie angerichtet. Sie brummte einige unverständliche Worte und griff stürmisch nach der Kanne, um dieselbe auf den Ofen zu stellen. Dadurch rief sie eine kleine Brandung hervor und als ihr einige kochendheiße braune Tropfen auf die Hand flogen, stürzte die Kanne zur Erde, ein dichter Dampf stieg über den Scherben auf.

In demselben Moment sprang Adele, durch einige aufspritzende Tropfen aus ihrem Morgengespinn erweckt, auf und rannte pustend und zischend im Zimmer herum. Der Fußboden dampfte, die Katze beklagte sich über die Ungeschicklichkeit der Tante und der Einnehmer erklärte, daß das ein Familienzug sey, der Bruder habe in einer ähnlichen Situation auch nicht anders gehandelt.

„Wenn man den Teufel auf die Wand malt, dann ist er nicht ferne", erscholl es vom Gange und gleichzeitig trat, nicht der Teufel, sondern Onkel Bernhard ein.

„So ist's recht, Schwester Lisbeth!" erklärte dieser, „an den Kaffeetopfruinen sehe ich, daß das heiße Blut unserer Familie in Deinen Adern rollt. In solchen Momenten muß man einen raschen Entschluß fassen. Ich werde jetzt, da die Schwester die Zertrümmerung des Hausgeräthes beschlossen hat, das Werk fortsetzen und schnell beendigen."

Sprach's und näherte sich der Etagère, in deren Parterre Hauff und Van der Velde wohnten, während die Bel-Etage mit Porzellanfigürchen dicht bevölkert war, und machte Miene, die Bescheerung

den Scherben am Ofen beizugesellen. Pauline sprang hinzu und flehte; der Lotterie-Einnehmer machte Vorstellungen, und Lisbeth erklärte, es sey ihr nicht in den Sinn gekommen, Alles zerschlagen zu wollen, sie beklage es vielmehr unendlich, daß sie so ungeschickt gewesen, die ihr so liebe Kanne zerbrochen zu haben.

„Kannst Du das beschwören, Schwester?" fragte Bernhard mit großem Ernst.

„Hoch und theuer!" lautete die Antwort.

„Es ist das durchaus nicht nöthig", entgegnete der Bruder, „ich würde doch — Nichts entzwei geschlagen haben."

Man schaute sich gegenseitig eine Weile an, dann belachte man den Scherz nach Kräften, nur Lisbeth erklärte, solche Spässe nicht vertragen zu können.

„Dann werde ich einen andern Scherz versuchen, um Dir Geschmack für meinen Humor abzugewinnen", sprach Bernhard und nahm die Schmollende am Arme, mit ihr seinen Schottischen auch auszuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Am 23. Juni abhin begegnete dem auf Patrouille befindlichen Gendarmerie-Stationskommandanten von Rockenhausen (Rheinbayern) im Orte Imsweiler höflich grüßend und sehr vornehm thuend ein fein gekleidete Mannsperson. Die im Dienste gemachten Erfahrungen und die gesammelte Menschenkenntniß ließen dem Stationskommandanten dieses Benehmen auffallend und verdächtig erscheinen, und er zog sofort bei dem Bürgermeister und dem Adjunkten des Ortes über die unbekannte feine Mannsperson und ihre Verhältnisse Erkundigungen ein. Beide Ortsvorstände wußten jedoch keinen andern Bescheid, als daß das fragliche Individuum ein reicher Schafhändler aus dem Nassauischen sey, der sich schon seit 2 Tagen in der Gemeinde aufhalte, und bereits bei mehreren Bewohnern Schafe gekauft habe. Den Namen des Mannes konnten weder die beiden Lokalpolizeibeamten, noch der Gastwirth, der ihn beherbergte, angeben, weßhalb der Stationskommandant schnell resolvirt war, des noblen Herrn im feinen Hut und Ueberrock habhaft zu werden. Dieser aber hatte sich, den Lunten riechend, bereits aus dem Staube gemacht, und war den Berg hinan gelaufen, wo der Gendarme ihn erst nach einer Viertelstunde wieder zu Gesicht bekam. Der raschen Nacheile gelang es jedoch bald, den Flüchtigen im nahen Walde einzuholen. Während des Springens hat derselbe ein Brillenfutteral weggeworfen, in dem alsbald zwei falsche holländische Dukaten gefunden wurden. Bei der Ergreifung konnte er keinerlei Legitimationspapiere aufzeigen, und über den Zweck seiner Reise sich nicht genügend ausweisen, weßhalb der Gendarme ihn sofort dem königl. Landgerichte Winnweiler überlieferte. Die gepflogene strafrechtliche Untersuchung stellte bald heraus, daß der elegante Schafhändler ein gewisser Kaspar Wunderlich von Oestrich im Herzogthum Nassau sey, und bereits bei einigen Wirthen in Schallodenbach und Alsenborn von den erwähnten Goldstücken, die keinen Heller Werth haben, für 11 fl. 40 kr. baar das Stück verausgabt hat, und daß er ein öffentlich ausgeschriebener verurtheilter Betrüger und deßhalb landesflüchtig sey. Bei den Bauersleuten in Imsweiler hat sich dieser Mensch so einzuschmeicheln gewußt, daß man ihm bereits gestattet hatte, circa 20 Stück Schafe, die er gekauft, aber noch nicht bezahlt hatte, ohne einen Kreuzer Aufgeld abzuführen, was jedoch noch glücklicher Weise durch die rechtzeitige Dazwischenkunft der Gendarmerie verhindert wurde. Am 30. Juli abhin wurde dieser wunderliche Kauz vor dem k. Zuchtpolizeigericht zu Kaiserslautern wegen Prellerei und Betrügerei zu einer Gefängnißstrafe von zwei Jahren verurtheilt, und in Folge dessen dahin gebracht, wohin dergleichen Leute gehören. Wir haben diesen Fall nur darum etwas ausführlicher mitgetheilt, weil er beweist, wie vorsichtig der Landmann bei Verwerthung seiner Produkte, die er nur mit vielen Mühen und Sorgen erzielt, zu Werke gehen soll, damit er nicht von Betrügern und Beutelschneidern geprellt werde, und wie nothwendig eine strenge Handhabung der bestehenden Vorschriften über Paß- und Fremdenpolizei ist. Möchten daher Alle, die es angeht, diesen Fall sich zur Warnung dienen lassen!

Zu Antwerpen starb dieser Tage die Wittwe Beaugards-Torfs mit Hinterlassung eines Vermögens von vier Millionen. Sie hat ungeheure Summen für wohlthätige Zwecke bestimmt, u. A. eine halbe Million zur Errichtung eines Zufluchtshauses für arme Greise.

Es ist ausgerechnet worden, daß die Stellen der in diesem Kriege bereits gefallenen englischen Offiziere, nach dem in der britischen Armee gewöhnlichen Kaufpreise, einen Gesammtwerth von 377,230 Livre Sterling haben.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 192 | Montag, 13. August | 1855.

Virginia oder Liebe und Opfer.

(Schluß.)

Gleich einer nächtlichen Gottheit stand Kiyaschuta in düsterem Schweigen da; er verstand die Worte nicht, die Virginia und Washington wechselten. Aber sein Argwohn, seine Eifersucht ließen ihn das Allerschlimmste fürchten. Als sie geendet hatte, sprach er mit kaltem Ernste:

„Wenn der goldschulterige Bube Virginiens Herz mit Falschheit erfüllt und mich hier zu überwältigen trachtet, so sage ihm, daß die Wälder mit unsern Freunden und Brüdern erfüllt sind soweit die Ufern bis zum neuen Fort der Franzosen hinausreichen. Für jede Stunde, die man dich oder mich hier zurückhält, wird dem bleichen Buben ein Glied vom Leibe gerissen werden! Meine Brüder haben Auftrag!" —

Mit der letzten Anstrengung ihrer Kraft riß Virginia sich von Washington los und trat zu dem Indianer, dessen Hand sie mit dem Gefühle der größten Verzweiflung ergriff.

„Ich bin dein!" rief sie mit fieberhaftem Ungestüm und sich dann an Washington wendend, fuhr sie fort:

„Gehe hin, geliebtester der Männer, und vergiß das arme Mädchen an den Ufern des Ohio, oder betrachte ihre Liebe wie einen schönen und unglücklichen Traum! Das Vaterland bedarf deiner! Sein Ruhm, sein Glück, seine Freiheit, seine ganze Zukunft wird in deiner Hand liegen, du wirst ihm diese Güter bewahren wie Heiligthümer, wirst sie schützen und segnen mit der Größe deiner Tugend. Gehe hin und mache ein anderes Mädchen glücklich! denn ich bin dieses Mannes — Weib!

„Nimmermehr!" rief Washington und wollte sie wiederum fassen, aber Kiyaschuta schlang seine Arme um sie und drückte sie an sich. Seine Blicke sprühten dem Nebenbuhler Haß und Zorn entgegen.

„Ha!" rief Washington, „soll der Kampf um ihren Besitz entscheiden, so tritt her! Ich bin stark genug, denn Virginia selbst hat mich geheilt!"

Mit diesen Worten riß er sein Schwert aus der Scheide und forderte durch diese Bewegung mehr, als durch die Worte, den Gegner heraus.

Virginia aber rief mit bebender Stimme: „Friede! Friede!" und sank, von Neuem und gänzlich ermattet, dem Indianer unter den Armen weg zur Erde.

„Kiyaschuta," flüsterte sie, „schütze deinen Bruder! Washington, mein Theurer, verzeihe meinem unglücklichen Bruder!"

Sie sprach's und schloß die Augen. Die beiden Jünglinge knieten neben ihr. Kiyaschuta hatte ihr Haupt auf seinen Armen; Washington hielt ihre Hand an seiner Brust, mit den süßesten Namen beschwor er sie, zu erwachen. Der Indianer war still wie ein Grab; der Zorn war schnell aus seinen Blicken verschwunden. Sein Schlachtbeil war seiner Hand entfallen.

Virginia schlug noch einmal die Augen auf. „Kiyaschuta, mein Bruder," flüsterte sie, „grüße meinen Großvater und lege mich in meiner Eltern Grab, bepflanze es auch mit frischen Blumen."

Der Indianer bog sein stolzes Haupt über ihre Lippe hinab, um sie zu küssen; seine Thräne fiel auf ihre Wange brennend nieder.

„Meine Mutter, ich sterbe den Tod Atala's," seufzte Virginia; „ein schärferes Gift hat mich verzehrt, als das, woran sie starb, und kein Heiliger ist, der mich erlösen könnte! — Mein Washington, mein Geliebter, leb' wohl! — — leb' wohl!"

„Nimmermehr!" rief der Jüngling und drückte ihre Hand an seinen Mund, „Virginia! erwache, erwache!"

Umsonst! Die Jungfrau erwachte nicht mehr. Der Kampf der Liebe und des Opfers hatte ihr das Herz gebrochen. Ihre Augen schlossen sich fest, ihre Lippen drückten sich zusammen, und bald war kein Zeichen des Lebens mehr an dem schönen Körper zu entdecken.

Bei dem Bemühen, Leben in der Geliebten zu erwecken, begegneten sich die Blicke der Jünglinge wieder, und in den Augen Beider stand die Thräne der Liebe. Schweigend reichten sie sich die Hände und ließen die Zähren vereint auf den geliebten Leichnam fließen.

16.

Am folgenden Tage schlug General Braddock sich zwischen den Turtle-Creek und dem Youchiogenny mit den Franzosen, welche vom Fort du Quesne gegen ihn ausgesandt waren. Der Obergeneral hatte Washingtons Rath, die Wälder an den Seiten der Armee zuvor untersuchen zu lassen, nicht beachtet. Als nun sein Vorposten vorgeschoben war und er mit dem Kern seiner regulären Truppen den Hauptangriff gegen den Franzosen eröffnete, schienen die Wälder an beiden Fronten lebendig zu werden und ein Feuer auszuspeien, das vorzüglich für die englischen Offiziere verderblich wurde. Drei Stunden hatte Braddock diesem Angriff die unerschrockenste, aber zugleich auch nutzloseste Tapferkeit entgegengesetzt, dreimal war ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen worden, und immer hatte er Washingtons Rath verworfen, entweder schnell vorwärts zu dringen, oder zurückzugehen; er wollte durchaus erst die Indianer im Walde zum Schweigen bringen. So waren alle berittenen Offiziere getödtet und verwundet, nur Washington lebte noch; keine Kugel hatte ihn geritzt. Und doch verlangte Niemand sehnlicher nach dem Tode, Niemand stürzte sich rücksichtsloser in die Hitze des Kampfes; aber die wohlgezielten Kugeln der Indianer verfehlten ihn absichtlich; Kiyaschuta hatte es den Häuptlingen aufgetragen, den, welche Virginia ihm empfohlen hatte, zu schützen.

Jetzt bekam auch der General eine tödtliche Wunde und an den jungen Washington ging in dieser verzweiflungsvollen Lage das Kommando über. Er überlegte nicht einen Augenblick. Mit der Gewandtheit eines erfahrenen Kriegers zog er das bereits in größter Unordnung befindliche Haupttreffen zurück, und als er die Indianer über die gefallenen Offiziere raubend und plündernd herfallen sah, rettete er durch entschlossenen und schleunigen Rückzug den Rest der Armee vor gänzlicher Vernichtung. — Den Tod hatte er also nicht gefunden, wohl aber neuen Ruhm.

In der darauf folgenden Nacht, während welcher die geschlagene englische Armee ihren Rückzug fortsetzte, trugen die Mithäuptlinge Kiyaschuta's auf einer Tragbahre von Zweigen den Leichnam Virginiens durch die Wälder. Jeder derselben hatte einen brennenden Kienast in der Hand und das trübe Licht, das dadurch in dem Dickicht des Waldes erzeugt ward, gab den düstern Gestalten der Indianer ein noch schreckhafteres Ansehen. Kiyaschuta ging dicht hinter dem Leichnam, von welchem er sein Auge nicht abzuziehen vermochte. Schweigend wandelte er und schweigend seine Gefährten.

Am nächstfolgenden Abend senkte er die Leiche seiner so unendlich geliebten Virginia in das kühle Grab ihrer Eltern, wobei ihm Niemand half, als der Großvater der Letztern. Es war Sorge getragen worden, daß diese stille hehre Leichenfeier ganz der von Atala's Grablegung entspreche. Kiyaschuta, in seinem Kummer über den Tod der Geliebten stumm, umfaßte ihre Füße, der Greis hob seine entschlummerte Enkelin bei den Schultern in die Grube. Sie war, wie die schöne Atala, nur in ein leinenes Gewand gehüllt, die Hände ihr über die nicht mehr wogende, schön gewölbte Brust gelegt und in den Händen das Sinnbild ihrer Leiden, das Kreuz. —

„Sie hat es ja verlangt," sagte der Greis, „und ich trage es noch! ich schleppe noch des Lebens Lasten und Schmerzen, und doch gilt mir mehr, wie dieser Jungfrau, der zu frühe das Herz brach, der Spruch, der ihre Grabschrift ist, wie er über Atala's Grab steht:

Ich habe gelebt, wie die Blume,
Ich bin verdorrt wie das Gras der Flur!

Der Kassendieb.

(Fortsetzung.)

Lisbeth widersetzte sich anfangs ebenfalls, wodurch eine bedeutende Anzahl polizeiwidriger Pas entstand; später aber, als sie merkte, „da hilft kein Widerstreben", machte sie gute Miene zum bösen Spiel und hopste, so gut es immerhin angehen konnte. Der Einnehmer, der seinen Leichdorn wieder in Lebensgefahr wähnte, zog sich mit vorgestreckten Armen in den entferntesten Winkel hinter einen Stuhl zurück.

Endlich war der Tanz zu Ende. Die Katze hatte sich beruhigt, Wasserdampf und Scherben waren fort, und die Familie freute sich des glücklichen Ereignisses in seiner ganzen Größe. Die drei saßen den Morgen über nach dem Abzug des Einnehmers zusammen und schmiedeten Pläne, wie schön sich die Zukunft machen könne. Lisbeth erlangte erst die frühere Ruhe wieder, nachdem sie auf zehn Minuten das Zimmer verlassen hatte, um ihr übervolles Herz der befreundeten Hausfrau im Parterre zu eröffnen. Diese kurze Frist genügte völlig, den Impuls zur Zirkulation des Glücksfalles zu geben, am Nachmittage hatte die Nachricht schon die Runde gemacht und am andern Tage war die Stiege, die zu der Wohnung der beiden Frauen führte, so frequentirt, wie vorher nie. Viele Mütter, welche erwachsene Söhne besaßen, Schwestern von spekulativen Brüdern, Pflastertreter, welche ein Unterkommen ohne Arbeit suchten, reiche, der Welt noch nicht abgestorbene Wittwer fanden nun auf einmal die kleine braune Näherin höchst liebenswürdig und be-

stürmten sie mit Besuchen. Wer sie nur schaute, ward ihrer Vorzüge inne und schwärmte für sie, so daß, dessen erinnert man sich jetzt noch in Köln, am dritten Tage schon nicht weniger als fünfundzwanzig direkte und verblümte Heirathsanträge bei Paulinen eingetroffen waren und Auszeichnungen ihr von allen Seiten zu Theil wurden. Das Alles machte die Jungfrau indeß nicht irre; sie dachte vielmehr nach über das Ringen und Streben der Welt nach Reichthum und kam recht bald zu der Erkenntniß, wie mächtige Faktoren unter den Sternen Gold und Silber seyen, daß beide den Menschen, welchem sie zu Theil wurden, in den Augen der Welt heben, diese veranlassen, da Bildung und äußere Schönheit anzuerkennen, wo man deren Existenz kaum ahnte, kurz, daß Geld und Gut noch immer nicht minder zum Götzendienst verleiten, wie zu Moses Zeiten das goldene Kalb. Sie hatte an sich die Erfahrung gemacht, daß der Mensch in der Menschenkenntniß nie so rasche und erhebliche Fortschritte zu machen Gelegenheit hat, als wenn ihm das Glück plötzlich eine höhere Stellung anweist; sie sollte es inne werden, daß die Achtung, welche man dem Reichen zollt, in der Regel nur dem Mammon gilt und gewöhnlich auf Selbstsucht basirt ist. Pauline lernte die Menschen kennen und zum Theil verachten.

Ihr Leben war jetzt an einem Wendepunkt angelangt. Nun arbeitete sie nicht mehr um das tägliche Brod, sondern um thätig zu seyn, jetzt konnte sie, was ihre Lieblingsbeschäftigung war, sticken und lesen, wann und wie lange sie wollte. Sie fühlte sich ganz glücklich, nur nicht in den ersten beiden Tagen. Wenn sie vor ihrer Stickerei saß und Stramin und Seide in Vögel und Blumen verwandelte oder wenn sie ein Buch zur Hand genommen hatte, dann feierte ihre Hand nicht selten und das Auge ruhte auf den Wörtern, denn Kopf und Herz waren mit andern Dingen beschäftigt, beide weilten bei dem Jünglinge, dem sie mit ganzer Seele ergeben war, wiewohl es noch nicht zu einer förmlichen Erklärung gekommen war. Wie freute sie sich jetzt, Fritz ein sorgenfreies Leben bieten zu können, wie wollte sie ihn freudig überraschen, wenn die Kunde von ihrem Glück ihn noch nicht erreicht haben sollte. Sie hoffte am ersten Tage, er werde kommen, und am zweiten Tage war die Sehnsucht ihres Herzens noch nicht gestillt. Wie viele junge Männer auch vor ihrer Wohnung Fensterparade machten, ihn gerade schaute sie nicht. Sie suchte schon den Entschluß zu fassen, ihm für sein langes Ausbleiben zu zürnen; da endlich, am dritten Tage, an einem Sonntag Nachmittag, sprachen er und seine Mutter in der Johannisstraße ein. Beide hatten zwar vernommen, daß das große Loos nach Köln gekommen sey, wohin aber, das wußten sie nicht. Es läßt sich daher ermessen, wie die Nachricht von Paulinens Glück sie überraschte, namentlich den Fritz. Der Eindruck, den Pauline bei diesem voraussetzte, entsprach ihren Erwartungen durchaus nicht; er schien nicht angenehm überrascht, sondern war zurückhaltender und nachdenklicher wie je zuvor. Pauline gab sich Mühe, dem Jünglinge für seine Zurückhaltung zu schmollen; und die beiden Frauen waren mit diesem Benehmen der jungen Leute nicht halb zufrieden, was sie in Blick und Miene deutlich kund gaben. Gegen den Abend beschloß man einen kurzen Spaziergang den Rhein hinab durch die Promenade zu machen. Die Freundin nahm die Freundin, und Fritz Pauline am Arme.

Das letzte Roth stieg im Westen hinab und der Vollmond sah durch die dichten, sich schon gelbfärbenden Zweige der Anlage zwischen der Eisenbahn und dem Eichelsteinthor nieder. Der schöne Abend leuchtete in die Herzen des Paares und öffnete dieselben.

„Fritz, Du bist heute so stille“, leitete Pauline die Zwiesprache ein, „fehlt Dir etwas? Warum stimmte Dich die Kunde von meinem Glücke nicht froh?“

„Ich freue mich in der That für Dich, daß Du glücklich warst; wenn ich aber dann denke, daß Dein Glück vielleicht meine schönsten Träume zerstören und meine Hoffnungen vernichten könnte, dann kann ich nimmer froh seyn. Ich will offen zu Dir sprechen, Dir mittheilen, was Du schon seit länger als Jahresfrist wirst geahnt haben, wiewohl ich Dir den schon lange gehegten Herzenswunsch noch nicht unumwunden in Worten kund that: Nie war ich so glücklich, als in den Stunden, in welchen ich mir die Zukunft an Deiner Seite ausmalte. Meine äußere Stellung war jetzt schon so gesichert, daß ich, wie schon an Deinem Namenstage angedeutet, bald vor Dich hintreten zu können glaubte, Dir mit meinem Herz und meiner Hand ein bescheidenes Loos anzubieten. Jetzt aber wird das vielleicht aus seyn, das große Loos wird Dir eine Stellung im Leben anweisen, bis zu welcher sich meine Wünsche wohl nicht erheben dürfen. Dieser Gedanke hat meine Seele ergriffen und den Sonnenschein meiner Hoffnungen umschattet.“

„Fritz, wie ihr Männer doch das Herz der Frauen verkennt!“ entgegnete Pauline, „sonst dürftet Ihr nicht glauben, daß einige tausend Thaler eine wahre Liebe untergraben könnten. Eine Jungfrau, die innig liebte, wird sich stets freuen, wenn sie in den Fall kommt, die äußere Stellung ihres Geliebten verbessern und denselben mit noch innigeren Banden an sich fesseln zu können. Du wolltest mit mir theilen, ich nicht mit Dir? Die Zweifel Deiner Liebe zeugen von Schwäche.“

„Also, Pauline“, fragte Fritz so leise, daß die voranwandelnden Verwandten die Zwiesprache nicht vernehmen konnten, „also bist Du mir heute noch so gut, wie vordem?“

„Auch morgen, übermorgen, ewig!“ flüsterte die Jungfrau, an seinen Busen sinkend.

Die Abendluft hielt ihren Odem an, die Silberpappel hörte auf zu sprechen, und der Mond sandte seine hellsten Strahlen verklärend auf die Beiden nieder, als ihre Herzen sich gelobten, immerdar für einander zu schlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Zu Berlin ist kürzlich die Entdeckung eines höchst interessanten Diebstahls gelungen. Im Monat Mai d. J. verschwanden daselbst aus den im königlichen Schlosse gelegenen Lokalitäten der Generalstaatskasse drei Beutel, von denen jeder 500 Thaler enthielt; die sorgfältigsten und umsichtigsten Nachforschungen nach dem Thäter blieben erfolglos und einer der Beamten, welcher zuletzt die betreffenden Geldbestände unter sich hatte, mußte den Schaden ersetzen. Angestrengte, mehrere Wochen lang fortgesetzte Beobachtungen ergaben nirgends eine Spur des Thäters. Kürzlich bemerkte man, daß aus einem Schranke eines der höheren Beamten der Generalstaatskasse wieder elfhundert Thaler fehlten, und daß der Schrank in einer unerklärlichen Weise über Nacht erbrochen war. Nun mehr bot die schnell herbeigerufene Kriminalpolizei alle Kräfte zur Entdeckung dieser gefährlichen Diebstähle auf, deren Ende gar nicht abzusehen war. Bei einer höchst sorgfältigen Untersuchung aller Lokalitäten der Generalstaatskasse bemerkte man an einer weißen Wand in der Nähe des erbrochenen Schrankes die Spuren einer schwarzen Hand und einen schwarzen Streifen, welcher von Ruß herzurühren schien. Hiedurch kam man auf die Idee, daß bei diesen unerklärlichen Diebstählen ein Schornsteinfeger im Spiele sey. Man fand auch wirklich einen Kamin in dem Kassenlokale vor, dessen Thür bei Gelegenheit eines Baues geöffnet und nicht wieder geschlossen war. Die im Schlosse beschäftigten Schornsteinfeger wurden einer schnellen Recherche unterworfen, und hierbei kam man auf einen Gesellen, Namens Bertram, welcher in letzterer Zeit, angeblich in Folge eines Lotterie-Gewinns, auffällig viel Geld hatte blicken lassen. Dieser Lotterie-Gewinn ergab sich bald als eine leere Erdichtung, die Beweise wurden immer dringender, und der Schornsteinfeger hat bereits ein vollständiges Geständniß seiner schwarzen That abgelegt. Das gestohlene Gut hat er zum großen Theil in unglaublich kurzer Zeit verspielt und vergeudet, so daß von solchem nur ein geringer Theil noch herbeigeschafft ist.

Zu Lyon macht folgende drollige Geschichte viel von sich reden. Vor einem Jahre starb ein reicher Kaufmann zu Paris, der einem seiner Neffen, der Kommis in einer Seidenfabrik ist, ein sehr werthvolles Haus in der Rue St. Honore durch Testament vermachte, jedoch unter der seltsamen Klausel, daß sein Neffe sich binnen einem Jahre verheirathen müsse, allein nur ein gewisses Mädchen nicht zur Frau nehmen dürfe, für das der junge Mann eine heftige Leidenschaft empfand. Um in Besitz seines Vermächtnisses zu gelangen, heirathete der Kommis in der vorigen Woche eine dreiundsiebzigjährige Stickerin aus Lyon und erwartete wohl, daß sie nicht zu lange seinen Namen tragen werde.

Ein aus London von dem dramatischen Künstler Ira Aldridge in Berlin angekommener Brief bestätigt die Nachricht, daß der genannte Mime mit seiner Gattin, der Tochter eines englischen Parlamentsmitgliedes, und mit seinem aus dieser Ehe entsprossenen Sohne für immer in seine Heimath, zu den Ufern des Senegal, zurückkehren, jedoch vorher noch einmal Deutschland besuchen will, um daselbst, namentlich in Berlin, zu gastiren. Bekanntlich ist ihm bei seinem Gastrollen-Cyklus in Berlin allerhöchsten Ortes als Anerkennung seines hohen dramatischen Talentes die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft zu Theil geworden.

Räthsel.

Es ist ein krummes Schwert, das hauet mitten drein
In eine große Schaar, doch schneidet nicht ins Bein;
Es theilt sich bloß die Schaar, da wo das Schwert hinschlug,
Und steht ein Weilchen still, wofern sie war im Zug;
So stellt es Ordnung her im Raum und in der Zeit,
Sofern Der, der es führt, nur selber ist gescheut;
Die Frauen freilich, wenn auch sonst der Ordnung Hut,
Gebrauchen allzumeist das Schwert nicht allzugut.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 193 Dienstag, 14. August 1855.

Der Kassendieb.

(Fortsetzung.)

3.

So schwanden einige Wochen dahin, Tage des ungetrübtesten Glückes. Die Wolken waren schon häufiger und dichter: die Nebel, welche aus dem Strome aufstiegen und am Morgen durch die Straßen zogen, wurden von Tag zu Tag kühler und hartnäckiger; die Luft wurde kälter und küßte die letzten Blümlein todt; und der Sturm brach schon die letzten vergilbten Blätter von den Bäumen.

Eines Tages kam der Onkel, der nun auch nach Köln gezogen war, am Morgen zu seinen Verwandten und theilte ihnen mit, er habe heute am Rathhause gesehen, daß man daselbst eine Lizitation angeheftet, nach welcher Berndorfs Haus zum Verkauf ausgestellt werde.

Es läßt sich denken, daß das die beiden Frauen außerordentlich befremdete. Als Bernhard sie wieder verlassen hatte, suchte man nach der Ursache, warum Berndorfs in dieser Lage Anstand genommen, Mittheilung zu machen. Lisbeth meinte, das Zartgefühl habe die Freundin zurückgehalten, da die Eröffnung ihrer Lage einer Bitte um Hülfe ähnlich gesehen, Pauline pflichtete dieser Ansicht bei und besprach mit der Tante die Art und Weise, wie man der Familie, ohne ihrem Zartgefühl zu nahe zu treten, helfen könne.

Noch waren sie mit der Berathung über die nähere Ausführung ihres Planes nicht zu einem festen Resultate gelangt, als die Wittwe Berndorf, auffallend niedergeschlagen, eintrat. Man gewahrte es in den ersten Minuten, daß sie nach dem üblichen Gruß mit sich kämpfte, die beiden Frauen über ihre Bedrängniß in Kenntniß zu setzen, endlich öffnete sie ihr kummervolles Herz. „Wir sind seit vorgestern recht unglücklich", sprach sie, „man wird übermorgen das Haus, welches der Urgroßvater des Fritz bauen ließ, verkaufen. Fritz reiste gestern nach Düsseldorf, um bei einem Verwandten ein Darlehen zu erwirken, aber vergebens. Wenn es uns nicht gelingt, bei Freunden mehr Zutrauen und Liebe zu finden, als bei Verwandten, dann werden wir in den nächsten Tagen aus dem langbewohnten Hause auswandern müssen. Wir sind sehr unglücklich!"

„Wenn die Noth am größten, ist die Hülf' am nächsten," tröstete Lisbeth, und Pauline sprach: „Es wird sich gewiß noch Jemand finden, der es verhütet, daß Fritz das Haus seiner Väter verliert."

An demselben Tage noch machten Tante und Nichte auf der Köln-Bonner-Eisenbahn einen Ausflug; am andern Morgen wurden Berndorfs von dem Postboten durch einen Brief überrascht, in welchem ein Notar von Bonn zweitausend Thaler als Geschenk von unbekannter Hand einsandte.

An demselben Tage traf der Onkel abermals und zwar in Begleitung eines jungen Mannes, Nikolaus D., einer der hervorragensten der fünfundzwanzig Anbeter, in der Wohnung seiner Verwandten ein.

„Habt ihr heute Morgen noch keine Nachricht über Fritz Berndorf empfangen?" fragte der Onkel.

„Was könnten wir denn erfahren haben? Seines Vaters Haus wird ihm doch nicht schon verkauft worden seyn?" gegenfragte die Nichte.

„Mit Nichten!" nahm Nikolaus das Wort, „denn er hat heute Morgen die Hypothek, welche auf dem Hause lastete, löschen lassen, wurde aber kaum eine Stunde später auf Befehl des Prokurators in Haft genommen, weil er im Verdacht steht, die Kasse seines Prinzipals bestohlen zu haben."

Die Jungfrau erbleichte und drohte umzusinken, während Lisbeth hastig dareinredete: „Das ist nicht möglich, Fritz ist kein Dieb."

„Und dennoch ruht der schwerste und sehr begründete Verdacht auf Fritz; denn in der Kasse fehlen gerade zweitausend Thaler, eine Summe, die von gleicher Höhe ist mit der eingelösten Hypothek," sprach der Onkel.

Nikolaus nahm, während er Pauline scharf beobachtete, das Wort: „Es wird dem jungen Manne schwer ankommen, sich von dem Verdachte zu reinigen, der Schein erhebt die Anklage jetzt fast schon zur Gewißheit, so daß er nach der Untersuchung dem „Schuldig" der Geschworenen kaum entgehen

kann. Der Junge war sonst so geachtet und so brav, aber die Umstände machen häufig den redlichsten Mann zum Diebe."

Als die beiden Männer die Wohnung verlassen hatten, zeigten sich an Pauline, die gegen den Ausbruch ihrer Gefühle mit aller Macht angekämpft, erst recht die Folgen dieses inhaltschweren Ereignisses. Mit den Worten: „Es ist nicht möglich! — Oder sollte unser Brief zu spät angekommen seyn? daß wir auch diesen Umweg wählten, — aber er kann nicht schuldig seyn!" sank sie zurück in den Fauteuil, ihre Kräfte schienen gebrochen.

Einige Zeit nachher, als sich die Jungfrau von dem ersten erschütternden Eindruck erholt hatte, trat die Wittwe ein und ließ sich auf den der Thür am nächsten stehenden Stuhl nieder. Auf den ersten Blick wurde sie inne, daß die Hiobspost schon in diese Wohnung gelangt sey und den Seelenfrieden und die frohe Aussicht auf eine lachende Zukunft getrübt habe. Alle drei schwiegen eine Zeitlang. Dann nahm Lisbeth das Wort und bat die Freundin um nähere Aufschlüsse über diesen harten Schlag. „Ob Fritz schuldig, ob er unschuldig sey? Nimmer ist er einer solchen That fähig, nie! und wenn tausend Gründe gegen ihn sprechen. Er hat seine Unschuld auf das Heiligste betheuert. Gestern Abend suchte er mit großem Kummer sein Lager und heute stand er hoffnungslos auf, da langte mit einem Male ein Brief mit zweitausend Thalern an, die gerade hinreichten, die Schuld zu tilgen und uns eine sorgenfreie Zukunft zu verheißen. Fritz fragte nicht, woher das Geld komme, ich forschte nicht darnach; denn wir ahnten es. Als er hinging, die Schuld zu tilgen, sagte er mir, wir werden heute Nachmittag den Freunden in der Noth unsern tief gefühlten Dank aussprechen. Kaum war er zurückgekommen, da trat die Polizei ein und behauptete, heute Morgen vermisse man zweitausend Thaler in der Kasse seines Prinzipals, Fritz, der gestern zuletzt auf dem Büreau gewesen, stehe im Verdacht des Diebstahls. So stehe es; aber wenn alle Welt zweifelte, ich glaube nicht, daß mein Kind das siebente Gebot vergessen hat."

„Liebe Frau Berndorf!" sprach Pauline, „ich bin auch fest von Fritzens Unschuld überzeugt und glaube, daß die Freunde, welche zu einem Opfer von zweitausend Thaler bereit waren, auch gewiß keinen Anstand nehmen werden, dem Gericht über dieses Geschenk Ausschluß zu ertheilen. Hoffen Sie daher, daß die Zukunft den Beweis für die Schuldlosigkeit des Fritz liefern wird."

Die Wittwe wankte nach einer Stunde einigermaßen getröstet zurück in ihre einsame Wohnung; denn das Mitgefühl der beiden Frauen und deren Glaube an Fritzens Unschuld hoben ihre Hoffnungen auf einen guten Ausgang.

„Was meinst Du, Tante? Soll ich jetzt gleich schon zum Untersuchungsrichter gehen und ihn aufklären über die Geldsendung?" fragte Pauline, als sie wieder allein waren.

„Dazu würde ich für jetzt meinen Rath nicht ertheilen, da die Untersuchung jedenfalls ihren Gang nimmt und Fritz nicht eher in Freiheit gesetzt wird, bis man den wahren Thäter entdeckt oder bis seine Schuldlosigkeit von den Geschworenen anerkannt wird. Was mich betrifft, so glaube ich fast mit Bestimmtheit, daß Fritz für einen Andern büßt; aber es könnte dennoch möglich seyn, daß er sich durch die Verlegenheit verleiten ließ, seine Hand auszustrecken nach fremdem Eigenthum. Wenn sich das aber gegen unser Erwarten herausstellen sollte, dann wäre es gewiß besser, daß Dein Name nicht mit in den Prozeß verflochten würde; denn der Ruf eines Mädchens ist so leicht getrübt, wie der Spiegel durch den mindesten Hauch."

„Nein, Tante", entgegnete Pauline, „wenn Alle von ihm lassen, ich halte fest zu ihm und werde den Glauben an seine Unschuld nicht verlieren, sollte man ihn auch verurtheilen. Nichts soll mich abhalten von dem Versuche, Theil zu nehmen an dem Beweis seiner Schuldlosigkeit."

„Wir müssen allerdings der Wahrheit Zeugniß ablegen, aber nicht unmittelbar. Der Notar in Bonn, der uns gelobte, den Namen der Senderin als ein Geheimniß aufzubewahren, soll vor das Gericht hintreten und die nöthige Eröffnung machen."

„Du meinst es gut mit mir, Tante!" erwiderte Pauline, „aber Deinen Rath kann ich nicht befolgen. Glaubst Du, daß sich Liebe von Rücksichten leiten läßt, wie sie aus Deiner Vorstellung hervor leuchten? Daß sie sich andern Gesetzen fügt, als denen, die man im Herzen liest? Was liegt dieser Seelenbande am Urtheile der Menschen? Wenn die Gründe auch noch so sehr gegen ihn sprechen und ihn in den Augen aller Menschen zum Verbrecher stempeln, so gibt es doch ein Herz, das für ihn schlägt. Oder meinst Du, ich hätte ihn achten, verehren, lieben können, wenn nicht in seinem Busen die Tugend ihren Thron errichtete? Der Mensch verkennt zwar oft den Menschen, das Herz aber nie das Herz. Ich werde das dem Richter selbst sagen."

„So sprach, so dachte ich in Deinem Alter auch und das ist ganz schön, aber woher ist der Satz, daß Herz und Verstand nie Arm in Arm gehen. Beide reden und handeln nach verschiedenen Grundsätzen, jenes kann hintergangen, dieser nicht getäuscht werden. Die Liebe wäre dann untadelhaft, wenn sie der Sprache des Verstandes ihr Ohr liehe und das soll sie bei Dir, Dein Onkel und ich werden Dir zur Seite stehen. Alles, was für Fritz geschehen kann, soll vollbracht werden, aber leichtsinnig wollen wir nicht handeln."

So sprachen die beiden Frauen noch eine gute Weile, bei der alten Lisbeth der Kopf, bei Pauline das Herz.

(Fortsetzung folgt.)

Die kaukasischen Alpen und ihr Volk.

(Von Moritz Wagner.)

Zwei Welttheile trennt der Riese Kaukasus mit seinen Armen; an seinem Fuße steht die Wiege des Menschengeschlechts, die ältesten Heldensagen hallen von dort durch alle Zeiten und sie sind in der Gegenwart wieder jung geworden. — „Diese Bergwelt — berichtet Wagner — das Ziel meiner Sehnsucht, sah ich zuerst von Jekaterinograd in ihrer ganzen Herrlichkeit. Ich war in jener Hauptstadt der Linienkosaken am späten Abend angekommen. Als ich am Morgen erwachte, lachte die helle Sonne durch die Scheiben — ein langentbehrter Anblick. Mein Diener war vor mir ausgegangen und trat nun plötzlich in das Zimmer mit dem freudigen Zurufe, man sehe den ganzen Kaukasus in allerschönster Klarheit. Ich eilte hinaus, und da stand ein Naturgemälde vor mir, das mir unvergeßlich bleiben wird bis zum jüngsten Tage. Der Nebel, der uns so lange den Anblick des Kaukasus mißgönnt hatte, war gefallen, und eine helle Atmosphäre leuchtete über Steppe und Gebirge. Jetzt freue ich mich fast des düsteren Wetters der letzten Tage; denn die Ueberraschung war um so schöner, die Wirkung des unbeschreiblich grandiosen Bildes um so gewaltiger, da nun der Vorhang so mit einem Mal gefallen war. In unabsehbarer Reihe standen die kaukasischen Eiskolosse im Hintergrunde der Steppe; sie schienen ganz nahe, obwohl ihre wirkliche Entfernung noch einige Tagereisen betrug. Ueber das dunkle, bewaldete Vorgebirge ragten sie in den bizarresten Formen, als Zacken, Säulen, Hörner, Kuppen, Pyramiden hervor. So zerklüftete, wild zerrissene Felswände, so kühne Gipfelformen, wie die Riesen der kaukasischen Zentralkette, haben weder die Alpen der Schweiz, noch der Taurus, noch der Atlas, der Balkan, die Apenninen oder irgend eines von den mir bekannten Gebirgen Europa's. Die Orientalen nennen den Kaukasus mit Recht den Tausendgipfeligen.

Unter den Gebirgsländern, die ich in drei Welttheilen durchwanderte, ist mir kein Punkt bekannt, der so günstig gelegen wäre, ein ganzes Gebirge in seiner größten Ausdehnung zu überschauen, wie eben die Terekſteppe bei Georgiefsk. Hier befindet man sich in fast gleicher Entfernung von den beiden äußersten Enden des Kaukasus am schwarzen und kaspischen Meere. Man denke sich eine fast völlig flache Steppe mit geringer Erhebung über den Meeresspiegel, nur äußerst sparsam mit Bäumen besetzt; im Hintergrunde dieser kahlen Ebene aber plötzlich fast ohne Unterbrechung eine gegen hundert Meilen lange Reihe von Riesenbergen emporragen, deren absolute Höhe über der Teresteppe im Durchschnitt 10,000 bis 12,000 Fuß beträgt. Ob es irgendwo auf der Erde günstigere Punkte gibt, Ketten von solcher Größe und Ausdehnung mit einem einzigen Blicke zu überschauen, bezweifle ich. — Von Außen und in einiger Entfernung gesehen, übertrifft der Kaukasus an malerischer Schönheit die Alpen Europa's; aber im Innern kann er bei dem Mangel an Seen und großen Wasserfällen, bei der geringen Zahl seiner Gletscher den Vergleich mit der Schweiz und Tyrol nicht aushalten. Der Elbrus im Südwesten zeigt sich, von Georgiefsk gesehen, in vollkommen reiner Kegelform mit abgeplattetem Gipfel und vom Haupte bis zum Fuße mit einem Schneemantel bekleidet. Nach der barometrischen Messung der Herren Akademiker, welche die Expedition des Generals Emanuel begleiteten, erhebt sich derselbe 15,420 Pariser Fuß und bildet den Mittelpunkt eines kraterischen Amphitheaters. Obwohl er keine Höhenrivale in seiner nächsten Nähe hat — die Berge Anal, Kindschal und Bermamuk, die ihn im Halbkreise umgeben, sind 4- bis 5000 Fuß niedriger — so erscheint der Elbrus dem Auge doch weniger erhaben, weniger prächtig als der Kasbek im Süden, der nach Meyer's Messung mit dem Montblanc fast gleiche Höhe hat. Der Kasbek, dessen Gipfelform dem Buckel eines Kameeles gleicht, ist von gewaltigen Kolossen umgeben, überragt dieselben aber deutlich. Ich hatte die Freude, an dem Direktor der Quarantäne in Jekaterinograd einen warmen Freund der Natur zu finden, der mir alle Namen der ihm bekannten Berge nannte, mit dessen Hülfe ich mich bei der Ueberschau der großen Kette bald orientiren konnte."

Der Eintritt in den berühmten kaukasischen Engpaß, welcher ein paar Werste südlich von Wladikaukas beginnt, gewährt dem Liebhaber wildromantischer Natur großen Genuß. Die Felswände fallen meist steil, oft senkrecht, manchmal terrassenförmig, häufig in scharfen Zacken und immer in malerischen, mannichfaltigen Formen gegen den Engpaß ab. Schöne Laubbäume, die aber in dieser Jahreszeit blätterlos waren, schmücken die Abhänge; doch werden die Wälder immer dünner, je höher man steigt, und mit ihnen verlieren die Felsen ihre schönste Dekoration, welche durch die großartigeren Formen der Berge in der Zentralkette nicht aufgewogen wird. Mit geschichteten Formationen beginnt die Nordseite des Kaukasus. Zuerst zeigt sich dichter Kalk in mächtigen Schichten und Konglomerate, da beide wohl dem Uebergangsgebirge angehören; dann Thon-

schiefer, dessen deutlich wahrnehmbarer Schichtenbau steil aufgerichtet ist mit starkem Abfall von Süden nach Norden. Von der Station Lars erscheinen bereits die mächtigen Bildungen der krystallinischen, massigen Felsarten: Granit, Syenit, Serpentin und Gabbro. Von ihnen ist offenbar die erste Hebung des Thonschiefers, des Kalkes und der Konglomerate ausgegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bettlerin und ihr Kind.

(Ballade.)

Die Sonne sank, die Nacht brach an,
Der Sturm durchbraust den Steg, die Bahn;
Die Bettlerin führt an der Hand
Ihr Kind dort längs der Felsenwand.

Die Bettlerin, sie seufzt so lang,
Sie müssen gehen noch so lang,
Bis sie ihr Hüttchen dort erreicht,
Das ihnen Schutz und Ruhe reicht.

Kein Sternlein durch die Wolken bricht,
Die Finsterniß ist gar so dicht;
Die Bettlerin führt an der Hand
Ihr Kind dort an der Felsenwand.

„Ach, Mütterlein, mir ist so bang,
Es wird der Weg mir gar so lang;
Ich bin so matt, ich bin so müd,
Und Fiebergluth mein Herz durchglüht!" —

„Sey still, mein Kind!" die Mutter spricht —
„Bald kommen heim wir, — zage nicht!
Bald wird er eben unser Weg,
Zu End' ist bald der Felsensteg."

Sie wandeln weiter durch die Nacht,
Sie schreiten muthig, ohn' Bedacht;
Da schrillt ein Ach, es schricken zwei,
Ein dumpfer Fall, — dann ist's vorbei.

Am andern Morgen dann man fand
Zerschmettert an der Felsenwand
Die Bettlerin mit ihrem Kind,
Die Leichen fest verschlungen sind.

Julius Kuttor.

Mannigfaltigkeiten.

[Der Winter in den arktischen Regionen.] Dr. Kane, der sich unter den Franklinsuchern berühmt gemacht und die Expedition unter Grinnell begleitete, gibt folgende lebhafte Schilderungen über die Kälte, welche die Polarreisenden erlitten. Der braune Zucker war so fest gefroren, daß man ihn nur mit der Säge, Butter und Schweineschmalz nur mit Meißel und Schlägel zertheilen konnte. Ein gefrorener Oelklumpen, der aus den Faßdauben gelöst worden war, sah aus wie eine Steinwalze für Kieswege. An Washington's Geburtstage gab die Schiffsmannschaft ein Theaterstück. Im Freien stand das Thermometer auf — 34½° R., im Theaterraum aber nicht höher als 27½ R. unter Null, jedenfalls die „kälteste" theatralische Vorstellung, von der man bis jetzt gehört hat. Selbst eine Flaumfeder fand Dr. Kane eines Tages gefroren an seiner Mütze hängen, sie war so spröde, daß ihr Rascheln anfangs wie das Kriechen eines Insektes klang. Ein andermal erzählt er Folgendes: „Einer von unserer Bark ließ sich dieser Tage durch die krystallne Durchsichtigkeit eines Eiszapfens verführen, ihn im Munde zerbeißen zu wollen. Die Folge war, daß ein Stück an seine Zunge, zwei andere an seine Lippen anfroren und jedes ein Stück Haut mit wegnahm: das Thermometer zeigte — 26½° R. An Schnurrbart und Unterlippe bilden sich schwebende Perlen baumelnden Eises. Steckt man die Zunge heraus, so friert sie sogleich an diese Eiskruste an, und eine schleunige Anstrengung und gehörige Nachhülfe mit der Hand ist erforderlich, um sie wieder frei zu machen. Je weniger man spricht, desto besser ist es. Das Kinn hat eine besondere Leidenschaft, an die obere Kinnlade anzufrieren vermittelst des Klebens des Bartes. Sogar meine Augen sind oft zusammengeleimt gewesen, und ich habe erlebt, daß schon ein bloßes vorübergehendes Schließen der Lider gefährlich werden kann."

Auf der Verbindungsbahn, welche vom Leipziger nach dem Wittenberger Bahnhofe bei Magdeburg führt, ist ein ganz eigenthümlicher Unfall passirt. Eine Lokomotive nämlich, welche vom Leipziger Bahnhofe Wagen geholt hatte, gerieth in der Nähe des Packhofes aus den Schienen und lief etwa bis zur Hälfte in ein Haus und in die Wohnstube eines Schuhmachers, in welcher der Besitzer gerade mit seiner Familie das Mittagsbrod verzehrte. Glücklicher Weise machte die Maschine vor dieser Mittags-Gesellschaft Halt und kam dieselbe noch so mit dem bloßen Schrecken davon. Die Entfernung des ungeladenen Gastes aus dem Hause hatte ihre großen Schwierigkeiten, gelang indeß endlich doch ohne weiteren Unfall, nachdem das erschütterte Haus allerorts gehörig gestützt worden war. Wie uns mitgetheilt wird, bot die Eisenbahn-Direktion dem Schuhmacher bald nach dem Vorgange einen angemessenen Schaden-Ersatz, den jener jedoch zurückgewiesen haben soll, weil er sich auf eine noch größere Summe Rechnung macht.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 194 Mittwoch, 15. August 1855.

Der Kassendieb.

(Fortsetzung.)

3.

Die gegen Fritz eingeleitete Untersuchung hatte indeß schon mehrere Monate lang die Richter in Anspruch genommen, aber man war noch zu keinem entscheidenden Resultate gelangt. Direkte Beweise lagen nicht vor und man hätte den jungen Mann längst seiner Haft entlassen, wenn man sich das Verschwinden der Kassagelder hätte anders erklären können, als daß sich Fritz die Veruntreuung habe zu Schulden kommen lassen. Man entschied sich endlich nach einer viermonatlichen Untersuchung dahin, das Schicksal des Angeklagten in die Hand der Geschwornen zu legen.

Den vereinten Bemühungen der Tante und des Onkels wollte es lange nicht gelingen, die Nichte von dem Entschluß abzubringen, vor Gericht Zeugniß abzulegen, daß sie jene Summe durch den Notar an den Angeklagten übersandte; endlich kamen dieselben denn doch zu ihrem Ziele und zwar durch den Rath des Nikolaus, dem es gelungen war, Bernhard völlig für sich einzunehmen und durch diesen freien Eintritt in die Wohnung der beiden Frauen zu erlangen. Als derselbe in Kenntniß gesetzt wurde von dem Vorsatz Paulinens, billigte er die Bemühungen der Verwandten und machte den Vorschlag, man müsse den Gefangenen bestimmen, an Pauline zu schreiben, daß sie nicht im Gerichtssaale erscheine. Dieser Rath wurde mit großem Beifall aufgenommen und am andern Morgen durch den Onkel ausgeführt. Derselbe überreichte am Nachmittage der Nichte ein Schreiben von Fritz, in welchem dieser jene bei seiner Liebe beschwor, nicht anders als mittelbar in die Gerichtsverhandlungen einzugreifen, da ihr persönliches Erscheinen ihm die für die Prozedur nöthige Ruhe rauben werde.

Das wirkte. Pauline gab ihren Vorsatz auf. Nikolaus spielte indeß eine merkwürdige Rolle in der Johannisstraße. Bei seinen ersten Besuchen, die er mit Bernhard bei dessen Verwandten machte, legte er ein großes Mitgefühl für Fritz an den Tag und zog dessen Schuld entschieden in Zweifel; nach einigen Monaten ging er allmählich zu Zweifeln über, und dann theilte er Urtheile und Gerüchte, welche im Publikum über den Gefangenen umlaufen sollten, mit. So erzählte er einmal, daß im Volke das Gerede gehe, es wäre ein Notar aufgetreten, welcher behaupte, von einer reichen Dame zweitausend Thaler für Fritz erhalten und abgeschickt zu haben.

„Wenn der Beamte auch nicht zu dieser Aussage angekauft worden ist, was man indeß hin und wieder nicht unglaubwürdig findet", sprach Nikolaus, „so ist es jedenfalls verdächtig, daß das Geld erst am Tage nach dem Diebstahle in Köln eintraf. Man denkt jetzt hin und her, wer jene Dame gewesen sey, die entweder die Summe ihrem Geliebten schickte oder den Beamten zu einer falschen Aussage verleitete."

Pauline zerdrückte bei diesen Worten eine Thräne. Es wollte ihr schier das Herz zerreißen, als sie vernahm, welches Unrecht man ihrem Herzen zufügte. War es nicht möglich, daß Fritz eben so unschuldig litt? Dem Scharfblick des Nikolaus entging der Eindruck nicht, den seine Worte bei der Jungfrau hervorgerufen. Nach einer Weile fuhr er fort: „Was mich betrifft, so kann ich kaum annehmen, daß jene unbekannte Dame selbst ein Verbrechen beging, um vielleicht einen Verbrecher aus dem Arme der Justiz zu befreien. Ich schwimme nicht mit dem gewaltigen Strome der öffentlichen Meinung, bin vielmehr der festen Ueberzeugung, daß Edelmuth und Liebe eines guten Herzens Berndorf aus jener Verlegenheit zu retten bestrebt war, daß also die Geldsendung in der That erfolgte." Dagegen ist es mir aber nicht mehr möglich, mich gegen das allgemein verbreitete Urtheil aufzulehnen. Fritz, der keinen Ausweg wußte, vergaß sich, als es ihm möglich wurde, seine Schuld mit fremdem Gelde decken zu können, das Schicksal, die eherne Macht der Verhältnisse machten einen braven Jüngling zum Diebe."

Pauline widersprach dem jungen Manne nicht; denn sie hatte schon so oft bald an Zweifel, bald an Gewißheit gränzende Urtheile über den Gefan-

genen gehört, daß sie an sich selbst irre werden mußte und in solchen Stunden selbst zweifelte, wiewohl sie später dann wieder mit dem eigenen Herzen haderte. Dazu kam noch, daß die Schlüsse des Nikolaus leider nur zu begründet erscheinen mußten. Er war, ohne die unbekannte Dame kennen zu wollen, gerecht gegen dieselbe, vielleicht allein gerecht unter all' den kalten Menschen. Was konnte ihn bestimmen, gegen Fritz strenger, weniger gerecht zu seyn? So gewann nach wenig Tagen der Verdacht bestimmtere Umrisse und allmählich horchte das Herz der armen Pauline auf die Stimme des Verstandes.

Die Untersuchung war endlich geschlossen, der Tag des Gerichtes angebrochen. Am Morgen früh, im dichten Schneegestöber eines trüben Wintertages, trat Fritz, an beiden Händen gefesselt, aus dem Arrestlokale und ging inmitten zweier Gendarmen zum Gerichtssaal. Das Roth seiner Wangen hatte die kühle Kerkerluft hinweggeküßt und sein Gang war nicht so sicher, wie vor Monaten. Der arme Jüngling mußte, gefesselt, allerlei Urtheile unterwegs über sich ergehen lassen.

„Wie ist er so bleich und hager geworden! Es ist schade um das junge Blut!" sagte eine alte Frau.

„Das hat das böse Gewissen angerichtet", sprach ein Arbeiter. „Wir müssen auch im Schweiße des Angesichtes mit schwieliger Hand unser Brod verdienen, aber wir vergessen nicht die Worte: Du sollst nicht stehlen. Ihm geschieht Recht, das Verbrechen darf der Strafe nicht entrinnen."

„Es ist doch hart", nahm ein Anderer das Wort, „daß man einen Angeklagten fesseln darf, der nach einer Stunde freigesprochen werden kann. Wer entschädigt ihn dann für die Schmach, welche ihm das Gesetz verursachte?"

Dergleichen Redensarten mußten Fritz unendlich wehe thun; aber die Menschen dürfen sich das Recht usurpiren, einen mit Ketten beladenen Bruder einen Verbrecher zu nennen.

Endlich saß er auf der Verbrecherbank, die Fesseln waren gefallen und das Verhör nahm seinen Anfang. Im Saale herrschte trotz des zahlreich versammelten Publikums die tiefste Ruhe; denn die Haltung des Angeklagten fiel allgemein auf. Als sein Name aufgerufen wurde, richtete er sich auf. Seine Stellung und sein Blick waren so ungezwungen und frei, daß Jedermann staunen mußte, wenn man der gebückten Haltung und der unstäten Blicke gedachte, die man gewöhnlich an diesem Orte gewahrt. Seine Antworten waren bestimmt und vernehmlich. Als der Präsident auf die Thatsache zu reden kam und von der Beschuldigung sprach, da schien Fritz zu wachsen; über seine farblosen Wangen stieg ein dunkles Roth auf und seine Hände zitterten auf der Brüstung des Geländers. Mit fester Stimme antwortete er auf die verschiedenen Fragen: daß er zwar an jenem Tage zuletzt im Komptoir gewesen, aber den Schlüssel auf der Kasse nicht bemerkt, und ferner, daß er die Schuld seiner Mutter mit dem Gelde getilgt habe, das ihm durch die Post zugesandt worden sey. Als er aufgefordert wurde, sich darüber zu erklären, von wem wohl jene angeblich geschickte Summe herrühren könne, entgegnete er, daß er das allerdings ahne, aber die Diskretion gestatte ihm nicht, sich darüber näher zu verbreiten. Bei diesen Aussagen blieb er stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die kaukasischen Alpen und ihr Volk.

(Fortsetzung.)

Am Kasbek endlich findet sich der Trachytporphyr, aus welchem der größte Theil der Zentralkette und die sämmtlichen höchsten Gipfel des Kaukasus, der Elbrus, Kasbek, Passata, Inal, Kinschal, Bermamuk, Kreuzberg u. s. w. bestehen. Der Trachytporphyr ist der jüngste unter den krystallinischen Felsbildungen des Kaukasus; man trifft Stellen, wo er sowohl die Schiffer und Konglomerate, als den Granit durchsetzt. — Die ganze Zentralkette mit ihrer langen Reihe von eisgekrönten Kolossen, die jetzt die alte Spalte zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere einnehmen, hat sich also viel später gebildet, als die südlichen und nördlichen Ketten und zwar nach Beaumont's und Humboldt's Vermuthung, vielleicht zu gleicher Zeit mit dem Himalaya, Hindukusch und Himmelsgebirge, welche die nordwestliche Richtung mit dem Kaukasus gemein haben.

Die Felsscenerie des kaukasischen Engpasses wird durch reiche Bewässerung gehoben. Quellen und Bäche stürzen lustig tosend über die prächtigen Granitwände und bilden viele Kaskaden, doch freilich nicht so schöne Wasserfälle wie in der Schweiz und Tyrol. Der Terek, hier schon ein ziemlich wasserreicher Fluß, rauschte in wildem Laufe durch den Paß und stürzt häufig wilddonnernd in kleinen Fällen von wenigen Metern herab; im Monat Juni soll er oft die ganze Breite des Passes einnehmen, die Brücken zerstören und die Passage auf kurze Zeit ganz unterbrechen. Nur die Kosaken wissen sich auf ihren trefflich schwimmenden Pferden immer einen Weg zu bahnen, und die Postverbindung zwischen Transkaukasien und Rußland ist nie ganz unterbrochen.

Das hochherrliche Schauspiel, welches der Eintritt in den Kaukasus gewährt, wurde durch die trübe Beleuchtung des Himmels am ersten Tage mehr

erhöht als vermindert. Ein junger Dragonerfähnrich und ich, wir waren so hingerissen davon, daß wir es im Reisewagen nicht länger aushalten konnten, und den beiden Kosaken, die uns eskortirten, abzusteigen und unsere Wagenplätze einzunehmen befahlen, mit dem Versprechen eines besseren Trinkgeldes für den Fall ihrer Verantwortung. Wir nahmen die Lanzen, schwangen uns auf den Sattel der langhaarigen Bestien und ritten bald vor, bald hinter dem Wagen, je nachdem die Schönheit irgend einer Stätte oder der Fernblick auf Gipfel und Schluchten uns anzog. Ob wir im Falle eines feindlichen Angriffs der Kaukasier ebenso imponirt hätten, wie wirkliche Kosaken, ist etwas zweifelhaft. Zum guten Glück zeigten sich keine Tschetschenzen. — Der Boden des ganzen Engpasses ist mit ungeheuren Rollsteinen überdeckt, welche fast ausschließlich den plutonischen Bildungen angehören. Blöcke von Granit, Porphyr, Serpentin und Trachyt sind die häufigsten; Felsarten von geschichteten Formationen sind die Rollsteine sehr selten. Nach diesem Umstande wäre zu schließen, daß fast alle Gipfel der Berge, von denen die Bäche geschmolzenen Schnees herunterstürzen und Gerölle mit sich wälzen, die hohen Kuppen, welche über Kalk und Thonschiefer emporragen, den plutonischen Bildungen angehören. Auf den malerischen Formationen einen eigenthümlichen Einfluß. Ueberall, wo Granit, Gabbro oder Serpentin die Wände des Passes bilden, welche bis auf den Grund desselben reichen, sind die Felsformen wilder, phantastischer, prächtiger als an Stellen, wo Kalk und Schiefer die abstürzenden Wände bilden. Von Basalt ist durch den ganzen Gebirgsweg keine Spur zu finden. Bei Lacs sind die Bäume bereits selten und klein, das Brennholz wird dem Reisenden theuer angerechnet.

Der Gipfel des gewaltigen Kasbek war in Nebel eingehüllt, als wir an ihm vorüberzogen. Die Dörfer an seinem Fuße diesseits und jenseits des Terek, sind von Grusiern bewohnt. Grusische Mönche bewohnten auch das Kloster auf seinem Abhange. In Kobi, das noch beträchtlich höher gelegen ist, als das Dorf Kasbek, nahmen wir unser zweites Nachtquartier. Das kleine, schlechte Dorf liegt im Mittelgrunde eines Alpenthales, welches trotz der vorgerückten Jahreszeit noch von ansehnlichem Schneewasser überdeckt war. Wir vertrieben uns mit der Vogeljagd die Zeit bis zur einbrechenden Dunkelheit. Zu unserem großen Verdruß schossen wir nicht eine einzige Vogelart, die nicht auch in Europa häufig anzutreffen wäre. Amseln, Drosseln, Stieglitze, Zaunkönige, Finken und besonders große Schwärme von Staaren kamen vor, auch Enten und Tauben, die sich aber nicht auf Schußweite beschleichen ließen. Alle diese Vögel waren offenbar auf der Reise über den Kaukasus begriffen, denn das beschneite Hochgebirge bot ihnen in dieser Jahreszeit wenig für einen längeren Aufenthalt. Gleichwohl suchten die armen hungrigen Thiere an jeder schneefreien Stelle gierig nach Futter. Mehrere der schönsten Vögel waren unter denen, die wir erbeuteten. — Tags darauf rüsteten wir uns zur Fahrt über den Kreuzberg. Sechs Pferde wurden an meinen Wagen gespannt, und doch rückten wir nur äußerst langsam vorwärts, wegen der Steilheit des Weges und der Schneemassen, die zwar täglich durch viele Arbeiter weggeschafft, aber durch neue Schneefälle, Laiwinen und den Wind, der bedeutende Massen des feinen Schnees von den Gipfeln herunter wehte, unaufhörlich wieder ersetzt wurden. Die Landstraße erhebt sich hier bis zu der außerordentlichen Höhe von 7534 Fuß. Das Quecksilber des Thermometers sank auf 22°; ein schneidend kalter Sturmwind jagte uns die Schneekörner ins Gesicht. Ich zähle diesen Tag des Ueberganges über die kaukasischen Alpen zu den größten Beschwerden, die ich jemals ausgestanden. Wir waren trotz der Pelzmäntel Alle dem Erfrieren nahe, und mein ungarischer Begleiter erfror wirklich seine Fingerspitzen, die ihm noch längere Zeit nachher steif blieben. Eine Meile von der Station Keschaur war der Weg so beschwerlich, die Massen des Schnees so groß, die Gefahr am Rande eines Abgrundes von 2000 Fuß Tiefe so nahe, daß selbst die Wagenführer fast verzweifelten und uns zum Aussteigen riethen. Wir wateten hinter dem Wagen, welcher kaum eine Hand breit von der fürchterlichen Tiefe geschieden war, im Schnee bis an die Schenkel. Wäre an dieser Stelle zufällig ein anderer Wagen uns entgegengekommen, ich weiß nicht, was aus uns geworden seyn würde, denn ein Ausweichen oder Umwenden wäre bei der Enge der Straße ganz unmöglich gewesen. Merkwürdig war, daß wir auf dem Schnee dicht am Wege ein Dutzend Mäuse einer mir unbekannten Art fanden; sie waren erstarrt, doch nicht leblos, aber zur Flucht zu schwach. — Der südliche Abhang des Kreuzberges ist minder steil als der nördliche, doch immer noch sehr beschwerlich und im Winter nicht ohne Gefahr.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Eines der ältesten Erdbeben in Deutschland, das die Chroniken berichten, fand unter der Regierung Karl's des Großen 801 statt und ward in der ganzen Schweiz und den Rhein entlang verspürt und richtete, wie in Aachen, nicht unerheblichen Schaden an. Bis ins Jahr 1000 berichtet die Chronik von

mehr als 30 Erdbeben, die namentlich die Schweiz, Mainz, Würzburg getroffen haben. In den folgenden zwei Jahrhunderten wurde Lissabon zweimal zerstört und die Stöße stets in Deutschland empfunden. 1138 wurde Würzburg zerstört, 1158 wurde bei London die Themse trocken gelegt und in ganz Deutschland und der Schweiz die Stöße verspürt. Das heftigste jedoch, von welchem die deutsche Geschichte weiß, ist das, von welchem Munsterus also berichtet: „Anno 1356 kam uff sant Lurtag (18. Oktober) ein erschröcklicher Erdbidem in daz teutschland, der sich erzeigt vilmal in basel in dissem jar und verfiel uff gedachten tag die statt an thürnen, heusern, kirchen und rinkmauern und in der hohen stifft ein theil des Chors. Es gieng auch im niderfallen der heusere ein fewer auf, brannt vil tag, daß niemand in der statt bleiben mocht, sondern jedermann floch uffs feld, do nichts auf sie gefallen möcht. Es verdarb viel vich und leut in diesem Erdbidem. Deßgleichen verfielen allenthalben im land vil kirchthürn und schlößer, nemlich Schowenburg, Warteberg, Richenstein &c." Dieses Erdbeben zerstörte Basel, Straßburg und eine Menge Schlösser und Burgen, spaltete Felsen, verschüttete Brunnen &c. Bis ins Jahr 1755 werden zahllose, aber minder empfindliche Stöße berichtet; in der Regel sind es immer dieselben Gegenden und Städte, welche zu gleicher Zeit die Stöße empfanden, die Schweiz, das Rheinthal bis Mainz, Schwaben, Würzburg, Nördlingen &c. Das große Erdbeben, das im letztgenannten Jahre Lissabon zerstörte, wurde weithin verspürt (man berechnete diesen Erschütterungs-Kreis zu 700,000 Quadratmeilen.) Damals ging es auch in Cannstatt nicht ohne Schaden ab, der Neckar und Rhein wogte, und Quellen versiegten oder brachen aus. Seither wurden in Schwaben fast alljährlich Stöße verspürt, die Plieninger seit 30 Jahren beobachtete und beschrieb.

Man schreibt aus Valenciennes, 7. August: „Wir haben in diesen Tagen Gelegenheit gehabt, der Bearbeitung eines Ackerstückes durch eine neue Grabmaschine beizuwohnen, welche in Deutschland wenig bekannt zu seyn scheint, obwohl die Erfindung wieder von einem Deutschen stammt. Es waren nämlich auf den Feldern von Marly bei Valenciennes, in Gegenwart mehrerer anerkannten Techniker und Leute vom Fach, mehrere Maschinen im Gange, welche, jede von einem Pferde gezogen, das Umgraben des Bodens durch den Spatenstich bewirkten. Die Arbeit ging augenscheinlich rascher und leichter als mit dem Pfluge von Statten. Die Spaten, welche an einem eigenthümlich geformten Rade von Gußeißen angebracht waren und mittels Exzentrique in abwechselnder Bewegung gehalten wurden, drangen gegen zehn Zoll in den an sich schweren Boden ein und wandten ihn in gebrochenen, kleinen Stücken um. Die Maschine arbeitete gleichmäßig vor und zurück und wurde von dem Führer, der zuweilen einen für ihn auf derselben angebrachten Sitzplatz einnahm, durch eine Hebelvorrichtung gehandhabt. Ins Spezielle des eben so sinnreichen als einfachen Mechanismus, bei welchem alle gebrechlichen Zahnräder vermieden sind, einzugehen, unterlassen wir aus Achtung vor dem Eigenthume des Erfinders, welcher, wie wir vernehmen, verschiedene Patente besitzt, müssen aber bekennen, daß wir mit freudigem Erstaunen und großem Interesse der offenbar verbesserten Ackerbestellung folgten und die Ueberzeugung gewannen, daß mit dieser Erfindung eine neue Kulturstufe für die Agrikultur eintritt. Mit dem lebhaften Wunsche, daß diese gemeinnützige „Machine à cultiver la terre" auch in Deutschland rasch bekannt und verbreitet werde, zollen wir dem verdienstvollen Landsmanne unsere ganze Anerkennung; denn sein Werk überbietet nicht nur alle ausländischen Verbesserungen am Pfluge, wie sie vielseitig auf der Pariser Ausstellung vertreten sind, sondern gereicht auch, als deutsche Erfindung, dem größten ackerbautreibenden Volke zu neuem geschichtlichem Ruhme."

Nachdem Barnum, der Haupt-Repräsentant des amerikanischen Humbug, so gute Geschäfte mit seiner Kleinkinder-Ausstellung gemacht hat, will er jetzt, wie das Weekly Chronicle meldet, in aufsteigender Linie dasselbe Experiment mit den interessanteren und vollkommneren Exemplaren der Menschheit wiederholen. Er hat nämlich eine Anzahl von Preisen, zusammen im Betrage von 5000 Dollars, für „die schönsten Damen in Amerika" angekündigt. Der erste Preis beträgt 1000 Dollars, dann folgt einer von 300, einer von 250, einer von 200, einer von 150, sechs von 100, neunzig von 20 und hundert von 10 Dollars. Wenn die Behörden Herrn Barnum kein Hinderniß in den Weg legen, so wird diese Ausstellung jedenfalls sehr viel Geld einbringen.

Aus einem Bericht aus Utah im San-Francisco Journal ist zu entnehmen, daß die Mormonen jetzt auch eine eigene Orthographie der englischen Sprache einführen, indem sie phonetische Zeichen erfunden haben, um die Worte so zu schreiben, wie sie gesprochen werden.

Auflösung des Räthsels in Nro. 192:

Das Komma.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 195 Donnerstag, 16. August 1855.

Der Kassendieb.

(Fortsetzung.)

Nun begann das Zeugenverhör. Dieses stellte fest, daß der Kassirer W . . . . aussagte, er habe den Schlüssel von der Kasse abzuziehen vergessen und sich von Berndorf entfernt. Als der Präsident an ihn die Frage richtete: ob er besondere Verdachtsgründe gegen den Angeklagten habe und was ihm etwa Nachtheiliges aus dem früheren Leben desselben bekannt sey, flogen die Schatten einer augenblicklichen Verlegenheit über sein Antlitz, dann erklärte er, daß Berndorf stets redlich gewesen, die Umstände schienen in dieser Prozedur allerdings für die Anklage zu sprechen, namentlich auch aus dem Grunde, weil der Angeklagte an den beiden letzten Tagen vor dem Kassendiebstahl zerstreut und niedergeschlagen geschienen.

Aehnlich sprachen sich der Prinzipal und dessen Dienerschaft aus. Dann wurden zwei Notare, einige Postbeamte, der erste Besitzer der Schuldverschreibung und ein Gerichtsvollzieher vernommen. Die Verlesung des Anklage-Aktes und der Vortrag des öffentlichen Ministeriums machten einen nur schwachen Eindruck auf die Geschworenen; die Ruhe, der zuversichtliche Blick und die einzelnen Zeugen entkräfteten die Verdachtsgründe, besonders, als ein junger Jurist die Vertheidigungsrede sprach.

„Meine Herren Geschworenen!“ begann derselbe, „ich werde Ihre Geduld nur kurze Zeit in Anspruch nehmen, weil ich fest überzeugt bin, daß Ihr Urtheil schon zum Spruch reif ist. Es ist auch nicht ein Zeuge vor Ihnen erschienen, der nur den entferntesten Beweis lieferte, daß mein Klient die That, deren man ihn beschuldigt, vollbrachte. Wenn der Angeklagte noch allein auf dem Komptoir seinen Berufspflichten oblag, so trägt der Kassirer die Schuld, der ihn ausdrücklich unter dem Vorwande eines plötzlich eingetretenen Unwohlseyns bat, eine Arbeit für ihn zu vollenden. Der Angeklagte hatte die Güte, die Bitte nicht abzuschlagen. Wenn der Schlüssel in der Kasse stecken blieb, so war das nicht Berndorfs Schuld, weil es die Pflicht des Kassirers ist, der sich früher entfernte, besser auf die Sicherheit der Gelder seines Prinzipals bedacht zu seyn. Ich werde mir nicht die Aufgabe stellen, den Verdacht auf andere Personen zu übertragen und mich mit den Fragen und den aus denselben abzuleitenden Konsequenzen beschäftigen, warum der Kassirer plötzlich unwohl wurde, warum er Berndorf noch allein beschäftigte, warum er den Schlüssel nicht abzog und wer später etwa den Schlüssel vom Komptoir bewahrte. Alles das stelle ich dem Ermessen der Herren Geschworenen anheim.“

In der Pause, welche hier in der Vertheidigung entstand, hatte man Gelegenheit, sich von der Sensation der letzten mit Nachdruck gesprochenen Worte zu überzeugen. Alle Blicke konzentrirten sich auf dem dunkelrothen Antlitz des Kassenbewahrers, der eine innere Bewegung nicht zu verhehlen vermochte.

„Meine Pflicht soll es nun seyn,“ setzte der Vertheidiger fort, „die Schuldlosigkeit des Angeklagten in kurzen Zügen darzuthun. Berndorf war zerstreut und niedergeschlagen. Was ist erklärlicher, wenn man bedenkt, daß ihm in wenigen Tagen das Haus seiner Väter verkauft werden sollte und er keine Aussicht hatte, die Schuldforderung tilgen zu können? Das berechtigt aber nicht zu der Annahme, daß er schon auf dem Wege gewesen, den der Verbrecher wandelt. Es ist meine moralische Ueberzeugung, daß dem räthselhaften Verschwinden des Geldes eine raffinirte Intrigue zu Grunde liegt. Der erste Besitzer der Schuldverschreibung hat Ihnen erklärt, daß die Wittwe Berndorf seit zehn Jahren die Zinsen zu seiner völligen Zufriedenheit an den Verfallstagen zahlte und daß man sich dem Anschein nach außerordentlich für die Schuld interessirte und gleich seiner ehemaligen Schuldnerin die Kündigung gerichtlich insinuirte. Welche Motive bei diesen Vorgängen leitend waren, das weiß nur derjenige, vor dem die Herzen der Menschen wie ein Buch offen liegen. Das Verbrechen muß sich aber hinter diesen Thatsachen verschanzt haben. Wenn der Angeklagte sich an dem Eigenthum seines Herrn vergriff, warum hätte er dann noch dem Gerichtsvollzieher, der ihm eine Stunde nach der Entfernung von der Schreibstube begegnete, mit düsterer Resignation er-

klären können, das Haus möge nur verkauft werden, es sey keine Hoffnung vorhanden, in den Besitz der nöthigen Gelder zu gelangen?!

Der Angeklagte zahlte am andern Morgen. Daß er auf legale Weise zu diesen zweitausend Thalern gelangte, darüber haben Sie, meine Herren Geschworenen, den Notar aus Bonn und den Postbeamten gehört und außerdem stimmen beide Notare darin überein, daß die Auszahlung in denselben Geldsorten, wie die Einzahlung erfolgte. Ferner liegt vom Postamte die Bescheinigung vor daß der Geldbrief schon am Nachmittage um vier Uhr in Bonn zur Beförderung übergeben war, während der Angeklagte erst vier Stunden später an jenem verhängnißvollen Tage das Komptoir verließ.

Meine Herren Geschworenen! Ich schließe mit der zuversichtlichen Hoffnung, daß sich bei solchen Thatsachen kein „Schuldig“ gestalten kann. Es ist tief zu beklagen, daß der wahre Thäter bis jetzt nicht ermittelt werden konnte und statt seiner ein unbescholtener Jüngling Freiheit, Stellung und Ruf einbüßen mußte; daher wird es für Sie eine heilige und angenehme Pflicht seyn, ihm erstere wieder zurückzugeben, damit Sie sich dereinst, wenn die höhere Gerechtigkeit, die über den Wolken thront, die Sonne auf die dunkele That scheinen läßt, nicht den Vorwurf machen müssen, auch an dem Verderben eines edeln Jünglings mitgewirkt zu haben. Erwägen Sie, meine Herren Geschworenen, deßhalb die Thatsachen und richten Sie nach denselben, lassen Sie Ihre moralische Ueberzeugung gerecht, streng gerecht seyn!“

So hatte der Vertheidiger gesprochen. Fritz war frei. —

5.

Das „Nichtschuldig“ der Jury machte auf den Jüngling nicht den Eindruck, den man sich versprechen durfte; denn jenes freudige Aufleben, das man bei der Freisprechung an politischen Gefangenen wahrnimmt, wollte bei ihm nicht durchbrechen. Es war das natürlich. Während jene im Augenblicke des Spruches der Macht (gar häufig uns vermeintlichen) und Gerechtigkeit ihres Prinzips den Triumph des Sieges zuschreiben, muß derjenige, der von einem gemeinen Verbrechen losgesprochen wurde, sich immer noch der Befürchtung hingeben, daß das Urtheil den Verdacht nicht vernichtete, die Menge nie die Haft vergessen und stets glauben werde, die Klage habe nur wegen mangelnden Beweises diesen Ausgang genommen.

Unter derartigen Betrachtungen betrat Fritz nach vier Monaten sein väterliches Haus wieder. Die Umarmung und Freude seiner Mutter verscheuchten seine Schwermuth nur momentan, umsomehr, da ihm dieselbe die Mittheilung nicht vorenthalten konnte, daß sie zwar noch stets freundlich in der Johannisstraße empfangen werde, aber eine Aenderung sey denn doch im Herzen der Pauline vorgegangen. „Während dieselbe“, sprach die Mutter, „in den ersten Monaten Deiner Haft von Deiner Unschuld, wie von einer Sache sprach, die sich von selbst versteht, erhoben sich im dritten Monate schon Zweif l, und im vierten glaubte sie Alles, was ihr Nikolaus D... über die Untersuchung mittheilte.“

„Also der Freund des Kassirers ist es, der mir dieses Herz entfremdete,“ sprach Fritz vor sich hin; dann überließ er sich sein schwermüthigen Gedanken.

„So freue Dich doch, Fritz, daß Du mir wiedergegeben bist“, nahm die Mutter das Wort, Niemand hat weiter ein Recht, Dir etwas Unehrenhaftes nachzureden.

„Da kennst Du die Menschen nicht, gute Mutter! Sie werden mich für einen Dieb halten, bis das Verhängniß den rechten Thäter an's Licht zieht, werden meine Gesellschaft fliehen, mir sonderbare Blicke nachsenden, die Achsel zucken und mich mit ähnlichen Zweideutigkeiten abstoßend behandeln.

(Fortsetzung folgt.)

Die kaukasischen Alpen und ihr Volk.

(Fortsetzung.)

Kein Gebirge Europa's ist so reich an Mineralquellen, wie der Kaukasus. Die berühmten Bäder von Pätigorsk, an der Nordseite des Gebirgs, sind in Rußland seit einigen Jahrzehnten in Ruf gekommen und werden selbst von Petersburgern besucht, obwohl die Reise dahin sehr lang und mühselig ist. Weniger bekannt und von Kranken nicht besucht sind die eisenhaltigen Quellen an der Nordseite des Kreuzberges zwischen Kobi und Keschaur. Ich zählte über fünfzig mehr oder minder wasserreiche Quellen dieses Eisensäuerlings auf dem Raume einer halben Stunde. Prächtig ist einer dieser Brunnen, welcher zur Rechten der Landstraße einen bedeutenden Niederschlag von kohlensaurem Kalk, durch Eisenoxyd röthlich gefärbt, hinterlassen hat. In mächtigen Strahlen sprudelt das Wasser aus tiefem Becken von der Höhe und stürzt sich als kleiner Wasserfall über den Abhang des Porphyrgebirges, welchen der grellrothe Kalkpanzer bedeckt. Oben am Mundloche hat das Wasser noch einen starken Salzgeschmack, obwohl das kohlensaure Eisen überwiegend ist. Bei der starken Sommerhitze scheint sich das Salz stark niederzuschlagen, denn am Fuße des Berges ist das Wasser bereits viel weniger salzig.

Meteorische Naturscenen, wie sie mit so mannig-

faltiger Abwechselung in den Alpen von Tyrol und Schweiz hervorgebracht werden durch wunderliche Wolkengebilde, durch farbenreiche Beleuchtung beim Auf- und Untergang der Sonne, durch Gewitter und besonders durch jene dem Hochgebirge so eigenthümlichen geballten Nebelgruppen, welche in phantastischer Gestalt wie Luftgespenster über Thal und Höhen schweben, kommen im Kaukasus weit seltener vor. Ein ungetrübt heiterer Horizont ist dort im Sommer gewöhnlich. Nur ein einziges Mal, am 8. August (1844), ward uns das Schauspiel eines heftigen Gewitters zu Theil, welches in der Alpenregion ungleich grandioser ist, als in den tieferen Gegenden von Kobi, das, selbst schon auf beträchtlicher Höhe, gewaltige Bergkolosse rings umgeben. Dem Ausbruch des Gewitters, das sich nach Mittag zusammenzog, ging die gewöhnliche bange Stille, das dämmernde Halbdunkel, die magische, ungewisse, beständig abwechselnde Beleuchtung der Höhen durch gebrochene Sonnenstrahlen voraus. Als auf diese Stille die furchtbare Explosion des Himmels begann, trat eine Scene ein, deren vollständige Schilderung einen anderen Naturzeichner erfordern würde, als unsere schwache Feder. Die Riesen des Kaukasus sahen im Halblichte eigenthümlich düster und unheimlich aus. Die schwarzen Wolken, deren Ränder bald gelb, bald blutigroth beleuchtet waren — gespenstige Nebelgestalten in beständiger Metamorphose, gepeitscht durch den wüthenden Gewittersturm, — die blauröthlichen, wildzackigen Blitze, die, aus dem Wolkengebirge des Himmels hervorschießend, über die kaukasischen Schneewiesen ihren schauerlichen Glanz sprüheten, der prächtige doppelte Regenbogen, der sein liebliches Farbenspiel unter den düsteren Wolken ausgoß, die Donnerschläge mit dreifachem Bergecho, und ganz zuletzt das Erscheinen des Mondes, der mild durch Wolkenrisse schauete, wie die versöhnende Macht des Himmels, während das Gewitter sich entfernte, die Blitze schwächer wurden, der Donner dumpfer und ferner hallte, — dieß Alles zusammengenommen, gewährte ein Schauspiel, dem wir aus unseren Reiseerinnerungen nur zwei ähnliche Naturscenen im Hochlande Armeniens und in den Alpen der Schweiz an Erhabenheit zu vergleichen wagen. Die Schweiz zeigte uns während eines Sommeraufenthaltes solche meteorische Prachtscenen weit häufiger, als der Kaukasus; darunter ist uns ein Gewitter, auf Rigi-Staffeln, lebendig im Gedächtniß geblieben. Wir standen damals selbst innerhalb der Atmosphäre des Gewitters, das um die Berge am Vierwaldstädter-See seine größte Kraft konzentrirte. Das Rigithal mit dem Dörfchen Sta. Maria zum Schnee war nebst den Gipfeln des Berges durch zauberhaften Gewitterschein, welcher dem bengalischen Feuer glich, illuminirt. Ein Regenbogen von ungewöhnlicher Farbenpracht stand über dem Rigi und senkte sich mit seiner tiefsten Rundung bis in das Thal hinab. Einzelne graue Wölkchen von wechselnder Gestalt schwebten beständig auf und nieder. Fügen wir dazu noch die wunderbaren Fernblicke, welche uns von Zeit zu Zeit auf das weltberühmte Panorama hinab gegönnt waren, so rollt sich aus unseren Alpenerinnerungen ein Naturbild auf, welches dem kaukasischen wenig nachsteht.

Den Auf- und Untergang der Sonne habe ich sowohl vom Kreuzberge als von den Abhängen des Kasbek herab betrachtet, fand aber an diesem Schauspiele dort weniger Genuß, als in Tyrol und in der Schweiz. Dem kaukasischen Horizonte mangelt der Purpur und das Farbenspiel der nordischen Aurora. Als mich bei Keschaur das Ungeziefer frühzeitig vom Lager im elenden Posthause jagte, fand ich eine Stunde vor Sonnenaufgang die Gegend schon hell genug, um das weite Gebirgspanorama näher zu betrachten. Man steckt dort mitten im wilden, schroffen Berglande. Im Norden ragen die höchsten Häupter der kaukasischen Alpen, deren Rücken noch reichliche Schneelasten tragen; im Osten schroffe ungeheure Berggipfel, unter denen häufig eine reine Pyramidenform auffällt; gegen Süden Waldberge, deren Gipfel zum Theil kahl sind. Schneefrei und weniger hoch sind die Berge im Westen, wo nur in den Schluchten noch weiße Flecken sichtbar waren. Eine fast vollkommene Tageshelle ging dem Erscheinen der Sonne bereits ziemlich lange voran. Der Rand einiger Wolken, die über den westlichen Bergen standen, erglänzte zuerst. Dann wurden nach einander die hohen Schneehäupter der Zentralkette im Norden beleuchtet; ihre relative Höhe war an der Reihenfolge der Erleuchtung zu erkennen. Zugleich erglänzte auch der Wolkenrand im Osten. Endlich kam die Sonne selbst herauf, gelb, ohne Morgenröthe; gelb war auch der vorhergehende Glanz. Das Morgenroth, vom Rigi gesehen, der Sonnenuntergang im Berner Oberlande sind ungleich schöner als die gleichen Naturscenen im Kaukasus. Unvergeßlich sind mir die Sommerabende von Interlaken, wo die herrliche „Jungfrau“ in silberweißem Gewande wie eine Nymphe des Himmels herabblickt auf das freundliche Bödeli. Der Reflex der Abendsonne auf der weißen Gestalt erzeugt dort eine eigenthümliche Rosenfarbe. In diesem Rosenlichte erglüht die Jungfrau wunderschön an jedem reinen Abende, und wenn die Sonne verschwunden, erbleicht sie schnell und gleicht, in den grünen Rahmen der Wälder, einer edlen Leiche, die geschmückt ist zur letzten Feier. Solche Landschaftsbilder habe ich im Kaukasus nicht gesehen. Von der Teréksteppe und den Höhen Georgiens aus gesehen, übertrifft der Kaukasus an grandioser Majestät alle Gebirge Europa's. In seinem

Innern mag es noch viele höchst malerische Punkte geben, die unseren Alpengegenden nicht nachstehen. Die Russen kennen noch nicht den hundertsten Theil seiner Thäler und Schluchten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die „Times“ (deren frühere Artikel über die Anwerbung der Fremden noch nicht vergessen sind) hat sich allmälig bis zur höchsten Begeisterung für den Werth der Fremdenlegion emporgeschwungen! Abgesehen von der numerischen Verstärkung der Armee, werde diese von den Deutschen und Schweizern Mancherlei lernen können! Beide seyen als Schützen berühmt, und würden mit der englischen Feuerwaffe selten ihren Mann fehlen. Der deutsche Legionär überragt den britischen Soldaten im Vorpostendienst und als Kavallerist in der Behandlung des Pferdes, während der englische Dragoner, obwohl einem Reitervolk entsprungen, mit seinem Thier unachtsam, wo nicht brutal umgehe. Das Vorurtheil gegen die Fremdenlegion rühre erst aus der langen letzten Friedenszeit her. Das als Schützenkorps berühmte 60. Linienregiment war ursprünglich eine Fremdenlegion, die unter dem Titel „The Royal America“ gebildet wurde. Sein Effektivstand war enorm groß, und noch im Anfang der Napoleon'schen Kriege zählte es 5 Oberste, 8 Oberst-Lieutenants, 8 Majore, 40 Hauptleute, 4 Kapitän-Lieutenants, 100 Lieutenants und 40 Fähnriche, deren Viele damals noch durch ihre Namen die ausländische Abstammung verriethen.

Eine merkwürdige Rettung erreignete sich kürzlich auf dem Bahnhofe in Köthen. Als am 28. Juli, Nachts gegen 12 Uhr, der Leipziger Zug daselbst angelangt war und nach dem reglementsmäßigen Verweilen wieder abfahren wollte, bestieg ein Kondukteur seinen Höhensitz und glitt vermuthlich dabei aus, so daß er, während der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, zwischen die Wagenwand und den Perronrand zu hängen kam und in dieser Situation bis über den Bahnhof hinaus schwebend geschleift wurde. Merkwürdiger Weise ist dem Betroffenen kein körperliches Leid wiederfahren, wohl aber sind die Kleidungsstücke sammt und sonders buchstäblich bis auf die Haut an der Seite zu Pulver zerrieben und zerrissen worden. Der Kondukteur schwang sich nach überstandener Gefahr wieder munter auf seinen hohen Sitz und wechselte erst in Magdeburg die versehrte Kleidung.

[Die schwarzen Diplomaten in Paris.] Seit einigen Tagen bemerkt man in Paris eine Gesellschaft von Negern, die sich durch das glänzendste Schwarz auszeichnen. Es sind dieß hohe Würdenträger vom Hofe des Kaisers von Hayti, Faustin I. Diese Ebenholz-Junker sind: der General Graf d'Elva, Senator und Großkanzler des Kaiserreiches: Vicomte d'Elva, sein Sohn, der Herr Baron Simon, Senator, der Graf du Val, Senator. Sie haben ein zahlreiches Gefolge, viel Geld, speisen fürstlich und rauchen ächte Havannas, die sie mitgebracht haben. Der General-Graf-Senator-Großkanzler hat sehr distinguirte Manieren, ist äußerst liebenswürdig und auf die weiße Farbe erpicht: Kravatte, Weste, Pantalon sind von weißer Farbe; nicht minder liebt er das schöne Geschlecht. Er spricht gut französisch und gibt Geld mit vollen Händen.

Ein merkwürdiger Beweis von der krankhaft verzerrten Gefühlsrichtung der Nord-Amerikaner ist, daß für eine in Troy (Staat New-York) wegen Vergiftung ihres Mannes zum Tode verurtheilte Frau aus allen Theilen der Vereinigten Staaten Begnadigungsgesuche einlaufen, die sich ausschließlich darauf begründen, daß es ein zu grober Verstoß gegen die Verehrung, welche man dem weiblichen Geschlechte schuldet, seyn würde, wenn man eine Mörderin eben so streng bestrafen wollte, wie einen Mörder! Was soll man zu dieser Sorte von Galanterie sagen?

Das Lyoner Salut Public erzählt, daß vor einigen Tagen Arbeiter auf den Wiesen der Part-Dieu ein ganz von Hunger und Elend erschöpftes Frauenzimmer liegen sahen. Die Unbekannte gestand, als man ihr etwas zu essen gegeben, nach einigem Sträuben, daß sie Nina Lassava heiße, — dieselbe Nina, welche die Geliebte des Mörders Fieschi (28. Juli 1835) war, sich nach dessen Hinrichtung als „Berühmtheit“ für Geld sehen ließ, in England sich verheirathete, doch in Armuth gerieth und vor Kurzem nach Lyon zurückkehrte, wo sie Bekannte zu finden hoffte und im tiefsten Elende dem Hungertode nahe kam.

Die Angabe, daß die gefeierte Sängerin Frau Stöckl-Heinefetter in einem Irrenhause in Wien gestorben sey, bestätigt sich nach der „Ostd. Post“ nicht. Dieselbe lebt, und ihr Zustand bessert sich.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 196 Freitag, 17. August 1855.

Der Kassendieb.

(Fortsetzung.)

Diese leider begründete Ansicht war dem Jüngling nicht auszureden. Den ganzen Tag blieb er daheim bis der Abend hereingedämmert war. Er war noch immer nicht mit sich einig, ob er zu Paulinen gehen sollte; als er aber zum Erstenmale das Haus verlassen hatte, schlug er unwillkürlich den Weg nach der Johannisstraße ein und es reifte ihn ihm der Entschluß, der geliebten Jungfrau seinen Dank für ihr Geschenk persönlich auszusprechen, und dann sich zu überzeugen, ob wirklich ihre Liebe zu ihm kühler geworden oder gar gestorben sey. Das Schicksal aber wollte es, daß unter den Bekannten, die ihm begegneten, Nikolaus der erste war. Derselbe kam aus der Johannisstraße von Paulinen, und schaute Fritz mit einer Geberde an, in welcher dieser ein Gemisch von Mitleid und Hohn fand.

Dieses erste Begegnen bestärkte den jungen Mann in seinen düstern Ansichten, und als er am andern Tage die beiden ihm so theuern Frauen aus der Johannisstraße in der Begleitung des Onkels und des Nikolaus zum Beinhaus fahren sah, da brach ihm fast das Herz. Es hielt ihn nicht mehr in der Stadt, er mußte hinaus aus der dumpfen herzbeengenden Luft, fort in's Freie. Erst spät am Abende traf er wieder ein der stillen Wohnung seiner Mutter ein. Die Ruhe, welche sich über seine Züge gelegt hatte, und die Festigkeit, welche aus seinen Reden sprach, legten Zeugniß davon ab, daß er zu einem Entschluß gekommen sey, aber zu welchem? Das war ein Geheimniß, welches er tief in seinem Busen verschloß.

Am andern Morgen trug er seine Repetir-Uhr zu einem Uhrmacher, seine Busennadel zu einem Juwelier und seine Lieblinge Göthe, Schiller u. A. zu einem Antiquar; später legte er seine Ersparnisse zu dem Erlös und löste sich für einen Theil seiner Gelder bei einem Banquier einen Wechsel, der in einem fremden Erdtheil zahlbar war.

Am folgenden Morgen, als die Wittwe in Fritzens Schlafgemach trat, um zu sehen, warum er so lange wegbleibe, fand sie den Sohn nicht mehr, aber ein Billet folgenden Inhaltes:

„Erschrecke nicht, ewig theure Mutter, wenn Dein Auge mich sucht und Deine Hand nur dieses Blatt findet. In dem Augenblicke bin ich weit von Dir, vom heimathlichen Boden. Ich kann nicht mehr da weilen, wo man mich wie einen Ausgestoßenen flieht und wo man mir selbst das Herz entfremdete, das mich allein wieder mit dem Leben aussöhnen konnte. Pauline hat aufgehört, mich zu lieben, d. h. sie glaubt, was die Menge von mir annimmt. Hätte ihr Herz sonst aufhören können, für mich zu schlagen? Ihr Glaube, nicht derjenige der andern Menschen, hatte noch Werth für mich, aber er ist in Unglaube übergegangen. Ich gehe hin, ihn herzustellen. Sey Du daher unbesorgt, wir sehen uns wieder, um uns dann nie mehr zu trennen. Lebe wohl und tröste Dich, gute Mutter! Nach einigen Jahren ist wieder bei Dir Dein schwer verkannter Sohn Fritz."

Jener Tag liegt schon weit hinter der Gegenwart, mehr wie eine ganze Schwalbenwanderschaft; die Blumen, welche seit der Assisen-Prozedur dem Schooße der Erde entstiegen, waren längst gestorben und der Strom ging schon wieder mit Eis. Es ist eine stürmische Januarnacht mit ihren dichten Wolken über die Stadt hereingedämmert und der Sturm peitscht die zu Eis gefrorenen Regentropfen an die dunkeln Fenster einer Proletarierwohnung am Wall in der Nähe des Rheines. Im Hintergrunde steht ein Bett. Eben erhebt sich ein abgemagerter Arm und schiebt die Vorhänge auseinander. Der Mann hat das bleiche, magere Haupt mit dem schwarzen Haar und den stechenden Augen emporgerichtet.

„Was war das?" fragte er mit jener hohlen, heiseren Stimme, welche die Nähe des Grabes andeutet. —

„Es war der Sturm, der die Hagelkörner gegen die Scheiben schlägt," antwortete ein Mann, der neben dem Lager saß.

„Wie lange er doch ausbleibt! Sollte die Haus-

frau ihn nicht gerufen haben und ich ohne Absolution dahinscheiden, ewig verdammt seyn? Wie das brennt!"

"Er wird kommen!" wurde mit unendlich viel Phlegma entgegnet.

Der Kranke sank erschöpft auf den Pfühl zurück. Nach wenig Minuten fragte er abermals mit noch größerem Verlangen. Bald darnach öffnete sich geräuschlos die Thür und es erschien ein Geistlicher. Der Wärter schlich sachte dem Priester entgegen und erklärte mit durchaus gedämpfter Stimme, der Kranke schlafe und dürfe dem Befehl des Arztes zufolge nicht gestört werden.

Schon wollte sich der Priester entfernen, da klang es wieder aus dem Bette her: „Soll mir denn der Trost der Kirche ganz vorenthalten werden? Ist denn meine Sünde noch rother wie Scharlach?"

„Deine Seele soll weiß werden wie der Schnee!" antwortete der Geistliche und trat trotz der abwehrenden Miene des Wächters näher. „Denn die Barmherzigkeit des Herrn ist groß, sie sendet mich zu Dir, mein Sohn", vollendete der Diener der Kirche.

Ein freudiger, von Hoffnung durchwebter Ausdruck bemeisterte sich der sonst entstellten Züge.

„Sie sind doch ein wirklicher Priester, nicht Nikolaus oder ein Abgesandter von ihm? Ja, ich darf Ihnen trauen, denn Sie gleichen nicht den falschen Priestern, die man an mein Bett rief."

„Das Fieber redet wieder aus ihm und der Irrsinn hat ihn ergriffen. Der Arzt hatte Recht, daß der Kranke Ruhe haben müsse. Entfernen Sie sich, Herr Pastor," sprach der mehr und mehr unruhig werdende Wärter.

„Bleiben Sie, Herr Pastor, sonst wird man mich wahnsinnig machen!" flehte der Kranke.

„Beruhigen Sie sich", antwortete der Priester. „Ich bleibe. Theilen Sie mir Ihre Vergangenheit mit, ich werde Ihnen gewiß im Namen des Allerhöchsten die Vergebung zusichern dürfen."

Dieser Trost wirkte mächtig auf die Schwäche des Kranken ein, er erholte sich zusehends und war stark genug, den Kummer seiner Seele dem Beichtvater mitzutheilen. Am Schlusse, als der Kranke sich bereit erklärte, der Obrigkeit den Inhalt seiner Beichte zu wiederholen, senkte der Priester durch die Lossprechung den Frieden in die Seele des Kranken.

Nach einer Stunde trat der Küster mit dem Prokurator in das Gemach, eben als der Kranke aus einem kurzen Schlummer erwachte. Derselbe gab folgende Erklärung ab: „Sie werden sich erinnern, daß Fritz Berndorf vor ungefähr Jahresfrist durch die Geschworenen von der Anklage des Diebstahls freigesprochen wurde. Der Himmel hatte ihre Herzen gelenkt. Ich, der Kassirer, war der Dieb. Nikolaus O . . . ., der ein Auge auf die reiche Geliebte des armen Fritz geworfen hatte, machte mir die vertrauliche Mittheilung, daß er mit dem letzten Reste seines Vermögens eine auf dem Hause des Schreibers lastende Obligation gekauft und die Schuld durch einen Dritten gekündigt habe, — das Haus werde ohne Zweifel verkauft, Fritz ein Bettler und seine Liebe gestürzt werden. Nikolaus wußte, daß ich mich damals in großer Geldverlegenheit befand und die Schuldhaft bei mir in naher Aussicht stand; daher deutete er mir an, wenn ich es klug anlege, so könne der Schreiber in seiner jetzigen Bedrängniß leicht für einen Kassendieb meines Prinzipals gehalten werden. Meine Verlegenheit hatte damals den Gipfel erreicht. Der drohende Schuldthurm stieß mich ab, die Kasse zog mich mächtig an. Ich fiel und ruinirte den Ruf eines ehrlichen Mannes. Diese That brannte seit jenem unheilschwangeren Tage in meiner Seele. Mit meinem Herzblute hätte ich gerne seinen Namen rein gewaschen, aber Menschenfurcht und die Vorstellungen des Nikolaus scheuchten mich stets zurück und so hat es in meinem Herzen gebrannt, bis ich elend wurde und krank. Ich werde nun bald vor dem Richterstuhl erscheinen müssen, wo kein Betrug mehr möglich ist, und es erfahren, ob die Reue eine so schwere Schuld zu sühnen vermag. An Sie, Herr Prokurator, richte ich daher die Bitte, den Fritz, wenn er noch lebt, oder seinen Staub von dem Verdacht zu reinigen; und den Herrn Pastor möchte ich dringend ersuchen, in der Johannisstraße Fräulein Pauline A . . . . über den Charakter des Nikolaus aufzuklären, damit es ihm nicht gelingt, ihr Herz ganz zu gewinnen."

Nachdem Priester und Prokurator den Wünschen des ehemaligen Kassirers Gewährung verheißen hatten, sank derselbe zurück in einen sanften Schlummer, aus welchem er nicht wieder erwachte. —

(Schluß folgt.)

Die kaukasischen Alpen und ihr Volk.

(Fortsetzung.)

Vielleicht gibt es in jenen unbekannten Gegenden auch Wasserfälle, die dem Gießbache bei Brienz, dem Aarsturze bei Handeck, dem Reichenbache im unteren Haslithale an Schönheit gleichkommen. Aber die Seen fehlen dem kaukasischen Gebirge ganz und gar; das weiß man mit ziemlicher Gewißheit durch die Eingebornen. Durch den Mangel dieser herrlichen Krystallspiegel der Tiefen fehlt dem Kaukasus eine Zierde, welche die Alpen der Schweiz zum schönsten Gebirge der Erde macht. Eine solche Ver-

einigung des Lieblichen mit dem Großartigen, wie sie die Landschaft am Thuner-See und noch mehr die Ufer des Vierwaldstädter-See's auf der Nordseite, dem Pilatusberge gegenüber, zeigen, sucht man im Kaukasus vergebens. Auch wird man von keiner der dortigen Höhen ein Panorama überschauen, das an Mannichfaltigkeit und pittoreskem Reiz dem Blicke vom Rigi gleich wäre. Die Wälder, welche den Kaukasus, besonders von der Seite des schwarzen Meeres, umgeben, und die Blumenflora seiner baumlosen Region sind reicher und schöner als in Tyrol und in der Schweiz; aber dieser malerische Vorzug wiegt die Krystallpracht der Alpenseen und die großartigere Gletschernatur der Schweiz nicht auf. Kalt und fühllos wird Keiner bleiben, der von den Höhen bei Keschaur die Gebirgsnatur überschaut; wirft er aber einen vergleichenden Rückblick auf die schönsten Landschaften von Tyrol und der Schweiz und versetzt er sich im Geiste auf den Rigigipfel, so wird es ihm ergehen wie Victor Jacquemont, welcher selbst beim Anblicke des größten Gebirges dieser Erde, des Himalaya, ausrief: „O wie schön sind doch Europa's Alpen!"

Eine entschiedene Aehnlichkeit mit dem oberen Rheinthale hat, nach C. Kochs Berichten, das obere Thal des Rion oder Radschon, in der nördlichen Provinz Imeriens; und erinnerten Tracht und Sprache der Bewohner nicht zu sehr an das Fremde, so könnte man sich dort leicht in die romantischen Gegenden Graubündtens versetzen. Dasselbe bald breite, bald enge Thal von Bergen, die ihre Häupter kühn zum Himmel senden, dieselbe Menge von Burgen und Thürmen, die allenthalben dem Reisenden entgegentreten, derselbe grünliche, wildschäumende und lautbrausende Fluß, der über große Steinblöcke sich hinabwälzt, um in die fruchtbare kolchische Ebene zu gelangen. Wenn aber Reisende, im hohen Grade befriedigt, aus dem Rheinthale zurückkehrten und nun Radscha besuchten, dann würden sie hier Alles noch großartiger finden. Die Zahl der Ruinen ist noch größer, die Berge sind höher, und wohin man blickt, erschaut man die mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Häupter. Nicht selten scheinen sie in das Thal herabzuhängen, und schaudernd blickte ich oft nach ihnen, wähnend, daß die Zeit nicht fern seyn möchte, wo sie sich von ihrer übrigen Masse loslöseten und Alles im Thale begraben würden. Eine solche Mannichfaltigkeit der Ansichten bietet nicht Graubündten wie Radscha. Alle Stunden Wegs öffnen sich den Augen des für Naturschönheiten empfänglichen Reisenden neue Gegenstände. Während hier das Thal geräumig erscheint und in ihm tausend geschäftige Arme bereit sind, die Mühen des Frühjahrs einzuernten und ihre Scheunen mit Getreide, ihre Vorrathskammern mit Obst und ihren Keller mit Wein zu füllen, ist es an einer anderen Stelle nicht so breit, daß der Rion in gewohnter Weise weiter fließen könnte. Der Mensch ist gezwungen, mit großer Gefahr an Felsen herumzuklettern. Eine dritte Stelle des Thales gestattet vielleicht neben dem Flusse noch einen Pfad; da treten aber mit den schroffen Felsenwänden wetteifernde Bäume, zwischen denen allerhand Buschwerk und eine Menge Schlingpflanzen sich befinden, dem Wanderer entgegen und verwehren ihm den Durchgang. Eichen und Buchen, die vielleicht mehrere Jahrhunderte dem Sturme und dem Wetter getrotzt hatten, unterlagen endlich der Zeit und waren quer in das Thal gefallen. Niemand räumt sie aus dem Wege, und es wird wiederum der Zeit überlassen, sie mit Hülfe der Fäulniß allmählig zu vernichten. Auch Mineralquellen fehlen nicht, jedoch findet man hier, so viel ich weiß, nur Säuerlinge mit vieler Kohlensäure, die außerdem auch an einigen Stellen aus Felsenklüften emporsteigt. —

Von der Betrachtung des Gebirges gehe ich nun über zur Betrachtung der Menschen, die es bewohnen.

Nun zwanzig volle Jahre kämpfen die Volksstämme des Kaukasus gegen den Riesen Rußland um die Erhaltung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit, zur Bewunderung der Welt.

Ein Ausdruck von großer Energie und wilder Kühnheit wohnt in allen Kaukasiern; viele vereinigen damit die herrlichste Gestalt, jenes Adlerprofil, jene flammensprühenden Augen, jene schönen rabenschwarzen Bärte, die zum Typus dieses Volkes gehören, das als das schönste des Geschlechts gepriesen ist. Gleich unter den ersten Gruppen von Bergbewohnern, die ich am Kuban gesehen, fielen mir die Krieger der Tscherkessen und Usden auf. Mit solchen imposanten Heldengesichtern hatte ich mir unsere mittelalterlichen Ritter, einen Cid, Sickingen, Ritter Bayard gedacht.

(Fortsetzung folgt.)

Das letzte Geschäft eines Polizeidieners.

In einer nordamerikanischen Universitätsstadt war einst dem Gerichte ein Polizeidiener beigegeben, der sich vor allen andern Kollegen durch seine ungeheure Körpergröße besonders auszeichnete. Fleißig und geschickt verrichtete er seine Dienste bis zu der im Jahre 18.. erfolgten Hinraffung durch den grausamen Tod; aber deßhalb hatte er noch nicht aufgehört in seinem Dienste, denn an einem schönen Mainachmittage des darauffolgenden Jahres unternahm er sein letztes Geschäft, obwohl der selige Kaspar Lasinic schon lange unter den Todten sich

befand. Wie erwähnt, war unser Polizeidiener gestorben und ein einfaches Kreuz am Leichenacker der Stadt N . . . . bezeichnet die Stelle, wo Lasmie's Fleisch, nicht seine Gebeine den Würmern Nahrung verschafft; seine Knochen aber traten aus dem Dienste der Polizei in jenen der Wissenschaft und nahmen ihren Platz im Zimmer eines fidelen Studenten, des angehenden Mediziners Mr. Howard ein. Sein neuer Vorgesetzter trieb mit diesem eminent langen Knochengerüste mancherlei Muthwillen und Thorheiten; so setzte er ihm einen alten dreieckigen Hut auf den nackten Schädel, pappte ihm einen fürchterlichen Bart über die bleckenden Zähne, band ihm eine zerbrochene Brille vor die leeren Augenhöhlen, steckte sein durch Schrauben und Drähte künstlich zusammengestelltes Gerippe in einen alten Frack, der schon Monden lang auf dem Trödelmarkt gelegen war, gab ihm sein Rappier in die linke Hand und in hohe Kanonenstiefeln mit langen Sporen stellte er dessen Füße, so daß das Ganze einen komischen Anblick gewährte. Zudem war das Skelet des seligen Lasmie auf einem mit Rädchen versehenen Brette befestigt und hinter dem Ofen in Mrs. Howards Stube plazirt. Da machte einmal der fidele Student mit mehreren Genossen einen kleinen Ausflug in die Umgegend und hinterließ dem Hausherrn seinen Zimmerschlüssel, wie er gewöhnlich zu thun pflegte. Dieser Tag schien übrigens auch von einem lumpig gekleideten Menschen, der sich einige Zeit in den Straßen der Stadt umhertrieb, zu einem Ausfluge in Mrs. Howards Studentenstube nicht unbenützt verfließen zu dürfen, denn kaum hatte der Vagabund den Abgang des jungen Doktors bemerkt, so schlich er sich vor dessen Zimmer und weil nun hier die Thüre verschlossen, der Schlüssel aber nicht anwesend war, so nahm er seinen Eingang durch's Ofenthürchen, hebt einige Platten des Ofens aus und steht alsbald unbemerkt in der bunten Stube des Mediziners, worin nur allein der abgemagerte Lasmie die Habseligkeiten seines fidelen Herrn bewachte. Da eilt er zum Schreibtische und hofft hier einen guten Fang zu machen; denn daß Mr. Howard keinen Geldmangel litt, wußte ja jedes Kind der ganzen Stadt. Und er hätte ihn auch wirklich gethan, wenn er sich allein in der Stube befunden hätte; es war zwar der Eigenthümer nicht zu Hause, statt ihm aber der treue Polizeidiener Lasmie, der wie Eingangs erwähnt, zwar gestorben aber noch immer Polizeidiener war. Der Dieb wollte so eben ein Fach des Sekretärs öffnen, da ertönen Schritte im Zimmer und zu seinem nicht geringen Schrecken bemerkt er, daß Mr. Lasmie, der gefürchtete Arm der Gerechtigkeit, das Schwert in der Hand, vor ihm stehe und rasselnd mit allen Knochen und Zugehör ihn verfolge. Hülferufe stammelte der überraschte Dieb und sank händeringend um Gnade und Vergebung bittend zu den Füßen des knochigen Todten nieder. Er meinte, dieß wäre der Tod, der leibhaftige Tod. Und immer kläglicher wird das Jammergeschrei des geängsteten Gauners und durch die Wände dringt sein Zeterruf. Da öffnet sich die Thüre und Hausfrau und Hausherr, Kinder und Mägde und Knechte treten herein und überzeugen sich nur zu bald von der seltsamen Erscheinung; der abgebrochene Ofen und der jämmerlich auf den Knien am Boden liegende Bursche sagten ihnen nur zu deutlich, was da geschehen sey. Zitternd am ganzen Leibe und leichenblaß empfangen sodann die schleunig herbeigeholten Amtsnachfolger des treuen Lasmie den Dieb aus ihres Vorfahrers Hand. Da rollte man nun auch wieder das fürchterliche Todtengerippe in die Stubenecke hin; — denn es hat seine Pflicht gethan. Wie war aber das zugegangen, daß Lasmie zu rollen anfing? Sehr einfach, eine Ofenplatte fiel an den Rücken des Skelets und hatte es, da es auf Rädern stand, in die geschilderte Bewegung gesetzt. — Als der fidele Howard am Abende nach Hause kam und vom Hausherrn den komischen Vorfall erfuhr, rief er humoristisch aus: „Mein braver Lasmie, das Verdienstzeichen sollst du für deine edle That gewiß erhalten", und so war es auch, denn schon am andern Tage zierte ein blechernes Ehrenzeichen an einem bunten Bande die dritte linke Rippe des todten Wachposten. Der Gauner aber wird sich wohl nicht mehr sobald dazu verstehen können, in die Stube eines Studenten einzusteigen und vom leibhaftigen Tode überrascht zu werden.

Mannigfaltigkeiten.

Auf der Börse in Antwerpen ereignete sich kürzlich folgender sonderbare Vorfall. Einer der dortigen Kaufleute plauderte mit einem andern, während er die Hände auf den Rücken hielt. Plötzlich fühlt er, daß ihm etwas in die Hand gesteckt wird. Er besieht sich die Sache und findet, daß es eine goldene Uhr ist. Er hatte keine Ahnung, wer der Spender dieses Geschenkes seyn möge, und deponirte die Uhr beim Portier. (Wahrscheinlich hatte ein Taschendieb die Uhr gestohlen und steckte sie in der Meinung, seinen Kollegen vor sich zu sehen, diesem schnell zu.)

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 197 Samstag, 18. August 1855.

Der Kassendieb.

(Schluß.)

6.

Drei Jahre sind eine so kurze Spanne Zeit und dennoch vermögen sie es, große Veränderungen am Menschen zu bewirken. Das schwarze Haar der Wittwe Berndorf war schon von Silberfäden durchzogen, das Alter senkte schon Blei in ihre Glieder und noch schien das traurige Geschick ihres Sohnes nicht zum Abschluß gekommen; denn schon zweimal hatte die Nachtigall in dem nahen großen Garten ihre melancholischen Minnelieder in Lenz gesungen und abgebrochen seit jener Nacht, die den Lichtstrahl über Fritzens Unschuld ausgoß, aber noch war keine Nachricht aus der weiten Welt bei der alten Frau über ihren Sohn eingetroffen. Ein Leid konnte er sich nicht angethan haben, der Scheidebrief ließ eine derartige Befürchtung nicht zu. Sie hoffte am Abende, hoffte am Morgen, daß endlich die Trauer ihrer Seele zu Ende gehen werden, und endlich sah der Himmel auf ihr Sehnen herab.

An einem sonnigen Frühlingstage des Jahres 1850, als die Mutter wieder mit sehnsuchtsvollem Herzen des einzigen Kindes gedachte, trat der Briefträger ein und überreichte ihr mit den Worten: „Kommt weit her, von der südlichen Halbkugel unserer Erde, von einer Insel aus dem großen Ozean" einen Brief. Sie streckte zitternd ihre Hand aus nach dem Schreiben und schaute nieder auf die Schriftzüge. —

„Ja, er kommt von ihm!" rief sie freudig aus und eine Thräne rann auf den Brief herab.

Fritz schrieb: „Endlich, nach rastloser, unausgesetzter Thätigkeit stehe ich am Ziele meines heißen Wunsches, endlich kann ich meine Schuld an Pauline abtragen und ihr den Beweis liefern, daß ich sogar nicht einmal geschenktes Geld, geschweige gestohlenes, zu besitzen wünsche, — endlich tilge ich meine einzige Schuld. Ich habe in Australien Tag und Nacht gearbeitet, um frei zu werden. Der Abgott meiner Seele hat meine Liebe verschmäht, ich verschmähe ihr Geld. Es wollte mir immer scheinen, als seyen jene zweitausend Thaler das Lösegeld ihrer Liebe, als habe sie ihre Schwüre gegen jene elende Summe wieder eintauschen wollen. Es bedurfte keines Kaufpreises, sie soll frei seyn ohne denselben. Sage ihr das, wenn Du mit beifolgender Summe die Schuld löschest. Ich selbst werde in wenig Tagen in Köln eintreffen, um Dich über die beiden Ozeane in ein Land abzuholen, wohin mir der schwarze Verdacht nicht folgen kann und wo wir die Tage, welche uns zugemessen sind, in Ruhe verleben werden. Du wirst vor meiner Ankunft zu Paulinen gehen; denn ich kann, darf sie meiner Ruhe wegen nicht sehen, weil ich glaube, daß sie die Frau eines Andern, eines vielleicht Unwürdigen geworden ist. In diesem Falle sage ihr meinen Scheidegruß mit der Versicherung, daß ich ihr den ungerechten Verdacht vergebe und ihr Schicksal sowohl wie das meinige tief beklage.

So sey denn aus der ganzen Fülle eines Dich unaussprechlich liebenden Herzens gegrüßt von Deinem Sohne Fritz."

Acht Tage nach der Ankunft dieses Briefes betrat Fritz den heimathlichen Boden. Sein Fuß wanderte alsobald wieder in seiner Vaterstadt, an der sein Herz so innig hing, wie überhaupt bei jedem Kölner. Die langgehegte Sehnsucht nach den herrlichen Fluthen am Rheine war endlich gestillt, aber sein altes Weh erwachte auch wieder, als die Zinnen der Stadt mit ihren vielen und mannichfachen Thürmen und Thürmchen vor seinem Blick auftauchten. Das war die Stätte, wo seine Wiege stand, der Ort, dem seine Jugendträume angehörten, die Stadt, in welcher das Herz seines Herzens schlug. Doch sie hatte sich, die Metropole am Rhein, von ihm gewendet, raubte ihm seinen Ruf und seine Liebe und stieß ihn fort in die ferne, weite Welt hinaus. Sein altes Weh hatte das Haupt wieder erhoben und preßte das Herz des Jünglings krampfhaft zusammen, als er das Haus seiner Mutter betrat, wo sonst Glück und Friede ihre schöne Wohnstätte aufgeschlagen hatten.

Wie erschrack er, als ihm hier nur fremde Menschen, die auch ihn nicht kannten, entgegen traten. Sollte die Mutter der Gram getödtet haben? Wie

froh schlug daher sein Herz, als man ihm mittheilte, die Wittwe Berndorf habe das Haus vermiethet und eine Wohnung vor der Stadt bezogen. Kaum hatte er das Nähere erfahren, da bestieg er einen Fiaker und fuhr im Fluge zum Eigelsteiner Thor hinaus. Eine Viertelstunde später tauchte vor seinem Blick ein niedliches, von duftenden Bäumen umgebenes Landhaus auf. Die Fenster waren dicht mit exotischen Pflanzen besetzt und ein Kanarienvogel und Hänfling sangen ihre lustigen Weisen in den herrlichen Morgen hinaus.

Die Thür öffnete sich. Wer aber könnte seine Bestürzung schildern, als ihm nicht die, welche er suchte, sondern die, welche er zu meiden strebte, — Pauline — gegenüberstand! Sprachlos und verwirrt schaute er in die schönen, aber etwas gebleich- Züge der einst so Heißgeliebten, und nachdem er sich erholt hatte, stammelte er: „Entschuldigen Sie, ich suchte meine Mutter."

Doch diese war schon da und lag im nächsten Moment an seinem Busen und schaute mit Entzücken in das etwas gebräunte Antlitz ihres wiedergefundenen Sohnes.

Dann erfuhr Fritz, daß sein Ruf nicht mehr geächtet, daß Nikolaus der Untersuchung, sich die Funktionen eines Geistlichen bei dem verewigten Kassirer angemaßt zu haben, durch die Flucht entzog, und daß Pauline schon seit Jahren ihren Verdacht gegen den Jüngling ihrer Liebe bereute, die Mutter desselben zu sich genommen und ihr eine liebende Tochter gewesen sey.

Einen Monat später war es sehr lebhaft in dem schönen Landhaus bei Köln. Der Onkel war auch zugegen und meinte, als die Rede auf Nikolaus kam, daß er sich besser auf das Lotteriespiel verstehe, als auf das Studium der Menschenkenntniß, weil er sonst jenen Menschen nie so lebhaft seiner Nichte als Bräutigam empfohlen haben würde, er freue sich aber, daß Pauline sich so sehr gegen jene Verbindung gesträubt habe und daß die Geschichte überhaupt in die gegenwärtige Hochzeit ausgelaufen sey.

Tante Lisbeth war indeß der Ansicht, die Kenntnisse des Bruders in der Lotterie müßten doch so gründlich nicht seyn, weil er in den letzten vier Jahren ein bedeutendes Geschäft in Nieten gemacht habe, auch wünsche sie, daß während der Mahlzeit kein Lotterie-Einnehmer eintrete, es wäre schade um das schöne Porzellan auf dem Tische.

Dieser Anspielung hatte die Alte es zuzuschreiben, daß Berndorf umständlich die Geschichte mit der Kaffeekanne erzählte, daß er ferner behauptete, seine sonst so harmlose Schwester habe an dem Glückstage der Nichte aus Neid und Bosheit einen mißlungenen Mordanschlag auf die arme Adele, die jetzt am Fenster Festmusik spinne, ausgeführt.

Das Brautpaar war glücklich und selig, wie stets da, wo der Verbindung Stürme voranzogen. Pauline und Fritz waren in sich versunken und schwelgten in dem Glück, das ihnen die Phantasie an dem himmelblauen Horizonte ihre Zukunft vorzauberte.

Als der Onkel den Namen Nikolaus aussprach und den Wunsch, zu erfahren, wo der Betrüger wohl jetzt weilen möge, wurde Fritz aufmerksam auf die Unterhaltung und theilte mit, daß zu New-York unter den vielen deutschen Einwanderern, die als Bettler den Hafen förmlich belagern, ihn ein Mann um ein Almosen bat, den er unbedingt für den Entflohenen gehalten haben würde, wenn derselbe nicht eine große, rothe Narbe auf der Stirne gehabt hätte.

„Das ist er gewesen!" rief der Onkel, „denn als er vor seiner Flucht mit einem Polizei-Sergeanten rang, machte dieser Gebrauch von seiner Waffe und verwundete ihn am Kopfe."

Die kaukasischen Alpen und ihr Volk.

(Fortsetzung.)

Wahrlich, ein entzückender Anblick — diese schlanken Ritter des Kaukasus in reichem Waffenschmuck mit der stolzen kecken Haltung; und wie stechen sie ab gegen die plumpen Kosaken! Es sprach aus den Zügen dieser Bergbewohner ein volles Bewußtseyn ihrer Ueberlegenheit, eine hochmüthige Geringschätzung des niedrigern Volks, unter dem sie wandelten. Zwei Dinge haben alle Tscherkessen mit einander gemein: den behenden, leichten, fast schwebenden Gang und die stolze Haltung des Helden, die ihnen, den freien Söhnen des Gebirgs, den kriechenden Russen gegenüber, so gut ansteht. Als ich mit der russischen Post durch die Kubansteppen fuhr, begegnete ich bald tscherkessischen Reitern, bald Kosaken; beide tragen in dem vom russischen Schwert unterworfenen Distrikt am Kuban die gleiche Tracht, die gleiche Bewaffnung, und selbst unter den Linienkosaken findet man jetzt häufig tscherkessische Gesichter. Aber den ächten Tscherkessen erkannte ich immer schon in ziemlicher Entfernung an seiner stolzen Haltung. Die schwarzen Augen unter der zottigen Mütze funkelten mich immer finster und feindlich an, und seine Hand bewegte sich nie zum Gruße, während der von der Knute gezähmte Kosak, schon dreißig Schritte vor dem Wagen die Mütze abnehmend, mich und meine Eskorte demüthig grüßte.

Die beiden Volksstämme, die Tscherkessen und Tschetschenzen, deren Wohnsitze sich auf einem Areal von kaum 1200 Geviertmeilen erstrecken, zählen, mit Inbegriff der Kabarden und Abasakstämme, welche einen Dialekt der Adighesprache sprechen, 600,000, höchstens 700,000 Seelen, also kaum so viel als ein deutsches Großherzogthum, und dieses Häuflein, das höchstens 50,000 streitbare Männer zählt, hält Rußlands Heere seit 2 Dezennien im Schach, und hat sich den Ruhm der Unüberwindlichkeit erworben! 400,000 Russen wurden in den Schluchten des Kaukasus erschlagen, oder sind in den tausend Gefechten am Fuße des Kaukasus oder in den erstürmten Vesten gefallen, und noch ist Rußland in dem Unterjochungswerke nicht weiter gekommen, als im ersten Jahre. Die Russen führen Bevölkerungslisten über jeden Stamm, jeden Clan. Durch ihre zahlreichen Spione haben sie sich von der Lage und Größe der verschiedenen Wohnplätze (Auls, Dörfer im Gebirge), ziemlich genaue Kunde verschafft, besonders in jenen Gegenden, wo russische Festungen in der Nähe liegen. Der Britte Longworth, der mit Bell ein Jahr unter den Tscherkessen sich aufgehalten, schätzte zwar die tscherkessische Bevölkerung auf eine Million; aber die Wahrheit erreicht diese Ziffer bei Weitem nicht. Wären die Tscherkessen wie die Tschetschenzen unter einem Oberhaupte vereinigt, so würde es ihnen nicht schwer fallen, Heere von 10,000 bis 20,000 Krieger auf einem bestimmten Punkte zu versammeln, und am Kuban sich den Russen durch Ueberfälle noch furchtbarer zu machen. Kein Punkt des Landes der tschernomorzkischen Kosaken von Taman bis Ustlabinska wäre stark genug, dem ungestümen Ueberfall einer solchen Zahl zu widerstehen, und selbst die Kosakenhauptstadt Jekaderinodar könnte der Plünderung unmöglich entgehen. Aber die Zerrissenheit des tscherkessischen Volks, welches, neben der aristokratischen Einrichtung seiner gesellschaftlichen Zustände als Staat, eine Art Förderativrepublik mit ganz demokratischem Geiste bildet, steht größeren Kriegsoperationen im Wege. Es fehlt den Tscherkessenstämmen die Schnellkraft einer Diktatur, welche durch den begeisternden Nachdruck der Freiheit unterstützt, bei der physischen Stärke, der Kriegslust und Tapferkeit dieser Kaukasier den Russen äußerst gefährlich werden könnte. Bis jetzt gelang es den Tscherkessen nie, über 4000 bis 5000 Mann auf einen Punkt zum Angriff oder zur Vertheidigung zu vereinigen. Gewöhnlich werden die Reiterüberfälle am Kuban mit 2000 bis 3000 Mann ausgeführt, welche bloß für die Dauer ihrer kriegerischen Unternehmung einem gewählten Anführer gehorchen. Diese Zahl ist nicht hinreichend, um die Russen im offenen Felde zu schlagen, denn die Lärmsignale der Kosaken bringen in sehr kurzer Zeit stets eine noch viel größere Reiterzahl auf die Beine, welche östers den Rückzug der Tscherkessen gefährdet. Die Unternehmungen der Tscherkessen am Kuban und am schwarzen Meere hatten daher oft sehr glänzende, aber niemals große und beständige Erfolge. Sie beschränkten sich auf Ueberfall und Plünderung und die Erstürmung von Gränzfesten und Krepostén, die sie aber bald wieder räumten, ohne sich die Mühe zu geben, die Schanzen zu zerstören.

Selten haben die Tscherkessen so gewaltige und gelungene Unternehmungen ausgeführt wie die Tschetschenzen unter Chasi-Mullah und jetzt unter ihrem Oberhaupt Schamyl. Bei den Versammlungen der tscherkessischen Edelleute, welchen die Engländer Bell, Longworth und Keith beiwohnten, wurde die Frage, ob eine Vereinigung des tscherkessischen Volks unter einem Häuptling vortheilhaft und ausführbar sey, öfters besprochen. Den Engländern, welche den Widerstand der Tscherkessen gegen die Russen auf alle Weise anzufeuern und zu heben suchten, wurde, wenn sie dem Volke ein gemeinschaftliches Oberhaupt anempfahlen, gewöhnlich geantwortet: „Seht, die Georgier haben ein Oberhaupt, ebenso die Abchasen, die Mingrelier und Imerethiner, jetzt sind sie den Russen unterthänig. Wir Adighe, obwohl von jeher zerspalten und uneinig, haben unsere Unabhängigkeit bewahrt.“ Die Schlußfolgerung der Tscherkessen war aber nicht richtig, denn gewiß nicht der Umstand, daß die Georgier oder Mingrelier einem Oberhaupte gehorchten, hat sie unter das russische Scepter gebeugt. Nie besaßen diese Völker so große Widerstandskräfte wie die Tscherkessen durch die Natur ihres Landes und den kriegerischen Geist seiner Bewohner.

Es existiren gegenwärtig nur drei tscherkessische Fürsten, sogenannte Pschis: Pschimaf Bey, Fürst von Semez, Selim Bey, Fürst von Wana und Sefir Bey, der seit Jahren in der Türkei sich aufhält. Die Voreltern dieser Pschis hatten eine bedeutende Macht im Lande, welche aber seit langer Zeit durch die Verbreitung des Muhamedanismus gesunken ist, und jetzt einzig nur in der äußeren Ehrerbietung besteht, die man diesen Fürsten und ihren Verwandten, z. B. bei Gastmählern, beweist. Nur Sefir Bey hat noch bedeutenden Einfluß, und sein Rath und sein Beispiel ist beständig von großer Wirkung. Sefir stand bei dem Sultan Mahmud in Gunst und suchte diesen Herrscher zu bewegen, das Volk nicht ganz zu verlassen, welches den Großherrn früher, wenigstens dem Namen nach, als seinen Herrn angesehen hatte.

(Schluß folgt.)

Der fünfjährige Dragoner.

Es ist bekannt, auf welche Weise der Enthusiasmus für Napoleon I. in der Armee herrschte. Er erstreckte sich indeß nicht bloß über die Erwachsenen, sondern dehnte sich auch auf die Kinder aus, denen er durch ihre Väter schon in dem zartesten Alter eingeimpft wurde. Hier ein Beispiel davon.

Es war sechs Uhr Morgens; das in Troyes garnisonirende 15. Dragonerregiment war auf dem Marktplatze aufgestellt und erwartete den Befehl zum Ausbruch, um vor dem Kaiser die Revue zu passiren. Neben den in Reih und Glied haltenden Dragonern bemerkte man einen kleinen, schönen, blonden Knaben in der grünen Uniform mit rosenrothen Rabatten und Aufschlägen des Regiments. Der Knabe ritt ein kleines Pferdchen und brüstete sich nicht wenig an der Seite des Obersten, der sein Vater war und Napoleon vor seinem Ausbruch zur Armee seinen Sohn vorstellen wollte.

„Halte Dich gerade, Junge; den Säbel an die Schulter gedrückt; die Zügel ordentlich in den Händen gehalten! — Du sollst den Kaiser sehen!“

Der Parademarsch wurde geblasen; Napoleon erschien. Er war gekommen, um über die Trümmer der großen Armee Revue zu halten, die der Schrecken der Welt gewesen war und in den Gräbern des Nordens beinahe vernichtet wurde. Die schöne Haltung des 15. Dragonerregiments machte, daß seine Augen vor Freude blitzten; es erwachte in ihm ein Erinnerung an seine Tage der Eroberungen. „Achtung! die Reihen geöffnet,“ ertönte das Kommando. Der Kaiser durchritt sie, richtete an die einzelnen Reiter seine elektrisirenden Worte und der Ruf: „es lebe der Kaiser!“ brach aus wie gewöhnlich. Unter die tiefen männlichen Stimmen mischte sich ein heller, feiner Ton; verwundert blickte Napoleon sich um und gewahrte den kleinen Dragoner.

„Oho,“ sagte er lächelnd, „ein neuer Soldat! Woher kommt er uns?“

„Sire, es ist mein Sohn,“ entgegnete der Oberst, „er kam, um Ihnen für das Glück seines Vaters zu danken.“

„Es lebe der Kaiser!“ rief der kleine Rekrut; „Tod den Preußen, den Russen, den Engländern!! Es lebe der Kaiser und das 17. Dragonerregiment!“

„Wäre er zehn Jahre älter, so hätte er den Feldzug mitmachen können,“ sagte Napoleon, „aber in 15 Jahren erwarten wir ihn. Oberst, schicken Sie Ihren kleinen Unterlieutenant nach St. Cyr; Berthier wird Ihnen sein Patent übersenden.“

Am nächsten Tage umarmte den Knaben zum Abschied seine Mutter und brach freudigen Muthes nach der Militärschule auf. Hier empfing und bewahrte er den Namen des fünfjährigen Dragoners. Auf solche Weise wurde die Pflanzschule der napoleonischen Armee gebildet.

Mannigfaltigkeiten.

[Dankbarkeit einer Gans.] Vor 11 bis 12 Jahren brütete eine Henne 7 Gänslein aus den Eiern. Nach 8 Tagen lebte davon nur noch eines. Dieses wurde der kleinen Margareth, einem ungemein lebhaften Nachbarskinde, welches täglich in meine Wohnung gelaufen kam, geschenkt. Die Freude des Kindes an diesem gelben Thierchen war eben keine kleine. Bald konnte man von Beiden keines ohne das Andere sehen. Sie spielten so zu sagen in den mehrsten Stunden des Tages zusammen. Jetzt hob Margareth das Gänschen in ein größeres mit Wasser gefülltes Gefäß hinein und schaute ihm, mit ihm redend, beim lustigen Schwimmen zu. Bald hob sie ihren Liebling wieder sachte heraus, und lief ihm zur nahen Wiese voran. Nie ließ sie es demselben an Futter fehlen, und das ging so fort, bis die schneeweiß befiederte Gans ausgewachsen war. Da kam die immer regsame Margareth an einem Septembertage einem kleinen Feuer, das ein 5jähriger Bruder auf freiem Felde unterhalten hatte, zu nahe, das Kleidchen fing zu brennen an, und ehe noch eine helfende Hand der schrecklichen Gefahr steuern konnte, war der Unterleib des lieben Kindes bis zur Magengegend leider nur Eine Brandwunde, an welcher es in den Armen seiner lieben Mutter zu sterben begehrte und nach 24 Stunden auch gestorben ist. Die Leiche des Kindes wurde vom Hause seiner Eltern weg unter Begleitung vieler Theilnehmenden in den Kirchhof gebracht. Den Letztern gesellte sich aber auch wider alles Erwarten die Gans bei. Sie kam wirklich mit in den Friedhof, ließ sich durchaus nicht zurücktreiben, sondern nur zurücktragen. Jn übriger Zeit des Tages dachte wohl Niemand wieder an dieselbe. Erst spät Abends suchte sie ein Bruder der Verstorbenen und fand sie zuletzt noch mitten auf dem Grabehügel der lieben Margareth, von wo er sie nach Hause trug. Des folgenden Tages war die Gans verschwunden.

Eine Mme. Viardot hat das Original-Manuskript der Partitur des „Don Juan“, das von Mozart's eigener Hand geschrieben ist und in London feilgeboten wurde, für 5000 Fr. gekauft.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei **Lisette Wailandt** in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 198 Montag, 20. August 1855.

Unter dem Kirschbaum.

Aus dem Dänischen übersetzt von P. J. Lorenzen.

1.

Welches jugendliche Herz hat nicht den Zauber empfunden, den ein lieblicher Juli-Monat, wenn die reife Frucht des Kirschbaums zum Genuß einladet, hervorruft!

Zwischen dem frischen Grün hängen die saftigen rothen Beerchen, und Tausende von Blumen verwandeln unsern grasfrischen Norden in ein Paradies des Südens.

Der Garten des Herrn Justizraths Selmer stößt an den Thiergarten zu Jägersborg, reicht indeß nicht bis zu den meistbesuchten Plätzen dieser herrlichen Gegend hinan. Aber dieser Fleck hier ist so romantisch, daß man es vergißt, sich auf einer flachen Ebene zu befinden, indem die hohen Abhänge und die üppige Vegetation, die uralten Tannen und Fichtenbäume, die sich zwischen den grünen Buchen schlank erheben, derselben einen Anstrich aus der Schweiz verleihen.

Es sind schon Jahre her, als ich eine meiner gewöhnlichen Fußtouren in diese Gegend unternahm.

Meine Absicht ging dahin, dem Herrn Justizrath, der zugleich mein Vorgesetzter war, eine Visite zu machen, um so mehr, da ich gerade auch Geschäfte mit ihm abzumachen hatte und schon mehrmals zu einem Besuche von ihm eingeladen war.

In stille Betrachtung versunken, verließ ich den gewöhnlichen Landweg und bog in einen schmalen Waldsteg ein.

Es war ein freundlicher, schöner Abend, und aus der Ferne erscholl Musik und Lärm, womit die große Menge, die sich auf dem Hügel, dem gewöhnlichen Belustigungsplatz, versammelt hatte, sich unterhielt.

Ich befand mich an diesem Abende außerordentlich wohl; es war mir, als wenn eine mir bisher unbekannte Empfindung mein ganzes Wesen durchströmte, und mein Herz erhob sich in dankbaren Gefühlen zu Gott, der mir, wie es mir schien, schon hier einen Vorgeschmack seiner ewigen Seligkeit gab.

Jeder Gegenstand, der sich meinem Auge darbot, erschien mir jetzt groß und bewunderungswürdig, und selbst da, wo Gottes Allmacht sich in dem kleinsten Geschöpf offenbarte, in der unbedeutendsten Blume, stimmte sich meine Seele zur Andacht und Anbetung. Ich stand einige Augenblicke still und sah mich in der weiten großen Wölbung, die mich überschattete, um: die Vögel zwitscherten über meinem Haupte und flatterten lustig von Zweig zu Zweig — diese beflügelten Sänger schienen keine Sorge und Entbehrung zu kennen; die Blumen tauchten zu meinen Füßen aus dem hohen Grase auf, und von einigen „Vergißmeinnichten", die hier und da umher standen, pflückte ich eins ab, worauf ich mich, während ich mein Lieblingslied summte, dem Ziel meiner Reise näherte.

Ich war jetzt am Saume des Waldes, und unterhalb des Waldabhanges lag vor mir der Garten des Justizraths. Um aber zum Eingang dieses Besitzes zu gelangen, muß man noch eine ziemliche Strecke an dem Gitter entlang gehen, das den Garten vom Walde trennt.

Hinter einigen hohen Linden, an denen ich vorüber kam, hörte ich ein Gespräch, gemischt mit Scherz und Lachen, und durch eine Oeffnung zwischen den Bäumen hindurch sah ich zwei junge Mädchen, achtzehn bis neunzehn Jahre alt, in einer Laube sitzen, welche von einem Kirschbaum überschattet war, dessen reife Früchte von ihnen abgepflückt und in einen Korb gesammelt wurden.

Beim Erblicken der beiden jugendlichen Wesen, die mitten in der blühenden Natur so unschuldig und rein da standen wie zwei von deren schönsten Blumen, blieb ich unwillkürlich stehen, und ihre gutmüthige, ausgelassene Munterkeit schien es zu bekräftigen, daß das ganze Leben eine ewige Jugend sey, so wie auch vergessen zu lassen, daß auf den Frühling ein Winter folgt.

Sie waren gleichen Alters; die Eine war weiß gekleidet und etwas voller in ihren Formen, außerdem blühte sie von Gesundheit — die Andere war schwarz gekleidet, schlank, aber mit einem feinen, bleichen Antlitz, um welches reiche, dunkle Locken wallten, und in dem schwarzen Auge, aus dem

Herzensgüte und Unschuld leuchteten, ruhte eine geheime Schwermuth, die ihre gegenwärtige muntere Stimmung noch liebenswürdiger machte.

Es war keine Neugierde, die meinen Fuß fesselte; nicht um ihr Gespräch, das durchaus kein Geheimniß enthielt, zu belauschen, blieb ich stehen, sondern ein mir unbegreifliches Sehnen hielt meinen Fuß auf dem Flecke fest; und da ich, wie vorher bemerkt, mich in der glücklichsten Stimmung von der Welt befand, erhöhte sich meine Freude in dem Anschauen der beiden gleichgestimmten Wesen, die in dem reichen Heiligthum der Natur ein Freudenfest feierten, mehr und mehr.

„Höre, Jenny,“ sagte das weiß gekleidete Mädchen, „Du magst glauben, daß wir Kirschen genug haben, ich bin außerdem auch von den Aufspringen ermüdet; sollen wir uns nicht setzen und von unserer Ernte etwas genießen, ehe wir hinauf gehen?“

„Wie du willst,“ antwortete die Angeredete „ich bin indeß nicht müde, ich könnte dem ganzen Garten gern zwanzigmal umtanzen; setze Du Dich aber nur, gute Anna, und iß so viel Du willst.“

Beide Mädchen setzten sich auf die Gartenbank, mit dem Rücken gegen das Gitter.

„Höre, Jenny,“ fuhr Anna fort, „erinnerst Du dich noch des alten Spieles von unserer Schulzeit her, Kirchensteine in die Höhe zu schnellen? Wie amüsirte uns das oft, obgleich ich einmal keinen Dank davon hatte, als unserm französischen Lehrer ein Stein auf die Nase traf.“

„Ja, Du warst immer so ausgelassen, Anna! — Nun aber mußt Du Deine Schulwildheit ablegen und gesetzt werden.

„O, Du bist eine herrliche Bußpredigerin, liebe Jenny; aber ich werde mich bessern, mein süßes Mädchen, das magst Du glauben!“

Beide Mädchen lachten.

(Fortsetzung folgt.)

Die kaukasischen Alpen und ihr Volk.

(Schluß.)

Durch die Schritte des russischen Gesandten ist der tscherkessische Fürst aus Konstantinopel verwiesen worden und hält sich seitdem in Adrianopel auf. Sefir Bey wollte in seine Heimath nicht zurückkehren, so lange er noch ein Fünkchen Hoffnung hatte, daß eine große europäische Seemacht den Tscherkessen Beistand leisten werde; seine Hoffnung ist in Erfüllung gegangen und Sefir Bey organisirt in diesem Augenblick, von der Pforte mit Waffen, Pulver und Geld unterstützt, seine Landsleute zum entscheidenden letzten Kampfe gegen den fremden Unterdrücker. Die fürstliche Macht in Tscherkessien ist im Uebrigen sehr beschränkt. Sie wird von den Works (von den Türken und Russen Uoden genannt) oder Edelleuten, deren es viele Tausende gibt, im Zaume gehalten. Unter ihnen befinden sich die tapfersten und geachtetsten Anführer im Kriege, wie die noch jetzt lebenden Mansur, Schamuz und Dschimbulat, deren Heldenthaten die tscherkessischen Barden besingen. Die dritte Klasse der tscherkessischen Gesellschaft bilden die Freigelassenen, von Fürsten und Works Tschokotils, genannt, welche in Kriegsdiensten ihren ehemaligen Herren untergeben bleiben. Die vierte Klasse, jetzt die zahlreichste, bilden die Pschilt oder Leibeigenen, welche durch russische Ueberläufer und Gefangene fortwährenden Zuwachs erhalten. Die Pschilt haben dem Edelmanne gewisse Abgaben zu geben und ziehen für ihn und mit ihm in den Kampf, genießen aber im Uebrigen fast dieselben Freiheiten wie die anderen Klassen.

Die Auls (Dörfer) der Tscherkessen bestehen aus kleinen steinernen Häusern, die, gewöhnlich amphitheatralisch gruppirt, auf den Abhängen des Gebirges stehen. Alle diese Auls haben rohe Befestigungen; ein höher als die übrigen Wohnungen gebautes massives Haus des Vorstehers dient zugleich als Zitadelle, in welche sich die Vertheidiger, wenn die aus Pfahlwerk bestehenden Umzäunungen vom Feinde durchbrochen sind, kämpfend zurückziehen. Da bei jeder russischen Expedition das Eigenthum der Bewohner in Gefahr ist, so vertheidigen die Tscherkessen mit großer Energie die Eingänge zu ihren Auls. Die Bewohner des Atlas haben in dieser Hinsicht gegen die Franzosen einen leichteren Stand als die Kaukasusbewohner gegen die Russen. Die Dörfer der Kabylen bestehen aus elenden Strohhütten, welche von den Bewohnern leichten Sinnes verlassen und den Flammen geopfert werden, während der Tscherkesse sein steinernes Haus, dessen er in einem rauheren Klima bedarf, nur in der äußersten Noth im Stiche läßt. Die Expeditionen der Russen im Kaukasus sind daher immer viel blutiger, als die der Franzosen im Atlas.

Der Kaukasus stellt dem von Norden andringenden Eroberer drei natürliche Hemmnisse entgegen; die Sümpfe in dem aufgeschlempten Steppenlande am Kuban und Terek; die unermeßlichen dichten Urwälder von riesigen Buchen, Eichen, Eschen, Ahornbäumen, die alle Höhen und Schluchten der aus der Ebene aufsteigenden Voralpenketten bedecken, — und die hohe Alpenkette, die, den Hauptkamm des Gebirges bildend, baumlos mit ihren ewigen Eiskolossen das höchste Bollwerk, das letzte Asyl der freien Bergvölker bildet.

Die Tscherkessen sind ein armes Volk, und diese Armuth wird immer mehr zunehmen, je schwieriger

die Kommunikationen mit der türkisch-asiatischen Küste werden. Was in der Zeit, da sich der Sultan noch für den Oberherrn des Kaukasus hielt, aus dem Tscherkessenlande außer den Mädchen für die Harems kam, etwas Wolle, Häute, Talg, Wachs und Honig, war nicht der Rede werth. Fast noch unbedeutender war die Einfuhr. Die Tscherkessen kaufen nur Tabak, Salz und Kriegsmunition. Bei wenigen Bedürfnissen genügen diesen freien Menschen die spärlichen Erzeugnisse ihres Landes.

In religiösen Dingen ist der Tscherkessen indifferent und keineswegs ein eifriger Anhänger des Islam. Wäre bei ihm der Fanatismus wie bei den Kabylen in Afrika, wäre er den Russen weit furchtbarer. Gleich anderen unkultivirten Völkern hat er Haß gegen Fremde, unerbitterliche Härte gegen den Feind, Eifersucht gegen den Nachbar und Freund, unersättliche Habgierde, Mißtrauen, Verstellungskunst und Rachsucht gegen Alle; aber auch Anhänglichkeit an das Stammland und die Sitten der Ahnen, liebevolle Achtung für seine Väter und Greise, Gastfreundschaft, energischen Freiheitssinn. Vor den Gegnern der Franzosen, den Kabylen und Arabern des Atlasgebirges, haben die Tscherkessen die größere Tapferkeit, die Treue des gegebenen Wortes und Keuschheit voraus. Mit den afrikanischen Barbaren theilen sie aber Geldgier, welche den Russen das Mittel gewährt, Spione in Menge zu erkaufen.

Was persönliche Tapferkeit und Geschicklichkeit in Führung der Waffen betrifft, ist der Tscherkesse dem Russen unbestreitbar weit überlegen. Ihn durchdringt eine glühende Begeisterung für die Freiheit und Unabhängigkeit, die natürlich dem gemeinen russischen Soldaten gänzlich abgeht. Im Einzelkampf unterliegt der russische Tirailleur mit gefälltem Bajonnet gegen den mit gezückter Schaschka anstürmenden Tscherkessen oder Tschetschenzen allemal. Wenn fünfzig tscherkessische Reiter auf hundert tschernomorzkische oder donische Kosaken sich werfen, nehmen letztere in der Regel Reißaus.

Der russische Dichter Puschkin hat uns treffliche Schilderungen von dem Tscherkessenleben gegeben in seinen Gedichten, von denen wir eins in der Uebersetzung mittheilen.

Kein Mondesstrahl erhellt die Nacht,
Die rings die nahen Hügel deckte.
Am Eichstamm, den der Blitze Macht
Zerschmettert in den Bergstrom streckte,
Jetzt ein Tscherkeß sein Kriegsgewand,
Schild, Helm und Burka, Pfeil und Bogen
An hundertjähr'ge Wurzeln band,
Und warf sich schweigend in die Wogen.
Still ist die Nacht. Die Welle rauscht
Und trägt ihn an die Uferhügel,
Wo der Kosak bewaffnet lauscht
Dem dunkeln Streif am Wasserspiegel;
Des Feindes Waffen birgt die Nacht.
Sag' an, Kosak, was sinnst Du wieder?
Gedenkest Du der heißen Schlacht,
Des Lagers und der Kriegeslieder?
Nicht mehr — Dich täuschte nur ein Traum —
Wirst Du die freie Heimath schauen,
Den stillen Don, der Wiege Raum,
Den Kampf und Deine schönen Frauen!
— Es naht der Feind! Die Sehne schwirrt!
Er flieht zurück zum Wasserspiegel,
Und wie der Pfeil die Luft durchirrt,
Stürzt blutend der Kosak vom Hügel.

Haß aus Liebe und Liebe aus Haß.

Als Seitenstück zu der kürzlich von uns berichteten Wiener Geschicht kann folgender kürzlich vor Gericht verhandelte Vorfall aus der Kaiserstadt dienen.

In einem Hause der innern Stadt wohnt im ersten Stock eine junge, heißblütige Dame, während über derselben im zweiten Stock ein altes Mütterchen ein Kabinet zur Miethe hat. Die Neigungen der beiden Damen sind so verschieden, als es ihr Alter ist. Die Junge empfängt häufig Besuche, ist geräuschvoll, spricht und singt laut, insbesondere wenn sie auf den Pavillon tritt, dessen Perspektive in den finstern Hofraum führt. Alles das genirt die Nachbarin, deren Neigungen in allen Stücken ihrer tiefer wohnenden Nachbarin diametral entgegengesetzt sind. Eine heftige Fehde droht zu entbrennen, es fehlt nicht an wechselseitigen Neckereien; die Junge singt dann am lautesten oder läßt ihre Kleider ausklopfen, wenn die Aeltere noch oder schon schläft. Als Entgeltung wirft die Frau vom zweiten Stocke Kehricht herab, wenn die Putzwäsche der jungen Dame am Pavillon hängt. Die Beiden kennen sich nicht genau und doch nimmt jede von ihnen Aergerniß an dem, was die Andere thut. Bald entbrennt der Krieg der weißen und der rothen Rose, es ist aber noch ein bloßes Tirailleurgefecht mit Schimpf- und Drohworten, bei denen die Eine die Andere zu überbieten scheint. Ein solcher Wortkampf wurde in einer späten Abendstunde mit vieler Heftigkeit von den Pavillons geführt, als die ältere Dame, etwas gereizt, die zarteste Seite jedes weiblichen Gemüthes etwas zu unsanft und derb berührte. Die Jüngere war vor Zorn außer sich, schnell wie der Blitz eilte sie die Treppe hinauf, und ehe sich's die Andere versah, stand ihr schnaubend vor Wuth die Gegnerin gegenüber. Nun machten die beiden gepreßten Herzen sich Luft, die Damen fahren sich in die Haare, und die Jüngere, welche eine Zeit lang den Kürzeren zog, ergriff eine Flasche und schleuderte sie mit solcher Heftigkeit gegen den Kopf der

Gegnerin, daß dieselbe, blutend aus mehreren Wunden, fast bewußtlos zusammenstürzte, und die Flasche in Scherben am Boden lag. Von den Folgen ihres Jähzornes erschreckt, entfloh die Uebelthäterin in ihr Gemach und schickte ihren Dienstboten der besiegten Gegnerin zu Hülfe. Von dieser wurde sie zu Bett gebracht, ein Arzt wurde schleunig herbeigeholt, und seiner Kunst gelang es, die Anfangs drohende Gefahr zu beseitigen. Zur Ehre der Frau, die von der Heftigkeit ihres Temperaments sich zu einer bedauerungswürdigen That hinreißen ließ, die mit ihrer genossenen Erziehung und Bildung nicht minder als mit der Zartheit ihres Geschlechtes im Widerspruch steht, muß man gestehen, daß sie zur Linderung der Noth ihrer unglücklichen Nachbarin während deren Krankheit nichts unterließ, was sie bei ihrer erwiesenermaßen geringen pekuniären Kraft zu leisten vermochte. Die Beschädigte soll gewaltig gelitten haben, und bei der beredten Schilderung ihrer Leiden war die Urheberin derselben bis zu Thränen gerührt. Durch diese Theilnahme und im Angedenken der Wohlthaten, die ihr von der schönen Sünderin erwiesen waren, wurde auch die Klägerin vor Gericht zum Mitleid bewegt; ihr Mitleid ging in Versöhnung über und nach einer von beiden Seiten thränenreichen Scene gingen Klägerin und Verklagte mit den Schwüren ewiger Verträglichkeit und Freundschaft aus dem Verhörsaal.

Leider aber ließ dem Gange des unerbittlichen Gerichts sich nicht mehr Einhalt thun. Und trotz aller zarten Empfindungen wurde die cholerische Schöne außer zu einem Schmerzensgelde von 50 Fl., auf das die Gegnerin verzichtete, zu einer vierwöchentlichen Arreststrafe verurtheilt, gegen die kein Verzicht zu helfen vermochte!

Mannigfaltigkeiten.

Ein in Wiesbaden bevorstehender Assisenfall ist so denkwürdig, daß er wohl verdint, vorbemerkt zu werden. Am 2. Juli 1854 fand man einen Reisenden aus Isny im Württembergischen zwischen Hochheim und Wicker, nebst einer lebensgefährlichen Körperverletzung, beraubt. Nach monatlanger ärztlicher Behandlung, während welcher der Beraubte meist bewußtlos war, ist er wieder genesen. Das herzogl. Kriminalgericht resp. dessen Chef, Hr. Kriminalrichter Zinn, war so glücklich, den Thäter auszumitteln, obwohl Anfangs nicht die entfernteste Spur dazu vorlag. Die Requisitionen des Kriminalgerichts drangen bis nach Paris. Zufolge derselben stellte es sich heraus, daß Karl Ludwig Rastnack aus Demin bei Posen der Thäter war. Derselbe hat merkwürdige Schicksale gehabt, hatte sich in die algierische Fremdenlegion anwerben lassen und soll zuletzt vor Sebastopol gestanden haben. Zufolge des zwischen Frankreich und Nassau abgeschlossenen Staatsvertrags vom 30. Juni 1853 wurde er nun bei dem f. Ministerium zu Paris requirirt und verhaftet, ist bereits in Saarbrücken angelangt und von der dortigen betreff. Behörde aus seine stündlich zu erwartenden Ankunft im Kriminalgericht zu Wiesbaden angemeldet worden.

[Tödtungen durch Blitzesschlag.] Herr Boudin gibt in den Comptes rend. T. 39 p. 783 die Zahl der vom Blitz unmittelbar getödteten Personen in Frankreich für das Jahr 1835 auf 111, und für das Jahr 1847 auf 108 an. Rechnet man dazu die Zahl der Personen, welche erst später in Folge eines Blitzschlages starben, so dürfte sich vermuthlich die Menge bis auf 200 steigern, denn ihre Anzahl belief sich von 1835—1852 auf 1308. Nach andern Urkunden berechnen sich die Menschenopfer, welche jährlich der Wolken-Elektrizität fallen, für Belgien auf 3, für Schweden auf $9,^{64}$, für England auf 22 Personen. Mehr als 8—9 Personen sind nie auf einmal durch Blitze in jenen Ländern erschlagen worden. Man kennt dagegen einen Fall, daß in Aethiopien ein einziger Blitz 2000 Schafe tödtete.

[Ertragsfähigkeit des sächsischen Bergbaues.] Der sächsische Bergbau ist aus alter Zeit berühmt und bildet auch heute noch eine der vorzüglichsten Quellen der Volkswohlfahrt Sachsens und seines Reichthums. Im Jahre 1854 lieferten die vier Reviere des sächsischen Bergbaues zusammen einen Ertrag von 245,822 Thaler 9 Ngr. 2 Pfennige, d. h. es ist diese Summe dem Schooße der Erde entnommen und dem Nationalreichthum des Landes einverleibt worden.

Die Universität von New-York hat neulich einen Herrn Lowell Masan zum Doktor der Musik ernannt, dort der erste Fall dieser Art.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.

Druck u. Verlag bei Liselle Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 199 Dienstag, 21. August 1855.

Unter dem Kirschbaum.

(Fortsetzung.)

„Siehst Du,“ nahm Anna das Wort, „ich erreichte den höchsten Zweig des Baumes; ich glaube daß der Stein noch auf dem Blatte liegt, kannst Du mir das nach thun?“

Jenny schnellte auch einen Stein in die Höhe, aber derselbe erreichte nur einen der untersten Zweige.

„Nein, liebe Jenny, mein Brautbett wird höher, wie das Sprichwort sagt!“ und darauf klatschte Anna in die Hände wie ein glückliches Kind.

Jenny saß einen Augenblick lautlos da und stützte ihren Kopf in die Hand. Ich konnte das Antlitz des jungen Mädchens nicht sehen, bemerkte aber, daß Anna sich niederbog und ihr ein munteres Wort zuflüsterte.

Ich bog mich in die Laube hinüber, um Jenny, welche sogleich eine lebendige Theilnahme in mir erweckt hatte, ins Angesicht zu sehen, aber in demselben Augenblick hörte ich sie sagen:

„Dieser Scherz interessirt mich nicht länger, liebe Anna, ich habe ihn eigentlich nie recht leiden können. Laß uns hinauf gehen, Deine Mutter erwartet uns gewiß schon.“

In demselben Moment wollte sie sich erheben. Um daher nicht entdeckt zu werden, zog ich mich schnell zurück. Bei dieser Bewegung verlor ich indeß meine Blume, die auf Jenny's Schulter hinab fiel. Sie ergriff dieselbe und betrachtete sie verwundert, während Anna, welche dieselbe gleichfalls bemerkt hatte, in ihre gewöhnliche Munterkeit ausbrach und sagte:

„Nun, meine süße Jenny, das kann wahrlich ein Glück heißen, wenn selbst der Himmel Dir Blumen schenkt; denn nur vom Himmel kann dieselbe gekommen seyn, da auf dem Kirschbaum durchaus keine Vergißmeinnichte wachsen.“

Beide Mädchen lachten jetzt laut auf. Aber ich sah, daß Jenny meine kleine Blume in ihrem Busen verbarg, gleich einem Talisman, und darauf hüpften Beide die Allee entlang, die nach der Wohnung hinauf führte. Mir schien meine Aufgeräumtheit auf einmal verschwunden; wohl hatte sich meiner Seele kein Mißmuth bemächtigt, aber meine Gedanken vertieften sich in ein Meer von Gefühlen worüber ich mir selbst keine Rechenschaft ablegen konnte.

Betäubt stand ich da, den Blick auf die Erde gefesselt, als es mir schien, daß ich auf's Neue den Klang der Stimme dieser lieblichen beiden Wesen vernahm, und wieder schien es mir, als wenn ich zwischen den dichten Blättern hindurch ihre verschiedenen Trachten erblicken könnte — ja, so recht verschiedenartig: die Eine wie ein Engel des Lichts und der Freude, die Andere wie ein Genius der Wehmuth und Unschuld, und Beide doch in ihrer Gesinnung so Eins, was ihr ganzes Wesen, das ich nur flüchtige Augenblicke beobachten konnte, hinlänglich offenbarte.

War es ein Schwesterpaar? Ich glaubte es nicht, aber zwei Geschwisterseelen, zwei verwandte Geister waren es, dessen war ich gewiß. Doch, warum in dieser Beziehung Fragen und Zweifel laut werden lassen? Das wahre Verhältniß sollte mir ja bald klar werden, indem mein Weg mich dahin führte, wo Beide ihre Heimath hatten.

Wunderbare Macht des Gefühls! Vorher drängte mein fröhliches Herz mich mit raschen Schritten meinem Ziel entgegen, und nun war es mir, als wenn ich's nicht wagen dürfte, das Haus zu betreten, wo ich doch eines freundlichen Empfanges gewiß war. Bei genauerem Nachdenken mußte ich im Herzen über meine veränderte Seelenstimmung lächeln.

Eine Viertelstunde darauf befand ich mich in der Gartenstube des Justizraths, herzlich empfangen von dem Alten und schon in einem tiefen Gespräch mit ihm.

Seine gradsinnige, gutmüthige Frau drückte mir bei meiner Ankunft die Hand, obwohl es das Erstemal war, daß ich ihr Haus betrat. Auf einem kleinen Divan saßen die beiden Mädchen, und vor ihnen auf einem Tischchen stand ein Korb mit den Kirschen.

Es war ein angenehmes, schattiges Zimmer, in dem wir uns befanden, die Fenster standen offen

und grüne Baumzweige streckten sich zu uns herein; in einer Ecke des Zimmers stand ein Fortepiano, und Alles war hübsch und gemüthlich. Die jungen Mädchen schienen in ein Gespräch vertieft, dem ich, unverzeihlich genug, mehr Aufmerksamkeit schenkte, als der Unterhaltung mit meinem Vorgesetzten.

„Liebe Anna," begann die Hausfrau, „Du könntest dem Herrn eine Erfrischung anbieten!"

Aber Anna bog in demselben Augenblick ihr Köpfchen zum Fenster hinaus, und Jenny erhob sich schnell, mir den auf dem Tische stehenden Korb präsentirend. Sie neigte sich mit einem unbeschreiblichen Lächeln. Ich nahm nur eine einzige Kirsche, während ich das dunkle, gedankenvolle Auge betrachtete, und freute mich im Innersten meiner Seele, als ich meine Blume noch an ihrem Busen sah.

„Wir leben hier nur so für uns selbst, Herr Lind," begann der Justizrath, „aber das amüsirt uns nun gerade. Ich hasse alles Geräusch und habe die Erfahrung gemacht, daß das Glück am besten im häuslichen Kreise gedeiht; aber einen Freund oder Bekannten bei uns zu sehen, das ist uns sehr angenehm. Die Umgegend ist schön, und wer ein Auge für solche Schönheiten hat, kann sie nirgends frischer als auf diesem Fleck finden."

Ich bemerkte, daß ich seine Ansicht theile, und daß ich mich seit langer Zeit nicht so sehr von den Naturschönheiten angezogen fühle, wie eben heute.

„Wenn sie das meinen, Herr Lind, so wollen wir den Garten besehen — es ist nun schon recht kühl nach dem warmen Tage."

Ich dankte. Wir durchwanderten darauf den hübschen, ziemlich großen Garten und traten in eine herrliche Kastanienallee, die nach dem Wege hinab führte.

(Fortsetzung folgt.)

Verbot des Tabackrauchens von Seiten des Raths von Budissin vom Jahre 1651.

Es lautet also:

„Wir Bürgermeister und Rathmanne der Stadt Budissin fügen hiermit zu wissen männiglich, Demnach bei dem unseligen Kriegswesen, womit unser geliebtes Vaterland deutscher Nation so viele lange Jahre her heimgesuchet worden, nebenst allerhand eingerissenen Misbräuchen und Unordnungen auch der schädliche Gebrauch des Tabaks aufkommen und in Schwang gebracht worden, welcher aber nicht nur der Gesundheit des Menschen sehr nachtheilig, sondern auch (nebenst dem, daß demjenigen, die bei und unter dergleichen Tabaksäufern sitzen sollen, von dem garstigen Schmauch und Rauch, schändlichem Spritzeln und Auswerfen, und heftigem Niesen und Schneuzen, und was dergleichen mit Verlaub zu gedenken, Unflats mehr ist, nur allerhand Verdrießlichkeit, Unlust, Beschwer und Grauen zugezogen wird, zu geschweigen wie deren Kleidung von dessen übeln Gestank durchzogen, die Losament häßlich verunsaubert und Tisch und Bänke schädlich verunglänzet werden) sonsten allerlei Ungelegenheit, Gefahr und Schaden, wie es die Erfahrung leider an manchen Orten bezeuget, verursachet hat, und also großes Unheil davon entstanden ist, da doch dergleichen üppiges Tabaktrinken vor 30, 40 und mehr Jahren und bei unsrer Voreltern Zeiten ganz unbekannt gewesen, und sie dennoch bei dem Trunk ihre Lust und zulässige Ergötzlichkeit ohne denselben gar wol haben können, auch zu Erhaltung ihrer Gesundheit dieses unnutzbaren Mittels nicht ersten bedurft und dahero auch ohne dessen Gebrauch gesund geblieben, ja alt und grau werden können, Uns aber als ordentlicher Obrigkeit zuförderst nach dem wiedererlangten Frieden (dafür Gott dem Allerhöchsten Lob und Dank gesaget sey!) obliegen und gebüren will, was dergleichen Schändliches und Schädliches etwan eingerissen, ernstlich abzuschaffen, als gebieten und befehlen wir allen und jedem unsern Bürgern, Inwohnern, Schutzverwandten, Eingesessenen und Unterthanen, sonderlich auch denen Biereigen, Gasthaltern, Wirthen auf der Handwerker Herbergen, zugelassenen Brandweinschenken, und bei welchen etwa sonsten allhier dergleichen unnöthiges Tabaktrinken bishero in Gebrauch gewesen seyn mag, daß sie insgesammt und besonders nicht allein vor sich und die Ihrigen, sondern auch ihre einkommende Gäste, wer Der und Die auch seyn möchten, sich allhier des Tabakgebrauchs, es sey an Rauch- oder Schnupftabak, gänzlichen enthalten sollen, mit diesem ausdrücklichen Andeuten, daß der oder dieselbe, welche sich solchen Tabaks führohin wider dieses unser Verbot gebrauchen würden, Fünf Thaler verfallen, auch derjenige Wirth, bei welchem das Licht, Funken oder Kohlen und also das Feuer dazu hergegeben und aufgetragen werden wird, gleichfalls Fünf Thaler zur Strafe erlegen, und von beiden toties quoties unnachbleiblich abgefodert werden sollen, gestalt wir uns dazu einen Jedweden aller schuldigen und gehorsamen Folge und Bezeigung hierauf zuverlässig versehen. Decretum in Consessu Senatus den 18. Aprilis Anno 1651 und urkundlich mit Unserm und gemeiner Stadt Insiegel besiegelt."

Der Zitherspieler.

(Romanze. Herbst 1853.)

Der Herzog Max in Bayern, der spielt mit Meisterhand
Die Zither, wie wohl keiner im ganzen Bayernland.

Der Herzog Max in Bayern ist ein so guter Herr,
An Herzensgüte gleichen ihm Fürsten nicht viel mehr.

D'rum will ich heute singen, was in dem Alpenland
Der Herzog Max in Bayern gethan so unerkannt.

Der Herzog lebt im Sommer im Alpenlande gern,
In freier Luft der Berge, vom Hofgeräusche fern.

Der Herzog dort entfernt von sich des Hofes Pracht,
Und liebt's, umherzuwandeln, gehüllt in Bauerntracht.

Doch wenn er durch die Berge hinwandelt ohne Ziel,
Vergißt er nicht sein liebes, sein trautes Zitherspiel.

Die Zither ihn begleitet hin auf die Berge steil,
Er lagert oft sich nieder und spielet eine Weil'.

Einst setzt er sich so einsam auf einen Baumstrunk hin,
Und läßt der Zither Klänge rings durch die Berge zieh'n.

Er weckt ein süßes Echo, das von dem Felsenhang
Die Klänge wiederhallet in schönem Wiederklang.

Es ziehen rings die Klänge durch das Gebirge hin,
Und Bauern nahen lauschend den Wundermelodien.

Und als das Spiel beendet, der Herzog sich erhebt,
Die Zither an sich hängend, von Heiterkeit belebt.

Da plötzlich kommt ein Bauer heran den Felsensteg,
Ihm folgen noch sechs Andre, und tritt ihm in den Weg.

„Du — sagt er zu dem Herren, den er nicht näher kennt —
Du weißt so schön zu spielen, Potz, Himmelelement!

„Ham" darfst Dich noch nicht trollen, Du mußt jetzt mit uns geh'n,
Mußt uns im Wirthshaus spielen, daß wir im Tanz uns dreh'n.

Zum Lohne für Dein Spielen wir zahlen gerne Dir,
So viel Du nur magst trinken nach Lust an Wein und Bier."

„Ich bin gerad' nicht durstig" — der Zitherspieler spricht, —
„Doch dort euch Eins zu spielen, will ich verweigern nicht."

Der Herzog mit den Bauern tritt in die Kneipe ein,
Der Wirth sogleich erkannte den Zitherspieler fein.

Doch dieser winkt ihm mahnend, daß er verrathe nicht,
Wer der ist, der vertraulich jetzt mit den Bauern spricht.

Der Fremdling mußte greifen in seine Zither ein,
Er schlägt die Silbersaiten zu frohen Melodei'n.

Die Bauern ob des Spieles all waren halbverrückt,
Sie jauchzten laut und sprangen, sie tanzten hochentzückt.

Und immer neue Tänze vom Herzog man begehrt,
Und willig ihr Verlangen er auch sofort gewährt.

Schon über eine Stunde schlug er die Saiten hell,
Da hebt er sich zu geben nun wieder von der Stell'.

„Laßt mich nach Hause gehen, ich habe noch so weit,
Es ist hereingebrochen schon tief die Abendzeit." —

„Ei was, — spricht drauf ein Bauer — Du spielst uns noch den Tanz
Vom Herzog Max; der schönste, der hebt die Füße ganz.

Du kriegst dafür zum Lohne dieß halbe Guldenstück,
Den Tanz vom Herzog Maxel spiel, auf, probir' Dein Glück.

Wenn Du versprichst zu kommen am Sonntag wieder her,
Dann kannst Du „ham" Dich trollen, wir hindern Dich nicht mehr."

Und er verspricht zu kommen, das halbe Guldenstück
Steckt froh er in die Tasche, kehrt drauf zum Sitz zurück.

Er spielt den schönen Walzer vom Herzog Max nun vor,
Die Bauern hochauf jauchzen und springen hoch empor.

Dann ließen sie von dannen den Zitherspieler zieh'n,
Da tritt der Wirth der Kneipe gleich zu den Bauern hin.

„Um Gotteswillen — ruft er — Ihr wart so roh und toll,
Ich weiß nicht, was ich denken von der Geschichte soll.

Wißt Ihr, wer der gewesen, bei dem Ihr wart so keck? —
Der Herzog Max war's selber." — Da starren sie vor Schreck.

„Ist's Euch nicht eingefallen, daß im Gebirg umher
Kein Mensch vermag zu spielen die Zither so wie Er?" —

Da wird's den Bauern allen um's Herz so schwer und bang;
Doch plötzlich rufet Einer: „Was zaudern wir noch lang?

„Auf, laßt ihm nach uns laufen und um Verzeihung fleh'n,
Daß Unheil nicht entstehet aus unserem Vergehen."

„Ja, ja!" — so riefen Alle so wie aus einem Mund,
Bald ist er eingeholet in einem Felsengrund.

Sie bitten um Vergebung für das, was sie gethan:
Da schauet sie der Herzog mit heitern Blicken an.

„Mehr als ich Euch bereitet der Freude, habt Ihr mir!
Am nächsten Sonntag sicher seht Ihr mich wieder hier.

Auf werd' ich Euch dann spielen, treu dem gegebenen Wort,
Die schönsten Tänze wieder in jener Kneipe dort.

Doch wenn zurück Ihr fordert das halbe Guldenstück,
So habt Ihr euch geirret, ich geb' es nicht zurück.

Das Geld werd' ich behalten, es gilt bei mir so Viel,
Das erste, das verdiente, durch meiner Zither Spiel." —

Der Herzog Max in Bayern ist ein so guter Herr,
An Herzensgüte gleichen ihm Fürsten nicht viel mehr.

Drum hab' ich heut' gesungen, was that so unerkannt
Der Herzog Max in Bayern dort in dem Alpenland.

Julius Kullor.

Mannigfaltigkeiten.

** Am 18. August Vormittags fand auf dem Kreis- und Stadtgerichte zu Würzburg eine interes-

sante Verhandlung statt, nämlich eine Geisterbeschwörungsgeschichte. Auf der Anklagebank saß Katharina Storch, 43 Jahre alt, ledige Taglöhnerin von Wertheim. Die Angeklagte, schon mehrmals in Wertheim, Aschaffenburg und Marktheidenfeld wegen Diebstahls, Erpressung, Betrugs, polizeilich bestraft, und sehr unmoralisch lebend, indem diese 7 uneheliche lebendige Kinder hat, scheint — um die Worte des Staatsanwalts zu gebrauchen — das Kartenschlagen als Handwerk zu treiben. Im Hause des Bauern August Brönner zu Marktheidenfeld wohnte zur Miethe ein gewisser Mehling. Dieser, der Brönners Haus zu kaufen oder einzutauschen wünschte, wollte öfters auf dem Boden einen in Klopfen bestehenden Geisterspuk bemerkt haben, dem Brönner abhelfen sollte. Dieser ging zur Angeklagten nach Wertheim und ließ sich von ihr die Karten schlagen. Diese sagte ihm, es gingen zwei Geister in seinem Hause um, die sie bannen wolle. Brönner mußte ihr nun 12 kr. für das Kartenschlagen, 1 fl. 45 kr. für ihren Rath, 10 fl. 45 kr. für Opfer und Messen bezahlen und 4½ Ellen Leinwand, die Elle 10 kr. werth, bringen; dann gab sie ihm geweihtes Salz, geweihte Palmen, ließ ihn das Vater unser, das Ave Maria, die Allerheiligenlitanei beten und gab ihm ein Säckchen zum Anhängen. Dann erklärte sie, seine Magd sey ein goldnes Sonntagskind, und könne die Geister sehen. Diese schlief mit der Magd des Mehling in einer Kammer. An Kilianitag, Früh 3 Uhr, ging nun auf einmal die verschlossene Kammerthüre auf und es erschienen eine Manns- und eine Frauenperson (wahrscheinlich die Angeklagte und ihr Liebhaber) an der Schwelle und blieben dort eine halbe Stunde lang stehen. Die beiden Mägde schrieen erschreckt aus vollem Halse, und steckten sich unter die Bettdecke. Als Brönner auf das Geschrei herbeikam, sah er nichts mehr. Später kam die Angeklagte in Brönners Haus, machte Kreuze in die Ecken und warf Salz hin, gab ihm einen Zettel, mit heiligen Namen zum Anhängen, einen zum Annageln und einen, um ihn in den Stiefel zu stecken, wofür ihr Brönner noch 2 fl. zahlen mußte. Dieß der Gegenstand der Anklage. Die Angeklagte wurde wegen Verbrechens des ausgezeichneten Betrugs ersten Grades durch Mißbrauch der Religion und des Aberglaubens zu einer 1jährigen Arbeitshausstrafe und Landesverweisung nach abgebüßter Strafe verurtheilt. —

[Eine Entführungs-Geschichte.] Vor einigen Tagen erschienen in einem Kölner Gasthause ein Herr und eine Dame aus Westphalen, die sich für Mann und Frau ausgaben und sich ein Zimmer anweisen ließen, das sie während des Tages, während der folgenden Nacht und auch anderen Tages gemeinschaftlich bewohnten. Als die Fremden am zweiten Abend im Begriffe waren, sich wiederum zur Ruhe zu begeben, erschien ein Herr, der sich angelegentlich nach dem vermeintlichen Ehepaar erkundigte, und als er Auskunft erhalten hatte, dem Wirthe anfänglich sagte, die Fremde sey seine Schwester und deren Begleiter habe dieselbe entführt. Demnächst gab er sich jedoch als den rechtmäßigen Ehegatten der entführten Dame zu erkennen und suchte das Einschreiten der Polizei nach, indem er zugleich angab, daß seine Frau Unterschlagungen zu seinem Nachtheil begangen und namentlich ihm zugehörige Rentenbriefe mitgenommen habe. Der Entführer räumte wirklich ein, diese Rentenbriefe in Verwahrsam zu haben. Die Polizeibehörde verordnete sofort, daß das leichtfertige Pärchen getrennt werde, und ließ eine Wache im Gasthofe zurück, um jede fernere Zusammenkunft zu verhindern. Am folgenden Tage wandte sich der gekränkte Gatte an die Staatsbehörde, die sich jedoch nicht veranlaßt fand, wegen der von der Frau mitgenommenen Werthpapiere einzuschreiten. Der Ehemann verlangte hierauf den zwangsweisen Zurücktransport der entflohenen Frau; als ihm Seitens der Polizeibehörde bedeutet wurde, daß er hierzu erst eine richterliche Ordonnanz auszuwirken habe, zog er vor, seine Rechte unmittelbar selbst geltend zu machen, indem er seine Frau in eine Droschke hob, sich zu ihr setzte und dem Kutscher aufgab, den Weg nach dem Köln-Mindener Bahnhofe zu nehmen, was denn auch geschah.

[Journalanzeigen.] Ein Engländer hat geschichtlich-statistische Notizen über die Ankündigungen in Zeitungen von 1652 bis jetzt gesammelt. Daraus erfahren wir, was einige Londoner Geschäftsmänner jährlich für Anzeigen ausgaben: Halloway für seine Pillen 30,000 Pfd. St. (über 200,000 Thaler); Rowland und Sohn für Makassaröl 10,000 Pfd. St.; Dr. de Jonghe für Leberthran ebenfalls 10,000 Pfd. St.; Heat und Söhne für Bettzeug und Bettstellen 6000 Pfd. St. — Die größte englische Zeitung, „Times“, nimmt wöchentlich über 3000 Pfd. St. für Ankündigungen ein, in der Zeit des großen Eisenbahnschwindels aber hatte sie wöchentlich 7000 Pfd. St. Eisenbahnankündigungen.

Am 16. August wurde in Bad Ems ein Franzose sammt seiner Gattin auf Requisition der Behörde zu Hanau verhaftet und unter sicherer Eskorte abgeführt, weil derselbe dringend im Verdacht steht, der Anfertiger, wenigstens der wissentliche Verausgaber falschen Papiergeldes zu seyn.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 200 Mittwoch, 22. August 1855.

Unter dem Kirschbaum.

(Fortsetzung.)

„Sie bewohnen hier ein wirkliches Paradies," brach ich aus, „wahrhaftig, Herr Justizrath, eine glückliche Abendruhe nach einem wirkungsreichen Tage!" —

„Ja, ja!" antwortete er, „und doch wissen Sie, daß ich meine Ruhe nicht so benutze, wie ich wohl könnte; meine Geschäfte haben für mich stets etwas Heiliges, und wenn dann die Ruhe mich einladet, scheint es mir, daß ich sie nicht ganz genießen darf, so lange unerfüllte Pflichten mich rufen. Inzwischen bin ich doch sehr glücklich; meine edle gute Frau versüßt mir stets das Leben, und zu Zeiten scheint es mir, daß ich meine Jugend nochmals in der Liebe meiner Tochter durchlebe."

„Ihrer Tochter?" nahm ich das Wort, „waren nicht beide junge Damen Ihre Töchter? Das vermuthete ich."

„Nein, Freund, das schwarz gekleidete Mädchen, das kleinste von Beiden, ist nicht mein Kind, aber dessenungeachtet ist sie uns doch eben so lieb, als mein eigenes; sie ist die Tochter eines Seekapitäns, eines alten Freundes von mir, der meistens auf langen Reisen ist; sie ist meiner Anna liebste Freundin und ein edles, vortreffliches Mädchen. Das arme Kind! Sie ist schon frühzeitig durch einen Kummer heimgesucht worden, den so manches Mädchen ihres Alters erleben muß; aber Sie wissen, liebster Freund, der Kummer schlägt nicht immer alle Herzen mit gleicher Stärke, das ihrige indeß wurde hart getroffen."

Der Justizrath hielt einen Augenblick inne, während er eine Prise Tabak nahm.

„Wie", fragte ich etwas neugierig, „ein schwerer Kummer in so jungen Tagen? das ist zu beklagen! Welchen Verlust hat sie denn erlitten?"

„Sie verlor ihre Mutter vor ein paar Jahren, eine Mutter, wie solche selten gefunden wird. Falls die Welt lauter solche Mütter hätte, müßten alle Mädchen Engel seyn; denn unzweifelhaft hat die Mutter den größten Einfluß auf das Herz der Tochter; aber ist es eine böse, verderbte Mutter, da sey Gott der Erziehung gnädig! Nun, sie ist just nicht sentimental, was Sie vielleicht vermuthen, da ich Ihnen gesagt habe, daß zwei Jahre zwischen der Gegenwart und dem Tode ihrer Mutter liegen, aber ein anderer Umstand hat ihren Kummer auf's Neue zurückgerufen und den erlittenen Verlust ihrer sehr lebhaften Phantasie wieder vorgeführt, und ein gutes Kind darf ja auch niemals seine Mutter vergessen!"

„Nein, gewiß nicht!" entgegnete ich, „aber welches Geschick hat denn diese schmerzlichen Erinnerungen wieder wach gerufen?"

„Das will ich Ihnen erzählen. Jenny's Vater ist ein sehr wackerer Mann, mit Herz und Kopf auf dem rechten Fleck; aber man weiß, daß selbst der Verständigste oft mit Blindheit geschlagen ist — das ist der Fall mit ihm. Er hatte die Freuden einer glücklichen Ehe genossen und das Gefühl gehegt, eine Familie zu haben, wo ihm bei seiner Ankunft stets häusliches Glück begegne, Liebe und Ordnung die Seele des Innern sey und eine Harmonie über das Ganze verbreite, und doch bestimmte er sich in seinem vorgerückten Alter noch dazu, eine neue Ehe einzugehen mit einer Frau ohne Bildung, ohne einen einzigen Zug, der das weibliche Herz schmückt, und darüber fühlt das arme Mädchen sich höchst unglücklich. Daß diese Frau simpeler Herkunft ist, hat nichts auf sich, denn dessenungeachtet können Geist und Herz doch ihre großen Vorzüge haben; aber ein gränzenloser Hochmuth, vereint mit Bornirtheit und Lügenhaftigkeit, hat es den armen Mann gewiß schon fühlen lassen, daß er eine Nessel ergriffen hat, die bei der mindesten Berührung brennt."

„Das arme Kind, das schon so früh die Schattenseite des Lebens ertragen muß!" rief ich aus.

„Ja", fuhr der Justizrath fort, „und füge ich nun hinzu, daß ihr Vater fast nie daheim ist, und daß sie folglich kein vertrautes Herz hat, dem sie ihren Schmerz ausschütten kann, daß sie ferner Tag aus Tag ein in dieser sehr unbehaglichen Gesellschaft leben muß, wo sie bei jedem Schritt die zärt-

liche Liebe ihrer Mutter entbehrt, so ist sie gewiß doppelt zu beklagen!"

Während dieses Gesprächs waren wir an das Ende der Allee angekommen und bestiegen eine Anhöhe, von der ein Steig nach dem Wege hinunter führte. Daselbst angekommen, standen wir einige Minuten in stiller Betrachtung der herrlichen Umgegend, als der Justizrath plötzlich von einem Manne, der nach seiner Tracht und seinem Dialekt zu urtheilen, wahrscheinlich in der Nähe wohnte, auf dem Wege angeredet wurde.

„Guten Abend, Herr Nachbar!" sagte er.

Der Justizrath dankte, wandte sich zu mir und entschuldigte sich, bittend, ich möchte die andere Parthie des Gartens allein besehen, bis er wiederkäme, was bald geschehen solle, und ging darauf den Hügel hinab.

In Folge dieser Anweisung begab ich mich in einen Seitengang und vertiefte mich in Betrachtungen über das feindliche Geschick, das eines edlen, unschuldigen Mädchens jugendliches Leben also trübte.

Meines Gemüthes bemächtigte sich eine tiefe Wehmuth, und diese fand Nahrung in der blühenden Natur um mich her, die erleuchtet von der sinkenden Sonne, in einem wunderbaren Rosaschein erglänzte und so dem milden Abglanz des flüchtenden Lebens glich, der sich auf dem Antlitz frommer Sterbender lagert.

Ich fühlte Müdigkeit — ich hatte ja auch keinen Augenblick geruht, seitdem ich Kopenhagen verlassen hatte; der forcirte Marsch, der warme Sommertag, Alles ließ mich die Ruhe wünschen.

Ich war gerade im Begriff, mich auf eine Grasbank hinzustrecken, als ich in einiger Entfernung eine Laube, von blühendem Jasmin umgeben, entdeckte; ich näherte mich derselben und trat ein.

Ich setzte mich auf eine Bank. Die untergehende Sonne sandte ihre Purpurstrahlen und erleuchtete den einsamen kleinen Raum. Auf dem Tischchen lag ein Strickzeug, etwas Näherei und dergleichen, was mir anzeigte, daß die beiden jungen Mädchen daselbst gesessen und gearbeitet hatten.

Indem ich meinen Sitz einnahm, berührte meine Hand einen Gegenstand. Ich ergriff und betrachtete ihn: es war ein niedliches Stammbuch, auf dessen einer Seite die goldenen Buchstaben den Eigenthümer nannten; es stand darauf J. J.

Mit einer gewissen Ehrfurcht hielt ich es — das stille Heiligthum eines jungen Mädchens, in meiner Hand, diese Sammlung ihrer theuersten Herzens-Ergüsse und vielleicht ihrer eigenen Gedanken, in stiller Einsamkeit entsprossen.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Clemens Brentano's gesammelte Briefe von 1795 bis 1842. Zwei Bände. Frankfurt a. M. Sauerländer. 1855.

Hierüber findet sich in der Beilage Nr. 173 zur „Augsb. Postzeitung" folgende kritische Beurtheilung:

Seit Langem hat uns keine Erscheinung in der literarischen Welt so angenehm überrascht, keine hat uns so große Genüsse gebracht, als die eben erschienene Ausgabe der gesammelten Briefe unsers Dichters Clemens Brentano; denn hier tritt uns ja einmal das Bild dieses edlen Menschen in einer Vollendung, Liebenswürdigkeit und Großartigkeit vor Augen, wovon wir bisher noch kaum eine Ahnung gehabt haben. In seinen andern Schriften spricht sich vor Allem eine überreiche Phantasie aus, vor deren Blitzen und Schöpfungen wir nicht genug staunen können, in den Briefen aber finden wir den ganzen Menschen, besonders sein Herz aufgeschlossen, wir sehen den Dichter mit all' seinen Gaben und Schwächen, im Leichtsinn der Jugend, in der Verwirrung, in großer Entsagung, in Reue und Buße, und endlich sich aufzehrend in den rastlosesten Bestrebungen für das Wohl der leidenden Menschheit und für die Verherrlichung der katholischen Kirche. Es ist ein rührendes Lebensgemälde, das Clemens unter der Leitung der göttlichen Erbarmung ausgeführt und gelebt hat! Andererseits sehen wir aber in diesen Briefen auch ein halbes Jahrhundert vor uns vorübergehen, das an Bedeutsamkeit und Interesse wenige seines Gleichen hat, das in stetem Ringen und unbewußtem Drängen nach neuen, besseren Zuständen sich befand. Und da unser Dichter mit allen bedeutenderen Persönlichkeiten der Zeit in Deutschland in Verbindung kam, da er auf seinen Lebenswegen so vielen Menschen aller Richtungen begegnete, und da er wie Wenige das eigenthümliche Talent besaß, die ihm Begegnenden sogleich in ihrem innersten Wesen zu durchschauen, so läßt sich erwarten, daß wir in diesen Briefen zugleich ein treffliches Bild der Zeit, der wichtigsten Bestrebungen, Personen und Ereignisse, besonders auf religiösem Gebiete, erhalten. Daher das doppelte Interesse, das diese Briefe erwecken. Die von Freundeshand entworfene vorangeschickte Lebensbeschreibung des Seligen gibt die Kontouren seines eigenen Bildes, wozu dann die Briefe das Kolorit und die weitere Ausführung liefern. In die Biographie hätte noch eine Fülle von Sentenzen und Anekdoten aufgenommen werden können, die noch im Mund der Freunde des Dichters fortleben. Aber zur Charakteristik des Dichters genügt das Aufgenommene. Am besten schildert Clemens selbst seinen frühern Lebenslauf in

folgender Stelle seiner Briefe (II. S. 348): „Ich war früh, einfach katholischer Sitte entwöhnt, ohne Segen durch allerlei Erziehungsmethoden der Scheinwisserei und Schönfühlerei überliefert, endlich durch das Babylon des Geschmacks ohne Glauben hingeirrt, und in Norddeutschland außer der Kirche, ohne Steuer und Mast, wie Robinson auf einer Sandbank, gestrandet. Da lag ich Nachts in großen Seelenleiden auf meinem Lager und dachte die ganze wüste Schifffahrt nach der Entdeckung der neuen Welt zurück, ob denn gar kein Punkt sich finde, woher ich Rettung erschreien könnte. Da gedachte ich, daß ich als kleiner Knabe manchmal, von einer gewissen Frische erweckt, Nachts meine Mutter, die im Winter aus der Gesellschaft gekommen war, über mich gebeugt sitzen sah, die das Ave Maria und das Gebet an meinen Schutzengel über mich betete und mir das Kreuz auf die Stirn machte. — Da knüpfte ich an, und suchte die Kindergebete wieder zusammen; es war der einzige Faden, an dem ich mich gerettet habe, alles Andere hat mir nichts geholfen. Wo hatte meine gute Mutter das her? Wahrscheinlich von einer altväterlichen katholischen Kindsmagd, wie das Breneli im Gockel. Gott lohn' es ihr!"

Von den geschilderten Persönlichkeiten möchten die Bilder Sailers, Diepenbrocks, Wittmanns, Görres, seiner Brüder Franz und Anton, der Emmerich und Mörl die interessantesten seyn.

Den seligen Sailer schildert er gleich beim ersten Zusammentreffen so: „Gestern ist der große, fromme, lustige, muthwillige, zärtliche, hüpfende, fliegende, betende, Alles umarmende, alte Gottesknabe Sailer und Christian bei mir angekommen. Sailer küßte, drückte und knetete mich, wie einen alten bekannten Teig, der ihm unter den Fingern aufgegangen; wir waren sehr lustig und vertraut. (I. 298)."

Rührend ist, was Brentano über die letzten Tage des seligen Bischofs Wittmann sagte: „Wir sind jetzt hier in Regensburg in großer Betrübniß. Der hl. wunderbare Bischof Wittmann droht die Erde zu verlassen. Am letzten Freitag hörte ich noch seine erste Fastenpredigt mit lauter Stimme; am Samstag war er schon sehr krank, und wir zittern täglich vor seinem Ende; dann hat Deutschland keinen heiligen Priester mehr. Er ist wunderbar und unbegreiflich auch in seiner Todeskrankheit. Als man ihm die letzte Oelung gegeben, sprang er rasch auf, lief an seinen Betschemel und nahm aus einer Schublade Geld, um dem Meßner das Trinkgeld zu geben. Dieser wollte nichts annehmen, und der todtkranke Bischof lief ihm aufdringend bis zur Thüre nach. Ebenso that er unter verzweifelten Schmerzen Morgens 4 Uhr dem armen Jungen, der ihm die Stiefel putzt. Am Dienstag Abend erwartete er sein Ende. Melchior (Diepenbrock) und ich gingen zu ihm und knieten bei ihm am Lehnstuhle nieder, in dem er sitzt (er liegt seit 40 Jahren nie im Bett), er hatte nicht mehr sprechen können, als wir kamen, wir wollten ihn nur sehen und knieten schweigend. Er drückte demüthig Melchiors Hände und sagte mit starker Stimme: „Dank herzlichen Dank für Alles, was Sie für mich gethan. Ach, ich weiß es, Sie haben immer viel zu viel auf mich gehalten, Gott lohn' es! Es ist nichts an mir, ich bin ein alter, armer Sünder! Ich kann nichts mehr thun, aber ich vertraue auf unsern Herrn, Er wird mir barmherzig seyn, wir wollen für einander beten im Leben und im Sterben." Als ich mich ihm auf den Knieen nahte, nahm er meine Hände in die seinen und sagte: „O mein Allerliebster, o arbeiten Sie treu, arbeiten Sie treu fort für die Ehre Jesu Christi! arbeiten Sie unerschütterlich fort!" Dann segnete er mich. Es war dieses Reden zu mir um so auffallender, da er mich nur etwa zweimal gesehen und gesprochen, vor etwa sechs Wochen, wo er zu mir kam und mich bat und ermahnte, die Passionsbetrachtungen drucken zu lassen. (Bd. II. S. 279)."

Später berichtet Brentano nochmal vom seligen Wittmann: „Ueber jede Viertelstunde seines Lebens hat er, wie der genaueste Buchhalter, seit langen Jahren Rechnung geführt, und so er eine Minute verlor, glaubte er seine Seligkeit zu verlieren. Gott hatte ihm befohlen, so zu thun, darum war das stete rastlose Eilen und Arbeiten in ihm. Immer schaute er zur Erde und sprach und predigte wie ein tief trauernder, zerbrochener, weinender Mann. Auch dieß war ihm von Gott befohlen, weil die Braut Christi, die Kirche, in solchem Elend und Verderben sey." Wem schwebt bei dieser Schilderung nicht das Bild des seligen Wittmann lebendig vor Augen!

Ueber unsern Joseph Görres gibt Clemens, sein Jugendfreund, gleichfalls treffliche Notizen. Als Görres sich zur Mitarbeit am „Katholiken" entschloß, schreibt Brentano: „Wie freuen sich die beiden Redakteure Räß und Weiß, diesen feuerspeienden Berg als Artilleriedirektor für ihre Festung gewonnen zu haben!"

Doch wir können unmöglich alle Porträts hervorheben, die uns in diesen Briefen des Clemens entzückt haben. Ich will nur noch zwei Urtheile dieses scharfblickenden prophetischen Dichtergeistes anführen über zwei Zeiterscheinungen, welche so eben wieder eine traurige Bedeutung gewonnen haben, nämlich über die Cholera und die Freimaurer.

Als im Jahre 1836 die Cholera in München hauste, schrieb Brentano: „Ich denke oft, wenn ich die Münchener Choleraberichte in den Zeitungen lese, an Euch, Ihr werdet denken, da sitzt der arme Clemens darin. Mein liebster Georg! Wir sit-

Alle darin — sie wird auch zu Euch kommen, diese Krankheit ist zur Demüthigung der Wissenschaft und auch der Aerzte gesandt; sie nimmt, wie ein Todesengel, die hinweg, die Gott bezeichnet. Die Prahlerei von prophylaktischer Methode kann mehr Leute sterben machen, als heilen; denn Gott will demüthigen, jenes Prahlen aber ist hoffärtig. Ein Mittel ist bis jetzt nicht auf Erden, außer das alte Haus- und Himmelsmittel: Beten, Fasten, Almosengeben. Ich fürchte, wir erleben noch Aergeres; denn auch dieses rührt unser Herz nicht. Gott erhalte Euch muthig!"

Ueber die Freimaurer finden wir in den Briefen mehrmals scharfe Aussprüche. So sagte er S. 305: „Der Stuhl Petri ist der Freimaurer Todfeind; denn der Stuhl Petri hat bekanntlich dem Stuhle des Meisters vom Stuhle manches Bein unterschlagen." Und als einmal der Dichter auf einer Reise im Eilwagen beim Vorüberfahren vor dem Regensburger Dom von den ewig tiefsinnigen, großen Werken der Geistlichkeit sprach, welche alle Jakobinerklubs überdauern würden, sagte ihm ein mitfahrender Freund der Logen: Es gebe etwas Aelteres, als diese Dome, etwas, was sie überleben werde, nämlich die Freimaurer, welche sie gebaut und welche sie wohl auf Abbruch verkaufen könnten. Darauf entgegnete Clemens in seiner bekannten sarkastischen Manier: „Ja, diese sind freilich früher, denn der babylonische Thurmbau ist älter und die Sprachverwirrung dauert noch fort!" (II. S. 304.) Das interessanteste Urtheil des seligen Clemens über die Freimaurer steht aber in diesen Briefen nicht geschrieben und ist überhaupt noch nicht gedruckt, drum will ich es hier zum Schlusse mittheilen.

Als Brentano in der reichsten Periode seines Dichterlebens in Berlin lebte, ging er einstens durch die Straßen in Gedanken versunken. Da hörte er sich auf einmal rufen. Es war ein bekannter Buchhändler, der vor seinem Schauladen stand und ihn bat, auf ein paar Worte zu ihm einzutreten. Als dieß geschehen, rief der Buchhändler in voller Begeisterung: Herr Brentano, das ist trefflich, da ich Sie gefunden, Sie sind ein ausgezeichneter Dichter, Sie müssen mir eine Satyre auf die Freimaurer machen! Clemens schüttelte den Kopf und sagte, er wüßte nicht warum. Ja, fuhr der Kaufmann fort, sehen Sie, ich habe mich in die Loge aufnehmen lassen, um in meiner Geschäftsverlegenheit Hülfe zu finden, und wollte ein Anlehen von 3000 Thalern bei ihr machen, aber es wurde mir abgeschlagen! Das ist abscheulich, ich muß mich rächen und Sie müssen mir helfen, ich lasse Sie nicht mehr fort, bis Sie mir eine beißende Satyre verfertigt. Unser Clemens, keinen Ausweg erblickend, verlangte eine Flasche Champagner zur Anfachung poetischen Feuers und versprach im Seitenkabinet die Satyre zu schreiben. Als er dort ganz gemächlich die Flasche geleert, schrieb er auf das vorgelegte Papier bloß die Worte:

Der Unterzeichnete bezeugt, daß das erste Vernünftige, was er von den Freimaurern gehört, das war, daß sie dem Buchhändler R. die verlangten 3000 Thlr. nicht geliehen haben.

Clemens Brentano.

Damit verließ er das Zimmer und sagte dem erfreuten Kaufmann: Die Satyre ist fertig und liegt auf dem Tisch! Derselbe hat aber diese treffliche Satyre nicht drucken lassen!

Damit glauben wir das Interesse der Leser für diese Briefsammlung genügend angeregt zu haben!

Mannigfaltigkeiten.

Ein englischer Korrespondent gibt folgende Schilderung des Theaters der Zuaven bei Inkerman, welches jetzt wieder eröffnet und außerordentlich besucht wird. Das Theater ist unter freiem Himmel, von einer kleinen Steinmauer umgeben, mit amphitheatralisch geordneten Erdsitzen. Die Bühne selbst ist eine Hütte, ein wenig höher als das Parterre. Vor derselben steht ein Opferstock für die Verwundeten. Die Beleuchtung besteht aus zwei großen Papierlaternen, denen die naiv gemalten Dekores entsprechen. Eine Militär-Musikbande bildet das Orchester. Gewöhnlich zählt jede Vorstellung über 1000 Zuhörer, die sich an den Vaudevilles „La Permission à dix Heures" und „La Question d'Orient" weidlich ergötzen, laut und herzlich beim Kanonendonner lachen. Die Schauspieler sind gemeine Soldaten, die auch die Frauenrollen geben in möglichst weiten Unterröcken und süßflötender Stimme. Alles amüsirt sich aufs Beste und vergißt Strapazen und Wunden and Tod bei den munteren Refrains der Kouplets der Vaudevilles. Heute auf der Bühne, morgen ins Feuer.

Unter den Gegenständen der Pariser Ausstellung befindet sich einer, welcher bisher noch in keiner Industrie-Ausstellung prangte: ein Bienenstock unter zwei über einander stehenden, 4 Zoll von einander entfernten Glasverschlägen. Man kann alle Bewegungen des Bienenstaates genau beobachten. Die Bienen blieben geraume Zeit darin unbeweglich, seit einigen Tagen aber fliegen sie durch eine aus Glas and Zink gearbeitete, mit dem Glaskasten in Verbindung stehende Röhre, die aus dem Dache des Ausstellungs-Gebäudes führt, aus und ein. Abends sind alle Bienen daheim, bei Tage dagegen kaum der dritte Theil. Die Pariser sind ganz entzückt über dieses Schauspiel, das Vielen ganz neu ist.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 201 Donnerstag, 23. August 1855.

Unter dem Kirschbaum.

(Fortsetzung.)

Ein Blick in den Inhalt desselben zu werfen, schien mir eine Entweihung dieses Heiligthums, obwohl ich eine große Lust dazu hatte. Gerade wollte ich das Buch wieder an die Stelle legen, wo ich es gefunden hatte, als ein einzelnes Blatt herausfiel. Schnell ergriff ich dasselbe, und da der Zufall es mir in die Hände spielte, schien mir eine innere Stimme ein Recht zu geben, mich mit dessen Inhalt bekannt zu machen.

Bei'm Licht der untergehenden Sonne las ich folgende Zeilen:

„Jeder Mensch hat seinen guten Engel, und dieser offenbart sich in der Seele, wenn edle und gute Handlungen das Herz erfreuen; deßhalb ist man auch nicht verlassen, selbst wenn unsere Lieben in's Jenseits hinüber gehen; denn sind wir fromm und gut, so bleiben sie im geistigen Verein mit uns und schließen sich fest an uns an!"

Ich freute mich recht über diese religiöse Wahrheit, die mir, geschrieben von einer hübschen Damenhand, im Glanz der Abendsonne entgegen leuchtete. In der Stille mußte ich jedoch die Bemerkung machen, daß diese Zeilen keinem gewöhnlichen Weibe ihre Entstehung verdanken konnten, sondern daß sie eine höhere Bildung in dem Glauben an eine selige Verbindung mit dem Leben nach diesem, so wie eine gewisse Vertraulichkeit mit dem Tode verriethen.

So wenig ich auch Freund einer solchen Schwärmerei, besonders bei Mädchen in jüngeren Jahren bin, kam es mir doch vor, als wenn andererseits ein gewisser Ernst des Lebens der Schreiberin diese Zeilen diktirt hätte, und daß sie zugleich einen Trost und eine Beruhigung enthielten.

Wie ich das Blatt wieder in's Buch legen wollte, hörte ich Fußtritte, und da ich nun fürchtete, als ein Neugieriger ertappt zu werden, verbarg ich das Blatt schnell in meiner Tasche und trat aus der Laube hervor. Und wen sah ich nun den Gang hinab schweben, leicht wie der muntere Frühlingswind, wenn er durch die Blumen säuselt? Sie! Sie war's, die mein Herz bewunderte und belauschte — die kleine Jenny. Sie blieb stehen, wie sie mich aus der Laube hervortreten sah; aus ihren Augen strahlte in dem Augenblick eine so herzliche Fröhlichkeit, die auch nicht einen melancholischen Gedanken zurückließ; sie stand vor mir wie ein liebliches Kind, und in ihrer Hand hielt sie ein zusammengefaltetes Papier.

Sie schaute in die Laube hinein.

„Suchen Sie Etwas, mein Fräulein?" fragte ich.

„Ja, ich suchte sowohl Sie, mein Herr, als den Justizrath, ich sollte ansagen, daß Alles zum Abendessen bereit ist und dann erfahren, ob Sie hier im Garten oder oben zu speisen wünschen."

„Im Garten, mein Kind!" rief der Justizrath, der in diesem Augenblick dicht hinter uns stand, „nicht wahr, Freund, der Abend ist ja so angenehm und schön!"

Ich war natürlich ganz derselben Meinung.

„Decke unter dem Kirschbaum, liebes Kind", fuhr er fort, „aber recht bald, unser Freund hat nach seinem langen Marsch gewiß Hunger."

Ich versicherte, daß man meinetwegen nicht zu eilen brauche; aber die kleine Jenny hüpfte fort; doch rasch kehrte sie um, legte ihr Händchen auf Herrn Selmer's Arm und sagte:

„Ich bin in diesem Augenblick recht vergnügt, Herr Justizrath; denn mein Vetter hat mir vom Vater so eben einen Brief überbracht, worin mir mitgetheilt wird, daß wir ihn in acht Tagen erwarten können, und das freut mich sehr."

„Gott segne Dich, mein Kind", antwortete der Alte, „es freut mich auch, meinen alten Freund einmal wieder zu sehen!"

Und damit verschwand sie wie ein prächtiger Morgentraum.

„Ein wackeres Mädchen das!" nahm ich das Wort.

„Ja, sie ist eine gute Tochter und jedes Glückes werth!"

Wir gingen still neben einander fort; ich konnte mir inzwischen im Stillen die Bemerkung nicht versagen, daß ihre unverkennbare Freude sich vielleicht mehr auf Rechnung des Vetters, des Ueberbringers

des Briefes, schreiben ließt, als wegen der Ankunft des Vaters entstanden; doch eben so in'sgeheim mußte ich mir mein Mißtrauen gegen das kindliche Wesen vorwerfen, das sie so ungekünstelt gezeigt hatte. Ich wußte eigentlich nicht, ob ich mich an des Vetters oder an des Vaters Stelle wünschen sollte.

Eine Viertelstunde darnach saß ich an dem gedeckten Tisch unter dem Kirschbaum.

Der Justizrath, seine Frau, die beiden jungen Mädchen, der so eben angekommene Vetter und meine Wenigkeit waren die Personen, aus denen die ganze Gesellschaft bestand.

Es war ein angenehmer Abend, als ich unter diesen guten Menschen saß; munterer Scherz flog von dem Einen zum Andern, die Natur war still und feierlich, der Mond ging in der Ferne auf und ein einsamer Vogel zwitscherte auf dem Gipfel des Kirschbaums; noch jetzt, da ich diese Zeilen niederschreibe, ruft eine stille Wehmuth und Sehnsucht den Genuß dieses glücklichen Abends in meine Seele zurück.

„So verläßt Du uns also bald, kleine Jenny?" begann Frau Selmer.

„Ja, das ist auch recht schlimm", — fiel Anna ein — „Dein Vater hätte doch gerne auch noch einen Monat fortbleiben können, denke, während des allerbesten Sommermonats sollst Du uns verlassen!"

„Jenny kann ja wieder her kommen", meinte der Justizrath, „Du kannst doch auch wohl begreifen, liebe Anna, daß es ihr sehr erfreulich seyn muß, den Vater wiederzusehen, der seit vorigem Herbst weg gewesen ist!"

Jenny antwortete:

„Ja, so schwer es mir auch ist, Sie Alle hier zu verlassen, so froh bin ich doch darüber, meinen lieben Vater einmal wieder zu sehen. Gott weiß es, als ich diese Nachricht vom Vetter erhielt, hätte ich ihm gern vor Freuden um den Hals fallen mögen!"

Mir schien es, daß es mir eiskalt längs dem Rücken liefe.

„O, das hättest Du thun sollen, Jenny", nahm Anna das Wort, „das hätte gewiß köstlich ausgesehen; der süße Vetter!"

Ich blickte nach dem Vetter hinüber. Er sah vor sich hin auf den Teller, während er mechanisch sein Glas füllte. Es schien mir auch, als wenn er Etwas in den Bart brummte, was ich indeß nicht verstehen konnte.

Er war ein Mann von zwanzig und einigen Jahren, mit ziemlich scharfen Zügen, kleinen Augen und einer niedrigen Stirn; es umspielte ein seltsames Lächeln seinen Mund, das entweder ein sarkastisches Nachdenken oder auch Dummheit verrieth, genau konnte ich das nicht unterscheiden; indeß schien mir Anna's Scherz in Gegenwart eines ganz und gar Fremden doch etwas dreist und gewagt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eisenkopf.

Eine historische Erzählung von Franz Hoffmann.

Erstes Kapitel.

Die Wachtstube im Leuchtthurme.

An der westlichen Küste von Schweden, der nördlichsten Spitze Dänemarks, dem Skagenshorn, gegenüber, hart an der Einfahrt in das Kattegat, liegt auf einer Felseninsel im Meere die kleine, nur von 1200 Einwohnern belebte Stadt Marstrand, und bei derselben auf einer Anhöhe die starke Festung Karlstein mit einem Leuchtthurme, dessen helles Licht in dunkeln Nächten dem pfadlosen Schiffer vor den Klippen und Untiefen des gefahrdrohenden Ufers warnt. Schon länger als hundert Jahre leuchtete vom hohen Thurm weit in die See hinaus, trotzend den Stürmen und dem Andrange des Wogenschwalls, der in schäumender Brandung machtlos seinen Grimm an den unerschütterlichen Klippen verspritzt.

Länger auch, als hundert Jahre sind es schon her, daß eines Tages bei beginnender Dämmerung der alte Wachtmeister Richard Roos aus dem kleinen, aber von festen Quadern aufgeführten Häuschen trat, welches, unmittelbar an den Thurm gelehnt, und mit ihm durch eine Thür verbunden, ihm zur Wohnung diente. Er war der Wächter des Thurmes, und sein Geschäft bestand darin, Nachts das mächtige Kohlenfeuer auf demselben zu unterhalten, und Allarmzeichen zu geben, wenn eilige Hülfe von einem in Noth gerathenen Schiffe verlangt wurde. Manches Jahr schon hatte er diesen Posten versehen, und hoffte ihn bis an sein Lebensende zu behalten.

Als er ins Freie trat, und sich dem Rande der Klippe näherte, an deren Fuß drunten die Wogen grollten, warf er einen besorgten Blick zunächst zum Himmel empor, und dann einen zweiten auf die unruhig wallende See hinaus, die sich endlos vor seinen Augen ausbreitete, und in weitester Ferne mit dem Horizonte verschmolz. Bedenklich schüttelte er nach einer kurzen Prüfung der Wetterzeichen den grauen Kopf.

„Es steht schlimm aus dort im Nordwesten," murmelte er halblaut vor sich hin. „Die Sonne geht in rothem Dunste unter, und brauet ein Wet-

ter zusammen, das manchem armen Christen das Lebenslicht ausblasen kann. Ich will doch schauen, ob irgendwo Schiffe in Sicht sind.“

Bei diesen Worten langte er ein Fernohr aus der Tasche, schob es aus einander, und führte es an's Auge. Seine Hand zitterte nicht, während er langsam den bewaffneten Blick am Horizonte entlang gleiten ließ, und überhaupt zeigte seine hagere, aber große und kräftige Gestalt, daß die Jahre, obgleich sie in seinen ehrlichen, wetterbraunen Zügen ihre Spuren zurückgelassen hatten, doch noch nicht vermögend gewesen waren, seine Gesundheit und Rüstigkeit zu erschüttern. Stramm und fest stand er da in gerader, militärischer Haltung. Ein knapper, enganliegender, aber etwas altmodiger, dunkelblauer Uniformsrock mit blanken, kupfernen Knöpfen, so wie ein dreieckiges Hütchen, das seine grauen Locken bedeckte, deutete an, daß er in der That früher auch Soldat gewesen war. Ein dichter Schnurrbart, welcher der Zeit getrotzt, und seine glänzende Schwärze bewahrt hatte, beschattete seine Lippen, und gab ihm ein martialisches Aussehen, das aber bedeutend gemildert wurde, wenn man in seine hellen blauen Augen sah, die allerdings etwas Adlerartiges und Scharfes, zugleich aber auch etwas unbeschreiblich Kindliches und Gutmüthiges hatten. Streng und mild zugleich, war der alte Roos geliebt von Jedem, der ihn kannte. Selbst die Kinder von Marstrand fürchteten sich nicht vor seinem großen, langen Schnurrbarte, sondern liefen ihm entgegen, und streckten ihm ihre kleinen Händchen hin, wenn er dann und wann einmal in die Stadt hinunterkam, um seine kleinen Einkäufe für die Vorrathskammer zu machen; und öfter besuchten ihn auch einige ältere Knaben aus Marstrand und der Festung Karlstein, und brachten zuweilen ganze Nachmittage bei ihm zu.

Das hatte seinen sehr guten Grund. Der alte Roos war nämlich in seinen jüngern Jahren noch Soldat unter dem tapferen Könige Karl dem Zwölften gewesen, und wußte Mancherlei von dessen Heldenthaten, von seinen Kämpfen, Schlachten und Siegen, freilich aber auch von seinem hartnäckigen Sinne und mannigfachem Unglücke zu erzählen, das er sich selber durch seinen felsenstarren Eisenkopf zugezogen hatte. Der alte Mann schwärmte für seinen König, und konnte es nicht leiden, nicht einmal anhören, wenn derselbe von Andern getadelt wurde, obgleich er selber, bei aller Liebe für ihn, kein Blatt vor den Mund nahm, wenn es seine Fehler zu rügen galt, wobei er in der Regel hinzusetzte: „Ich darf es wohl sagen, ich, denn ich habe es dem Starrkopfe oft genug ins Angesicht gesagt, obwohl er Einem recht bange machen konnte, wenn er Einen so recht fest und wohl gar zornig mit seinen Heldenaugen in die Seele blickte. Und ein großer Held war er doch, das müssen ihm sogar seine bittersten Feinde lassen, wie oft er sie auch gedemüthigt und als Sieger zu seinen Füßen gesehen hat. Nur sein Eisenkopf, sein Eisenkopf! Der ist an allem nachherigen Unheil schuld. Es taugt in der Welt nichts hartnäckig zu seyn, und mit dem Kopfe durch die Wand rennen zu wollen! Merkt Euch das, Buben! Der Schädel bricht leichter als die Wand, und wenn man auch noch solchen harten, eisernen Kopf hat. Der König hat's erfahren, und endlich wohl dran glauben müssen.“

An jenem Tage indeß, von welchem wir reden, als er nämlich am Rande der Klippe stand, und mit dem Fernrohre die weite Meeresfläche durchspähte, dachte er gewiß nicht an König Karl, sondern wendete seine ganze Aufmerksamkeit einigen fernen Segeln zu, die gleich weißen Pünktchen am äußersten Saume der Nordsee auftauchten.

„Arme Bursche! Arme Bursche, Ihr werdet einen schlimmen Abend und eine noch schlimmere Nacht haben, fürchte ich,“ murmelte er in seinen Bart. „Keine halbe Stunde dauert's mehr, und der Sturm bricht los, der Euch gerade auf unsere Klippen zutreiben wird. Beim Himmel, er macht sich schon auf! Und da, da! Sie ziehen die Segel ein! Noch zu rechter Zeit will ich hoffen! Ihr scheint brave, wachsame Seeleute zu seyn, und so wünsche ich denn, Gott sey mit Euch in schwerer Stunde!“

„Ein guter Wunsch und gut gemeint, Vater Roos!“ sagte jetzt die kräftige Stimme eines hoch gewachsenen Mannes in Obristen-Uniform, welcher, begleitet von einem jungen Menschen, unbemerkt von dem Alten, näher getreten war, und die Worte desselben gehört hatte. Der Wachtmeister wendete sich rasch um, richtete sich militärisch auf, und legte die rechte Hand grüßend an seinen Dreimaster.

„Wünsche guten Abend, Herr Oberst Sparre,“ sagte er offenen, freimüthigen Tones. „Was führt Sie heute Abend noch aus der Festung herauf? Ich möchte Ihnen rathen, recht bald wieder den Rückmarsch anzutreten, denn binnen einer Viertelstunde wird's einen Sturm und Regen geben, der Sie bis auf die Haut naß macht, und Ihnen die Uniform so gründlich auswäscht und durchweicht, daß sie vielleicht gar nicht mehr zu gebrauchen seyn wird.“

„Das wäre kein großer Schade, Wachtmeister,“ erwiderte der Oberst lächelnd. „Indeß, Ihr habt Recht, und nun ich gesehen, daß wir wirklich ein böses Unwetter zu befürchten haben, so will ich mich nicht länger aufhalten, sondern meine Vorkehrungen im Hafen treffen. Glaubt Ihr ernstlich, daß jenen Schiffen in der Ferne Gefahr drohet?“

„Wenn Gott nicht mit ihnen ist, und sie nicht recht brave Kapitäns haben, allerdings, Herr Oberst!“ antwortete Roos. „Sie wissen, ich verstehe mich

ein Bischen auf's Wetter; denn ich hab' es gelernt in den zwanzig Jahren, die ich hier oben hause. Es wird eine schlimme Nacht geben, und Sie werden gut thun, die Lootsen und Fischer wach zu erhalten. Da, sehen Sie, es fallen schon die ersten Tropfen! Entweder treten Sie in meine Hütte, wo Sie geschützt sind, oder eilen Sie, daß Sie in der Festung unten Schutz finden."

(Fortsetzung folgt.)

Warum weint die Rebe?

Eifrig schnitt der Rebe lose Ranken,
Band sodann an altersmorsche Planken
Wieder sorgsam das geschnitt'ne Reis
Einst ein armer, gramgebeugter Greis.

„Weinstock! — sprach der Greis mit lautem Klagen —
„Welche Mühen, welche saure Plagen
„Kostete schon deine Pflege mir:
„Doch nur schlechter Lohn ward mir von dir!

„O! — ich möchte wahrlich mit dir schelten,
„Denn es spendet ja dein Herbst so selten
„Meiner Sorge, meinem Schweiß zu Dank
„Diesem dürren Gaumen einen Trank!

„Lächelt dann einmal der Himmelssegen
„Gold'ner Trauben hold dem Blick entgegen,
„Kauft des Reichen volle Börse dann
„Schnell den Most vom schuldbelad'nen Mann!

„Schmiedet dich in Fessel lange Jahre,
„Bis dein Saft, als hochgeschätzte Waare,
„Nur dem Reichthum noch entgegen blinkt,
„Der sogar dich achselzuckend trinkt!

„Meiner alten Hände Schwielen bluten,
„Andre schlürfen deine Feuergluthen;
„Der Gewinn — er ist des Reichthums Heil! —
„Mühen — sind der Armuth Erden-Theil!" —

Und des Greises ausgestoß'ne Schmerzen
Drangen jetzt dem Rebenstock zum Herzen,
Und die weiche Rebe weinte dann,
Fühlend mit dem armen Wingertsmann!

Wißt ihr jetzt, warum die Rebe weinet
Heute noch, sobald der Lenz erscheinet,
Wißt ihr, was ihr Thränenauge spricht:
„Wer den Lohn verdient, erhält ihn nicht!"

Gustav Stoll.

Mannigfaltigkeiten.

[Todesstatistik der Vereinigten Staaten.] Nach dem „Auslande" fielen im Jahre 1854 auf den Eisenbahnen dieser Staaten 139 Unglücksfälle vor, wobei 168 Personen getödtet und 589 verwundet wurden. Nebenbei ereigneten sich 48 Unfälle auf See- und Flußdampfern, wobei 587 Personen umkamen und 225 verletzt wurden. Im Jahr 1853 beliefen sich die Unfälle nur auf 31 mit 319 Tödtungen. Im Unionsgebiete fielen 1854 nicht weniger als 682 offenkundige Mordthaten vor, neben einer zahllosen Menge vertuschter. Davon lieferte New-York mit 74 die größte Zahl; dann kommt Kalifornien mit 64, Texas mit 59, Luisiana mit 47, Kentucky mit 46 u. s. w. Die nördlichen Staaten — mit Ausnahme von New-York — haben unbedingt weniger Neigung zum Morden gezeigt, als die südlichen. — Der bei Feuersbrünsten umgekommenen Personen muß ebenfalls eine sehr große Zahl gewesen seyn, wenn anders nach New-York geschlossen werden darf, wo bei 83 Feuersbrünsten 171 Personen verunglückt sind. — Diese Zahlen lassen wieder Blicke thun in die unglückseligen Zustände der Vereinsstaaten.

Dem „Independent" von Saintes meldet man, daß eine Magd von einer großen schwarzen Fliege gestochen wurde und trotz aller Pflege an den Folgen des Stiches starb; ein vierteljähriges Kind hatte dasselbe Schicksal. Im Hafen von Rochefort fiel ein Herr Girandeau auf ähnliche Weise als Opfer. Der Independent glaubt, daß diese Fliege aus Amerika importirt worden sey. Es gehört dieses Insekt der Gattung der Hymenopteren an. Einreibungen mit Alkali werden als Mittel gegen die Stiche dieses schädlichen Thieres empfohlen.

In letzter Zeit waren in Ofen zwei türkische Derwische anwesend, welche zu der nächst dem Kaiserbade befindlichen Moschee wallfahrten und sich deßhalb mehrere Tage aufhielten. Während ihres Aufenthaltes daselbst sind sie täglich Morgens und Abends, nachdem sie im Kaiserbade gebadet hatten, baarfuß zur Moschee gewandert, wo sie ihre Gebete verrichteten.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 202 Freitag, 24. August 1855.

Unter dem Kirschbaum.

(Fortsetzung.)

Nichtsdestoweniger habe ich später bei Erinnnerung an diesen Abend die Bemerkung gemacht, daß es immer sehr gut wäre, wenn jeder Mensch seinen Charakter allezeit unverhüllt den Blicken Aller zeigte, und Gott weiß es, so frei und kindlich, so liebenswürdig Anna an dem Abend war, so edel und gut war auch ihr Charakter — ihr Antlitz war das Spiegelbild ihrer Seele, ihr Herz ein Heiligthum der reinsten Gefühle!

„Wollt Ihr nun schon wieder mit dem armen Vetter anbinden?" sagte der Justizrath, „Ihr Mädchen habt doch stets Lust, ihn zu necken!"

Ich nahm mir die Freiheit zu fragen, ob Herr Löwe — so hieß der Vetter — auch von der Familie des Justizraths sey.

„Nein!" nahm Jenny schnell das Wort, „Franz hat nur die Ehre, mein leiblicher Vetter zu seyn, übrigens ist er jedes anständigen Menschen Vetter!"

„Ihre Gesundheit denn, Herr Vetter!" brach ich aus, indem ich in die allgemeine Munterkeit mit einstimmte, und mich erhob, um mit ihm anzustoßen.

Er erhob sich ebenfalls, stieß an, warf mir aber ein so sonderbares Paar Augen zu, daß ich dessen Ausdruck nicht verstand; doch diese komische Situation erweckte eine allgemeine Heiterkeit und beide Mädchen lachten laut.

Kurz darnach mußte ich von diesen wackeren Menschen Abschied nehmen. Der Vetter wandte sich recht vertraulich zu mir und bat, ob er die Ehre haben dürfe, mit mir in die Stadt zu gehen, was ich dankend annahm.

Der Justizrath ermahnte mich, meinen Besuch recht bald zu wiederholen, was ich versprach. In meinem Herzen machte ich aber die Bemerkung, daß ich nächstens die liebliche Jenny nicht mehr antreffen werde, jedoch mit ihr reden müsse, da ihr Eigenthum noch auf meiner Brust ruhte. Wie nun denn der Abschied wirklich stattfand, da schien es mir, daß aus ihren milden Augen das Glück meines ganzen Lebens hervorleuchte, und ein Hoffnungsfunke entstand in meiner Seele, der mein Herz mit einer solchen Glückseligkeit erfüllte, daß ich in der freudigsten Stimmung meinen Rückweg antrat.

Seit jenem schönen Sommerabende war schon fast ein Monat verflossen, und ich hatte in dieser Zeit den Gegenstand der heimlichen Zuneigung meines Herzens nicht gesehen; aber meine Seele hing mit lebendiger Erinnerung an den süßen Augenblicken, die ich damals genoß, und deren Zauber anscheinend nicht zurückkehren wollte.

Ich war an jenem Abend auf dem Heimwege von Herrn Löwe damit bekannt gemacht worden, wo Kapitän Juul, Jenny's Vater, wohnte; ebenfalls hatte ich von ihm selbst erfahren, daß er kein gutes Auge auf seine Kousine geworfen, wie ich meinte, sondern im Gegentheil im hohen Grade für Fräulein Anna schwärmte. Heimlich lachen mußte ich indeß über diesen schnurrigen Burschen, der sich gewiß vergebens anstrengte, ein für ihn unerreichbares Ziel zu erreichen, da er mit seinem lächerlichen Wesen eine geistige Beschränktheit in hohem Grade vereinte, was im Laufe des Gesprächs, wo der Verstand entwickeln und urtheilen sollte, klar zu Tage trat. — Dieser also an der Seite der witzigen und geistreichen Anna war eine wahre Unmöglichkeit!

Ungeachtet dieser Aufklärung über Wohnung und Anderes, was die Familie betraf, war mir leider! jeder Zugang in dieselbe abgeschnitten, und ich versank deßhalb nach und nach in einen seltsamen Trübsinn.

Oft durchforschte ich insgeheim die bezeichnete Gasse, um einen Blick von meiner Angebeteten zu genießen, doch immer war meine Mühe vergebens. Auch kannst Du's glauben, lieber Leser, daß ich meine Besuche bei'm Justizrath auf seinem Landsitze nicht versäumte; aber auch dabei war ich ohne Glück, indem ich, als ich nach einigen Abenden erschien, den Alten allein antraf, da seine Gemahlin und Tochter gerade in der Stadt waren.

Wie leicht ich damals auch von dem Justizrathe selbst einige Aufklärung über Jenny hätte bekommen können und wie unschuldig sich eine solche Frage auch gemacht hätte, so war es mir doch, als wenn mir die Brust zugeschnürt würde, jedesmal wenn ich diesen Gegenstand auf der Zunge hatte.

Niedergeschlagener als sonst, begab ich mich wieder auf den Rückweg und bestimmte bei mir selbst, den Gedanken an Jenny ganz aus meinem Herzen zu verbannen, ihn wenigstens doch in der tiefsten Tiefe meiner Seele zu verbergen. Aber wie sonderbar! Je mehr ich mich abmühte, meine Leidenschaft zu bekämpfen, desto heftiger erwachte sie, und bald merkte ich es klar und deutlich, daß sie schon die Herrschaft über mich gewonnen hatte.

So verging einige Zeit, in der ich wirklich geistig krank war, so daß meine Freunde mich oftmals auf mein verändertes Wesen und bleiches Aussehen aufmerksam machten.

Da wollte es denn mein Schicksal seltsamerweise, daß ich durch einen Zufall wieder in den Zauberkreis hinein gezogen werden sollte, wo meine Seele wachend und im Traume sich befand.

Ich hatte damals die Gewohnheit, wöchentlich ein paar Mal des Abends das **Kaffeehaus zu besuchen, theils um bei einer Bowle Thee die Zeitung zu lesen, theils um mit einem Bekannten, den ich früher daselbst angetroffen hatte, eine Parthie Schach zu spielen.

Eines Abends kam ich daselbst etwas später als gewöhnlich an, und da ich meinen Mitspieler nicht antraf, ergriff ich mechanisch ein Zeitungsblatt und setzte mich an meinen gewöhnlichen Platz, hoffend, Jener werde sich vielleicht noch einfinden.

Bald darauf ward ich durch einen leisen Schlag auf die Schulter in meiner Lektüre, in die ich mich vertieft hatte, unterbrochen.

Ich wandte mich um, und fest überzeugt, daß es der Erwartete sey, reichte ich ihm meine Hand entgegen, ward aber ganz verblüfft als ich sah, daß es Herr Franz Löwe war, der vor mir stand.

Sein Antlitz schien an diesem Abend durchaus nicht die jovialen Züge zu zeigen, wie's sonst der Fall war, sondern er war überaus bleich, und mir schien es außerdem, daß er am ganzen Leibe zittere.

Sogleich fragte ich mit Theilnahme nach seinem Befinden; aber er explizirte sich kurz, wenn ich's sagen darf ängstlich, indem er das Gespräch auf eine bestimmte Sache hinführete.

„Herr Lind", nahm er das Wort, „was denken Sie von mir, wenn ich so dreist zu Ihnen trete, und Ihr Lesen störe? Aber Sie sind der einzige Mensch, den ich hier im Kaffeehause kenne und da ich mich für den Augenblick in einer schrecklichen Lage befinde, veranlaßt durch eine unglückliche Wette, die ich verloren habe, und dadurch prostituirt zu werden fürchte, so muß ich mich an Sie wenden."

Ich unterbrach ihn sogleich mit der Frage, ob ich ihm dienstbar seyn könne, worauf er mich schnell bat, ihm auf ein paar Tage fünf Reichsthaler zu leihen, falls ich so viel bei mir hätte.

Der Zufall war damals Herrn Löwe günstiger, als er's oft gegen mich gewesen war; ich war gerade im Besitz der Summe und übergab ihm dieselbe sogleich.

Merkwürdig war die Wirkung, die dieses Geld auf seine Stimmung ausübte. Er ergriff meine Hand und wollte mir eine nähere Erklärung geben, aber ich bat ihn zu eilen, um seine Sachen zu ordnen, und lud ihn ein, wenn diese berichtigt seyen, zu mir zu kommen, um ein Glas mit mir zu trinken, da ich doch gern ein wenig mit ihm sprechen wollte. Er versprach mir das und eilte in exaltirter Freude fort.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eisenkopf.

(Fortsetzung.)

„Ich kann nicht bleiben, Wachtmeister," entgegnete Oberst Sparre, der Festungs- und Hafen-Kommandant von Marstrand, rasch und mit einem prüfenden Blick nach dem Himmel, der sich dichter und dichter mit schweren Wolken umzog, während ein dumpfes Brausen aus der Ferne und das heftigere Anprallen der Wogen am Fuße des Felsens, den rasch herannahenden Sturm verkündete. „Ich kann nicht bleiben! Mein Platz ist unten, wo meine Anordnungen und mein Beistand nöthig werden dürften. Aber mein Sohn Olav kann bei Euch bleiben, wenn's Euch recht ist, Roos! Und wißt Ihr, ich werde Euch noch einige junge Leute schicken, die Ihr zu Euren Adjutanten benutzen könnt, im Fall Ihr mir eine Botschaft zu melden habt. Ihr seht hier auf der Höhe mehr, als wir unten, und überdieß, glaube ich, wird Euch einiger Beistand auch nicht unwillkommen seyn. Die jungen Leute können Euch Kohlen zutragen, während Ihr oben die Flamme schürt. Wir müssen das Feuer heute Nacht so hell und glänzend als möglich erhalten. Hörst Du, Olav? Du bleibst hier, und ich werde dir nach deine Kameraden Elfdal und Rönne schicken. Ihr drei seyd ja immer gern beim alten Wachtmeister hier oben."

„Und sind alle drei auch willkommen, bei Tag und bei Nacht," sagte der alte Wachtmeister herzlich, indem er dem jungen Manne, der die schwedische Kadetten-Uniform trug, und fünfzehn oder sechszehn

Jahre alt seyn mochte, die Hand hinreichte. „Es sind drei wackere, brave Jungen, Oberst Sparre, und Ihr Olav ist nicht der Schlechteste von ihnen. Aber bleibst du auch gern bei mir, Olav?"

„Welche Frage, Wachtmeister Roos!" rief der junge Mensch aus, indem er mit jugendlichem Feuer die rauhe Hand des Alten drückte. Bei Euch sind wir Alle immer gern, besonders wenn Ihr zu erzählen anfangt, und ich hoffe, da wir so ziemlich die ganze Nacht vor uns haben, und doch unter allen Umständen nicht schlafen dürfen, so werdet Ihr uns heute einmal ein recht langes Garn spinnen."

„Wollen es spinnen, Junker Olav, wollen es spinnen," erwiderte der Alte freundlich und mit sichtlichem Wohlgefallen an dem jungen, schlanken Kadetten. „Nur müssen wir warten, bis der Vater uns verlassen und die beiden Anderen geschickt hat."

„Und das will ich auf der Stelle Beides thun," sagte Oberst Sparre schnell. „Haltet mir gute Wache hier oben, und vergeßt nicht, über allem Garnspinnen nach dem Meere auszuschauen. Auf glückliches Wiedersehen morgen Früh!"

Er schüttelte seinem Knaben, wie auch dem Wachtmeister die Hand, und entfernte sich dann mit eiligen Schritten. „Es ist Zeit, daß er geht," sagte der alte Roos, ihm nachschauend. „Das Unwetter fängt nachgrade ganz ordentlich an, und die Tropfen fallen wie Thaler so groß. Geschwind hinein, Olav, und hilf' mir das Feuer anzünden. Obgleich die Nacht noch nicht da ist, wird es doch schon so dunkel, als ob sie eine Stunde vor der Zeit hereinbrechen wollte."

Junker Olav ließ sich nicht lange nöthigen, denn in Wahrheit gossen die Wolken schon mit Macht ihre Regenfluthen aus, der Himmel verdüsterte sich, und die gewaltige Windsbraut flog über das Meer einher, wie auf Schwingen des Adlers. Die Sonne war gänzlich in den hoch gehenden Fluthen verschwunden, und nur ein matter Schimmer im Westen verkündigte die Stelle, von wo sie eben erst noch ihre rothen Strahlen entsendet hatte. Der Wachtmeister und Olav stiegen die steinerne Wendeltreppe hinauf, welche zu der großen Leuchtlaterne des Thurmes führte, und trafen, oben angelangt, ihre Anstalten, das Kohlenfeuer in Brand zu setzen. Bald leuchtete die Gluth weit hinaus in das Meer, und übergoß den am Felsen emporzischenden Wogengischt mit einem röthlichen Schimmer.

„Jetzt haben wir unsere nächste Pflicht gethan, Junker Olav," sagte der Wachtmeister, indem er mit einer eisernen Stange die Gluth schürte. „Nun gilt es nur noch, die Augen hübsch offen, und das Feuer in heller Flamme zu erhalten. Da wir genug Kohlenvorrath haben, wird uns das nicht schwer fallen."

„Besonders wenn Ihr Euer Versprechen haltet, Wachtmeister, und uns ein paar hübsche Schnurren erzählt," entgegnete Olav.

„Nein, nein, Junker, keine Schnurren in solcher Nacht, wo bei Sturm und Ungewitter Hunderte von Menschenleben in Gefahr stehen," sprach der alte Roos ernsthaft. „Es würde sich schlecht ziemen, zu scherzen und zu lachen, wenn die wüthende See, so wie jetzt, gegen unseren Felsen andonnert, und wohl gar das Nothgeschrei eines armen Ertrinkenden sich in das Heulen des Sturmes mischt. Nein, nein, keine Schnurren in dieser Nacht. Ich will Euch etwas Anderes erzählen, Junker, etwas, was Ihr, du und deine Kameraden, immer schon habt hören wollen, nämlich . . ."

„Doch nicht Erlebnisse mit dem Könige, unserem Heldenkönige Karl?" fiel Olav rasch ein.

„Doch, doch, gerade die!" entgegnete der Alte, und starrte mit den hellen, blauen Augen in die Flammen, indem er dabei gedankenvoll seinen schwarzen Schnurrbart strich. „Er war ein großer Mann der König, ein tapferer Fürst, und nur sein Starrsinn, sein unglücklicher Eisenkopf hat Alles verschuldet, was uns später Unheilvolles und Demüthigendes traf. Ja, ja, die Geschichte paßt für diese Nacht, und Ihr sollt sie hören. Groß, mächtig und ungestüm war er, wie das Meer, das uns umbrandet, aber auch gefährlich und unnahbar, wie das Meer, wenn er einmal seinen Eigensinn entfesselt hatte. Es ist eine merkwürdige Geschichte, die Geschichte unseres zwölften Karl, und das Glück hat mir wohlgewollt, da es mich dazu bestimmte, merkwürdige Abenteuer an seiner Seite und in seiner nächsten Umgebung zu erleben. Ja, ja, ich will Euch die Geschichte erzählen, und ich hoffe, Ihr werdet Manches daraus lernen können, was Euch für Euer späteres Leben gut ist. Wenn ich nicht ganz irre, sind aber auch die Kadetten Rönne und Elfdal gekommen; ich höre wenigstens Schritte die Treppe herauf, und vorhin war mir's, als ob unten die Thür zugeschlagen würde."

„Gewiß, sie sind es," sagte Olav, als er einen Augenblick gelauscht hatte; — „ich kenne Elfdal am Säbelklirren, — und da sind sie ja selber!"

„Ja, da sind wir, und wünschen guten Abend!" rief die helle, muntere Stimme des Kadetten, der, begleitet von seinem Kameraden, auf die Plattform des Thurmes trat. „Ein verwünschtes Wetter, das! Dein Vater hat es auch nicht sonderlich gut mit uns gemeint, daß er uns in solcher Höllennacht hier herauf schickte. Hol' der Henker alle Stürme und Regengüsse."

„Still, still, Elfdal!" sagte Olav. „Wenn du in solchem Tone fortplauderst, so wird dir der Wachtmeister die Thür weisen, und das wird Keinem nachher mehr leid seyn, als dir selber."

„Ei, Blitz ja," erwiderte der feurige, junge

Mensch, dessen dunkle Augen wie glühende Kohlen unter den schwarzen regenfeuchten Locken brannten, — „meinen alten Freund Roos wollt' ich ja nicht beleidigen. Eure Hand Wachtmeister! Ihr wißt wohl, ich bin Euch gut, aber — solche Nacht hier auf dem Thurme ist bei alledem kein Vergnügen!"

„Auch nicht, wenn der Wachtmeister mir versprochen hat, uns von alten Zeiten, von Narwa, Bender und den Türken zu erzählen?" fragte Olva.

„Das wollte er?" fiel Elsdal rasch ein. „Das wäre freilich ein ganz anderer Fall. Ist es wahr, Wachtmeister?"

Der Alte nickte. „Ja, ja, sagte er, „ich will Euch erzählen von Karls Jugend, von seinem späteren thatenreichen Leben, und von seinem traurigen Tode, der das ganze Land in Elend und Verfall gestürzt hat. Und du grade magst nur brav zuhören, Elsdal! Denn in dir steckt auch ein gutes Theil Starrsinn und Hartnäckigkeit, und ich habe öfter als einmal gesehen, daß du gelegentlich mit dem Kopfe durch die Wand rennen wolltest."

(Fortsetzung folgt.)

Ein billicher Handel eines wanders Manns seinem Wirdt vergolten.

(Aus einem alten deutschen Schwankbuche vom Jahre 1558.)

Zu Passaw war ein kurtzweyliger doch ein eygennütziger Wirdt, der riß vil seltzamer bossen. Vnd wie ein Gast mit einem großen Näßer*) hinein kompt, sagt der Wirdt zuo dem Gast: „Lantzman thuo den Näser ab vnd ruck hin zuo, das noch einer hie sitzen kan." Der Gast, der vil heymlichs dings in seinem Näser hat, sprach: „Mein lieber Wirdt, ich gib mein Näser nicht von mir." „Nun wolan", sagt der Wirdt wider, „so muost das mal für jn zalen, das sey dir zuogesagt." Der Gast lachet vnd sprach: „Im namen Gottes!" Wie man das mal gessen, muoß der Gast für den Näser zalen. Der Gast schwig still, biß das er widerumb heim zog, vnd kam wider in das Wirdtshauß. Der Wirdt kennet den Gast, spottet seyn, vnd sprach: „Heindt würst du wol den Näser ablegen vngeheyßen." Der Gast saget: „Traw nein ich, vnd wann ich noch einmal solt für jn zalen, so thet ich es nicht." Wie man zuo Tisch sitzet, vnd der sein Näser anbehilt, sagt der Wirdt: „Er muoß für den Näser zalen." Die red bekümmert den Gast gantz und gar nit, bis das man des bratens her truog, sprach der Gast zuo dem Wirdt: „Hört jr, Herr Wirdt, die weyl ich für mein Näser nächst gezalet, vnd yetzundt weytter zalen soll, muoß ich im Sommer botz drüß*) auch zuo fressen geben, dann er ist lähr worden", vnd nam drey gebratene Hüner, vnd steckt sie in den Näser, vnd schöne zwey weyße Brot. Hernach wie der Käse kam, der sehr guot war, schnitt er jn zwey mal von einander vnd stöß jn hinein. Der Wirdt begundt sawr zu sehen, vnd verdroß jn sehr. Wie es aber der Gast vermerkt, sprach er: „Mein Wirdt, es wäre ein unbilliches Ding, das einer zweymal solt zalen, vnd solt jm nit einmal genuogsam essen"; spottet des Wirdt wider.

*) Näser (neser, eser) so viel wie Schnappsack, Wandertasche, Ranzen.

*) Botz Drüß, ein Fluch. Drüß bedeutet Geschwür, Beule, Pestbeule.

Sternen-Nacht.

Wenn mir blinken hell und rein die Sternen
Von dem Himmelszelt zur Abendruh,
Wenn mir wehen aus der hohen Ferne
Lieblich süße Abendlüfte zu:
Fühle ich der Schöpfung Zauberpracht
Ausgebreitet in der stillen Nacht.

Ach! dann möcht' empor der Geist sich schwingen
Auf zum Schöpfer dieser Sternenwelt,
Möchte auf zum Sternenheere dringen,
Das des Herzens finst're Nacht erhellt
Und anbeten diese hohe Macht,
Die so mild aus Himmels Auen lacht

Louis Wallin.

Mannigfaltigkeiten.

[Ball.] Die Bezeichnung eines öffentlichen Tanzes mit dem Worte Ball ist aus einer altdeutschen Sitte entsprungen, die sich noch jetzt in manchen niederdeutschen Dörfern erhalten hat. Am zweiten oder dritten Osterfeiertage versammeln sich da die erwachsenen Mädchen des Dorfes, um den neuen Frauen, auf deren Hochzeit sie getanzt haben, einen mit Wolle oder Feder ausgestopften und mit Seide überzogenen großen Ball zu überreichen. Er wird auf einer geschmückten Stange in Prozession durch das Dorf getragen, dann vor dem Hause der jungen Frau aufgepflanzt und endlich ihr im Hause überreicht. Dagegen ist sie verpflichtet, der Gesellschaft freie Musik zum Tanzen zu geben. So viele junge Eheleute da sind, so vielen wird ein Ball gegeben und auf jedes Ballgeben wird getanzt.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 203 Samstag, 25. August 1855.

Unter dem Kirschbaum.

(Fortsetzung.)

Ich hatte wohl ungefähr eine Stunde vergebens auf Herrn Löwe gewartet, als ich mich zum Fortgehen entschloß. Ich dachte, er hat sich verspätet und ist fortgegangen; doch schien es mir, daß er mich wohl mit ein paar Worten von seinem Fortgang habe unterrichten können. Ich ergriff daher meinen Hut und ging.

Der Zufall wollte, daß ich mir in der untersten Etage gerade etwas zu thun machte; ich weiß nicht mehr recht warum das geschah.

Bei meinem Eintreten hörte ich ein lautes Gespräch in einem der innern Zimmer. Ich näherte mich der Thür des Zimmers und sah zu meiner großen Ueberraschung Herrn Löwe mit einigen andern Personen in Gesellschaft, die Alle ziemlich aufgeräumt zu seyn schienen.

Vor ihnen stand eine Punsch-Bowle, und Löwe, der am meisten illuminirt zu seyn schien, deklamirte folgende Strophen aus Farinelli:

„Es leidet die Kunst jetzt keine Qual,
Früher bettelte sie manches Mal.“

und darauf schlug er ein lautes Gelächter an, in das seine wackere Gesellschaft laut mit einstimmte.

Ich selbst konnte mich kaum des Lachens enthalten über die Weise, wie er seine Anleihe verwendete; denn, daß er der Trakteur war, merkte ich sogleich, und von dem Aufwärter, den ich über die Personen befragte, erhielt ich die Gewißheit.

Der Marqueur versicherte mir, daß es schon das fünfte Glas alten Rumpunsches sey, das er genösse und daß er sich kaum mehr auf den Beinen halten könne.

Ich beklagte die skandalöse Weise, in der ein junger Mensch sich selbst Preis geben konnte, und beschloß fortzugehen, um nicht Zeuge der folgenden Scene zu seyn, deren Natur ich fürchtete.

Gerade als ich meinen Entschluß ausführen wollte, vernahm ich aber einen dumpfen Fall und sah, wie ich es vermuthet hatte, Herrn Löwe auf dem Fußboden liegen. Jetzt glaubte ich, daß es meine Pflicht sey, ihm zu Hülfe zu eilen; ich sprang hinzu, hob ihn auf und suchte ihn zu entfernen.

Ich fragte ihn, wo er wohne, konnte aber keine Antwort aus ihm herausbringen. Er schüttelte stumm mit dem Kopfe.

Der Marqueur glaubte, daß er bei seinem Onkel logire, aber dahin konnte ich ihn in seinem jetzigen Zustande nicht gut bringen; ihn mit mir zu nehmen, war mir ebenfalls unmöglich.

Inzwischen glaubte ich, daß, wenn ich ihn in die frische Luft brächte, sein Zustand sich ändern würde, und ungeachtet es noch nicht ganz dunkel war, brachte ich ihn auf die Beine und führte ihn nach dem abgelegenen Holmskanal, um Aufsehen zu vermeiden.

Er balancirte inzwischen recht gut, gab aber auf meine Fragen durchaus keine Antwort, und so erreichten wir die Thür des Hauses, wo sein Onkel wohnte.

Dort wollte ich ihn verlassen; aber er machte eine Bewegung, als wenn er wünsche, daß ich ihn die Treppe hinauf begleite.

Ich war auch dazu bereit.

Auf einmal schien es jetzt, als wenn er seine Besinnung zurück erhielte: er redete mit mir, dankte und bat um Entschuldigung; er sagte mir, daß er im dritten Stock wohne, sein Onkel in dem ersten. Als Beweis, daß ich ihm nicht zürne, ersuchte er mich, ihn auf sein Zimmer zu begleiten, worein ich willigte.

Als wir aber die Treppe zum ersten Stock passirt hatten, klopfte er heftig an eine Thüre, die sich augenblicklich öffnete, und ich stand mit meinem Passagier, als wenn ich vom Himmel gefallen wäre, vor einer unbekannten Dame — es war Madame Juul.

In meiner ersten Bestürzung fand ich keine Worte. Ich machte ein stummes Kompliment, das die Dame mit vieler Artigkeit erwiderte; doch brachte Herr Löwe mich bald aus meiner Verlegenheit, indem er hervor stammelte:

„Guten Abend, liebe Tante, hier bringe ich Ihnen einen meiner besten Freunde, Herrn Lind.“

Madame Juul bat uns näher zu treten, und ungeachtet ich in hohem Grade meines Klienten wegen besorgt war, folgte ich doch der Einladung.

Ich bemerkte, daß ein leichtes Lächeln ihren Mund umspielte, was mir verrieth, daß sie den Zustand, in dem Franz sich befand, erkannte; derselbe schien aber merkwürdiger Weise nach und nach nüchterner zu werden.

Wir betraten einen eleganten Saal, wo Madame Juul sich ganz allein befand.

In dem einen Fenstersach stand eine hübsche Sammlung blühender Topfpflanzen und in der Fensternische stand ein kleiner Nähtisch; mein Herz errieth sogleich, das sey Jenny's Platz.

Madame Juul beklagte es, daß ihr Mann nicht zu Hause wäre, und erzählte weiter, daß er auf einige Tage nach Helsingör sey, um einige Sachen zu ordnen, die in Verbindung mit seiner letzten Reise ständen; in kurzer Zeit aber erwarte sie ihn zurück.

Löwe fragte darauf nach Jenny, worauf Madame Juul sogleich antwortete:

„Die arme Jenny hat sich in letzter Zeit nicht ganz wohl befunden, weßhalb sie sich gelegentlich in der freien Luft zerstreuen muß. Sie ist ungefähr vor einer Stunde mit Fräulein Selmer fortgegangen und wird bald zurückkommen.“

Bei Jenny's Namen klopfte das Herz hörbar in meiner Brust, und ich erlaube mir in aller Bescheidenheit zu bemerken, daß ich schon früher die Ehre gehabt hätte, mit den beiden genannten jungen Damen in einer Gesellschaft bekannt zu werden, und erkundigte mich daher nach Fräulein Juuls Befinden.

Madame Juul entwickelte in ihrer Antwort auf meine Frage so viele Theilnahme an dem Gesundheitszustand des jungen Mädchens, daß ich es gar nicht begreifen konnte, wie es möglich gewesen, daß der Justizrath mir eine so unvortheilhafte Schilderung von ihr hatte machen können.

Löwe fragte nun, ob Fräulein Anna auch an diesem Abend wiederkäme, was die Tante vermuthete.

Im Laufe des Gesprächs gab Löwe nun vor, daß ihn ein plötzlicher Schwindel ergriffen habe, gerade wie er über den Königsmarkt gegangen sey; aber da wäre ich, welchen er beständig seinen besten Freund zu nennen beliebte, gekommen und hätte ihn nach Hause geführt; nun schiene sein Schwindel erst etwas nachlassen zu wollen.

Die Tante that, als wenn sie an das Abenteuer glaube; aber daß dieß nicht der Fall war, zeigte dasselbe Lächeln, das ich vorher bemerkt hatte, und in Wahrheit, dieß Lächeln gefiel mir nicht; es war der Anfang des Mißtrauens zu dem offenen Charakter, den sie anscheinend an den Tag legte, was in meiner Seele entstand. Später wurde ich vollständig überzeugt.

Jetzt hörte ich leichte Tritte die Treppe herauf kommen. Mein Herz schlug um so stärker, je mehr sie sich der Thür näherten. Ich hatte nämlich eine süße Ahnung davon, daß ich so glücklich seyn sollte, den schönen Gegenstand wiederzusehen, der schon einmal meine Seele entzückt hatte. Augenblicklich wurde die Thür geöffnet, und die beiden schwesterlichen Freundinnen standen mir gegenüber.

Wie Jenny mich erblickte, flog eine leichte Röthe über ihr feines Antlitz; sie neigte sich vor mir; das süße kindliche Lächeln umspielte ihre frischen Lippen — o, wie sie hübsch war!

Wie sie mir damals gegenüber stand, also sehe ich sie noch immer, wenn ich mir die Erinnerung an die glücklichste Stunde meines Lebens zurück rufe, wenn mein Herz noch dann und wann einmal seinen schönsten und besten Traum träumt!

(Fortsetzung folgt.)

Der Eisenkopf.

(Fortsetzung.)

„Ei, das war nie so schlimm gemeint, als es vielleicht den Anschein hatte,“ erwiderte der junge Kadett erröthend und ein wenig beschämt. „Ihr wißt wohl, Wachtmeister, Jugend hat nicht Tugend!“

„Soll aber eben deßhalb danach streben, tugendhaft zu werden, und immer nur das zu wollen, was vernünftig ist,“ sagte Roos. „Wenn sich Karl, ehe er so Manches that, was er später selber nicht gut hieß, jedesmal gefragt hätte: ist es auch vernünftig, was du thun willst?“ so wäre wohl Manches anders und besser gekommen, als es nachher kam, und Schweden wäre nicht klein geworden in der Reihe der Staaten. Ich selber . . . nun aber, das gehört nicht weiter daher, doch wollte ich nur sagen, ich selber würde auch nicht hier sitzen seit zwanzig Jahren, und das Leuchtfeuer schüren, wenn König Karl nur ein paar Monate oder Wochen länger gelebt hätte. Indeß, mein Schicksal wollte es so, und ich bin zufrieden. Aber nun legt Eure Mäntel ab, Junker! Sie triefen von Regen. Dann laßt uns einen tüchtigen Kohlenvorrath herauf tragen, damit wir für die Nacht ausreichen, und dann, wenn's Euch recht ist, wollen wir uns in die Wachtstube setzen, wo wir das Leuchtfeuer und das Meer zugleich im Auge haben.“

„Vom Meere werden wir nicht viel sehen, wenn auch hören genug, Wachtmeister,“ sagte Rönne, der andere Kadett, welcher mit Elfdal zugleich gekommen war. „Es ist ja so finster draußen, daß man nicht die Hand vor Augen sieht.“

„Aber den Blitz der Kanonen, wenn Nothschüsse abgefeuert werden sollten, im Fall ein Schiff in Gefahr ist, den sieht man doch, Junker?"

„Ei ja, ich denke wohl, und außerdem sehe ich noch, daß man sich mit Euch in keinen Streit einlassen muß, Wachtmeister, denn man zieht immer den Kürzeren dabei," sagte Junker Rönne, ebenfalls ein wenig beschämt, wie vorhin sein Kamerad Elsdal.

„Das wäre auch noch besser, wenn ich den Kürzeren gegen solche Gelbschnäbel, wie Ihr seyd, ziehen sollte," erwiderte der Alte lächelnd. „Bei alledem seyd Ihr aber doch brave Jungen, und darum sieht man Euch gern ein rasches und voreiliges Wort nach. Doch nun an die Kohlen, und nachher . . ."

„Zu Eurer Erzählung, Wachtmeister," sagte Olav Sparre. „Ich kann kaum die Zeit erwarten, bis Ihr anfangt!"

Die beiden anderen Kadetten hatten mittlerweile ihre Mäntel abgeworfen und tüchtig ausgeschüttelt, um die überflüssige Nässe zu beseitigen, und hingen sie nun in die Nähe des Leuchtfeuers, damit sie während der Nacht vollends trocknen sollten. Dann begaben sich Alle nach unten, halfen dem Wachtmeister wacker Kohlen tragen, und folgten ihm endlich in die Wachtstube, um seine Erzählung anzuhören. Hier war's behaglich warm; eine Lampe, schnell angezündet, verbreitete hinreichendes Licht; die jungen Kadetten machten sich's bequem auf den schweren Holzstühlen, und setzten sich um den eichenen Tisch in der Mitte des kleinen Thurmzimmers; der alte Wachtmeister aber rückte seinen mit Leder bezogenen Lehnstuhl so, daß er mit einer leichten Wendung des Kopfes jetzt auf die See hinaus, und dann auf das Wachtfeuer blicken konnte, dessen Flamme sorgfältig genährt und erhalten werden mußte. Draußen rauschte der Sturm, das Meer donnerte in heftiger, wilder Brandung, der Regen plätscherte gegen die kleinen Fenster der Wachtstube, und sternlose, wolkendunkle, tiefe Nacht lagerte unheimlich über Land und Meer. Innerhalb des Stübchens aber war es nur um so heimischer und gemüthlicher, und der Wachtmeister, wie seine jugendlichen Gäste schienen sich auch wirklich recht gemüthlich und heimisch zu fühlen. Noch einen forschenden, langen Blick warf der alte Mann, die Stirn gegen die Fensterscheiben gedrückt, in die Nacht über das Meer hinaus, einen zweiten, flüchtigen auf das Leuchtfeuer, das in hell blendender Gluth flammte, und dann begann er nach einigem Räuspern das Garn zu spinnen, auf welches die jungen Leute so begierig schienen.

Zweites Kapitel.

Die Jugendjahre.

Wenn ich Euch vom König Karl erzählen soll, fing er an, so muß ich zu allererst sagen, auf welche Weise ich mit ihm zusammenkam, und wie er mich kennen lernte, so daß er mich nachher einiger Beachtung werth hielt.

Das ging aber so zu. Ich war noch ein junger Bursche, obgleich wohl ein Jahr oder zwei älter, als Ihr jetzt, denn ich hatte meinen sechzehnten Geburtstag bereits hinter mir, als ich nach Stockholm kam und unter die Soldaten ging. Es ließ mir nämlich daheim keine Ruhe. In der Ackerfurche entlang zu gehen und den Pflug regieren, war meine Sache nicht. Mir gefiel's besser, ein rasches Pferd zu reiten, oder die Muskete und den Säbel zu handhaben. Meine Mutter war todt; sie hätte mich vielleicht durch Bitten und Thränen daheim in Dalekarlien zurückgehalten; aber mein Vater war von anderem Schrot und Korn, denn er hatte selber in seinen jungen Tagen die Waffen geführt, und sprach noch im Alter jederzeit mit Vergnügen von jener lustigen Soldatenzeit. Außerdem half es ihm über eine Verlegenheit hinweg, wenn ich in des Königs Dienst ging. Sein Gütchen war zu klein, um zwei Familien zu ernähren, und ich hatte noch einen Bruder, welcher es nach Recht und Billigkeit einmal erben mußte, wenn mein Vater die Augen zuthat. Der Vater mochte mich aber eben so gern leiden, als mein Bruder, und der Gedanke that ihm wehe, daß ich eines Tages als Bettler über die heimathliche Schwelle gehen solle. Demnach also, als meine Lust an den blanken Waffen und dem Soldatenwesen überhaupt erwachte, beförderte er sie eher, als daß er sie unterdrückte, und malte mir das Leben bei der Armee so herrlich aus, daß meine Sehnsucht, nach Stockholm zu kommen, alle Tage höher stieg.

Endlich, an einem schönen Sonntage, sagte mein Vater zu mir: „Nun, Richard, wenn dir's noch Ernst ist, so wollen wir morgen fort, und ich will dich zum alten General Steenbock bringen, der in früheren Zeiten mein Hauptmann war, und will bei ihm ein gutes Wort für dich einlegen. Aber zwingen thue ich dich nicht, Junge! Wenn du Soldat werden willst, so muß es dein freier Wille seyn."

„Ja, Vater," sagte ich, „es ist mein freier Wille und mein sehnlichster Wunsch obendrein. Laß uns also nur ruhig hinwandern nach Stockholm."

Am anderen Morgen also schaute die Sonne noch nicht über die Gipfel der Berge ins Thal herein, da waren wir bereits marschfertig. Sven, mein guter Bruder, gab uns das Geleit bis über den nächsten Hügel, und dort umarmten wir uns zum Allerletztenmale zum Abschiede. Wir weinten

Beide ein paar Thränen, denn wir liebten uns gegenseitig, wie Geschwister immer einander lieben sollen, aber beisammen bleiben konnten wir doch nicht. Blieb ich zu Hause, so mußte ich mich als Knecht auf irgend einen Bauernhof verdingen, und da dachte ich nun: „du willst doch lieber dem Könige dienen!"

Nach dem Abschiede von Sven marschirten der Vater und ich weiter auf Stockholm zu. Wir kamen auch glücklich an, und der Vater, der in der Residenz Bescheid wußte von Alters her, hatte bald die Wohnung des Generals erreicht, und wurde sofort bei ihm vorgelassen, als der Vater sich als alter Soldat vom zwölften Fußregiment bei ihm anmelden ließ. Der General blickte ihn eine Minute lang scharf an; dann lächelte er ihm zu, und reichte ihm die Hand hin.

„Roos, alter Bursche, du lebst also noch!" rief er ihm entgegen. „Ich hätte dich beinahe nicht wieder erkannt; aber freilich, die Jahre machen nicht jünger."

„Halten zu Gnaden, Exzellenz," antwortete mein Vater, „das merk' ich auch an Ihnen, Exzellenz! Jünger sind Sie grade nicht geworden, aber gekannt hätt' ich Sie doch noch auf der Stelle, wenn Sie mir auf der Straße begegnet wären, denn es ist noch der alte Blick, und der alte Schnurrbart, und die straffe Haltung. Exzellenz haben uns manchmal eingeschüchtert und bange gemacht, wenn Sie uns mit den großen Augen zornig anblitzten."

Der General lachte. „Es waren auch Taugenichtse genug unter Euch, die im Respekt erhalten werden mußten," sagte er gutlaunig, und die grade, offene Weise meines Vaters schien ihm zu gefallen. „Aber ich erinnere mich, du warest nie einer von den Schlimmsten, Roos, warest immer ein braver Kerl. Es freut mich, dich zu sehen. Und nun sage geschwind, was führt dich in die Residenz her? Du hast doch wohl ein Anliegen an deinen alten Hauptmann? wie?"

„Halten zu Gnaden, Exzellenz, Sie haben's gerade getroffen," erwiderte mein Vater. „Sehen Sie den Jungen hier, — meinen Exzellenz nicht, daß er zum Soldaten passen würde?"

Nun war ich damals, ohne Eitelkeit gesagt, ein ganz schmucker Bursche von schlanken, kräftigen Gliedern, und die Gesundheit sprühte nur so von meinen rothen Backen. Als mein Vater von mir zu sprechen anfing, richtete ich mich stramm auf, und salutirt ganz militärisch, wie's mein Vater mir schon längst beigebracht hatte. Der General betrachtete mich, faßte mich von oben bis unten ins Auge, und nickte zufrieden.

„Dein Sohn, Roos?"

„Mein Fleisch und Blut, Exzellenz!"

„Gut! Ich sehe schon, es kann etwas aus ihm werden. Er mag hier bleiben, und wenn er sich gut hält, soll er in's Leibregiment kommen zum Kronprinzen Karl. Du kannst ohne Sorge um ihn seyn, Roos. Er soll gut gehalten werden, wenn er gut thut und keine dummen Streiche macht."

„Ordonnanz!" schrie er dann plötzlich laut, und ein Soldat in blanker Uniform trat in das Gemach.

„Nimm den Rekruten hier in Empfang," redete der General ihn an. „Er soll Morgen gleich mit antreten. Man soll ihn gut einexerzieren, aber auch gut behandeln. Verstanden? Und nun, Bursche, nimm Abschied von deinem Vater!"

Alles ging kurz und glatt, und obgleich mir der Abschied vom Vater etwas sehr unerwartet kam, hatte der General doch eine Art zu kommandiren, der man nicht gern den Gehorsam versagte. Also mein Vater und ich umarmten uns, mein Vater sagte mir noch ein paar herzliche Worte, ermahnte mich, brav und rechtschaffen zu bleiben, und hieß mich dann selber gehen. Ich machte Reverenz vor dem General, folgte der Ordonnanz in militärischem Schritte, und befand mich zehn Minuten später in der Kaserne, wo ich von einem Unteroffizier in Empfang genommen wurde. Meinen Vater sah ich eben so wenig wieder, wie meinen Bruder Sven.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Die Erste stellt ein Ziel euch dar,
Geflohn'n von allen Menschen zwar,
Und doch von Jedem noch erreicht,
Sey's, daß er rennet oder schleicht.

Die and're Sylbe ist ein Stück,
Bald lang, bald kurz, bald dünn, bald dick,
Am besten, wenn es liegt am Topf,
Am schlimmsten, fliegt es an den Kopf.

Das Ganze rühret sich im Land,
Du leihst ihm dazu Fuß und Hand,
Wirst Alles unter und über sich
Und macht das Land dadurch ordentlich.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 204 | Montag, 27. August | 1855.

Unter dem Kirschbaum.

(Fortsetzung.)

Fräulein Anna war herzlich und bescheiden, wie gewöhnlich. Ich wollte gerade das Wort nehmen und mich nach dem Befinden des Justizraths erkundigen, als Löwe mich am Arm ergriff und mich den Damen mit der gewöhnlichen Phrase vorstellte:

„Hier sehen Sie, meine Damen, meinen ältesten und besten Freund, Herrn Lind, der heute Abend vielleicht mein Leben gerettet hat!“

Alle lachten laut auf.

„Vielleicht?“ wiederholte Anna, „So sind Sie doch vielleicht todt, Herr Vetter! Mein Gott, das hätten Sie doch nicht thun sollen, Herr Lind! Uebrigens erinnern Sie sich wohl noch, Herr Löwe, daß wir schon früher die Ehre gehabt haben, Herrn Lind's Bekanntschaft zu machen!“

„Ja, das ist wahrhaftig auch wahr!“ antwortete der Vetter etwas gestoßen.

Im Gespräch mit Fräulein Juul beklagte ich, daß ich erfahren habe, daß sie sich nicht recht wohl befinde. Sie beantwortete meine Anrede aber mit der Versicherung, daß das nur eine vorübergehende Unpäßlichkeit sey, die sie durch Bewegung in der frischen Luft am leichtesten verlassen werde.

Fräulein Selmer bemerkte, daß sie jetzt wohl auf längere Zeit zu ihr auf's Land könnte, da der Vater ja heimgekehrt sey, und Beide wurden einig, daß Jenny am nächsten Sonntage hinaus kommen solle.

„Alsdann können Sie mich auch erwarten“, brach der Vetter hervor, „und mein Freund Lind wird mir Gesellschaft leisten, nicht wahr?“

Anna versicherte, daß wir Beide willkommen seyn würden, und daß ihr Vater schon mehrmals gewünscht hätte, mich wieder zu sehen.

Ich nahm die Einladung dankend an.

Jetzt war's aber schon spät. Ich sah mich zum Ausbrechen genöthigt, obgleich es mir hart ankam, die glückliche Stunde in Jenny's Nähe abzukürzen, doch tröstete ich mich mit dem Gedanken an den Sonntag; und indem ich ihr einen Blick zuwarf, ließ sie ihr mildes Auge auf mir ruhen, in welchem ich zu lesen glaubte, daß meine Hoffnung sich erfüllen werde.

Wie ich nun so im Begriff war fortzugehen, wurde die Thür geöffnet, und ein ziemlich großer, etwas ältlich aussehender Mann mit einem edlen Ausdruck im Gesicht trat in Begleitung eines jungen Herrn ein.

Dieß war der heimgekehrte Kapitän Juul.

Seine Frau schien durch seine Ankunft überrascht zu werden, Jenny dagegen flog ihm mit unverkennbarer kindlicher Freude entgegen.

Er erkundigte sich, nachdem alle Begrüßungen beendigt waren, wer ich sey, und es schien, daß er sich freute, meine Bekanntschaft zu machen, als er erfuhr, daß ich auf dem Komptoir des Justizrathes Selmer angestellt sey; auch entwickelte er alsbald eine ungewöhnliche Weltbildung und überraschte mich oft durch seine sinnreichen Bemerkungen und ausgebreiteten Lokalkenntnisse in verschiedenen Richtungen.

Er stellte den Anwesenden seinen Begleiter als einen jungen Herrn aus Helsingborg vor, Sohn eines dort wohnenden reichen Partikuliers, der die Absicht habe, sich mit ihm bei einer längeren Reise, die Kapitän Juul nach einigen Monaten antreten wollte, zu betheiligen, weßhalb für dieses Haus in Schweden eine werthvolle Ladung eingenommen werden sollte, die durch den Umsatz an dem Bestimmungsorte einen bedeutenden Gewinn abwerfen würde.

Der junge Mann, Herr Beckström, schien ein Mann von angenehmem Wesen zu seyn und verstand die Damen recht gut zu unterhalten, mit denen er in ein munteres Gespräch vertieft war, während ich mich mit dem Kapitän unterhielt.

Bei'm Abschiede forderte Herr Juul mich auf, meine Visite recht bald zu wiederholen, was ich mit Freuden versprach.

In dem Innern meines Herzens war diese Freude größer, als ich sie beschreiben kann.

Ich muß mich jetzt aber der Kürze befleißigen, um mich dem Abschnitt meines Lebens, wo die Geschichte des Herzens seine Freuden und Leiden ent-

wickelt, wo die Hoffnung mit dem lieblichen Kranz, auf den oft so manche Thränen herabrinnen müssen, einher geht, zuzuwenden.

Mit welcher Sehnsucht sah ich dem nächsten Sonntage entgegen! Diese kurze Zeit nur lag zwischen mir und meinem erwarteten Glück; und doch, wie lange Zeit braucht wohl das Geschick, um alle unsere Glückseligkeitsträume zu vernichten?

An dem Tage wollte ich meiner angebeteten Jenny mein ganzes Herz öffnen. Ich hatte ja eine erlaubte Gelegenheit dazu. Auf den Rand ihres Stammbuchblattes hatte ich es gewagt, ein paar Zeilen hinzuzufügen, die die Gefühle der verwandten Seele aussprachen. Meine Phantasie malte mir diese Sonne mit den schönsten Farben. Also träumt man, also schmückt das Unbegreifliche in uns alle die Gedanken aus, an denen unsere Seele hängt, wenn noch das Jugendfeuer aus dem Antlitz sprüht. Ach, dann sieht man keine Hindernisse, keine Gefahren! Der Ernst des Lebens ist dann noch nicht aufgetreten und hat uns die Stirn nicht durch bittere Erfahrungen mit finsteren Falten durchfurcht. Mit zwanzig Jahren hat man einen Muth, so scheint es wenigstens, der die ganze Welt überwinden kann!

Und da stand ich denn in dem grünen Heiligthum, in dem Garten des Justizraths Selmer. Fräulein Anna trat mir entgegen, welche ich nach ihrer Freundin zu befragen wagte; doch wie niedergeschlagen wurde ich, als ich von ihr erfuhr, daß sie mit ihrem Vater nach Helsingborg gereist sey, um daselbst einige Zeit zuzubringen.

Ich vermag den schmerzlichen Eindruck nicht zu beschreiben, den diese Nachricht auf mich machte, eben so wenig konnte ich ihn vor Fräulein Anna verbergen. Ich wollte etwas hervorstammeln, das einer Frage oder Antwort gleichen sollte, aber Anna lächelte und brachte mich bald wieder aus der Verlegenheit, indem sie sagte:

„Beruhigen Sie sich, Herr Lind, Fräulein Juul kommt in einigen Tagen zurück.“

Ich fragte, ob sie glaube, daß mir dieß so sehr auf dem Herzen liege.

Da lachte sie auf und sagte mit hinreißender Liebenswürdigkeit:

„Glauben Sie denn nicht, daß ich Sie durchschaut und Ihre Gefühle für Jenny entdeckt habe?“

Ich konnte der bestimmten Weise, in der sie sich mein Geheimniß aneignete, nicht widerstehen; einen Augenblick später war Fräulein Anna meine Vertraute.

Ich übergab ihr das Stammblatt und bat sie, dasselbe meiner Angebeteten in einem Schreiben zu übersenden, ohne ihr jedoch denjenigen zu nennen, von dem es käme.

Sie versprach es und schien sich sehr darüber zu freuen.

„Aber da Sie mich zu Ihrer Vertrauten gemacht haben“, fuhr sie fort, „so will ich Ihnen auch Vertrauen zeigen.“

Sie hüpfte darauf längs dem Gange und verschwand, während ich in tiefe Gedanken versank. Nach kurzer Zeit indeß kam sie Sie wieder und gab mir zwei Briefe von Jenny an sie.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eisenkopf.

(Fortsetzung.)

Anfänglich kam mir das neue Leben ein Bischen unbequem vor. Die Uniform behagte mir wohl, aber das ewige Exerzieren kriegte ich bald satt. Dennoch that ich meine Schuldigkeit, und da mir der Vater von Jugend auf Manches beigebracht hatte, was mir jetzt recht zu statten kam, so war mein Unteroffizier zufrieden mit mir, und lobte mich gegen den General, der sich mehrmals nach mir erkundigte. So kam dann auch die Zeit, wo ich vom Rekruten zum wirklichen Soldaten avancirte. Ich rückte in eine Kompagnie ein, und mußte nun, wie die Uebrigen, regelmäßig meinen Dienst versehen. Das behagte mir besser, als das Rekruten-Leben, und die Lust und Liebe zum Soldatenstande that das Uebrige. Ich galt für einen von den besten Soldaten in der Kompagnie, und hielt mich so sauber und ordentlich, daß der General mir seine Gunst zuwendete.

Eines Tages, als er ganz besonders mit mir zufrieden schien, sprach er eine Weile bei Seite mit dem Unteroffizier, und eine Stunde darauf erfuhr ich, daß ich zu der Leibkompagnie des Kronprinzen Karl stoßen sollte.

Der Kronprinz war damals erst elf Jahre alt, aber ich merkte bald, daß er vom Soldatenwesen eben so viel verstand, als mancher Offizier, der schon Jahre lang gedient hatte. Seine Leibkompagnie bestand aus lauter ausgesuchten Leuten, und er hatte den Oberbefehl darüber. Er ließ uns fleißig exerzieren, kommandirte selber dabei, und kannte Jeden von uns bei Namen. Leicht war unser Dienst nicht, denn der Prinz gönnte uns nicht viel Ruhe, und außerdem mußten wir auch alle Wachen vor seiner Wohnung und ihm Schloßgarten beziehen; aber trotzdem dienten wir gern unter ihm, denn er schonte sich selber nicht, und was er uns zumuthete, das trug er auch mit uns redlich und

ehrlich. Schonen that er sich wirklich nicht, und man konnte schon damals merken, daß einmal ein ganzer Kriegsheld aus ihm werden würde. Er lebte gar nicht, wie ein Prinz. Seine Kleidung war einfach nach militärischem Schnitt, und unterschied sich von unserer Uniform nur durch eine dünne, goldene Achselschnur. Sein Bett war keineswegs mit Eiderdunen gefüllt, obgleich er's doch hätte haben können; es bestand in einer ganz gewöhnlichen Matratze mit einer leichten Decke, und darin schlief er Sommers, wie Winters. Nach gutem oder schlechtem Wetter fragte er überhaupt nicht viel. Wenn unsere Exerzierzeit kam, so mußten wir ausrücken in Reih' und Glied, gleichviel ob die Sonne schien, oder ob es regnete, ob wir vor Hitze fast verschmachteten, oder vor Kälte fast erstarrten. Im Ganzen aber behandelte er uns doch sehr gut, und überhaupt, beklagen konnten wir uns so wie so nicht, denn, wie gesagt, bei Hitze und Kälte, bei Sonnenschein und Regen machte er selber immer mit, und fragte so wenig nach dem Wetter, wie die ältesten Veteranen in der ganzen Armee. Wir hingen mit Liebe und Treue ihm an, und wenn er's befohlen hätte, ich glaube wahrhaftig, wir wären durch Wasser und Feuer für ihn gegangen.

Das ist keine bloße Redensart, denn in's Wasser ging ich einmal für ihn auch ohne seinen Befehl, eben nur, weil ich den Prinzen gern leiden mochte. Das kam so:

Ich hatte grade die Wache am Schloßportale, das in den Garten hinaus führte, als der Kronprinz mit einigen von seinen Gespielen kam, um sich in dem Garten ein wenig lustig zu machen. Es war eine vornehme Gesellschaft. Der junge Graf Brahe, Graf Sture, Graf Oxenstierna und Andere, Alle aus den vornehmsten Häusern des Landes. Sie spielten Ball mit einander, und ich sah ihnen zu, konnte auch bald merken, daß der Kronprinz der Geschickteste von Allen sey, was mich von meinem Kommandeur außerordentlich erfreute. Auf einmal schleuderte der Kronprinz seinen sehr schönen Ball mit solcher Gewalt, daß er weit über den Grafen Sture, der ihn eigentlich hätte fangen müssen, hinweg flog und in ein ziemlich tiefes Bassin fiel, wo er untersank und unter der Wasserfläche verschwand. Der Prinz war äußerst ärgerlich über den verlornen Ball, während Graf Sture ganz verlegen und bestürzt dastand, weil er durch seine Ungeschicklichkeit eigentlich den Verlust bewirkt hatte, den er recht wohl hätte verhindern können. „Du mußt mir den Ball wiederschaffen, Sture!" schrie ihn der Prinz an. „Er ist mir lieber, als hundert Reichsthaler, denn ich habe ihn erst gestern von meinem Großvater geschenkt bekommen. Fort ins Wasser, Sture, und hole ihn herauf!",

Der arme, junge Graf stand ganz roth und verlegen da. „Ich kann ja nicht schwimmen, Hoheit," stammelte er. „Ich müßte ertrinken, und das können Ew. Hoheit unmöglich wollen!"

„Was da, ertrinken oder nicht!" rief der Prinz wieder. „Ich will meinen Ball wiederhaben, und du hast ihn in das Bassin fallen lassen. Also geschwind! Bist du es nicht, der ihn holt, so mag ihn ein Anderer holen. Du, Brahe, Oder du, Oxenstierna! Ich will und muß meinen Ball haben!"

Dabei stampfte er mit dem Fuße auf die Erde, und sah so grimmig aus, als ob er die jungen Leute mit Haut und Haaren zu verschlingen die größte Lust hätte. Diese hinwiederum zeigten nicht die geringste Lust, um eines armseligen Balles willen ihre schönen Kleider, und noch übendrein wohl gar das Leben zu wagen, und zogen sich sämmtlich zehn Schritte weit vom Bassin zurück. Der Prinz sah aus, als ob er im nächsten Augenblicke irgend eine Tollheit begehen würde, und da hielt ich es denn für an der Zeit, mich ins Mittel zu legen. Das Schwimmen verstand ich ziemlich so gut wie eine Ente, und an meiner Uniform konnte nicht viel verdorben werden, wenn ich den Rock abwarf. Außerdem hatte ich gesehen, wo der Ball untersank, und mir die Stelle genau gemerkt.

„Halten zu Gnaden, Hoheit," sagte ich, „wenn Sie mir die Erlaubniß geben wollten, den Ball heraus zu fischen, so würde ich's schon wagen."

Meine Worte stellten sogleich den Frieden her, und besänftigten die aufgeregten Gemüther. Die jungen Grafen bekamen die rothen Wangen wieder, die ihnen vor Angst so ziemlich vergangen waren, und der Kronprinz selber nickte mir freundlich zu. Sein Zorn war verflogen, wie eine Wolke vor der Sonne.

„Brav, Richard Roos!" rief er mir zu. „Du kannst also schwimmen und tauchen? Das Bassin ist tief."

„Und wenn's zehn Klafter tief wäre, Hoheit sollen Ihren Ball wiederhaben," sagte ich. „Nur wissen Ew. Hoheit wohl, daß ich ohne Befehl den Posten nicht verlassen darf, und da wollte ich bitten . . ."

„Ganz recht, Bursche!" fiel er mir ins Wort. „Sture, du wirst den Mann ablösen. Marsch auf den Posten, und die Muskete geschultert!"

Ein paar Minuten Wache stehen mochte dem jungen Grafen nicht so schlimm vorkommen, als ins Wasser springen. Er nahm mir die Muskete ab, und ich zog den Rock aus, und war mit einem Satze im Bassin drin. Untertauchen, den Ball finden, wieder ans Ufer schwimmen, und dem Kronprinzen den Ball überreichen, war das Werk von zwei oder drei Minuten.

„Gut gemacht, Roos, wahrhaftig!" sagte er.

„Ich bin zufrieden mit dir. Da! Nimm den Thaler! Und Ihr" — wendete er sich zu den jungen Leuten, „Ihr könnt nur auch Eure Börse ziehen, denn mein braver Gardist hat Euch ein unwillkommenes Bad erspart. Wenn er nicht war, hättet Ihr mir ins Bassin springen müssen, so wahr ich der Kronprinz von Schweden bin!"

Die jungen Herren mochtens wohl glauben, denn Karl schnitt ein verzweifelt strenges Gesicht zu diesen Worten, und ich bekam richtig meine vier harten Thaler im Umsehen. Nachdem ich mich gebührend bedankt hatte, zog ich meinen Rock wieder an, in der Absicht, meine Wache von Neuem anzutreten. Aber davon wollte der Prinz nicht hören, und litt es nicht.

„Marsch, in's Quartier!" sagte er. „Du sollst dir nicht auch noch Schnupfen und Husten holen in den nassen Kleidern."

„Aber die Wache, gnädigster Herr?"

„Die Wache laß dich nicht kümmern, die übernehmen wir, bis die Ablösung kommt. Heda, Graf Brahe, jetzt kannst du einmal die Muskete schultern, und nachher kommt Oxenstierna dran. Adieu, Roos! Und auf Wiedersehen! Ich bin zufrieden mit dir!"

Der Prinz hatte es zu verantworten, wenn ich die Wache im Stich ließ, also ging ich ab, und begab mich in die Wachtstube, um mich beim Unteroffizier zu melden. Er machte große Augen, als ich ihm den Vorfall erzählte, und schickte sofort eine Patrouille ab, um eine andere Wache zu postiren. Aber der Prinz schickte sie wieder zurück. Die jungen Leute mußten richtig die Wache für mich abhalten, und ich für meine Person stand von Stund' an in des Prinzen Gunst. Manchesmal, wenn ich frei vom Dienste war, bestellte er mich zu sich, unterhielt sich mit mir, und ließ sich allerlei Schnurren erzählen, über die er manchesmal herzlich lachte. Gewöhnlich war er guter Laune; nur zuweilen kam der Eigensinns-Teufel über ihn, und dann machte er freilich Streiche, wie kein Anderer.

So war ich zum Beispiel eines Tages Zeuge, wie kurz angebunden er mit seiner Großmutter sogar umsprang, obgleich er sonst im Allgemeinen viel Respekt vor der ehrwürdige Dame hatte, und sie herzlich liebte. Aber er mochte wohl grade seinen rappelköpfigen Tag haben, und da war denn kein Haltens. Er trug dazumal die Uniform seiner Leibkompagnie, und ich stand grade Posten vor seiner Thür, die angelweit offen stand. Einen Lakaien, der aus Versehen einen geringen Fehler begangen, hatte er schon gräulich ausgescholten und aus der Thür geworfen; und auch mir, da ich mit ganz gleichgültigem Gesicht auf dem Posten stand, und keine Miene verzog bei Allem, was ich sah und hörte, hatte er schon einige grimmige Seitenblicke zugeworfen. Aber ich hielt mich für sicher. Meine Uniform war in Ordnung, die Muskete blank, kurz, Alles ordonnanzmäßig, — an mich konnte er nicht kommen, wenn er auch wollte. Da führte ein Zufall seine Großmutter herein, und wie ein Stoßvogel schoß er auf sie zu, als ob er froh wäre, Jemanden zu haben, an dem er seine üble Laune auslassen könnte.

„Nicht wahr, mein Rock ist schwarz?" fuhr er die Dame an.

„Nicht doch, Kind, sieh' nur hin, blau ist er," antwortete sie sanft und gelassen.

„Schwarz ist er!" schrie der kleine Unhold.

„Blau ist er," wiederholte die Großmutter.

„Und doch ist er schwarz!" rief der Prinz, und stampfte mit dem Fuße auf, und machte einen Lärm und Spektakel, daß man's im ganzen Schlosse hören konnte. Die Großmutter Königin, wohl oder übel, mußte endlich nachgeben oder zugestehen, der Rock sey schwarz, obgleich er mein Sir so kornblumenblau war, wie das blaue Himmelszelt über uns.

Nun, ich dachte bei mir im Stillen: „Wenn du kein Prinz wärest, was würdest du für eine Tracht Schläge mit dem Ladestocke bekommen!" Aber ich hütete mich wohl, meine Gedanken merken zu lassen, denn es war sein Lebtage nicht gut spassen mit dem Prinzen, wenn er in solcher eigensinnigen, schwarzgalligen Laune umhertobte.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Die erste Sylbe wundert sich;
Die zweite spricht: beeile dich!
Die dritte kann nie trocken seyn;
Das Ganze ist ein Königlein;
Der Kleine sitzt auf einem Thron,
Der ist gemacht von Töpferthon;
Sein Antlitz glänzt wie Gold so fein;
Es trägt ein grünes Krönelein;
Von Schwert und Spieß ist er umringt;
Ein Schwert einst selber Tod ihm bringt.

Auflösung der Charade in Nro. 203:

Ananas.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei **Lisette Wailandt** in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 205 Dienstag, 28. August 1855.

Unter dem Kirschbaum.

(Fortsetzung.)

„Seyd verschwiegen!“ sagte sie, „Ich wünsche Ihnen Glück; verzagen Sie aber nur nicht vor Schwierigkeiten!“

Ich dankte ihr.

Sie verließ mich, während ich die Briefe las, deren Inhalt ich hier mittheile. Als ich Fräulein Juul's Handschrift sah, erkannte ich darin dieselbe, die das Stammblatt geschrieben hatte.

Der erste Brief lautete also:

„Meine theure Anna!

Da diese Trennung eigentlich die erste und größte ist, die seit unserer frühesten Kindheit zwischen uns stattfindet, so empfinde ich es jetzt auch am besten, wie theuer Du mir geworden bist; und obwohl ich mich recht darüber freuen müßte, so viele unbekannte Dinge im Schwedenlande, wo ich mich jetzt aufhalte, zu sehen und kennen zu lernen, sehne ich mich im Herzen doch nach dem heimathlichen Strand, nach Deiner und nun auch meiner so lieben Mutter.

Ja, Anna, Du wirst Dich über dasjenige verwundern, was ich Dir jetzt erzähle; denn ich sehe wohl, daß es Dich überrascht hat, meine Abreise zu erfahren, ohne daß ich von Euch Abschied genommen hatte.

Wie ich jetzt doch mehr als jemals den Verlust meiner entschlafenen Mutter beweine! Obgleich mein Vater ein Mann von edlem Charakter ist und mich sehr liebt, unterordnet er sich doch mit Schwäche dem Willen meiner Stiefmutter und glaubt ihr unbedingt. Aber, Anna, sie ist nicht meine einzige Feindin; diese wenigen Tage haben meine Erfahrungen um Vieles bereichert.

Ein paar Tage vor meiner Abreise, den Tag darnach, als Du und der junge Herr Beckström zuletzt bei uns waret, kehrte ich gegen Abend vom Kirchhofe zurück; ich begreife nicht, was mich dazu veranlaßte, nicht den gewöhnlichen Weg in's Haus zu gehen, sondern durch die Küche mein Zimmer zu suchen, das, wie Du weißt, an die Wohnstube stößt, wo ich denn hörte, daß Franz mit meiner Stiefmutter in einem eifrigen Gespräch begriffen war.

Anfangs kümmerte ich mich nicht um ihre Unterredung, da ich alle Lauscherei hasse; aber als ich mehrmals meinen Namen nennen hörte und man außerdem ziemlich laut wurde, richtete ich meine Aufmerksamkeit darauf.

Meine Stiefmutter sagte:

„„Wie ich sage, Löwe, ich werde mit Gottes Hülfe es alsbald dahin gebracht haben, daß Jenny fort kommt; das wird ihr außerdem mehr nützen, als hier umherzutreiben, und es kostet mich nur ein Wort zu ihrem Vater, dieß auszuführen, besonders, da sich jetzt eine so passende Gelegenheit bietet!““

„„Wie meinen Sie das, gute Tante?““

„„Was meinen Sie dazu, Franz, wenn ich eine Parthie zwischen dem jungen Schweden und ihr zu Stande brächte? Das könnte in mehreren Beziehungen nützlich seyn; denn da Geld vorhanden ist, so wird ein solches Band durch das Interesse nur noch fester geknüpft werden.““

„„Ja, das ist recht gut,““ lautete die Antwort. „„aber mir ist vor einem schlimmen Hinderniß bange.““

„„Ein Hinderniß, wenn ich will?““ fuhr meine Stiefmutter heftig auf, „„Nun, davon möchte ich mehr hören!“

„„Sehen Sie, Tante, dieser Herr Lind, glaube ich, macht auch unserer Jenny die Cour, und falls er nun Ihrem Plan zuvor käme, so wäre das schlimm; denn ich glaube kaum, daß der Onkel sich dieser Verbindung widersetzen wird, weil er den jungen Herrn gern leiden mag.““

„„Herr Gott! Was denkt denn der arme Schreiber!““ lautete die Antwort.

„„Ja!““ fuhr der Vetter fort, „„Ja, aber er hat allerdings eine bedeutende Erbschaft von einem Onkel oder sonstigen Anverwandten zu erwarten, — doch versteht sich zu erwarten, und die Sache ließe sich wohl machen; außerdem ist er ein lustiges Haus und braver Mann.““

„„„Nun, das ist das Hinderniß, ich konnte es beinahe errathen,“““ antwortete meine Stiefmutter, „„„aber weggeworfen werden soll Jenny denn doch nicht. Woher wissen Sie denn von dieser Sache, Franz?“““

„„„Ich traf ihn neulich in einem Gasthaus, wo er übrigens vom Morgen bis Abend sitzt,“““ sagte Franz, „„„aber ich will schon gern behülflich seyn, wenn Sie es wünschen; ich brauche bloß ein Wort davon an Onkel fallen zu lassen, so . . .“““

„„„Dank, Dank, guter Löwe, Sie wissen ja, wie ich es wünsche, und werde ich Ihnen dafür sehr dankbar seyn. Trinken Sie nicht ein Glas Wein, guter Löwe?“““

„Danke Ihnen, liebe Tante, aber vergessen Sie denn auch nicht, meine Sache bei Anna zu führen . . .““ Den Schluß der Worte des Herrn Vetters konnte ich nicht hören; aber meine Stiefmutter sagte:

„„„Seyen Sie ruhig, Franz, mein Haus und Herz stehen Ihnen stets offen!“““

Ich konnte es nicht länger ertragen, Zeuge eines so hübschen Gesprächs zu seyn, das sich um mich drehte, und obwohl ich die Redenden herzlich verachtete, machten ihre Worte doch einen sehr unangenehmen Eindruck auf mich. Ich beklagte meinen Vater, daß er an ein so unwürdiges und ränkevolles Geschöpf gebunden sey, und bat Gott, daß er den bösen Rath, den sie und Franz über mich hielten, hindern wolle! —

Ich entfernte mich leise und trat auf einem andern Wege zu meiner noblen Familie ein. Man empfing mich recht herzlich, ich aber schützte Kopfweh vor und entfernte mich.

O, meine Anna, wärst Du nun bei mir!

Sage mir, glaubst Du wirklich, daß Herr Lind so ist, wie Franz ihn beschrieben hat? Das wäre doch schade für den jungen Mann, der so gut und verständig zu seyn schien! Ich hoffe solches nicht.

Am folgenden Tage fragte mich mein Vater, ob ich Lust habe, eine Reise nach Helsingborg zu machen. Ich äußerte gerade keine Freude über dieß Anerbieten, da ich den Grund dazu kannte; aber da ich meinen Vater ernst werden und die Stirn falten sah, willigte ich sogleich mit scheinbarem Vergnügen ein.

Doch hier habe ich es recht gut. Wir wohnen auf dem großen Landgute des Konsuls Beckström und besehen jeden Tag die schöne Umgegend; morgen gehen wir nach Ramlösa, dort will ich an dem Gesundheitsbrunnen Dein Wohlseyn trinken, meine liebe Anna, und gebe Gott, daß ich in dem stärkenden Bade von allen Sorgen meines Lebens befreit werden möge! Ich verstehe mich gar nicht mehr auf mein Inneres, und obwohl ich hier von den Herrlichkeiten einer reizenden Natur umgeben bin, für die mein Herz empfänglich seyn müßte, verlangt meine Seele doch in wehmüthiger Sehnsucht nach den grünen Buchenwäldern, nach dem Fleck auf Erden, wo Du bist und wo ich glücklich gewesen bin, so unendlich glücklich! Deine

Jenny.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Eisenkopf.

(Fortsetzung.)

Gleichwohl mochte er mir ansehen, daß ich seine Unarten nicht billigte, denn auf einmal schoß er wie ein kalekut'scher Hahn auf mich zu, und brüllte mich an: „Sage du, Roos, ist mein Rock schwarz oder blau?“

„Halten zu Gnaden, Hoheit,“ erwiderte ich in der Absicht, mich aus der Affaire zu ziehen, „kein Posten, der unter'm Gewehr steht, darf eine Meinung haben.“

„Aber ich befehle es, du sollst antworten!“ schrie er mit einem Blicke, der nichts Gutes verhieß. „Schwarz oder blau?“

Mein Sir, es ärgerte mich, daß er mich so drangsalte, und doch wollt' ich um Alles in der Welt dem jungen Trotzkopfe nicht nachgeben. Also resolvirte ich mich kurz, und antwortete: „Schwarz, Hoheit! Schwarz, wie eine Kornblume!“

Da hatt' ich's getroffen. Anfangs stutzte er ein wenig, dann aber lachte er, und nun war's mit seinem Aerger vorbei. „Schwarz, wie eine Kornblume! Spitzbube, pfiffiger!“ sagte er, plötzlich in der besten Laune von der Welt. „Du bist doch ein braver Kerl, Roos! Hättest du mir nicht Recht gegeben, wär's vorbei gewesen mit uns. Jetzt bin ich wieder zufrieden mit dir, wie damals am Bassin.“

„Das ist ein Glück für mich, Hoheit,“ gab ich ihm zur Antwort. „Aber Sie sollten doch die Menschen nicht in solcher Weise auf die Probe stellen, besonders einen armen Soldaten nicht, der doch keinen Widerspruch wagen darf, bei Leib und Leben nicht.“ —

„Du hast recht, Bursche! Ich will's mir merken,“ sagte er. Dann reichte er auf die höflichste und artigste Weise seine Hand der Großmutter Königin, und führte sie wie ein galanter Kavalier nach ihren Zimmern, wo er sich gewiß wegen seiner begangenen Unart entschuldigte.

So war er immer. Heftig, aufbrausend, hartnäckig und dickköpfig, wenn er auf Widerstand stieß,

und wieder, wie um den Finger zu wickeln, wenn man ihn mit Vorsicht und Klugheit behandelte. Er hatte nun einmal einen ganz eigenthümlichen Charakter, und behielt ihn so ziemlich bis an sein Lebensende.

Bei einer anderen Gelegenheit machte er auch wieder einmal Streiche, und dießmal wollte er wirklich, recht eigentlich im buchstäblichen Sinne, durch die Wand. Mitten im Winter, bei zwanzig Grad Kälte, fiel's ihm plötzlich eines Tages ein, er wolle im Schlitten spazieren fahren. „Kannst mitkommen und dich auf die Pritsche setzen, zum Knallen!" rief er mir im Vorbeigehen zu, und da dieß so viel hieß, wie ein Befehl, so gehorchte ich natürlich auf der Stelle, obgleich mir bei der Kälte die Einladung nicht sehr angenehm erschien. Der Schlitten, vor den sein kleines Pferd gespannt war, kam an, Karl sprang hinein und nahm die Zügel, ich hinten drauf auf die Pritsche und tüchtig geknallt, zwei Reitknechte zu Pferde hinterher, und so ging es kling, kling, durch die Straßen, daß überall die Köpfe neugieriger Leute an die Fenster flogen. Wir kümmerten uns nicht darum, sondern fuhren weiter, bis auf einmal das Pferd stutzte, und absolut nicht weiter wollte. Es stand nämlich vor einer alten, kleinen Mauer, die der Prinz bis dahin übersehen hatte, weil sie so ziemlich ganz von Schnee bedeckt war. Der Prinz peitschte drauf los, und schrie das Pferd an; aber das Pferd war klüger als er, und weigerte sich ganz entschieden, über die Mauer zu setzen. Einer von den Reitknechten empfand einige Schadenfreude über das Hinderniß, das endlich einmal zu denen zu gehören schien, die selbst für den Eisenkopf des Prinzen eine zu harte Nuß waren, und sagte spöttisch: „Es hilft Alles nichts! Wenden Ew. Hoheit nur um, und nehmen einen anderen Weg!"

„Den Henker werde ich!" fluchte der Prinz. „Herunter mit Euch faulen Kerlen von den Pferden, und reißt mir die Mauer nieder! Auf der Stelle! Ihr sollt nicht sagen können, daß der Kronprinz vor einer elenden Mauer zurückgewichen sey!"

Die Leute machten lange Gesichter, denn der Befehl des Prinzen, bei zwanzig Grad Kälte mit den bloßen Händen eine Mauer einzureißen, behagte ihnen ganz und gar nicht, — aber kurz und gut, sie mußten gehorchen, ich hielt indessen die Pferde, der Prinz sah zu, und endlich, nachdem er noch weidlich auf die Reitknechte losgewettert hatte, wurde die Mauer hinweggeräumt, und er hatte freien Weg, gradaus zu fahren, ohne umkehren zu müssen. Der Eisenkopf war dießmal Sieger geblieben.

Solche und ähnliche Geniestreiche machte er öfter, und gab damit den Beweis, daß sein Kopf nicht aus ganz gewöhnlichen Stoffen geformt seyn müsse. Auf der anderen Seite hinwieder bewies er aber auch, daß, richtig geleitet, sein starrer, eiserner Sinn auch Gutes zu leisten vermochte. So hatte zum Exempel sein Hofmeister große Noth mit ihm, weil ihm das Latein nicht behagen wollte. Er lernte es nicht, und die Grammatik war ihm verhaßt. Endlich, als vernünftiges Zureden nicht half, gab es der Hofmeister auf. „Gut, Ew. Hoheit," sagte er, „lernen Sie nicht. Freilich dürfen Sie Sich dann niemals Rechnung darauf machen, dereinst zu den großen Monarchen gezählt zu werden, aber ich denke mir, es ist Ihnen darum auch nicht zu thun."

Jetzt stutzte der Prinz. „Wie das?" fragte er.

„Nun, das ist sehr einfach," entgegnete der Hofmeister trocken. „Jeder große Monarch versteht Lateinisch, und sogar Ihrem Nachbar, dem Könige von Dänemark ist es geläufig."

Hm! Was Andere wußten und gelernt hatten, das sollt Er nicht wissen und lernen? „Geben Sie mir die Grammatik!" sagte er zum Hofmeister, und von Stund' an lernte er mit einem Fleiße, der wenigstens eben so eisern war, als sein Kopf. Ebenso ging's nachher mit dem Französischen. Der Kronprinz ließ sich um den Finger wickeln, sobald man es nur verstand, seinen Ehrgeiz auf die richtige Weise anzustacheln.

(Fortsetzung folgt.)

Gelungene Rache.

Italienische Novelle aus der Geschichte des 15. Jahrhunderts.

Während seiner glänzenden Tage saß der Patrizier Garcia Lorezano, Rathsherr in Venedig, eines schönen Sommerabends mit seiner jungen und liebenswürdigen Tochter Antonia in einer Myrtenlaube seines neben seinem prächtigen Hotel belegenen Gartens. Lorezano hatte sich erst spät vermählt; jetzt war er ein alter Mann, doch war der Winter seines Lebens, obwohl frostig, dennoch nicht ohne Freuden, und, ungeachtet der wenigen schneeweißen Haare seines Hauptes, sprach ein stolzer, unbeugsamer Geist aus seinem durchdringenden Blick. Die Republik ehrte und fürchtete ihn.

Wegen des frühen Hinscheidens der Mutter wurde Antonia von einer alten Tante erzogen, die Wittwe und kinderlos war und in Venedig's Nähe in großer Zurückgezogenheit von der Welt lebte; nur die Edelsten und Geistreichsten wurden in ihrem gesellschaftlichen Verkehr gesehen. Antonia war erst neulich nach Venedig gekommen, um des Vaters häusliche Angelegenheiten zu leiten; sie war sein einziges Kind und Erbin eines ungeheuren Vermögens. Unzählige Freier, unter denen sich auch ein Sohn

des Dogen befand, warben um sie; aber Antonia hatte bis jetzt noch Keinem auch nur die geringste Aufmerksamkeit bewiesen, und ihr Vater eilte eben so wenig damit, sie von sich zu trennen. Dennoch aber war die Rose ihres Glücks nicht ohne Dornen, und diese Dornen waren jetzt der Gegenstand ihrer Unterhaltung.

„Sprich nicht von ihm!“ fuhr der alte Mann fort. „Sprich nicht von ihm, Antonia, denn selbst nicht von Dir will ich ein Wort zu seiner Vertheidigung hören; obwohl er ein Sohn meiner Schwester ist, meiner einzigen, geliebten Schwester, ist und bleibt er meinem Hause und meinem Herzen ewig fremd. Ich würde, so wahr ich ein treuer Venetianer bin, ihm keine hülfreiche Hand reichen, wenn ich ihn auch zu meinen Füßen hungersterbend sähe und wenn er mich auch mit der Stimme seiner Mutter anflehte und mit ihren Augen anblickte. Ein zu Grunde gerichteter Spieler . . .“

„Sein Vermögen war nicht groß“, unterbrach Antonia ihn mild; „und außerdem wurde er von schlechten Menschen betrogen.“

„Ein Nachtschwärmer, der auf öffentlicher Straße mordet . . . .“

„Er tödtete im ehrlichen Zweikampf einen treulosen Feind, der ihn zugleich betrogen und bestohlen hatte; unglücklicher Weise gehörte der Verräther zu Venedig's vornehmsten Familien.“

„Und sich darauf dem Auswurf des Menschengeschlechts anzuschließen und seine Waffen gegen das Land zu wenden, das ihn geboren hat. . .“

„Er wurde verwiesen, unrechtmäßig verwiesen, wie er glaubte; er forderte den Rest seines Vermögens und man schlug's ihm ab, Verzweiflung trieb ihn zu seinem gegenwärtigen Handeln.“

„So laß denn die Verzweiflung wenigstens in dieser Welt sein Loos seyn! Die Zeit hätte vielleicht sein Verbrechen vergessen lassen und ihn selbst seinem Lande wiedergeben können; aber seine Hand gegen Venedig zu erheben, ihm einen drohenden Blick zuzuwerfen . . . . Mädchen! sein Tod wäre nur eine gerechte Rache und Strafe.“

„Er schien den Tod zu wünschen; er zieht ihn der Verbannung vor. Erinnern Sie sich Jacob Foscaris? Der Eifrigste unserer Patrioten kann ihm einen Seufzer nicht versagen. O, Vater, Sie sind zu strenge, in solchem Gericht liegt weder Gnade noch Gerechtigkeit!“

„Wirklich? Was wünschest Du denn, daß ich thun soll?“

Getäuscht von der Art und Weise, wie ihr Vater diese Frage betonte, antwortete Antonia ernstlich: „Laß ihn sich an unseren Hoffnungs- und Mitleidsworten erfreuen können, und schaffe ihm Mittel, seines Ranges würdig in fremde Dienste treten zu können, wie es sein Wunsch ist. Daß Venedig alsbald auf seinen verstoßenen Sohn, Claude Rovani, stolz seyn und ihn mit offenen Armen wieder aufnehmen wird, dafür stehe ich ein. Thue es doch, Vater!“

Eine Pause trat ein. Endlich sagte der alte Mann wieder:

„Ist es mein Kind, mein einziges Kind, das durch eine heimliche und freundschaftliche Verbindung mit einem verbannten Verräther Schande und Verachtung über seines Vaters graue Haare bringen will? Will mein einziges Kind, wegen eines niedrigen und undankbaren Menschen, meine wenigen Tage, die ich noch übrig habe, verbittern?“

„Halt ein, Vater; um Gotteswillen, halt ein!“ rief die erschrockene Antonia. „Also meine ich es nicht, das wissen Sie recht wohl; aber ich glaubte, daß Alles, was man thun könnte, sich mit Sicherheit und Ehren thun ließe.“

„Welche Sicherheit und Ehre, Antonia? Keins von Beiden!“ Hierauf fragte er sie, indem er ihr einen mißtrauischen Blick zuwarf: „Wie lange ist's her, daß Du Deinen Vetter zuletzt gesehen hast?“

„Heute sind's gerade drei Jahre her, Vater; er brachte einige Wochen bei meiner Tante zu, reiste darauf nach Venedig und wurde ein halbes Jahr darnach verbannt.“

„Schrieb er Dir oft in dem halben Jahre?“

„Sehr oft, Sie selbst haben einige Briefe gelesen.“

„Sah Deine Tante sie alle?“

„Ja, Signor“, antwortete Antonia verwundert.

„Laß mich einen Augenblick nachdenken: seit drei Jahren; da warst Du erst dreizehn Jahre alt und noch ein Kind. Erinnerst Du Dich seiner noch.

„O, ich glaube ihn noch lebendig vor mir zu sehen, mit seinem Adlerauge und seiner offenen, männlichen Stirn gleich Ihnen. Er glich Ihnen auf ein Haar, Vater, besonders wenn er erzürnt war oder lächelte, und das darf ich nicht vergessen, er liebte und ehrte Sie wie ich, davon bin ich überzeugt; und ungeachtet seiner Munterkeit, seines Muthes und Verstandes, wie ehrerbietig war er gegen meine Tante; wie ängstlich in der Sorge für ihre Bequemlichkeit, wie nachsichtig mit ihren Schwachheiten! Und gegen mich, ach! gegen mich . . .“ Antonia brach in Thränen aus, „mein armer Vetter, mein theurer, lieber Claude!“

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei **Lisette Wailandt** in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 206 Mittwoch, 29. August 1855.

Unter dem Kirschbaum.

(Fortsetzung.)

Dieß war der Inhalt des ersten Briefes; — ich wußte nicht recht, ob ich mich darüber freuen oder betrüben sollte. Mit Begierde öffnete ich daher den zweiten.

Hier ist dessen Inhalt:

„Vor einigen Nächten hatte ich einen ganz sonderbaren Traum. Mir kam es vor, als wäre ich wieder in meiner Heimath und stände auf dem Kirchhofe an dem Grabe meiner Mutter. Es war ein schöner Abend, etwa im Beginn der Dämmerung; ich aber war sehr betrübt und weinte heftig, indem ich gleichsam der Todten alle Sorge und Unruhe offenbaren wollte, die sich seit ihrem Abschiede mit Zentnerlast auf mein Herz geworfen hatte.

Da schien es mir, als wenn ich wieder die freundlichen Züge meiner Mutter sähe, aber eine stille, heilige Ruhe war darüber ausgegossen; meine Thränen netzten den Rasen, auf den ich jetzt niederkniete.

Darauf sah ich eine hochgewachsene junge Frau in weißen Kleidern sich mir nähern. Still legte sie die Hand auf meine Schulter und sagte alsdann: „Ich bin Dein guter Engel!" Bei genauerer Betrachtung schien es mir, daß Du es warst, meine Anna.

Darnach erwachte ich.

Anna, kannst Du Dich noch erinnern, daß ich Dir einmal ein beschriebenes Blatt aus meinem Stammbuch zeigte, worauf ich in einer einsamen Stunde meinen Gefühlen über den guten Engel der Menschen Luft gemacht hatte? Ich schrieb das kurz vor dem Tode meiner Mutter. Nun wollte ich, wie ich aufgestanden war, dasselbe hervor suchen — aber ungeachtet alles Suchens fand ich es nicht; es muß verloren gegangen seyn. Das schmerzt mich recht sehr; denn es war mir, immer, als wenn das Blatt und die darauf ausgedrückten Gefühle mit meinem Schicksal in inniger Verbindung ständen.

Am nächsten Tage waren wir Alle nach Ramlösa gezogen. Hier ist die Natur reizend, das ist ein lieblicher Ort, wo sich ein großer Theil der eleganten Welt versammelt hatte.

Mein Vater und Konsul Beckström waren in ein ernstes Gespräch vertieft, während der junge Beckström sich mit mir unterhielt. Er ist sehr anspruchslos und in jeder Beziehung so, wie ich ihn wünsche, besonders nach dem Gespräche, das ich jüngst, ihn und mich betreffend, hörte. Doch plötzlich wurden wir in unserer Konversation unterbrochen, die beiden Alten näherten sich uns, und mein Vater nahm meinen Arm, während der Konsul seinen Sohn in ein Gespräch zog.

Einige Augenblicke darnach saßen mein Vater und ich in einer Laube; er ergriff meine Hand und schien sehr gerührt zu seyn.

„Höre, mein Kind!" sagte er, „Du weißt, daß ich in kurzer Zeit Dich und mein Vaterland wieder verlassen werde, um auf eine lange Reise zu gehen, und obgleich ich sonst mit Freuden eine solche angetreten habe, bewegt mich dabei jetzt ein seltsames Gefühl. Ich soll dießmal ein Meer befahren, das mir unbekannt ist, und wie leicht muß mir da die Ahnung aufsteigen, daß ich meine Heimath vielleicht nicht wiedersehe. Des Seemanns Leben ist gefahrvoll, der schaumbedeckte Weg ist nicht so sicher als der, den der Pflug durchfurcht!"

In meine Augen traten Thränen. Niemals hatte ich meinen Vater so bewegt gesehen. Ich bat ihn, seine unruhigen Gedanken zu unterdrücken und auf sein altes Glück zu bauen.

„Meine gute Jenny!" fuhr er fort. „Du hast einen großen Theil meines Glücks in Händen; falls Du nun Deinen Vater lieb hast, so beförderst Du auch dasselbe, indem Du zu gleicher Zeit Dein eigenes begründest. Siehst Du, gemeinschaftliches Interesse haben Konsul Beckström und mich vereinigt; ich verspreche mir einen reichlichen Verdienst und sehe einem ruhigen, sorgenfreien Alter entgegen, wenn ich nach vollendetem Tagewerk meinen Beruf niederlegen werde.

Und wenn wir nun diesen Verein durch ein

natürliches Band fester knüpften; ich meine, wenn Du dem wackern jungen Beckström, der große Zuneigung zu Dir hat, Deine Hand gäbest, so wäre auch Dein Glück gemacht."

„Mein lieber Vater", antwortete ich, während meine Thränen heftiger rannen, „warum willst Du, daß ich das Mittel sey, Privatinteressen zu fördern, besonders da ich keine Neigung zum Heirathen verspüre und eben so wenig den jungen Schweden liebe — o, guter Vater, laß diesen Plan fahren, der mich nur unglücklich machen wird!"

Mein Vater stand heftig auf, ergriff meine beiden Hände und sagte:

„Höre, Jenny, was ich keinem Menschen gesagt habe, das will ich Dir jetzt anvertrauen. In Deinen Händen ruht mein Glück oder Unglück; denn wisse: Ich bin ein zu Grunde gerichteter Mann. Ich stehe bei meinem letzten Rheder in großer Schuld, und falls ich nicht in einer bestimmten Zeit Geld oder Sicherheit schaffe, wird mein Schiff und Alles, was ich habe, in öffentlicher Auktion verkauft. Du kannst mich retten, wenn Du willst, erinnere Dich, Kind, daß mein Haar unter der Sorge für Dich grau geworden ist, und daß ich bis zu meinem letzten Athemzuge für Dich arbeiten will, — denke Dir Deinen alten Vater zu einem finsteren freudenleeren Alter gelangt, nach dem rastlosen Kampfe eines unruhigen Lebens! Jenny, ich gebe Dir acht Tage Bedenkzeit, aber beeile Dich, wenn Du Deinen unglücklichen Vater retten willst."

Ich versank in eine sonderbare Lethargie und merkte es kaum, daß mein Vater mich verließ.

Ich strengte mich an, um ein ruhiges Aussehen zu erzwingen, aber es glückte mir schlecht, als bald darauf der Konsul eintrat und mir freundlich den Arm bot. Mein Vater war auch sehr freundlich gegen mich, nur der junge Beckström war ernst und still.

Liebe Anna, rathe mir, hilf mir durch Deinen Trost aus diesem Labyrinth; ist mein Unglück nicht groß?

Deine

Jenny."

Betrübt und niedergeschlagen saß ich da, nachdem ich diese Briefe durchgelesen hatte; ich versank in ein stilles Grübeln, so daß ich es nicht bemerkte, daß Anna wieder vor mir stand.

„Geben Sie nun alle Hoffnung auf?" fragte sie lächelnd.

Ich fuhr auf und antwortete:

„Ja, mein Fräulein, und das mit Grund; ich begreife es, daß Ihre Freundin keine andere Wahl hat. Als eine gute Tochter muß sie ihre Pflichten kennen, und im Laufe der Zeit wird sie sich auch vielleicht in das Opfer finden, das sie ihrem Vater bringt; — der junge Beckström ist ja ein wackerer Mann."

„Es ist eben so wenig gewiß", fügte ich hinzu, „daß sie eine Zuneigung zu mir nährt; jedenfalls aber muß ich sie zu vergessen suchen, aber Gott weiß, ich glaube, das wird unmöglich seyn!"

„Verzagen Sie nicht, Herr Lind, Alles kann sich zum Besten wenden; versprechen Sie mir nur, daß Sie verschweigen wollen, was ich Ihnen anvertraute, und ertragen Sie Ihr Geschick wie ein Mann!"

Ich versprach es feierlichst; aber nun wurde unser Gespräch unterbrochen, da sich Jemand näherte.

Bald mußte ich auch Abschied nehmen, wichtige Geschäfte riefen mich nach Hause und daselbst angekommen, häufte ich eine Menge Arbeiten vor mir auf, die mich antreiben sollten, meine Gedanken von den Angelegenheiten meines Herzens abzuwenden, was denn auch zur Hälfte wenigstens gelang.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eisenkopf.

(Fortsetzung.)

Der Soldatengeist wachte schon frühzeitig in seiner Seele auf. Mit nichts beschäftigte er sich lieber, als mit den kriegerischen Thaten und Begebenheiten in der Weltgeschichte, und seinen Kurtius konnte er auswendig. Besonders waren es die Heldenthaten Alexanders von Macedonien, die er mit wahrem Heißhunger verschlang, und ich selber hörte ihn einmal gegen seine Großmutter den Wunsch äußern: „Wenn ich wie Alexander würde, so wollte ich gern, wie er, auch nur dreißig Jahre alt werden, und den Ruhm mit dem Reste meines Lebens bezahlen!"

Die würdige Frau erschrack, und gab sich alle Mühe, ihm solche Gedanken und den ganzen Hang zum Soldatenwesen auszureden, aber das war Wasser mit der Siebe geschöpft. Karl blieb Karl, und was irgend auf Krieg und Schlachten Bezug hatte, ging ihm über Alles.

Der General Steenbock, derselbe, der mich in seine Nähe gebracht hatte, erkannte und wußte das sehr wohl. Um sich bei ihm in Gunst zu setzen, ließ er dem Kronprinzen eines Abends vierundzwanzig kleine, metallene Kanonen mit Pulverwagen, Kugeln und Allem, was sonst dazu gehört, zum Geschenke überreichen. Ich hatte grade wieder die Wache vor seinem Zimmer, als das niedliche Kriegsmaterial ankam, und da sah ich, mit welchem Jubel der Kronprinz seine hübschen, kleinen Kanonen aus-

packte. In seiner Herzensfreude fiel er mir um den Hals, und ruhte nicht, bis ich meine Muskete in die Ecke gestellt hatte, und mit ihm Kanonenschießen spielte. Ich mußte die Geschütze laden, dann richtete er sie, feuerte sie ab, und jauchzte, wenn er sein Ziel getroffen hatte, welches er übrigens, die Wahrheit zu sagen, nur selten fehlte. Natürlich hatte ich dafür Sorge getragen, daß er mit seinen Kanonen keinen Schaden anrichten konnte, und so ließ ich ihn knallen und paffen, bis die Ablösung kam. Der Gefreite machte ein grimmiges Gesicht, als er mich nicht auf meinem Posten, sondern in so angenehmer Unterhaltung mit dem Kronprinzen fand. Aber Karl machte wenig Umstände mit ihm.

„Nicht gemukst, Kerl!" schrie er den Gefreiten an. „Was Roos gethan hat, ist auf meinen Befehl geschehen! Jetzt packe dich! Vorwärts — marsch!"

Ganz verdutzt zog der Gefreite ab, und ich mußte mit dem Kronprinzen weiter spielen, bis in die sinkende Nacht hinein. Da erst wurde ich beurlaubt, und es fehlte nicht viel, dann hätte er die Kanonen auch noch in sein Bett mitgenommen, so schwer wurde ihm die Trennung davon. Am anderen Morgen aber noch vor Tagesanbruch war er schon auf dem Wege zum General Steenbock, und holte ihn aus dem Bette, um sich für das herrliche Geschenk bei ihm zu bedanken, das ihm so unsäglich viel Freude gemacht hatte, und noch machen sollte. Denn die Kanonen blieben von jener Zeit an sein liebstes Spielwerk, und noch unzählige Male mußte ich ihm dabei helfen, sie zu putzen, zu laden, zu richten, bis er so geschickt in ihrer Handhabung wurde, daß er mit jedem Kanonier um die Wette schießen konnte.

Um jene Zeit wars auch, wo er wieder einmal einen recht auffallenden Beweis von seiner starren Sinnesart gab. In seines Vaters Kabinet nämlich hingen zwei Karten; die eine stellte eine ungarische Stadt dar, welche die Türken dem Kaiser Leopold weggenommen hatten, und die andere stellte Riga dar, das damals noch uns Schweden gehörte. Unter jener standen die Worte Hiobs: „der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sey gelobet." Karl las die Unterschrift, dachte kopfschüttelnd ein Weilchen darüber nach, nahm dann plötzlich eine Bleifeder vom Schreibtische seines Vaters, und schrieb eigenhändig unter die Karte von Riga: „der Herr hat's genommen, aber kein T....l soll es mir wieder nehmen."

Der Herr Vater verwies ihm den Frevel, und that sehr recht daran. Riga ist fort, und es ist nicht einmal der Gottseybeiuns gewesen, der es geholt hat, sondern der Czaar Peter, und Rußland hat Riga heute noch.

Trotzdem konnte man daraus schon merken, wie scharf die junge Nessel eines Tages brennen würde, und gebrannt hat sie, daß fast ganz Europa darüber in Flammen aufgegangen wäre!

Nun, Jugend hat nicht immer Tugend, und es wäre auch mit Karl vielleicht anders und besser gekommen, wenn er nicht so frühzeitig seinen Herrn Vater verloren hätte. Der König starb, als der Kronprinz erst fünfzehn Jahre alt war. Nach den Reichsgesetzen wäre er in diesem jungen Alter gleichwohl schon mündig und thronfähig gewesen, aber sein Vater, der den wilden, ungestümen Geist des Prinzen wohlkannte, hatte vorgebeugt und in seinem Testament verordnet, daß Karl bis zu seinem zurückgelegten achtzehnten Lebensjahre unter die Vormundschaft seiner Großmutter gestellt werden solle. Er war sehr zornig über diese Verordnung, aber da er seine Großmutter wirklich sehr liebte und verehrte, so fügte er sich doch ein Jahr lang, und hätte es auch wohl noch länger mit angesehen, und fünfe grade seyn lassen, wenn nicht die glimmenden Funken in seinem Innern von einem Andern wären angeblasen worden. Als er einst Revue über einige Regimenter hielt, versank er dabei so tief in Gedanken, daß ihn der Reichsrath Piper, der an seiner Seite ritt, leise fragte: „Was beschäftigt denn Ew. Majestät, daß Sie so ernsthaft aussehen?"

„Ei," antwortete der junge König eben so leise, „ich denke, daß ich wohl würdig wäre, diese braven Leute selbst zu kommandiren, ohne unter dem Oberbefehl einer Frau zu stehen."

„Wollen mir Ew. Majestät freie Hand geben?" fragte Piper hastig. „Mit meinem Kopfe hafte ich dafür, daß Ew. Majestät binnen drei Tagen zum souveränen König ausgerufen werden sollen."

Karl schaute ihn mit großen Augen an, und sagte nicht nein. Das war dem schlauen Staatsrathe genug. Er ließ alle Minen springen, fand überall geneigte Gesinnungen, und richtig, nach drei Tagen schon wurde Karl zum König ausgerufen. Als ihn der Erzbischof Swebilius in der Kirche gesalbt hatte, und ihm darauf die Krone aufsetzen wollte, machte er ein grimmiges Gesicht, riß ihm die Krone aus der Hand, und setzte sie sich selber aufs Haupt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelungene Rache.

(Fortsetzung.)

Der Vater erhob sich und trat vor sie hin. „Antonia!" sagte er, und sie sah ihn an. „Es ist das erste Mal, daß des ruchlosen Rovani Name seit seiner Verbannung über unsere Lippen gekom-

men ist; merk Dir's, es muß auch das letzte Mal seyn! Ich will gerne glauben, daß Deine Jugend und Herzensgüte Dich dazu verleitet haben, für einen Unwürdigen zu bitten; doch warne ich Dich, daß Du in Zukunft dergleichen nicht wiederholest. Du findest mich strenge gegen meiner Schwester Kind; Du weißt noch nicht, daß es in meiner Natur liegt, nicht minder strenge gegen mein eigenes Kind zu seyn, wenn die Gerechtigkeit und die Sicherheit des Vaterlandes es erfordern sollte. In Rovani sehe ich nur den Verräther, den kühnen, schlauen Verräther, der Venedig's Ruhe und Frieden stört; denn Du mußt wissen, daß unsere Stadt mit seinen Spionen angefüllt ist: keine Familie ist sicher; der Schlag fällt in der Dunkelheit, in der Nacht . . . auf dem Wasser sowohl als auf dem Lande, in der verborgensten Kammer und auf der öffentlichen Straße; an allen Ecken findet man Plakate angeschlagen, mit der Erklärung, daß das Schwert nicht in die Scheide gesteckt werden soll, so lange noch Einer von Denjenigen am Leben ist, die für Claude Rovani's Verbannung gestimmt haben. Und wird er dann aufhören zu morden? Du bist bestürzt darüber, Antonia! Du wußtest nicht, bis zu welchem Grade das Uebel gestiegen ist. Eben so wenig wünschte ich Dich mit diesen Unthaten bekannt zu machen; aber nun darf ich es Dir nicht länger verschweigen, daß Venedig in seinem Schooße ein Otternnest birgt, das Gift und Lebenswärme aus Rovani's verrätherischem und rachgierigem Geiste einsaugt, und daß die Regierung, so mächtig und verschwiegen sie auch ist, ungeachtet aller Anstrengungen noch nicht im Stande gewesen ist, dasselbe auszurotten, ja nicht einmal dessen Spur zu entdecken. Ich stimmte nicht für des Unglücklichen Verbannung, da ich unglücklicher Weise abwesend war; doch wartete ich nach meiner Heimkehr nicht damit, dem Verbannungs-Urtheil öffentlich beizutreten. Aber daß die Regierung uns in diesem Augenblick nicht aus den Augen verliert und jeden unserer Schritte beobachtet, das ist nicht schwer zu begreifen. Sey daher auf Deiner Hut, Antonia! Du mußt nicht bloß Deine Gesinnung unterdrücken, sondern sie auch verändern; sein Name komme niemals mehr in einem theilnehmenden Tone über Deine Lippen, selbst nicht im verborgensten Winkel unseres Hauses; banne ihn nicht bloß aus Deinem Herzen, sondern auch aus Deiner Erinnerung; Dein Vetter Claude ist todt, nur der Verräther Rovani lebt; vergiß daher nicht, was Du Deinem Vaterlande, Deinem Vater und Dir selber schuldig bist!" Der alte Mann wandte sich um und ging langsam fort.

Antonia, von Kummer, Erstaunen und Furcht unbeweglich, ließ ihren Blick auf der Stelle haften, wo ihr Vater gestanden hatte; sie war einer Ohnmacht nahe, mißmuthig warf sie sich auf einen Stuhl und seufzte: „Ach, wenn ich weinen könnte!"

„Weine nicht, Antonia!" flüsterte eine Stimme. Sie würde vom Stuhle aufgesprungen seyn, wenn sich nicht ein Arm um sie geschlungen und sie festgehalten hätte. Ein maskirter Mann kniete vor ihr; sein Haupt war zum Theil entblößt, und sein Gesicht berührte fast das ihrige. Die heftige Erschütterung rettete sie von vollkommener Erstarrung, und erstaunt rief sie aus: „Claude Rovani!"

„Ja, er ist's der Niedrige, der Verräther, der von Allen Verfluchte, bloß von Dir nicht. Dank, tausend Dank, Antonia! Des Himmels Segen sey Dir dafür. Du sprachst für mich, wie ein Engel reden würde, obwohl vergebens. O, ziehe Dich nicht zurück, fliehe mich nicht; ich bitte bloß, einen Augenblick mich zu hören!"

„Ich kann nicht, ich darf nicht!" Darauf fuhr sie mit gefalteten Händen fort: „O Claude, was hast Du gethan".

(Fortsetzung folgt)

Mannigfaltigkeiten.

[Weibliche Aerzte.] Seit dem Jahr 1848 besteht in Boston in den vereinigten Staaten eine Schule der Arzneiwissenschaft, auf welcher ausschließlich nur junge Frauen Vorlesungen über alle Zweige der Heilwissenschaft hören, und in einem damit verbundenen Krankenhause die Krankenpflege üben. Seit 1849 ist eine zweite Anstalt in Philadelphia eröffnet worden. Beide vom Staate wohl unterstützte Einrichtungen haben sich zahlreicher Schülerinnen zu erfreuen gehabt, von denen ein großer Theil als Krankenpflegerinnen, als ärztliche Gehülfinnen sich bereits bemerkbar gemacht, von welchen aber auch schon viele alle sogenannten medizinischen Grade erhalten haben und sich besonders glücklich am Krankenbette der Frauen und Kinder bethätigen. Man ist gegenwärtig im Begriffe, eine dritte derartige Schule in Cincinnati zu eröffnen.

Auflösung der Charade in Nro. 203:

Grabscheit.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei **Lisette Wailandt** in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 207 Donnerstag, 30. August 1855.

Unter dem Kirschbaum.

(Fortsetzung.)

Es waren reichlich acht Tage nach den letzten Ereignissen verronnen, als ich höhern Orts beordert wurde, eine Geschäftsreise auf Seeland zu machen und zuerst einen Platz zu besuchen, der in der Nähe von Helsingör liegt. Die Sache hatte Eile, und ich reiste ab.

Längs dem Strandwege fuhr ich an der lieblichen Küste dahin. Mein Blick aber haftete wehmüthig auf dem Schwedischen Lande, das sich auf der andern Seite des Sundes aus den Wellen erhebt; dort weilte jetzt ja noch mein Glück.

Mein Bestimmungsort war bald erreicht, und meine Geschäfte besorgte ich in kürzerer Zeit, als ich es anfangs erwartete, weßhalb ich einen Abstecher nach Helsingör machte, um einen dortigen Freund zu besuchen.

Bei meiner Ankunft bezog ich das „Hotel d'Oeresund". Es wurde an der table d'hôte gespeist, wozu viele Theilnehmer waren.

In Gedanken vertieft, saß ich da, ohne mich weiter um meine Tischgesellschaft zu bekümmern. Da nahm ein junger Mann Platz an meiner Seite und wandte sich an mich mit einem artigen Gruß.

Ich erkannte ihn nicht sogleich; alsbald aber fand ich, daß es der junge Schwede, Herr Beckström sey.

Er hatte mich sogleich erkannt und fragte nach meinem Befinden.

Nach einigen allgemeinen Höflichkeitsbezeugungen leitete ich das Gespräch auf Kapitän Juul's Familie und fragte, ob sie sich noch in Schweden aufhalte.

Da erfuhr ich, daß sie an demselben Tage nach Helsingör gekommen sey, sich aber auf einer Lustparthie eine Meile von diesem Orte befände, wo Herr Beckström am Abend eintreffen sollte.

Es ist wahrscheinlich, daß ich einige Worte fallen ließ, die dazu dienen sollten, mich über die Angelegenheit aufzuklären, die mir vornämlich auf dem Herzen lag, um so mehr, da der junge Mann selbst mir sein Vertrauen anscheinend schenken wollte. Nach wenig Augenblicken waren wir daher in ein Gespräch vertieft, in welchem er mir seine Gefühle mit demselben Interesse schilderte, als ich ihm gespannt zuhörte.

Mit jeder Minute stieg meine Hoffnung, und am Schluß seiner Mittheilung hätte ich ihn beinahe vor Freuden umarmt, falls sich dieß geschickt hätte.

Er vertraute mir nämlich sein ganzes Verhältniß an, in welches er verwickelt worden, sobald er in Kapitän Juul's Haus eingetreten war, und so große Achtung er für Vater und Tochter zu hegen schien, so großen Abscheu hatte er vor Madame Juul, deren niedere Gesinnungsart er sogleich durchschaut hatte. Er beklagte, daß er sowohl seinem Vater als Kapitän Juul in Betreff des Eheprojekts zuwider handeln müsse, indem Jenny ein zu edles und liebenswürdiges Mädchen sey, um ihr einen Mann aufzuzwingen, und daß er selbst niemals eine Verbindung eingehen könne, woran sein Herz keinen Antheil hätte, brächte sie auch noch so großen Gewinn.

Dieß hatte er mit großer Entschiedenheit erklärt. Sein Vater war darüber erzürnt, Kapitän Juul sehr niedergeschlagen worden, er aber war fest und unbeweglich geblieben in seinem Entschlusse. Ferner vertraute er mir, daß er im höchsten Grade eine andere junge Dame liebe, der er sich aber noch nicht erklärt habe, und die Zeit dazu, meinte er, sey auch wohl noch fern, vielleicht daß er dem Ziel seines Herzens vergeblich nachseufze.

Seine Geliebte war eine dänische Dame, deren Namen er mir aus gewissen Gründen vorläufig noch nicht nennen durfte.

Auf die Weise gelangte ich denn zur Ueberzeugung, daß das Geschick sich meiner Sache freundlich angenommen hatte, wenigstens hatte ich keinen Rivalen zu bekämpfen. Zugleich aber fühlte ich mich zu dem jungen Schweden um so mehr hingezogen, weil er in gewisser Beziehung mit mir ein gleiches Schicksal zu ertragen hatte, und unsere Vertraulichkeit wuchs in demselben Grade, als unsere Herzen sich gegenseitig ausschütteten.

Ich vertraute ihm ohne Rückhalt meine Leidenschaft und schilderte ihm meine Liebe zu Jenny mit solcher Begeisterung, daß er mir herzlich die Hand drückte, und mir Glück wünschte, ein so herrliches Mädchen zu bekommen. Kapitän Juul's mißliche Stellung, die ihn gewissermaßen zwang, seine Tochter zu verkaufen, erwähnte ich natürlich nicht; ich hatte Anna ja mein Wort gegeben. Dennoch aber war in der Tiefe meines Herzens ein heimlicher Schmerz bei dem Gedanken, daß der brave Mann, in der Hoffnung, sich aus der Verlegenheit retten zu können, ganz und gar getäuscht sey.

Ich wurde etwas wortarm und ernsthaft, was der junge Beckström bemerkte und sogleich nach der Ursache fragte.

Für seine guten Wünsche dankte ich ihm nun herzlich, erklärte aber, daß ich am Ende doch das Ganze mir aus den Gedanken schlagen müsse, weil ich bei näherem Nachdenken einsähe, daß es für mich mit meinen Aussichten unmöglich sey, eine solche Verbindung einzugehen; obwohl ich mit der Zeit Hoffnung auf ein nicht unbedeutendes Erbe hätte, würde doch mein Anverwandter während seines Lebens Nichts für mich thun.

Beckström ergriff wieder meine Hand mit Herzlichkeit und bat mich dringend, meinen Entschluß nicht zu ändern, sondern mit Muth meinem Ziel entgegen zu gehen. Gott wird schon helfen, meinte er, und um die Sache nicht zu verzögern, lud er mich ein, die Tour nach „Marienlust" mitzumachen, wo die Familie sich befand, und dort die Bekanntschaft wieder anzuknüpfen, die für mein Glück geschaffen sey. Obwohl sich das nicht mit meiner früheren Absicht vereinigte, nahm ich doch die Einladung an, und mein Herz klopfte in süßer ängstlicher Erwartung.

Gegen Abend waren wir in der Nähe des lieblichen Ortes, wo die Familie versammelt war.

Ich hielt mich, in Folge einer Abrede mit Beckström einige Schritte zurück und bog in eine abgelegene Allee ein, aus der ich wie durch Zufall die Gesellschaft überraschen wollte.

Ungefähr halbwegs war ich die Baumreihe hinauf gekommen, da sah ich auf einer Bank Jemand, der mein ganzes Wesen in eine heftige Bewegung brachte. Du wirst es schon errathen haben, lieber Leser, es war der Gegenstand meiner zärtlichsten Gefühle — Jenny.

Sie saß mit dem Gesicht von mir abgewandt. Ich näherte mich ihr leise und sah nun, daß sie weinte.

Ihr Haupt war zu Boden geneigt. Die sinkende Sonne warf ihre letzten Strahlen auf ihre schlanke Gestalt, welche dadurch von einer Glorie umgeben schien.

Ich wagte es kaum näher zu treten, um sie nicht in ihrer Trauer zu stören. Indeß eine unwillkürliche Bewegung verrieth meine Gegenwart — ich war entdeckt.

Sie erhob sich erschreckt und wandte sich erröthend gegen mich um. Ich grüßte sie still; denn mir versagte plötzlich die Sprache. Auch sie hatte keine Worte, doch bestrebte sie sich, ein fröhliches Antlitz zu zeigen. Sie lächelte durch Thränen.

Endlich fragte ich theilnehmend nach dem Grunde ihres Kummers. Sie antwortete leise:

„O Gott, ich bin sehr unglücklich!"

(Fortsetzung folgt)

Bruchstück eines chemisch-physikalischen Vortrags über Weinverbesserung nach Chaptal & Gall,

gehalten in einem Klub Weinproduzenten von Joseph Schmölder in Frankfurt.

. . . . . . Ja, meine Herren, ich wiederhole es nochmals, daß es mit dem Kunstdünger von Hrn. Bickes nur Schwindelei, und er selbst in einer niederen Region das war, was Law, Philadelphus Philadelphia und Cagliostro in höheren Sphären. Anders aber, und ganz anders, meine Herren, sieht es mit der Kunst der Weinverbesserung aus, welche Chaptal erfunden und Doktor Gall zur Vollendung gebracht. Wenn irgend Jemand ein Monument in Bronze verdient, so verdient es Chaptal, und der Doktor Gall — weil er noch lebt — verdient wenigstens in persona bronzirt zu werden; dem Verdienste seine Krone. So hören Sie gefälligst, was ich erlebte.

Nachdem ich Chaptal's und Gall's Schriften durch und durch studirt hatte, schlich ich mich zur Nachtzeit, damit es Niemand, selbst die Meinigen nicht, erfahre, unter einer furchtbaren Last Traubenzucker von Osthofen in mein Kabinetskellerchen, worin statt der Ausstiche meiner Weine der pure Stich derselben, nämlich der 1817er, 1829er, 1847er und Komplicen lagen. Man hatte mich nämlich glauben gemacht, daß bloß die sogenannten Härtlinge, Knochen-, Dreimännerweine und wie sonst noch diese Herz- und Magenzerreißenden titulirt werden, der Wohlthat der Chaptal-Gall'schen Veredlung fähig wären; das ist aber, so wie Sie bald erfahren werden, ein großer Irrthum; denn es geht hier nicht, wie mit der bekannten Medizin, die den Grobschmied kurirt, den Schneider aber aufs Stroh gelegt hat.

Nachdem ich nun, wie Doktor Faust's Vater, der dunkle Ehrenmann, mich in meinen schwarzen

Keller eingeschlossen und alle Oeffnungen verstopft hatte, ging ich frisch ans Werk.

Das erste Faß, welches ich verzuckerte, war ein Stück 1847er. Ich nahm eine halbe Ohm Wein heraus und schüttete hundert Pfund Traubenzucker hinein. Aber welcher Schrecken fuhr mir da durch alle Glieder!

Die zwei Elemente, Zucker und Weinsäure, bekamen sich im Faß einander an den Ohren. Anfangs war es zwar nur ein dumpfes Gähren, eine Art Revolte; darauf aber wandte es sich um in ein Lärmen und Tosen im Fasse, und plötzlich gab's ein wahres Bombardement und unter einem donnerähnlichen Knalle fuhr der zischende Wein aus dem Spundloch, so wie der Feuerstrahl aus dem Hekla; ich selbst hatte mich glücklicherweise schnell in eine Kellernische geflüchtet, und sah von da das Gewitter, wie die Kinder Israel am Fuße des Sinai, mit Zittern an. Es war ein wahres Glück, daß ich mich aus dem Staube gemacht hatte, denn ich sah deutlich, wie ein Stück Blitz aus dem Faß an mir vorbeifuhr und an der Kellertreppe liegen blieb (dieses Stück wird jetzt im Museum in Leyden gezeigt). Plötzlich ward es ruhig im Gebinde; es schien mir, als habe sich Ormuz mit Ahriman ausgesöhnt, und wirklich war es so; es war Friede.

Jetzt schritt ich an die zweite Verwandlung. Es war dieß ein Stück 1829er. Ich wollte den Spunten aufklopfen, dieser gab aber nicht nach; er wollte durchaus nicht heraus. Ich schlug mit aller Gewalt und von allen Seiten an ihn an — er rührte sich nicht, ja es schien mir sogar, daß er sich bei jedem Hieb fester ins Faß drückte, und, so wie die Auster ihre Schaalen zusammenpetzt, wenn man sie öffnen will, dünkte es mich, wollte er durchaus das Weinfaß fest zuhalten. Was blieb mir für ein Mittel übrig? Meine Leute durfte ich doch nicht wecken; ich nahm die Kellerwinde zur Hand, setzte sie zwischen Spunden und Wand, schraubte sie mit aller Macht auf. Diesen Choc nun konnte er doch nicht vertragen; er flog wie ein elektrischer Schlag aus dem Fasse wider das Kellergewölbe, aber siehe da! wieder etwas Neues, etwas Unerhörtes! Eine klägliche, herzzerreißende Stimme ließ sich aus der Tiefe des Fasses vernehmen, wie folgt: „O Herr, haben Sie Mitleiden, haben Sie Erbarmen mit mir armen Teufel, verschonen Sie mich mit Ihrem Traubenzucker; ich will ehrlich seyn und Ihnen Alles eingestehen. Ich lag bei meinem Produzenten, einem Pfälzer Bauern, bereits wie der arme Montezuma auf Kohlen, so ich auf Rosinen und Champagnerkreide, und beide haben mir die Eingeweide so geschwächt, daß ich durch neue Süßigkeiten nur den Magen noch mehr verderbe und rettungslos zu Grunde gehen muß. Wenn Sie mir wohl wollen, so geben Sie mir eine halbe Ohm Magdeburger Sprit und dann sollen Sie einmal sehen, wie ich mich aufthun werde."

Der arme Teufel, der 1829er, hatte mich gerührt; sein offenes Geständniß ging mir zu Herzen, ich willfahrte ihm, ich goß ihm eine ganze halbe Ohm Sprit auf.

Wie Tantalus sog er nach dieser geistigen Flüssigkeit, und hätte ich meine Hand nicht schnell vom Spundloch gethan, er hätte sie, wie ein Bär in der Menagerie, abgerissen und hinunter gezogen.

Nach dieser zweiten Operation begab ich mich an die dritte. Dieß war ein Faß 1847er.

Bei diesem hatte ich scheinbar ein kleines Unglück; wie aber so Manches im Leben, was Anfangs widrig scheint, später in Freude übergeht, so ging es auch hier, wie Sie bald erfahren werden. Ich hatte dieses Faß nämlich wie einen losen Jungen mit einem spanischen Rohre aufgerührt, und siehe da! der Stock brach ab und fiel in die Tiefe. Ich fürchtete Anfangs, da dieser Wein sehr bissig war, er würde den spanischen Bakel in sich aufgähren lassen und alsdann auch seine Trinker zu Prügeleien animiren; allein das war der Fall keineswegs, sondern Fried', Freud' und Einigkeit erlebte ich an diesem Fasse, so wie Sie die Folge belehren wird.

Ich fuhr in meiner Chaptal-Gallvanisirung noch mit einigen Stücken fort, bis mich der Schlaf ertappte und mir selbst ein süßes Lager bereitete.

Vierzehn Tage lang besuchte ich meine Patienten nicht; am fünfzehnten aber stieg ich mit meinem Busenfreunde X. aus B. in das Kabinetskellerchen. Dieser hatte die Krätzer schon vorher gekannt. Wie aber fielen wir uns vor Freude um den Hals, als wir sie jetzt nach dieser Umwandlung versuchten!

Der 1817er, welcher den furchtbaren Gährskandal gemacht hatte, floß wie Honig über das Gurgelzäpfchen, das er früher fast mit hinunter gerissen hatte.

Jenes Faß, in welches das spanische Rohr gefallen und drin aufgegangen war, schmeckte nach purem Spaniol und roch nach Ambra und Ambrosius. Das größte Wunder aber, das sich aufthat, war mit einem Stück Aepfelwein vorgegangen. Diesem war aus Versehen in jener geschäftigen Nacht (ich glaubte auch, es läge in einem ganz anderen Keller) auch die Ehre der Veredlung mit jenem wunderbaren Traubenzucker angethan worden, ja durch ein doppeltes Versehen hatte ich auch ein doppeltes Quantum Traubenzucker hineingeworfen, und siehe da — es war zu einem Faß Madeira geworden!

Wir fielen uns abermals um die Hälse, es war ein Mirakel geschehen!

Aber leider dauerte diese Herrlichkeit nicht lange.

Schiller, unser größter Dichter (ich weiß zwar nicht, ob er auch Weine liegen hatte oder nicht, aber doch wahrscheinlich), hatte sehr Recht, als er sagte:

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen,
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n.
Doch fürchte nichts 2c. 2c.

Vier Wochen nach diesem freudenvollen Besuche führte ich einen anderen Bekannten, einen Weinhändler von Profession, zu diesen Fässern ..... Was sagte dieser hartherzige Mann? Ja, was sagte er? Denken Sie sich an, er sagte: Guter Freund, Ihre Weine sind wieder in der Gähre begriffen; wann Sie ausgegohren haben, so lassen Sie mich rufen und ich kaufe sie Ihnen ab, entweder zum Untermischen in Aepfelwein oder für meine Essigfabrik ..... — War dieß eine Antwort! gerechter Gott! War dieß ein Akt freundlichen Probirens! War dieses da ein Horoskopstellen! Ja, ich bitte Sie, war dieses kollegialisch? Nein, solch' eine Unart hätte ich mir gar nicht in meinem eigenen Keller gefallen lassen sollen. Was that ich? Ich wies dem Olwell die Thüre; entweder hatte er Sohlleder auf der Zunge oder Bittersalz im Herzen.

Jede üble That rächt sich aber früh oder spät selber. Hier geschah es früh.

Vierzehn Tage nach dieser ärgerlichen Probe ging ich am Hause dieses sauberen Freundes vorbei und sah Milliarden Bienen in seinen Keller auf- und abfliegen. Mir ahnte etwas Schlimmes. Hundert Andere, denen er die ungezogenen Bemerkungen über ihr Weinlager gemacht hätte, wären gefühllos, wie der Priester im Samaritan, vorüber gegangen und hätten sich in's Fäustchen gelacht; ich aber, der ich gewohnt bin, Beleidigungen in den Sand zu schreiben, Wohlthaten aber in Marmor zu graben, ich trat hinein und sagte zu diesem Scheinfreunde: „Kolleg, was passirt denn in Eurem Keller; ich sehe ja Milliarden Bienen hinein- und herausfliegen, seht doch nach."

O heiliger Chaptal, rief er aus, ich fürchte, ich werde bestohlen!

Er nahm den Kellerschlüssel, wir laufen hinunter; was sehen wir? Milliarden Bienen sehen wir hier sich in zwei Fässer Honig theilen, welche der Tartüff hatte kommen lassen, um seine Weine hinter mir her zu veredlen, und sie für pure Natur auszugeben.

Als wir eintraten, hatten die Bienen schon die Hälfte des Honigs, welchen der Heimtücker in seinem Blödsinn hatte aufstehen lassen, fortgeschleppt. Wohl bekomm's ihnen!

Um Gottes willen, lieber ehrlicher Freund, schrie er laut zu mir auf, was fange ich jetzt an, retten Sie, helfen Sie; soll ich allenfalls die Kellerlöcher zumachen?

Papperlapapp, versetzte ich ihm, lassen Sie nur die Kellerlöcher auf; ich weiß ein besseres Mittel, die kleinen Gourmands fortzubringen. Gehen Sie hinauf, holen sie eine geladene Pistole; ich kenne die Natur, den Instinkt dieser Thierchen. Ich wette mit Ihnen, sie fliegen beim ersten Schuß, den ich unter sie thue, in der größten Bestürzung alle zum Kellerloch hinaus, sie halten nämlich diesen Schuß für den Donner, und da eilen sie, daß sie vor dem Schutt nach Hause kommen.

So kam's auch. Ich that einen einzigen Schuß, und das ganze Bienenvolk war aus dem Keller.

Mein Pharisäer von Freund dankte mir und versicherte mich, er wolle Alles wieder gut machen; er wolle bei der nächsten Kabinetsprobe meiner veredelten Weine ein günstigeres und freundlicheres Urtheil geben; was ich auch für ganz vernünftig und kollegialisch fand.

Zum Schlusse meine Herren, muß ich Sie aber doch auf eine kleine Schwierigkeit aufmerksam machen. Diese versüßten Weine bleiben nämlich lange trüb. — Hier habe ich nur ein Klärmittel erfunden, auf welches ich auch später ein Patent nehmen werde, das ich Ihnen aber hier sub rosa et gratis mittheile. Hausenblasen, meine Herren, wirkt auf diese veredelten Weine nicht. Dieses ist gerade, wie wenn man den Ochsen ins Horn petzt; er meint, es sey geschmeichelt.

Hier, Verehrteste, müssen drastischere Mittel herbei, Mittel à la Morrison, und zwar zum Erstenmale nehmen Sie zehn Pfund Kölnischen Leim, lösen diesen in Röhrchenswasser, worin man gewöhnlich die Hülsenfrüchte kocht, auf, dann füge man das Doppelte von gestoßenem Fensterglas hinzu, werfe dieses in den Wein, mische denselben drei Tage und drei Nächte ohne Aufhören im Faß durcheinander, lasse ihn alsdann zwei Jahre ganz ruhig liegen und sich erholen, ist er aber alsdann nicht ganz vorzüglich, so lassen Sie ihn ja nur zur Nachtszeit, damit Niemand eine Idee davon kriege, in den Garten oder die Straße hinablaufen, er wird dann selbst sehen, wo er hinkommt.

Indessen, verehrte Zuhörer, jede Fabel hat ihre Moral; die Moral von dieser Geschichte hier aber ist von trauriger Natur: Wagen Sie es noch, einem Rekonvaleszenten, dem der edle Wein verordnet ist, solche Drogue zu geben, und wenn Sie nicht die reinste Bezugsquelle haben, sind Sie dann verlässig, daß das Getränke, welches Sie dem Patienten reichen, nicht solcher Drogue sey. Ich glaube nicht, daß Roms Aedilen gelitten hätten, daß man den Falerner öffentlich-heimlich gemischt hätte, wie dieß in unseren Tagen der Fall ist. (Mainzer Wochenblatt.)

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei **Lisette Wailandt** in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 208 Freitag, 31. August 1855.

Unter dem Kirschbaum.

(Fortsetzung.)

Ich ergriff darauf sogleich das Wort und antwortete mit ihrem eigenen Gedanken:

„Vergiß nicht, daß jeder Mensch seinen guten Engel hat, der sich in unserm Herzen offenbart, und sind wir nur gut und fromm, so sind wir nicht verlassen in den Stunden unserer Noth; denn dann knüpft derselbe eine geistige Verbindung mit uns an, und vielleicht" — fügte ich betonend hinzu, während sie mich verwundert anblickte, „vielleicht ist Ihr guter Engel, liebes Mädchen, näher als Sie glauben. Zürnen Sie mir aber nicht, daß ich Sie zu trösten wage mit dem schönen Gefühl Ihrer eigenen Seele."

„Mein Gott!" brach sie aus, während sich ihre Verwunderung zu verlieren schien, „nun ist mir Alles auf einmal klar. Meine Freundin sandte mir neulich mein bis dahin verlorenes Eigenthum — Sie sind's gewesen, der es gefunden, und —" sie wollte mehr sagen, schlug aber den Blick erröthend zur Erde.

„O Jenny!" rief ich aus und wiederholte die Worte, welche ich am Rande des Stammblatts niedergeschrieben hatte:

Der Engel zeigt verschieden
Sich unser'm Angesicht:
Bald als ein Stern, so glänzend;
Bald als „Vergißmeinnicht"!

O, laß denn mein Eigenthum, mein Vergißmeinnicht, der Herold seyn, den mein Herz zu Ihnen als einem Engel der Liebe aussendete!"

Ein Augenblick — da schmolzen unsere Herzen zusammen, um sich niemals wieder zu trennen.

Jenny war mein auf ewig!

„Ich wünsche herzlich Glück!" lautete es aus dem Busch, und dieß Wort erweckte uns aus der Glückseligkeit, in die wir versunken waren.

Wir fuhren bestürzt auf, und unser Freund, der junge Bekström, stand vor uns.

„Zürnen Sie mir nicht, daß ich Sie in Ihrem ersten Liebesrausche störe," sagte er, „denn ich glaube, es ist gut, daß ich früher als sonst Jemand Ihr Vertrauter geworden bin. Mein innigster Wunsch zu Gott ist, daß Ihr Herzensband von ihm gesegnet werde!"

Wir dankten ihm für seine Theilnahme; aber Jenny blickte doch kummervoll vor sich nieder.

„Sorget nicht," fuhr der junge Beckström fort, „der schönste Augenblick im Leben muß nicht von irdischen Sorgen getrübt werden. Ihre Gefühle gehören etwas Höherem, Edlerem, als den Wünschen und Begierden, die sich im eitlen und nichtigen Treiben der Welt bewegen; überlassen Sie sich ganz der Freude — Gott wird schon helfen, glauben Sie meinen Worten. Aber nun ist's auch nothwendig, daß Sie sich auf eine kurze Zeit trennen. Ich erreichte, was ich wünschte, Sie Beide mit einander verbunden zu sehen — überlassen Sie es mir nun, für Ihr künftiges Glück zu sorgen."

Wir konnten keine Worte finden, ihm unsere Dankbarkeit zu beweisen; wir betrachteten ihn als unsern guten Engel. Er aber zog mich freundlich aus Jenny's Armen und sagte:

„Lieber Herr Lind! Ich glaube nicht, daß Sie sich heute schon Fräulein Juul's Vater zeigen dürfen. Kehren Sie daher nach Helsingör zurück; in kurzer Zeit hoffe ich, werden wir in Kopenhagen uns glücklich und fröhlich wiedersehen; und da Sie, mein theures Fräulein, wie ich weiß, morgen auch dahin reisen, wollen Sie denn, wenn Sie mit Ihrer Stiefmutter zusammentreffen, die, wie ich Grund zu glauben habe, der Meinung ist, daß Sie mit mir verlobt sind, derselben diesen Grund lassen? das ist rathsam, wenn nicht nothwendig. Wenn ich mit Ihrem und meinem Vater nachgefolgt bin, hoffe ich Alles zum Besten zu lenken."

Wir lächelten über seine kleine Intrigue. Nach einem kurzen Abschied war er verschwunden.

Von meinem ersten Abschied von meiner Jenny will ich nicht reden, denn er verband unsere Seelen, wenn ich so sagen darf, nur noch fester mit einander. In meinem Herzen war die schönste Morgenröthe aufgegangen, und mit frohen Hoffnungen für

die Zukunft begab ich mich nach Helsingör, um am nächsten Morgen nach Kopenhagen abzureisen.

An dem Tage meiner Ankunft traf ich den Justizrath noch im Komptoir. Ich erfuhr, daß er seit ein paar Tagen unpäßlich sey und sich in der Stadt aufhalte. Rasch beschloß ich, ihm einen Besuch abzustatten, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen und Bericht von meiner Reise zu geben.

Bei meiner Ankunft in seiner Wohnung trat Anna mir entgegen. Sie war etwas bleicher als sonst; erzählte mir aber mit ihrer gewöhnlichen Laune, daß ihr Haus seit meiner Abwesenheit ein wahres Hospital gewesen sey, da Alle mehr oder weniger unpäßlich gewesen wären.

Sie selbst glaubte sich sehr erkältet, da ihre Brust angegriffen sey; ihr Vater sey auf der Besserung, doch müsse er noch das Bett hüten.

Ich begrüßte den freundlichen Alten und seine wackere Hausfrau; aber da es mir nicht möglich war, dießmal Anna mein Glück zu offenbaren, so nahm ich bald wieder Abschied.

Einige Tage nach meiner Heimkehr lief ein Brief an mich ein, worin sich einige Papiere befanden. Derselbe war von Helsingborg in Schweden datirt und sogleich erkannte ich, daß er von Beckström sey.

Nach einigen freundlichen Aeußerungen fuhr er am Schlusse fort:

„Wenn Sie es nicht übel nehmen, edler Freund, so nehme ich mir in Folge einer gewissen Sympathie zwischen unsern Anschauungen die Freiheit, Ihnen hiermit einen Wechsel beizulegen, als einen kleinen Theil meines mütterlichen Erbtheils, wofür ich augenblicklich keinen Gebrauch habe.

Kommen Sie einmal im Lauf der Zeit durch Erbschaft zu Gelde, so können Sie mir den Betrag ja zurück zahlen.

Schieben Sie Ihre Heirath nicht in die Ferne, und glauben Sie an einen Freund, der es redlich mit Ihnen meint.

Wollen Sie jetzt zur Vergeltung — Sie sehen hiermit, daß ich nicht ganz uneigennützig bin — den eingelegten Brief an seine Adresse befördern — versteht sich eigenhändig und ohne Zeugen — so bin Ihnen sehr dankbar. Meine ganze Zukunft ist von dem Erfolg abhängig. Adieu, lieber Freund, bitten Sie für mein Glück!“

Ich war wie aus den Wolken gefallen.

Der Belauf des Wechsels war eine Summe von mehreren Tausend Thalern. Ich konnte meinen Augen kaum trauen; eine Summe von dieser Größe von einem Mann, den ich nur kurze Zeit kannte, und der schon so Vieles für mich gethan hatte — das war und blieb mir ein Räthsel.

Meine Verwunderung stieg indeß noch mehr, als ich die Aufschrift des eingelegten Billets las. Da stand klar und deutlich: „An Fräulein Anna Selmer.“

Ungeachtet meines Nachdenkens über meine Abenteuer der letzten Zeit, konnte ich es dennoch nicht begreifen, wie es einem Fremden möglich gewesen war, sich so schnell in die Liebes-Verhältnisse der Familien hinein zu versetzen; wo ich im Dunkel gestanden, hatte er helllichten Tag gehabt.

Hatte die Liebe zu Anna sein geistiges Auge geöffnet und ihn in die Geheimnisse der sie umgebenden Wesen hinein blicken lassen?

Ich begriff es nicht und sank unwillkürlich auf's Knie. In der Fülle meines Herzens dankte ich dem Himmel für seine wunderbare Führung, die mir jetzt die schönste Zukunft verhieß, und bat herzlich für den edlen Fremden, der mit warmem brüderlichen Herzen mir so freundlich von seinem Ueberflusse mitgetheilt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eisenkopf.

(Fortsetzung.)

Nun war er denn wirklicher König, und die Welt sollte es bald merken, daß er's wirklich sey. Bis zu diesem Zeitpunkte hatte er sich wenig um Regierungs-Geschäfte bekümmert. Allerdings war er wohl in die Reichsraths-Sitzungen gegangen, aber nur, um schlechte Späße zu machen, die Beine übereinander zu schlagen, und die weisen Reichsräthe mit spöttischen Reden zu necken. Darum hielt man nicht viel auf seine Talente und Fähigkeiten, und auch die auswärtigen Mächte betrachteten ihn als einen leichtsinnigen Knaben, dem man ohne sonderliche Gefahr ein gutes Stück seines Reiches werde wegnehmen können. Rußland, Polen und Dänemark, übel unterrichtet von ihren Gesandten über die Gemüthsart des jungen Regenten, rüsteten sich gegen ihn zum Kriege, und brachten dadurch eine nicht geringe Verwirrung in den schwedischen Reichsrath. Karl wohnte der Sitzung bei, in welcher die großen Rüstungen der auswärtigen Mächte zur Erwägung kamen. Die Herren Reichsräthe wußten sich nicht zu helfen vor Verwirrung und Bestürzung, und guter Rath schien theuer geworden zu seyn. Da, als Alle mit verlegenen Mienen stille saßen, sprang der junge König plötzlich von seinem Stuhl, und sagte mit einer Würde

und Majestät, die ihm sehr wohl anstand, diese Worte:

„Meine Herren, ich bin nie willens, einen ungerechten Krieg anzufangen; aber ich werde auch keinen rechtmäßigen eher beendigen, als bis ich meine Feinde gedemüthigt habe. Mein Entschluß ist gefaßt. Den Ersten, der sich gegen mich erklärt, greif' ich an, und hab' ich diesen besiegt, so hoffe ich auch den Anderen Furcht einzujagen. Damit Gott befohlen!"

Und fort ging er. Die alten Reichsräthe saßen da, wie verdutzt und versteinert, schauten sich an, und wußten nicht, wie ihnen geschehen war.

Es zeigte sich übrigens bald, daß es keine leeren Worte waren, die der junge Held gesprochen hatte. Er befand sich grade auf der Bärenjagd, die er sehr liebte, als ihm ein Kurier die Nachricht brachte, daß die Sachsen in Liesland eingefallen seyen, und daß zugleich der König von Dänemark seinen Schwager, der Herzog von Holstein, in die Enge trieb. Augenblicklich war er Feuer und Flamme. Die Jagd wurde sofort aufgehoben, und nach kurzer Berathung beschloß Karl, zunächst seinem Schwager Luft zu machen. Wir erhielten Befehl, uns einzuschiffen, und schon am 8. Mai des Jahres 1700 verließ der junge König unter Begleitung von einer zahllosen Volksmenge, die sich ihm mit Thränen und mit Zurufen der Bewunderung bis zum Hafen nachdrängte, seine schöne Residenz, um gerades Weges nach Kopenhagen zu segeln. Er zog aus, um die ersten Lorberen zu erfechten, und sie wurden ihm auch zu Theil; aber seine Hauptstadt Stockholm, der er, so jung noch, den Rücken zukehrte, sollte er niemals in seinem Leben wiedersehen.

Nun damals dachte kein Mensch an dergleichen, sondern wir Soldaten waren gutes Muthes, und freuten uns darauf, mit dem Feinde, der uns so übermüthig herausgefordert hatte, zusammenzutreffen. Das Glück war mit uns, wie auch die gerechte Sache, und ohne Unfall erreichten wir Kopenhagen, das wir mit unseren Schiffen, zu welchen auch noch einige englische und holländische Schiffe gestoßen waren, ohne alles Bedenken blockirten. Die Dänen erschracken nicht wenig über unsere Kühnheit, aber noch weit mehr erschracken sie, als Karl Anstalten machte, zu landen, um Kopenhagen auch auf der Landseite einzuschließen, und regelmäßig zu belagern. Er verließ das Kriegsschiff, bestieg an der Spitze seiner Grenadiere eine Schaluppe, um leichter an's Land zu kommen, und näherte sich unter einem heftigen Kugelregen, der uns von dänischer Seite überschüttete, dem Ufer.

Was nun geschah, konnte ich ziemlich genau beobachten; denn sobald der König Anstalten machte, sich in ein Boot einzuschiffen, nahm ich natürlich die Gelegenheit wahr, mit ihm in dieselbe Schaluppe zu kommen, und dieß gelang mir so vollkommen, daß ich ganz in seine Nähe gerieth. Dicht neben ihm stand Monsieur Guiscard, der französische Gesandte, ein braver Herr, der treu und redlich zu uns Schweden hielt; und hinter ihm stand ich, so daß ich den König mit ausgestreckter Hand erreichen, und jedes Wort hören konnte, was er mit seiner Begleitung wechselte.

In der ersten Hitze, zum Angriffe zu gelangen, mochte Karl wenig darauf geachtet haben, wer ihm folgte oder nicht, und so machte er denn ein etwas verwundertes Gesicht, als er plötzlich Monsieur Guiscard neben sich erblickte.

(Fortsetzung folgt.)

Gelungene Rache.

(Fortsetzung.)

„Ich habe gethan, was Jeder thun würde, wenn er unterdrückt und in den Staub getreten wird. Ich habe meinen Feinden die Spitze geboten, und ich will nicht ruhen, bis ich Venedig's Herzen eben so tief und unheilbar verwundet habe, wie es das meinige verwundet hat."

Bei diesen Worten fuhr Antonia ein Gedanke durch die Seele, der sie mit Grausen erfüllte. Sie sprang auf: „Sage mir, Rovani, weßhalb verbargst Du Dich hier, und warum horchtest Du? Mein Vater — ha! — ist er sicher? Würdest Du es wagen, Deine Hand ..."

„Ich komme nicht, um ihn zu morden, sondern um ihn zu retten!" Darauf näherte er sich ihr und flüsterte: „Laß ihn heute Abend nicht in die Rathsversammlung gehen! Dir nur verdankt er seine Rettung; und was er auch in seinem ungerechten und blutdürstigen Zorne gethan hat und thun wird — er ist doch Antonia's Vater und als solcher heilig, so lange Du den Wink nicht verräthst, den ich Dir jetzt gebe; Verrätherei würde ihm das Leben kosten und eben so wenig Diejenigen retten, deren Tod beschlossen ist. Hörst Du, Antonia?"

„Schrecklich!" rief sie aus und bedeckte ihr Antlitz mit ihren Händen.

„Du wirst nun wohl stets mit Abscheu an mich denken?" sagte er traurig.

„Nein!" sagte Antonia mit mehr Furcht als Wahrheit. „Du rettest ja meinen Vater!"

„Gut! Meine Zeit ist um, leb' daher wohl, meine schöne Kousine! Kein Wunder, daß Du so viele Freier hast; aber heirathe nur nicht den Sohn

des Dogen, und denke zuweilen an Denjenigen, der unter glücklicheren Verhältnissen nur Dich geliebt und Dich angebetet haben würde. Lebe wohl!"

Mit unglaublicher Schnelligkeit umarmte und küßte er sie, und verschwand darauf in dem naheliegenden, dicht bepflanzten Lustwäldchen.

Welche Veränderung hatte eine einzige Stunde in Antonia's Gefühlen bewirkt! Was würde sie nicht dafür gegeben haben, die unbekümmerte Freude zurückrufen zu können, mit der sie zu Anfang dieser Stunde zu ihres Vaters Füßen gesessen hatte; aber nun hätte die Finsterniß der Nacht, die mit der kurzen, doch lieblichen Abenddämmerung kämpfte und Alles mit Dunkel umhüllte, was vor Augenblicken noch im Licht erglänzte, nicht schwerer auf Antonia's junges Herz herabfallen können, als Mißmuth, Selbstanklage und schreckliche Ahnungen es thaten.

„Signora! Wo ist Signora?" Antonia fuhr zusammen, denn selbst die Stimme ihrer Lieblingsdienerin Lucilla erfüllte sie mit Furcht. „Signora Antonia!" rief das Mädchen beinahe weinend, indem es zur Laube hintrat. „Alle Heiligen stehen uns bei! Signora, was machen Sie hier so spät und allein? Weßhalb antworten Sie nicht? Ich bebe vor Angst an allen Gliedern!"

„Mir ist nicht wohl, Lucilla! Laß mich heim und in's Bett kommen, so bald als möglich." Es war zu dunkel, als daß Lucilla die Gesichtszüge ihrer Herrin bemerken konnte; dennoch empfand sie aber, daß die Hände derselben kalt waren und daß sie am ganzen Leibe zitterte, so daß sie kaum aufrecht stehen konnte; deßhalb eilte sie auch mit ihr, soweit die Umstände es zuließen, und unter tausend Fragen, die ihre Herrin unbeantwortet ließ, fortzukommen. Im Hause bemerkte Lucilla sogleich alle Anzeichen eines plötzlichen Unwohlseyns an ihr, und nachdem sie sie in's Bett gelegt hatte, ging sie auf den Wunsch ihrer Gebieterin fort, um den Vater herbei zu holen.

„Ach!" rief Antonia, als sie allein war. „Wie ertrage ich seine Gegenwart, seine Zärtlichkeit und seine Theilnahme, mit des verbannten Rovani Bild im Herzen und mit seinem Kusse auf den Lippen? Ich habe ein Geheimniß zu verbergen, eine Rolle zu spielen — ich soll mich verstellen. O, in welch' ein Gewebe von Schwierigkeiten bin ich verwickelt!"

Der Vater eilte herbei und klagte sich selbst als die Ursache ihres Unwohlseyns an. Er ließ den Hausarzt kommen, der sogleich eine Zerrüttung und Erschütterung des Nervensystems, veranlaßt durch eine ergreifende Begebenheit, entdeckte, und indem er dieß dem Vater mittheilte, befahl er die größtmöglichste Gemüthsruhe und Stille als nothwendige Bedingungen ihrer Wiederherstellung. In Folge der ersten Täuschung stellte Antonia sich nun auch noch kränklicher als sie wirklich war.

„Es ist zehn Uhr", flüsterte ihr Vater; „ich muß Dich verlassen, um in die Rathsversammlung zu gehen." Ohne die Augen zu öffnen, hielt sie des Alten Hand fest und flüsterte: „Heute Abend nicht, liebster Vater, heute Abend nicht!"

„Die Sitzung wird bald vorüber seyn, mein Kind; es steht nichts von Bedeutung zur Verhandlung."

„Um so leichter können Sie bei mir bleiben; o, laß mich nicht allein!" Die zitternde Bewegung ihres ganzen Körpers kehrte wieder und drohte in Krämpfe auszubrechen.

„Wie?" dachte der Vater. „Sollte das bloße Gespräch von ihrem übel gerathenen Vetter eine solche beklagenswerthe Wirkung haben können, oder liegt hier eine andere Ursache zu Grunde?" Ein dunkler Gedanke beunruhigte ihn, aber sie darüber zu befragen, war nicht für gerathen; er beschloß daher, bei ihr zu bleiben und sandte sogleich einen Boten an den Präsidenten des Rathes, die Ursache seines Ausbleibens zu melden.

Erst nachdem sie des Vaters Wort hatte, das er, wie sie wußte, nie gebrochen hatte, schien sie ruhiger und ließ sich bewegen, von der verschriebenen Arznei einzunehmen, worauf sie in Schlaf verfiel, aber dennoch stets des Vaters Hand fest umklammert hielt.

Gegen ein Uhr des Nachts wollte Lorezano nach seinen Zimmern gehen, da der ununterbrochene Schlaf der Tochter seine Sorge beruhigte. Aber plötzlich vernahm er ein Lärmen und Tosen auf der Straße, so wie die bekannten schnellen Schritte der Polizeimannschaft. Bald darauf hörte er einige kräftige Schläge an die Thür; die ganze Dienerschaft setzte sich in Bewegung, und er selbst eilte in den Vorhof, wo zwei Rathsherren, seine vertrautesten Freunde, ihm entgegen kamen.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

Der Charade in Nr. 204 der Erheiterungen wurde aus Versehen und unter unrichtiger Angabe der Numer sogleich die Auflösung beigesetzt. Wir erlauben uns daher der Deutlichkeit wegen wiederholt anzuführen, daß die Auflösung der Charade in Nr. 203 „Grabscheit" und jener in Nr. 204 „Ananas" ist.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei **Lisette Wailandt** in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 209 Samstag, 1. September 1855.

Unter dem Kirschbaum.

(Fortsetzung.)

Es war mir unglaublich, daß er in Betreff des Briefs an Anna, dessen Inhalt ich leicht errieth, irgend eine mündliche Aeußerung an sie gethan hatte; ich mußte also annehmen, daß eine stille Liebe des jungen Mannes Herz ergriffen und daß das projektirte Ehebündniß zwischen ihm und Jenny rasch seinen Entschluß zum Handeln gereift hatte.

Ich selbst stand jetzt in Amors doppeltem Dienste. Die Dankbarkeit machte mir meine letzte Anstellung leicht, und ich war schon im Voraus gewiß, meinem Retter den Sieg zu verschaffen.

Seit meiner Ankunft hatte ich Jenny noch nicht wieder gesehen.

Wie sehr sehnte mein Herz sich nach ihr, meiner Theuren, Angebeteten! Der neue Tag mußte mir wieder mein höchstes Glück verschaffen, sie an mein Herz zu drücken. Doch zuerst mußte ich mein Billet an Fräulein Selmer abliefern, wo mein baldiges Wiederkommen nicht auffallen konnte, da der Justizrath noch unpäßlich war. Ich eilte dahin — ich klopfte an.

Die Thür öffnete sich und ich war in meiner Jenny Armen; — sie war's, die mir öffnete.

Wir waren allein in dem kleinen Vorzimmer. Wie bald hatte ich ihr nun mein Glück mitgetheilt! Thränen, helle Freudenthränen perlten in ihren Augen.

„O, Gott sey Lob," brach sie aus, „nun kann ich meinen Vater retten! — Darf ich das nicht thun, mein Ludwig?" fügte sie hinzu, während die schönsten Zeugen einer frommen, kindlichen Seele über ihre frischen Wangen herab rannen.

„O, frage nicht darnach, Geliebte," antwortete ich, „wie Du das Glück meines Lebens ausmachst, so darf Dein schönes Herz auch überall rathen!"

„Mein theurer Ludwig!" nahm Jenny jetzt das Wort, „Du weißt wohl nicht, daß Anna gestern sehr krank gewesen ist und sich noch nicht ganz wohl befindet; ihre Brust ist bedeutend angegriffen, weßhalb sie sich ruhig verhalten muß.

Der Justizrath und seine Frau sind sehr bekümmert. Letztere hat die ganze Nacht an ihrem Bette zugebracht."

Jetzt vertraute ich meiner Jenny, daß ich von dem jungen Beckström einen Brief an Anna hätte. Sie erbot sich, das Schreiben zu ihr hinauf zu bringen, und obgleich es gegen meine Ordre war, glaubte ich doch gleichwohl meine Pflicht zu erfüllen, wenn ich Jenny gewähren ließ.

„Uebermorgen kommen der Konsul und mein Vater," fuhr Jenny darauf fort, „Gott weiß, wie es mir gehen wird, wenn ich ihm offen mein Geheimniß enthülle; doch das Beste ist," unterbrach sie sich schnell, „daß sowohl meine Stiefmutter als ihr Vertrauter, Herr Löwe, mir ihre Glückwünsche zu meiner Verlobung mit Herrn Beckström freundlich abgestattet haben, mit heimlicher Miene erklärend, daß sie davon gut unterrichtet wären — und das Schönste vom Ganzen ist, daß Anna recht bald eine förmliche Liebeserklärung von meinem geehrten Herrn Vetter Löwe, der ihr Porträt neulich gemalt hat, erwarten kann.

Ich konnte mich des Lächelns nicht erwehren," fuhr sie fort, „als ich die Karrikatur von dem schönen Mädchen, die er mir zeigte, ansah, und zog mir vollends seinen Aerger zu, als ich anführte, daß er nothwendig die Worte: „das soll Anna Selmer seyn!" darunter schreiben müsse."

Ich mußte mich jetzt von meiner geliebten Jenny verabschieden, versprach aber am nächsten Abend bei Selmer Anna's Antwort an Beckström abholen zu wollen; zugleich sollte ich dann auch davon unterrichtet werden, wann ich Tags darauf am besten den Kapitän Juul sprechen und seine Genehmigung zu unserer Verbindung erbitten könnte.

Mein Vorhaben richtete ich am folgenden Abend pünktlich aus.

Mit ruhiger Würde, blaß und ernst kam Anna selbst mir entgegen; nicht ein einziger Zug ihres lieblichen Lächelns, das sie sonst so bezaubernd erscheinen ließ, umspielte ihre Lippen.

Nichts verrieth ihre glückliche Laune, sondern ein stiller Ernst lag über ihr ganzes Angesicht ausgebreitet.

„Wollen Sie Herrn Beckström dieß Billet von mir übergeben?“ sagte sie.

Ich versprach es.

„Herr Lind!“ fuhr sie darauf fort, „Ich wünsche Ihnen zu Jenny's Herzen Glück! Zürnen müßte ich Ihnen allerdings,“ fuhr sie mit wehmüthigem Lächeln fort, „daß Sie sie von mir nehmen; aber ich weiß ja, daß Sie meine Jenny sehr glücklich machen werden!“

Eine Thräne trat in ihre schönen Augen. Sie winkte mir darauf mit der Hand und verschwand.

So hatte ich sie noch nie gekannt.

Beim Gedanken an den nächstfolgenden Tag, der meine Hoffnungen zur Wirklichkeit erheben sollte, klopfte mir das Herz.

Am Vormittage begab ich mich darauf zu Kapitän Juul. Jenny kam mir froh entgegen und vertraute mir, daß sie ihrem Vater Alles gesagt habe. Er hatte Nichts dagegen einzuwenden gehabt, obwohl er wußte, daß es gegen die Absicht seiner Frau sey. Aber er war so muthlos und kummervoll gewesen über das schwere Geschick, das über seinem Haupte drohte, indem er nicht ahnte, daß die Hülfe für ihn schon so nahe sey; denn Jenny hatte ihm von der glücklichen Wendung unserer ökonomischen Verhältnisse kein Wort gesagt.

(Schluß folgt.)

Der Eisenkopf.

(Fortsetzung.)

„Ei, mein Herr Ambassadeur,“ rief er ihm zu, — „Sie haben mit den Dänen nichts abzumachen, seyn Sie so gut, und bleiben Sie zurück!“

„Nein, nein,“ erwiderte der brave Franzose, — „mein Herr, der König hat mich zu Ew. Majestät geschickt, und ich hoffe, Sie werden mich jetzt nicht von Ihrem Hofe weisen, der noch nie so glänzend gewesen ist, als heute.“

Karl lächelte und sagte nichts mehr. Ich aber hätte dem wackeren Manne gleich um den Hals fallen mögen, so liebte ich ihn wegen dieser Aeußerung.

Mittlerweile kamen wir dem Ufer näher, fanden aber hier so seichten Grund, daß wir nur langsam vorwärts kamen, und befürchten mußten, ganz und gar sitzen zu bleiben. Ich merkte dem König die Ungeduld an, die ihn verzehrte, und dachte mir wohl, daß es bald wieder etwas Apartes geben würde. Und richtig! Als wir noch dreihundert Schritt etwa vom Strande entfernt waren, zog Karl plötzlich seinen Degen, und sprang, ohne sich zu besinnen, über Bord der Schaluppe in's Meer.

„Wer ein tapferer Schwede ist, folgt seinem Könige!“ schrie er; und wir Grenadiere, nicht faul, sprangen ihm nach bis über die Hüften in's Wasser, wie die Frösche, die vom Rasen in den Sumpf hüpfen, und so wateten wir durch das Meer auf die Dänen los, die sich am Ufer verschanzt hatten, und uns schockweise mit blauen Bohnen bewirtheten.

„Was pfeift denn so?“ hörte ich den König seinen General Stuart fragen, der ihm zur Seite marschirte.

„Die Kugeln, Ew. Majestät!“ antwortete er.

„Ah, gut,“ sagte der König. „Die Musik gefällt mir, sie soll künftig meine Leibmusik seyn.“

Kaum hatte er das letzte Wort gesprochen, so traf den General Stuart eine Kugel in die Schulter, und ein Lieutenant, der auf der anderen Seite des Königs marschirte, stürzte, von einer zweiten Kugel durchbohrt, todt nieder. Ich sprang sofort dem General zu Hülfe, konnte es aber dabei nicht unterlassen, dem Könige in's Antlitz zu schauen, um zu sehen, was er bei der Affaire, die doch wirklich kein Spaß war, für ein Gesicht schnitte. Seine Augen blitzten, und die pfeifenden Kugeln kümmerten ihn so wenig, als ob es Zuckererbsen wären.

„Brav, Roos,“ schrie er mir zu. „Stütze den General! Vorwärts! Kinder! Vorwärts! Je eher wir hier heraus kommen, desto eher jagen wir die Dänen aus den Schanzen heraus!“

Vorwärts ging es, wie zum Tanze! Als die Dänen uns so unerschrocken ankommen sahen, packte sie die Furcht, sie nahmen Reißaus, der König erstieg die Schanzen, die Soldaten stürmten hinterher, und nun waren wir Herren vom platten Lande, und hatten Kopenhagen recht hübsch in der Klemme.

Man schlug nun ein Lager auf, und traf Anstalten zum Bombardement. Aber so weit sollte es nicht kommen, denn die Stadt, der nicht recht wohl werden mochte bei unseren Vorbereitungen, schickte Deputirte an den König, und ließ ihn flehentlich ersuchen, ihrer zu schonen. Karl war weder grausam noch blutdürstig, und das am wenigsten nach einem glücklich errungenen Vortheile. Also ließ er sich erweichen, gab das Versprechen, die Stadt nicht zu bombardiren, bat sich aber dafür das Sümmchen von 400,000 Thalern aus, die bereitwilligst bezahlt wurden, und einen ganz ansehnlichen Beitrag zu den Kriegskosten abgaben. Zugleich befahl er, daß man sein Lager regelmäßig mit Lebensmitteln versehen solle, die indeß redlich bezahlt werden würden.

Am letzteren Versprechen mochten die Herren Deputirten füglich wohl einige Zweifel hegen, indeß, Karl war Sieger, und man mußte seinen Befehlen Folge leisten. Die Lebensmittel wurden auf großen Wagen in's Lager geführt, und zum Erstaunen der Dänen bezahlten wir schwedische Soldaten so richtig und gut, daß in der Folge die Bauern ihre

Waare lieber in's Lager, als in die Stadt führten, so daß sogar die Städter zum Theil ihren Bedarf im schwedischen Lager kaufen mußten.

Das war schwedische Kriegszucht.

Viele von uns hätten freilich wohl gern die Lebensmittel genommen, und das Geld dafür in der Tasche behalten, — aber der Befehl des Königs war bekannt, und nicht minder bekannt war einem Jeden, daß, dem Befehle zuwider handeln, genau eben so viel hieß, als noch am nämlichen Tage dem Profoß in die Hände zu fallen, und fünf Minuten später am Galgen zu baumeln. In solchen Dingen spaßte Karl nicht, und das erhielt die Ordnung auf eine ganz vortreffliche Weise.

Nun, mit den Herren Dänen wurden wir also bald fertig. Der König von Dänemark, der in Holstein Karls Schwager bedrängte, hörte kaum von unseren Erfolgen, als er auch sogleich die Nothwendigkeit einsah, wohl oder übel mit uns Frieden zu schließen. Die Unterhandlungen wurden eingeleitet, und in weniger als sechs Wochen war Karl mit seinem ersten Gegner zu Ende. Eben so gut, wie Julius Cäsar, konnte er sagen, veni, vidi, vici!

Nun galt es aber einem anderen Feinde, der ein gutes Theil mächtiger war, als der Dänenkönig, nämlich dem russischen Czaren Peter, der mit einer Armee von nicht weniger als achtzigtausend Mann wohlgezählt die schwedische Festung Narva belagerte. Aber unser König fragte nicht viel nach der Zahl der Feinde, sondern schwenkte links ab von Kopenhagen, und führte uns gegen die Russen. Als Peter hörte, daß Karl im Anmarsch sey, fürchtete er, mit seinen achtzigtausend Mann gegen uns Hand voll Schweden noch nicht stark genug zu seyn, sondern verließ seine Armee, um noch vierzigtausend Mann Hülfstruppen, die vom Innern Rußlands her schon unterwegs waren, in Eilmärschen herbeizuführen. Das Kommando vor Narva überließ er unterdessen seinem General v. Croy.

Im Grunde genommen, wär's keine große Sache, und am allerwenigsten ein Wunder gewesen, wenn der General Croy bei seinen 145 Kanonen und 80,000 Mann, mit einer so unbedeutenden Festung, wie Narva, wenig Federlesens gemacht hätte, insbesondere, da diese kleine Festung nur von zweitausend Schweden vertheidigt wurde. Aber sie hatte einen äußerst braven Kommandanten, den schwedischen General Horn, der sich gegen die gewaltige Uebermacht wehrte, wie ein Löwe, und nun schon beinahe zwei Monate unerschütterlich Stand hielt. Da war's nun eine Ehrensache für König Karl, diesem tapferen General Hülfe zu bringen, während auf der anderen Seite dem General Croy Alles daran liegen mußte, uns von der Festung so fern wie möglich zu halten. Um uns also das Vorrücken zu verleiden, schickte General Croy dreißigtausend Russen eine Meile von Narva uns entgegen, und postirte von diesen in geringer Entfernung noch außerdem zwanzigtausend Strelitzen und eine Avantgarde von fünftausend Mann, so daß wir also, ehe wir nur nach Narva kommen konnten, uns durch ein Heer von nahe an sechzigtausend Mann durchschlagen und Bahn brechen mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelungene Rache.

(Fortsetzung.)

„Traurige Nachrichten, Lorezano! Drei von unserer Zahl (die Namen wurden genannt) sind nach Aufhebung der Sitzung innerhalb der Thore des Palastes tödtlich verwundet worden. Hört Ihr? — das ist die Sturmglocke! Die ganze Stadt ist in Bewegung; der ganze Palast wird aufs Strengste untersucht, und wir sind nur zu Euch geeilt, um Euch zu bitten, mit uns zu gehen und Euch öffentlich zu zeigen, so wie uns Hülfe zu leisten; denn man hat versucht, Eure Abwesenheit zu verdächtigen."

„Ich werde sogleich mit Euch gehen!" rief der alte Rathsherr aus. „Bringt mir meinen Degen, und Gott gebe mir nur Kraft, ihn zu führen, selbst wenn es gegen mein eigenes mißrathenes Fleisch und Blut wäre! Doch erst müßt Ihr mit mir gehen, Freunde; Ihr sollt mein krankes Kind sehen, das ich nicht verlassen konnte."

Sie begleiteten ihn in Antonia's Schlafgemach und fanden am Krankenbette Lucilla und den Arzt, welche durch die Eintretenden nicht wenig erschreckt wurden, aus Furcht, daß der Lärm den Schlaf der Kranken störe; doch sie schlief fort, mit Todesblässe auf den Wangen und trotz des kurzen und unregelmäßigen Athemzuges. Dem Freunde zur Beruhigung richteten die Rathsherren einige Fragen an den Arzt hinsichtlich der Kranken, worauf eine befriedigende Antwort gegeben wurde. Nachdem Lorezano sich noch einmal ans Bett seiner Tochter geschlichen und ihre Stirn geküßt hatte, begab er sich mit seinen Freunden auf den Weg.

Lucilla, die fast die ganze Nacht am Bette der Kranken gewacht hatte, wurde von einem Andern abgelöst. Auf dem Wege nach ihrer Schlafkammer begegnete sie aber Pietro, ihrem Anbeter, der den Posten eines Geheimsekretärs und Haushofmeisters bekleidete und ein listiger und schlauer Mann war.

Nach einer Reihe kluger Fragen glückte es ihm, dem unschuldigen Mädchen so viel zu entlocken, daß er die Zusammenkunft zwischen Antonio und Novani errieth, und es war ihm ferner nicht schwie-

rig, ihr begreiflich zu machen, wie nothwendig es sey, damit ihre junge Herrin vor den Folgen einer solchen gefährlichen Verbindung verschont bleibe, sich mit ihm in eine Art Spionage einzulassen, und ihm von Zeit zu Zeit alle diesen Gegenstand betreffenden Umstände, die zu ihrer Kunde gelangten, mitzutheilen.

Lorezano hatte unter den Rathsherren ebensowohl seine Feinde als Freunde. Erstere erkannten es wohl, daß jeder Versuch ihrerseits, ihm bei dieser Gelegenheit zu schaden, ganz und gar mißglücken würde. Sein offenes, mannhaftes Benehmen, seine Unerschrockenheit, seine Verachtung alles Dessen, was den geringsten verdächtigen Schein auf ihn warf, dazu sein graues Haar und sein unbescholtener Ruf — wie sollten solche Eigenschaften nicht für seine Unschuld reden? sie waren sogar im Stande, alle Verläumdungen der Feinde zu unterdrücken, und der alte Rathsherr sah bald seinen frühern Einfluß zurückkehren.

Am nächsten Morgen fand man auf dem St. Markusplatz einen Zettel mit Claude Rovani's Unterschrift angeschlagen, worin bekannt gemacht wurde, daß er nun hinreichende Rache genommen und im Sinne hätte, sich mit seinen Bundesgenossen aus dem venetianischen Staate zu entfernen. Da sie aber sämmtlich das Gelübde abgelegt hätten, ihr ganzes Leben zu Venedig's Bestrafung zu verwenden, so wollten sie sich in den Dienst einer Macht begeben, die mit Venedig im Kriege stehe. Schließlich spottete er mit sarkastischer Bitterkeit über die allwissende, allmächtige Regierung, die nicht einmal im Stande sey, das Leben und Eigenthum der edelsten Bürger ihrer Hauptstadt zu schützen, und darauf dankte er mit bitterer Ironie für diesen Schatz, der ihm sein konfiszirtes Vermögen reichlich erstatte.

Dieses Manifest erbitterte die Venetianer auf's Höchste. Es schien, als wenn die ganze Bevölkerung auf einige Zeit ihre gewöhnlichen Beschäftigungen ruhen ließe, um diese kühnen Aufrührer und Empörer verfolgen zu können, und dieser Geist beschränkte sich nicht auf die Hauptstadt allein, sondern verbreitete sich über die ganze Umgegend. Auf allen Wegen sah man Patrouillen, die Vorposten wurden verdoppelt, kein Haus war von einer plötzlichen und wiederholten Untersuchung befreit; jeder Staatsbürger, ohne Unterschied seines Ranges und Standes, mußte zu jeder Zeit eines strengen Verhörs und der genauesten Durchsuchung seiner Wohnung gewärtig seyn.

Es wurde beschlossen, daß Antonia, um sie von der allgemeinen Verwirrung so viel als möglich zu entfernen, wieder auf einige Zeit zu ihrer Tante zurückkehren sollte, obwohl die Polizei diesen Landsitz besonders im Auge hatte, und in Begleitung des Arztes, der Lucilla und einer starken Bedeckung ging sie schon am dritten Tage dahin ab. Pietro mußte zu seinem großen Verdrusse bei seinem Herrn in der Stadt bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die chirurchische Fakultät von London nimmt großes Interesse an einem kleinen Zwillingspaar verwachsener Kuba-Negerinnen von fünf Jahren, die an die berühmten Siam-Zwillinge erinnern. Nach einer Mittheilung, die wir aus dem Munde des ersten englischen Chirurgen, Fergusson, selbst haben, sind die Kinder in bester Gesundheit, sehr munter, intelligent und im höchsten Grade interessant. Während es möglich gewesen wäre, sagt er, die Siamas zu trennen, sind die gegenwärtigen Wunderkinder rücklings, am untersten Ende des Rückenwirbels, in den Knochentheilen selbst, so innig verbunden, daß an eine solche Operation ohne unmittelbare Lebensgefahr nicht zu denken ist. Das Unwohlseyn des einen müßte das Unwohlseyn des andern, der Tod des einen den Tod des andern unvermeidlich nach sich ziehen. Sonst sind es unstreitbar zwei verschiedene Leben und Willen, und es ist sehr anziehend zu beobachten, wie bei ihren Bewegungen nach verschiedenen Richtungen der stärkere Vorsatz des einen oder des andern den Ausschlag gibt.

Im vorigen Jahre starb zu Vilvorde ein pensionirter Offizier, welcher durch sein Testament seiner Magd eine Leibrente zusicherte, zugleich ihr die Verpflichtung auferlegte, seinen Hund zu pflegen, wofür sie eine Rente von fünf Franken monatlich außerdem erhalten solle. Die Erben weigerten sich, diesen Theil des Vermächtnisses zu zahlen, wozu sie aber kürzlich von Gerichtswegen angehalten wurden und das Urtheil lautet ausdrücklich dahin, daß die Magd monatlich in Begleitung ihres Hundes sich ihre fünf Frs. zu holen habe.

Im nächsten Jahre wird der Wiederkunft des großen Kometes vom Jahre 1556 entgegengesehen. In Betreff der näheren Zeitangabe haben sich die Astronomen noch nicht geeinigt, doch ist die Wiederkunft dieses großen Kometes von 300 zu 300 Jahren so ziemlich sicher.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 210 Montag, 3. September 1855.

Unter dem Kirschbaum.

(Schluß.)

Bald darauf trat Kapitän Juul ein. Ich näherte mich ihm bescheiden mit meiner Bitte auf den Lippen. Er aber ließ mich nicht zu Worte kommen.

„Ich weiß Alles, Herr Lind!" sagte er, „machen Sie mein Kind glücklich! Meine Jenny ist meine einzige Freude, mein einziger Trost in dieser kummervollen Welt."

Ich ergriff seine Hand und dankte ihm herzlich. Er legte darauf seine Hände auf mein und Jenny's Haupt und segnete uns.

Ich war glücklich — der glücklichste Sterbliche. Aber ich blickte hin zu dem bleichen Mann, der in einer Fenstervertiefung seinen Kopf auf die Hand stützte, gleichsam als wenn er nicht Theil nehmen könne an dem Glück seiner Kinder.

Jenny verließ uns einen Augenblick.

Ich benutzte denselben, ihm meinen Vermögensstand zu offenbaren, und bat ihn, Alles als das Seinige zu verwenden, wenn ihm das zum Nutzen gereichen könnte. Da verschwand der finstere Zug aus seinem Antlitz; er sprang auf, fiel mir um den Hals und vertraute mir Alles, was ich längst schon wußte.

Inzwischen kam Beckström. Er gratulirte Jenny's Vater mit Freude, und darauf traten wir Alle in den Saal.

Madame Juul saß am Kaffeetisch, wo Herr Löwe gleichfalls Platz genommen hatte.

Bei unserm Eintreten erhoben diese sich, eilten auf Beckström zu und überschütteten ihn als Jenny's Bräutigam mit den besten Glückwünschen.

Er dankte mit einem sarkastischen Lächeln, das ihm sehr gut stand. Aber Jenny flog in demselben Augenblick aus einem Seitenzimmer in meine Arme.

Ich drückte meine süße Braut ans Herz und vergaß in meiner Glückseligkeit die verschiedenen Gesichtszüge zu betrachten, die eine solche Scene bei den Nichteingeweihten hervorrufen mußte.

Madame Juul's Angesicht soll, in Folge Beckströms Angabe, sich bedeutend verlängert haben, was ich fast begreifen konnte, da sie nur eine einzige Tasse Kaffee trank und darauf, Kopfschmerz vorschützend, die Gesellschaft verließ. — Doch in den Augen des alten Kapitäns zitterten Thränen der Freude.

Ich übergab Beckström jetzt den Brief von Anna. Er griff hurtig darnach, drückte ihn an seine Lippen und entfernte sich eiligst.

Eine Viertelstunde darauf kehrte er zu uns zurück, aber bleich und ernst. Er rief mich bei Seite und sagte:

„Sie, mein Freund, sind glücklicher als ich gewesen, obwohl ich gerade nicht unglücklich bin. Da, lesen Sie selbst!"

Anna schrieb als Antwort auf seine Liebeserklärung, daß sie alle Achtung vor dem jungen Manne hege, aber jetzt noch nicht an ein ernstliche Verbindung mit ihm denken dürfe; doch wenn er nach einem Jahr noch so dächte wie jetzt, so sollte sein Antrag, durch den sie sich sehr geehrt fühle, ihr sehr werth und willkommen seyn.

Ich reichte ihm den Brief stille zurück.

„Alle Hoffnung ist mir doch nicht genommen," sagte er unter Thränen, „aber morgen gehts nach Schweden, weil ich es nicht ertrage in ihrer Nähe zu athmen, ohne sie zu besitzen — sie, die ich mehr als mein Leben liebe!"

Am nächsten Tage nahm er Abschied, übergab mir indeß noch einen Brief an Anna.

Jenny und ich folgten ihm bis ans Schiff. Wir vereinigten unsere Thränen, und mit Wehmuth sahen wir den freundlichen Schöpfer unseres Glücks auf den blauen Wellen des Sundes dahin segeln. Eine wunderbare, unerklärliche Ahnung durchfuhr meine Seele als der „Hamlet" mit ihm fort dampfte und uns seinen Blicken entzog.

Ich überspringe hier das Materielle in dieser kleinen Skizze: Herrn Löwe's unglückliche deklamatorische Freiwerbung und seine komische Verzweiflung — Madame Juul's Aerger und Kabale, um nur den Lichtpunkt dieser Malerei fest zu halten.

Drei Monate später, kurz vor meines Schwiegervaters Abreise, war unsere Hochzeit.

Anna schlang den bräutlichen Myrthenkranz um

das Haupt meiner geliebten Jenny und stand darauf als als unser Engel — als der gute Engel unseres Lebens an unserer Seite, wie der feierliche Bund unserer Herzen vor dem Altare des Herrn geweihet wurde.

Aber sechs Monate darnach standen Jenny und ich an einem Krankenlager. Auf ihm lag die junge blühende Anna, abgemagert und mit bleichen Wangen.

„Erinnerst Du Dich, liebe Jenny," sagte sie mit matter Stimme, „daß wir draußen auf dem Lande einmal Kirschsteine schnellten? Mein Brautbett wurde das höchste. O, liebe Freundin, das war ein Wahrzeichen! der Himmel ist mein Hochzeitshaus — der Erlöser der Welt mein Bräutigam!

Weint nicht über mich! Mein Leben war schön, ich sehe nur Rosen und schöne Blumen, keine Dornen, keine Sorgen. Dafür danke ich Gott und hoffe auf seine fernere Gnade.

Lebt nun wohl und glücklich, liebt Euch herzlich und denkt in Eurem Glücke zuweilen an mich!"

Und der Engel mit der umgewandten Fackel neigte sich über die verklärten, schönen Züge. Das junge, reine Herz schlug seinen letzten Schlag, und die Seele der guten, unschuldigen Anna stand vor ihrem Schöpfer.

Ich schrieb darauf an den unglücklichen jungen Beckström in Helsingborg diese Trauernachricht; von meiner Hand konnte ihm sein hartes Geschick am mildesten mitgetheilt werden.

Er war ruhig und gefaßt; er hatte niemals das Glück ganz erkannt, das er verlieren mußte, ehe er's ganz besessen!

Nun hat schon der Winter mehrmals sein weißes Kleid über das Grab der Geliebten ausgebreitet; aber jeden Sommer blühen auf demselben frische Blumen, und Jenny und ich erneuern daselbst unser Gelübde ewiger Treue.

Jedesmal erinnern wir uns aber auch jenes kindlichen Spieles unter dem Kirschbaum, das hier eine so traurige Wahrheit geworden war. Anna's Brautbett war das höchste geworden.

Gelungene Rache.

(Fortsetzung.)

An einen Briefwechsel mit Lucilla, in Betreff des wichtigen Gegenstandes ihrer Unterredung, war nicht zu denken, und deßhalb einigten sie sich dahin, daß Lucilla, wenn etwas einträte, das eine Verbindung ihrer Herrin vermuthen ließe, als Zeichen eine Haarlocke an Pietro absenden sollte; träte dagegen aber etwas Entscheidendes ein, das eine solche Verbindung unbezweifelt ließ, so sollte sie ihm einen kleinen Goldring senden, welchen er ihr vor einiger Zeit geschenkt hatte.

Auf Lorezano's Wunsch nahm Signora Bianca ihre Nichte mit ihrer gewohnten mütterlichen Liebe und Umsorge auf, und umging jede Hindeutung auf deren plötzliches Unwohlseyn, so wie auf deren baldige Wiederkehr. Im Uebrigen konnte die Signora nicht einsehen, warum man die traurige Begebenheit als ein Geheimniß betrachtet wissen wollte, da es ihr doch sehr natürlich schien, daß die ungeheure Schuld und die nicht minder große Gefahr und Schande, worein ihr ehemals so geliebter Verwandter sich gestürzt hatte, hinreichend den peinlichen Eindruck erklärte, der dadurch auf das liebevolle und an Schmerz nicht gewöhnte Herz ihrer Nichte ausgeübt werden mußte.

Mittlerweile konnte Antonia sich nicht von Novani's Bild losreißen, es verfolgte sie überall, selbst in ihren Träumen; denn es war nicht unwahrscheinlich, daß er diesen Platz zu einer Zufluchtsstätte wählen wurde, um sich sicherer zu verbergen. Es war ein sehr altes Gebäude, aufgeführt in unruhigen Zeiten, und enthielt eine Menge geheimer Thüren und unterirdischer Gänge, in denen Novani als Knabe, wie sie sich erinnerte, sich oft und gern aufgehalten hatte.

Zehn Tage waren ungestört und ohne etwas besonders Merkwürdiges vergangen. Eines Abends darauf, nachdem sie sich entkleidet und Lucilla, die in einem anstoßenden Zimmer schlief, fortgesandt hatte, setzte Antonia sich zum Lesen nieder. Es war eine finstere, unangenehme Nacht; jede Thür, selbst die schwere Thür ihres Schlafgemaches war fest verschlossen. Da hörte sie plötzlich ein Getöse und blickte nach der Richtung, wo der Lärm herkam; es bewegte sich eine Tapetenthür, und man kann sich ihre Angst denken, als plötzlich Novani zu ihr hereintrat. Sprachlos vor Schreck blieb sie auf ihrem Sitze.

Er war magerer und bleicher als bei ihrer früheren Zusammenkunft, und sein Antlitz zeigte Spuren von Kummer und Entbehrung. „Antonia!" rief er in einem zweifelnden und hoffenden Tone. Sie erhob sich und trat ihm entgegen; er flog auf sie zu. „Willst Du mir beistehen?"

„Ich will's gerne, wenn's mir anders möglich ist, die Schuld zu zahlen, zu der ich Dir für meines Vaters Leben verpflichtet bin — sage nur, wie ich's kann." — Er führte ihre Hände leise an seine Lippen und zog sie an's Fenster. — „Du verstehst es vielleicht besser als ich — willst Du dieß leise öffnen?" Während sie seinen Wunsch erfüllte, zog er ein leichtes, aber starkes Seil aus seiner Tasche

und befestigte das eine Ende desselben an den Fensterpfosten. Darauf löschte Rovani ihre Lampe aus und lehnte sich aus dem Fenster, unter dem ein Arm eines kleinen Flusses vorüberlief, um sich in den venetianischen Meerbusen zu ergießen. „Worauf wartest Du?“ fragte sie kaum hörbar. — „Auf ein Boot“, antwortete er; „ich höre es schon!“ Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als man ein besonderes, leises Pfeifen vernahm, das er sogleich beantwortete. Eiligst warf er das andere Ende des Seiles aus dem Fenster und sagte: „Sobald Du mein Pfeifen hörst, so löse oder schneide dieß obere Ende ab und wirf es mir nach. Der Himmel schütze Dich, Antonia; wer weiß, wann und wo wir uns wiedersehen werden!“ Er zog sie an sich und umarmte sie mit Zärtlichkeit; er fühlte ihren Händedruck und, was er über Alles schätzte, er fühlte eine leise und furchtsame Erwiderung seines Kusses. Da entstand plötzlich ein Gedanke in ihm, ein eigennütziger, unwürdiger Gedanke: Wie, wenn sie ihn liebte? Wie, wenn sie sich bewegen ließe, die Landesflüchtigkeit mit ihm zu theilen? Doch nein — sich vom Vaterland loszureißen, das war möglich; aber auch von dem Vater? Das wünschte Rovani auch nicht. Ein seltsamer Widerspruch der menschlichen Seele! — Der, der sich ohne die geringsten Gewissensbisse in Rache und Blut gesättigt hatte, zitterte bei dem Gedanken an ein Verbrechen, das jene Leidenschaft nicht eingegeben hatte; wo seine Natur nicht entartet war, da zeigte sie sich noch in ihrem früheren Glanze. Nach einem verzweifelten Kampfe ließ er die geliebte Freundin aus den Armen und eilte in's Boot. Antonia's Herz schlug bei jeder Bewegung des Seils; endliche wurde es stille und das Signal ertönte — er war in Sicherheit. Schnell löste sie den Knoten und warf das Seil hinaus.

Das Oeffnen des Fensters hatte indeß die mißtrauische Lucilla aufgeweckt. Sie erhob sich im Bette und lauschte einen Augenblick; endlich faßte sie Muth, stand auf und näherte sich dem Gemach ihrer Herrin. Da glaubte sie ein Flüstern zu hören; sie wartete ein wenig, öffnete darauf leise die Thür, fand das Licht verlöscht und fuhr erschrocken zurück, da die durchströmende Luft ein geöffnetes Fenster errathen ließ. Sie schlich sich darauf auf den Zehenspitzen hinein, und eben war es geschehen, als Antonia, nachdem sie das Seil gelöst und hinausgeworfen hatte, sich aus dem Fenster lehnte, aber nach einigen Augenblicken zurücktrat und in ihrer Herzensfreude äußerte: „Gott sey gelobt, er ist gerettet!“ Während sie darauf das Fenster schloß, schlich Lucilla sich eben so leise hinaus, wie sie hereingekommen war.

Am folgenden Tage erhielt Pietro ein Packet. Er eilte mit dem Schatze in sein Schlafkabinet, öffnete und fand den Ring. Binnen einer halben Stunde hatte der Spion ein geheimes Gespräch mit Vincenzo, einem der zehn Rathsherren und Lorezano's unversöhnlichstem Feinde.

Um fünf Uhr desselben Nachmittags, nach der Siesta, traf Signora Bianca mit ihrer Nichte zusammen auf der Terrasse, dem gewöhnlichen Platze. Ein Ausruf der Tante weckte Antonia aus ihren Träumereien; sie erhob ihre Augen und sah auf dem Wege von Venedig her einen Wagen herkommen, begleitet von einer Schaar Bewaffneter. Man näherte sich der Villa, und ohne die mindeste Furcht befahl die Signora, die Thore zu öffnen; aber Antonia's Herz klopfte gewaltig, ein tödtliche Angst bemächtigte sich ihrer; selbst die Tante fühlte sich verwirrt, als sie Polizeikommissäre und einen Notar aus dem Wagen steigen sah, die sich nebst dem kommandirenden Offizier und Einigen der Eskorte zu den Damen begaben; Einige von der Dienerschaft, worunter auch Lucilla sich befand, begleiteten sie.

Nach einem tiefen Kompliment redete einer der Kommissäre die Frau des Hauses also an: „Signora! Mit innigem Bedauern erfüllen wir die uns auferlegte Pflicht, wovon dieses (er reichte ihr ein Dokument) Näheres besagt.“ Die Signora nahm das Papier, gab es aber sogleich zurück, da ihre heftige Bewegung ihr zum Lesen keine Ruhe ließ. „Lesen Sie es, mein Herr, mir ist's nicht möglich!“ Der Kommissär las darauf mit lauter Stimme eine Ordre der Regierung vor, die ihn nebst seinen Assistenten zu einer Haussuchung bei Signora Bianca, so wie zu einem Verhör ihrer Person und endlich zu einer Arrestation des Fräuleins Antonia, die sogleich nach der Untersuchung nach Venedig abgeführt werden sollte, bevollmächtigte.

Signora Bianca blickte Antonia an und verwunderte sich darüber, weder Erstaunen noch Unwillen an ihr zu bemerken; sie stand mit niedergeschlagenen Augen, bleich und ruhig.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der Spezialkorrespondent der „Illustrated London News“, welcher mit Erlaubniß des Kaisers Napoleon zwei Tage lang mit Besichtigung der Zimmer in dem Palast von St. Cloud zubrachte, gibt über die von den englischen Herrschaften bewohnten Gemächer in dem dortigen Palast folgende Notizen: Diese Zimmer bilden denjenigen Flügel des Schlosses, welcher für eine Königin hergerichtet wurde, deren unglückliches Geschick und heiliges Leiden in wunderbarem Kontrast zu der glücklichen Regierung der k. Dame

stehen, welche sie nun beziehen wird. Wenn man von der mit Basreliefs aus der Zeit Ludwigs XV. dekorirten Treppe in diese Zimmer tritt, so wendet man sich links, um in das Vorzimmer zu Prinz Alberts Privatgemächern zu kommen. Die Wände dieses Vorzimmers bestehen aus buntem Marmor. Dann kommt man in den Salon des Prinzen, ein herrliches ausmöblirtes Zimmer, mit schönen Gemälden dekorirt. Auf dem Gesims über dem Kamine steht eine herrliche Uhr von Gille l'Aine, die Verzierungen, getragen von einem Stier, in Bronze. Folgt das Schlafgemach des Prinzen, mit reicher Lyoner Seide, im Werthe von 100 Fr. per Metre, behangen. Faustin Besson hat hier, wie in den übrigen Privatgemächern, die Wände mit feinen geschmack- und lebensvollen Skizzen dekorirt. Er ist auch der Maler gewesen, welcher die Privatzimmer der Kaiserin gemalt hat. Hinter dem Schlafzimmer des Prinzen befindet sich sein Ankleidezimmer. Es ist mit leichten grünen Vorhängen versehen, welche trefflich mit den weißen Wänden harmoniren, verziert mit vergoldetem Holzschmuck, welcher zu der Zeit angebracht wurde, als dieses nämliche Zimmer noch das Boudoir der unglücklichen Marie Antoinette war. (Welche Erinnerungen! Mag es sich wohl süß träumen in diesen Gemächern?) Hinter dem Ankleidezimmer des Prinzen befindet sich das Staatsbettzimmer der Königin. Die Wände dieses herrlichen Gemaches sind Weiß und Gold — die Goldarbeit in vergoldeten Holzschnitzereien bestehend. Hier ist dann das prächtige Staatsbett das Hauptobjekt der Aufmerksamkeit. Das Gestell des Bettes ist weiß, mit Vergoldungen; die Außenvorhänge sind von reicher blaß-grüner Seide, und die inneren rosaroth, mit Mousselin bekleidet. In den Verzierungen ist das k. Wappen mit den Initialen des Namens der Königin angebracht. Die Möbel sind grün und Gold. Zwischen dem Staatsbettzimmer und dem Boudoir der Königin befindet sich ein reizendes Badezimmer. Die Verzierungen der Wände des Boudoirs sind aus den Zeiten Ludwigs XVI. Dieses Boudoir soll ein Meisterstück von Glanz und Geschmack seyn.

Nach einer Bekanntmachung in den preußischen Zeitungen werden zur Verwaltung der preußischen Lande erfordert 45,614 Staatsbeamte, mithin kommt auf je 370 Einwohner ein Beamter; außerdem befinden sich in Preußen 17,904 städtische Gemeindebeamte, oder auf je 942 Einwohner ein Gemeindebeamter. Dazu kommen noch über 500,000 Soldaten, befehligt von 10,212 Offizieren. Es fehlt daher den Preußen nicht an persönlichem Schutze, weßhalb es auch billig ist, daß Jeder dazu beiträgt; dieß macht auf den Kopf 14 Thlr.; dafür hat Preußen im Ganzen 63,518 Beamte, was auf je 267 Einwohner einen Beamten ausmacht. Von den Soldaten kommt auf je 34 Einwohner ein Mann. Außerdem ist in Preußen der achtzehnte Mensch ein Edelmann, deren Zahl 980,000 beträgt.

Seit einigen Tagen hat der Fürst von Bückeburg Untersuchungen wegen Trockenlegung des Steinhuder Meeres anstellen lassen. Bei dem genügenden Gefäll und der geringen Tiefe von 2 bis 4 Fuß (nur einige Stellen, die kleine Teiche bilden würden, haben 8 Fuß Tiefe), dürfte ein einfacher Durchstich in die nahe Leine, ohne alle Schleusen und hydraulische Hebewerke, zur permanenten Trockenlegung hinreichen. An 17,000 Morgen werthvollen Landes würde hiedurch gewonnen, außerdem die Versumpfung großer Flächen in weiter Ausdehnung gehoben werden. Für die Trockenlegung des Steinhuder See's ist eine Aktien-Gesellschaft in der Bildung begriffen.

Das „Bamberger Tageblatt" schreibt: „Die Ursache der Kartoffelkrankheit, nach der so viele schon vergebens gesucht, ist endlich aufgefunden und sonnenklar erwiesen in der eben in Altenburg bei Pierer erschienenen kleinen Schrift: „Grundursachen der Kartoffelkrankheit und deren Heilung von Theurer, beabschiedeten schleswig-holsteinischen Hauptmann und quitt. k. b. Oberlieutenant." Hiernach ist das Cigarrenrauchen die Ursache der verderblichen Seuche. Indem nämlich die weggeworfenen Cigarrenreste in den Dung gerathen, bewirkt die darin enthaltene Tabaksäure (!) (Nikotin) eine Gährung resp. Vergiftung desselben, die sich später den Kartoffeln mittheilt und sie krank macht. Man darf demnach nur das Cigarrenrauchen verbieten und man wird keine Kartoffelkrankheit mehr haben.

Der Hutmacher Flebus in der Kärnthnerstraße zu Wien hat ein Privilegium auf die Erzeugung von Hüten aus einer einheimischen Raupe (Saturnia Spini) erhalten. Da die Nahrung dieser Raupen in Schlehenblättern besteht und im Erzgebirge ganze Waldungen dieses Gesträuches sich vorfinden, so beabsichtigt Hr. Flebus, die Zucht dieser Raupe im Erzgepirge einzuführen. Ein aus diesem Stoffe verfertigter Jagdhut läßt an Schönheit und Leichtigkeit nichts zu wünschen übrig.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 211 Dienstag, 4. September 1855.

Der Eisenkopf.

(Fortsetzung.)

Das war eine harte Nuß, und es gehörten wahrlich harte Zähne dazu, um sie aufzuknacken. Aber Karl konnte gut beißen, das hatte er uns nun schon vor Kopenhagen bewiesen, und wir Soldaten wären ihm blindlings selbst in den Tod gefolgt, so großes Vertrauen hatte er uns schon eingeflößt.

Zwanzigtausend Mann stark waren wir in Liewland angekommen, aber Karl war viel zu ungeduldig, um mit dieser seiner ganzen Armee vorzurücken. Er raffte in aller Eile viertausend Mann Kavallerie und eben so viel Infanterie zusammen, und damit ging es in Eilmärschen vorwärts. Mit achttausend Mann wollte er achtzigtausend Russen, die noch dazu hinter Verschanzungen standen, angreifen. Da kamen auf jeden Schweden immer zehn Russen, und so konnte man's wohl mit Fug und Recht ein tollkühnes Wagestück nennen. Wir Soldaten, und nun besonders wir von der Leib-Kompagnie fragten freilich nicht nach der Ueberzahl, denn unser König galt in unseren Augen für eine ganze Armee. Aber die Offiziere, und besonders ein alter schwedischer General schüttelte denn doch bedenklich den Kopf. Karl bemerkte es, weil er seine Augen immer so ziemlich überall hatte, und so ritt er denn auf ihn los, blickte ihn scharf an, und fragte: „Wie, Herr General, zweifeln Sie etwa, daß ich mit achttausend Schweden achtzigtausend Russen schlagen kann?" — Der General zog ein bittersüßes Gesicht, und machte, so gut es gehen wollte, frohe Miene zum bösen Spiele. „Ew. Majestät haben Sich vor Kopenhagen gut gehalten," antwortete er, „und am Ende, bei Gott ist kein Ding unmöglich!"

„So kann ich also annehmen, daß Sie meiner Meinung sind," fuhr Karl fort. „Uebrigens sehen Sie wohl, daß ich zwei Vortheile vor dem Feinde voraus habe: einmal wird er seine Kavallerie nicht brauchen können, und dann wird bei dem engen Terrain die ungeheure Masse von Menschen sich selbst hinderlich seyn."

Der alte General stellte sich, als ob er durch die Erklärung des Königs zufrieden gestellt wäre, und schwieg. Dagegen nahm ein anderer Offizier ganz ungefragt das Wort, und wollte sich vielleicht liebes Kind bei dem König machen, indem er äußerte: „Ew. Majestät, ein großer französischer General, unter welchem ich ehedem gedient habe, pflegte vor jeder Schlacht zu sagen: wenn unser Herrgott diesen Tag neutral bleibt, so sollen die Messieurs gewiß Schläge bekommen. Sprechen Ew. Majestät auch so."

Aber da kam der Naseweis schön an. Er hatte nicht gedacht, daß der König sich besonders durch wahre Freimüthigkeit und Gottesfurcht auszeichnete, und da mochte ihm die Antwort Karls freilich ein wenig unerwartet kommen. Karl warf ihm einen scheelen Seitenblick zu, und erwiderte kurz: „Monsieur Siquieur, wissen Sie, Ihr großer General hat damals wie ein großer Narr geredet!" Damit drehte er ihm den Rücken zu, und ritt davon. Monsieur Siquieur schaute ihm so verdutzt nach, daß wir Grenadiere uns eines stillen Lachens über seine verblüffte Miene nicht enthalten konnten.

Mittlerweile marschirten wir vorwärts, und der Lärm sollte bald losgehen. Der erste russische Posten hatte einen engen Paß besetzt, wo wenige hundert Mann eine ganze große Armee hätten aufhalten können. Allein schon bei unserem ersten ungestümen Angriffe hielten die Russen nicht Stand, sondern flohen erschrocken über unsere Wuth zurück. Die verwirrte Masse von fünftausend Mann warf sich auf die zwanzigtausend Strelitzen, die, wie ich schon vorhin erwähnte, nur eine kurze Strecke hinter ihnen standen, und jagte auch ihnen einen solchen Schrecken ein, daß sie die Pferde herum warfen, und ebenfalls in vollem Galopp die Flucht ergriffen. Die ganze aufgerollte, zersprengte, ordnungslose Masse stürzte sich wieder auf die in ihrem Rücken postirten dreißigtausend Mann, und diese, in der allerdings sehr nahe liegenden Meinung, daß Alles geschlagen und verloren wäre, wurden mit dem zügellosen Strome mit fortgewälzt, und so sprengten denn die fünfundfünfzigtausend Mann in das Lager ihrer Brüder, ohne unseren König mit seinen achttausend Soldaten auch nur eine Stunde aufzuhalten.

So weit waren wir nun! Aber das Schlimmste

stand uns noch bevor. Hart vor uns ein verschanztes Lager, und achtzigtausend Russen mit hundert und fünfzig Feuerschlünden, die uns ihre gähnenden Mündungen wiesen. Außer Athem kamen wir an, und Karl gönnte uns kaum so viel Zeit, daß wir nur ein wenig verschnaufen, und den Schweiß von der Stirn trocknen konnten. „Vorwärts!" tönte plötzlich das Kommando. Karl gab die Parole: „Mit Gottes Hülfe!" und die schwedischen Kanonen eröffneten den Tanz, indem sie einige Breschen in die russischen Verschanzungen schießen sollten.

Es war uns doch ein wenig wunderlich zu Muthe, als wir so auf das feindliche Lager hinüberblickten, und Manchem mochte das Herz schwer werden dabei. Indeß Karl ließ uns nicht viel Zeit zum Besinnen und Grübeln. Sobald unsere Geschütze nur erst einige Oeffnungen in die Schanzen gerissen hatten, hielt er sich nicht länger mit Schießen auf, sondern ließ uns die Bajonette aufpflanzen, und nun ging es im Sturmschritt vorwärts gegen das feindliche Heer.

Ich kann Euch sagen, Ihr Jungen, es war das ein feierlicher Augenblick, als wir uns in Marsch setzten, denn wenn Gott uns nicht beistand, so konnte es leicht kommen, daß von unserem Häuflein auch nicht ein Mann davon kam. Aber Gott half uns! Karls Vertrauen auf den höchsten Lenker der Schlachten sollte nicht getäuscht werden. Ein entsetzliches Schneegestöber wirbelte vom Himmel hernieder, und das war eben die Hülfe, die Gott uns schickte. Denn wir hatten Schnee und Sturm im Rücken, den Russen aber flogen die kalten Flocken gerade ins Gesicht, und der eisige Wind — wir hatten damals den 30. November im Jahre 1700, und der Winter war früh eingetreten — lähmte ihre Glieder, und machte sie halb blind und halb taub.

Trotzdem, das muß ich den Russen lassen, standen sie eine Zeit lang wie die Mauern, und ließen sich in grimmiger Tapferkeit wohl eine gute halbe Stunde geduldig von uns todtschlagen, und mit dem Bajonette niederstoßen. Blind und taub von Sturm und Schneegestöber, konnten sie unmöglich unsere kleine Anzahl übersehen, und mochten wohl glauben, daß unser Heer weit stärker wäre, als es in Wirklichkeit war. Dazu focht Karl wie ein alter General, und entwickelte eine Umsicht, eine Besonnenheit, eine Tapferkeit und Unerschrockenheit, die sogar uns Schweden in Erstaunen setzte, und unsere Kampflust bis zum Aeußersten anspornte. Er eilte vom rechten Flügel zum linken, wo das Hauptquartier des Czaaren seyn sollte, aber, wie schon gesagt, war der Czaar nicht gegenwärtig, weil er Succurs herbeiholte. Während Karl so hin und wieder flog, und sich überall blicken ließ, wo die Kugeln am lustigsten pfiffen, traf ihn ein Streifschuß an der Schulter. Ich sah's mit meinen Augen, wie er ein bischen zusammenzuckte, aber ein Tuch wurde untergestopft, um das Blut zu hemmen, und weiter kümmerte er sich nicht um die Wunde. Frisch wieder mitten ins Feuer hineinreitend, stürzte sein Pferd, tödtlich getroffen, mit ihm zu Boden. Karl achtete es nicht, sondern raffte sich auf und nahm ein anderes. Aber kaum saß er darauf, so riß eine Kanonenkugel auch diesem den Kopf weg. Nun bestieg er ein drittes Pferd, und sagte dabei ganz ruhig: „Ich glaube wahrhaftig, die Leute da wollen mich hier in der Reitschule üben!" Weiter achtete er den Verlust seiner Pferde und die Gefahr, in der er schwebte, nicht, sondern ritt frisch fort, und führte uns immer tiefer ins Feuer hinein, bis sein Pferd mit ihm in einen Morast stürzte. Er raffte sich zwar schnell genug wieder auf, aber der Schlamm war so zähe, daß einer von seinen Stiefeln darin stecken blieb. Ich hatte mich immer, so viel es ging, dicht hinter ihm gehalten, und befand mich eben in diesen Augenblick hart an ihm, so daß ich ihm beim Herauswaten aus dem Sumpfe Beistand leisten konnte. Da ich sah, daß ihm ein Stiefel fehlte, zog ich auf der Stelle meinen eigenen aus, und reichte ihn ihm hin. „Da, Majestät," sagte ich, „hier ist ein anderer!"

„Danke, Roos, danke," rief er ganz heiser, denn der Pulverdampf und sein Geschrei: „Vorwärts, Leute! Vorwärts!" hatten ihn ganz heiser gemacht. „Du siehst wohl, ich habe nicht Zeit!" Und so sprang er auf das vierte Pferd, und focht in einem Strumpfe und in einem Stiefel so tapfer und unerschrocken fort, als ob gar nichts Besonderes geschehen wäre. Nicht zu ermüden war er an jenem heißen und zugleich kalten Tage!

(Fortsetzung folgt.)

Gelungene Rache.

(Fortsetzung.)

„Hier sind niedrige Ränke im Spiel", rief die Signora aus, indem sie zu ihr trat; „und die Wahrheit wird bald an's Licht kommen!" Ihre Nichte umarmte sie, doch ohne ein Wort zu sagen; nachdem sie ihren Shawl umgelegt hatte, der auf ihrem Sitze lag, neigte sie sich und sagte: „Ich bin bereit!"

„Mein theures, liebes Fräulein! Wohin will man Sie denn führen?" schluchzte Lucilla.

„Lebe wohl, Lucilla, lebt Alle wohl!" sagte Antonia, als man sie in einen Tragsessel setzte, den man sorgfältig schloß und mit einer starken Be-

deckung umgab. Sogleich darnach las der Kommissär von einer Liste eine Menge Namen der zahlreichen Dienerschaft, von der man jedoch nur die zitternde Lucilla auswählte und in ein Nebenzimmer führte. „Wir verlangen, daß Sie uns umständlich Alles erzählen, was sich hier seit 24 Stunden zugetragen hat, und weßhalb Sie Fräulein Antonia wegen eines geheimen Einverständnisses mit ihrem Vetter, dem Verräther Claude Rovani, in Verdacht haben!"

„Ich hege keinen Verdacht", antwortete Lucilla mit Beben; „ich weiß von keinem geheimen Einverständniß!"

„Setzt die Daumschrauben an!"

„O, Gnade, ich will Alles bekennen!" schrie sie, indem sie niederkniete und darauf Alles erzählte, was sie während der vergangenen Nacht gesehen hatte, ohne von der Wahrheit abzuweichen. Nachdem ihre Aussage zu Protokoll genommen war, veranlaßte man sie, das Zimmer ihrer Herrin zu zeigen. Hier fand man nach näherer Untersuchung die geheime Tapetenthür, die Rovani nicht verschlossen hatte, und sogleich erhielt eine Abtheilung den Befehl, den geheimen Gang zu untersuchen, während eine andere Abtheilung, zu der man die Kühnsten und Wohlbewaffnetsten der Polizei zu Fuß und zu Pferd ausgewählt hatte, an den Fluß beordert wurde, daselbst die Untersuchungen fortzusetzen, alle möglichen Nachrichten einzuziehen, kurz gesagt: Nichts zu versäumen, was eine Spur des Verbrechers auffinden lassen konnte. Das Haus wurde unter strenge Aufsicht gestellt, und die Dienerschaft als Gefangene behandelt. Nach diesen Anordnungen gingen die Kommissäre auf die Terrasse zurück, um von Signora Bianka Abschied zu nehmen, welche dort noch von dem Augenblick an, wo man ihre Nichte abführte, unbeweglich auf ihrem Stuhle saß, das Angesicht in ihren Händen verbergend.

Als Lorenzano desselbigen Abends in die Rathsversammlung ging, hörte er, daß man den Verschworenen auf die Spur gekommen sey, und daß der Rath einen Gefangenen verhören und vielleicht verurtheilen werde.

Die Art und Weise der venetianischen Regierung war stets dieselbe. Zu dieser Zeit waren die zehn Männer vom Dogen ganz und gar unabhängig und wandten sich nur an ihn, daß er den Ausschlag gäbe, wenn sie sich über eine Sache nicht einigen konnten.

Zur Mitternachtszeit hielt dieß furchtbare Gericht seine Zusammenkünfte. Sie saßen in einem Halbkreis; eine einzige Lampe erleuchtete die Halle und das so, daß sie ihr ganzes Licht auf den Platz hinwarf, der für den Gefangenen bestimmt war; die Seite, wo die Rathsherren saßen, war ganz im Dunkeln. Zur Rechten stand ein kleiner Tisch mit einer theilweise verdunkelten Lampe, wo die beiden Schreiber mit ihrem Inventar sich befanden. Weiter hin, zur Linken, sah man zwei maskirte, fast unbewegliche Wesen sitzend auf dem Fußboden; hinter ihnen befand sich das so sehr gefürchtete Rad und mehrere andere namenlose Marter-Instrumente.

Ein verschleiertes Frauenzimmer wurde eingeführt und den Richtern vorgestellt. „Ein Frauenzimmer?" fragte der Präsident. — „Ja, Signor, ein Frauenzimmer!" antwortete Vincenzo. „Nehmt ihr den Schleier ab!" Es geschah, und des alten Lorenzano junge, schöne Tochter stand vor ihnen.

Unter den Rathsherren entstand eine seltsame Bewegung, begleitet von einem tiefen Seufzer. Im ersten Augenblick vergaß Antonia ihre eigene Furcht und dachte nur an ihren Vater; sie erhob ihre angekettete Hand gegen die Augen, in der Hoffnung, einen Blick durch die Dunkelheit werfen zu können; sie wollte zu ihm eilen, wurde aber durch ein nicht bemerktes Gitterwerk verhindert. „Vater!" rief sie in bittendem Tone; in diesem Augenblicke herrschte Todtenstille in der Halle, und der Präsident befahl das Verhör zu eröffnen.

Antonia faßte sich. „Signor!" sagte sie, „um die Wahrheit zu sagen, bedarf es keines Verhörs. Wenn Sie erlauben, will ich umständlich und wahrheitsgemäß Alles sagen, was sich zugetragen hat." Man befahl ihr anzufangen.

Mit bewunderungswürdiger Klarheit, Kürze und Bestimmtheit erzählte Antonia jetzt Alles, was während ihres Aufenthalts bei der Tante vorgefallen war. Die Richter zweifelten keinen Augenblick an der Wahrheit ihrer Aussage, um so weniger, da alle anderen Nachrichten damit übereinstimmten. Am Schluß ihrer Mittheilung richteten mehrere Mitglieder noch einige Fragen an sie und fanden in allen ihren Antworten den Eindruck gerechtfertigt, den ihre Aufrichtigkeit gemacht hatte.

Während der ganzen Zeit hatte Antonia ihre Augen unablässig dahin gewandt, wo sie den Vater sitzend glaubte, hoffend, ihn auch nur eine Sekunde zu sehen und seine Stimme zu hören. Auch nach der Stelle, woher der Seufzer kam, warf sie oft sehnsuchtsvolle, durchdringende Blicke; doch sie konnte nichts unterscheiden. Sie wußte, daß er gegenwärtig sey, sie fühlte seinen Schmerz, der, so viel auch des Rathsherrn Pflicht und des Patrioten Entschluß es vermochte, die peinlichen Gefühle des Vaters zu unterdrücken, deßhalb doch nicht weniger heftig und brennend seyn konnte.

Man befahl, die Gefangene fortzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Lackirtes Fleisch.] Bis jetzt konnte man Fleisch und andere Nahrungsmittel nur durch Salz, Essig, Trocknen oder Räuchern eine Zeit lang vor dem Verderben bewahren, jetzt hat sich in Paris eine Gesellschaft gebildet, welche eine neue Erfindung, durch eine Art Lack, Conservatine genannt, alle Lebensmittel jahrelang aufzubewahren, für die jetzige Zeit des Mangels und der Theuerung erfolgreich auszubeuten verspricht. Rohes Fleisch, Geflügel, Fische, Gemüse, Früchte werden durch Eintauchen in die Masse dieses eigenthümlichen Lacks in voller Frische mehrere Monate oder auch Jahre (?) erhalten. Der Lack bildet eine Kruste um die Gegenstände, die durch Uebergießen von warmem Wasser entfernt wird, wenn der Gebrauch eintreten soll, alsdann ist das Fleisch noch so frisch wie beim Schlachten, die Frucht so saftig wie beim Pflücken. Man kann in Paris, Boulevard Bonne Nouvelle Nr. 18, sich durch den Augenschein von der Trefflichkeit dieser Erfindung überzeugen; es sind daselbst alle Sorten von Proben ausgestellt. Die Pariser hoffen, daß die wilden Büffelheerden von Zentral-Amerika nächstens als lackirte Leichen zu Schiff gebracht und nach Paris geführt werden, um dem dortigen Fleischmangel abzuhelfen.

[Branntwein aus leinenen Lumpen.] Im Laboratorium des chemisch-pharmazeutischen Instituts zu Jena ist auf Veranlassung des Prof. Dr. Ludwig die durch Arnould empfohlene Erzeugung von Branntwein aus cellulosehaltigen Substanzen ausgeführt worden, um durch diesen Versuch zu ermitteln, wie viel Weingeist von leinenen Lumpen aus dem daraus nach längst bekannter Methode dargestellten Krümelzuckersyrup gewonnen werden kann. Die Beschreibung des hierbei stattgefundenen Verfahrens übergehend, entnehmen wir nur aus der Mittheilung des Dr. Ludwig, daß sich, auf preußische Quart berechnet, folgendes Resultat ergeben hat; 100 Pfund rein gewaschene lufttrockene leinene Lumpen lieferten 15 Quart absoluten Alkohol, gleich 30 Quart 50grädigem Branntwein.

[Russischer Paß ins Jenseits.] Russische Popen pflegten noch zu Anfang dieses Jahrhunderts den Verstorbenen für Geld und gute Worte folgenden Geleitschein ins Grab mitzugeben: „Wir N. N. allhier bezeugen, daß dieser gegenwärtige N. N. bei uns als ein rechtschaffener griechischer Christ gelebt und ob er schon bisweilen gesündigt, so hat er doch seine Sünden gebrichtet, die Absolution und das heilige Abendmahl zur Vergebung seiner Sünden empfangen. Er hat auch Gott und seine Heiligen verehrt, nach seiner Pflicht gefastet und gebetet; ingleichen hat er sich mit N. N. als seinem Beichtvater verglichen, daß ihm seine Sünden vergeben und nichts wider seine Person zu sagen haben möchte: deßwegen haben wir ihm diesen Paß ausgestellt, daß er solchen dem St. Peter und anderen Heiligen vorweise, und also ungehindert in die Thüren der Freuden möge eingelassen werden."

Ein Lütticher Gewehr-Fabrikant, Mariano Riesa, ein Spanier von Geburt, hat eine neue Verbesserung der Feuerwaffe erfunden, welche vor den Miniebüchsen den Vorzug haben soll, bei jedem Feuergewehr ohne wesentliche Veränderung seiner sonstigen Konstruktion angebracht werden zu können. Die Erfindung ist bereits in Frankreich und England patentirt; der Erfinder hat sich jetzt nach Paris begeben, um bei Gelegenheit der Ausstellung seine Verbesserung einer vielseitigen Prüfung unterziehen zu lassen, und wird demnächst auch bei den deutschen Regierungen den Patentschutz nachsuchen.

Am 25. August ereignete sich in Wien ein ziemlich arger Skandal. Der Humorist Saphir, welcher vor Kurzem von der Pariser Ausstellung nach Wien zurückgekehrt war, spazirte um die Mittagsstunde durch eine vom Stephansplatze seitwärts führende Straße, als er plötzlich von einem jungen Manne angehalten und sehr derb gemißhandelt wurde. Die Veranlassung dieses Exzesses ist nicht bekannt, doch hat man Grund zu der Annahme, daß dieselbe mit einer Verdächtigung zusammenhängt, die Saphir gegen einen Komponisten Wien's in einem seiner Pariser Briefe ausgesprochen.

In einer wegen Unterschlagung gegen einen Berliner Postbeamten schwebenden Untersuchung ist ein ganz ungewöhnliches Verfahren entdeckt worden, das der Angeklagte angewendet hat, um Papiergeld aus Briefen zu entfernen, ohne die Siegel zu verletzen. Derselbe hatte an einer Ecke des Briefes ein Loch mit einer Stopfnadel gemacht und durch diese Oeffnung die Geldscheine in der Weise aus dem Briefe entfernt, daß er sie mittelst der Nadel in dem Briefe zusammendrehte und dann äußerst geschickt und behutsam aus ihrer Umhüllung zog.

Ein Spanier, Namens Gennaro, setzt alle Freunde des Sports in Aufruhr. Er bietet nämlich Wetten von 2000 Fr. gegen jedes Pferd in Bezug der Dauer des Wettlaufens an, und macht sich unheischig, sie alle, so viel auch deren sind, bis zum Tode zu ermüden, und selbst noch zu laufen, während die Pferde vor Müdigkeit hinfallen. Bei einem Probelaufen durcheilte er eine Länge von 2 Lieues in 8 Minuten.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 212 Mittwoch, 5. September 1855.

Der Eisenkopf.

(Fortsetzung.)

Endlich nach drei Stunden, schweren Stunden, weiß Gott, an die ich mein ganzes Leben lang denken werde, hatten wir die Schanzen erstiegen, und die Russen zurückgedrängt. Sie wankten erst und dann flohen sie. Aber der Kampf war darum noch nicht aus, denn wir hatten es vorläufig nur erst mit einem Flügel der russischen Armee zu thun gehabt. Aber das hielt Karl nicht auf. Mit viertausend Mann setzte er vierzigtausend Feinden nach bis an den Fluß Narva. In wildem Gedränge stürzten sich die flüchtigen Massen auf die Brücke, und die Brücke brach. Die armen Teufel konnten nicht weiter, und wenn sie nicht in den eiskalten Strom stürzen wollten, so mußten sie in's Lager zu ihren Kameraden eilen, die noch fest standen. Aber nur wenige gelangten hin. Die Generale des gänzlich versprengten linken Flügels ergaben sich. Karl nahm sie leutselig auf, behielt nur die vornehmsten Offiziere, und ließ alles Uebrige, die Unteroffiziere und Soldaten, entwaffnen und bis zur Narva bringen, wo man sie ohne weitere Umstände laufen ließ.

Bei dieser Gelegenheit war es, wo Karl einen schönen Beweis gab, daß bei aller Tapferkeit doch auch eine Fülle von wahrer Herzensgüte ihm inne wohnte. Nämlich, als man in der Eile berathschlagte, was man nun mit den Gefangenen beginnen solle, äußerte ein General die grausame Ansicht, daß es am beste n sey, sie in die Pfanne zu hauen. Karl warf ihm einen finsteren Blick zu, und dann sagte er gutmüthig: „Nun gut, das soll geschehen! Man soll den armen Teufeln Pfannkuchen backen, so viel ihrer zu haben sind!" und richtig wurde ein Theil der Gefangenen, die ganz erschöpft und ausgehungert waren, getränkt und gespeist, und als man ihnen darauf die Freiheit geschenkt hatte, ließ Karl von seinem Adjutanten Baumann in Gegenwart des Generals eine Vorlesung über das 18. Kapitel des Evangeliums Matthäi halten, und schloß selber die Vorlesung mit den Worten: „Hören Sie wohl, General? Hat uns der Herr zehntausend Pfund erlassen, so können wir unserem Mitknechte auch wohl hundert Groschen schenken!"

So war er, unser König! Ein bibelfester, frommer Herr, der das heilige Buch allzeit bei sich führte, und selbst im Feldlager sich nicht davon trennte. Ich selber habe ihn oft darin lesen sehen, und immer gefunden, daß er nachher ganz besonders freundlich und gutmüthig war. Ein lieber, herrlicher, braver Herr! Wenn nur der verwünschte Eisenkopf nicht gewesen wäre.

Nun denn, unterdessen war es Nacht geworden, und der König hüllte sich in seinen Mantel, und legte sich trotz der Kälte auf den bloßen Boden nieder. Der frisch gefallene Schnee war sein Bett, der wolkenreiche Himmel seine Decke. Da mochte sich's nicht sehr angenehm träumen lassen, und in der That, trotz des siegreichen Tages, hatte Karl überhaupt wenig Ursache, sich angenehmen Träumen zu überlassen. Denn der rechte Flügel der Russen stand noch, wie gesagt, im Felde, und zwar immerhin stark genug, um unsere paar Schweden mit ihrer Uebermacht zu erdrücken, wenn es Gottes Wille gewesen wäre. Aber da zeigte sich einmal recht deutlich, wie gut es ist, Güte und Milde zu üben, auch an seinem Feinde! Der General Weide, welcher den rechten Flügel der Russen kommandirte, hörte von der Milde, mit welcher Karl seine Gefangenen behandelt hatte, schickte noch in der Nacht um zwei Uhr eine Botschaft an den jungen Sieger, und bot ihm unter ähnlichen Bedingungen seine Uebergabe an. Karl ließ ihm sagen, er sey zufrieden, wenn der General an der Spitze seiner Truppen erscheine, und Waffen und Fahnen vor ihm niederlege. Das geschah. Dreißigtausend Russen marschirten, Offiziere und Gemeine mit entblößten Köpfen, durch unsere Reihen, und legten Waffen und Fahnen zu den Füßen unseres Königs nieder. Unsere ganze Armee von siebentausend Mann, tausend nämlich waren in dem Kampfe geblieben, stand unter Gewehr in Parade da, und nicht wenig stolz waren wir auf den Erfolg, den wir durch unseres jungen Königs entschlossene Tapferkeit erfochten hatten. Die Russen ließ Karl nachher laufen, und behielt, wie gestern, nur die Offiziere.

Dem Czaren mochte die Nachricht von der Nieder-

lage nicht so wohlgefällig in die Ohren klingen. Aber bei alledem war Peter doch auch ein großer Mann, und ertrug sein Unglück mit männlicher Fassung. „Ich weiß wohl," sagte er, als man ihm mit Zittern und Zagen die Meldung von dem Ausgange des Zusammentreffens mit uns Schweden brachte, — „ich weiß wohl, daß die Schweden uns noch manchesmal klopfen werden, aber auch die Zeit wird kommen, wo sie selber uns über sich siegen lehren."

Damit war vor der Hand die Sache abgethan, und lange Zeit sprach man nicht gern bei den Russen von der Schlacht bei Narva. Sie konnten später, als sie sich von ihrer ungeheuren Bestürzung erholt hatten, um Alles nicht begreifen, wie es denn nur möglich gewesen sey, daß wir achttausend Schweden ihrer achtzigtausend Russen so ganz und gar in's Bockshorn gejagt hätten, und Manche behaupteten sogar steif und fest, wir Schweden müßten irgend welche Zaubermittel gebraucht haben, und unser König müsse fest seyn gegen Kugel, Hieb und Stich. Daß alles dieß nur dummes Zeug war, wußten wir wohl am besten. Unsere Zauberei bestand eben in dem Heldenmuthe des Königs, und hauptsächlich in der Gunst, die uns der Himmel gewährt hatte, indem er den Russen die dichten Schneewolken in die Augen trieb, so daß sie mit Blindheit, und in Folge derselben mit Verwirrung geschlagen wurden. Weitere Hexerei war bei der ganzen Geschichte nicht im Spiele.

Ja, ja, Ihr Jungen, zu jener Zeit ging mit uns Alles, wie am Schnürchen. Nachdem wir die Dänen und Russen geschlagen hatten, schlugen wir später, 1703, auch den sächsisch-polnischen König, den starken August, in der Schlacht bei Clissow, besetzten Polen, machten den Stanislaus Lescinsky zum Könige über das polnische Land, und erzwangen den Altraustädter Frieden, der uns Schweden große Vortheile versprach.

Dazumal stand König Karl auf dem Gipfel seiner Macht, seiner Ehre, seines Glanzes und Ruhmes. Alle Welt fürchtete und achtete ihn. Seine Armee galt mit Recht für die beste in ganz Europa, und wurde von keiner anderen an Mannszucht, Tapferkeit und Vertrauen auf ihren Führer übertroffen. Der deutsche Kaiser sogar schätzte unseren Karl hoch, schickte ihm Gesandte, und gewährte ihm auf seinen bloßen Wunsch die Zusage, daß den Protestanten in Schlesien volle Gewissensfreiheit zugestanden seyn solle. Alles schien sich zu vereinigen, um eine unvergängliche Ruhmeskrone auf das Haupt Karls zu flechten, aber da, mit Einemmale nahmen die Dinge wieder eine andere Wendung, und der hellglänzende Stern unseres Königs begann zu erbleichen, um wenige Jahre danach für immer zu erlöschen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelungene Rache.

(Fortsetzung.)

Darauf wurden in Betreff ihres Urtheils zwei Meinungen vorgetragen: die eine von Lorezano's Freunden, die andere von seinen Feinden. Die erste Parthei, wozu auch der Präsident gehörte, trug darauf an, daß Antonia in Gewahrsam verbleiben sollte, bis man entweder Rovani ergriffen oder seinen Tod erfahren habe, dann sollte sie freigegeben werden; die andere Parthei dagegen bestand darauf, daß, wenn Rovani's Gefangennahme, Auslieferung oder Tod nicht innerhalb eines Monats, vom morgenden Tage an gerechnet, erfolgte, Lorezano's Tochter Antonia, die des Verbrechers Flucht befördert hatte, hingerichtet werde, und daß dieser Beschluß nicht bloß in Venedig, sondern auch in den Nachbarstaaten veröffentlicht werden sollte; dagegen aber die Gefangene frei werde, wenn innerhalb der angegebenen Frist eine der Bedingungen erfüllt sey.

Eine hohe Röthe ergoß sich augenblicklich über das Angesicht der Gefangenen, als ihr später ihr Urtheil bekannt gemacht werden sollte; sie erhob ihr Haupt, sah unerschrocken um sich, als wenn sie die Dunkelheit durchbrechen wollte, aus welcher ihr Urtheil über Leben und Tod hervorschallte. Die Röthe ging darauf in Todesbläße über. Sie neigte sich vor ihren unsichtbaren Richtern und heftete einen furchtsamen, bittenden Blick auf den Platz, wo sie ihren Vater glaubte. Sie faltete ihre gefesselten Hände und sank auf die Kniee, doch Alles blieb still wie das Grab. Der Gefangenwärter erhob sie wieder; sie wankte und fiel bewußtlos in dessen Arme, und die zarte unbewegliche Gestalt wurde von zwei Bewaffneten fortgetragen.

Lorezano kehrte in sein Haus zurück und schlug selbst seinen vertrautesten Freunden den Zugang zu ihm ab. In seinem einsamen Gemache suchte er die Menschen zu vergessen; die Domestiken fanden ihn mitunter vor einem Christusbilde knieen, doch hatte man nie eine Klage, einen Seufzer gehört, oder eine Thräne fließen sehen. Das Haus war verschlossen und finster, als wenn nur der Tod darin wohnte; Niemand wagte laut zu reden, die Dienerschaft schlich leise umher und nur ein Flüstern unterbrach die Grabesstille. In der ganzen Zeit hatte er sich nicht einmal nach seiner Tochter oder nach Rovani erkundigt. Signora Bianca erbat sich, jene schrecklichen dreißig Tage in seiner Gesellschaft zubringen zu dürfen, er schlug es ab. Jeden Abend ging er in die Rathsversammlung, wo man Rovani nicht nannte, weil keine Nachrichten von ihm einliefen. Den öffentlichen Angelegenheiten widmete der alte Mann seine gewöhnliche Aufmerksamkeit, aber kaum war die Sitzung beendet, so verschwand auch er plötzlich, Freund und

Feind zurücklassend. Niemand, als nur seine unversöhnlichsten Feinde, konnte ihn ungerührt ansehen. Von einer Nacht zur andern wurde die Veränderung seines Aeußern mehr auffallend und trauriger, seine Augen wurden matt, seine Wangen fielen ein, und die scharfen Züge mit einer fahlen Gesichtsfarbe verriethen des Vaters Seelenpein; sein fester Schritt verwandelte sich in einen schwachen, wankenden Gang, und sein würdevoller Anstand sank unter der Last des Kummers und der Schwäche.

Ungeachtet Lorezano's hartnäckiger Weigerung, kam Signora Bianca dennoch vom Lande herein und bewohnte ohne sein Wissen ein Zimmer seines Palastes. Sie ließ sich keinen, auch noch so schweren Gang verdrießen, kein Mittel unangewandt, um für Antonia's Befreiung zu wirken, ja selbst ihr ganzes Vermögen hatte sie für Rovani's Aufgreifung ausgesetzt. Trotz aller Anstrengungen glückte es ihr nicht einmal, Antonia zu sehen, noch mit ihr in Korrespondenz zu treten.

Was Antonia selbst betrifft, so hatte sie sich in den göttlichen Willen ergeben; kein Hoffnungsstrahl durfte in ihre Seele dringen; demüthig und gefaßt bereitete sie sich zum Tode. Nichts erschwerte aber ihre einsamen Stunden so sehr, Nichts lag ihr schwerer auf dem Herzen, als der Gedanke an ihre Lieben, die, wie sie wußte, jetzt unsäglich ihretwegen leiden mußten; weder der Muth noch ihre Geisteskraft vermochten die Höllenpein zu unterdrücken, womit das Bild des theuren Vaters, der guten Tante, ja selbst das des geliebten Verräthers und Missethäters vor ihre Seele trat; sie sah seine bitteren Gewissensbisse voraus, sie fürchtete und beklagte seinen wiedererwachenden und zur Raserei entflammten Rachedurst.

Unter Sorgen, Kummer und Schmerz waren jetzt zwanzig Tage für die unglückliche Familie Lorezano's verronnen. So hoffnungsleer diese begonnen hatten, so hoffnungsleer war auch jetzt noch Alles — nirgends Rettung, Hülfe, und immer näher rückte der schreckliche Entscheidungstag!

Am Abend dieses Tages aber konnte man am Ufer des venetianischen Meerbusens, nicht weit von der Stadt und verborgen in einem Gebüsch zwei Pilger gewahren, die in einem ernstlichen Gespräche begriffen waren.

„Bedenke, daß wir nur zwei sind", sagte der Eine zürnend; „Baptist und Jerome sind fort, ohne daß wir sie zurückrufen können."

„Besser sind bei solcher Gelegenheit zwei als vier!" sagte der Andere, in dem wir Rovani erkennen.

„Auf solche Art werden wir nur", fuhr der Erste fort, „die Geduld unserer Freunde in Venedig ermüden; sie werden unsere Rückkehr um so mehr mißbilligen, da wir keinen anderen Zweck haben, als des stolzen Patriziers Garcia Lorezano Tochter zu retten."

„Laß sie aus der Sache bleiben, um sie wollen wir uns nicht bekümmern! Finde ich die Ausführung meiner Absicht unmöglich, so kannst Du ruhig zu unsern Freunden zurückkehren..."

„Und Sie, gnädiger Herr?"

„Für mich ist nur Eins zu wählen übrig!" — Hier entstand eine Pause. „Mein lieber Herr, laßt uns weiter darüber sprechen! Ich habe Ihnen zu dienen geschworen, wir haben zusammen Gefahren getheilt und dem Tode getrotzt. Es sey fern von mir, Sie jetzt im Stiche zu lassen!" Ein Händedruck und eine kurze Berathung folgte nach diesem Gespräche.

Am Abend des achtundzwanzigsten Tages sandte Lorezano ein Entschuldigungsschreiben in die Rathsversammlung! die Ursache dazu war eine ernsthafte Unpäßlichkeit. Seine stolze Seele beugte sich endlich unter der Last des Kummers und des unsäglichen Leidens. Er versuchte aufzustehen, hatte aber nicht die Kraft dazu, und nun wurden der Arzt und seine Schwägerin zum Erstenmale zu ihm eingelassen. Am Abend des neunundzwanzigsten Tages wurde es dem Arzte erlaubt, im Rathe aufzutreten. Er meldete, daß sein ehrwürdiger Patient kaum noch vierundzwanzig Stunden leben werde, und daß seine letzte und einzige Bitte die sey, die Erlaubniß zu erhalten, die Tochter vor seinem Ende noch einmal zu sehen. Man zog die Erfüllung der Bitte in Bedenken, weil es gegen Sitte und Gebrauch war; endlich ward's in so weit erlaubt, wenn der Vater sich in's Gefängniß der Tochter begeben wollte; aber das war unmöglich: da gewährte man denn nach abermaliger langer Berathung, in Berücksichtigung der vorliegenden Umstände, Antonia, daß sie in nächster Nacht die Stunde von elf bis zwölf Uhr — ihre letzte Stunde — bei'm Vater zubringen dürfe.

Nächsten Tages kamen zwei Pilger zum Kloster, das neben dem Staatsgefängnisse lag. Der Eine schien von der Reise sehr abgemattet und krank, und man erlaubte es, daß er einige Zeit ausruhe und sich stärke; der Andere, der wohl ermüdet, aber sonst frisch und gesund war, nahm nur Brod und Wasser zu sich und hielt sein Angesicht in Folge eines Gelübdes verdeckt. Er war sehr andächtig, schien einen sanften Charakter und gute Sitten zu besitzen und wußte viel von den Ländern zu erzählen, die er bereist hatte; man fand ihn so unterhaltend, daß selbst der Prior ihn am Nachmittage zu sich einlud, um die interessanten Erzählungen von seinen Wanderungen zu hören, und er verstand es auch, den guten Abt also für sich einzunehmen, daß das Gespräch nur zur Vesper unterbrochen, aber gleich darauf wieder angeknüpft wurde. (Forts. f.)

Das Privatleben eines östlichen Königs.

Das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ theilt in einem englischen Literaturbericht Auszüge aus einem unter obigem Titel kürzlich in London erschienenen Buche mit. Dasselbe schildert das Privatleben des früheren Beherrschers von Oude in Ostindien und seines englischen Ministers und Faktotums, eines englischen Barbiers, der sich durch einige Barbierkünste so sehr in Gunst bei ihm gesetzt hatte, daß er Alles mit ihm machen konnte. Der Barbier benützte diese Stellung besonders dazu, ungeheure Summen Geldes zu sammeln, mit denen er nach des Königs Tode nach England zurückkehrte, um dort damit in Aktien zu spekuliren, bis er gänzlich ausgeplündert war. Jetzt fährt er alle Tage zehn Mal stehend durch London als Kondukteur eines Omnibus hinten auf dem Brette an der Eingangsthür. Das Leben des doppelt englisch barbirten Königs von Oude ist ohne Weiteres durch und durch amüsant und reich an Komik und läßt die Moral zurück, daß man die Engländer, vom Barbier bis zum Lord Dalhousie hinauf, entschuldigen lernt, wenn sie einen Großmogul und Nabob Ostindiens nach dem andern mediatisiren und Land und Leute selbst regieren. In Lucknow, der Hauptstadt von Oude, schlugen sich die Einwohner alle Tage, in der Regel mit mehreren Todtschlägen. Der König umgab sich immer ausschließlicher mit Fremden, da ihn seine Unterthanen haßten und selbst seine Verwandten ihn vergiften wollten, so daß der Barbier und Premierminister jede Speise, jede Flasche Champagner zuerst kosten mußte. Interessant ist die Schilderung eines Gastmahls beim Könige, und unter den Amüsements nach Tische: Jongleurs, Taschenspieler, Bajaderen, Kämpfe zwischen wilden Thieren, Puppenspieler u.s.w., ist Folgendes als Beweis der Kultur und des Witzes der Oude-Majestät zu erwähnen. Während die Marionetten lustig an ihren Fäden zappelten, flüsterte der König dem Barbier etwas ins Ohr. Dieser entfernte sich mit geheimnißvoll wichtiger Miene, kam noch geheimnißvoller zurück und drückte dem König etwas in die Hand. Jetzt erhob sich der König und näherte sich dem Theater. Hier paßte er auf, wie Jemand, der etwas ungemein Wichtiges vorhat, dann fuhr er plötzlich über das Haupt eines agirenden Helden hin, der nun vor Schreck todt zusammenklapperte. Der ganze Hof staunte. Der König aber drehte sich herum, über und über Weisheit und Lächeln, als wollte er sagen: Seht Ihr, ob ich nicht Recht hatte, als ich die Hypothese aufstellte, diese Theaterfiguren hängen an Schnüren? Diese Entdeckung machte dem Könige so viel Spaß, daß er allen Marionetten nach einander mitten im Spiele den Lebensfaden abschnitt. Ohne vielen Scharfsinn wird man wohl errathen haben, daß sich die geheimnißvolle Mission des Barbiers auf eine Scheere bezogen hatte. Natürlich klingt nicht Alles so komisch um den absoluten Herrscher herum, der einen Stolz darin suchte, alle seine Launen auszuführen. Manches hat einen ekelhaft wilden, grausamen Charakter, selbst die thierische Umgebung, und wahrhaft entsetzlich ist die Schilderung eines wilden Pferdes, das unter dem Namen Admee-Kanawallah, d. h. der Menschenfresser, ein Schrecken der ganzen Gegend war und wirklich alle Menschen, deren es habhaft werden konnte, zerriß und zerstampfte. Der König ließ diesen Menschenfresser einmal mit einem Tiger kämpfen, dem das Pferd auch sofort die Kinnladen zerbrach, so daß er wie ein zerbläuter Hund in einen Winkel kroch und jämmerlich heulte. Die Majestät von Oude ist nun todt, und sein Landesschröpfer Omnibus-Kondukteur in London, dem das Verdienst nicht abzusprechen ist, mit zartem Barbiermesser der Kultur und den Engländern eine Bahn auch in dieses Land Ostindiens rasirt zu haben.

Mannigfaltigkeiten.

Am 19. v. M., Abends zwischen 9 und 10 Uhr, schlug in Hochhausen bei Tauberbischofsheim der Blitz in den Kirchthurm und zertrümmerte das Dachwerk desselben fast nach allen Seiten hin. Vom Thurme drang der Blitz in den hinteren Theil der Kirche, riß da zwei in der Mauer angebrachte steinerne Monumente mit solcher Gewalt heraus, daß einige Kirchenstühle von ihrem Platze weit in den Haupteingang der Kirche geschoben wurden. Zwei Kirchenfenster wurden gleichfalls zersplittert.

Nach einer Notiz des Handels-Archivs hat die preußische Rhederei in den Ostseehäfen am Schlusse des Jahres 1854 verfügt über 955 Seeschiffe mit einer Bemannung von 8380 Mann und 138,973½ Normallast, inkl. 23 Dampfschiffe, ferner über 460 Küstenfahrzeuge mit einer Bemannung von 1009 Mann und 6120 Normallasten, inkl. 6 Dampfschiffe.

Die Zahl der Fremden, die während des Besuches der Königin von England in Frankreich Paris besucht haben, beträgt ungefähr 750,000. Wenn man nun annimmt, daß jeder Fremde im Durchschnitt täglich ungefähr 20 Franken verausgabt hat, so beträgt die Summe Geldes, die Paris während dieser zehn Tage eingenommen hat, etwa 150 Millionen Franken.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 213 Donnerstag, 6. September 1855.

Der Eisenkopf.

(Fortsetzung.)

Die guten Zeiten waren vorüber, und schlechte standen uns bevor. Es kamen die Tage der Trauer und des Wehklagens, und grade den Russen sollten wir sie zu verdanken haben, die wir bei Narva so tapfer überwunden hatten.

Wie gut wär's gewesen, wenn Karl sie nachher in Frieden gelassen hätte! Aber sein Verhängniß riß ihn fort! Er wollte mit dem Czaaren Peter umspringen, wie mit dem sächsischen Kurfürsten August, der der Starke hieß, aber nicht der Starke war. Das war gefehlt. Peter hieß nicht stark, aber er zeigte uns, daß ihm seit Narva die Fänge und Schwingen gewachsen waren.

Nun, wir müssen zur Sache kommen, obgleich ich an diese Zeit von Karls Leben nicht so gern gehe, als an die frühere, denn von ihr schreibt sich alles nachmalige Unglück und Elend her. Ich selber holte mir da einen bösen Denkzettel an jene Tage der Trübsal, obgleich es dessen keineswegs bedurft hätte, denn aus dem Gedächtnisse werden sie mir bis an mein Lebensende nicht weichen. Die Russen schlugen wacker zu, das muß ihnen sogar der Neid lassen, und Einer von ihnen traf mich hier über den Schädel, daß man noch heutigen Tages die Narbe davon fühlen kann. Aber das ist nur Nebensage. Mir ging's nicht an's Leben, doch dem Könige hätt' es fast Krone und Reich gekostet.

Nun denn also. Wir hatten Jahr und Tag in Sachsen auf Unkosten des Landes und seines Kurfürsten gelebt, und der König Karl hatte sich nicht nur einen ansehnlichen Schatz gesammelt, sondern auch seine Armee um einige 20,000 Mann verstärkt, — als auf einmal der Befehl zum allgemeinen Aufbruch an uns erging. Anfänglich jubelten wir, denn wir glaubten, es sollte direkt nach Schweden in die Heimath gehen, die wir nun seit so manchem Jahre schon nicht gesehen hatten. Aber in dieser Hoffnung sollten wir bald getäuscht werden. Anstatt in Schweden rückten wir in Polen ein, und nun merkten wir allmählig, daß es auf unseren alten Feind, den Russen gemünzt war. Bald kam es auch zu einem heißen Zusammentreffen. Bei Hollowzien nämlich, in der Nähe des Dniepers, standen unter General Menczikow zwanzigtausend russische Grenadiere und neun Regimenter Kavallerie, die uns ein weiteres Vordringen verwehren wollten. Sie anzugreifen war fast unmöglich, denn vor ihnen lag der angeschwollene Fluß Bibitsch, und dann ein großer Morast; auf den Seiten waren sie von ungeheuren Waldungen gedeckt. Unsere Generale gaben den Rath, man solle Schiffbrücken kommen lassen, und Batterien anlegen. Aber Karl sagte: „Ei, lieber gar, zu was so viele Umstände!" und stürzte sich tollkühn in den reißenden Strom. Wie natürlich sprang die Garde und die ganze Armee ihm nach, denn bei uns Schweden hieß es damals immer, „wo der König bleibt, bleiben wir Alle!" Bis an die Brust im Wasser wateten wir glücklich durch den Fluß, und griffen mit Wuth die Schanzen an. Aber die Russen standen wie die Mauern, und wiesen uns sechsmal mit blutigen Köpfen zurück. Erst beim siebenten Angriffe glückte es uns, in die Verschanzungen einzudringen. Die Russen wendeten sich zur Flucht, und ließen achttausend Gefangene und sechsunddreißig Geschütze in unseren Händen.

Dieser Anfang versprach etwas. Nur machte er leider den König übermüthig. Denn als der Czaar ihm die Hand zur Aussöhnung bot, und Friedensvorschläge that, da wies Karl sie schnöde zurück, und ließ dem Czaaren die stolze Antwort sagen, „daß er darüber nach dem Einzuge in Moskau mit ihm in Unterhandlung treten wolle." Diese Antwort erbitterte den Czaaren auf's Tiefste, und er sagte: „Mein guter Bruder Karl denkt immer den Alexander zu spielen, aber ich hoffe, daß er an mir keinen Darius finden wird!"

Seine Hoffnung ging in Erfüllung, wie aber wir uns dabei standen, das will ich Euch nachher erzählen, wenn wir erst wieder Kohlen auf das Leuchtfeuer geschüttet haben. Kommt, meine Jungen, die Flamme fängt an, matter zu brennen, während draußen der Sturm ärger als jemals heult.

Die Unterbrechung kam den jungen Kadetten freilich nicht ganz gelegen, aber dennoch gehorchten sie augenblicklich dem Winke, und eilten hinaus in die Laterne des Thurmes, um dem alten Wachtmeister in Erfüllung seiner Pflicht Beistand zu leisten.

Drittes Kapitel.

Pultawa und Bender.

Bald flammte und sprühte die Steinkohlengluth im Leuchtthurme von Neuem mit hellem Glanze in das Meer hinaus, und der alte Wachtmeister Roos konnte guten Gewissens mit seinen jungen Genossen in die Wachtstube zurückkehren, um den Faden seiner Erzählung da, wo er ihn vorhin abgebrochen hatte, wieder aufzunehmen. Vorher warf er jedoch noch einen scharf sprühenden Blick in die Nacht hinaus, und lauschte, ob er außer dem Sturmgeheul und Wogendonner nicht noch andere Töne vernehmen werde. Aber Alles blieb still, dem Aufruhr der entfesselten Naturgewalten ausgenommen, und er setzte sich daher ruhig wieder an seinen Platz.

Wo waren wir doch stehen geblieben? nahm er das Wort. Ach ja, ich besinne mich, bei den Friedens-Vorschlägen, welche der Czaar machte, und die unser König schnöde zurückwies. Das war ein Fehler von ihm. Er hätte die besten Bedingungen vom Czaaren erlangen können, ohne noch einmal das Glück der Schlachten in Versuchung zu führen, und selbst eine noch gewonnene Schlacht würde ihm keinen weiteren Vortheil gewährt haben. Gott mag wissen, was ihn damals so hartköpfig machte; aber kurzum, er wollte Krieg, und der Czaar mußte, wohl oder übel, sich wehren, so gut er konnte.

Nun hätte sich vielleicht noch Alles zum Besten für uns gestaltet, wenn wir ohne Aufenthalt grade auf Moskau losmarschirt wären. Aber da machte uns ein alter Kosaken-Hetman, Namens Mazeppa, der unter russischer Oberhoheit stand, einen Strich in die Rechnung. Dieser Mazeppa verspürte Lust, das Joch des Czaaren abzuschütteln, und sich zum unabhängigen Herrn der Ukraine zu machen. Zu Errichtung dieses Zieles war ihm Karl nun grade recht willkommen. Er schickte eine Gesandtschaft an ihn, und ließ ihm die Versicherung ertheilen, daß, wenn er sich mit seiner Armee nach der Ukraine wenden wollte, so werde er, Mazeppa nämlich, sein ganzes Land in Aufstand bringen, uns mit einer Armee von wenigstens dreißigtausend Mann unterstützen, und den Czaaren vom Throne stoßen helfen. Karl ließ sich blenden, und anstatt nach Moskau, marschirten wir nach der Ukraine, wo wir, den Versprechungen Mazeppa's zufolge, auch Lebensmitteln, Geld, Kleider und was wir sonst brauchen würden, finden sollten. Dieß Letztere mochte den König Karl noch vorzugsweise anlocken, mit Mazeppa in Gemeinschaft zu handeln, denn, um die Wahrheit zu sagen, wir befanden uns zu jener Zeit nicht mehr in so guten Umständen, als da wir die gesegneten Fluren Sachsens verlassen hatten. Die Märsche, die Gefechte, die Bivouac's und alle anderen Kriegs-Strapatzen hatten das Ihrige an uns gethan. Wir waren sämmtlich abgerissen, wie eine Horde Bettler, und hatten nur noch Fetzen von unseren Kleidern auf dem Leibe. Den Reitern fehlte es an Stiefeln, der Infanterie an Schuhen und Strümpfen. Jeder machte aus der Noth eine Tugend, und wickelte sich Thierfelle und dergleichen um die Beine, so daß man uns füglich für eine Armee von Wilden hätte halten können. Bei alledem blieben wir aber doch frischen Muthes, denn unsere Hoffnung stand theils auf das gelobte Land der Ukraine, wo uns Milch und Honig fließen sollte, theils auf eine Zufuhr aus Polen, die der General Löwenhaupt uns zu bringen befehligt war.

Aber Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren! Das sollten auch wir erfahren, und zwar mit Schrecken!

Lieber wollt' ich grades Weges in die Hölle, als noch einmal in die Ukraine marschiren! Mit hungrigem Magen, ohne ordentliche Kleider auf dem Leibe irrten wir in lauter Wildnissen umher, und kamen ganze Tage lang nicht aus Wäldern und Morästen heraus. Nach vier Tagemärschen in diesen Einöden, und nachdem wir zum Theil sogar unsere Kanonen in den Sümpfen hatten stecken lassen müssen, hieß es auf einmal, wir hätten uns verirrt! Eine hübsche Ueberraschung, wahrhaftig! Nun mochten wir zusehen, wie wir uns in der Wildniß wieder zurecht fanden. Doch gelang es mit vieler Mühe, und nach zwölf harten Tagen langten wir endlich am Ufer der Desna an, wo uns Mazeppa als Trost und Hülfe erscheinen sollte. Aber dort harrte Unserer schon eine neue Ueberraschung! Anstatt der Kosaken fanden wir eine Armee Russen, ganz gerüstet, uns so übel als möglich zu empfangen.

Was war da thun? Zurück konnten wir nicht! denn wir wären erbärmlich in Elend und Hunger umgekommen! Also auf, auf! Wir mußten die Russen schlagen, oder . . . aber an dieß oder dachten wir gar nicht. Wir mußten siegen, wir siegten auch — obgleich mit Kummer und Noth. Leider half es uns nicht viel, obgleich es uns ein wenig Luft machte. Czaar Peter hatte die Treulosigkeit und die Ränke Mazeppa's erfahren, und ihm sogleich einen Riegel vorgeschoben, indem er eine Armee in die Ukraine schickte.

(Fortsetzung folgt.)

Gelungene Rache.

(Fortsetzung.)

Sie gingen in die Vesper, wo man ein Gebet für die unglückliche Seele sprach, die in der folgenden Nacht hingerichtet werden sollte.

Als das Gespräch wieder im Gange war, wagte der Pilgrim den Prior zu fragen, für wen man denn gebetet habe? Der Abt seufzte und, nachdem er sich vorsichtig umgesehen hatte, begann er ganz leise: „Für Antonia Lorezano, das einzige Kind des alten Garcia Lorezano. Die Arme! sie muß sterben, weil sie ihrem abscheulichen Vetter, Claude Novani, der in den letzten drei Monaten uns so viel Unglück angethan hat, zur Flucht verholfen hat.“

„Antonia Lorezano?“ sagte der Pilger nachdenkend. „Ich sah neulich erst diesen Namen, ich glaube sogar öffentlich angeschlagen!“

„Sehr möglich; denn die Regierung ließ überall bekannt machen: wenn der Vetter bis heute nicht in die Hände der Justiz überliefert sey, so solle sie hingerichtet werden — wahre Thorheit! War es denkbar, daß dieser Verbrecher, oder“ — der fromme Vater bekreuzte sich — „der Böse in seiner Gestalt — denn Manche glauben, daß er der Satan selber sey — Gott stärke uns! — daß dieser große Verbrecher, sage ich, kommen würde, um sie zu retten? Gewiß nicht!“

„Ach nein!“ seufzte der Pilger, während er eine Kugel seines Rosenkranzes fallen ließ und ein Gebet murmelte. „Und ihr Vater?“ fuhr er mitleidig fort.

„Sein Herz ist dem Brechen nahe, er liegt in den letzten Zügen; er ist dem Tod so nahe, daß es zweifelhaft ist, wer zuerst die Welt verläßt, er oder sie.“ Eine Pause trat ein.

„Ist das ganz gewiß?“ fragte der Pilger.

„Ja, gewiß und zuverlässig!“ antwortete der alte redselige Abt. „Um so mehr darf man das glauben, da zwei Bernhardinermönche ausgewählt sind, in Lorezano's Palast und nicht im Gefängnisse die Gefangene zu empfangen und dann in der Nacht nach dem Richtplatze zu begleiten; denn der Rath hatte ihre Bitte, die letzte Stunde beim Vater zuzubringen, gewährt.“

„Ach!“ rief der Pilger aus; welch' ein Jammerthal ist doch diese Welt!“ Nach einigen andern mit Kunst gestellten Fragen war er so glücklich, die ganze Anordnung zu erfahren. Um $10\frac{3}{4}$ Uhr wollte man die Gefangene in einem Tragsessel zu ihrem Vater bringen, und die Mönche sollten sich mit ihrer Gondel an einer Seitenthür, wo der Kanal an dem Palast vorüber lief, bereit halten, um sie zu empfangen und unter starker Bedeckung längs dem Ufer zu geleiten.

„Wahrscheinlich“, bemerkte der Pilger, „hat sie einflußreiche und mächtige Freunde, die Nichts unversucht lassen, sie zu retten; wie leicht könnte sie in eine falsche Gondel einsteigen!“ fügte er mit Nachdruck hinzu.

„Das erinnert mich an Etwas!“ rief der Abt, indem er rasch aufsprang. „Fragt Pater Franz, ob er schon das Signal der Justiz empfangen hat!“ Einige Minuten darnach empfing der Abt ein versiegeltes Papier; er brach das Siegel und hielt den Brief ganz nahe an's Licht, doch des Pilgrims Blick war schneller und sah weiter als der alte Mann dachte.

Sobald es dunkel wurde, verließen die Pilger das Kloster, ohne die Einladung des guten Abts, die Nacht daselbst zu verbringen, annehmen zu wollen; jedoch versprachen sie, recht bald wiederzukommen. Es war eine dunkle, stürmische Nacht; die Thurmuhr schlug halb Zehn.

Lorezano lag auf seinem Bette in Kissen eingehüllt; seine Aufregung war ungeheuer und in seinen Augen zeigte sich ein unnatürlicher Glanz; krampfhaft ergriff er die Hände derjenigen, die ihm zunächst standen, und warf sie darauf wie rasend, mit solcher Macht zurück, daß sein Lager zitterte.

Endlich hörte man die große Pforte öffnen und die Worte aussprechen: „Sie kommt!“ Mit einem unsäglichen Schmerz eilte dieß Wort von Mund zu Mund. Begleitet von Wachen, unter Vortragung einzelner Fackeln, deren Licht mit Sturm und Regen kämpfte, betrat die Verurtheilte leise die Wohnung ihres Vaters. Sie war schwarz gekleidet, ein Schleier bedeckte sie bis zu den Füßen, zwei verschleierte Nonnen unterstützten sie; zwei Schritte hinter ihr folgten beide diensthuende Offiziere mit blanken Degen; unterhalb der großen Treppe stand eine Abtheilung Soldaten, eine andere und weit zahlreichere umgab das ganze Gebäude; die Schildwachen hatten strenge Ordre, Alles mit der größten Aufmerksamkeit zu beobachten.

Sobald Antonia in das Gemach ihres Vaters eingetreten war, wurde die Thür von ihrem Gefolge sorgfältig geschlossen. Sie warf jetzt den Schleier zurück und näherte sich dem Bette; der alte, kranke Vater breitete die Arme aus, um sein Kind zu empfangen, das dem Tode geweiht war. Wer vermag den Schmerz der unglücklichen Antonia zu schildern, als sie ihres Vaters traurige Gestalt erblickte, die den Tod in jedem Zuge zeigte! Sie warf sich an seine Brust, in die heftigsten Selbstanklagen ausbrechend. „Ach, ich bin Schuld daran, daß Du

so schrecklich leidest, ich bin Dein Mörder!“ rief sie aus. „O, barmherziger Gott im Himmel! vergib mir! Vater, kannst Du mir verzeihen?“ — „Mein Kind, mein theures Kind!“ erwiderte er, indem er mit Aufwand seiner letzten Kraft sie an's Herz preßte. „Ach, Antonia, der Himmel gebe, daß wir zusammen sterben könnten, dann würde der Tod nicht so schrecklich und bitter seyn, wir würden nur in Schlaf sinken, um für ewig zu erwachen!“ — „Alsdann kann aber auch die Trennung einiger Stunden nicht von Belang seyn“, erwiderte sie ruhiger; „ehe die Sonne das nächste Mal aufgeht, werden unsere Seelen wieder vereinigt seyn, um sich nie mehr zu trennen, theurer, geliebter Vater!“

Sie schwiegen einige Augenblicke, während Beide sich jener himmlischen Hoffnung hingaben, die wie ein Engel des Lichts Balsam in ihre Wunden goß; aber der Gedanke an die Art und Weise, wie sie sterben sollte, durchbohrte sein Herz, und als glücklichere Tage der Kindheit vor seiner Erinnerung vorübergingen, da rief er verzweifelnd aus: „Was? Mein kleiner Engel! Mein Trost in meinen alten Tagen! mein einziger Schatz! noch in Deiner Jugend und Blüthe, nun sollst Du sterben, so schrecklich geknickt werden? O, allgütiger Gott, nimm diesen Kelch von mir! Venedig, mein Vaterland, ich will dir nicht fluchen, aber meine Seele wendet sich mit Abscheu von dir!“ Während der alte Mann noch ähnliche Angstworte ausstieß, erhob er sich plötzlich nochmals von seinem Lager und drückte die Tochter mit Heftigkeit an sich; sie wollte sich seinen Armen entwinden, aber konnte nicht; er blickte um sich — schrecklich, wild war der Blick seines dunkelbraunen Antlitzes. „Mein Dolch!“ schrie er. „Ha! da ist er, siehst Du ihn nicht?“ Er griff mit der einen Hand nach der eingebildeten Waffe, während die andere sich in ihren langen Haaren, die aufgelöst unter dem Schleier hervor hingen, festklammerte. „Ich will Dich mit mir nehmen! Mein Dolch! Ich habe ihn — nein, nein! — er flieht vor mir — mein Kind! mein Kind!“ Er fiel mit den Augen offen und starr auf sein Lager zurück; es war ein kurzer Kampf, und in demselben brach Garcia Lorezano's stolzes, unbeugsames und doch edles Herz.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Dem Morning-Chronicle wird aus Boulogne von 24. August geschrieben: „Es ist noch wenig bekannt, daß der Kaiser Louis Napoleon am Tage vor der Ankunft der Königin Viktoria mit genauer Noth dem Tode entging. Kurze Zeit, bevor das k. Geschwader signalisirt wurde, ritt der Kaiser in Begleitung des Marschalls Baraguey d'Hilliers im Galopp auf den an der Küste verlaufenden Höhen, um seine Gäste früher gewahr zu werden. Nahe am Rande eines Abgrunds hielt er sein Pferd an und ließ den Zügel sinken, um den Operngucker besser halten zu können. Seine ganze Aufmerksamkeit war den Bewegungen der Yacht „Viktoria und Albert“ zugewendet, als sein Pferd plötzlich einen furchtbaren Satz über einen Graben machte, den einige Landleute vor der Gruppe, die der Kaiser und sein Gefolge bildeten, eben aushöhlten. Die Bewegung war so heftig, daß der Hut des Kaisers zu Boden fiel. Er hatte die Geistesgegenwart, das Lorgnon fallen zu lassen und die Zügel fest anzuziehen, das Pferd zu bemeistern und es zum Halt zu bringen, als es nur noch wenige Schritte vom Rand des Abgrundes entfernt war.“

Armer Wein! bald wird man in den Lobpreisungen Claudius das Prädikat: „edles Traubenblut“ streichen müssen, denn nicht genug, daß Dr. Gall und Konsorten dich schon in so schlechte Gesellschaft gebracht haben, so taucht jetzt gar ein französischer Chemiker, Dr. Mathieu zu Vitri-en-Perthois auf, der alles Ernstes vorschlägt, in weinarmen Jahren die jungen Triebe der Reben, die jährlich zweimal geschnitten werden, zu zerhacken, dann zu pressen, und behauptet, daß der auf diese Art gewonnene Saft ganz die Eigenschaften des Weines, sogar den Geruch, nur aber keinen Zuckergehalt hätte. Er habe nun zu dem Extrakt 25 Prozent des Gewichts Bodensyrup beigefügt, das Ganze fermentiren lassen und einen Wein gewonnen, der „eben so billig als gesund und angenehm sey.“ Jetzt gilt es für den Weintrinker, aufzupassen; nachdem Zucker und Wasser des Dr. Gall schon so viel Mißtrauen gesäet haben, soll nun auch des Trinkers Zunge darauf geübt werden, vom Traubenwein den Rebholzwein zu unterscheiden.

Ein angeblicher circassischer Fürst, in dem reichen Kostüm jenes Landes, hielt sich seit einigen Wochen in Lausanne auf und fand dort bei den angesehensten Familien Eingang. Man fühlte sich durch seine Herablassung nicht wenig geehrt, bis der hochgefeierte Gast es sich beikommen ließ, einem seiner dortigen Freunde die Kleinigkeit von 4000 Fr. zu stehlen. Er soll — ein Wiener Schneidergesell seyn.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 214 Freitag, 7. September 1855.

Der Eisenkopf.

(Fortsetzung.)

Jetzt, nachdem wir diese Armee geschlagen hatten, erschien endlich wohl der alte Mazeppa, aber anstatt dreißigtausend Mann hatte er mit Mühe und Noth kaum fünftausend Kosaken zusammengebracht, die sich noch dazu in eben so schlechten Verhältnissen befanden, wie wir, eben so hungrig und zerlumpt waren, und noch dazu an Muth und Hoffnung mehr als nöthig, Mangel litten. Die Russen hatten die für uns bestimmten Magazine mit Beschlag belegt, Mazeppa's Anhang zerstreut, Hunderte gerädert und gehangen, und einen andern Hetman der Ukraine eingesetzt. Mazeppa selbst war in Bann gethan, und für vogelfrei erklärt, sein Bildniß an den Galgen geschlagen, und seine Hauptstadt mit allen ihren Reichthümern und Herrlichkeiten eingeäschert worden.

Mit solchen Neuigkeiten wurden wir überrascht, und Mazeppa konnte uns also nur wenig Hoffnung geben. Der alte Bursche hatte allerdings sein Möglichstes gethan, um die Kosaken zum Aufstande und zum Kampfe zu bewegen, aber die Russen waren ihm zu rasch über den Hals gekommen, und hatten seine hochfliegenden Pläne gleich im Keime erstickt.

Nun setzten wir also unsere letzte Hoffnung auf den General Löwenhaupt, der von Polen her unserer großen Noth ein Ziel setzen sollte. Er kam dann auch endlich wirklich an, aber, ach Gott! in welchem Zustande! Mit 15,000 Mann und mehreren tausend Proviantwagen war er abmarschirt; aber Peter lag auf der russischen Gränze mit 40,000 Mann auf der Lauer, und griff ihn unverzüglich an, sobald er sich blicken ließ. Löwenhaupt, ein so tapferer General, wie irgend ein Anderer, schlug ihn zwar zurück, aber Peter heftete sich an seine Fersen, und folgte ihm unablässig auf dem Marsche durch eine Gegend, die mit Verhauen und Morästen durchschnitten, und fast ungangbar gemacht worden war. Dahin wollte ihn der Czaar eben haben. Als er Löwenhaupt völlig umgarnt und umstrickt hatte, fiel er von Neuem mit Wuth über ihn her. Die Schweden aber kämpften mit solcher Tapferkeit und Todesverachtung, daß die Russen zu wanken begannen. Der Czaar bemerkte es und schrie, an der Front seiner Soldaten entlang sprengend, daß Jeder erschossen werden würde, der sich's beikommen ließe, vom Platze zu weichen. „Schont mich selbst nicht," rief er, „wenn ich feige bin, zu fliehen!"

Dieses Beispiel gab den Russen frischen Muth. Wie ein Bienenschwarm summten sie um die schwedischen Bataillone und die Proviantwagen her. Etliche zeigten Lust zum Plündern; da rief der Czaar wieder: „Wer nur die Hand an die Wagen legt, wird erschossen!" Das schreckte von Neuem, und das Gemetzel dauerte fort bis vier Uhr Nachmittags, wo der General Bauer noch ein russisches Hülfskorps herbeiführte. Gleichwohl wehrte sich Löwenhaupt bis in die sinkende Nacht hinein mit verzweifelter Tapferkeit, und als es ganz dunkel wurde, nahm er eine gute Stellung und benutzte die Proviantwagen, um eine Art von Wagenburg daraus zu bilden. So hatte er die Nacht hindurch Ruhe; aber mit dem ersten Morgengrauen ging das Treffen von Neuem los, und Löwenhaupt sah die Unmöglichkeit ein, die Wagen zu sichern und weiter zu bringen. Um sie nicht in den Hände der Russen fallen zu lassen, steckte er sie selber in Brand. Aber das Feuer griff nicht rasch genug um sich, und es gelang den Russen, einen großen Theil der Bagage zu retten und zu sichern. Nun boten sie dem General Löwenhaupt eine ehrenvolle Kaputalation an, — doch er schlug sie ab und kämpfte weiter. So kam er endlich nach sechs blutigen Angriffen, wobei er die ganze Zufuhr, unsere einzige Hülfe und Hoffnung, 6000 Mann, 17 Kanonen und eine Menge Fahnen verloren hatte, ruhmbedeckt zwar, aber im traurigsten Zustande von der Welt im Hungerlande an.

Anstatt unsere Lage zu verbessern, hatte er sie eher noch verschlimmert. Mit Löwenhaupts geschlagenen und entmuthigten Truppen und Mazeppa's Kosaken bestand nun unsere ganze Armee aus 28,000 Mann. Für den Feind viel zu wenig, für

unsere Vorräthe viel zu viel. Wir saßen, wie die Maus in der Falle.

Bis hierher hatte von uns Schweden noch kaum Einer gemurrt, aber jetzt begann sich die allgemeine Unzufriedenheit in Worten Luft zu machen. Sich mit den Russen zu schlagen, das mochte gehen, aber nun hatten wir auch noch mit Hunger und Kälte zu kämpfen. Ein Offizier klagte, daß man gar keine Nachrichten aus Schweden bekäme. Karl hörte es und sagte: „Ei was, thuts Euch bange, so weit von daheim zu seyn? Wenn Ihr ein braver Soldat seyd, so will ich Euch so weit führen, daß Ihr kaum in drei Jahren Nachricht aus Schweden haben könnt.“

Einer von meinen Kameraden, der von Jugend auf einen guten Tisch geführt hatte, wagte es, dem Könige mit Murren ein Stück schwarzes, verschimmeltes, aus Hafer und Gerste gebackenes Brod, das übrigens nur sehr knapp zugemessen wurde, mit der Frage hinzuhalten: „ob man das wohl essen könne?“ Der König nahm es, aß es ganz ruhig auf und antwortete: „Ei nun, gut schmeckt es freilich nicht, aber es läßt sich doch essen!“ Und so aßen wir es auch, und machten es, wie jener Pommer'sche Junge, der sagte, das Schweinefleisch bei ihm zu Hause sey so fett, daß es kein Mensch genießen könne. „Nu, was macht Ihr denn damit?“ wurde gefragt. „Wir essen's doch!“ sagte er, — und so geschah's mit unserem Haferbrode auch; wir aßen's doch, obgleich's nicht zum Genießen war. Auch unsere Pferde mußten sich knapp behelfen, und sich mit Futter begnügen, das sonst kein Pferd fressen mag. Freilich bekam es ihnen auch schlecht genug. Man konnte ihnen auf hundert Schritt Entfernung die Rippen am Leibe zählen, und Viele verlernten das Haferfressen für immer!

Die Generale drangen in den König, er möge doch um Gottes willen nach Polen zurückgehen, und dort die Armee ihre Winterquartiere beziehen lassen, weil sie hier unfehlbar ihrem Untergange entgegen ginge. Aber Karl setzte seinen Eisenkopf auf, und verschloß sein Ohr jeder vernünftigen Vorstellung. Er hatte nun einmal den Fehler, keinen guten Rath annehmen zu wollen, und das war eben sein Unglück. „Ich mich nach Polen zurückziehen!“ sagte er. „Das sähe ja gerade so aus, als ob ich vor den Russen geflohen wäre! Der Winter wird sich schon machen! Ich darf keine Zeit verlieren, um mir den Weg nach Moskau zu bahnen.“

Aber leider, Karl bahnte sich den Weg nach Moskau nicht, er unterwarf sich die Ukraine nicht, und der Winter machte sich auch nicht. Die entsetzliche Kälte, die uns im Jahr 1709 überfiel, wird wohl Keinem, der sie mit erlebt hat, aus dem Gedächtnisse kommen, und am wenigsten uns Soldaten, die wir so schrecklich darunter leiden mußten. Bald nach Neujahr fing es an, und fror bis Mitte Februar so heftig, daß viele Menschen ihr Leben einbüßten, eine Menge Hausthiere und Wildpret umkamen, und sogar die Fische in den Teichen erfroren. Noch am 15. März war es so kalt, daß, wenn man ausspie, der Speichel zu Eis gerann, ehe er noch auf den Boden gelangte. Anfangs Mai fuhr man noch mit Schlitten auf der Ostsee umher, und in den kältesten Tagen gefror sogar der Weinspiritus. Die Ostsee war zehn Meilen breit von der Küste abwärts mit Eis bedeckt. Noch Mitte Mai blieb die Erde erstarrt, und die Wintersaat mußte umgepflügt, und der Boden von Neuem mit Sommer-Getreide bestellt werden.

Nun könnt Ihr Euch ungefähr die Lage denken, in der wir Schweden uns bei jener fürchterlichen Kälte befanden! Das Holz, an welchem wir keinen Mangel litten, war unser einziger Trost, unsere einzige Rettung. Außerdem gewährte uns die grimmige Kälte noch die eine traurige Wohlthat, daß sie einen nothgedrungenen Waffenstillstand zwischen den kriegführenden Armeen herbeiführte, denn weder wir noch die Russen durften Vorposten ausstellen, ohne sie der gewissen Gefahr des Erfrierens auszusetzen. Trotz aller Vorsicht und allen Holzüberflusses gingen aber dennoch ein paar Tausend von uns an der Kälte zu Grunde, und ohne Mazeppa, der sich in dieser Noth als ein treuer, redlicher Freund bewies, wären noch andere Tausende auch vor Hunger gestorben. Der alte Hetman that sein Möglichstes, um Fourage herbeizuschaffen, und so warteten wir den Winter ziemlich gut ab, bis dann im Februar das Scharmützel schon wieder losging.

Karl hatte seinen Kopf gesetzt, darauf Moskau zu erobern, und er beugte seinen eisenstarren Sinn nicht, obgleich unser Heer im Frühlinge bis auf 16,000 Mann zusammengeschmolzen war. Aber bevor wir nach Moskau gelangen konnten, mußten wir erst Pultawa nehmen, das Peter ziemlich stark befestigt, und mit großen Magazinen versehen hatte. Außerdem versuchte der Czaar, uns Mazeppa abspenstig zu machen, und bot ihm seine Begnadigung und Wiedereinsetzung in alle Würden an, wenn er sich von Karl trennte. Aber Mazeppa schlug das Anerbieten aus und blieb getreu. Nun ging es vorwärts. Unser Weg führte uns durch das Land der Zaporoger Kosaken. Karl hätte sie gern zu Verbündeten gehabt, und der Czaar ebenfalls. Der Letztere gab ihnen sechzigtausend Gulden, um sie anzulocken. Die Kosaken nahmen das Geld, und — erklärten sich trotzdem für Karl. Das hatten wir wieder dem alten Mazeppa zu danken, der sich am besten in diese Leute zu schicken verstand.

(Fortsetzung folgt.)

Gelungene Rache.

(Schluß.)

Antonia erhob ihre Augen und sah nun ihres Vaters Leiche; sie bedeckte seine Augen mit ihrer Hand, um sie zu schließen; sie selbst konnte weder weinen noch trauern; tausend schreckhafte Gestalten schwebten an ihr vorüber; ihr Kopf brannte — ihr Verstand war verwirrt: das Bett schien sich zu bewegen, der entseelte Körper schien wieder aufzuleben. Unter diesen Qualen und in der Erinnerung an ihre nächste, schreckliche Stunde erlag sie der Last des auf ihr ruhenden Kummers und sank bewußtlos auf die Leiche nieder.

Es hatte noch nicht vom Thurm halb Zwölf geschlagen, als die Schildwache an der Hinterthür, wo die Gondel dreiviertel auf Zwölf erwartet wurde, zur großen Verwunderung schon leise Ruderschläge vernahm. Sie rief die Gondel an, und die vermeintlichen Begleiter der Jungfrau antworteten mit dem befohlenen: „Bittet für die Unglückliche!" Rasch öffnete der Soldat die Thür und sah mit Hülfe der im Gang brennenden Lampe beide Mönche, deren heruntergezogene Kapuzen sie ganz unkenntlich machte. „Bittet für die Unglückliche!" flüsterten sie, indem sie vorüber gingen, und die Soldaten legten ihre Waffen nieder und knieeten.

Langsam durchschritten die Mönche den Gang, darauf ging's die Treppe hinauf und in das Gemach, wo Lorezano wohnte. Der Eine, der voran ging, schien im Hause sehr bekannt zu seyn. In Folge früher getroffener Anordnungen begegnete ihnen Niemand, und sobald sie sich den Blicken der Schildwachen entzogen hatten, verdoppelten sie ihre Schritte. Sie erreichten die Hinterthür der Schlafkammer und horchten einen Augenblick. Alles war still wie das Grab, nicht ein Laut wurde gehört; behutsam öffneten sie die Thür, die sie offen stehen ließen, und traten ein. Sie erblickten eine matt brennende Lampe, sie sahen ein reich geschmücktes Bett, doch sonst war Niemand sichtbar. Darauf stahlen sie sich längs des weichen Teppichs an's Bett und zogen den Vorhang zur Seite — vor ihren Augen lag jetzt der todte Lorezano mit seinen noch offenen Augen und an seiner Seite seine ihn umarmende Tochter, anscheinend eben so leblos wie er; ihr langes schwarzes Haar bedeckte sie Beide wie ein Leichentuch.

Diese Scene schien die Pilgrime mit Kummer und Entsetzen zu erfüllen — doch nur einen Augenblick. Der Erste zeigte auf die Thür zum Vorzimmer, worauf der Andere sich derselben näherte und den Riegel vorschob! während er dieß that, zog sein Gefährte ein Stückchen Papier aus der Brusttasche und schrieb noch einige Worte mehr darauf. Alsdann erhob er die bewußtlose Antonia, war aber genöthigt, ihr Haar abzuschneiden, das um des Vaters Hand geschlungen war, und nun warf er ihr den Schleier über, um die Einwirkung der Luft und dadurch ein zu frühes Wiederkehren des Bewußtseyns zu verhindern, worauf er das Stückchen Papier auf die Brust der Leiche legte und mit seiner Bürde sich entfernte. Alles geschah so schnell, daß kaum zehn Minuten vergangen waren, als sie Beide schon wieder aus dem Zimmer traten.

Die Schildwache sah die vom Lampenlicht beleuchteten zwei schwarzen Gestalten zurückkehren, und obwohl es ein tapferer Soldat war, der den Tod nicht fürchtete, so brachte ihm doch das Anschauen der dritten, verschleierten Gestalt, die getragen wurde, ein leichtes Schaudern. Mit denselben langsamen Schritten, wie bei'm Eintreten, gingen sie abermals, unter dem ebenfalls wiederholten: „Bittet für die Unglückliche!" an ihm vorüber zur Gondel. Wind und Regen waren heftiger als vorher: die Schildwache konnte auch nicht das Mindeste sehen, und eben so unmöglich war es derselben, den Abgang des Bootes zu hören. Nachdem der Soldat die Thür wieder verschlossen hatte, wartete er ungeduldig auf seine Ablösung.

„Es ist Zeit!" sagte der wachthabende Offizier, als die Thurmuhren Dreiviertel schlugen. „Sie, gnädige Frau", fuhr er fort, indem er sich zu Signora Bianca wandte, „thäten wohl, wenn Sie sich zur Ruhe begäben!"

„Nein, nein!" rief sie. „Ich muß sie noch ein Mal sehen!" Ohne darauf zu antworten, näherte der Offizier sich der Thüre und stutzte, als er Widerstand fand, da er öffnen wollte. In demselben Augenblick hörte man einen Auflauf im Vorhofe, und gleich darauf einen verwirrten Lärm und Fußtritte auf der Treppe. Die Wache, die am Eingange und an der Treppe stand, stürzte von einigen Dienern begleitet in's Zimmer: „Die Gefangene ist entwichen! Jetzt kommt die Polizeigondel, die Schildwache will die Priester nicht einlassen und besteht darauf, daß man schon vor einer Viertelstunde die Gefangene fortgeführt habe; der Soldat sagt, daß er nicht für zwei Gefangene verantwortlich sey. Was bedeutet das, Herr?"

„Helft uns die Thür öffnen!" schrie der Offizier. In einem Nu war die Thür offen. Da lag der entseelte Lorezano, aber seine Tochter? — In schrecklicher Unruhe riß Einer der Offiziere das Papier von der Brust der Leiche. „Hier! Vielleicht gibt das Aufklärung!" Er trat zur Lampe; eine neugierige Menge umgab ihn, und auf Aller Angesicht malte sich das größte Erstaunen. Da stand geschrieben:

„Venedig! Glaubst Du den Bluträcher über-

listen zu können? Niemals sollst Du Rovani's Herz zermalmen oder seine Hand fesseln!"

Weiter unten war in Eile hinzugefügt:

„Ich habe Dein Opfer aus des Vaters Armen gerissen — eines Deiner Patrioten, der mit gebrochenem Herzen starb!

Lebe wohl, Venedig! Deinem Fluche empfiehlt sich

Claude Rovani."

Der Eindruck und das Aufsehen, welches diese Begebenheit am andern Tage in ganz Venedig hervorrief, ist nicht zu beschreiben. Trotz aller Aufforderung der Obrigkeit waren weder Polizei noch Soldaten zu einer ernstlichen Verfolgung des Geächteten zu vermögen; denn es schien ihnen einleuchtend, daß er übernatürliche Kräfte besitzen müsse.

Schon am andern Tage nach dieser Begebenheit lief die Nachricht ein, daß mehrere Fischer in der Morgendämmerung jener Nacht ein Boot unter vollen Segeln, begünstigt von Wind und Strom, das adriatische Meer durchfliegen gesehen hatten. Die Fischer, deren Fahrzeug vom Sturm beschädigt war, riefen dieses Boot um Hülfe an, wovon aber keine Notiz genommen wurde; bei genauerer Betrachtung hatten sie zu ihrer größten Verwunderung zwei Mönche darin gesehen. Nach dieser Erzählung hielt Jedermann sich überzeugt, daß es die Flüchtlinge gewesen.

So bald als möglich begab Signora Bianca sich wieder auf ihren Landsitz und lebte ein ganzes Jahr in der größten Eingezogenheit, sorgend und trauernd über Lorezano's unglücklichen Tod und seines Kindes ungewisses Schicksal; übrigens betete sie täglich knieend für ihre glückliche Flucht. Aber nach dieser Zeit bemerkte man an ihr eine große Veränderung ihres Wesens; ihre Munterkeit kehrte wieder, und ihr Haus ward wieder der Gesellschaft geöffnet. Sie hatte nämlich einen Brief erhalten durch einen Bettelmönch, der sogleich nach Ablieferung desselben verschwunden war. Dieser Brief war von der verurtheilten Antonia, der Gemahlin des Geächteten, und obwohl er deren Aufenthalt nicht nannte, unterrichtete er die Tante doch von dem Glück und Wohlergehen der jungen schwergeprüften Leute.

Später verbreitete sich der Glaube, der auch große Wahrscheinlichkeit für sich hatte, daß die Flüchtlinge sich in Frankreich niedergelassen hätten, und daß Claude Rovani bald darauf, unter einem andern Namen, einer der ausgezeichnetsten Anführer des französischen Heeres im 15. Jahrhundert geworden sey.

Mannigfaltigkeiten.

Ein Deutscher, der sich 2½ Jahre im Staate Wisconsin aufgehalten hat, entwirft davon folgende Schilderung: Das Klima von Wisconsin ist fast dasselbe, wie das am Rheine, nur daß im Frühjahre daselbst eine größere Hitze herrscht und der Regen im Herbste anhaltender ist. Die Stadt Milwaukee, ein Bischofssitz, hat 30,000 Einwohner, mehrere katholische Kirchen und treibt viel Handel. In dem aus 14 Aldermänner (Stadträthen) gebildeten Stadtrathe befinden sich 8 Deutsche. Alle Handwerke sind dort vertreten, es erscheint eine deutsche Zeitung, wie denn überhaupt das deutsche Element im ganzen Staate das vorwiegende ist. Die Temperanzler sind vollständig geschlagen worden und am Tage vor der Abreise meines Freundes wurde dem Gouverneur der Stadt, weil er die Promulgation des Temperanzgesetzes verweigert hatte, ein pompöser Fackelzug gebracht. Die Brauer, meistens Deutsche, fuhren auf großen geschmückten Wagen mit Musik durch die Stadt und zapften der jubelnden Menge gratis d. h. „umsöß". Die sozialen Zustände aber sind nicht erfreulich. Der Satz to make money (Geldmachen) gilt auch hier in der größten Ausdehnung und die Mittel, durch welche man zum Dollar kommt, sind nicht immer die ehrenwerthesten. Was die Lebensmittel betrifft, so ist nur das Fleisch billig, welches Morgens, Mittags und Abends genossen wird.

In Lyon folgten dieser Tage bei Ankunft der Rhonedampfer die Blicke der Menge mit Theilnahme einem Soldaten des 86. Linienregiments, welcher in der Krim das rechte Bein verloren hatte und den eine Russin von großer Schönheit begleitete. Der Soldat hatte diese Russin während eines Brandes gerettet. Aus Dankbarkeit folgte sie ihm und pflegte ihn im Spital. Er beschloß sie zu heirathen und begibt sich mit ihr in seinen Geburtsort, um sich daselbst zu etabliren.

Als einen Beweis, wie allgemein die Theilnahme in ganz England am Kriege sey, erzählt das Preston Chronicle, ein junger Offizier, der verwundet aus der Krim heimgekommen sey, habe versichert, er sey durch ganz England gereist, ohne einen Heller auszugeben. Weder Gasthofsbesitzer noch Eisenbahnbeamte hätten von ihm Geld annehmen wollen.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 215 Samstag, 8. September 1855.

Der Eisenkopf.

(Fortsetzung.)

Zwar brachten diese Kosaken uns nicht viel Nutzen, indessen war's doch schon etwas, daß sie uns wenigstens keinen Schaden zufügten. Zweitausend von ihnen stießen zu uns. Außerdem erkaufte Karl zweitausend Walachen von Tartachan, und mit dieser buntscheckigen Armee rückten wir nun auf Pultawa los, gierig wie Wölfe auf die reichen Magazine, die keine Armee in der Welt besser, als die unsrige gebrauchen konnte.

Karl schritt sofort zur Belagerung Pultawa's, aber es ging damit nicht so schnell vorwärts, als wir Alle wünschten und hofften. Der Ort war ziemlich gut und regelmäßig befestigt, und zählte volle achttausend Mann Besatzung. Zum Stürmen fehlten uns die Leute, und zum Bombardiren die Geschütze. Wir besaßen im Ganzen nur achtzehn Kanonen und Mörser, und an Kugeln waren wir so arm, daß wir erst warten mußten, bis sie uns welche aus der Festung zuschossen. Diese lasen wir dann mühsam zusammen, und schickten sie den Belagerten mit unseren eigenen Kanonen wieder zurück. Es half Alles nichts, unser Eisenkopf von König mußte sich zu etwas entschließen, was ihm allzeit ein Dorn im Auge gewesen war, nämlich zum Warten. Das gefiel ihm wenig! Aber, wie gesagt, es half Alles nichts, — mit seinem harten Kopfe konnte er die Festungsmauern nicht einrennen, und wenn er Pultawa haben wollte, mußte er eben zusehen, daß er's aushungerte. Und das ging, bei den großen Magazinen der Russen, natürlich äußerst langsam.

Ueberhaupt wollte sich nichts so recht günstig für uns Schweden fügen und schicken. Im Juni marschirten russische Hülfstruppen heran, und der König schickte ihnen den General Stackelberg mit dem gemessenen Befehle entgegen, sie unter jeder Bedingung zu schlagen. Aber leider fiel die Affaire umgekehrt aus, und Stackelberg, anstatt zu siegen, wurde besiegt.

Das Sprichwort sagt, wenn Unglück kommen soll, so kommt es mit Haufen, und das traf bei uns ein. Karl hatte bis jetzt so viel Glück in allen Treffen und Scharmützeln gehabt, daß er sich steif und fest einzubilden begann, daß er stich-, hieb- und kugelfest sey. Bei Pultawa sollte er diese Einbildung verlieren, und leider noch mehr. Denn als das Verlieren erst anging, wollte es gar nicht wieder aufhören!

Bei einem Scharmützel bekam der König einen Schuß in den linken Fuß. Man merkte ihm aber nichts davon an, er blieb noch mehrere Stunden zu Pferde und kommandirte weiter. Ein Diener, der endlich den ganzen Stiefel von Blut überströmt sah, holte einen Wundarzt herbei, und der Schmerz der Wunde ward auch so heftig, daß der König absitzen mußte. Man untersuchte das angeschossene Bein, und der Ausspruch lautete, daß Rettung kaum anders, als im Abnehmen des Fußes zu finden sey. Der König wollte absolut nicht daran, sich das Bein abschneiden zu lassen, und stritt sich mit dem Wundarzte herum, bis mir einfiel, daß unser deutsche Regiments-Feldscherer Neumann vielleicht anderer Meinung als der Wundarzt seyn könne. Ich holte ihn rasch herbei, und das war ein Glück. Neumann gab Hoffnung, daß die Heilung auch wohl ohne Abnehmen des Fußes bewerkstelligt werden könne, wenn man nur viele tiefe Einschnitte machte. Das war Wasser auf Karls Mühle. Er ergriff alsbald das Bein mit beiden Händen, biß die Zähne zusammen, und rief: „Nun, so schneidet frisch darauf los, und fürchtet Euch nicht!"

Dieß geschah, und er sah dem Einschneiden ruhig zu, ohne nur eine Miene zu verziehen. Während dem brachte man ihm die Nachricht, daß der Czar mit seiner ganzen Armee im Anzuge sey. Auch da zeigte er seine gewöhnliche Selbstbeherrschung. „Wohlan", sagte er ruhig, „so muß sich Alles auf morgen zur Bataille anschicken." Das war seine ganze Antwort.

In diesem Augenblicke erlitt die Erzählung des alten Wachtmeisters plötzlich eine Unterbrechung. Er sprang vom Stuhle auf, öffnete das kleine Fenster der Wachtstube, und steckte den Kopf hinaus, ohne sich darum zu kümmern, daß seine grauen

Locken im Augenblicke vom Regen durchnäßt und von Windstößen zerzaust wurden.

„Heda, was gibt es, Roos?“ rief Olav Sparre, indem er nebst Elsdal und Rönne ebenfalls an das Fenster eilte.

„Habt Ihr's nicht gehört? Ein Schuß! Und jetzt wieder einer!“ antwortete der Alte, indem zugleich ein kurz abbrechender, dumpfer Donner die Luft erschütterte.

„Ja, beim Himmel!“ schrie Elsdal. „Und dort sehe ich auch den Pulverblitz aufflammen. Horcht — man wird sogleich das Krachen eines dritten Schusses vernehmen.“

„Es ist ein Schiff, das in Gefahr ist, an der Dalsklippe zu scheitern!“ sagte der Wachtmeister. „Aber vielleicht kann es noch gerettet werden, wenn unverzüglich ein Lootse aus Marstrand an Bord geschickt wird, denn es ist noch weit genug von dem Riffe entfernt. Olav, geschwind hinunter zu deinem Vater, dem Oberst. Er soll das Lootsenboot in See schicken. Wenn es sich nur einigermaßen wacker hält, so kommt es noch zeitig genug. Aber laufen mußt du, als ob du Flügel an den Füßen hättest.“

Olav griff schon nach seiner Feldmütze, und ebenso thaten Elsdal und Rönne, ohne sich Zeit zu nehmen, ihre Mäntel überzuwerfen.

„Elsdal mag mitgehen!“ rief der Wachtmeister rasch und befehlend. „Aber Rönne bleibt! Ich bedarf Seiner vielleicht noch, und jedenfalls ist es an zwei Boten nach Marstrand genug!“

Gehorsam kehrte der junge Mensch in die Wachtstube zurück, während die beiden Anderen in so eiligem Laufe, als ob der Sturm ihnen seine Schwingen verliehen hätte, die Anhöhe nach der Stadt hinab rannten.

„Sie werden jedenfalls noch zu rechter Zeit kommen“, sprach der alte Wachtmeister. „Und wenn der Oberst unten für die Lootsenboote gesorgt hat, so brauchen wir nichts für die bedrohten Schiffe zu fürchten. Jedenfalls wollen aber auch wir nichts versäumen, was zu ihrer Rettung beitragen kann. Hurtig, mein Freund, hilf' mir das Kohlenfeuer von Neuem schüren!“

Sie begaben sich in den Leuchtraum, und fachten mit Anstrengung die Gluth zur hellsten Lohe an. Während sie damit eifrig beschäftigt waren, schien es, als ob das ungestüme, wilde Wetter eine bessere Wendung nehmen wollte. Wenigstens hörte es auf zu regnen, die Wolken theilten sich und zerflatterten rasch in einzelne, zerrissene Haufen, die glänzenden Sterne schimmerten da und dort durch die Zwischenräume, und endlich goß auch der Mond sein klares, mildes Licht über die rauschende, sturmbewegte See aus. Es wurde auf Minuten so hell, daß man ziemlich deutlich ein großes Schiff wahrnehmen konnte, welches mit dicht gerefften Segeln tapfer gegen die empörten Fluthen ankämpfte.

„Da ist es, da ist es!“ sagte der alte Wachtmeister, indem er mit der Hand in die See hinaus deutete. Siehst du's auch, mein Junge? Es kämpft wacker, beim Himmel, und wenn es nur noch zehn Minuten, bis das Lootsenboot ankommt, so aushält, dann . .“

„He, Wachtmeister, seht da, das Boot schießt ja schon hinter den Klippen hervor!“ unterbrach ihn der junge Mann. „Und da kommt noch eins! Sie haben sogar ein Segel aufgehißt, und fliegen wie die Seemöven!“

„Wo? Wo?“ fragte der Wachtmeister eifrig. „Wer sieht auch solche Nußschalen bei dem schwachen Mondlichte! Dazu gehören junge Augen. Ha, jetzt . . ja, das sind sie! Eben sah ich sie durch einen Lichtstreifen gleiten, den der Mond recht hell auf das Wasser warf! Glück zu! Nun hat's keine Gefahr weiter, denk' ich mir. Sie haben den Leuchtthurm und den Mond, und das müßte ein schlechter Lootse seyn, der bei solchen Merkzeichen die böse Klippe nicht vermeiden, und den Eingang zum Hafen nicht finden könnte. Aber jetzt seh' ich die Boote nicht mehr. Wo sind sie, Junker Rönne?“

„Hart am Schiff!“ erwiderte dieser, der sie keine Sekunde aus den Augen verloren hatte. „Noch eine Minute, und sie müssen ganz dicht an Bord seyn.“

„Dann werden wir gleich sehen, wie die Lootsen das Schiff steuern!“ sagte der Wachtmeister, und starrte auf das tanzende Schiff. Unglücklicher Weise schob sich aber jetzt gerade wieder eine schwarze Wolke vor den Mond, und hüllte die Aussicht auf das Meer in dichte Finsterniß ein. Der scharf wehende Sturm jagte sie indeß schnell vorüber, und nach wenigen Minuten schon war die Aussicht wieder frei. Der alte Wachtmeister stieß einen Ruf herzlicher Freude aus.

„Sieh' da, es ist geschehen, Junker!“ sagte er. „Sie sind schon an der Spitze der Klippe vorüber, und werden in weniger als einer Viertelstunde sicher vor Anker liegen. Bei Gott, das war Hülfe gebracht in der Noth. Wenn der Oberst Sparre Euch nicht herauf geschickt hätte, würden wir vermuthlich ein paar hundert Menschen zu beklagen haben, denn von unten aus kann man wohl den Knall der Schüsse hören, aber man sieht das Aufflammen des Pulverblitzes nicht, und also auch nicht, wo das Schiff liegt, das der Hülfe bedarf.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte eines Handesvertrags zwischen Ihrer Majestät der Königin von Großbritannien und dem König von Bur Sallum. *)

Um acht Uhr feuerten wir zwei wohlgeladene zwölfpfündige Kanonaden ab, um dem Machthaber und dem Volke von Barsaller die Ankunft der weißen Männer anzukündigen. Am folgenden Morgen kam ein großer Haufen Eingeborner aus Faraba, um uns zu begrüßen oder zu betrügen, und Mittags erreichte der „Dschomsar“ Alcadi von Cowlagh und Cahone, mit Sklaven, Boten und Musikanten das Ufer des Flusses, nahe dem Orte wo der „Dover“ lag, um als Abordnung des Königs dem englischen Statthalter die Aufwartung zu machen.

Der Alcadi und seine Begleiter waren hübsche Muster von Afrikanern: groß, muskulös, wohlgebaut, voller Kraft im Nacken, Brust, Armen, Schenkeln, mit stark markirten Gesichtszügen, kleinen Händen und Füßen; ihr Haar hing in Locken von der aus blauem, weißem oder buntem Stoffe reichgearbeiteten Mütze herab; das lose Toba oder Gewand, volle Beinkleider bis an die Knieen, nebst Sandalen, bildeten eine anständige und malerische Tracht. Alle hatten Gre-gres, d. h. Zauberschutzmittel, auf Köpfen, Stirnen, Nacken, Armen, Fingern, Füßen und Zehen: die einen in reich bedruckten ledernen Kapseln, die anderen in Lumpen eingewickelt. Viele dieser Gre-gres **) bestanden aus dem Fuße eines Rehs, der Klaue eines Adlers, dem Horn einer Ziege, dem Schweif eines wilden Thiers, und sollten den Inhaber gegen Kugel, Messer, Alligator, Löwen, Fieber und andere Unfälle oder Krankheiten, denen die Söhne der Wüste beständig ausgesetzt sind, schützen.

Der Obman oder Alcadi war etwa vierundzwanzig Jahre alt, hatte ein freundliches, lächelndes Gesicht, glänzende, funkelnde Augen, Perlenzähne, eine stolze Haltung, höfliche Manieren, und wußte sich mit ziemlich großer Beredtsamkeit auszudrücken. Ich erfuhr später, daß er ein gewandter, schlauer, vorsichtiger, berechnender Höfling sey, großen Einfluß auf den König ausübe, und die gewöhnlichen Attribute der Nachkömmlinge Hams, unverschämte Lügenhaftigkeit, Raubsucht bis zur Gemeinheit und gränzenlose Falschheit gegen die Weißen, in hohem Maße besitze.

Der afrikanische Gesandte, sey er Marabut, Mohammedaner, Sunnunki, Heide, ein Teetotaller oder ein Anbeter des rosigen Gottes, ist in seinen Freundschafts- und Begrüßungsbetheuerungen eben so verschwenderisch als hinterlistig und unaufrichtig. Ehre und Ehrlichkeit sind Wörter, welche seine Sprache nicht kennt; jede List, jede Falschheit, jeder Kniff, welche Chicane und Schlauheit ersinnen können, sind dem afrikanischen Diplomaten erlaubte Dinge. Er wird auf seinen Koran, auf den Bart seines Propheten, oder auf das hölzerne Bild, welches seine Gottheit darstellt, bei Handlungen, Thaten, Verträgen und Dingen schwören, von denen er in seinem Herzen weiß, daß sie seinen Absichten schnurstracks entgegenstehen.

Pomphaft, ruhmrednerisch, einschmeichelnd, hebt er mit Aufgeblasenheit und Eitelkeit seine persönliche Wichtigkeit, seinen Einfluß und seine Macht hervor: er allein ist der Mann aller Männer bei König und Land. Auf ihm ruht der Erfolg oder das Mißlingen einer Mission; seine Freunde und seine Familie nehmen jede Stelle und jeden Posten im Staat ein; seine Rindvieh- und Schafheerden und seine Sklaven sind die zahlreichsten; er bedarf nichts. Und all dieser Galimathias von Schwulst und Falschheit sprudelt einem zerlumpten, nackbeinigen und barfüßigen Negerkerl in fast athemlosem Zuge vom Munde.

Indeß hatte der Dschomsar von Cowlagh und Cahone alle Eigenschaften eines schönen Mannes, stolze Haltung und anmuthige Tracht, um seine nationale und angeborne Unverschämtheit und Großsprecherei zu unterstützen, und mich auf höfliche und gastfreundliche Weise von Seiten des Königs willkommen zu heißen in Sallum; seine Hohobe (Häuptlinge), Giadhi (Sklaven), Jimbi (Leute) würden sich freuen, den Mausa Tumba zu sehen; alle hatten von seinen großen Reisen gehört; hatten erfahren wie lang sein Mbango (Speer), wie scharf sein Silama (Schwert), wie laut seine Fittel (Kanone) sey; welche Tapferkeit sich in seinen Thaten, welche Weisheit in seinen Gesprächen zeige; wie er Frieden in Combo geschlossen, wie hochherzig er sey und welch herrliche Geschenke in seiner Hand liegen. Er wußte, welche große Monarchin seine mit gewaltigen Fahrzeugen das dicke Wasser bedeckende Königin sey. Der König von Sallum war der größte Mann in Afrika, und konnte von Cowlagh bis an den Nil alles in den Flüssen wegfegen — nach ihm kam der englische Statthalter!

Meine Antwort entfaltete in einer zehn Minuten langen Rede eben so viel Schwulst als die seinige; der beredteste und überzeugendste Beweisgrund

---

*) Bur Sallum oder Barsaller liegt 13 Grad 10 Min. westlicher als Greenw. und unter 17° 10' nördlicher Breite.

**) Die Marabuts, oder mohammedanischen Priester, treiben einen ziemlich ausgebreiteten Handel mit solchen von ihnen selbst verfertigten Gre-gres oder Zaubermitteln, die sie mit Stellen aus dem Koran und anderem Humbug ausstatten und in Kapseln stecken. Bei den Mandingos sind die Kriegs-Pangs mit Zaubern überdeckt, und ihr Leib strotzt von dem Scheitel ihres Hauptes bis zur Sohle ihrer Sandalen von solchen geweihten Schutzmitteln.

meiner Aufrichtigkeit aber lag in einer Flasche Absinth für den Alcadi, und in einem Krug Rum für seine lustigen Leute.

Sie kauerten sich insgesammt auf das Verdeck hin und fingen an, nicht meine schönen Worte, sondern den Sandschara oder Rum zu verschlingen. Sie lachten, scherzten, machten Zeichen, schwatzten, tranken, nickten, bis die liebliche Flüssigkeit zur Neige gebracht war; dann standen sie auf und nahmen Abschied, um dem König meine Antwort und meinen Gruß zu überbringen. Der Rum hatte ihm augenblicklich eine günstige Meinung von mir beigebracht, und beim Abschied theilt mir der Alcadi, unter herzlichem Händeschütteln, vertraulich mit, daß des Königs, oder Alcadi's, Bandamadebo (eigene Schwester), welche mich im Monat Januar zu Cower besucht hatte, mich mit Sehnsucht erwarte, und hoffe, ich werde die versprochenen Pangs nicht vergessen haben.

Man hatte ausgemacht, ich sollte dem König in Cahone, dem Wohnsitz früherer Monarchen, am nächsten Tage meinen Besuch abstatten, da Seine Majestät sich wegen eines Gre-gre-Baumes nicht nach Cowlagh wagen könne, indem, wie der Tschernu (Wahrsager) behaupte, dieser Baum den König seiner Krone oder seines Hauptes berauben würde. Die „Nachtlampe“ stand immer noch am Himmel, und ihr sanftes Licht entschwand schnell unter dem mächtigern Einfluß des Nagbi-fudi oder Sonnenaufgangs, als wir unsere Vorbereitungen zum Aufbruch begannen. Das Gig, der Kutter und die Jolle standen bereit; die wohlausgerüstete Wache des zweiten westindischen Regiments, unter der Führung meines zuverlässigen Sergeanten Lane, hatte gefrühstückt und sich eingeschifft, und der kräftigende Becher Kaffee, mit Kapitänszwieback, war von allen verzehrt; die Hochbootsmannspfeife gab das Signal, und wir stießen vom Lande, den Fluß hinauf, hatten uns aber, wie sich's bald zeigte, auf einen höchst trügerischen und beschwerlichen Wasserarm gewagt.

Auf einem fernen Hügel zeigten sich, von hohen Bäumen umringt, einige dunkle Flecke: es war die Hauptstadt Cahone, oder die Residenz des Königs. Sie liegt, wie gesagt, auf einem Hügel, der sich vom Fluß aus dreißig bis vierzig Fuß über der Oberfläche sanft abdacht. Die Hütten sind, gleich denen von Cowlagh, von der rohesten Bauart, und stehen den festen Erdhütten*) der Mandingos in Barra, Combo, und der Stämme am Gambia-Fluß hinauf, weit nach.

Der Mangel an Bambus- oder Rohr-Einzäunungen bewies, daß das Land sich einer gewissen Ruhe erfreute, und daß die Bewohner nicht beständigen Plünderungen durch Freunde und Feinde unterworfen waren, sie daher starker Verpallisadirungen entbehren konnten. Gruppen von Männern, Weibern und Kindern standen haufenweise am Ufer umher, alle voll Begierde, die weißen Männer zu sehen, aber unter der Leitung meines Freundes, des Alcadi, gute Ordnung und Schicklichkeit beobachtend. Der Alcadi empfing uns und geleitete uns an einen schönen wilden Tamarindenbaum, unter dessen Zweigen Sitze angebracht waren. Weiber brachten große Calabassen Wasser, „um Gesichter, Hände und Füße der weißen Männer zu waschen“ — eine sehr anerkennenswerthe Aufmerksamkeit nach dem Ausflug auf dem Boote.

Wie alle Töchter ihres Urvaters Ham, waren die Weiber voller Neugierde und Schelmerei. Förmlich übersäet mit „Pickaninnies“, die sie auf ihren Nacken, Rücken, Hüften, Schenkeln trugen, bildeten sie einen Kreis um uns, gafften uns an, lachten und schäkerten — der jüngere Theil der bewundernden Zuschauer schrie und heulte vor Schrecken über das häßliche Aussehen eines weißen „Popanzes.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Glasgow hat ein reicher Mann seine drei Nichten, die er zu Erben seines ungeheuren Vermögens eingesetzt hat, in große Verlegenheit gebracht. Sie sollen, so bestimmt sein Testament, weder Kaffee noch Thee trinken, keinen Schmuck und kein Kleid tragen, das mehr als 10 Schillinge kostet und das sie nicht selbst gemacht haben. Verheirathen sie sich, so dürfen die Männer weder rauchen, noch schnupfen, noch spielen. Die Frauen sollen sich keine Dienstmädchen halten, sondern alle Arbeiten im Hause selbst verrichten. Um die große Erbschaft nicht fahren zu lassen, haben sie alle Bedingungen zu erfüllen versprochen.

*) In Combo, Barra, Katabar, Wulli bauen die Eingebornen große kreisförmige Rohrhütten, mit einer dicken Erddecke, die wenigstens 1 Fuß tief ist; außerhalb ist eine Piazza und eine zweite Erdmauer; ein kegelförmiges zierlich hergerichtetes Dach breitet sich über das Ganze aus. Die Hütten sind für die Sommerhitze undurchdringlich, und bilden, wenn sie reinlich gehalten werden, behagliche Wohnungen. Als ich im Monat April durch Ober- und Unter-Combos reiste, hatte der König von Buschemballa eine malerische Hütte für mich errichtet, und in Kungu verlebte ich sehr angenehme Tage unter den mohammedanischen Rebellen. Die Eingebornen sind sehr schmutzig, und in allen Hütten gibt es Flöhe und Wanzen in Hülle und Fülle.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 216 Montag, 10. September 1855.

Gruß an die Studiengenossen.

(11. und 12. September.)

Seyd uns willkommen, tausendmal willkommen,
An's alte, treue Freundesherz gedrückt;
Noch ist der Liebe Feuer nicht verglommen,
Das uns're Jugendbrust dereinst beglückt.

Durchlebt nochmals mit uns in Asca's Mauern
Der Jugend schönen, schnell entschwund'nen Traum:
Zeigt Herz an Herz, daß Freundschaft überdauern
Und sich entfesseln kann von Zeit und Raum.

Laßt Euch die Spessartstadt, die wohlbekannte,
Auf kurze Zeit des Glückes Freistatt seyn,
Und schließt erneut der Freundschaft enge Bande
Bei frohem Lied, bei Becherklang und Wein.

Der Gott, der schuf des Scheidens bitt're Schmerzen,
Er schuf uns nun ein frohes Wiederseh'n;
Drum gönnt die Freude ungetheilt dem Herzen
Bis wir am Trennungswege wieder steh'n.

Und dann, dann nehmt zu heimathlicher Ferne,
Wo Eurer harrt des Lebens ernste Pflicht,
Den treusten aller gold'nen Lebenssterne,
Erinn'rung mit Euch, und — vergeßt uns nicht!

Dr. Franz Joseph Englert.

Liebe und Verbrechen.

1.

Es war ein regnerischer Vormittag gewesen. Hertha, die am Morgen die reine Frühlingsluft in dem weitläufigen Garten ihres Vaters einathmen wollte, stand eben auf der Schwelle des Hauses und sah mit leuchtenden, wenn auch ernsten Augen hinüber nach der in Nebel eingehüllten Stadt. Jetzt theilten sich die Wolken und ein einziger Sonnenstrahl fiel, wie Glück verkündend, zuerst auf den grünen Rasen vor dem Hause, dann auf die letzte Stufe der in den Garten hinabführenden Treppe.

Hertha schöpfte tief Athem, strich sich die braunen Locken aus der Stirne, ordnete das vom Winde aus seinen ursprünglichen Falten getriebene weiße Gewand und schlug den Weg nach der Pappelallee, ihrem Lieblingsplatze, ein.

Indessen sie sinnig vorwärts schritt und bald heitere, bald ernste Gedanken in ihr auf- und abwogten, entfaltete sich im Hause selbst ein immer lebendiger werdendes Getreibe. Alles, was in den Gewächshäusern an Blumen vorräthig gewesen war, lag abgeschnitten im Vorzimmer des Grafen von Saldern. Eine Haushälterin trippelte mit einem mächtigen Schlüsselbunde versehen hin und her, gab rechts und links Befehle und fand, daß dieses schlecht, jenes gar nicht ausgeführt war.

„So eilt Euch doch mit dem Tischdecken,“ rief sie dem vorüberstreifenden Johann zu. „Hört Ihr denn nicht, daß die Dielenuhr eben elf schlägt, daß wir mithin kaum vier Stunden zum Beschicken all der Dinge vor uns haben, die doch abgethan werden müssen. Schon höre ich den Geheimrath, wie er in seinem Zimmer auf- und abgeht. Ehe wir's uns versehen, kommt er heraus. Noch keine Guirlanden gewunden, noch kein Tisch gedeckt!“

„Aber, Frau Getrude, muß denn immer gezankt

werden, selbst heute, selbst am Hochzeitstage unsers gnädigen Fräuleins?"

Frau Gertrude, richtete bei diesen Worten die kleinen stechenden Augen auf Johann, öffnete den Mund, wollte etwas sagen, besann sich und schloß kopfschüttelnd den Eßsaal auf, in dem ungewöhnliche Anstalten zu einem großen Familiendiner gemacht wurden.

Indem ertönte auch die Glocke im Innern der herrschaftlichen Zimmer. Johann entlief Frau Gertruden, um seinem Herrn behülflich zu seyn, und diese blieb einen Augenblick sinnend, fast wehmüthig vor dem Bilde der seligen Gräfin von Saldern, Hertha's Mutter, stehen. Es war ein Kniestück und stellte die schöne Frau in jener Lebensphase vor, die der Nachsommer des Weibes, oft aber seine Verklärung ist. Die kleinen blitzenden Eitelkeiten haben in derselben den halben Lichtern, den sanften Tönen der Abendbeleuchtung, dem zarten Nebel Platz gemacht, hinter dem herdurch Frauenaugen um so lieblicher herausschauen, als sie durch Thränen lächeln. Frau von Saldern war in einer nicht glücklichen Ehe früh gestorben; ihr Mann hatte die einzige Tochter Hertha zuerst unter Gertrudens Aufsicht großziehen, dann aber in einer Pension unterrichten lassen. Von dort ins elterliche Haus zurückgekehrt, feierte heute Hertha ihren Hochzeitstag. —

Wie die Braut auf der freien Aussicht der Pappelanhöhe stand, war ihr, als blicke sie in die heiterste Zukunft. Da kam kein ängstlicher Gedanke, keine sorgenvolle Betrachtung über sie; da war nur das innerlichste Vertrauen, die festeste Zuversicht in ihr. Sie liebte, sie wußte sich geliebt; zwei Zauberblumen, zwischen denen kein Zweifel aufschoß. Sinnend ging sie die Anhöhe hinunter in ihres Vaters Studierzimmer. Er kam ihr mit einer gewissen gezwungenen Feierlichkeit entgegen, die sie beklemmte, küßte ihr, die väterliche Küsse selten fühlte, die weiße Stirne und zog sie dann vor eine Cassette, die sie zum Erstenmale offen sah. Hier hustete der Geheimrath, schnellte das sammetne Kissen, das darauf lag, geschickt mit den Fingern zur Seite und sagte: „Dieß, Hertha, sind die Juwelen Deiner Mutter."

Hertha, die selten diesen theuern Namen aussprechen gehört hatte, zitterte; es war ihr, als entstiege dem Kästchen ein eigenthümlicher Duft; sie sah nicht die schön geordneten prachtvollen Diamanten, sie fühlte nur den väterlichen Kuß und dachte an die todte, ihr fast unbekannte Mutter.

„Warum so stumm, Hertha?" fragte der Vater, „verdient dieses Geschenk keinen Dank?"

„Den besten," antwortete sie rasch, „aber geben Sie mir mit ihm Ihren Segen!" — Sie hatte sich schwärmerisch vor ihm hingeworfen.

„Mädchenhafte Grillen," murmelte der Geheimrath. Er wandte sich ab und seine Tochter stand schon wieder mit niedergeschlagenen Augen vor ihm.

„Was ich über deine Heirath mit Edmund gesagt habe, ist gesagt. Ich ändere meine Ansicht nicht; ich hatte bessere, schönere Pläne. Du hast sie mit Deinem Eigensinn zerstört. Da ich dem Grundsatz, Dir Freiheit in Deiner Wahl zu lassen, gefolgt bin, so habe ich kaum noch ein Recht zur Klage. Ist sie aber deßwegen weniger gegründet? Wer ist Edmund?"

„Der Edelste, der Beste seines Geschlechts!"

„Illusionen! — Wir Männer, liebes Kind, stechen immer von dem Ideal ab, das Ihr Mädchen in die Ehe tragt. Wäret Ihr weniger liebend und mehr urtheilsfähig, Ihr würdet glücklicher seyn!"

„Ich werde glücklich seyn!"

„Zum Glück gehört mehr als Liebe."

Mit diesen Worten drängte er sie fast zur Thüre hinaus, indem er Getruden, die angeklopft hatte, das Juwelenkästchen mit der Weisung übergab, die liebliche Braut mit seinem Inhalte auf's Sorgfältigste zu schmücken."

(Fortsetzung folgt.)

Der Eisenkopf.

(Fortsetzung.)

Ja, ja, er ist ein braver Mann, der Oberst! Ein anderer hätte vielleicht nicht einmal daran gedacht, die Boote in Bereitschaft zu halten, und dann wäre alle Hülfe zu spät gekommen. Müssen aber die Jungen gerannt seyn! Ich glaube, sie haben kaum fünf Minuten gebraucht, um hinunter zu kommen. Ja, ja, es sind ächte Schwedenherzen, kühn und stets bereit, Hülfe zu leisten! Man muß sie lieb haben, die wackeren Bursche! Sieh' da, dort unten, Junker Rönne! Das Schiff schwenkt sich — sie werfen Anker aus — da liegt's still — Viktoria! sie sind geborgen, und nun werden wir auch unsere Jungen bald wieder ankommen sehen."

In der That lag das Schiff, welches noch vor wenigen Minuten in der äußersten Gefahr geschwebt hatte, an der bösen Dalsklippe zu scheitern, jetzt in aller Sicherheit vor Anker, und der Wachtmeister kehrte, nachdem er sich durch einen scharfen Spähblick auf das Meer überzeugt hatte, daß vor der Hand keinem anderen Schiffe weiter Gefahr drohe, mit dem Junker in die Wachtstube zurück.

„Ich denke", sagte er vergnügt, „für heute brauchen wir für Niemand mehr zu fürchten. Der Gewittersturm scheint seine schlimmste Wuth ausgetobt zu haben, und außerdem hellt sich der Himmel mehr

und mehr auf, so daß man auf eine halbe Stunde Entfernung vom Meere aus ziemlich deutlich die Küste muß sehen können. Im Grunde genommen brauche ich Euch nun nicht mehr, Junker Rönne, und wenn du deinen Kameraden entgegen gehen willst, so habe ich nichts dagegen. Die Nacht wird ruhig vorüber gehen, davon bin ich überzeugt, also geh' nur in Gottes Namen, wenn du müde bist."

„Nicht im Geringsten, Wachtmeister", entgegnete der junge Mann. „Wenn ich auch nicht als Posten hieher kommandirt wäre, ich würde doch bleiben, denn es hilft Euch nun schon Alles nichts, Wachtmeister, Ihr müßt uns Eure Geschichte von König Karl vollends zu Ende erzählen. Uebrigens ist es auch kaum zehn Uhr, und die Nacht ist noch lang."

„Ah so, die Geschichte ist's, die dich festhält", sagte der alte Wachtmeister lächelnd. „Nun, du sollst sie hören, und die Anderen auch, wenn sie wiederkommen! Aber ich denke mir, sie werden hübsch gescheit seyn, und drunten in Marstrand bleiben."

„Hollah, so dumm sind sie nicht!" rief die frische Stimme des Junkers Olav, der in diesem Augenblicke mit Elsdal und noch einem Fremden zurückkehrte. „Da sind wir wieder, alter Freund, — ein bischen naß freilich, aber frisch und munter, und das bischen Feuchtigkeit wird auch bald wieder abtrocknen. Der Vater läßt Euch grüßen und Dank sagen! Ihr hättet wohl aufgepaßt, sagte er, und mich und Elsdal gerade zur rechten Zeit geschickt. Wenige Minuten später, und das Schiff wäre verloren gewesen. Er würde dafür sorgen, daß Eure Wachsamkeit gehörigen Ortes in's rechte Licht gestellt werden solle. Wahrhaftig, Wachtmeister, es war nahe daran, daß das Schiff auf der Dalsklippe krachen ging. Unsere Lootsen kamen noch eben recht, um sie backbord abzuwettern."

„Wir haben's wohl gesehen von hier oben", erwiderte der Alte. „Es ist eine böse Stelle, wenn man das Fahrwasser nicht recht genau kennt. Aber was für ein Schiff war's eigentlich, Olav? Ein stattliches, großes Gebäude schien es."

„Ei, gewiß, Wachtmeister", antwortete Olav, — „eine der besten schwedischen Fregatten, die je die Woge furchten, der Torstenson von sechzig Kanonen. Und hier bring' ich auch einen Passagier von dem Schiffe mit, der Lust hat, Eure alten Geschichten mit anzuhören. Ihr werdet's nicht übel nehmen, Wachtmeister. Als der Herr vernahm, daß wir weiter herauf gehen wollten nach dem Leuchtthurme, bat er um Erlaubniß, uns begleiten zu dürfen, und da sind wir nun."

Der Wachtmeister warf nur einen kurzen Blick auf den Fremden, aber dieser kurze Blick genügte, um in demselben einen Mann von Ansehen und Bedeutung erkennen zu lassen. Er war noch ziemlich jung, und sein edles Gesicht hatte etwas Gewinnendes und Freundliches. Der alte Wachtmeister begrüßte ihn also mit höflicher Zuvorkommenheit und lud ihn ein, in seiner kleinen Wachtstube Platz zu nehmen.

„Laßt Euch gefallen, was ich Euch bieten kann, gnädiger Herr", sagte er. „Viel ist's nicht! Nur ein warmes Stübchen und ein wenig Plaudern aus alten Zeiten."

„Und das ist gerade, was ich suchte", erwiderte der Fremde. „Ich hörte von unseren jungen Freunden hier, daß Ihr ein alter Waffengefährte unseres tapferen Heldenkönigs waret, und da ich in dieser Nacht doch nicht würde schlafen können, so bat ich sie, mich bei Euch einzuführen. Es wäre mir lieb, wenn Ihr weiter erzählet, ohne Euch von meiner Anwesenheit stören zu lassen. Ich selbst habe unseren König noch gekannt und gesehen, kurz, bevor der unglückliche Schuß vor Friedrichshall fiel."

„Ihr, Herr?" fragte der alte Wachtmeister verwundert. „Da müßt Ihr noch sehr jung gewesen seyn."

„Allerdings, ich begleitete meinen Vater, der Offizier in des Königs Diensten war, und mich frühzeitig an die Strapatzen des Krieges gewöhnen wollte."

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte eines Handelsvertrags zwischen Ihrer Majestät der Königin von Großbritannien und dem König von Bur Sallum.

(Fortsetzung.)

Der Alcadi kam mit einem Geleite zu uns heran, und bedeutete uns, daß König und Häuptlinge zu unserm Empfang bereit stünden. Wir brachen mit einer großen Volksmenge hinter uns her auf, und erreichten nach einigen Minuten den „Palaver"-Grund, d. h. den Ort, wo unsere Unterredung mit dem König stattfinden sollte. Am Fuße eines riesenhaften Bombay- oder Affenbrodbaumes lehnte ein alter ehrwürdiger Mann, mit weißem Haar und Bart, der voller Ernst aus einer langen Pfeife rauchte. Nahe zu seinen Füßen saßen zwei Lieblingssklaven. Rings um den König herum hatten dreihundert alte Männer und Häuptlinge, in malerischen bunten Gewändern, Mützen und Turbanen, in achtungsvoller Entfernung Platz genommen. Sein Marabut, sein Schwertträger, sein Pfeifenträger, sein Sporenträger und Stallmeister befanden sich vor Sr. Majestät, und eine mit französischen Gewehren, Schwertern, Hirschfängern, Speeren mit

langen Silberblättchen, deren Handheben mit Scharlachfransen und Troddeln geziert waren, bewaffnete Wache stand rings um uns herum.

Ganz nahe beim König war ein fast gestaltloses Bild, ein großer Gre-gre, das nach meiner Landung verfertigt worden war, und den Monarchen gegen mein „böses Auge“ und meine politischen Ränke schützen sollte.

Für mich wurde dem König gegenüber ein Sessel hingestellt — eine Auszeichnung, die meinen Freunden nicht zu Theil geworden. Die Soldatenwache stellte sich hinter mir auf, um den Pöbel abzuhalten. Ich wollte nun meine Anrede an den König beginnen, allein der Alcadi gab mir ruhig zu verstehen, es sey noch nicht Zeit dazu; ich müsse warten und Geduld haben bis der König hören könne. „Ziemlich unhöflich“, dachte ich, besonders da Se. Majestät meine Anwesenheit nicht zu bemerken schien, und gleichgültig fortschmauchte.

Endlich erging mit klarer Stimme der königliche Befehl: „Alle, welche meine Sklaven sind, sollen aufstehen und dem weißen Alcadi Ehre erweisen.“ Sofort sprang die ganze Masse auf ihre Füße; die Führer kamen einer nach dem andern auf mich zu und schüttelten mir die Hand, das Gefolge beugte das Knie und zog die Mütze ab. Nachdem dieser erste Auftritt vorüber war, fragte der König: „was mich nach Sallum geführt, und wessen ich bedürftig sey?“

Dem mit den Sitten und dem Charakter der Afrikaner Unbekannten dürfte dieser Empfang als ein sehr sonderbarer erscheinen, besonders wenn man erwägt, daß ich auf dringende und wiederholte Einladung Sr. Majestät gekommen war. Allein damit war nichts Unhöfliches oder Unfreundliches beabsichtigt — die wahre Ursache war die: auf meine Schultern den etwanigen ersten Anlaß des Abbruches freundschaftlicher Verhältnisse zu werfen, und die Gewißheit zu erlangen, ob irgend ein besonderer oder geheimer Grund für meinen Besuch im Hinterhalt stecke. Die unbegränzte Verstellung und das allgemeine Mißtrauen der Afrikaner verleiten sie zum Verdacht selbst gegen ihre nächsten Verwandten, ihre theuersten und ältesten Freunde.

Ich erklärte dem König: „ich sey in meinem Dampfer von weither gekommen, um Sr. Majestät meine Komplimente zu machen und meine Achtung zu bezeugen, um sein Land zu sehen und sein Volk zu besuchen, einen Handelsverkehr anzubahnen und ihm einige Geschenke anzubieten.“

Ein leises Gemurmel der Billigung unter den Aeltesten folgte diesen Worten. Meine Anrede war gut, sehr gut. Ich war ein „weiser Schüler“, meine Worte glichen „süßer Milch!“ Die Würze des Scherzes aber lag in den Geschenken.

Ein großer alter Neger — leider nur noch der Schatten eines einst kräftig gebauten Mannes, mit lebhaftem, feurigem, unstätem Auge, scharfen Gesichtszügen und grauen Locken, gekleidet in gelbe und blaue Gewänder, einen weißen Turban mit scharlachrothem Schildkraut auf dem Kopfe, auf einem polirten ausgeschnitzten Stabe lehnend — hielt eine Anrede an den König, den Statthalter und das gesammte Volk in raschfließender kräftiger Sprache: „Ich bin, sagte er, der Hauptsklave vieler Könige, der Vorfahrer dessen gewesen, der jetzt die Königsmütze inne hat, und den als Kind ich oft auf meinem Rücken herumgetragen. Zum Erstenmal habe ich jetzt einen weißen Dschomsar getroffen. Ich hoffe, es wird sich ein guter Handelsverkehr anknüpfen lassen; denn welchen Nutzen haben Elfenbein, Nüsse, Oel, Palm-Wein, Korn, Kuskus *) und Salz, wenn man sie nicht gegen Bast, Pangs, Gewehre, Pulver, Blei, Eisen, Feuersteine und Tabak austauscht? Der König besitzt alles, was die Erde hervorbringt, und seine Sklaven noch dazu. Der weiße Statthalter kommt mit seinen eigenen Artikeln und fremden Dingen aus dem Lande jenseits des „dicken Wassers.“ Beide mögen Freunde seyn. Jeder nehme in seine Hände die eigenen Waaren, und führe Tauschhandel, und Friede sey zwischen ihnen.“

Rauschender Beifall folgte diesen verständigen Worten. Der alte Sklave sank erschöpft zu Boden, und der König warf seinem alten und treuen Diener nicht nur einen freundlichen Blick zu, sondern sandte ihm auch durch seinen Sohn seine hölzerne Schnupftabaksdose — ein Zeichen besonderer Achtung.

Sodann ergriff der Alcadi von Cowlagh und Cahone das Wort, und hielt in freiem, unabhängigen Ton eine Stegreifrede. Er sagte dem König, was er thun solle, wie er die Königswürde gewonnen, und daß seine (des Alcadi's) Familie die Haupt-Pfortmeister in Sallum seyen; daß der weiße Statthalter des Königs Freund zu seyn wünsche, und daß dieß auch der Wunsch des Volkes sey.

(Schluß folgt.)

---

*) Eine reich tragende Körnerfrucht, welche die Hauptnahrung der Eingebornen Afrika's bildet.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei **Lisette Wailandt** in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 217 Dienstag, 11. September 1855.

Liebe und Verbrechen.

(Fortsetzung.)

Hertha wischte sich Thränen aus dem dunkeln Auge, ging einige Schritte langsam vorwärts, blieb dann stehen, fiel der hintendrein schreitenden Gertrude um den Hals und rief mit kindlicher Heiterkeit: „Trudchen, was der Vater auch sagen mag, Edmund und diese Diamanten sind gleich makellos. Sieh nur, wie sie funkeln!"

Sie hatte sich vor den großen Toilettenspiegel in ihrem Zimmer gestellt und nestelte sich eines der Ohrgehänge ein. „Trudchen, geschwind den Kamm her; ist der Kranz geflochten, ist mein Kleid fertig?"

Auf alle diese in sprudelnder Hast gestellten Fragen antwortete Gertrude nichts als: „Geduld, gnädiges Fräulein, Geduld." Dann schob sie Hertha den Lehnsessel unter und fing mit der ihrem Alter angemessenen Langsamkeit an, die dicken Haarflechten von den Nadeln zu befreien und sie mit den in dem Kästchen ruhenden Perlenschnüren zu umwinden, so daß Gertrude, ganz in die Arbeit vertieft, gar nicht zu bemerken schien, daß Hertha hin und her rückte und die Zeit lang fand. Erst, als der Kopfputz vollendet war und der bräutliche Spitzenschleier ihr von den Schultern floß, wagte sie es, sich zu Getruden mit der schelmischen Aeußerung zu wenden: „Trudchen, Du warst heute einmal wieder recht schnell ......"

„Es ist das Letztemal, daß ich Sie ankleide, gnädiges Fräulein, und Gott weiß, wie mir das in's Herz dringt."

Der alten Frau standen Thränen in den Augen, aber sie hatte kaum Zeit, sie zu trocknen, denn schon meldete Johann durch die Thüre hindurch, daß er den Wagen des Bräutigams rollen höre, und in der That, eben bog er in die Allee, die von der Stadt in das Saldern'sche Haus führte, ein. —

Hertha war schnell in das schneeige Brautgewand geschlüpft und ließ sich, glühend in Erwartung, Freude und Rührung, durch Gertruden die Perlen mit dem Juwelenschloß um den Hals schlingen, indeß Herz und Körper vorwärts in das Nebenzimmer strebten, worin sie bereits Edmund's Stimme erkannte.

Edmund von Falkenberg war vor wenig Monaten in die Stadt, die Hertha bewohnte, als Fremder angelangt. Ohne bedeutenden Namen, nur von dem jungen Erbprinzen, der ihn auf seinen Reisen kennen gelernt hatte, auf's Aeußerste bevorzugt, bahnte seine Persönlichkeit ihm den Weg, erst in den Staatsdienst, dann zu Saldern's Hause und in ihm zu Hertha's Herzen. Der Geheimrath von Saldern, einer der hohen Staatsbeamten des Landes, hatte für seine einzige Tochter eine andere als diese Verbindung gewünscht; indeß trat ihm hier Hertha's Neigung so entschieden entgegen, daß er gezwungen war, nachzugeben. Gestehen mußte er sich auch, daß Falkenberg sich äußerst liebenswürdig zeigte. Eine fast in's Verwegene hineinspielende Heiterkeit, gepaart mit einem tiefgebildeten Geiste, der sich in das Reich der Abstraktionen mit seltner Sicherheit verlor, Hypothesen auf Hypothesen bauete und doch nie die Gränze der Wahrscheinlichkeit verletzte, machten aus ihm eine so außergewöhnliche Erscheinung, daß es weniger als Hertha's jugendlichen, allem Neuen offnen Gemüths bedurft hätte, um hier nicht allein angeregt, sondern leidenschaftlich hingerissen zu werden. Auch besaß Falkenberg neben den Eigenschaften, die ihn der Gesellschaft wünschenswerth machten, einen Anstrich von Melancholie, die er zwar als Weltmann verbarg, die aber gerade das Band war, was Hertha am schnellsten an ihn fesselte. Er mußte gelitten haben; über diese hohe gewölbte Stirne, auf der sich die schwarzen Haare lieblich lockten, waren schwere Gewitterwolken gezogen. Seine Heiterkeit war nicht immer unwillkürlich; das fühlte Hertha und weil sie es fühlte, weil sie geheimnißvoll durch das Geheimnißvolle angezogen war, schmiegte sie sich nur inniger an das Gefühl. Sie konnte ihm ja wohlthun, konnte ihm die Familienverhältnisse, die er als Waise zu entbehren beklagte, tausendmal durch ihre Liebe ersetzen; wie hätte sie anstehen sollen, den glänzenderen Verbindungen für diese zu entsagen? Falkenberg war ein Meteor; sein viel-

leicht künstlich angeregter Aristokratismus gab ihm in Haltung und Ausdruck etwas, das mehr errathen ließ, als was er sagte. Er riß daher Hertha so durchaus hin, daß sie zwar Schmerz, ihrem Vater entgegen zu handeln, empfand, aber die Vorwürfe, die sie sich machte, wurden durch die Liebe zu eben so viel Schmeicheleien, die ihr Herz verführten.

„Wissen Sie wohl, daß kein weibliches Wesen mir so seelenvoll als Sie erschienen ist?" sagte ihr Falkenberg, als sie mit einander auf einem Hofballe tanzten. „Was ich früher sah, waren fliegende Schatten, Abdrücke meiner Phantasie; jetzt erst erkenne ich die Wahrheit der Liebe."

„Sie haben nicht geliebt?" fragte damals Hertha, und ihre Pulse stockten.

Falkenberg schien sie überhört zu haben und Hertha fragte nicht zum Zweitenmale.

Mit ihrem folgenden Tänzer, dem Baron Oskar, der sie um einen Walzer ersucht hatte, kam sie nun einmal gar nicht zurecht. Bald fand sie die Musik zu schnell, bald zu langsam, bald schien ihr der Saal strahlend im Lichtglanz, bald flimmerte es ihr vor den Augen, und die Beleuchtung gewann einen nebelhaften Schleier, durch den hindurch sie nicht Oskar, der neben ihr in stiller Theilnahme stand, sondern Falkenberg sah, dessen imponirende Gestalt in einem ganz schwarzen Anzuge um so entschiedener sich abzeichnete, als er der Einzige war, der keine Uniform trug.

Ein andermal hatte sie einer glänzenden Schlittenfahrt beigewohnt, bei der Falkenberg um die Gunst, sie fahren zu dürfen, gebeten hatte. Hertha, ganz in Pelze gehüllt, in den kleinen Schlitten gezwängt, der sie in seiner Muschelform barg, hörte rückwärts gebeugt Falkenberg's Gespräch zu, der mit der einen Hand die Zügel des schnaubenden, mit vielen Schellen behängten Pferdes lenkte, mit der andern sorgfältig bemüht war, die Bärendecke, unter der Hertha saß, zum Schutz gegen Wind und Kälte ihr wärmend umzuschlagen. So hatten sie nach und nach den fröhlichen Zug aus den Augen verloren und waren, immer langsamer fahrend, immer eifriger sich in Wechselrede vertiefend, auf einem öden Platz im Walde angelangt, auf dem nichts als eine kleine Hütte stand. Falkenberg, des Wegs unkundig, klatschte mit der Peitsche und alsbald erschien ein allerliebster Knabe an dem mit Papierstreifen verklebten Fenster und fragte: „Was steht der Herrschaft zu Diensten?"

„Wohin geht der Weg nach dem Försterhause?" rief Falkenberg.

„Da müssen Sie links und dann wieder rechts. Ein Stückchen geradaus, dann noch einmal links. Aber soll ich Ihnen nicht lieber selbst den Weg zeigen?"

Falkenberg ging den Vorschlag ein. Der Junge lief neben dem Schlitten her und ließ sich bald in eine weitläufige Erzählung ein, aus der hervorging, daß seine Eltern Kohlenbrenner waren, er aber von nichts Anderem als von der Wonne träume: in die Schule gehen und lernen zu dürfen. „Könnte ich doch nur lesen," sagte der muntere Knabe, „dann würde ich mir schon selber helfen; so aber kann ich nur ein Bischen malen."

Bei diesen Worten ergriff er einen kleinen Stab, den er trug, und zeichnete in den frisch gefallenen Schnee eine so wunderbar schöne gothische Kirche mit vielen spitzen Thürmen, daß Falkenberg ganz entzückt war und dem Jungen mit liebevoller Rede ermunterte, zu ihm in die Stadt zu kommen, wo sie näher mit einander bekannt werden wollten. Später erfuhr Hertha, daß Falkenberg den Knaben förmlich adoptirt und ihn unter der Leitung eines geschickten Zeichnenlehrers einer bessern Zukunft entgegengeführt habe. Solche und ähnliche kleine Begebenheiten, so unbedeutend sie an und für sich waren, trugen doch nicht wenig dazu bei, Hertha an Falkenberg zu ketten und ihr mit der Gewißheit seiner Liebe auch den Muth zu geben, eine Verbindung einzugehen, in die ihr alter Vater, wie er sagte, nur gezwungen eingewilligt hatte.

Der Hochzeitstag war herangekommen. Hertha trat in dem weißen Gewande, das ihr in reichen Falten um den schlanken Leib floß, neben Falkenberg an den Altar der Kapelle, die Johann mit Hülfe und Angabe Gertrudens auf's Festlichste mit Blumen geschmückt hatte. Die halbe Stadt drängte sich an den Eingang, Alles wollte die schöne Gräfin Saldern sehen, die im Gefühl ihres Glücks, wie eine siegende Königin, durch die Reihen ging, hier und da Bekannten freundlich zunickte und dann beseligt und still an Falkenberg hinansah. Dieser war höher, imposanter geworden; er schien dem Geschick herausfordernd gebieten, ihm seine höchsten Gaben abzwingen zu wollen. Was er für's Erste ersehnt hatte, war erreicht; was darüber hinauslag, konnte ihm nicht fehlschlagen; trug er doch in sich den streitenden unbezwingbaren Genius des männlichsten Willens.

Mit dieser, den innerlichsten Triumph ausdrückenden Miene im Kontrast, lehnte an einem der Pfeiler ein eben nicht schöner, aber durch Haltung und Miene ausgezeichneter Mann, der schmerzlich der Zeremonie zuzusehen und von ihr tief niedergedrückt zu seyn schien. Einmal sogar mußte er sich von plötzlichem Schwindel ergriffen, auf eine Bank setzen; dann aber raffte er sich empor, seine Brust arbeitete nach Luft, Thränen schwammen im Auge, als Hertha das ernste Ja! feierlich aussprach.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eisenkopf.

(Fortsetzung.)

„Ah, nun verstehe ich“, sagte der Wachtmeister. „So sind wir also halbe Kriegskameraden, denn auch ich stand mit vor Friedrichshall, und auf diesen Armen half ich damals den König in sein Zelt zurücktragen. Seyd mir also nochmals willkommen, und recht von Herzen gegrüßt.“

Er reichte dem fremden Herrn seine Hand, die mit Wärme geschüttelt wurde, worauf Olav drängte, daß der Wachtmeister seine Erzählung wieder aufnehmen möge.

„Nachher, nachher!“ sagte der Alte. „Zunächst wollen wir eine Tasse Thee kochen, die unserem Gaste, wie auch Euch jungen Burschen nicht unwillkommen seyn wird, denn Ihr seyd ja durchnäßt von Regen- und Seewasser bis auf die Haut. Geschwind, Olav, geh' mir ein wenig zur Hand!“

Der Vorschlag des Alten wurde stillschweigend angenommen, und bald dampfte der Thee auf dem Tische, welcher allerdings den sämmtlichen Insassen der Hütte recht wohl zu schmecken und recht willkommen zu seyn schien. Während das warme, belebende Getränke genossen wurde, wiederholte der Wachtmeister kurz den Inhalt des bereits den jungen Leuten Erzählten, und nahm dann, nachdem man das Theegeschirr wieder auf die Seite geräumt hatte, von Neuem den unterbrochenen Faden seiner Geschichten aus vergangener Zeit auf.

Bei Pultawa also waren wir stehen geblieben, begann er. Während Karl in seinen verwundeten Fuß schneiden ließ, entwarf er zugleich den Schlachtplan für den folgenden Tag. Noch am Abend gab er die nöthigen Befehle, und legte sich dann so ruhig schlafen, als ob gar nichts Besonderes bevorstünde. Mit Tagesanbruch aber war er wieder munter und ließ uns aufmarschiren. An Entschlossenheit fehlte es uns nicht, aber die rechte Hoffnung, der rechte Glaube an einen siegreichen Tag fehlte, denn die Kräfte waren gar zu ungleich. Der Czaar stand uns mit einer Armee von 65,000 Mann und 132 Kanonen gegenüber. Wir hatten bei unserer geringen Mannschaft nur vier eiserne Kanonen, und überdieß mußte Karl, um nicht im Rücken gefaßt zu werden, noch ein starkes Korps vor der Festung Pultawa und 4000 Mann zur Deckung der Bagage zurücklassen.

Uns war nicht ganz wohl zu Muthe. So weit das Auge reichte, wimmelte das Feld von Russen. Dennoch machten wir uns fertig, entweder zu siegen oder zu sterben. Unsere Generale ritten die Glieder auf und ab, sprachen uns Muth ein, und erinnerten uns an Narva, wo unsere zehntausend Schweden achtzigtausend Russen geschlagen hatten. Karl selbst, die Pistole in der Hand, ließ sich in einer Sänfte tragen, weil er mit seinem verwundeten Beine nicht reiten konnte, und doch selber kommandiren wollte. Nun ging es los. Unsere Kavallerie unter dem General Schlippenbach machte den Anfang, und stürzte mit solcher Gewalt auf die russischen Reiter ein, daß sie auseinander sprengten, wie Spreu vor dem Winde. Nun riefen wir schon Viktoria, und glaubten den Tag gewonnen, und, weiß Gott, wir hätten ihn auch gewonnen, wenn nicht der General Kreutz einen Fehler gemacht hätte. Er sollte die Flüchtlinge mit fünftausend Reitern in die Flanke nehmen; aber er hatte sich verirrt, und verfehlte den rechten Zeitpunkt. Mittlerweile sammelte der Czar seine versprengte Kavallerie wieder, und drang nun damit seinerseits auf die schwedische ein. Sie konnte dem Stoße nicht widerstehen, sondern wich, und Schlippenbach selbst wurde gefangen. Hierauf mußte unsere Infanterie gegen die russischen Feuerschlünde aufmarschiren. Da begrüßte uns aber ein Hagel von Kartätschen, der ganze Reihen wegfegte, und uns glauben ließ, daß wir gegen die Hölle selber vorrückten. Wir mußten weichen. Ein Unglück kam zum andern. Menschikow rückte mit einem starken Korps zwischen uns und die Festung, und schnitt uns dadurch von unserer Belagerungs-Armee und der Bagage ab. Alles fiel den Russen in die Hände. Der König war außer sich und überall zu sehen, wo es Gefahr gab. Nur konnte er sich leider nicht verdoppeln und vervierfachen. Die Pferde vor seiner Sänfte wurden erschossen — bald darauf auch die Sänfte selbst zerschmettert, — aber er achtete es nicht, sondern setzte sich in eine andere, und jagte wieder in's Treffen. Aber alle Tapferkeit vermochte nichts gegen die erdrückende, ungeheure Uebermacht; die ganze schwedische Armee ergriff die Flucht, und löste sich auf. Der König allein wollte durchaus nicht fliehen, obgleich er sich doch auch nicht wehren konnte. Da mußten denn Andere für ihn sorgen. Wir setzten ihn fast mit Gewalt auf ein Pferd, sammelten um uns ein fünfhundert starkes Reiterkorps, und nun schlugen wir uns in Karriere durch mehrere russische Regimenter, und jagten davon. Auch auf der Flucht noch sollte der arme König Unglück haben. Das Pferd wurde unter ihm erschossen. Man gab ihm ein anderes, und riß ihn weiter mit fort. Endlich trafen wir auf die Kutsche des Grafen Meyerfeldt, und da der König furchtbare Schmerzen an seinem verwundeten Fuße litt, so setzten wir ihn hinein, und führten ihn so aus dem Treffen.

„Laßt uns zu den Türken fliehen“, sagte er. „Der Tag ist verloren!“

Ja freilich war er verloren, und die ganze schwedische Armee dazu. Es war ein Unglückstag! Der

General Löwenhaupt hatte die Trümmer der flüchtigen Armee gesammelt, aber er ward bis auf den letzten Mann vom Fürsten Menschikow gefangen. Es blieb nichts übrig von der ganzen schwedischen Kriegsmacht an jenem unheilvollen 8. Juli des Jahres 1709.

(Fortsetzung folgt.)

Das große Musikfest in München.

Für das große Musikfest bedeckt sich die Liste zur Einzeichnung schon mit vielen Namen hiesiger Sänger und Sängerinnen. Der großen Konzerte wird es bekanntlich zwei geben. Das erste wird, mit einer noch nie so stark dagewesenen kolossalen Besetzung, die Schöpfung von Haydn bringen. Das zweite soll nach bisherigem Plane folgende Piecen enthalten: die C-moll Symphonie von Beethoven, den großartigen 22. Psalm von Mendelssohn („Eli, Eli, lama asabthani“) und den zweiten Akt der Oper „Orpheus“ von Gluck, eines der glänzendsten Zeugnisse des Geistes dieses musikalischen Heros. Hierauf die Introduktion zu Spohrs „Jessonda“, die Suite von Bach für Saiteninstrumente, die Ouverture zu der erst jetzt recht anerkannten „Euryanthe“ unseres C. M. v. Weber, der mächtige Priesterchor aus der „Zauberflöte“: „O Isis und Osiris!“ Zum Schluß noch das zweite Finale aus „Fidelio“ und das Händel'sche „Hallelujah“ mit seinen im höchsten Kirchenstyl gehaltenen erschütternden Jubelklängen. Nach dieser klassischen Auswahl mag man den musikalischen Hochgenuß bemessen, welcher geboten wird, da zu dem Münchener Orchester — vielleicht das ausgezeichnetste in Deutschland — die ausgewähltesten und tüchtigsten Kräfte der Hofkapelle und Musikvereine der ersten deutschen Städte kommen sollen. Wie schon erwähnt, befindet sich Generalmusikdirektor Lachner auf einer Reise nach Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim, Frankfurt, Leipzig, Dresden, um die dortigen musikalischen Notabilitäten und Kräfte einzuladen. Das Orchester wird so die Quintessenz der meisten Kapellen Deutschlands enthalten, und die Streichinstrumentalmusik aus 32 Primviolinen, 32 Sekondviolinen, 20 Violen, 20 Violoncellen und 18 Kontrebäßen bestehen. Unter letztern haben die beiden berühmtesten Kontrabassisten Deutschlands, Jacker aus Frankfurt und Konzertmeister Müller aus Darmstadt, bereits zugesagt. Ferner rechnet man mindestens auf 1000 Sänger, außer den auswärtigen sind bereits alle Liedertafeln Bayerns geladen, und unter andern der Münchener Oratorienverein, bei welchem viele Damen aus den besten Familien wirken, bereits gewonnen.

Was den Preis der Sitze betrifft, ist derselbe folgendermaßen gestellt: Galerie noble zu beiden Seiten der Königsloge 2 fl., numerirter Sitz 1 fl. 30 kr., ein Stehplatz 1 fl., die zweite Gallerie 36 kr. Der Kostenbetrag beläuft sich über 6000 Gulden; die Stadt hat für die innere Ausstattung des Glaspalastes 4000 fl. vorgeschossen, welche nicht wieder zurückerstattet werden dürfen, womit sich der Magistrat den Dank aller Kunstfreunde erworben hat. Die auswärtigen Mitwirkenden müssen schon zu den am 2. und 3. Oktober abzuhaltenden Hauptproben hier zu seyn sich verpflichten, und es werden ihnen die Kosten der Hin- und Herreise und die Auslagen in München vergütet, so wie das Komite für eine hinreichende Anzahl von Zimmern im Preise von 36 bis 45 Kreuzern per Tag Sorge tragen wird. Das Musikfest beschließt ein großes Bankett im Odeonssaal, wobei sämmtliche Militär-Musikkorps spielen werde. Auch werden hierbei mehrere Chöre von Mozart, Beethoven und zum Schluß das Walhallalied von Stunz vorgetragen werden. So werden die Münchner musikalische Genüsse der mannichfachsten Art haben.

Mannigfaltigkeiten.

Das Echo du Nord erzählt: „Ein Bauer erhält Nachrichten von seinem Sohne vor Sebastopol, die alle gut sind und worin nur wegen Mangels an Schuhen geklagt und der Vater gebeten wird, ihm umgehend ein Paar neue zu schicken. Der Vater läßt sofort ein Paar anfertigen. Wie dieselben aber nach ihrer Bestimmung bringen? Nach langen Erwägungen macht sich der Vater mit den neuen Schuhen auf den Weg und steuert einer Telegraphenstange zu. Die Adresse wird auf eine der Sohlen geklebt und das zu spedirende Paar an den Draht gehängt. Ueberglücklich über seinen Einfall, kehrt der Landmann in der festen Ueberzeugung heim, die Schuhe baldigst an ihrer Bestimmung zu wissen, — denn was ist rascher als der Telegraph? Einige Stunden nachher geht ein Haufen Arbeiter an den Schuhen vorüber. Einer derselben findet Gefallen daran, eignet sie sich zu und hängt seine alten an ihre Stelle. Am anderen Tage eilt auch der Bauer nach dem Telegraphen, und traut kaum seinen Augen, als er die Schuhe sieht; wie groß wird aber sein Staunen, nachdem er die Schuhe heruntergenommen! „Gottes Wunder“, ruft er, „er hat mir schon seine alten zurückgeschickt!“

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 218 Mittwoch, 12. September 1855.

Liebe und Verbrechen.

(Fortsetzung.)

Einen Augenblick schien es, als erblicke Hertha den Betrübten, als glitte ihr Blick freundlich sorgend an ihm hinunter, aber schon war die Zeremonie beendet und der allgemeine Aufbruch, dieß Rücken der Stühle, dieß Scharren der Füße machte, daß sich Niemand um seinen Nachbar bekümmern oder ein anderes Interesse als an dem jungen Paare nehmen konnte.

Nach dem großen Familiendiner wickelte Falkenberg Hertha mit Hast in den rothsammetnen Silberfuchspelz, der ihm die ersten Tage ihrer Bekanntschaft zurückrief, wo er sie oft sorgend vom Balle in den Wagen gehoben hatte, und entführte sie in die neue bereitstehende Wohnung. Die Häuser flogen vorüber, die Laternen warfen einen matten Schimmer in's Innere des Koupé's; jetzt hielt der Kutscher. Falkenberg war mit einem Sprunge den Wagentritt hinunter, umfaßte Hertha und trug sie mehr, als er sie führte, hinauf in die glänzend erleuchteten Zimmer. Wie geblendet blieb Hertha am Eingange stehen; es zeigte sich ein zierliches Boudoir, in dem der winterlichen Jahreszeit wegen ein Kaminfeuer flammte. Thüren und Fenster waren mit Vorhängen von himmelblauem Sammet verhängt, der von weißen Perlenschnüren gehalten wurde. Eine kostbar gearbeitete, silberne Ampel verbreitete ein mattschimmerndes Licht auf den mit bunten Blumen durchwirkten Teppich, der die Monotonie des Ganzen hob, indem er sie unterbrach. Zwei Lehnstühle am Kamin zeigten, daß Falkenberg Sitz und Stimme in diesem Boudoir zu haben wünsche und doch war der Raum so klein, daß nur Liebende darin sich behaglich fühlen konnten. Aus diesem Boudoir ging man in das Schlafzimmer, von da durch eine Seitenthür in die Empfangsgemächer, die dann in Falkenberg's Behausung führten.

„Wie ist doch Alles so gar prächtig bei Dir,“ sagte Hertha aufathmend. — Die Einfachheit ihrer kindlichen Erinnerungen stritt mit diesem asiatischen Luxus.

„Prächtig?“ erwiderte Falkenberg, indem er traulich vor ihr hinkniete und sie sich in einen der Lehnstühle im Boudoir gesetzt hatte. — „Du nennst prächtig, was Deiner nur würdig ist. Mußten meine Zimmer nicht der Ausdruck meiner Liebe für Dich, ein freudiges Willkommen seyn?“

„Ach, Edmund,“ antwortete Hertha, und ihre Locken fielen dabei über die weiße Hand, die den Kopf stützte, „kannst Du glauben, daß ich übergroßen Werth auf all' dieß Schöne lege?“

„Werth nicht, aber es ist Deine Sphäre, die Sphäre, die Du bewohnst, die so voll reiner Harmonie, so voll sanfter Bewegung ist, daß ich jedes Stäubchen Dir aus dem Wege wischen, Dich auf Wolken wandeln sehen möchte.“

„Ich fürchte, Du stellst mich zu hoch, ich werde Deiner Erwartung keine Ehre machen.“

Sie hatte mit unnachahmlicher Grazie, halb scherzend, halb ernst, beide Arme um ihn geschlungen und sah ihn prüfend an.

„Du irrst,“ erwiderte Falkenberg. „Ich kenne Dich durch und durch. Glaubst Du denn, daß ich Dich lieben würde, wenn Du nicht Du wärst. Ich habe mein Theil Erfahrung; ich habe auf Klippen gestanden, habe das brausende Meer durchschifft ....“

Indem wurde heftig an der Glocke der Wohnung gezogen. Falkenberg war aufgesprungen, er trat an die mit Vorhängen verhüllte Thür; er fragte durch sie hindurch den sich nahenden Diener: „was gibt's?“

„Einen Brief“ ... der Diener sprach so leise, daß die aufhorchende Hertha ihn nicht verstehen konnte.

Alsbald war auch Falkenberg mit einem versiegelten Schreiben wieder zurück ins Boudoir getreten; er lehnte sich an den Kamin und las, indeß Hertha ihn schweigend betrachtete. Zuerst überzog Purpurröthe diese bewegliche Physiognomie, dann flog es leichenartig darüber hin.

„Was hast Du?“ fragte Hertha ängstlich.

„Nichts, nichts, lieber Engel,“ antwortete er abweisend. Dann, nach einer zögernden Pause fuhr er fort: „ich gehe auf zwei Minuten in mein Zim-

mer, um den Boten abzufertigen. Gleich, gleich bin ich wieder bei Dir."

„Was er wohl haben mag?" fragte sich Hertha beklommen. — Sie ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, dann stand sie still, sie horchte, ob nichts im Nebenzimmer sich rege. Es faßte sie eine namenlose Angst; die äußeren Umgebungen flossen zusammen, sie hatte das Gefühl, als sey sie ganz einsam. Hastig schritt sie durch die Gemächer, an Falkenberg's Thür blieb sie stehen, sie war nur angelehnt, durch die Spalte hindurch gewahrte sie den Geliebten, wie er in tiefes Sinnen verloren mit verschränkten Armen dastand. Es zuckte Schmerz um den Mund, Schmerz in den Augen. Hertha wollte hinein, Falkenberg den Kummer nehmen oder ihn theilen, da schlug er sich vor die Stirne, ergriff den Hut und als er zur Thür eilend auf Hertha stieß, sagte er rasch, aber wie auf der Folter: „liebes Herz, fünf Minuten, gönne mir fünf Minuten."

Er lief durch's Zimmer, die Treppe hinunter und war wie ein Schatten entflohen.

Hertha blieb allein. Sie versank nach einer tiefempfundenen Unruhe in eine Erschöpfung, die ihr wohlthat. Als sie sich nach langem Sinnen aufrichtete, waren die Lichter tief herunter gebrannt und warfen gespenstische Schatten. Im Kamin war die Flamme verloschen, ihr fröstelte. Da plötzlich hörte sie Falkenberg's Stimme, die Thurmuhr schlug Eins.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eisenkopf.

(Fortsetzung.)

Nun, gehen wir so schnell wie möglich darüber hinweg, denn die Gedanken verweilen nicht gern bei solchen Trauerscenen. Was mich selber anbetrifft, so hatte ich zwar einen tüchtigen Hieb über den Schädel erwischt, aber das hielt mich nicht ab, bei dem König zu bleiben, der, abgesehen von der inneren Qual, sich als Besiegter betrachten zu müssen, auch noch an einem heftigen Wundfieber litt, und wahrlich aller Pflege und Sorgfalt bedurfte. Ach, es war das eine klägliche, erbärmliche Flucht! In der drückendsten Sonnenhitze mußten wir durch menschenleere Sandwüsten eilen, wo es uns an Nahrungsmitteln, und oft sogar auch an Wasser gebrach. Erst nach fünf leidensschweren Tagen erreichten wir das Ufer des Bog, und noch immer waren die Russen hinter uns her. Endlich an der türkischen Gränze, erwartete uns neue Noth. Die Türken wollten ohne Erlaubniß des Pascha von Oczakow so viele Menschen nicht übersetzen, und der Pascha hinwieder versicherte, daß er deßhalb erst bei dem Serasfier von Bender anfragen müsse. Bei dem Hin- und Her-Parlamentiren verloren wir viele Zeit, die Russen kamen uns über den Hals, nahmen von unserem kleinen Häuflein abermals einen Theil gefangen, und bedrängten uns Uebrige so hart, daß wir uns nur noch mit genauer Noth auf das türkische Gebiet hinüber retten konnten.

Da standen wir denn also unter türkischem Schutze! So weit war es mit uns und unserem großen, furchtbaren Könige Karl gekommen! Er, bisher Sieger in allen Schlachten, er, der einen König abgesetzt, und dem russischen Czaaren ein ähnliches Loos zugedacht; der dem römischen Kaiser Gesetze vorgeschrieben, und alle Regenten Europa's vor sich zittern gemacht hatte, — Er mußte jetzt das Gnadenbrod bei den Ungläubigen suchen!

Ich weiß nicht, ob der König damals den eisernen, nicht zu beugenden Starrsinn bereute, der ihn in diese elende Lage gebracht hatte. Sprechen that er nie davon; nicht ein Wort der Klage oder Reue hörte ich einmal über seine Lippen kommen, und vor den Leuten benahm er sich so ruhig und gleichmüthig, als ob er noch immer als der Unüberwindliche an der Spitze seiner tapferen Armee stünde. Aber innerlich mochte es ihm doch wohl wurmen, daß er nicht auf besonnene Rathschläge geachtet hatte. Manches Mal, wenn er sich unbeobachtet glaubte, versank er in ein tiefes Sinnen und Grübeln, und dann saß er da mit gerunzelter Stirn, mit zusammengekniffenen Lippen und finsteren Blicken, und wachte wie aus schweren Träumen auf, wenn er durch irgend Etwas aus seinen Gedanken aufgestört wurde. In solchen Stunden mochte es ihm wohl durch den Kopf gehen, durch diesen harten Eisenkopf, wie so ganz anders es doch mit ihm stehen würde, wenn er, anstatt seinem Eigensinne zu folgen, und hochfliegenden Plänen nachzuhängen, damals die Friedensvorschläge des Czaaren angenommen, und sich mit dem Ruhmesglanze begnügt hätte, der vor der Schlacht bei Pultawa sein Haupt umstrahlte, und wahrlich eines noch höheren Glanzes nicht benöthigt war. Indeß, wie gesagt, merken ließ er sich von solchen Gedanken nichts, sondern zeigte der Welt stets ein so ruhiges Gesicht, als ob alles Unglück in der Welt sein Herz von Stahl nicht anfechten könne.

Uebrigens muß ich sagen, daß die Türken sich so vortrefflich benahmen, wie kaum ein anderes Volk unter gleichen Umständen gethan haben würde. Sobald der Serasfier von Bender die Ankunft Karls erfahren hatte, ließ er ihn durch einen Aga bewillkommen, und Glück zu seiner Ankunft wünschen, mit der höflichen Versicherung, daß Alles zu seinem Befehle stehen solle, was er irgend gebrau-

chen würde. Bei dem Einzuge in Bender wurde Karl aufgenommen wie ein siegreicher, nicht wie ein besiegter König; die ganze türkische Besatzung marschirte in Parade vor uns auf, die Kanonen wurden gelöst, und man wies unserem Könige die beste Wohnung in der ganzen Stadt an. Die letztere schlug er indeß aus, obgleich er sich für alle übrigen Aufmerksamkeiten dankbar bewies. Anstatt der Wohnung erbat er sich, daß man ihm in der Nähe der Festung Zelte möge aufschlagen lassen, wo er für sich und sein Gefolge Raum fände. Auch diesen Wunsch erfüllten die Türken, obgleich des Königs Gefolge mittlerweile wieder auf 1800 Begleiter angewachsen war, und so kampirten wir denn im Freien unter den Zelten, und lebten da wie die Tartaren. An Mangel und Noth litten wir übrigens keineswegs, denn außer allen Lebensbedürfnissen in Hülle und Fülle ließ der Sultan unserem Könige noch täglich einen Beutel überreichen, was nach unserem christlichen Gelde nahe an dreihundert Thaler sind. Dabei hätten wir in aller Herrlichkeit und Freude leben können, wenn uns nur eben nicht die Heimath gefehlt hätte, und wir uns nicht als arme Flüchtlinge und halbe Gefangene hätten betrachten müssen.

Wie übrigens wir Andern auch über diesen Punkt denken mochten, so ließ ihn sich doch der König am allerwenigsten kümmern. Er hatte schon wieder neue Pläne von ungeheurer Wichtigkeit im Kopfe, und seine schlimmen Absichten gegen Rußland keineswegs aufgegeben. Er verlangte eine türkische Armee vom Sultan, um mit ihr von Neuem auf den Czaaren loszugehen. Zu diesem Ende schickte er den Grafen Poniatowski als Gesandten mit dem Auftrage nach Konstantinopel, alles Mögliche aufzubieten, und alle Minen springen zu lassen, um die Türken zu einer Kriegserklärung gegen Rußland zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte eines Handelsvertrags zwischen Ihrer Majestät der Königin von Großbritannien und dem König von Bur Sallum.

(Schluß.)

Hierauf nieste Se. Majestät — eine allgemeine Anrufung des Propheten folgte diesem glückverheißenden Zeichen. „Möge dem Leben des Königs eine lange Dauer bescheert seyn, und Mohammed den Mornarchen segnen und in seinen Schooß aufnehmen." Mein Dolmetsch deutete das Niesen des Königs scharfsinnig als einen Beweis des Erfolgs, den mein Besuch und die Empfehlung des Häuptlings haben werde. Der König stimmte all diesem bei, hob dann die Versammlung auf, gab aber, da er weder zu seinen Häuptlingen noch zu meinen Freunden Vertrauen besaß, mir insgeheim zu verstehen, er wünsche eine Privatunterredung mit mir zu haben. Zu diesem Zweck nahm er mich mit in eine Hütte, wo die Besprechung stattfand, deren Resultat der Abschluß eines Handelsvertrags war. Die Geschenke, die ich mitgebracht, mußten dem Alcadi gegeben werden, da sonst die Häuptlinge den König geplündert und insbesondere des Rums sich bemächtigt hätten; denn wenn das Volk einmal das „Feuerwasser" gekostet hatte, konnte es nichts mehr in Schranken halten.

Nachdem wir einander die Hände gereicht, folgte das Abschiednehmen; der König wünschte aber noch, die Soldaten möchten ihn militärisch begrüßen, exerzieren und abfeuern. Die Salven fanden seine Billigung, und die rothen Uniformen erhoben die Mannschaft bedeutend in der Volksachtung. Se. Majestät bestieg ein sehr schönes Streitroß, mit reich bedrucktem und schön gearbeitetem Lederzeug und schweren Silber-Ornamenten und einer Fülle von Gre-greś. Ein Sklave hielt den Steigbügel, ein anderer den Zaum, ein dritter das königliche Schwert, ein vierter ordnete des Monarchen Gewand, „welcher lachte und wegritt", während wir selbst zu unseren Booten zurückkehrten, und den Dampfer um Mitternacht erreichten. Ich vergaß zu erwähnen, daß während der öffentlichen Zusammenkunft die Prinzessin einen Boten an mich abgeschickt hatte, mit der Meldung, sie wünsche mir am nächsten Tag einen Besuch abzustatten, da es „Weibern bei Gelegenheiten wie die gegenwärtige nicht erlaubt sey, an der Unterhaltung theilzunehmen."

Demgemäß kam Ihre k. Hoheit am folgenden Morgen zu früher Stunde mit einer Menge Mädchen, Sklaven, Musikanten und anderm Gefolge an Bord des „Dover." Ihre alte Stellung auf dem Verdeck einnehmend, begann sie mit Dampfwagenschnelligkeit ihre Unterredung.

„Wie mir die Bullen, das Geflügel, die Milch, das Obst, das man mir täglich geschickt, behagt? Wie lang ich in Bathurst gewesen, nachdem sie mich in Cower verlassen? Wie lange man brauche, um von Bathurst nach Sallum zu kommen? Ob ich und alle meine Leute bei guter Gesundheit seyen? Wo der Sohn des Königs von Combo sey, den ich auf dem Flusse bei mir gehabt? Er habe dasselbe Pang getragen, das sie so sehnlich gewünscht hätte. Ob ich mein Wort gehalten, und ihr die versprochenen Pangs gebracht habe? und dergleichen mehr. Dann fügte sie leise flüsternd bei: „Der alte Häupt-

ling, mein Mann, ist im Walde, und ich allein bei meiner Schwiegermutter."

Endlich war die Prinzessin wieder zu Athem gekommen, aber nur für einen Augenblick; denn sie machte einen heftigen Ausfall auf den Alcadi wegen einiger Vernachlässigung oder Etiquette-Verletzung; dieser lachte jedoch ruhig darüber und hörte alles geduldig an. Die Geschenke wurden sodann herbeigebracht, die Pangs gebilligt und gnädig angenommen; „allein warum ich ihr, da sie so hübsch seyen, nicht zwei Paar gemacht habe?" Die Sacktücher, Romals, Madvas waren anscheinend von geringem Werth, und flogen mit königlicher Miene den Ehrendamen zu. Im Uebrigen schien sie sehr zufrieden, und ich glaubte bei meiner Prinzessin in hohen Gnaden za stehen.

Sie war zweiundzwanzig Jahre alt und zweiundvierzig Stein schwer, mit goldenen und silbernen Ringen überdeckt, hatte eine liebliche, sanfte Frauenstimme, und war ein entschieden stattliches, hübsches Weib, wenn man nämlich von ihrer Landestracht oder ihrer Gesichtsbildung absah, die alle meine verfänglichen Visionen rasch zerstreuten. Dieses liebe, aber wankelmüthige Geschöpf, das nicht wußte, daß einer meiner anwesenden Gefährten die Landessprache verstand, wandte sich in folgenden schmeichelhaften Worten an ihre weibliche Begleitung:

„Schaut einmal diesen jungen Statthalter an, habt ihr je einen so schäbigen Burschen gesehen? Seine Pangs sind zwar hübsch, aber seine Sacktücher und Romals sind Lumpen. Denkt nur, der Bengel hat mir nicht einmal Branntwein angeboten oder Zucker gegeben; er ist ein hübscher Gudsho (Dieb) für einen Alcadi. Ich möchte keine Hennenfeder um ihn geben."

Nachdem alle diese Komplimente in ihrer Gegenwart übersetzt waren, wartete ich bis sie wieder einigermaßen ruhig geworden, und ließ dann zwei Flaschen Absinth für die Gebieterin und einige Krüge Rum für die Mädchen holen. „Er ist ein Kind des Teufels", sagte sie, „er hat meine Gedanken errathen."

Als diese Getränke ihre Wirkung zu äußern begannen, rief sie in honigsüßem Tone: Alcadi! Alcadi! Alcadi! allein der Alcadi war in keiner scherzhaften oder geschwätzigen Laune; er empfahl ihr daher an einen Ort zu gehen, dessen Name für gebildete Ohren nicht paßt, und brach dann los: „Die Weiber sind wie die Papagaien! schnattern, schnattern, beißen, beißen. Ich denke an die Pferde für die weißen Männer, und ihr ermüdet euch mit eurer Zunge."

In Afrika wird das schöne Geschlecht im Allgemeinen in großer Knechtschaft gehalten; indeß schalt die Prinzessin, sich auf ihren Rang, ihren Einfluß und ihre Würde stützend, den Alcadi „einen Hund, den Sohn einer Nairander, einer Hündin", forderte mich auf, ihr die zwei Zuckerhüte zu geben, die sie in der Kajüte sah, und sie dann von meinem Teufelsschiffe weggehen zu lassen. Sie stürzte mit ihren Begleiterinnen in tobender Leidenschaft von dannen, bestieg à la turque ein feuriges Roß, stieß ihm die Steigbügel scharf in die Seiten, und eilte gestreckten Laufs über die Wüste dahin, während die Sklaven, um in ihrer Nähe zu bleiben, athemlos hinter ihr herkeuchten.

Mannigfaltigkeiten.

Dem Erdbeben in der Schweiz sind andere sonderbare Naturerscheinungen gefolgt. In Basel wurden, während die Cholera herrschte, die Lindenbäume welk, ebenso in Zürich. Im Kanton Waadt starben die Fliegen plötzlich massenhaft und in der Gegend von Clarens zeigten sich ungeheure Schwärme geflügelter Ameisen. An der Gränze von Neuenburg, bei der kleinen Stadt Morteau, ward ein Stück Wald, etwa 200 Schritte breit und eine Stunde lang, gänzlich umgeworfen. Die Bäume liegen vom Erdboden an bis zu jeder Höhe zerbrochen am Abhang des Berges. Der Wald sah aus, als wenn er im Feuer stehe; man schließt daher auf elektrische Einwirkung.

Aus den Werkstätten von New-Castle wird ein mächtiger eiserner Schraubendampfer hervorgehen, der als schwimmende Fabrik in die Krim gesendet werden soll. Das Mitteldeck bildet eine Werkstätte, die mit allen möglichen Arten von Maschinen zum Bohren, Schneiden und Formen versehen ist. Außerdem enthält es mehrere Schmiedewerkstätten, eine Kuppel mit Gebläse zum Schmelzen von Metall, zwei kreisförmige Sägeböcke, einen vollständigen Apparat von Minirwerkzeugen und einen zum Graben von Brunnen. Die Handwerker, die er mitnimmt, sind: Maschinisten, Schuhmacher, Böttcher, Grobschmiede, Zimmerleute, Eisen- und Erzschmelzer.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei **Lisette Wailandt** in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 219 Donnerstag, 13. September 1855.

Liebe und Verbrechen.

(Fortsetzung.)

2.

Auf Hertha ruhte die ganze Frische ihrer Liebe, wie glänzender Thau. Falkenberg's Liebenswürdigkeit entfaltete sich vor ihr gleich einer Blume, deren Farbenschmelz sie in der Knospe nicht vermuthet hatte; er war beständig um sie beschäftigt, sie mußte bei ihm seyn, wenn er arbeitete, oder er kam auf lange Stunden hindurch zu ihr, in ihr kleines Himmelreich, wie er ihr Zimmer nannte. Immer wußte er ihr etwas Anregendes mitzutheilen, immer von etwas zu reden, was sie als Mädchen nicht gewußt, als Frau noch nicht angeblickt hatte. Sie saß dann da, aufgelöst in Bewunderung; ihre Hände hingen an den Seiten des Lehnsessels hinab, die Füße waren graziös unter dem langen faltenreichen Gewande gekreuzt.

„Du kommst mir wie Raphael vor," konnte sie ihm sagen; „der malte die schönsten Bilder auf thönerne Gefäße. Wie er, verklärst Du die Wirklichkeit; mich ängstigt dieß Glück!"

„Wie kann Dich ängstigen, was Dir befreundet, ja, was aus Dir selbst hervorgegangen ist," antwortete er ihr schmeichelnd. „Bist Du nicht der Lichtstrahl, der tief in mich gedrungen ist?"

Falkenberg empfand in diesem ehelichen Beisammenseyn die Freude, die Künstler über ihre Werke empfinden. Bei ihm ward das Glück durch den Gedanken erhöht, daß er den zarten, weiblichen Thon nach und nach formen und daraus einen Charakter bilden könne, der seinen Zwecken schmeicheln, öfters sogar ihnen entgegenkommen werde. Auch besaß Falkenberg Alles, was eine lebhafte Phantasie zu fesseln vermag; sah doch sein Gesicht aus, als habe er im Kampf mit Engel oder Dämon gelegen. Bald spielten göttliche Lichter auf ihm, bald war der Ausdruck Ermattung oder Melancholie. Seine Augen konnten füglich napoleonisch genannt werden; das Feuer in ihnen kreuzte sich mit dem Glanz des Genie's auf der Stirne. Seine Sprache war eben so unpoetisch, so mollartig, so schmeichelnd als sie abstoßend, hart epigrammatisch seyn konnte. Im Allgemeinen liebte er das Nichtsthun; hatte ihn aber irgend ein tadelndes Wort als Viper in die verwundbare Eitelkeit gestochen, so erzeugte er, durch aufgereizten oder verhaltenen Zorn, in Schrift und That Dinge, die seine Vorgesetzten in Erstaunen brachten. Die, die ihn näher zu beobachten Gelegenheit hatten, glaubten in ihm das falsche Prinzip des Hochmuths oder eine Verkennung seiner Zukunft zu bemerken. Es war ihnen, als läge Falkenberg vergraben im Labyrinth eines nicht geregelten Gewissens. Auf eine Frage über ihn, antwortete ein gediegener Staatsmann: „Er hat weniger gedacht, als beobachtet; er hat g e m a ch t e Grundsätze. Sein hochfliegender Geist trägt ihn aus Zufall in das Gebiet der Wahrheit, aber er kann diese Wahrheit nicht lieben, weil sie ihm nicht identisch ist. Er kommt mir wie ein Taschenspieler vor; er lebt mehr für den Effekt, als für das Reale."

„Ein ächtes Kind des Jahrhunderts," setzte ein Anderer hinzu. „Er will das Glück ohne Anstrengung, den Ruhm ohne Talent, das Gelingen ohne Mühe erreichen."

Hertha stand im vollkommensten Kontrast mit dieser Individualität; sie hatte alle Elemente einer Unirdischen in sich. Die wogenden Gefühle legten sich in ihr beschwichtigend zurecht, sie wußte, daß über ihr der Himmel throne, dem gehörte sie. — Zwar liebte sie die Erde, aber nicht ihretwegen, sondern nur, weil sie ihr Gelegenheit gab, ihre liebeüberströmende Seele in einen Ausdruck zu verwandeln.

„Verlang' doch einmal etwas Großes von mir, liebster Edmund," sagte sie zuweilen. „Ich fühle mich gedemüthigt, daß Du allen meinen Wünschen zuvorkommst und mir gar nichts für Dich zu thun übrig bleibt. Soll ich eine Wanderung barfuß für Dich zu einem Heiligenbilde unternehmen?"

„Um für meine Sünden Ablaß zu erbitten?" fragte er lächelnd.

„Nein! nur um Dir zu zeigen, daß die Oberflächlichkeit der weiblichen Wünsche, ihre fast kindische Erfüllung, dieses ewige „Tischchen decke dich" — nicht in die Tiefe meines Lebens gehören. Ich möchte

eine Existenz haben, wo ich der Bach wäre, der das liebliche Erdreich umschlösse. So aber bist Du der Bach, und das Stück Erde, das ich vorstelle, ist gar nicht der Rede werth. Wiegst Du doch mein Daseyn in einen ewig sanften Schlummer voll lieblicher Bilder. Da ich schlafe, kann ich nicht handeln."

„Warum willst Du geweckt werden?" fragte Falkenberg trüb.

„Um Dir meine Liebe zu beweisen!"

„Du liebst mich also?"

Sie hing schon mit Innigkeit an seinem Halse. Hertha hatte in solchen Augenblicken etwas unbeschreiblich Rührendes. Die Heuchelei, die Lüge, selbst nur die Gefallsucht waren ihr fremd; ihre Natur war rein, wie das Wasser des Baches, den sie vorstellen wollte. Zwar erkannte sie, daß das Leben eine Aufgabe sey, aber das verwirrte oder ängstigte sie nicht, sie traute der innern Stimme, die, gleich der Magnetnadel, das Rechte andeutete; sie traute noch viel mehr ihrer unbedingten Liebe zu Falkenberg, die ihr ein Schild für jedes Ungemach, eine Schutzwehr für all' die Kugeln schien, die die Erfahrungen in unsern kräftigen Lebensbaum senden.

Der Frühling war außergewöhnlich schön. — Hertha benutzte ihn, um in den freien Stunden, die Falkenberg ihr ließ, im väterlichen Garten sich neue Lieblingssitze zu schaffen. Wenn sie dazwischen zu ihrem Vater in's Zimmer trat, so frage er halb im Ernst, halb im Scherz: „Nun, Hertha, hatte ich Unrecht?"

„Vollkommen Unrecht, lieber Vater. Sie können sich von meinem Glück gar keinen Begriff machen, es ist ganz überschwänglich . . . ."

„Das ist recht schön," erwiderte der Geheimerath kühl, ergriff ein Buch und schien Hertha's Gegenwart vollkommen vergessen zu haben. Das schmerzte sie zwar, verwundete sie aber nicht. Sie war frühzeitig an diese fast affektirte Gleichgültigkeit gewöhnt worden; dann eröffnete die Leidenschaftlichkeit, mit der Falkenberg seine junge Frau umfing, einen so hellplätschernden Quell der seligsten Freuden, daß sie kalt gegen das Uebrige ward. Was Wenige vermögen, ward ihm vermittelst seiner Eigenthümlichkeit leicht, er wußte über die kleinen Begebenheiten des Lebens einen Luxus der Gefühle, Blicke und Worte auszugießen, der Hertha bald in die Fluthen des Besitzes, bald in die Aetherräume der Schwärmerei trug. War es daher zu verwundern, daß sie wie im Himmel lebte und nie, nie genug gethan zu haben glaubte? Der unendlichsten Liebe dahingegeben, wußte sie weder etwas von dem gefallsüchtigen sich Erbittenlassen der meisten Frauen, noch von der Gewalt, die diese sich über den Gatten anzueignen wissen. Ihr Gefühl war zu hoch, um die Zukunft berechnen zu können. Daß ein so auf die Spitze getriebenes Daseyn enden würde, fiel ihr nicht ein, eben weil nichts mehr für sie auf der Welt war, als Falkenberg.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eisenkopf.

(Fortsetzung.)

Der Graf Poniatowski war ein gewandter Mann, und seinem Herrn, dem Könige, treulich ergeben. Er wußte sich durch eine schlane Jüdin mit der Mutter des Sultans in Verbindung zu setzen, und ließ derselben durch eben diese Jüdin solche Wunderdinge von Karls Heldenmuth und unerhörter Tapferkeit vorerzählen, daß die Sultanin-Mutter sehr bald gänzlich für des Königs Pläne gewonnen war. Sie drang in ihren Sohn, den schwedischen Vorschlägen Gehör zu geben, und sagte in ihrem Eifer sogar: „Wann endlich werdet Ihr meinem Löwen Karl helfen, den russischen Wolf zu verschlingen?"

Das mochte nun Alles recht gut und schön seyn, aber es ging doch ein Monat und eine Woche nach der andern hin, ohne daß wir weiter vom Flecke kamen. Karl hätte recht gut mit französischen Schiffen, die ihm der Gesandte Frankreichs anbot, in sein Königreich zurückkehren können, was ohne Zweifel das Allergescheiteste gewesen wäre, aber er hatte nun einmal wieder seinen Eisenkopf aufgesetzt und sich vorgenommen, den Czaaren mit Hülfe einer türkischen Armee vom Throne zu stoßen. Außerdem mochte er vielleicht auch sich schämen, als ein herabgekommener Flüchtling in seinem Königreiche wieder anzulangen, und kurzum, er blieb, wo er war, und richtete sich da allmählig ganz häuslich ein. Aus unserem Lager entstand nach und nach eine ordentliche kleine Stadt, denn Offiziere und Soldaten fingen an sich Häuser zu bauen, zur Bequemlichkeit und auch aus langer Weile, weil sie in der Gottes Welt absolut aber auch gar nichts zu thun hatten.

Indeß spielte dieß Stück nur so lange, als der König seiner Wunde wegen den kranken Fuß schonen mußte. Sobald er wieder zu Pferde sitzen konnte, nahm auch das alte, rastlose Soldatenleben wieder seinen Anfang. Ehe die Sonne aufging, war er schon munter, ritt den Tag über drei bis vier Pferde müde, und ließ uns exerzieren, daß uns die Angsttropfen von der Stirn herunter rannen. Dabei war er immer frohen Muthes und guter Dinge, denn es ging ihm ja nichts ab, und er hegte noch immer die ausschweifendsten Pläne und Entwürfe. Auch an Geld fehlte es ihm nicht, wenn er nur besser Haus damit gehalten hätte. Die hohe Pforte zahlte gute Subsidien, ebenso der französische Gesandte, und die Kaufleute zu Konstantinopel gaben Kredit. Das

viele Geld, was er in solcher Weise aufnahm, zerrann aber wie Wasser unter seinen Händen. Freilich, wenn er auf seinem Willen, die Türken gegen die Russen zu hetzen, beharrte, so durfte er auch das Geld nicht schonen. Er brauchte rechtschaffene Summen, um die türkischen Pascha's, und besonders den Großvezier des Sultans zu bestechen, damit sie ihm zu seinen Plänen behülflich seyn sollten. An sie warf er das Geld mit vollen Händen weg, und kaum gewonnen, war es auch stets wieder zerronnen. Der Baron von Grotthusen war sein Schatzmeister, und dachte und handelte in Bezug auf das Geld gerade wie sein Herr. Eine Berechnung über die Ausgabe von sechzigtausend Thalern legte ihm der Baron eines Tages mit den kurzen Worten vor: „Achtzehntausend Thaler unter die Schweden und Janitscharen vertheilt, und der Rest ist auf weitere Bedürfnisse verwendet.“ — „So hab' ich's gern“, sagte Karl; „wenn mir aber der verwünschte Müllern“ — das war nämlich sein Kammerdiener — „einmal eine Rechnung bringt, so muß ich ganze Seiten lang um ein paar lumpige tausend Thaler lesen. Grotthusen's Rechnungsart gefällt mir besser!“

„Aber, Ew. Majestät“, sagte ich, denn ich hatte jedes Wort gehört, weil ich zufällig in des Königs Zelt beordert war, und es grollte mich, daß man so leichtfertig mit dem lieben Gelde umherwarf — „Um Gottes willen, Ew. Majestät, wenn Sie den Grotthusen so schalten und walten lassen, so werden wir bald genug Alle mit einander an den Bettelstab kommen!“

„Ei was, Roos, närrischer Kerl, das verstehst du nicht“, gab mir der König lachend zur Antwort, und zauste mich tüchtig am Ohre, was manchmal seine Mode war, wenn er sich in recht guter Laune befand. „Ich gebe mein Geld nur Leuten, die es anzuwenden wissen.“

„Ja, ja, Majestät, aus dem Fenster geworfen, ist auch angewendet“, sagte ich. „Man spart dabei gleich die Mühe, nachzusehen, wo's bleibt.“

Er lachte von Neuem. „Geh', geh', Naseweis!“ sagte er kurz, aber noch immer gut gelaunt. „Kümmere dich nicht um Dinge, die dich nichts angehen.“

„Was da, Majestät“, erwiderte ich, „wenn Sie kein Geld mehr in der Tasche haben, geht's uns Alle, und also mich auch an.“

„So weit wird's nicht kommen, Roos“, antwortete er mir ernsthafter. „Uebrigens laß nur gut seyn, — Geld ist nichts als Mittel zum Zweck, und wer den Zweck will, darf auch die Mittel nicht sparen. Du verstehst mich! Und nun: Vorwärts — marsch!“

Damit war unser Gespräch zu Ende, und mit dem Geldverschleudern blieb's nach wie vor.

Aber freilich, es kam dann auch manchmal gerade so, wie ich ihm ganz dreist gesagt hatte: wenn Karl auch alle Taschen umwendete, so fand er zuweilen nicht einen rothen Heller darin!

Nun, das nebenbei. Im Ganzen genommen, lebten wir in unserem Feldlager trotzdem nicht schlecht, und an Besuch fehlte es uns auch nicht. Die Neugierde trieb Tausende von Fremden aus Konstantinopel zu uns, um den König und unsere Einrichtung zu sehen. Sie staunten den König an, wie ein Wunderthier, und weil er nach seiner Gewohnheit keinen Wein trank, dagegen aber zweimal täglich öffentlichen Gottesdienst hielt, so riefen sie: „Allah il Allah, er ist ein vollständiger Muselmann!“

Wir hofften und harrten indessen, daß die Türken endlich einmal zu ihren krummen Säbeln greifen, und gegen die Russen ausrücken sollten. Aber Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren. Sie rührten sich nicht. Nahe daran hatte es der Graf Poniatowski wohl schon einmal gebracht, und zwar so nahe, daß ihm der Großvezier einen Beutel mit tausend Dukaten schenkte, und zu ihm sagte: „An der einen Hand werd' ich ihren König, in die andere den Säbel nehmen, und so will ich ihn an der Spitze von 200,000 Mann nach Moskau führen! — Aber bei dieser Redensart blieb's auch.

(Fortsetzung folgt.)

Erwiderung

der Studiengenossen auf das ihnen von ihrem hochgeehrten Lehrer, Herrn Hofrath Dr. Hoffmann, gewidmete Sonett „Gedenket meiner“.

Aus des Wissens endlosreicher Quelle
Lehrtest Du vor längst entschwund'nen Jahren,
Liebend und geliebt, zu schöpfen und zu wahren,
Ein theurer Führer uns, des Lebens reinste Welle.

Dankbar laß an Deines Wirkens Stelle
Einmal sich um ihren Lehrer schaaren
Neuerdings, die Deine Schüler waren,
Kränzend Dich mit gold'ner Immortelle.

Einst, wenn wir nach langer Jahre Reihe
Nach der theuren Mainstadt wiederkehren,
Dann sey's uns'res Festes höchste Weihe,

Edler Lehrer, wieder Dich zu ehren.
Immer wird uns Liebe an Dich binden,
Nie Dein Bild dem Herzen uns entschwinden.

Mannigfaltigkeiten.

[Napoleon I. als Katechet.] Vor ungefähr zwanzig Jahren befand sich der Erzbischof B. seiner Gesundheit wegen in dem Kurorte Aix-les-Bains in Savoyen. Während seines dortigen Aufenthaltes wurde er zu einer jungen sterbenden Kranken, die eine Tochter eines berühmten Generals aus der Kaiserzeit war, gerufen. In ihrem Gespräche mit dem Prälaten äußerte sie so schöne religiöse Grundsätze, so daß der Erzbischof bis zu Thränen gerührt fragte: „Wer hat Ihnen diese Grundsätze beigebracht?“ „Herr — erwiderte sie — nächst Gott verdanke ich sie dem Kaiser Napoleon. Ich war mit meiner Familie auf St. Helena. Eines Tages — ich zählte damals 10 Jahre — sprach der Kaiser zu mir: „Mein Kind, du bist hübsch, und wirst es in wenigen Jahren noch in höherem Grade werden, bei solchen äußern Reizen erwarten dich gar viele Gefahren in der Welt. Wirst du sie bestehen, wenn du nicht geschützt, gewappnet bist durch die Religion? Aber wer wird dich in dieser unterweisen? Dein Vater hat keine, deine Mutter noch weniger. Ich will die Pflicht, die ihnen obliegt, auf mich nehmen; komm morgen zu mir, ich will dir die erste Lektion geben.“ Und zwei Jahre ging ich mehrere Male die Woche zum Kaiser, meinen Katechismus unter dem Arm. Er ließ mich darin lesen und erklärte mir Alles. Nach der Zeit, als ich zwölf bis dreizehn Jahre alt geworden, sagte der Kaiser zu mir: „Jetzt, mein Kind, bist du, glaube ich, hinreichend unterrichtet. Du mußt nun ernstlich daran denken, zur Kommunion zu gehen. Ich will aus Frankreich einen Priester kommen lassen, der dich zu dieser feierlichen Handlung und mich zum Tode vorbereiten wird.“ — Und der Kaiser that es.

[Strafe wegen Spott des Bieres.] In einer alten, auf der Bibliothek zu Berlin befindlichen preußischen Chronik (Handschrift) wird folgender Vorfall berichtet: „Auf dem Ordenskapitel zu Marienburg im Jahre 1443 nahm sich der Orden der Bierbrauer an und schaffte ihnen Genugthuung wegen eines Schimpfes, der ihnen von einigen losen Gesellen zugefügt worden war. Diese hatten nämlich den Bieren aus den verschiedenen preußischen Städten Spitznamen gegeben; sie wurden deßhalb zur Verantwortung gezogen und, da sie ihren Frevel nicht ableugnen konnten, zur Strafe dafür Jeder mit einem glühenden Eisen, auf welchem sich ein Kreuz befand, an der Stirn gebrandmarkt.“ Die Handschrift zählt hierauf fünfunddreißig verschiedene Biere nach den verschiedenen Städten auf, jedes mit dem ihm ertheilten Beinamen, z. B. Danziger Bier — Wehre dich; Königsbergisch — Saure Magd; Graudenzisch — Kranker Heinrich; Memelisch — Jammer; Stargardtisch — Spül die Kanne; Braunsbergisch — Sturzkeller; Mühlhausisch — Krebsjauche; Heilsbergisch — Schrecke den Gast; Marienwerdisch — Bierkatze. Inwiefern diese Beinamen damals den Eigenschaften der Biere entsprochen haben mögen, können wir nicht sagen.

[Eine Holzpapier-Mühle.] Wie die nordamerikanischen Zeitungen melden, ist zu Little-Falls im Staate New-York von einem gewissen Herrn Beardslee eine Papiermühle errichtet worden, in der er Papier aus dem Holze der nordamerikanischen Linde (Tilia glabra) bereiten will. Das Gebäude ist im großartigsten Styl ausgeführt; das untere Stockwerk hat Mauern von 8 Fuß Dicke, aus Steinblöcken zusammengesetzt, die 8 bis 10 Tons (1 Ton = 20 Ztr.) wiegen. Mit der Mühle ist eine Maschinenbau-Anstalt zur Anfertigung der Papiermaschinen verbunden, von welchen 15 bis 20 zur Bereitung einer Papiermasse von 50 Tons wöchentlich genügen werden. Außer dem Holze der nordamerikanischen Linde hat Beardslee noch mit folgenden Holzarten Versuche angestellt: mit der Sprossenfichte, Rothtanne, Hemlocks-Tanne, weißblühenden Roß-Kastanie (buckeye) u. s. w. und er hält es für ausgemacht, daß er von jeder dieser Spezies ein feines Papier von bester Qualität erzeugen und den Druckern zu einem niedrigeren Preise als dem bisher dafür bezahlten ablassen kann. Wenn sich dieß bestätigt, so dürfte eine förmliche Umwälzung in der Papier-Fabrikation stattfinden, welche die jetzt mit schwerem Gelde aufgewogenen Lumpen ihres ganzen Werthes berauben würden.

In vielen Orten China's herrschte die Sitte, daß jeder junge Mann, der an seinem 21. Geburtstage nicht verheirathet ist, unter allgemeinem Jubel und Hohn aus der Stadt hinausgetrommelt wird. Dieses Fest wird an jedem Geburtstage, der ihn als Junggesellen begrüßt, wiederholt. Unlängst heirathete Einer, vor dessen Thür sich eben die Trommler mit großen Menschenmassen versammelt hatten, um ihn zur Stadt hinauszutrommeln, ein Mädchen rasch aus der Masse heraus (indem er sie vom Vater kaufte, wie dieß in China so Mode ist), um dem ihm zugedachten Charivari zu entgehen.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei **Lisette Wailandt** in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 220 Freitag, 14. September 1855.

Liebe und Verbrechen.

(Fortsetzung.)

Wie Hertha eines Tages zur ungewöhnlichen Stunde nach Hause kam, war Falkenberg noch nicht heimgekehrt. Dieß geschah ungefähr drei Monate nach ihrer Heirath. Gewohnt, sein Zimmer zu betreten, auch wenn er abwesend war, schlüpfte sie in das weitläufige Gemach, das neben vielen Bücherschränken einen ungeheuern, gerade in die Mitte gestellten Schreibtisch barg, und warf sich ausruhend in den tiefgepolsterten Lehnstuhl, der mit ihr ein Stückchen fortrollte. So blieb sie aufathmend, in sich versenkt, eine Weile sitzen, dann richtete sie den Kopf empor, stützte ihn mit der rechten Hand, ließ einige ihrer üppigen Locken durch die Finger laufen und horchte, ob der Gatte heimkehre. Es rührte sich nichts; sie war wieder aufgesprungen, sie fing, wie so oft schon, an, seine Papiere zu ordnen. Unversehens rückte sie an einem Briefbeschwerer, auf dem ein Hund ruhte. Ein engbeschriebenes Blättchen, das einen penetranten Patschuli-Geruch verbreitete, guckte urplötzlich ganz neugierig aus seinem geheimen Schlupfwinkel hervor.

Hertha war ehrlich; sie hatte nichts von der schleichenden Evanatur, die wohl einmal bis in das innerste Mark der fremden Geheimnisse dringt, sie begriff nicht, wie man das, was uns nicht gehört, sich aneignen, es wie die Spinne mit vielen Fäden umziehen kann; sie ehrte, was sie auch nicht verstand. Ganz harmlos, ohne irgend etwas Anderes, als das Ordnen der Papiere im Sinne zu haben, mit diesen links und rechts sich hin- und herbewegend, hatte Hertha das parfümirte Billet ergriffen. Es war vom Liegen unter dem Briefbeschwerer voll kleiner Falten, die sie sorgfältig mit der Hand glatt strich. Dennoch stockten Hertha's Pulse, ihre Wangen glühten, sollte sie lesen? Sie sah sich ängstlich um, es war ihr, als stände Jemand hinter ihr; Schauer überrieselten sie, Ahnungen durchzuckten sie, Helle wechselte mit Finsterniß, Liebe mit Eifersucht; sie warf das Papier von sich und floh in die entfernteste Ecke des Zimmers. Nein, sie wollte nicht lesen, ihre edle Natur sträubte sich, etwas zu thun, vor dem sie einst sich zu schämen haben würde. Aber das Wort: Theurer! (das ihr von einer weiblichen Hand zu stammen schien) brannte ihr im Gehirn; sie trat wieder zum Schreibtisch, sie zitterte, schwankte, fühlte sich linkisch, klein, demüthig, schob leise das Papier an seinen Platz, stieß einen Seufzer aus, fragte sich abgebrochen: „liebt er mich?“ und lief Falkenberg, der eben eintrat, entgegen.

Falkenberg hatte sie nicht beobachtet. Schien er doch ganz mit sich beschäftigt. Er war todtenblaß. Sein Anzug hing um ihn, wie wenn er ihm nicht gehörte. Das Auge war starr, seine Lippen bebten, das Haar war in Unordnung. Als er an Hertha herantrat, die ihn mit der ganzen Glorie der weichsten Holdseligkeit empfing, war es, als wenn Luzifer in's Morgenroth der Unschuld tauche. Schatten und Licht, Hingebung und Leidenschaft flossen zusammen.

Hertha, die sich an Falkenberg's Hals mit Beklemmung gehangen, streichelte ihm die Wange mit unbeschreiblicher Freundlichkeit, strich ihm das Haar aus dem Gesicht, zog ihn auf einen Stuhl, und rief mit gefalteten, bittenden Händen:

„Darf ich Deinen Schmerz nicht theilen, willst Du mir in meiner Angst um Dich nicht helfen?“

Er preßte sie krampfhaft an sich und schüttelte sprachlos mit dem Kopfe; dann lehnte er sich erschöpft zurück, schloß die Augen und glich so völlig einem Todten, daß Hertha leise weinend sich an seine Knie lehnte und still für sich hin zu beten anfing.

Nach einer kleinen Weile richtete sich Falkenberg in die Höhe; er sah auf Hertha, die in andächtiger Stellung auf seine Pulsschläge horchte, fuhr mit der Hand über die Augen, stemmte beide Ellenbogen auf die Lehne, bog sich über die holdselige Frau und sagte matt:

„Vergieb, Hertha, ich habe Dich in einen Kreis gezogen, in welchem Du in anscheinend glücklichen Verhältnissen viel Gift trinken wirst. Ich kann Dir Deine Schmerzen nicht mehr vorenthalten, Du mußt mit mir diesen Kampf durchfechten, mußt Deine Liebe

mit Deinem Herzblut bezahlen. Willst Du, wirst Du können?"

Düstere, fast rothe Lichter flimmerten in seinen Blicken. Aengstlich zwar, aber im Gefühl ihrer Liebe schon siegreich rief Hertha: „was quälst Du mich, sprich, was soll ich thun?"

Er hatte sie nahe zu sich gezogen, legte ihren Kopf auf seine Wange und sprach ganz leise, ganz tonlos das modernste Bekenntniß aus, das nur von den Lippen eines jungen Weltmannes kommen kann:

„Ich habe Schulden!"

Von einer ungeheuern Furcht befreit, an den Brief unter dem Beschwerer denkend, diesen nun außer Zusammenhang mit Falkenberg's Zustand sehend, ergriff Hertha eine so rein menschliche Freude, daß sie mit beiden Händen Falkenberg's Gesicht erfaßte, ihm lebhaft Stirn und Wange küßte, sich vor ihm niederwarf und sichtlich erleichtert sagte:

„Was hast Du mir für Angst gemacht? — Schulden hast Du, nur Schulden! wie viel? Wir wollen gleich Anstalt treffen, das soll Dich nicht wieder drücken. Bah! was ist Geld? es ist etwas ganz Erbärmliches um's Geld! ich für meinen Theil lege gar keinen Werth darauf, ich bin wie die Lilie auf dem Felde, die nährt der liebe Gott; warum nicht auch mich, warum nicht besser mich als sie? Lieber, lieber Engel, nur geschwind gebeichtet, wie viel Geld hast Du nöthig?"

„Viel," antwortete Falkenberg, „sehr viel."

Er hielt einen Augenblick inne, er wollte den Effekt seiner Worte ermessen, er sah nichts als ein kindlich heiteres erwartungsvolles Gesicht. Hertha war voll Leben und Kraft; nichts war kleinlich in ihren Konturen, nichts gewöhnlich in ihrer Seele. Falkenberg fühlte sich beruhigt.

„Liebe Hertha, wenn ich nicht morgen vorläufig dreitausend Thaler habe, so bin ich meines Dienstes verlustig."

„Dreitausend Thaler," rief sie und schlug beide Hände in einander. „Und um dreitausend Thaler quälst Du mich und Dich! Habe ich nicht zwanzigtausend Thaler mütterliches Vermögen, ist das nicht Dein Eigenthum?"

„Das ist recht schön, liebes Herz, aber Du vergissest, daß Dein Vater das Kapital besitzt und Du durch das Testament Deiner Mutter nur die Zinsen hast."

„Ja, das habe ich wirklich vergessen," antwortete Hertha, schon etwas kleinlaut geworden, „indeß geholfen muß werden. Der Vater zwar, der darf nichts von dieser Geldnoth wissen, der würde sehr böse werden, aber der Onkel Wolfsburg, der leiht mir gleich das Geld. Soll ich anspannen lassen?"

Falkenberg hatte nicht Zeit, seiner Empfindung nachzuhängen. Hertha's Liebe überstürzte ihn ganz mit der frohen Wonne, endlich seine Qual loszuwerden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eisenkopf.

(Fortsetzung.)

Das Unglück war die Leichtigkeit, mit der sich der Großvezier bestechen ließ. Er nahm von uns Geld, und vom Czaaren Peter nahm er auch Geld. Peter schenkte ihm durch seinen Gesandten Tolstoy die Millionen der erbeuteten schwedischen Kriegskasse, und von Stund' an war an keinen Zug nach Moskau mehr zu denken, sondern der russische Gesandte spielte in Stambul dermaßen die erste Rolle, daß er sogar die gefangenen Schweden ungeahndet als Sklaven dort verkaufte, und sich von ihnen bedienen ließ. Er forderte sogar die Auslieferung Mazeppa's von den Türken, des ehrlichen Mazeppa, dem wir doch eigentlich unsere Rettung verdankten, und ich fürchte sehr, man würde ihm den alten achtzigjährigen Mann am Ende noch wirklich übergeben haben, wenn er nicht noch zu rechter Zeit gestorben wäre. Außerdem prahlte der Russe ganz öffentlich, daß unser König in der Türkei im Grunde genommen nichts weiter als ein Staatsgefangener wäre, und die Türken mehr seine Bewachung als seine Ehrenwache bildeten. Wie dieser Uebermuth den König und uns Alle verdroß, läßt sich leicht denken. Doch was konnten wir dagegen thun? Beim Lichte besehen, sprach Tolstoy die Wahrheit. Freilich, wenn der König nur nach Konstantinopel gedurft hätte, um persönlich mit dem Großherrn zu verhandeln! Aber da lag eben der Hase im Pfeffer: er hätte es gern gethan, aber er durfte nicht!

Wir sollten bis auf's Aeußerste gedemüthigt werden. Der ehemals so mächtige Karl mußte sich so tief herablassen, Bittschriften einzureichen. In der Ueberzeugung, daß der Sultan von der Bestechung seines Großveziers Chourluli Ali nichts wisse, sollte Poniatowski ihn davon unterrichten. Leider machte sich das nur nicht so, wie bei unserem Könige, zu dem man nur frank und frei hinzugehen und seine Noth zu klagen brauchte, sondern in der Türkei mußte Alles durch Vermittlung des Großveziers geschehen. Gleichwohl wußte Poniatowski Rath. Er schrieb im Namen seines Herrn eine Note, worin er sich bitterlich über den Großvezier beschwerte. Als der Sultan in die Moschee ging, hatte ein Grieche für gute Bezahlung die Kühnheit, sich durch die Wachen zu drängen, und die Supplik, — denn im Grunde genommen war die Note nichts An-

deres, — in des Sultans eigene Hände zu geben. Aber was half es? Anstatt einer befriedigenden Antwort schickte der Großherr unserem Könige fünfundzwanzig arabische Pferde, eines davon mit prächtigem Sattel und Zaum, und dabei einen Brief, höflich zwar, aber so nichtssagend, daß Karl ihn zornig in Stücken zerriß. Mehr noch! Chourluli that, als wüßte er nichts davon, daß Karl ihn verklagt hatte, und schickte dem Könige unverschämter Weise ebenfalls fünf herrliche Pferde. Die des Sultans behielt der König, die des Veziers aber schickte er durch die Diener mit den Worten zurück: „Geht und sagt Eurem Herrn, daß ich von meinen Feinden keine Geschenke annehme!"

In solcher Weise mußten wir ein paar Jahre in der Türkei zubringen, und es schien, als ob wir alt und grau darin werden sollten, da Karl sich's nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, ohne eine türkische Armee durchaus nicht wegzugehen. Das war nun so sein Eisenkopf. Wie es daheim in Schweden aussah, das ließ er sich nicht kümmern. Die Subsidien, ein Beutel täglich, und die erforderlichen Lebensmittel wurden indessen regelmäßig ausgezahlt und geliefert. Karl nahm das nicht, wie ein Almosen, was es doch im Grunde war, sondern wie eine Schuldigkeit von den Türken hin.

Ueber Schweden mochte mittlerweile der liebe Gott walten. Er blieb dabei: „Ich muß eine türkische Armee haben, ehe weich' ich nicht von dannen!"

Nach langem Warten schien uns endlich doch ein Hoffnungsstern aufzugehen. Der Sultan mochte sich zuletzt überzeugt haben, daß sein Großvezier ein Schurke sey, ließ ihn um einen Kopf kürzer machen, und ernannte den braven Kiuperli zu dessen Nachfolger. Kiuperli, ein frommer, rechtschaffener, unbestechlicher Mann, hatte es wirklich gut mit uns im Sinn, und gab uns den besten Rath. Er schenkte dem Könige eine Summe von 800 Beuteln, und rieth ihm freundschaftlich, sich mit diesem Reisegelde auf den Weg nach Hause zu machen. Aber Karl nahm das Geld und blieb in seinem eisernen Sinne. Er wollte eine türkische Armee haben. Darüber wurde auch Kiuperli abgesetzt, und nun kam Baltatji Mehemet als Großvezier an's Ruder. Dieser merkte bald, daß unser König sehr einflußreiche Freunde am Hofe des Sultans hatte, und daß besonders die Sultanin Mutter ihm gewogen war. Dieß bestimmte ihn, ebenfalls gut schwedisch zu werden, und so endlich kam es denn doch in der That so weit, daß der eiserne Wille des Königs durchdrang, und die Türken den Russen den Krieg erklärten.

An einem ganz gegründeten Vorwande dazu fehlte es nicht. Die Russen hatten die türkische Gränze nicht gehörig respektirt, kleine Einfälle gethan, und sich noch andere derartige Uebergriffe erlaubt. Genug, ehe man sich dessen versah, wurde Graf Tolstoy nach türkischer Manier mit allen seinen Leuten gefangen gesetzt, und die grüne Fahne des Propheten flatterte von den Zinnen der hohen Pforte. Der Sultan schenkte dem Großvezier einen prachtvollen Säbel. Dieser nahm ihn mit den Worten: „Deine Hoheit weiß, daß ich in meiner Jugend nur gelernt habe, mit dem Beile Holz zu hacken; aber den Säbel zu führen und Armeen zu kommandiren, verstehe ich eigentlich nicht. Ich werde indessen mein Bestes thun; sollte mir's aber nicht glücken, so erinnere dich, o Sultan, daß ich nicht schuld am Kriege bin."

So suchte sich der schlaue Fuchs den Rücken zu decken. Bei uns aber, im schwedischen Lager, war Jubel über Jubel, und wir wären am liebsten mit gegen den Feind marschirt. Aber wir durften nicht, sondern mußten von weitem zusehen.

Alles ging gut. Mit 200,000 Mann zogen die Türken dem Czaaren entgegen, der ihnen nur 50,000 Mann entgegen stellen konnte. Mit dieser Uebermacht umzingelten sie den Czaaren mit seiner ganzen Armee, so daß sie gefangen war wie die Katze im Sack. Außerdem hatten die Russen nur auf wenige Tage Proviant, so daß sie also ohne alle Rettung verloren schienen. Graf Poniatowski, der sich mit bei der türkischen Armee befand, gab dem Großvezier den guten Rath, sich in kein Gefecht einzulassen, sondern ganz einfach die Maus in der Falle auszuhungern. Zugleich schickte er an unsern König einen Kurier, und ließ ihm von der verzweifelten Lage der Russen Nachricht geben. Karl brach sofort in der sicheren Hoffnung auf, seinem Widersacher nun für immer den Garaus zu machen.

Aber der Mensch denkt, Gott lenkt, und der Herr da droben fügte die Sache anders. Czaar Peter verzweifelte zwar, und verlor den Muth. Er schloß sich aus Kummer in sein Zelt ein, gab strengen Befehl, daß keine Seele zu ihm gelassen würde, und jammerte: „In welcher viel schlimmeren Lage bin ich nun jetzt, als mein Bruder Karl bei Pultawa! — In der That, Alles schien verloren, aber — der Wille des Herrn verhinderte des Czaaren Untergang, und zwar durch eine Frau, nämlich durch Katharina, die Gemahlin des Czaaren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Legoyt's „Statistique de la France" ist jetzt in der kaiserlichen Druckerei erschienen. Es mögen hier einige Auszüge folgen: Frankreich zählt jetzt 52,305,744 Hektaren 32 Aren bestelltes Land, das

in 126,270,149 Parzellen unter 11,053,702 Eigenthümer getheilt ist, und einen Durchschnitts-Ertrag von 1,053,907,113 Franks 56 Cents. ergibt. Ganz Frankreich ist in 36,853 Gemeinden getheilt, in denen 14,328,476 Ackerbauer wohnen, große Industrielle 1,331,260, kleine 4,713,960. Mit Wissenschaft und Kunst befassen sich, die Rentner beigezählt, 2,267,960 Personen. Die dienende Klasse zählt 906,660 Individuen; es gibt 217,046 Bettler und Vagabunden 30,471 Gefangene, 16,239 Dirnen, 71,113 Kranke und Arbeitsunfähige in den Spitälern, 339,902 Individuen, deren Beschäftigung man nicht kennt. Auf die Gesammtbevölkerung kommen 8,678,805 Frauen und Kinder, die von ihrer Männer und Eltern Arbeit leben. Man zählt in Frankreich 73,975 Juden, 267,825 Bekenner der Augsburger Konfession, 400,507 Reformirte und 34,931,032 Katholiken. Im Ganzen gibt es in Frankreich 26,512 Taubstumme, 37,622 Blinde 75,063 Einäugige, 44,619 Buckelige, 9077 Einarmig und 22,547 Klumpfüße.

Bei dem preußischen Konsul zu Havre hatte Jemand Gelegenheit, einen kolassalen Goldklumpen zu sehen, welcher aus Kalifornien durch Vermittlung eines New-Yorker Handelshauses an den genannten Konsul geschickt worden war, um auf der Pariser Ausstellung zu glänzen. Man hatte den Klumpen in New-York auf 200,000 Frks. geschätzt und daher keinen Anstand genommen, den kalifornischen Besitzern einen Vorschuß von 60,000 Frs. zu bewilligen. Die Pariser Bank aber, welche alle für die Ausstellung bestimmten edlen Metalle, Steine, Bijouterieen 2c. abzuschätzen hat, begnügte sich nicht mit der New-Yorker Angabe, sondern prüfte von Neuem, und zwar genauer als die sonst so schlauen Yankees; es ergab sich durch die Probe mit Säge und Meiseln, daß das angebliche Naturprodukt ein fast noch interessanteres Kunstprodukt sey, dessen bleierner Kern zunächst mit einer starken Kupferschichte überzogen worden war, auf welche die Betrüger alsdann in der allertäuschendsten Weise eine stellenweise sehr dicke Lage Gold mit allen jenen, den wirklichen Goldklumpen entlehnten Formen von Verzackungen, Trauben und Knöpfen angebracht hatten; auch fehlten, um die Täuschung zu vollenden, eingesprengtes Gestein und erdige Theile nicht. Der Pseudo-Goldklumpen wurde natürlich zurückgewiesen und an das New-Yorker Haus remitirt, welches einen Verlust von mindestens 40,000 Frks. zu erleiden haben dürfte, da der Werth des vorhandenen Goldes auf kaum 20,000 Frks. taxirt worden ist. Man will wissen, daß das Kunstwerk von fünf Gaunern in Birmingham angefertigt und nach Kalifornien gebracht worden sey, um auf diese Weise die beabsichtigte Betrügerei leichter möglich zu machen.

Die Waggons, welche in Hamburg für die russischen Eisenbahnen gebaut werden, unterscheiden sich von denen auf anderen Eisenbahnen sowohl durch ihre Größe, als durch ihre innere Einrichtung, welche letztere darauf berechnet ist, daß die Wagen ganze Strecken, ohne anzuhalten, zurückzulegen haben. Sie sind daher mit Bequemlichkeiten versehen, wie man solche z. B. auf Passagierschiffen zu finden gewohnt ist. Ihre Länge beträgt 58 Fuß, während anderwärts die Waggons nur etwa 30 Fuß lang sind; dabei sind sie 10 Zoll breiter als diese, indem das Schienengeleise der russischen Bahnen um so viel breiter ist. Ein solcher Wagen nimmt 70 bis 80 Personen auf. Diejenigen der zweiten Klasse haben ihren Eingang von hinten und in der Mitte durch sämmtliche Koupees hindurch einen freien Gang. Die Vorrichtung zum Bremsen besteht in einem horizontalen Rade (gleich einem Steuerrade) und ist auf einer Gallerie angebracht. Die Wände der Wagen sind Eisen.

In der Regel, sagt die Wiener „Presse“, werden die Dienstboten von der Herrschaft beaufsichtigt; es kommen aber auch Fälle vor, wo das Gegentheil stattfindet. So wollte dieser Tage in einem Wiener Hause sehen, ob die Frau auch regelmäßig das Ausgabebuch für die Küche nachschaue und führte zwischen „Fleisch, Gemüse und Milch“ auch einen Posten: „Wenn's angeht“ . . . 50 Kr. an. Auf Befragen erzählte sie die Anekdote, daß ein Koch bei einer Herrschaft einen ähnlichen Posten ein ganzes Jahr in Rechnung gestellt habe, ohne daß er entdeckt ward; aber sie habe sich nur zum Scherz überzeugen wollten, ob die Gebieterin den Küchenzettel mit der gebührenden Aufmerksamkeit revidire. Die sorgsamen Hausfrauen mögen daher fleißig nachschauen, „wenn's angeht.“

Soweit wir bis jetzt Nachricht über den Gang des Gewitter- und Hagelsturmes haben, der vor Kurzem so furchtbare Verheerungen anrichtete, hat das Unwetter im Südosten von England, und zwar am 24. August, seinen Ausgang genommen. Es ist alsdann über den Kanal vorgedrungen, hat Belgien und den Unterrhein betroffen, den Oberrhein fast gar nicht, hat von seiner so ziemlich südlichsten Wanderung durch Bayern sich nordöstlich gerichtet und sich, nachdem es durch Sachsen und Böhmen, durch Schlesien, Posen und (Provinz) Preußen gestürmt, am 26. August in der Ostsee verloren, also einen Halbkreis beschrieben, vom Westen der Nordsee bis zum Osten der Ostsee.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 221 Samstag, 15. September 1855.

Liebe und Verbrechen.

(Fortsetzung.)

Meine Engelsfrau, rief er triumphirend, „Du willst zum Onkel Wolfsburg auf's Land, Du willst für mich handeln, mit retten, weißt Du wohl, daß dieser Augenblick reinster Freude jahrelange Schmerzen aufwiegt? Ach, ich verdiene Dich nicht, ich bin Deiner nicht werth!"

„Du liebst mich," sagte sie plötzlich ganz ernst, „das bleibt mir . . . ."

Sie hielt inne, sie dachte an den Brief; eine neue Gedankenwelt gestaltete sich, aber in der Gährung, die sie empfand, schien es ihr, als träte sie nirgends mehr auf. Sie fiel Falkenberg in die Arme. „Du liebst mich," sagte sie noch einmal ohne Athem.

Er richtete ihr blasses Angesicht in die Höhe; sie sah aus, wie eine Blume, die der Sturm durchwühlt hat. Er küßte ihre Stirne, schweifte mit dem Blick in die Ferne und sagte mit männlich sonorer Stimme: „Gutes Herz, nur von der, die der Mann liebt, kann er Gaben empfangen. Du kennst noch nicht die Bedeutung des Lebens, die stummen Himmelszeichen regen noch nicht vor Dir ihre Lippen. Wenn erst die Ereignisse vorüberlaufen, wirst Du wissen, ob das, was Du Liebe nennst, Liebe ist."

Hertha saß bald im Wagen. Sie flog auf der Landstraße dem Gute ihres Onkels, des Herrn von Wolfsburg, zu. Unterwegs legte sie sich zurecht, wie sie ihm schmeichelnd ihr Anliegen vortragen wolle. Als Mädchen, als neckendes, schäckerndes Mädchen, war sie oft bei ihm gewesen; sie hatte ihn lieb gehabt, nicht etwa, weil er ihr Verwandter, der Bruder ihrer Mutter war, sondern weil er so viele schöne Hühner, Kalekuten und Tauben hatte. Böse Zungen behaupteten von ihm, er brüte die Eier selbst aus. Er liebte das Federvieh leidenschaftlich, und hatte über das Federvieh die Menschen vergessen. Verheirathet war er nicht gewesen, dazu hatten ihm allerdings die Hühner, Puter und Tauben keine Zeit gegönnt; indeß zeigte er doch eine unverkennbare Zärtlichkeit für Hertha, die ihm die jüngste, in zweiter Ehe geborene Schwester lebhaft zurückrief. Wenn sie zuweilen zu ihm auf's Land mit Gertruden für einige Tage kam, so hatte der Onkel immer etwas Ueberraschendes für das kleine Mädchen veranstaltet, entweder eine Kindergesellschaft, wo sie mit ihren Gespielen im Holze herumjagen konnte oder auch eine Kahnfahrt auf dem See, der an den Garten stieß, und das war ihr eigentlich das Liebste gewesen; denn die prächtigen schneeweißen Schwäne, die dem Nachen in majestätischer Ruhe nachzogen, die weckten in ihr die ersten ernsten Betrachtungen, und sie sagte sich selbst leise: „vorwärts, aufwärts!" was sie mit wunderlicher Sehnsucht erfüllte.

Im Wagen fielen ihr ihre Kindheitserinnerungen wieder ein; sie sah Gertruden, den Onkel, sich selbst; sich selbst in noch kurz abgeschnittenen Haaren, die in kleinen Ringellocken ihr um den Hals flossen, mit dem weißen bis an die Knöchel reichenden Kleide, das sie sich oft zu Gertrudens Aerger zerriß. Den Onkel in einem großblumigen Schlafrock, dürr und lang, mit niedergetretenen Pantoffeln und einer kleinen rothen Mütze, die ihm die spärlichen Haare bedeckte; Gertrude endlich, die gar nicht genug von all' den schönen Hühnern reden konnte, die der gnädige Herr aus den vier Weltgegenden sich verschrieben habe, und gegen die die gewöhnlichen Wolfsburger Hühner ordentlich spießbürgerlich und anstandslos aussähen.

Hertha lächelte; es war ihr, als käme Dämmerung nach dem Abendroth, als versänke sie in lautlose Betrachtung, als müsse sie die Hände falten und rückwärts nach dem Kindheitselysium blicken, dem sie entschlüpft war. Sie überjah ihr kleines, erst durch Falkenberg zur Bedeutung gewordenes Leben. „Was willst Du?" rief es in ihr. „Vorwärts, aufwärts," antworteten die Kindheitsstimmen. „Den Platz, den ich eingenommen habe, den will ich ausfüllen," dachte sie, „mir, meinem Herzen will ich Genüge leisten, in meinem vollsten, besten Sinne will ich nach Einheit streben; das sey meine Aufgabe."

Sie fühlte sich wunderbar gestärkt, sie zweifelte gar nicht an dem Gelingen ihres Vorhabens; das beengende Gefühl der Erwartung war von ihr gewichen; sie stand in der Verklärung der Gewißheit. –

Die Hunde kläfften, als sie in's Gitterthor einfuhr, der weiße Lieblingspfau des Onkels schlug ein Rad, Hühner und Puter gluckten. Nun ging's um den Rasenplatz herum und nun hielt der Wagen vor der steinernen Haustreppe. Die Thüre war verschlossen. Hertha's Bedienter schellte, es ließen sich schwere Tritte hören, dann ward geöffnet.

„Ist der Onkel zu Hause?“ fragte Hertha den schon ergrauten Jäger, der eben aus einem Nachmittagsschlummer zu erstehen schien.

„Der gnädige Herr ist im Hühnerhof,“ antwortete der Jäger.

Hertha sprang aus dem Wagen und schickte sich an, den Onkel aufzusuchen. Von der Hofseite war das kleine Wolfsburger Schloß höher als von der Gartenseite. Vorne nahm sich der erste Stock wie die bel-étage aus, hinten war diese ganz zur ebenen Erde. Aus ihr trat man durch einen Saal in den Garten, der links den Hühnerhof und rechts den Ententeich in sich schloß. Wie Hertha in den Garten schritt, schien ihr die Luft mit lauter heitern Elementen durchzogen; ihr Herz schlug, die Natur, die vor ihr im reichsten Schmuck lag, kam ihr elektrisch vor. Sie ging rasch in die Allee hinab, dem Hühnerhof zu, aus dem der Onkel ihr entgegentrat.

Der Onkel war, wie gesagt, ein langer, hagerer Mann mit freundlich blitzenden Augen und einem etwas grimaçirenden Munde. Der „Halbmond“, der seinen Kopf mönchsartig zierte, endete an den Ohren, wo er sich in einigen langen, schon ganz ergrauten Haaren verlor. Sein Blick war klar, fast gelblich; er glich der Wintersonne, die leuchtet, ohne zu erwärmen. Seine Bewegungen waren die eines Edelmannes, der sich über der Masse durch das angeborne Recht erhaben glaubt. Der Anzug war nachlässig; braungebrannte Hände bewiesen, daß er ihre Bedeckung für überflüssig hielt. Die Fußbekleidung war schwerfällig.

„Sieh da, mein Nichtchen,“ rief er Hertha entgegen. „Denkst Du noch an den alten Onkel und an seine Hühner?“

„Wie sollte ich nicht, lieber Onkel! Sie waren ja immer engelsgut gegen mich.“

„Warum ist denn der Herr von Falkenberg nicht mit Dir gekommen, er hat mir noch keinen Besuch gemacht.“

„O, Herzensonkel, das müssen Sie ihm nicht übel nehmen, er ist immer sehr, sehr beschäftigt.“

„So“ — sagte der Onkel, und blickte Hertha prüfend an. „Was hat er denn zu thun?“

„Sie wissen, er arbeitet im Kabinet des Erbprinzen.“

„Wie stehst Du denn aus im Ehestande? hast Du Dich verändert?“

„Es geht mir gut, bester Onkel, dennoch komme ich mit einer Bitte.“

Der Onkel, der bis jetzt freundlich gewesen war, nahm eine ganz ernsthafte Miene an, lehnte sich rückwärts auf den Stock, den er in den Sand stieß und sah Hertha verstummt in's Gesicht.

Dieß plötzliche Schweigen befing sie unaussprechlich. Der Muth fing ihr an zu sinken, die Luft erschien ihr schwül. Nach einer Sekunde hatte sie ihre Fassung wieder errungen.

„Ja, lieber Onkel, ich komme mit einer recht großen Bitte. Ich brauche Geld.“

Hier ward das Gesicht des Onkels zum blicklosen Statuenausdruck.

„Geld?“ brachte er endlich hervor. „Aber, Hertha, ich meine, Du hättest sehr viel Geld.“

„Das habe ich auch, aber Sie wissen, ich kann über meine Kapitalien nicht disponiren.“

„Was willst Du denn von mir?“ fragte Herr von Wolfsburg ganz ängstlich.

„Ein Anleihen, liebster, bester Onkel, ein Anleihen von dreitausend Thalern.“

Sie waren bei diesen Worten in den Gartensaal getreten. Der Onkel warf sich wie aufgelöst auf einen Stuhl. Helle Schweißtropfen hingen an seiner Stirne, Hertha blieb vor ihm stehen. Sie war von plötzlichem Schreck so befallen, der sich durch den Gedanken an Falkenberg fast bis zur Leidenschaft steigerte, daß ihr Auge vom erhöhten Licht wie verklärt, an den Flammen der Seele angezündet zu seyn schien.

„Lieber Onkel, darf ich auf Ihre väterliche Güte bauen?“

„Aber, Kind, ich verstehe ja die ganze Geschichte nicht. Erzähle mir doch erst, was Du willst.“

Hertha, der diese Worte einige Hoffnung gaben, setzte sich zu ihm. Sie hatte seine beiden Hände ergriffen.

„Mein bester Onkel,“ sagte sie schmeichelnd, „ich bin durch den Rausch des Ehestands verführt, in die Hände einer Modehändlerin gefallen, habe mir hier eine Garnitüre Rokokospitzen, dort einen türkischen Shawl gekauft, und fühle mich nun gepeinigt durch den Gedanken, ein immer demüthigendes Geständniß vor meinem Vater oder meinem Mann zu machen.“

„Du bist also auch vom Hochmuthsteufel besessen,“ antwortete der Onkel, „willst auch die Prinzessin spielen und dafür soll ich Dir das schöne kostbare Geld geben? Nein, Hertha, das thue ich nicht. Bist Du unverständig gewesen, so magst Du's büßen; es wäre ganz unrecht von mir, wenn ich dazu die Hand bieten wollte.“

„Lieber Onkel, ich verlange kein Geschenk, nur ein Anleihen.“

„Geschenk, Anleihen! bleib mir mit dergleichen vom Halse. Brauchst du Geld, so wende Dich an

Deinen natürlichen Protektor, Deinen Vater, von mir kriegst Du nichts ....."

(Fortsetzung folgt.)

Eine türkische Hochzeit.

Allah ist groß und hat dem Türken zwei Hauptrechte gegeben, um die ihn so viele Männer der Neuzeit beneiden, nämlich das Recht der Polygamie und seiner Frau „Valet" sagen zu können, wenn es ihm beliebt, ohne genöthigt zu seyn, auch nur einen Para von dem Vermögen seiner Frau wieder herausgeben zu müssen. Ist er aber ein guter Mann, so gibt er seiner frühern Frau eben so viel, als ihm zu ihrem Lebensunterhalte gut dünkt; huldigt er jedoch einer andern Ansicht, so vermag nach den türkischen Gesetzen auch keine Gewalt der Erde ihm sein Recht streitig zu machen, und die arme Frau kehrt mittellos zu ihren Verwandten zurück, die für ihren Lebensunterhalt sorgen müssen. Behagt es jedoch später wiederum dem Manne, sie als seine Gemahlin anzuerkennen, so muß sie augenblicklich seinem Rufe Folge leisten. Nachdem ich nur kurz dieses vorausgeschickt, wollen wir zu der eigentlichen Hochzeitsfeier übergehen. Die Feierlichkeiten einer türkischen Hochzeit beschränken sich nicht wie bei uns, nur auf Einen Tag, sondern sie dauern eine ganze Woche, sowohl im Hause der Braut, wie des Bräutigams, wo ihn seine Verwandten und Bekannten besuchen und ihm gratuliren. Wenn nun eine bestimmte Anzahl Gäste beisammen ist, so wird nach türkischem Ritus mit untergeschlagenen Beinen gespeist, gezecht und, was nie übersehen wird, mit aller Gemüthsruhe geraucht. Haben sich so einige Zeit die Gäste ihrem unübersetzbaren „kef" *) ganz hingegeben, so erheben sie sich von ihren prachtvollen Divans und Kissen, empfehlen sich unter beinahe nimmer enden wollenden Handgrüßen, schlüpfen, unbekümmert um mein oder dein, in ein vor der Thür leerstehendes Paar Ueberschuhe und drollen gemüthlich und froh nach Hause. So wiederholt sich dieses Kommen und Gehen, Braten und Essen des Tags mehreremal in der für die Hochzeit bestimmten Woche. Etwas zeremonieller ist der Vorgang bei der Braut. Unförmlich dick durch die vielen Stoffe, und vom Putz überladen, sitzt die Braut mit unmäßig geschwärzten Augenbrauen, braunroth gefärbten Nägeln und furchtbar rothgeschminkten Wangen in der Mitte des Zimmers auf einem erhöhten Sitze leblos da. Am Kinn, an der Stirn und an beiden Backen sollen sie, durch Kunst befestigt, große Brillantsteine schmücken. Den Kopf ziert der goldbestickte Fes mit türkischem Bund, in dem von einer Schläfe bis zur andern zwölf große Brillantsteine erglänzen, die wiederum zahlreiche Pfauenfedern, Gold- und Silberähren umgaukeln. Ihr Anzug besteht aus den bekannten weiten Pantalons und dem türkischen Fransenüberwurf (Feredye), die von den feinsten türkischen Shawls gearbeitet sind und an Werth oft 10,000 bis 15,000 Piaster betragen (etwa 1000 bis 1500 fl.) Da sitzt nun die Braut, mehr einer indischen Gottheit, als einem lebenden Wesen ähnlich, stumm da, und blickt starr auf das in der Ecke des Zimmers vor ihr aufgeschlagene Paradebraulbett hin, das ebenfalls mit Gold- und Silberfransen, bunten Federn und Papier geschmückt ist. Alles Sprechen, jede Bewegung ist ihr streng verboten. (Diese Zeremonie dauert vom Montag bis Donnerstag.) Rings um die Braut sitzen, in die grellsten Farben von Atlas und türkischen Shawls gekleidet, über und über ebenfalls von Edelsteinen bedeckt und mit ungeheuern Schleppen an den Feredyes, die weiblichen Verwandten des Bräutigams und der Braut. Hinter diesen stehen die schwarzen Sklavinnen wie Marmorstatuen, mit zierlichen kleinen Silberaufsätzen, auf denen sie die Erfrischungen herumreichen. Nach Verlauf einer gewissen Zeit verschleiert sich die Braut und wird nun von den ältern Damen am Arm die Treppe heruntergeführt, dann am Arm ihres Bräutigams nach oben zurückgekehrt verschwindet sie mit ihm auf einige Minuten in einem Nebengemach. Plötzlich öffnet sich die Thür des Nebengemachs, und ein Arm wirft Geld unter die Gäste, das aber nur für die Sklavinnen bestimmt ist. Während diese mit dem Aufraffen desselben eifrigst beschäftigt sind, stürzt der Bräutigam unter furchtbarem Geschrei der Weiber aus dem Gemach wieder heraus, und verschwindet aus der Behausung der Braut. Die Braut wird dann wieder durch ihre Mutter auf ihren frühern Platz geführt, woselbst sie stundenlang auf die angegebene Weise sitzen bleibt. Diese letztere Zeremonie wiederholt sich noch zweimal, bis endlich die Mutter ihre Tochter dem Bräutigam vollständig übergibt, der sie dann sogleich hinwegführt. Kirchliche Feierlichkeiten sind mit einer türkischen Hochzeit nicht verknüpft.

*) Kef heißt Vergnügen, Belustigung, drückt das Wohlbehagen, die Freude, auch die Gemüthsruhe aus.

Mannigfaltigkeiten.

Aus dem Kreise Borken, 8. Sept., wird gemeldet: „Nach verschiedenen zuverlässigen Mittheilungen ist im hiesigen Kreise, in der Nähe des Dorfes Brünen, eine Gräuelthat verübt worden, die allgemeines Aufsehen erregt. Am Montag befand

sich ein beinahe 80 Jahre alter Greis auf dem Felde, wo er mit Arbeiten beschäftigt war, als er ganz unversehens von zwei unbekannten Menschen überfallen und mit starken Knitteln derartig mißhandelt wurde, daß er für todt zu Boden stürzte, worauf ihn die beiden Mörder verließen und davongingen. Der mißhandelte Mann wurde bald darauf von einigen vorübergehenden Personen aufgefunden und ist trotz ärztlicher Hülfe am anderen Tage an den erhaltenen Verletzungen, die in der That ganz schauderhaft gewesen seyn sollen, gestorben. Wie man sich erzählt, soll dieser Todtschlag auf Anstiften einer dem Erschlagenen sehr nahestehenden Person erfolgt seyn, indem die beiden Missethäter hierzu für Geld gedungen gewesen und dann zu der blutigen That übergegangen sind. Einer dieser Banditen hat sich jedoch bereits durch unbedachtsame Aeußerungen verrathen und wurde hierauf gefänglich eingezogen. Der Fortgang der eingeleiteten Untersuchung wird gewiß einiges Licht über diese schauderhafte und in ihren unlauteren Motiven so dunkle That geben."

Das maurische Quartier in Algier ist ein winkelreiches Labyrinth von Straßen, die kaum vier Fuß breit sind. Die Häuser zeigen von außen kleine Fenster, wenn man nicht etwa den einzeln angebrachten Luftlöchern diesen Namen geben will; oft ragen die obern Etagen der Häuser über die der entgegengesetzten Häuserreihe weit hinaus, zuweilen stoßen sie in der Mitte an einander, so daß sie nur eben Raum zum Durchgehen lassen. All dieses Gemäuer aber ist blendend weiß, denn zweimal im Jahre werden alle Häuser frisch getüncht. Die Straßen sind ihrer Enge halber unbefahrbar, weßhalb Alles auf Eseln transportirt wird, und der Fußgänger ist in Verlegenheit, genügenden Raum für seinen Körper zu finden, wenn ihm ein Zug dieser beladenen Thiere begegnet. Dicht an die Wand geklemmt, harrt er des Augenblicks, wo es sich entscheiden muß, ob er von den Säcken zerquetscht, erstickt, zertreten, mitgeschleift werden, oder unbeschädigt aus dem Rencontre hervorgehen soll. Zum Ueberfluß ist das Steinpflaster noch sehr holperig, voller Löcher, und oft nimmt noch eine Kloake die Mitte der Straße ein. Das häufig treppenförmige Pflastern und das damit verbundene Auf- und Absteigen trägt endlich auch wenig dazu bei, die Beschwerden eines solchen Weges zu mindern.

Die im Industrie-Palaste zu Paris ausgeführten Anstreicher-Arbeiten haben zur Entdeckung einer neuen Art Firniß geführt, welche mit dem Vorzug gänzlicher Geruchlosigkeit auch die Eigenschaft außerordentlich schnellen Trockenwerdens verbindet. Es wird nämlich die dem Firniß gewöhnlich beigemischte Terpentin-Essenz durch ein ganz neuerfundenes Präparat, „Colocirium Erard" genannt, ersetzt, über dessen Vortrefflichkeit alle Architekten einig sind. Das Mittel trocknet so rasch, daß man in Fällen dringender Arbeit es binnen sechs Stunden dreimal nach einander auf denselben Gegenstand auftragen kann. Ueberdieß sey die Anwendung des Mittels eine höchst einfache, und komme dasselbe noch wohlfeiler zu stehen, als das bisher in Gebrauch gewesene Terpentin.

Zu Linz am Rhein ist man im Innern der katholischen Pfarrkirche mit einem neuen Anstriche beschäftigt. Beim Abkratzen des alten Verputzes hat man jedoch viele Gemälde an's Tageslicht gefördert, deren Bedeutung jetzt schon theilweise zu erkennen ist. Einige Inschriften deuten auf ein höheres Alter, zumal da auch sonst Niemanden deren Vorhandenseyn bis jetzt bekannt gewesen ist. Es sind Schritte dafür geschehen, daß die Staatsbehörde die Wiederherstellung dieser Gemälde im historischen Interesse in Ueberlegung nehme, was um so weniger zu bezweifeln seyn dürfte, als ohnedieß der Fiskus als Zehntherr das Schiff der Kirche zu unterhalten und vermöge dieser Verpflichtung den neuen Anstrich der Kirche jetzt angeordnet hat.

[Der deutsche Michel.] Gewöhnlich wird mit diesem Namen nichts Sonderliches bezeichnet, und doch empfing diese Benennung nach älteren Nachrichten zuerst ein höchst tapferer Mann. Der königlich dänische Generallieutenant Johann Michael Obertraut, welcher bei Hannover 1625 fiel, war den Spaniern in den Jahren 1620 und 1622 ein furchtbarer Gegner. Die Spanier fühlten sich darum oft genöthigt, ihren kühnen Feind mit Achtung zu nennen und gaben ihm allgemein den Namen „Der deutsche Michel", wollten aber mit dieser Benennung nichts Verächtliches, sondern gerade die Kühnheit und Tapferkeit eines deutschen Haudegens bezeichnen.

Mit dem Dampfboote Marianne trafen am 9. September Abends aus England 11 prachtvolle englische Hengste in Koblenz ein, welche für Rechnung Sr. Hoh. des Herzogs von Nassau dort angekauft worden und in das Gestüte nach Weiburg gehen; auch war dabei ein sehr schöner, 200 Pfund wiegender Zucht-Widder, so wie ein Zucht-Eber englischer Race.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei **Lisette Wailandt** in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 222 Montag, 17. September 1855.

Liebe und Verbrechen.

(Fortsetzung.)

Er war aufgestanden und trommelte ungeduldig auf den Fensterscheiben. Hertha trocknete sich die Augen, zog ihren Shawl fester um sich, athmete tief und sagte beklommen:

„Adieu, lieber Onkel!"

„Du bist böse, Hertha. Du wirst mir diese Stunden aber einmal danken. Schulden, liebes Kind, darf Niemand machen, am allerwenigsten eine Frau, das führt zu Kalamitäten, die ganz unberechenbar sind. Aus dem Grund allein gebe ich Dir kein Geld, Du mußt erst in die Lehre."

Hertha lächelte schmerzlich; sie wollte reden, statt dessen aber sandte sie einen jener Gedanken zum Himmel, die sich mit Flammenzügen auf die Stirne prägen.

„Die jetzige Erziehung ist ganz fehlerhaft," brummte der Onkel weiter; „sie erdrückt die Praxis des Lebens, Ihr armen Kinder seyd von der Emanzipation ergriffen, die lawinenartig über Euch stürzt. Wenn ich Dir nicht zu Hülfe komme, so wirst auch Du im Uebel des Jahrhunderts untergehen."

Sie machte eine abwehrende Bewegung.

„Hör', Kind," sagte er etwas weicher gestimmt, „dreitausend Thaler kann ich Dir nicht geben, das ist gegen meinen Grundsatz, mit der Bitte mußt Du zu Deinem Vater; aber wenn Dir mit einem kleinen Geschenk gedient ist . . . ."

Er trat an seinen altmodischen Schreibtisch, schloß ihn auf, klimperte und kramte im Gelde, nahm zwanzig Goldstücke, wickelte sie in ein Papier und wollte sie Hertha reichen. Diese aber trat einige Schritte zurück.

„Lieber Onkel, ich habe mich mit Vertrauen an Sie gewandt, ich glaubte an Ihr gutes Herz. Ich habe mich geirrt; Sie können oder wollen mir nicht helfen, das ist zwar sehr hart (hier ging ihre Stimme in Thränen unter), aber Geschenke brauche ich nicht."

„Pst —" sagte der Onkel, „die hat einen verzweifelten Hochmuth! Nun, desto besser; für die zwanzig Louisd'or, die ich geben wollte, kaufe ich mir morgen arabische Hühner."

Er steckte das Geld fröhlich ein und Hertha rollte auf der staubigen Landstraße der Stadt wieder zu.

Im Wagen übersah sie die ganze Situation. Es war ihre erste bittere Erfahrung, der erste hämmernde Schlag, der die Säulen ihres Glaubens erschütterte. Bis dahin hatte sie das Leben lieblich gedankenvoll angesehen; jetzt auf einmal verzog es die Miene. Sie empfand Heimweh nach ihrer Kindheit, Heimweh nach Ruhe. Die Wellen rauschten, Gedanke und Besinnung sanken, dann tauchten einige Erinnerungen freundlich empor. Ach! wir Alle tragen in uns einen ineinandergestürzten herrlichen Tempel voll Glauben und Vertrauen; wir bemühen uns, in diesen Bau große Raphael'sche Himmelsbilder zu tragen, Altäre zu errichten, Weihrauchwolken aufsteigen zu lassen und so vergebens. Es kommt eine Zeit des Untergangs, der Zerstörung für uns Alle; wer aus dem Schutte sich aufrafft, wer mit eigenen Händen den Bau von Neuem beginnt, der leistet zwar etwas, aber die Jugendkraft ist hinunter, die Begeisterung ist zerstört.

„Die Tante wird mir helfen," dachte Hertha seufzend, „die ist ja engelgut, warum habe ich nicht früher mich an sie gewandt!" Sie rief dem Bedienten zu, nach der Gräfin Ilmenrein zu fahren.

Die Gräfin Ilmenrein war in der ganzen Stadt als eine sehr fromme, gottesfürchtige Frau bekannt. Sie hatte sich von der Welt seit dem Tode ihres Mannes zurückgezogen, man konnte ihr aber täglich zur Vesperzeit in der Kirche oder auf dem Wege zur Kirche begegnen. Hier theilte sie Almosen aus, sprach mit diesem oder jenem Armen und ging dann langsam in den Chorstuhl, der eigens für sie bereitet war. Dort blieb sie regelmäßig eine Stunde, eingewickelt in einen langen Shawl, das Gesicht von einem großen Hute beschattet, das Gebetbuch mit langen knöchernen Fingern bald durchblätternd, bald aufmerksam darin lesend.

Als Hertha an ihrem Hause vorfuhr, war die

Tante noch nicht aus der Kirche heim; eine Magd, mit einer großen Herrnhutermütze angethan, empfing sie mit einer kurzen, fast schnippischen Verbeugung und ließ sie in ein Zimmer treten, das einem klösterlichen Sprachgemach ähnlich sah. Es hatte eine ins Graublaue verschwimmende Tapete und bot außer einem großen in Holz geschnitzten Kruzifix nur wenige Stühle dar. Hertha fühlte sich geängstigt; sie hatte die Tante seit ihrer Verbindung mit Falkenberg vernachlässigt, wie sie denn überhaupt Alle die vernachlässigt hatte, die Falkenberg nicht angenehm waren. Von der poetisch-idealischen Atmosphäre ihres Boudoir's bis zu diesem nüchternen Zimmer war allerdings ein jäher Absturz. Sie empfand das, wie wenn sie einen elektrischen Schlag erhalten hätte; es war ihr, als wäre sie aus den Fluthen des leuchtenden Mittelländischen Meeres plötzlich in die Eisschollen von Spitzbergen gerathen. Die Magd trippelte um sie herum, und da Hertha nicht mit ihr sprach, fing sie, die gelben Wachskerzen auf dem Kamin anzündend, von der „gnädigen Gräfin" selbst zu reden an.

Sie geht tagtäglich in die Kirche und hört alle Predigten," sagte die Magd ungefragt. „Die Kirche, die eingeweiht ist, ist halb von dem Gelde der gnädigen Gräfin erbaut. Unser Haus ist ein geweihter Fleck, auf dem Niemand ungetröstet steht," fuhr sie fort.

„Möchte sie wahr reden," dachte Hertha seufzend und setzte sich sinnend auf einen der harten Stühle und bebte in kindlicher Befangenheit, wie die Thüre im untern Stockwerk sich aufthat und sie der Tante Ilmenrein Kleid auf der Treppe rauschen hörte.

Die Tante trat ein. Sie trug ein in Sammet gebundenes Gebetbuch in der Hand und nahm sich im Halbdunkel des Zimmers wie ein Schatten aus. Demüthig küßte ihr Hertha das Kleid.

„Liebste Tante, ich bin sehr glücklich, Sie zu sehen."

„Ich habe für Dich gebetet, meine Tochter," antwortete sie in salbungsvollem Ton.

„Da thaten Sie ein gutes Werk, denn ich bedarf des Trostes,"

„Trost, Hertha, bedarf auch der Glückliche; vor Allem aber Muth der, der in der Welt lebt. Was führt Dich zu mir?"

„Der Wunsch, Sie zu sehen, liebste Tante."

„Sonst nichts?" fragte die Gräfin Ilmenrein mißtrauisch und blickte Hertha mit stechenden Augen an. Sie hatte das Gebetbuch auf den Kamin gelegt und ihren großen Hut abgesetzt; ihre Formen erschienen nur eckiger, nur dürrer. Eine innere warnende Stimme rief der unglücklichen jungen Frau zu: „auch hier wirst du ungehört bleiben"; dennoch drängte sie der Gedanke an den leidenden liebenden Gatten gewaltsam zum Entschluß.

„Ich komme allerdings mit einer Bitte," sagte sie mit glühenden Wangen; „Sie müssen mir nicht zürnen. Der Wunsch, meinem Mann im Aeußern zu gefallen, das Beispiel der Anderen, meine Unerfahrenheit haben mich in Ausgaben gestürzt, die ich zwar bereue, die ich aber doch bestritten werden müssen. Ich habe Schulden gemacht . . . . ."

Die dürre Tante lächelte ironisch. Hertha konnte den Blick und das Lächeln, das über sie glitt, nicht ertragen, sie fiel mehr, als sie sich setzte, auf den hinter ihr stehenden Stuhl und rief wie außer sich:

„O, liebe Tante, haben Sie Mitleid mit mir. Sie waren ja auch verheirathet, Sie wissen ja auch . . . . ."

„Schweig," fiel hier die fromme Frau ein, „schweig, Sünderin, Weltkind, was redest Du! Soll ich Dein irdisch Treiben befördern, willst Du dem Bösen anheimfallen? Gott wende Dich zu, nicht der Erde. Wirf den Tand von Dir, löse Dich von der Sinnenlust los, nur so kannst Du auf Vergebung hoffen. Statt Deinen Mann zu berücken, gewinn ihn für den Himmel."

„Ach, liebe Tante," antwortete Hertha fast ungeduldig, „es kann in diesem Augenblick gar nicht vom Himmel die Rede seyn. Ich muß durchaus dreitausend Thaler haben, muß sie heute Abend haben, sonst bin ich verloren."

Sie sprach diese Worte mit fieberhafter Hast.

„Unglückliches, verirrtes Kind," rief die Gräfin Ilmenrein, so weit ist es mit Dir gekommen, so tief bist Du gesunken, und Du glaubst, ich würde die Hand bieten, um Dich der gerechten Strafe, die Deiner wartet, zu entziehen? Nein Hertha, erst muß das wahre Licht über Dich kommen."

Sie war aufgestanden und rauschte pathetisch im Zimmer auf und ab.

„Ich werde büßen," erwiderte Hertha demüthig, „Sie aber sind zu edel, um mich der Welt preiszugeben, Sie werden mir helfen."

„Durch Gebet, durch nichts Anderes. Ich darf Geld, daß ich für die Kirche bestimmt habe, nicht in den Sumpf des Lasters werfen."

Hertha weinte heftig. „Wer wird mich retten?" rief sie händeringend. „Ach, ich hatte alle meine Hoffnungen auf Sie gesetzt, ich war gewiß, ein christliches Gemüth, wie das Ihre, würde mich nicht verlassen. Wohin soll ich mich flüchten?"

„Laß die Demüthigungen der Welt über Dich kommen!"

Seltsamer Zauber einer Idee, eines Gefühls! weil Hertha Falkenberg liebte, schien ihr nichts unmöglich. Sie wandelte wie im Traum die Ilmen-

rein'sche Treppe hinunter, schickte ihren Wagen und ihre Leute mit der Weisung zu ihrem Manne, sie würde bald nachkommen, und verlor sich eilenden Schrittes in eine kleine Nebengasse, die in einen Hof und in eine drei Treppen hoch gelegene Wohnung führte. Dort wohnte ein in der ganzen Stadt als Wucherer bekannter Israelit, dessen bleiches Antlitz dem Metall, mit dem er zu thun hatte, nicht unähnlich sah. Lachend hatte ihr Falkenberg einmal die Wohnung des Juden Abraham mit der Weisung gezeigt, daß sie, falls sie Schulden habe, sich an keine bessere, als an diese Quelle wenden könne. Damals war das Scherz gewesen, jetzt sollte der Scherz Wahrheit werden. Eben so schnell als Hertha der Gedanke gekommen war, ward er auch ausgeführt. Sie flog die Stiegen hinauf, brachte mit stockender Stimme ihr Anliegen vor, zitterte vor Wonne, als die dreitausend Thaler in Papier gegen eine Verschreibung auf dem Tische lagen und war mit ihnen wieder zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter, ehe Abraham Zeit hatte, ihr mit der Lampe vorzuleuchten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eisenkopf.

(Fortsetzung.)

Als die Generale und Kriegsräthe, als der Czaar selber und alle Anderen keinen Rath mehr wußten, außer dumpfe Ergebung in das scheinbar unvermeidliche Schicksal, da raffte sie sich auf, drang trotz aller Verbote in Peters Zelt ein, und flehte ihn mit Thränen um die Erlaubniß an, noch einen Versuch zum Frieden wagen zu dürfen. Sie hatte einen Brief in seinem Namen an den Großvezier aufsetzen lassen, und verlangte weiter nichts, als daß er ihn unterschreiben möchte, weil doch die Sachen unmöglich schlimmer werden könnten, als sie schon stünden. Mit Thränen und Bitten erlangte sie endlich von ihm, daß er unterzeichnete. Nun nahm sie Alles Geld, alle Juwelen, Perlen und Diamanten, was sie irgend zusammenraffen konnte, und schickte Alles mit dem Briefe des Czaaren an den General-Adjutanten des Großveziers, von dem sie wußte, daß er die rechte Hand desselben sey. Zwei Stunden vergingen; der Bote kehrte nicht zurück, und die Angst wurde immer größer. Auch Katharina gab nun jede Hoffnung auf. Man faßte den Beschluß, daß man sich mit Tagesanbruch durchzuschlagen versuchen wolle, und Peter gab den Befehl, die ganze Bagage zu verbrennen, damit sie wenigstens nicht den Türken in die Hände fiel. Die Weiber im russischen Lager fingen erbärmlich an zu weinen und zu wehklagen, weil sie mit dem anbrechenden Morgen nichts als Tod oder Sklaverei vor Augen sahen. Die Offiziere munterten die Soldaten auf, ihr Leben theuer zu verkaufen, obgleich sie selber an ihrer Rettung verzweifelten. Alles war Angst und Bestürzung, vom Czaaren an bis auf seinen letzten Mann, — — da auf einmal sollte sich doch diese Angst wider alles Erwarten in freudigen Jubel auflösen. Der abgesandte Offizier kam endlich aus dem türkischen Lager zurück, und brachte zum frohen Erstaunen Aller gute Nachrichten mit. Katharina's Brief und ihre Geschenke hatten Wunder gewirkt. Der Großvezier ließ die tröstliche Antwort geben, er wolle auf sechs Stunden einen Waffenstillstand schließen, und Czaar Peter solle ihm seinen ersten Minister schicken, um mit ihm über die Friedensbedingungen zu unterhandeln.

Was für den Czaaren eine Engelsbotschaft, das war für unseren Gesandten Poniatowski natürlich ein Donnerschlag, und er bot Himmel und Erde auf, die Verhandlungen zu hintertreiben. Aber Osman, der General-Adjutant Mehemets, arbeitete ihm aus allen Kräften entgegen, und zwar mit Erfolg. Der Großvezier ließ sich leicht von ihm zum Friedenschließen bestimmen, denn der Krieg war ja ohnehin seine Sache nicht, wie er selber zum Sultan gesagt hatte. Er glaubte genug gethan zu haben, wenn er seinem Herrn nur alles Das wiederverschaffte, was die Türken im letzten Kriege mit den Russen verloren hatten. Anfangs bestand er freilich auch darauf, daß sich der Czaar mit seiner ganzen Armee auf Gnade und Ungnade ergeben sollte, was unter allen Umständen wohl auch hätte geschehen müssen, — dann aber ließ er mit sich handeln, weil im Koran geschrieben stehe: „du sollst eine feindliche Armee, wenn sie in der Enge ist, nicht so sehr drangsalen, daß sie zu dem Muthe der Verzweiflung ihre Zuflucht nimmt.“

Der Großvezier, obgleich bestürmt von Poniatowski's Drohungen und Eingebungen, schloß also Frieden mit dem Czaaren, und Katharina freute sich ihres Werkes, durch welches sie ihren Gemahl und seine Armee aus einer schlimmen Lage befreit hatte. Die Russen zogen mit klingendem Spiele davon, und die Türken versahen sie bei ihrem Mangel an Proviant noch obendrein mit den nöthigen Lebensmitteln, so daß zwei Stunden nach Unterzeichnung des Traktates der Ueberfluß an die Stelle des Mangels in das russische Lager einzog.

Während dieser Umschwung der Dinge zwischen den beiden Armeen vor sich ging, war der Kurier, den Poniatowski an König Karl abschickte, und der die Nachricht von der Einschließung der russischen Armee brachte, bei uns angelangt. Die Ungeduld, den Czaaren, seinen hartnäckigsten Feind, gedemüthigt und gefangen zu sehen, ließ Karl keine Ruhe.

Er bestieg ein Pferd, und ritt in vollem Galoppe davon. So rastlos trieb ihn seine Ungeduld vorwärts, daß er, anstatt eine halbe Meile Umweg zu reiten, und die Brücke über den Pruth zu passiren, blindlings mit seinem Pferde sich in den Fluß stürzte, und mit Lebensgefahr hindurchschwamm. Wenn er Alles gewußt hätte, er würde sich nicht so sehr beeilt haben! Als er das russische Lager erreichte, zogen die Russen sich eben zurück, und er, ohne sich um sie zu bekümmern, sprengte mitten durch sie hin. So langte er im türkischen Lager an, sprang vor Poniatowski's Zelte vom dampfenden Rosse, und hörte nun die Urias-Nachricht von dem schmählichen Frieden, den Mehemet mit dem Czaaren abgeschlossen hatte.

Er stand da, wie versteinert, wie vom Blitze getroffen, und wollte gar nicht glauben, absolut nicht glauben, was Poniatowski ihm mit dürren Worten erzählte. Endlich aber brach seine Wuth aus, und machte sein Zorn sich Luft. Heiliger Gott, so grimmig hatte ich ihn in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen, als damals. Seine Augen schleuderten Flammen, seine Lippen bebten, seine Wangen bleichte der Grimm, daß sie aussahen, wie frisch gefallener Schnee. In voller Wuth rannte er dann zum Großvezier, überhäufte ihn mit einer Fluth der bittersten Vorwürfe, und drang mit Ungestüm in ihn, augenblicklich den Friedenstraktat wieder zu zerreißen, und den Russen mit den Waffen in der Hand nachzusetzen.

„Hilf' Himmel!“ schrie er, — Mensch, wie hast du überhaupt einen solchen Frieden schließen können!“

Der Großvezier hatte während des ganzen Ausbruches der Wuth, mit welchem Karl ihn überschüttete, eine phlegmatische Ruhe bewahrt, und antwortete jetzt eben so ruhig und trocken: „das ist meine Sache!“

„Aber du hattest ja die ganze russische Armee in deiner Gewalt!“ rief der König.

„Der Koran sagt“, erwiderte der Vezier mit unerschütterlichem Gleichmuthe, — „gib deinem Feinde Frieden, wenn er um Barmherzigkeit bittet.“

„Aber befiehlt er auch“, schrie der König voller Zorn, „einen schlechten Frieden zu schließen, wenn du die Gesetze vorschreiben kannst? Konntest du nicht den Czaaren als deinen Gefangenen nach Konstantinopel führen?“

„Wohl!“ sagte der Großvezier. „Aber wer hätte während seiner Abwesenheit sein Reich regieren sollen? Es taugt nichts, wenn sich die Regenten außer ihrem Lande befinden!“

Bei diesem treffenden Pfeile, der auf ihn selber flog, lachte Karl bitter auf, warf sich auf einen Divan, sah den Großvezier mit zornigen und verächtlichen Blicken an, streckte die Beine aus, und fuhr mit den Sporen vorsätzlich ihm in den Rock, daß er sich darin verwickelte und ihn zerriß. Dann, nach noch einigen heftigen Redensarten, setzte er sich wieder zu Pferde, und sprengte unverrichteter Sache, mit schmerzlich getäuschten Hoffnungen und tief erbittertem Herzen wieder davon.

Als wir in unserem Lager wieder ankamen, fanden wir Alles überschwemmt. Wir verließen daher Bender, und zogen nach Varnitza.

War uns übel zu Sinne wegen des Friedensschlusses, so mochte dem Großvezier Mehemet doch auch nicht ganz wohl zu Muthe seyn, denn er hatte nicht das beste Gewissen, und fürchtete, daß Karl ihn in Konstantinopel der Wahrheit gemäß abschildern werde. Seine Furcht war allerdings auch begründet genug, denn er wurde bald nachher wegen seines Verrathes wirklich abgesetzt, und sein Adjutant Osmar sogar strangulirt. Darum gab er sich alle mögliche Mühe, uns aus der Türkei fortzuschaffen. Er ließ den deutschen Kaiser um freien Paß durch die deutschen Staaten für den König ersuchen, und bot ihm selber 8000 Türken zum sicheren Geleite an, wenn er lieber durch Polen nach Hause gehen wollte. Karl ließ ihm kurz und barsch antworten: „ohne hunderttausend Mann ginge er nicht von der Stelle.“ Nun erhielt der Seraskier von Bender Auftrag vom Großvezier, den König zur Abreise zu bewegen, aber Karl ließ demselben sagen: „er würde dem Ersten Besten, der ihm mit Anträgen käme, die seiner Ehre, und Majestät zuwider wären, auf der Stelle aufhängen lassen..“ — Mit solchen Antworten war er, trotz seiner eigentlich höchst traurigen Lage, immer schnell bei der Hand.

Mittlerweile richteten wir uns bei Varnitza ein, als ob wir Zeitlebens hätten dort bleiben wollen. Der König selber baute sich ein geräumiges, massives Haus, und obgleich er sonst kein sonderlicher Freund von Prunk und Pracht war, so ließ er es doch, den Türken zum Hohn und Trotz, auf das Glanzvollste ausmöbliren.

Es war fast, als ob es ihm ahnete, daß er dieß feste Haus noch einmal nothwendig brauchen würde. Außerdem ließ er noch eine besondere Kanzlei, und ein ansehnliches Gebäude für seinen Liebling, den Baron Grotthusen, errichten.

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

233 Samstag, 29. September 1855.

Liebe und Verbrechen.

(Fortsetzung.)

:ser verbeugte sich und war froh, daß die retende Marie von Truchsal ihn der Ant- iberhob. Er fühlte sich den ganzen Abend n einer unglücklichen, sehr gedrückten Stim- Daß er durch seine Stellung zum Erb- a gezwungen wurde, seine Frau bei Fancy nfels zu produziren, demüthigte ihn eben so, ihn schmerzte. Aber er war nun einmal ncy's Gewalt, sie konnte ihn, wenn sie , vor dem Erbprinzen vernichten, wenn sie ich dann selbst den Todesstoß gab; sie konnte us der Residenz verdrängen, ihn und Hertha cklich machen; daß sie's nicht that, war's muth oder noch nicht ganz verloschene Liebe? war überhaupt ihr Zweck, warum dieser , dieses Jagen nach Ehre, indeß in ihrem n Trauerflöre hingen? War sie ehrgeizig? e sie Falkenberg beweisen, was er verloren Strebte sie vielleicht so hoch, daß sie an eine äßige Heirath mit dem Erbprinzen dachte? iese Fragen kreuzten sich in seinem Hirn, als in Fancy's Boudoir gesetzt hatte, und dort e Harfe, denselben Farbenkasten, dasselbe Al- rkannte, das er einst in so stürmisch glückli- Tagen gekannt hatte. Er fand keinen Leit- , unruhig blickte er umher, da rauschte es an ortièren, und eine Stimme, die er für Fanci's ate, sagte ganz leise: „Ach, liebe Marie, es vas ganz Eigenes um dieses Herz. Sie ha- mich in der heftigsten Krisis meines Lebens ge- n, Sie sind damals gütig, schonend mit mir gegangen, Sie haben nicht gewollt, daß ich mich Verzweiflung, und mehr als das, den unedlen ühlen hingäbe; Sie haben mich getröstet, daß es je vergäße! Aber ich bin Ihnen eine Wahr- schuldig; der Erbprinz . . . ."

Mariens Stimme unterbrach hier Fancy's Worte. sagte rasch:

„Um Gotteswillen, was reden Sie, wohin ver- sich ihre Phantasie; lassen Sie uns in die ellschaft zurückkehren . . . ."

„Nein," antwortete Fancy, „Sie müssen mich hören . . . ." Sie schlug die Portière auseinander, war aber sichtlich betroffen, als sie Falkenberg erblickte. „Wie kommt mein Boudoir zu dieser Ehre?" fragte sie spöttisch.

„Ich blätterte in den Büchern," sagte er verlegen. —

„Und was fanden Sie?" —

„Mathilde — Ulrich — Thomas Thyrnau."

„Himmel," rief Fancy, „eine ganze Bibliothek Romane. Die Buchhändler überschütten mich."

Das Gespräch spann sich fort. Oskar gesellte sich zu den Sprechenden, auch der Erbprinz erschien. Seit einiger Zeit hatte sich Letzterer von Falkenberg ab- und Oskar wieder zugewandt. Falkenberg empfand das mit peinlicher Unruhe. Seine Gesinnung für Oskar ward dadurch nicht wohlwollender; überall, bei jedem neuen Plan, den er dem Erbprinzen vorlegte, trat Oskar dazwischen; er widerstrebte ihm, er arbeitete ihm entgegen. Die Geschäfte, an denen der Erbprinz in einzelnen Branchen schon entscheidenden Antheil nahm, waren verwickelt; es handelte sich um Gränzangelegenheiten und Erbfolge. Hatte am Morgen Falkenberg dem Erbprinzen referirt, hatte er ihm klar dargethan, daß seine Ansicht die richtige sey, so war er gewiß, daß Oskar einige Stunden später den Erbprinzen für seine Meinung gewann. Dieses Schwanken reizte Falkenberg auf's Aeußerste; es reizte ihn der Gedanke, daß er entweder sich Oskar'n unterordnen oder ihn überflügeln müsse. Dazu das quälende Gefühl, daß der Feind sein früheres Verhältniß zu Fancy nothwendig kenne, und mithin eine Gewalt mehr über ihn in Händen habe. War also der beiden Männer Stellung im Kabinette des Erbprinzen von jeher gezwungen gewesen, so ward sie nach und nach durch tägliche Reibungen unerträglich. Oskar, seine moralische Ueberlegenheit fühlend, trat Falkenberg unerschütterlich fest, fast ironisch gegenüber; sein scharfer Verstand unterschied in Falkenberg das Gemachte vom Wirklichen. Je mehr seine Achtung sank, desto schroffer ward er, desto unerbittlicher ließ er seine Meinung und desto verletzender gelten. Hätte ihn

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 233 Samstag, 29. September 1855.

Liebe und Verbrechen.

(Fortsetzung.)

Dieser verbeugte sich und war froh, daß die eintretende Marie von Truchsal ihn der Antort überhob. Er fühlte sich den ganzen Abend er in einer unglücklichen, sehr gedrückten Stimung. Daß er durch seine Stellung zum Erbinzen gezwungen wurde, seine Frau bei Fancy Berdenfels zu produziren, demüthigte ihn eben so, s es ihn schmerzte. Aber er war nun einmal Fancy's Gewalt, sie konnte ihn, wenn sie ollte, vor dem Erbprinzen vernichten, wenn sie h auch dann selbst den Todesstoß gab; sie konnte n aus der Residenz verdrängen, ihn und Hertha nglücklich machen; daß sie's nicht that, war's roßmuth oder noch nicht ganz verloschene Liebe? Bas war überhaupt ihr Zweck, warum dieser lanz, dieses Jagen nach Ehre, indeß in ihrem nnern Trauerflöre hingen? War sie ehrgeizig? Bollte sie Falkenberg beweisen, was er verloren atte? Strebte sie vielleicht so hoch, daß sie an eine chmäßige Heirath mit dem Erbprinzen dachte? lle diese Fragen kreuzten sich in seinem Hirn, als sich in Fancy's Boudoir gesetzt hatte, und dort selbe Harfe, denselben Farbenkasten, dasselbe Alm erkannte, das er einst in so stürmisch glücklien Tagen gekannt hatte. Er fand keinen Leitden, unruhig blickte er umher, da rauschte es an n Portièren, und eine Stimme, die er für Fanci's kannte, sagte ganz leise: „Ach, liebe Marie, es etwas ganz Eigenes um dieses Herz. Sie han mich in der heftigsten Krisis meines Lebens gehen, Sie sind damals gütig, schonend mit mir mgegangen, Sie haben nicht gewollt, daß ich mich r Verzweiflung, und mehr als das, den unedlen efühlen hingäbe; Sie haben mich getröstet, daß h es je vergäße! Aber ich bin Ihnen eine Wahrit schuldig; der Erbprinz ....“

Mariens Stimme unterbrach hier Fancy's Worte. ie sagte rasch:

„Um Gotteswillen, was reden Sie, wohin verrt sich ihre Phantasie; lassen Sie uns in die esellschaft zurückkehren ....“

„Nein,“ antwortete Fancy, „Sie müssen mich hören ....“ Sie schlug die Portière auseinander, war aber sichtlich betroffen, als sie Falkenberg erblickte. „Wie kommt mein Boudoir zu dieser Ehre?“ fragte sie spöttisch.

„Ich blätterte in den Büchern,“ sagte er verlegen. —

„Und was fanden Sie?“ —

„Mathilde — Ulrich — Thomas Thyrnau.“

„Himmel,“ rief Fancy, „eine ganze Bibliothek Romane. Die Buchhändler überschütten mich.“

Das Gespräch spann sich fort. Oskar gesellte sich zu den Sprechenden, auch der Erbprinz erschien. Seit einiger Zeit hatte sich Letzterer von Falkenberg ab- und Oskar wieder zugewandt. Falkenberg empfand das mit peinlicher Unruhe. Seine Gesinnung für Oskar ward dadurch nicht wohlwollender; überall, bei jedem neuen Plan, den er dem Erbprinzen vorlegte, trat Oskar dazwischen; er widerstrebte ihm, er arbeitete ihm entgegen. Die Geschäfte, an denen der Erbprinz in einzelnen Branchen schon entscheidenden Antheil nahm, waren verwickelt; es handelte sich um Gränzangelegenheiten und Erbfolge. Hatte am Morgen Falkenberg dem Erbprinzen referirt, hatte er ihm klar dargethan, daß seine Ansicht die richtige sey, so war er gewiß, daß Oskar einige Stunden später den Erbprinzen für seine Meinung gewann. Dieses Schwanken reizte Falkenberg auf's Aeußerste; es reizte ihn der Gedanke, daß er entweder sich Oskar'n unterordnen oder ihn überflügeln müsse. Dazu das quälende Gefühl, daß der Feind sein früheres Verhältniß zu Fancy nothwendig kenne, und mithin eine Gewalt mehr über ihn in Händen habe. War also der beiden Männer Stellung im Kabinette des Erbprinzen von jeher gezwungen gewesen, so ward sie nach und nach durch tägliche Reibungen unerträglich. Oskar, seine moralische Ueberlegenheit fühlend, trat Falkenberg unerschütterlich fest, fast ironisch gegenüber; sein scharfer Verstand unterschied in Falkenberg das Gemachte vom Wirklichen. Je mehr seine Achtung sank, desto schroffer ward er, desto unerbittlicher ließ er seine Meinung und desto verletzender gelten. Hätte ihn

nicht das Versprechen, das er Fancy geleistet hatte, gebunden, wer weiß, ob er nicht dem Erbprinzen die volle Wahrheit gesagt hätte, doch hielt ihn noch eine andere Rücksicht, die auf Hertha. Sie war nun einmal Falkenberg's Gattin; was er ihm that, that er auch ihr, und ihr wehe thun, schien ihm um so größeres Unrecht, als er sie im innersten Herzen mit der Liebe umfaßte, die Mitleiden ist. Konnte sie auf die Länge glücklich bleiben? Er fragte es sich träumend, wenn er sie harmlos an Abgründen spielen sah, er fragte es sich auch, wenn er unversehens auf Spuren traf, die ihm ein nahendes Gewitter dünkten. Er hatte sie in der Dämmerung aus einem Gäßchen schlüpfen und eiligst mit verwirrten Gesichtszügen ihrem Hause sich zuwenden sehen; er hatte auch erfahren, daß sie mit der Gräfin Ilmenrein entzweit war, und daß diese in mystischen Ausdrücken über ihre Nichte geredet hatte; es beklemmten ihn diese Zeichen kommender Schmerzen, und doch konnte er sie nicht verscheuchen. —

„Ich bin wie gefesselt," sagte er zu Marie, die von Fancy kommend zu ihm in's Zimmer trat, ich höre die Donner über uns rollen, und kann mich nicht von der Stelle bewegen. Spreche ich meine ganze Meinung über Falkenberg dem Erbprinzen gegenüber aus, so dünkt ihm das entweder Eifersucht, oder auch, ich trete Hertha zu nahe. Spreche ich über Fancy, so liegt auch darin wieder ein Unrecht; kurz, es ist ein Wirrwarr, der mich unglücklich macht."

„Und zu ihm kommt ein neuer," entgegnete Marie, indem sie einen Stuhl neben den Schreibtisch zog, und sich liebevoll an ihren Bruder schmiegte. „Ich glaube, nicht zu viel zu sagen, wenn ich Dir versichere, daß Fancy dem Erbprinzen gefällt."

„Das wäre entsetzlich!" rief Oskar.

„Warum entsetzlich," sagte Marie, mit ruhigen Blicken auf ihn. „Fancy hat, trotz ihrer Leidenschaftlichkeit, ein edles Herz, sie hat's bewiesen. Würde sie nicht Dir gefallen?"

„Mir? — Still, still Kind, es gibt Dinge, die Du nicht begreifst. Fancy's Besitz wäre für Jeden ein Unglück. Nachdem was sich zugetragen, und was wir versenkt haben, kann ich am wenigsten daran denken, mich Fancy anders als brüderlich zu nähern. Auch weißt Du, was hier im Innersten pulsirt!"

„Du bist ein Schwärmer," sagte Marie, „aber ein liebenswerther," — dann sich umsehend, ob sie in dem dunkeln Zimmer wirklich mit Oskar allein sey, bog sie sich nahe an ihn heran, und flüsterte mehr, als daß sie's sprach: „Merkst Du denn die Gefahr des Staates nicht, Thor; weißt Du nicht, daß der Erbprinz selbst an eine Heirath denkt?"

„Der Erbprinz Fancy heirathen," rief er und schlug sich vor die Stirn. „Marie, um Gotteswillen, woher kommt Dir der Gedanke?"

„Aus sehr natürlichen Gründen," antwortete sie. „Da er sie nicht zu seiner Geliebten machen kann, so wird er sie zu seiner Frau machen wollen!"

„Und Fancy?" fragte Oskar mit bleichen Zügen.

„Fancy liebt nicht," sagte sie ernst, „aber sie ist stolz. Wenn Du ihr nicht entgegenkommst, so wird sie sich blenden lassen. Du solltest das Leben leichter nehmen, und nicht das Unmögliche von ihm verlangen!"

(Fortsetzung folgt.)

Offizielle Berichte des Marschalls Pelissier und des Generals Niel über die Einnahme Sebastopols.

Der Moniteur vom 25. Sept. veröffentlicht folgende Berichte des Marschalls Pelissier und des Generals Niel an den Kriegsminister:

Hauptquartier Sebastopol, 11. Sept. 1855.

Herr Marschall! Ich werde die Ehre haben, Ihnen mit dem nächsten Dampfschiff einen ausführlichen Bericht über den Kampf zuzusenden, durch den wir in den Besitz Sebastopols gelangt sind. Heute kann ich Ihnen nur flüchtig die Hauptzüge dieser großen Kriegsthat schildern.

Seit dem 16. August, dem Tage der Schlacht an der Tschernaja, und trotz der wiederholten Nachrichten, daß der Feind gegen unsere Positionen an diesem Flusse einen neuen und furchtbareren Angriff beabsichtige, war Alles angeordnet worden, um einen entscheidenden Sturm auf Sebastopol zu unternehmen. Die Artillerie der rechten Angriffslinie begann seit dem 17. August ein lebhafteres Feuer gegen den Malakoffthurm, den Redan der Kielbucht, die benachbarten Vertheidigungswerke und die Rhede, um das Genie in den Stand zu setzen, in der nächsten Nähe des Platzes Logements anzulegen, von denen aus sich die Truppen rasch auf die Umwallung desselben werfen könnten. Das Geniekorps richtete außerdem die Werkzeuge zum Ueberschreiten der Gruben und zum Ersteigen der Mauern her, und am 5. Sept. eröffneten alle unsere Batterien der linken Angriffslinie ein sehr heftiges Feuer gegen die Stadt. Die Engländer beschossen ihrerseits lebhaft den großen Redan und dessen Rückenschanze, welche sie angreifen sollten.

Als Alles bereit war, entschloß ich mich, nach Uebereinkunft mit dem General Simpson, am 8. Sept. um die Mittagszeit den Sturm beginnen zu lassen.

Die Division Mac-Mahon sollte den Malakoffthurm nehmen; die Division Dulac sollte sich auf den Redan der Kielbucht werfen, und im Zentrum sollte die Division La Motterouge gegen die Courtine vorrücken, welche diese beiden Punkte verbindet. Dem General Bosquet hatte ich außer diesen Truppen noch die Gardedivision des Generals Mellinet gegeben, um jene ersten drei Divisionen zu unterstützen. Dieß war die Disposition des rechten Flügels.

Im Zentrum sollten die Engländer den großen Redan angreifen, indem sie den äußersten Vorsprung desselben mit Sturmleitern erstiegen.

Auf dem linken Flügel sollte das ganze Armeekorps, welchem der General de la Marmora eine sardinische Brigade beigegeben hatte und an dessen Spitze sich die Division Levaillant befand, durch die Zentralbastion in das Innere der Stadt dringen und hernach die Mastbastion umgehen, um sich darin festzusetzen. Den General de Salles hatte ich instruirt, seinen Angriff nur in so weit es die Umstände erlaubten, fortzusetzen.

Außerdem sollten die Flotten der Admirale Lyons und Bruat eine wirksame Diversion unternehmen, indem sie gegen die Quarantäne, die Rhede und die dem Meere zugewendeten Werke der Festung feuerten. Allein das Meer ward von einem so heftigen Nordwest gepeitscht, daß weder die Linienschiffe noch die Fregatten ihren Ankerplatz zu verlassen vermochten. Die englischen und französischen Bombardierschaluppen konnten indessen den Kampf unternehmen; sie haben ausgezeichnet gefeuert und uns großen Beistand geleistet.

Mit dem Schlage der Mittagsstunde stürmten die Divisionen Mac-Mahon, La Motterouge und Dulac, durch ihre Führer mit Begeisterung erfüllt, auf den Malakoffthurm, die Courtine und den kleinen Redan der Kielbucht los. Nach Ueberwindung unerhörter Schwierigkeiten und Hindernisse, und nach einem furchtbaren Kampf Mann gegen Mann, gelang es der Division Mac-Mahon, sich in dem vordern Theil des Malakoffthurms festzusetzen. Der Feind sandte auf unsere tapfern Truppen einen Hagel von Projektilen aller Art hernieder; der Redan der Kielbucht, welcher von den nächsten Werken kreuzweis bestrichen und von den Dampfschiffen beschossen wurde, mußte bald nach der Eroberung desselben wieder geräumt werden; allein die Division La Motterouge hielt auf einem Theile der Courtine Stand, und die Division Mac-Mahon gewann mehr und mehr Terrain im Malakoffthurm, wohin der General Bosquet unaufhörlich die Reserven sandte, deren Herbeimarsch ich beschleunigte.

Die übrigen Attaquen hingen von der des Malakoffthurms ab, des Hauptvertheidigungswerkes der ganzen Festung.

Von der Redoute Brancion aus, wo ich mich postirt hatte, erkannte ich, daß der Malakoffthurm in unserer Gewalt bleiben werde, und somit gab ich das mit dem General Simpson verabredete Zeichen.

Sogleich warfen sich die Engländer mit Entschlossenheit auf den Vorsprung des großen Redan; es gelang ihnen, sich darin festzusetzen, und lange kämpften sie, um sich in demselben zu behaupten; aber von den unaufhörlich vorrückenden russischen Reserven und von einem heftigen Artilleriefeuer überwältigt, mußten sie sich in ihre Parallelen zurückziehen.

Auf dasselbe Signal hin hatte der General de Salles die Zentralbastion angreifen lassen. Die Division Levaillant hatte bereits begonnen, sich in derselben und in der Lunette zur Rechten festzusetzen, als nach einem furchtbaren Kartätschenregen eine so beträchtliche Masse russischer Verstärkungen anrückte, daß unsere Truppen, welche durch das Feuer dezimirt und deren Führer kampfunfähig gemacht worden waren, gezwungen wurden, sich in die Waffenplätze zurückzuziehen, von denen aus sie den Angriff unternommen hatten.

Ueberzeugt, daß die Eroberung des Malakoffthurms den Erfolg des Sturmes entscheiden müsse, verhinderte ich die Erneuerung der übrigen Attaquen, welche dadurch, daß sie die feindliche Armee auf allen Punkten der weit ausgedehnten Umwallung zurückhielten, bereits ihren Hauptzweck erreicht hatten; und demnach richtete ich meine ganze Aufmerksamkeit auf den Besitz des Malakoffthurms, den der General de Mac-Mahon vollständig zu erobern vermocht hatte. Indessen bereitete sich ein kritischer Augenblick vor.

Der General Bosquet war so eben von einem großen Bombensplitter verwundet worden, und ich hatte sein Kommando dem General Dulac übertragen müssen. Ein Pulvermagazin der Courtine neben dem Malakoffthurm war in die Luft geflogen und hatte mich die schlimmsten Folgen befürchten lassen.

Die Russen, welche aus diesem Vorfall Vortheil zu ziehen hofften, rückten in dichten Massen vor und griffen in drei Kolonnen das Zentrum, die Linke und die Rechte des Malakoffwerkes an. Aber im Innern des letztern waren schon Vorkehrungen gegen einen solchen Angriff getroffen worden: der General de Mac-Mahon verfügte über unerschrockene Truppen, welche nichts in Furcht zu setzen vermag, und nach verzweifelten Anstrengungen sahen sich die Russen gezwungen, den Rückzug anzutreten. Von diesem Augenblick an verzichteten sie auf jede Offensivbewegung. Das Malakoffwerk war unser und konnte uns nicht mehr entrissen werden. Es war 4½ Uhr Nachmittags.

Es wurden sogleich Maßregeln getroffen, um

den Feind, wenn derselbe einen nächtlichen Angriff versuchen sollte, zurückschlagen zu können. Wir wurden indessen bald aus der Ungewißheit gezogen. Gleich mit Anbruch der Nacht breiteten sich überall Feuersbrünste aus, Minen explodirten und Pulvermagazine flogen in die Luft; der Anblick des flammenumlohten Sebastopol, auf welches die Augen der ganzen Armee gerichtet waren, gehört zu den imposantesten und grauenvollsten Gemälden, welche die Kriegsgeschichte aufzuweisen vermag. Der Feind war in vollem Rückzuge begriffen; dieser wurde während der Nacht bewerkstelligt mit Hülfe der über die Rhede geschlagenen Brücke und unter dem Schutz der unausgesetzt auf einander folgenden Explosionen, welche mich hinderten, dem Feinde nachzurücken und ihn zu beunruhigen. Am Morgen des 9. September war der ganze südliche Theil der Stadt von den Russen geräumt und in unserer Gewalt.

Ich habe nicht nöthig, Ew. Exzellenz auf die hohe Bedeutung eines solchen Erfolges aufmerksam zu machen. Ich brauche ebenfalls nicht von dieser tapfern Armee zu reden, deren kriegerische Tugenden und Hingebung von unserem Kaiser so hoch gehalten werden, und ich müßte Ihnen die große Zahl derjenigen nennen, welche sich unter so vielen braven Soldaten ausgezeichnet haben. Ich bin noch nicht im Stande, dieß zu thun, aber ich werde diese Pflicht in einer meiner nächsten Depeschen erfüllen.

Genehmigen Sie 2c. Der Oberbefehlshaber

Pelissier.

Sevastopol, 11. Sept.

Herr Marschall! Am 8. Sept. ist der Sturm auf Sebastopol unternommen worden. Derselbe hat uns zu Herren des Malakoffwerkes gemacht, dessen Besitz die Vertheidigung der Vorstadt fast unmöglich macht und gestattet, der Stadt die Kommunikation mit dem nördlichen Ufer der Rhede abzuschneiden. Der Feind hat erkannt, daß diese Eroberung entscheidend sey. Nachdem derselbe zu wiederholten Malen mit einem Muth, dem wir unsere Achtung zollen müssen, zur Offensive übergegangen war, aber gewahrte, daß diese letzten Anstrengungen erfolglos blieben, begann er Abends die Stadt zu räumen; während der Nacht steckte er dieselben in Brand und verwandte die Pulvervorräthe dazu, die Vertheidigungswerke und seine großen Etablissements selbst zu zerstören, welche Rußland im Laufe einer langen Reihe von Jahren in dieser Festung gegründet. Er hat alle seine Linienschiffe, Fregatten und kleineren Segelschiffe versenkt und nur die Dampfschiffe verschont; endlich hat er die Floßbrücke wieder abgebrochen, durch welche er mit dem Nordfort in Verbindung stand, indem er uns auf diese Weise die Stadt, die Vorstadt und Alles, was sich im Süden der Rhede befindet, überließ.

Die Vertheidigung ist energisch gewesen: auf mehreren Punkten wurden unsere Angriffe zurückgeschlagen; aber der Hauptangriff, welcher uns den Erfolg sicherte, blieb keinen Augenblick zweifelhaft. Die erste Division des ersten Korps, gegenwärtig von dem General Mac-Mahon kommandirt, eroberte gleich Anfangs das Malakoffwerk und behauptete sich heldenmüthig in demselben, da sie erkannte, daß sich der Schlüssel der Festung in ihren Händen befand.

Ich werde Ihnen jetzt die Anordnungen mittheilen, die getroffen worden waren, um die zahlreichen Schwierigkeiten möglichst zu vermindern, welche dieser schreckliche Sturm darbot, der nicht auf einen zernirten Platz mit einer geringen Garnison, sondern auf eine ungeheure Festung unternommen wurde, die eine Armee vertheidigte, welche vielleicht eben so zahlreich war als diejenige, welche sie angriff. —

Bei den Angriffslinien vor der Stadt waren unsere Laufgräben der Zentralbastion (Bastion Nr. 5 der Russen) bis auf 40 Metres und der Mastbastion (Bastion Nr. 4) bis auf 30 Metres nahe gerückt.

Bei den Angriffslinien vor der Schiffervorstadt hatten die Engländer, welche durch die Schwierigkeiten des Terrains und durch das feindliche Artilleriefeuer aufgehalten worden waren, nur bis auf 200 Metres vor dem Vorsprung des großen Redan (Bastion Nr. 3) vordringen können, gegen welchen ihre Laufgräben gerichtet waren.

Vor der Fronte des Malakoffwerkes waren wir der Umwallung, welche den Malakoffthurm umgibt, bis auf 25 Metres nahe gekommen und unsere Laufgräben brachten uns dem kleinen Redan der Kielbuch (Bastion Nr. 2) ebenso nahe. Dieß erwünschte Resultat verdankten wir der unbestreitbaren Ueberlegenheit, welche unsere Artillerie über die des Feindes erlangt hatte.

Die Oberbefehlshaber der alliirten Armeen hatten folgende Anordnungen getroffen: Der allgemeine Angriff auf die Festung sollte am 8. Sept. um Mittag unternommen werden. Am Morgen des 5. September sollte die Artillerie der Angriffslinien vor der Stadt und die der englischen Angriffslinien, welche bis dahin weniger lebhaft gefeuert, das Bombardement mit großem Nachdruck wieder beginnen. Niemals ist eine ähnliche Kanonade gehört worden; wir hatten in den beiden Angriffslinien mehr als 500 Feuerschlünde aufgestellt, die Engländer besaßen deren etwa 200 und die Russen mehr als wir.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 234 Montag, 1. Oktober 1855.

Der Eisenkopf.

(Fortsetzung.)

Dieß ging so fort bis an die Gränze von Siebenbürgen. Hier beurlaubte Karl sein türkisches Geleit, und ließ den österreichischen Statthalter in Hermannstadt um Päffe und freien Durchzug durch die Staaten des Kaisers ersuchen. In früheren Zeiten hätte er dergleichen wohl schwerlich gethan; aber freilich, die Zeiten hatten sich geändert, und mit ihnen die Umstände. Früher zog er an der Spitze einer mächtigen und siegreichen Armee einher, und jetzt, — ach, es thut Einem weh, nur eine Vergleichung anzustellen.

Der Statthalter gab zur Antwort, daß auf Befehl Seiner Kaiserlichen Majestät bereits alle Anstalten für die Durchreise des Königs getroffen wären, und daß Seine Majestät sich darauf verlassen könne, aller Orten mit der ihm gebührenden Ehrfurcht empfangen zu werden. Die ganze Reiseroute, auch wo er Mittagsmahl und Nachtlager halten sollte, war genau bestimmt, und die Magistrate der verschiedenen Ortschaften hatten Befehl, zum Empfange des Königlichen Gastes Alles aufzubieten, was irgend in ihren Kräften stehe. Auf kaiserlichen Kosten war mithin für alle mögliche Bequemlichkeit gesorgt, und Karl würde mit größter Gemächlichkeit haben reisen können, wenn ihn nicht eben die verzehrende Ungeduld nach seiner Heimath rastlos angespornt und weiter getrieben hätte. Außerdem erfuhr er noch, daß in Dörfern und Städten die Menschen zusammenliefen, und aus den abgelegensten Gegenden schaarenweise herbeiströmten, um den berühmten König von Schweden, der ganz Europa mit dem Schrecken seines Namens angefüllt hatte, zu sehen und anzustaunen. Dergleichen war aber keineswegs nach des Königs Geschmack, und er empfand nicht die mindeste Lust, sich in seinem Unglücke von der neugierigen Menschheit beäugelen zu lassen.

Hier nun war es, wo er den Plan, den er schon längst gefaßt haben mochte, in Ausführung brachte. Am Abend ließ er seine zwei Adjutanten, den Baron Rosen und den Oberstlieutenant Düring zu sich bescheiden, und theilte ihnen mit, daß er sich in der Frühe des folgenden Tages von seiner Begleitung trennen werde, um die Reise in seine Staaten auf Kurierpferden in der größten Eile fortzusetzen. Rosen und Düring sollten ihn begleiten, die Anderen aber sollten in Gottes Namen die vorgeschriebene Reiseroute durch Oesterreich verfolgen, und sich um ihn gar nicht weiter bekümmern. Erst in Stralsund würden sie ihn wiedersehen. Da die beiden Offiziere ihre Bereitwilligkeit, den König zu begleiten, obgleich wohl mit einiger Verwunderung, sofort erklärten, so versammelte Karl noch am nämlichen Abende sein ganzes Gefolge, das aus beinahe zwölfhundert Personen, meistentheils Offizieren, bestand, in der Scheune, wo er sein Nachtquartier aufgeschlagen hatte, und gab auch ihnen seine Absicht zu erkennen. An Widerspruch war natülich nicht zu denken, obgleich seine treuen Begleiter diesen unerwarteten Entschluß augenscheinlich mit Kummer und Besorgniß aufnahmen. Ich selber war ganz bestürzt und erstaunt über diese unerwartete Wendung der Dinge, aber auf der Stelle stand es auch fest bei mir, daß ich mich unter keiner Bedingung vom Könige trennen wollte. Demgemäß traf ich meine Maßregeln, suchte mir eins von den besten Pferden aus dem ganzen Zuge aus, und lagerte mich während der Nacht dicht vor die Thür der Scheune, in welcher der König schlief.

Vor Tagesanbruch war ich schon wieder munter, und harrte der Dinge, die da kommen würden. Alles geschah, wie ich im Voraus vermuthet hatte. Beim ersten Morgengrauen ließ der König drei Pferde vorführen, und galoppirte wenige Minuten später mit dem Baron Rosen und dem Obersten Düring davon. Um sich unkenntlich zu machen, hatte er über sein kurz verschnittenes Haar eine schwarze Perrücke gesetzt, und trug einen Tressenhut. Seine Kleidung bestand in einem grauen Rock und einem blauen Reitermantel. So trat er aus der Scheune, prüfte mit einem Blicke zum Himmel das Wetter, warf noch einen letzten Blick auf sein schlafendes Gefolge, und schwang sich dann

in den Sattel, dessen Steigbügel der Oberst Düring hielt. —

„Vorwärts, vorwärts!" sagte er, als er im Sattel festsaß. „Und vergeßt nicht, daß ich von jetzt an, bis wir in Stralsund ankommen, nicht der König bin, sondern Karl Frisch, schwedischer Kapitän. Fort!"

Er setzte dem Pferde die Sporen ein, im Galopp ging es vorwärts, und seine beiden Begleiter sprengten gestreckten Laufes hinter ihm drein.

„Aha!" dachte ich, — „Karl Frisch also, schwedischer Kapitän! den Namen wollen wir uns doch merken, für den Fall, daß die Spur verloren gehen sollte."

Indeß, mein Pferd war gut, frisch bei Kräften, ein ausgezeichneter Renner und unermüdlich. Ich hatte es mir unter den herrlichen arabischen Hengsten ausgesucht, die der König vom Sultan geschenkt bekommen hatte. Als der Hufschlag der drei vorausgerittenen Reiter nur noch aus der Ferne in mein Ohr klang, setzte auch ich mich zu Pferde, und flüchtig wie ein Vogel sprengte ich hinter dem Könige drein. Als es vollends Tag wurde, hielt ich mich in einiger Entfernung von ihm, um nicht vor der Zeit erkannt zu werden, obgleich es mir ein Leichtes gewesen wäre, den König mit seinen Begleitern einzuholen. Diese wechselten im Laufe des Tages mehrmals die Pferde, mein Abdul aber blieb so frisch bei Kräften, daß es am Abend schien, als ob er kaum ein paar Stunden Wegs zurückgelegt hätte. Als es dunkel wurde, glaubte ich, der König werde auf der nächsten Station Nachtquartier nehmen, — aber darin täuschte ich mich. Die Nacht war, als wir diese Station erreichten, bereits so finster, daß ich fast zugleich mit dem Könige auf den Posthof ritt, ohne Furcht, von ihm oder von seinen Begleitern erkannt zu werden. Auch galt mir's jetzt ziemlich gleich, ob er mich erkannte oder nicht, denn wir waren nun schon weit genug vom Lager entfernt, und ich hoffte zuversichtlich, daß mich der König nicht mehr zurückschicken werde. Trotzdem nahm ich mir vor, mich erst am anderen Morgen vor ihm blicken zu lassen, falls er diese Nacht im Posthofe bleiben würde. Ein Unterkommen fand ich schon neben meinem braven Abdul im Pferdestalle. Aber, wie schon erwähnt, aus dem Nachtlager sollte für Diesesmal nichts werden.

Karl war kaum in den Hof eingeritten, und ich saß ihm dicht auf den Fersen, als ich schon seine Stimme hörte: „Geschwind, Herr Postmeister! Drei Kurierpferde und ein Postillon zum Wegweiser! Wir haben keine Minute Zeit zum Aufenthalte!"

„Oho, Herr!" gab eine mir fremde Stimme, die des Postmeisters, zur Antwort, — „die Pferde müssen doch erst gesattelt werden. Treten die Herren einstweilen nur in mein Haus!"

„Wie lange dauert's, Herr Postmeister? Wie lange?" fragte Karl.

„Höchstens zehn Minuten, Herr! Der Postillon soll sich beeilen," erwiderte der Postmeister.

Die Erklärung schien den König zu befriedigen, denn er trat mit seinen Begleitern in das Haus. Mir aber, das gesteh' ich, gefiel es nicht, noch eine Station weiter reiten zu müssen. Für meine Person machte ich mir nicht viel daraus, aber mein armer Abdul dauerte mich. Wenn er nur wenigstens eine einzige Stunde zum Ausruhen gehabt hätte!

Da fiel mir eine List ein. Ich schlich mich zum Postillon in den Stall und versprach ihm einen Dukaten Trinkgeld, wenn er das Anschirren der Pferde um ein Stündchen verzögern würde. Der Bursche ließ sich durch den Dukaten blenden und versprach's. „Nichts leichter als das!" sagte er. „Laßt mich nur machen, Herr!"

„Ich ließ ihn gewähren, zog Abdul in den Stall, warf ihm Hafer vor und schlich mich in die Küche, um dort für Geld und gute Worte eine Flasche Wein und Brod für Abdul, und ein Weniges zum Essen für mich zu erlangen. Beides erhielt ich. Während Abdul seinen Hafer verzehrte, verspeiste ich ein paar Schnitte Braten, und eilte dann mit der Weinflasche und dem Brode wieder in den Stall hinaus. In der Thür stand der Postmeister, und schalt den Postillon wegen seiner Lässigkeit, der sich's aber nicht sonderlich anfechten ließ, sondern ganz kaltblütig antwortete, er würde schon fertig werden, wenn er nur erst das Riemenzeug in Ordnung gebracht hätte. Ich lachte heimlich über den Burschen, und machte mich daran, für Abdul zu sorgen.

(Fortsetzung folgt.)

Offizielle Berichte des Marschalls Pelissier und des Generals Niel über die Einnahme Sebastopols.

(Fortsetzung.)

Das Feuer des Feindes beschädigte unsere Laufgräben, aber es fügte uns nur geringen Verlust zu. Das unserige kreuzte sich trotz der großen Ausdehnung der Festung über derselben und hat der russischen Armee große Verluste beibringen müssen. Während der dem Sturm vorausgehenden Tage waren die Arbeiter der Infanterie vornehmlich damit beschäftigt, die vordersten Waffenplätze zu vergrößern, die Defilés zu erweitern und die Mittel zur Ueberschreitung der Gräben an Ort und Stelle zu schaffen.

Das Ziel aller unserer Anstrengungen war die Eroberung des hinter dem Malakoffthurm konstruirten Werkes. Dieß Werk (Korniloffbastion der Russen), welches eine ungeheuere Redoute, eine Art von Zitadelle aus Erdwerken ist, befindet sich auf einem Hügel, welcher das ganze Innere der Vorstadt Karabelnaja beherrscht. Dasselbe bestreicht den von den Engländern angegriffenen Redan und ist nur 1200 Metres von dem Südhafen entfernt, über den die Russen eine Floßbrücke geschlagen hatten, welche ihr einziges Kommunikationsmittel zwischen der Vorstadt und der Stadt geworden war. Das Malakoffwerk hat 350 Metres Länge und 150 Metres Breite; seine Brustwehren haben eine Höhe von mehr als 6 Metres und vor denselben befindet sich ein Graben, der unsren Angriffslinien gegenüber 6 Metres tief und 7 Metres breit ist. Das Ganze ist mit 62 Geschützen von verschiedenem Kaliber armirt.

Im vordern Theil des Werkes befindet sich, von der Brustwehr umschlossen, der Malakoffthurm, von welchem nur das untere mit Schießscharten versehene Stockwerk übrig geblieben ist. Im Innern des Werkes haben die Russen eine Menge von Querschanzen angelegt, unter denen sich ausgezeichnete Blenden befinden, wo die Garnison Schutz und Lagerstätten fand; die letzteren sind in zwei Reihen auf beiden Seiten angebracht. Ein russischer Ingenieuroffizier, der gefangen genommen worden ist, gibt die Garnison des Malakoffforts auf 2500 Mann an. Ich habe Ihnen eine Beschreibung dieses Werkes geben zu müssen geglaubt, um Sie in den Stand zu setzen, die Schwierigkeiten zu beurtheilen, welche unsere Soldaten zu überwinden hatten.

Die Fronte des Malakoffwerkes, welche 1000 Metres Länge hat, wird auf unserer Linken von dem Fort Malakoff, auf unserer Rechten von dem Redan der Kielbucht begränzt. Dieß letztere Werk, welches beim Anfang der Belagerung nur ein einfaches Sägewerk war, hatte sich allmälig in eine stark armirte, an der Kehle geschlossene Redoute verwandelt. Die äußeren Fronten des Malakoffwerkes und des Redans der Kielbucht waren durch eine mit 16 Geschützen armirte Courtine verbunden, und hinter dieser Umwallung konstruirten die Russen eine zweite, welche die innern Fronten der beiden Redouten verband. Diese zweite, zum Theil schon armirte Umwallung hatte noch keinen Graben, der ein bedeutendes Hinderniß darbot. Was den Graben der ersten Courtine und des Redans der Kielbucht betrifft, so hatte die felsige Beschaffenheit des Bodens den Feind verhindert, denselben überall gleichmäßig tief zu machen, und an verschiedenen Punkten konnte man denselben ohne große Schwierigkeit passiren. Um die Gräben, die eine große Tiefe hatten, zu überschreiten, hatten wir Brücken erfunden, welche sich vermittelst eines sinnreichen Manövers, worin unsere Sappeurs und Elitetruppen geübt worden waren, in weniger als einer Minute konstruiren ließen. Diese Brücken sind uns von großem Nutzen gewesen.

Die französische Artillerie hatte über die Russen eine so große Ueberlegenheit erlangt, daß sie fast alle die Geschütze zum Schweigen gebracht hatte, welche direkt gegen unsere Angriffslinien gerichtet waren; die verschütteten ließen nicht mehr befürchten, daß unsere Kolonnen beim Vorrücken aus den Laufgräben von einem Kartätschenregen empfangen werden würden; die Brustwehren waren stark beschädigt und ein Theil der aufgeschütteten Erde in die Gräben gesunken; in das Fort Malakoff war endlich eine so große Menge Bomben aus unseren und den englischen Batterien geworfen worden, daß auch die Schießscharten der nicht direkt gegen uns gerichteten Geschütze verschüttet waren und überall die Umwallungen ihre ursprüngliche Gestalt verloren hatten. Aber hinter den in erster Linie gelegenen Vertheidigungswerken besaßen die Russen noch viele Geschütze, deren Feuer wir nur in geringem Maße erwidern konnten, und die Kolonnen, die das Malakoffwerk stürmten, waren dem Feuer der zahlreichen Batterien ausgesetzt, welche die Russen im Norden der Rhede errichtet hatten und deren Schüsse trotz der großen Entfernung gefährlich waren.

Sie wissen, Herr Marschall, daß ich gleich nach meiner Ankunft im Lager vor Sebastopol die Ansicht aussprach, der Malakoffthurm sey der rechte Angriffspunkt, und daß man, nachdem General Canrobert dieser Ansicht beigestimmt, die rechte Angriffslinien begann, welche von dem 2. Armeekorps ausgeführt worden sind. Gegen die Stadt hin hat man sich damit begnügt, die vom 1. Armeekorps ausgeführten Laufgräben gegen deren Linke auszudehnen.

Faßte man den Stand der Dinge so ins Auge, wie er war, als der Sturm beschlossen wurde, so unterlag es keinem Zweifel, daß die Besitznahme des Forts Malakoff ein entscheidendes Resultat herbeiführen werde; und von einer andern Seite stand anzunehmen, daß, scheiterte man auf diesem Punkte, der anderswo errungene Erfolg ohne große Folgen seyn würde. Indessen konnte man einen so ausgedehnten Platz nicht von einem einzigen Punkte aus angreifen; man mußte nothwendig bei den Streitkräften des Feindes jene Theilung zu erhalten suchen, die sich aus der großen Ausdehnung der Enceinte ergab, die er zu vertheidigen hatte, und ihn namentlich hinsichtlich der Stadt zu beunruhigen, in welche die Brücke mündete, auf der er seinen Rückzug antreten konnte.

Um diesen verschiedenen Erwägungen zu genügen, und den Erfolg mit möglicher Schonung des Blutes unserer Soldaten in dem schrecklichen Kampfe,

der sich vorbereitete, zu sichern, beschloß der Oberbefehlshaber, man solle zuerst den Sturm gegen die Fronte des Malakoff ausführen; sey dieser Angriff, der unter seinen Augen zu geschehen habe, gelungen, so sollten auf sein Signal die Engländer den Redan und das erste Korps die Stadt angreifen, um den Feind dadurch zu hindern, zur Vereinigung seiner ganzen Stärke gegen die Truppen zu schreiten, die von dem Fort Malakoff würden Besitz genommen haben.

Die Fronte des Malakoff sollte von drei Kolonnen angegriffen werden: die des linken Flügels, unter dem Befehl des Generals de Mac-Mahon, hatte zur Aufgabe, direkt auf die uns gegenüber liegende Frontseite des Malakoff losgehend und etwas nach rechts schwenkend, sich derselben zu bemächtigen und um jeden Preis darin zu behaupten; die des rechten Flügels, die Division Dulac, sollte gegen den Redan der Kielbucht vorgehen, ihn einnehmen und eine Brigade auf ihrer Linken detachiren, um die zweite Umwallung zu umgehen; endlich sollte das Zentrum, die Division La Motterouge, von der sechsten Parallele aus, da sie einen etwas längeren Weg zu machen hatte und um so viel später anlangte, die Courtine nehmen, sofort auf die zweite Umwallung losgehen und eine ihrer Brigaden zur Unterstützung der ersten Kolonne absenden, wenn diese sich des Malakoffwerkes nicht bemächtigt haben sollte.

Die Wichtigkeit dieser Positionen war der Art, daß man nicht in Zweifel ziehen konnte, der Feind werde, wenn er sie verliere, große Anstrengungen machen, um sie wieder zu nehmen. Demzufolge wurden die Truppen der kaiserlichen Garde dem zweiten Korps zur Reserve gegeben.

Der Chef des Geniebataillons Ragon, der mehrere Sappeurbrigaden unter seinem Befehl hatte, sollte, mit der ersten Kolonne vorgehend, Brücken über die Gräben schlagen, die Minen aufsuchen, den Kolonnen überall die Passage öffnen, und sobald man sich des Forts bemächtigt habe, es an der Kehle schließen, und, um den wiederkehrenden Angriffen zu begegnen, hinten große Passagen für die Heranziehung von Truppen und Geschützen öffnen lassen.

Der Chef des Geniebataillons Renour, der Kolonne des rechten Flügels, und der Kapitän Schönnagel, der des Zentrums beigegeben, ebenfalls mit Sappeurbrigaden unter ihren Befehlen, hatten eine analoge Aufgabe zu erfüllen.

Alle den Dienst des Genie bei den Angriffen auf den Malakoff betreffenden Dispositionen waren durch die Fürsorge des Brigadegenerals Frossard, den Befehlshaber des Genie des zweiten Korps, getroffen.

Um bei dem Angriff auf die Stadt die Hindernisse zu vermeiden, die der Feind am Vorsprung der Mastbastion angehäuft hatte, war beschlossen worden, daß der Hauptsturm auf die Zentralbastion zwischen ihrem Vorsprung und der Lünette zur Linken ausgeführt werden, und daß die Sturmkolonne, sobald sie sich in der Zentralbastion festgesetzt habe, einen Theil ihrer Streitkräfte gegen die Kehle der Mastbastion entsenden solle, deren rechte Vorderseite alsdann von der sardinischen Brigade, die sich behufs Theilnahme an den Operationen des ersten Korps eingefunden habe, angegriffen werden würde.

Der Divisionsgeneral Dalesme, das Genie des ersten Korps befehligend, hatte für die Angriffe auf die Stadt Dispositionen getroffen, denen analog, welche ich eben für die Angriff auf die Vorstadt Karabelnaja dargelegt habe.

Am 8. September, um 8 Uhr Früh, ließ man gegen die Zentralbastion zwei Schleuderminen springen, deren jede mit 100 Kilogrammen Pulver geladen war. Die Explosion geschah gegen die Mitte der Bastion und schien dort große Unordnung hervorzurufen. Zu der nämlichen Stunde ließen wir vor unsern Laufgräben gegen das Malakoffwerk drei Minen, die zusammen mit 1500 Kilogrammen Pulver geladen waren, spielen, um die inneren Gänge der russischen Mineure zu sprengen und unsere Soldaten zu sichern, die sich in den Laufgräben, unter welchen nach Aussage der Ueberläufer der Boden unterminirt war, in Masse ansammelten.

Präzis um 12 Uhr stürmten unsere Soldaten aus den von der Fronte des Malakoff vorgeschobenen Waffenplätzen. Mit überraschender Schnelligkeit setzten sie über die Gräben, und, die Brustwehren erklimmend, griffen sie den Feind mit dem Rufe: Vive l'Empereur! an. Da bei dem Malakoffwerk die inneren Böschungen eine große Höhe hatten, so warteten die zuerst Hinaufgekommenen einen Augenblick, um sich zu formiren, stiegen dann auf die Brustwehr und sprangen in das Werk.

Der Kampf, der mit Schüssen begonnen hatte, wurde nun mit dem Bajonnet, mit Steinwürfen und Kolbenschlägen fortgesetzt; der Wischer war in der Hand der russischen Kanoniere zur Waffe geworden; überall aber wurden die Russen getödtet, gefangen genommen oder vertrieben, und der Kampf hatte noch keine Viertelstunde gedauert, als schon die französische Fahne auf der eroberten Redoute wehte.

(Schluß folgt.)

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 235 Dienstag, 2. Oktober 1855.

Liebe und Verbrechen.

(Fortsetzung.)

„Das thue ich auch nicht, liebe Marie, aber ich suche so viel Harmonie als möglich hinein zu bringen, denn ich finde, daß der größte Schmerz innerer Zwiespalt ist."

„Was wäre dann dieser Zwiespalt?" fragte sie rasch.

„Das besitzen, was ich nicht liebe, und das lieben, was ich nicht besitze."

„Armer, armer Oskar," sagte Marie sanft, „und in all' dieses verhüllte Weh gelingt es mir nur hier und da einen Tropfen Balsam zu gießen. Wie mich das schmerzt!"

Sie schlug ihren Arm um ihn, und sah ihm tief in das treue Auge. Fancy beurtheilte sie mit der reinsten, jungfräulichsten Unschuld. Die Pläne ihres Bruders waren ihr nicht unbekannt; sie kombinirte gern, und mußt' es wohl, da man älteren Personen gewöhnlich mehr Verstand zutraut, als sie vielleicht nur Gemüth haben.

Oskar lächelte zu ihren, wie Politik klingenden Vorschlägen. „Kannst Du sie denn gar nicht ein bischen lieb haben?" hatte sie gefragt.

„Liebes Herz," antwortete er, „zwischen dem Lieben und dem Liebhaben ist gar ein großer Unterschied, und Du wirst mir zugestehen, daß Fancy keine Frau zum Liebhaben ist." —

„Sie ist zum Anspruch an die Liebe geschaffen, ja, zum äußersten Anspruch. Wenn sie mir gegenüber eine geringe Erwartung hätte, wenn ich aus der Ehe mit ihr einen Vertrag, aber kein Feuermeer machen, wenn ich das Glück, das ich geträumt, bei Seite setzen und mich ihr kühl entgegentragen könnte, dann wäre Alles leichter, aber — es würde sie unglücklich machen!"

Marie schlug die Augen nieder. Sie fühlte wohl, daß Oskar Recht hatte. Mit Hertha wäre er glücklich geworden; mit Fancy konnte er es auch dann nicht seyn, wenn er selbst mit beiden Füßen über den Abgrund sprang, in dem tief versenkt ihre Vergangenheit mit Falkenberg ruhte. Sie stellte im Geiste die beiden Frauen gegenüber, sie prüfte mit schmerzlicher Wahrheit . . . hier namenlose Freudigkeiten einer Seele, die die Unschuld wie reine Quellen durchfluthet, und dort die Lavaströme der durchwühlendsten Leidenschaft. Für die Eine wäre jedes Opfer ein Genuß gewesen; für die Andere wuchs aus jeder Freude eine Stachelpalme.

Das ist der Unterschied zwischen einem reinweiblichen Gemüthe, das nur heitere und klare Blicke auf das Leben richtet, und einem, das im Nebel der Leidenschaften hier und dorthin schwankt und unfähig ist, wahr und fest zu sagen: das ist Recht, das ist Unrecht. Das Eine beseligt, das Andere zerreißt. In dem Einen schwimmen kleine, bewohnbare Inseln, an denen man zu jeder Zeit landen kann; in dem Andern ragen Felsenriffe und Sandbänke hervor, man zerschellt sich an ihnen.

9.

Am folgenden Morgen stand Hertha in einem Zimmer, das nach englischer Art mit Albums und sonstigen Büchern, die auf den Tischen umherlagen, geschmückt war. Ein Buch, in rothes Leder gebunden, zog ihre Aufmerksamkeit auf sich; die Anfangsbuchstaben: A. und E. verschmolzen sich in einer Chiffre. Etwas beklemmt, aber doch ahnungslos, schlug sie es auf; die erste Seite zeigte eine Landschaft, auf der zwei Drathbrücken zwischen Bergen hervorguckten. Darunter standen die Worte: „Gedenke des Tages, wo ich Dich zuerst erblickte!"

Zitternd wandte Hertha das Blatt. Wie ihr war, wußte sie selbst nicht, aber es flog ihr eine Ohnmacht über die Augen, als sie die St. Nikolauskirche und auf ihren Stufen eine weibliche Gestalt und Falkenberg erkannte. Es war nur eine Skizze, doch hätte Hertha unter Hunderten diese Gestalt, diese leicht hingeworfene Form, diesen Mantel und diese Bewegung mit der Hand erkannt. Sie fing am ganzen Leibe an zu beben, es tanzte ihr vor den Augen, es brausten Erinnerungen heran, die sie nicht abzuwehren wußte. War Falkenberg nicht lange in Freiburg gewesen, trug der

Brief, den sie unter dem Briefbeschwerer gefunden und — nicht gelesen hatte, nicht die Aufschrift „Freiburg?“ War dieß nicht Falkenberg's Handschrift, jenes nicht eine Scene aus seiner „heiligen“ Jugendzeit, wie er es nannte?

Jetzt erst besann sie sich, wo sie war. Bei Fancy Werdenfels! Ja, sie hatte es über sich gewonnen, ihrer Liebe auch dieses Opfer zu bringen. Sie stand im Vorzimmer bei Fancy Werdenfels.

Schweigend hatten an diesem Morgen Hertha und Falkenberg am Frühstückstische sich gegenüber gesessen. In beider Seelen hatte die Erinnerung des vergangenen Abends gepocht, in beider Seelen wühlte und brannte der Vorwurf und der Zwiespalt. Hertha brach zuerst das Schweigen.

„Ich bin sehr unglücklich,“ sagte sie.

Dieses Wort rührte Falkenberg unaussprechlich. Er war aufgesprungen, küßte sie und rief: „Du hast ganz rothe Augen, Hertha, Du hast also geweint, und obendrein hast Du nicht geschlafen. Das ist nun meine Schuld, und so bitte ich: vergieb mir!“ —

„Bitte mich nie um Vergebung,“ entgegnete sie sanft, indem sie ihn neben sich zog, „das demüthigt mich. Du hast in meinem Herzen ewig Recht, aber — Deine Verhältnisse dringen Dir zuweilen ein Unrecht auf. Ich habe mir das über Nacht zurechtgelegt.“

Sie sah unbeschreiblich lieblich aus, als sie das sagte. Es war wirklich, als wenn ihr versöhntes Innere aus allen Poren mit himmlischen Lichtstrahlen bräche.

„Ich bin so froh, daß ich Dir das sagen kann,“ sprach sie weiter, „und fühle mich so stark“ — ihre Stimme brach, sie zitterte, sah weg, ermannte sich wieder, und sagte nochmals, aber leise — „ich fühle mich so stark, daß ich denke, ich fahre heute Früh zu Fancy Werdenfels. Mein Vater hat mir zwar geboten, die Soiréen nicht zu besuchen“ — . . . ihre Stimme ging wieder in Weinen über . . . „aber eine Morgenvisite verpflichtet mich zu nichts. Den Gefallen darf ich Dir thun. Ist's so Recht?“

„Ach, Alles ist Recht, was Du thust,“ rief Falkenberg, „aber wie Du's thust, darin liegt Deine Eigenthümlichkeit. Das stempelt Dich zum Engel!“

Hertha ließ sich um ein Uhr ankleiden, um zu Fancy zu fahren. Falkenberg wohnte ihrer Toilette bei. „Sie soll sehen,“ dachte er, „daß ich bei dem Tausch nichts verloren habe.“

Er gab Hertha selbst den Shawl um, rückte an der weißen Feder, die ihr von dem Rosahütchen auf die Schulter floß, half ihr die Handschuhe an, sah, ob die Pelzstiefel warm genug seyen, und küßte sie dann schwärmerisch auf die weiße Stirne. „Segen über Dich und Dein Thun,“ sagte er. „Du glaubst nicht, wie peinlich meine Lage dem Erbprinzen gegenüber gewesen wäre, wenn Du bei Deinem Nein, die Werdenfels betreffend, beharrt hättest. Es ist nur zu deutlich, daß er sie liebt. Weil er sie liebt, will er, daß man ihr schmeichelt.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Eisenkopf.

(Fortsetzung.)

Mit einem Theile des Weines tränkte ich das Brod, und gab es dem edlen Rosse, mit dem übrigen Wein aber wusch und rieb ich ihm die schlanken Glieder, wie ich es manchmal unsere Kavalleristen hatte machen sehen, wenn sie ihre Pferde zu außerordentlichen Dienstleistungen vorbereiten wollten. Vor Ablauf der verlangten Stunde war ich fertig, und steckte dem Postillon den versprochenen Dukaten zu. Der Bursche hatte ihn redlich verdient, denn nicht nur der Postmeister, sondern auch der König selber waren ihm mit Schimpfen und Drohungen wegen seiner Langsamkeit zu Leibe gegangen, so daß er sich kaum noch ihrer hatte erwehren können. Nun aber, als er seinen Dukaten in der Tasche fühlte, ging auf einmal Alles ganz prächtig und geschwind, und zwei Minuten später hielten die Pferde vor der Hausthür. Der König, voller Ungeduld, sprang gleich auf's Erste beste, und ritt davon. Ich im Nu hinterher, und befand mich nach zwei Sekunden dicht an seiner Seite.

„Bist Du es, Düring?“ redete mich der König an, da er mich bei der tiefen Dunkelheit natürlich nicht erkennen konnte.

„Halten zu Gnaden, nein, Ew. Majestät!“ antwortete ich.

Ei, zum Henker, wer bist Du denn?“ schrie er. „Und woher kennst Du mich?“

„Ich kenne Ew. Majestät wohl, und Ew. Majestät kennen mich auch,“ sagte ich.

Mit einem Ausrufe der Ungeduld drängte der König sein Pferd dicht an das meinige heran, und schaute mir unter den Hut. „Roos!“ schrie er. „Zum Henker, wie kommst Du hierher! Dacht' ich's doch, daß der Schelm es seyn würde.“

„Ew. Majestät dachten ganz recht,“ gab ich zur Antwort. „Nur darin dachten Sie unrecht, daß Sie meinten, Roos würde seinen König allein reiten lassen.“

„Aber ich brauche Dich nicht!“ schrie er mich an. „Auf der Stelle sollst Du umkehren, und Dich den Anderen wieder anschließen.“

„Wie Ew. Majestät befehlen!“ sagte ich trocken.

„Nur möchte ich mir vorher meinen Abschied ausbitten."

„Wozu? wozu?" rief er. „Aber Du sollst ihn haben, wenn Du so trotzig bist! Auf der Stelle!"

„Danke, Ew. Majestät!" sagte ich, und ritt im Galopp neben ihm weiter.

„Kerl, warum kehrst Du nicht zurück?" schrie mich der König nach einem Weilchen wieder an.

„Weil ich nicht mag, Ew. Majestät."

„Aber ich habe Dir doch befohlen . ."

„Majestät haben mir nichts mehr zu befehlen, nachdem ich meinen Abschied bekommen.

„Aber wo willst Du hin?"

„Immer neben oder dicht hinter Ew. Majestät her. Die Landstraße ist frei."

„Aber, Kerl, ich lasse Dich füsilliren!"

„Frisch zu, Majestät! Aufrichtig gesagt, auf andere Weise werden Sie mich auch nicht los!"

„Das ist ehrlich gesprochen, wahrhaftig! Und gerade heraus!" rief der König. Dann lachte er laut, und gab mir einen leichten Streich mit der Reitpeitsche. „Meinetwegen denn!" fügte er mit veränderter Stimme hinzu. „Ich sehe schon, Du bist schlimmer, wie eine Klette, und im Grunde, — ich weiß, daß ich mich auf Dich verlassen kann. Reite mit in Gottes Namen, aber ein Spazierritt wird's nicht, darauf magst Du Dich gefaßt halten. Uebrigens bin ich unterwegs der schwedische Hauptmann Frisch! Verstanden?"

„Sehr wohl, Herr Hauptmann."

„Nun denn, abgemacht! Gib die Sporen! Wir müssen rasch weiter. Düring und Rosen mögen sehen, wie sie nachkommen."

„Und mein Abschied?" fragte ich.

„Pah! Der Hauptmann Frisch hat ihn Dir gegeben, aber der König Karl bestätigt ihn nicht. Vorwärts! Vorwärts!"

Und fort ging es, immer im Galopp, durch die finstere Nacht, so daß mich's ein halbes Wunder dünkt, wie wir, ohne Hals und Bein zu brechen, die nächste Station erreichten. Hier endlich gönnte Karl sich und uns ein paar Stunden Ruhe, aber der Morgen graute noch lange nicht, so rief er uns auch schon wieder aus dem Schlafe wach. Rosen und Düring machten große Augen, als sie mich bei der Reisegesellschaft erblickten. Da aber der König mich ruhig gewähren ließ, so machten sie natürlich auch keine Umstände. Zwei Stunden vor Sonnenaufgang saßen wir wieder zu Pferde, und weiter ging es, im Galopp und Carrière, was die armen Thiere laufen konnten. Mein schöner, edler Abdul dauerte mich.

(Fortsetzung folgt.)

Offizielle Berichte des Marschalls Pelissier und des Generals Niel über die Einnahme Sebastopols.

(Schluß.)

Der Redan der Kielschlucht war nach einem sehr hitzigen Kampf ebenfalls genommen worden; die Kolonne des Zentrums war bis zur zweiten Umwallung vorgedrungen. Ueberall hatten wir von den angegriffenen Werken Besitz genommen. Der Oberbefehlshaber gab das verabredete Zeichen zum Angriff auf den großen Redan und etwas später zum Angriff gegen die Stadt.

Die Engländer hatten 200 Metres unter einem furchtbaren Kartätschenfeuer zurückzulegen. Dieser Raum war bald mit Leichen besäet; aber diese Verluste hielten den Marsch der Angriffskolonne nicht auf, die sich sogleich gegen das Hauptwerk kehrte; sie stieg in den Graben, der ungefähr fünf Fuß Tiefe hat, hinab, erstieg allen Anstrengungen der Russen zum Trotz die Escarpe und nahm ihnen den Vorsprung des Redan weg.

Indessen sahen die englischen Soldaten nach einem ersten Kampfe, der den Russen theuer zu stehen kam, nur einen weiten, ganz offenen Raum vor sich, von den Kugeln des Feindes übersäet, der sich hinter fernliegenden Querschanzen gedeckt hielt. Die Ankömmlinge vermochten kaum die zu ersetzen, welche kampfunfähig wurden. Erst nachdem sie nahezu zwei Stunden diesen ungleichen Kampf ausgehalten hatten, entschlossen sich die Engländer, den Redan zu räumen.

Der Angriff auf die Zentralbastion bot das nämliche Resultat. Unsere Soldaten des ersten Korps überwanden alle Hindernisse, griffen den Feind tapfer an und bereiteten demselben im ersten Augenblicke große Verluste; bald aber, von Feuern übergossen und gegen Schüsse, denen sie aus verschiedenen Richtungen ausgesetzt waren, keinen Schutz mehr findend, verzichteten sie auf einen Angriff, in welchem nicht über die Gebühr hartnäckig zu seyn, vom Oberbefehlshaber ihnen anbefohlen war.

In der Fronte des Malakoff machten die Russen große Anstrengungen, um die Werke wieder zu erobern, die ihnen genommen worden waren. Mit zahlreichen Kolonnen, von Feldgeschützen unterstützt, gegen den Redan wiederkehrend, gelang es ihnen, denselben wieder zu nehmen und uns zu zwingen, die zweite Umwallung zu verlassen; aber die ersten Angriffskolonnen, von der kaiserlichen Garde unterstützt, blieben unerschütterlich hinter der äußern Böschung der ersten Umwallung stehen.

Einigemal kehrte auch der Feind wieder zurück und machte Angriffe auf den Malakoff, indessen umsonst; die Leichen des Feindes häuften sich vor

der Kehlfront; aber die erste Division blieb unerschütterlich und beim Sinken des Tages waren wir Herren dieser Zitadelle, ohne welche die Russen nur noch für wenige Tage ihre Vertheidigung fortsetzen konnten und mit Aufopferung noch eines Theils ihrer Armee, die, nach Zerstörung der großen Floßbrücke, außer Verbindung mit dem Norden der Rhede geblieben seyn würde. Auch haben sie einen großen Entschluß gefaßt. Sie hatten alle Anstalten getroffen, um für den Fall, daß sie gezwungen werden sollten, den Platz zu verlassen, denselben mit ihren eigenen Händen zu zerstören. Während der Nacht vom 8. zum 9. September haben uns gewaltige Explosionen verkündigt, daß dieser große Kampf zu seinem Ziel gekommen sey. Der Feind verließ Sebastopol, aber er wollte nur Ruinen zurücklassen.

Unsere Verluste sind groß, aber die Armee, auf welche der Kaiser stolz seyn kann, hat sich um das Vaterland wohl verdient gemacht, die so langwierigen und so mühsamen Belagerungsarbeiten haben ihre Geduld niemals ermüdet. So oft unsere Soldaten den Feind angegriffen, haben sie große Tapferkeit bewiesen, und der Sturm vom 8. September ist eine Waffenthat, auf welche Frankreich stolz seyn kann.

Bei dieser letzten Probe hat das Geniekorps noch Verluste erlitten, aber minder zahlreiche, als ich befürchten konnte. Der Kapitän Schönnagel (Jean Alfred), ein ausgezeichneter Offizier, ist getödtet; der Bataillonschef Fournier, der Kapitän Ansous, Adjutant des Generals Dalesme, der Kapitän Laruelle, und die Lieutenants Joyeux und Pradelle sind verwundet worden. Unter den Unteroffizieren und Soldaten befinden sich 24 Todte und 122 Verwundete.

Die Bataillonschefs Renoux und Ragon, welche das Beispiel großer Tapferkeit gegeben haben, sind von den unter ihren Befehl gestellten Offizieren und Sappeurs vollkommen unterstützt worden. Bei diesem letzten Sturm, wie während der ganzen Dauer der Belagerung, hat jeder wacker seine Pflicht gethan. Ich kann Ihnen hier nicht die Namen aller derjenigen nennen, die es verdient haben, Ihnen besonders bezeichnet zu werden und für welche ich um Belohnungen werde zu bitten haben: es wird dieß der Gegenstand einer besonderen Arbeit seyn, mit der ich mich demnächst beschäftigen werde.

So ist denn diese denkwürdige Belagerung zu Ende, bei welcher die Mittel der Vertheidigung und die des Angriffs riesenhafte Verhältnisse erreicht haben. Die Russen hatten mehr als 800 Feuerschlünde in Batterie und eine Garnison, deren Stärke und Zusammensetzung sie nach Gefallen konnten wechseln lassen. Nach der unerdenklichen Menge von Wurfgeschossen, die sie uns zugesandt haben, ist man erstaunt zu sehen, daß sie noch reichlich damit versehen waren, und ich habe Grund zu glauben, daß sie mehr als 1500 Stück in dem Platz zurückgelassen haben.

Die Belagerungsarmee besaß in den verschiedenen Angriffslinien gegen 700 Feuerschlünde, welche mehr als 1,600,000 Schüsse gethan haben. Unsere Laufgräben, die größtentheils durch Sprengungen im Felsen ausgeführt sind, haben eine Ausdehnung von mehr als 80 Kilometres (20 Lieues). Es sind 80,000 Schanzkörbe, 60,000 Faschinen und eine Million von Erdsäcken verwendet worden.

Niemals hat das Geniekorps so schwierige und so zahlreiche Arbeiten auszuführen gehabt und bei keiner Belagerung hat dasselbe so große Verluste erlitten. Es sind 31 Offiziere getödtet und 33 verwundet worden. Unter den Getödteten befinden sich der General Bizot, dessen Name am Tage des Triumphes nicht mit Stillschweigen übergangen werden kann, der würdige Oberstlieutenant Guérin, 6 Bataillonschefs, 20 Kapitäns und 3 Lieutenants. Diese harte Prüfung hat den Muth unserer Offiziere keinen Augenblick erschüttert, und die Genietruppen sind diesem edlen Beispiel gefolgt. Zwei Sappeurkompagnien haben bereits den vierten Kapitän, indem die drei ersten an ihrer Spitze gefallen sind; ihre Begeisterung ist darum nicht geringer geworden. Die Sappeur- und Mineurarbeiten haben die Unteroffiziere und Soldaten mit unerschütterlichem Muth fortgesetzt und stets die größte Unerschrockenheit an den Tag gelegt.

Indem ich diesen Bericht schließe, muß ich Ihnen sagen, Herr Marschall, daß fortwährend die größte Eintracht zwischen der Artillerie und dem Genie geherrscht hat. So oft eins dieser beiden Korps dem andern zu Hülfe kommen konnte, hat es dieß mit dem größten Eifer gethan, und diese Harmonie hat uns in den Stand gesetzt, viele Schwierigkeiten zu überwinden.

Ich habe auch meine Beziehungen zu dem General Harry Jones, dem Befehlshaber des Geniekorps der englischen Armee, in jeder Hinsicht lobend zu erwähnen. Unser Ziel war dasselbe, und wir sind nie verschiedener Meinung über die Mittel zur Erreichung desselben gewesen. Schon bei der Belagerung Bomarsunds hatte ich Gelegenheit, die Loyalität und den edlen Charakter dieses Offiziers zu würdigen. Ich habe mich glücklich geschätzt, denselben vor Sebastopol wiederzufinden.

Genehmigen Sie 2c.

Der Divisionsgeneral, Adjutant des Kaisers und Befehlshaber des Geniekorps der Orientarmee
Niel.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 236 Mittwoch, 3. Oktober 1855.

Liebe und Verbrechen.

(Fortsetzung.)

„Schmeichelt ihr denn das, wenn ich zu ihr fahre?“ fragte sie lachend.

„Freilich, lieber Engel. Du zeigst ihr dadurch, daß Du sie achtest, zeigst es ihr nicht allein, sondern auch der Welt und dem Erbprinzen, was mir wichtig ist.“

Sie fuhr zu Fancy Werdenfels, bei der sie sich melden ließ. Man hieß sie aussteigen und in ein Zimmer treten. „Lady Werdenfels wird sogleich erscheinen,“ sagte der galonirte Bediente, indem er die Thüre hinter sich zuzog. So stand und harrte die aufopfernde Seele, so stand sie, leichenblaß über das was sie sah. Sie wollte aufschreien, die Last zersprengte ihr die Brust, aber da sah sie auf einmal Fancy vor sich im reizenden Morgennegligé, mit den leuchtenden Augen und den pechschwarzen Locken, die ihr an den Wangen hinabflossen. Sie war wunderbar schön, als sie so dastand, schön durch ihre eigene Schönheit! Das Zimmer strahlte im Sonnenglanz, und doch schien es, als ginge aller Glanz von Fancy aus.

Hertha hatte sich fest vorgenommen, sehr freundlich zu seyn, sie wollte den Widerstand, den sie den Soiréen leisten mußte, wieder gut machen durch erhöhte, fast liebevolle Höflichkeit, sie wollte auch Falkenberg Freude machen durch dieses Entgegenkommen, aber nun war Alles wie umgewandelt in ihr. Sie war kalt wie der Marmor, erstarrt wie das Eis, das die Sonne nicht wegzuschmelzen vermag. Sie konnte nicht das sagen, was sie wollte, sie fühlte, daß die Worte ihr in der Kehle stecken blieben; sie erhob sich bei Fancy's Eintritt langsam, sie folgte ihr mechanisch in das kleine Boudoir, aber sprachlos, verwirrt, so daß Fancy sie verwundert ansah, und endlich fragte: „Ist Ihnen unwohl?“ — „Sehr,“ antwortete Hertha gedankenlos, denn sie wollte mit Aufwand aller ihrer Kraft sagen: „Sehr wohl.“ Aber sie konnte nicht, es bebte, es schwankte, es weinte, es klagte in ihr mit tausend Stimmen: „treulos, treulos!“ — Nach fünf Minuten erhob sie sich wieder, sie wußte weder, was Fancy gesagt, noch was sie ihr geantwortet hatte, ihre Seele lag zwischen eisernen Pressen, und ihre Gedanken flossen zu lauter kleinen tanzenden Schneeflocken zusammen.

„Sie wollen schon gehen?“ fragte Fancy erstaunt.

Hertha nickte mit dem Kopfe; es wandelte sie eine ungeheure Lust an, Fancy zu sagen: „Und Sie waren in Freiburg, und Sie liebten Falkenberg,“ aber sie bezwang diese Lust, denn eben als sie an der Thüre stehend, geisterartig zurück auf Fancy zuschreiten und sie mit dem Blick der Verzweiflung messen wollte, meldete der Bediente Herrn von Truchsal! Oskar trat ein, er verbeugte sich erstaunt, Hertha hier zu finden. Das verstörte Wesen befremdete ihn noch mehr, als dieß Hierseyn, bald sah er auf Fancy, bald auf Hertha, aber diese schwankte, hielt sich, diesen Blick nicht ertragend, an einem Stuhl, der ihr zunächst stand, und sank kraftlos zusammen. — Man brachte sie in den Wagen, er kam wie ein Leichenzug vor ihrem Hause an. Hertha stieg mühsam aus, suchte und fand ihr Schlafzimmer, warf Muff und Boa von sich, und fiel in unaussprechlichem Schmerz auf ihr Bett. Sie hatte keine Thränen, die Unglückliche; sie sah stundenlang auf eine Stelle, sie öffnete nicht, als Falkenberg klopfte. „Er ist treulos,“ sagte sie sich, „treulos!“ Sie wiederholte das Wort wohl hundertmal, es enthielt für sie Alles, Alles, was sie sich an Weh vergegenwärtigen konnte. Dann kamen einzelne Betrachtungen. Was Falkenberg ihr gesagt, erschien ihr jetzt wie eine Versuchung. Der nie gekannte Funke der Eifersucht zündete; im Nu war die Reizbarkeit ihrer Liebe in Mißtrauen, ihre Hingebung in kühle Verständigkeit, ihr Hoffen in Furcht umgewandelt. Ein bitterer Haß gegen Fancy erfüllte ihr Wollen und Denken. So wie aus der Dämmerung verwirrende und erschreckende Gestalten aufsteigen, und nur durch undeutliche Wünsche nicht zu billigende Befriedigungen stürmisch gefordert werden; so wurde Hertha's Gemüth ohne Leitstern auf der empörten Woge einer unklaren Leidenschaft umhergeworfen, und die aufgeregten Gefühle

verlangten nach irgend einer That, um gewissermaßen durch die innere Anschauung wieder zur ruhigen Ueberzeugung zu kommen. Welches Opfer sollte sie fordern? wohin konnte sie sich mit ihrem Schmerze wenden? wie würde sie schnell genug für den Triumph der Rache ihr Lebensglück verkaufen? Wie? kein Rath? keine Entschließung? immer noch Zaudern? Und die Leidenschaft läßt zu, daß die hocherzürnte Aufwallung so fruchtlos verschäume?

Gute Hertha, die Wurzeln Deines liebevollen, hingebenden Wesens haben tief ihren Boden gefaßt, Du brauchst nicht zu zagen, wenn der Sturm in Deinen Wipfeln tobt. Schau, es erscheint das Doppelgestirn der Ueberlegung und der Gerechtigkeit. Die empörten Wellen legen sich, als schwebe der Geist der Liebe über ihrer Fläche. Wie? hätte Dich bloß ein blinder Trieb gefaßt? Wäre Deine Kraft größer, als Deine Versuchung? Heil Dir, sie ist es! Rechte nur mit Deinen leichtgläubigen Gefühlen, die durch ihre Schwäche an dem innern Heiligthum einen Verrath begingen. Darfst Du es denn nicht wagen, mit Jeder in die Schranke zu treten? Was wäre Deine Liebe, wenn sie nicht die Frucht freier Wahl und freier Gunst wäre? Wehe ihr, wenn ihre Palme durch die Vernichtung einer edeln Regung oder durch Verläugnung Deiner bessern Natur errungen werden sollte! Stolz mußt Du das hohe Gefühl Deiner Frauenwürde durch's Leben tragen, stolz die Gaben des Glücks verlangen, und noch stolzer ihr Verneinen ertragen.

Was Hertha vorhin blind annahm, das wollte sie jetzt prüfend untersuchen; die Antwort, die sie vorher von der nahen Sekunde forderte, die will sie von der enträthselnden Zukunft erwarten; die Summe der Kräfte, die sie vorhin von sich warf, die will sie nun zur Lösung einer großen Aufgabe, zur erringenden Klarheit verwenden. „Gott, wie Du willst," rief sie; Thränen drangen aus ihren Augen, sie konnte beten.

O Du, der Du zweifelst an dem Daseyn einer ewigen Weltordnung, einer ewigen Liebe und einer unendlichen Gnade, hättest Du fühlen können, nur Eine Sekunde, die glühenden Pulsschläge des jungen Weibes, die alle wie Töne einer bessern Welt, „mein Gott, mein Gott!" riefen.

Um fünf Uhr klopfte Falkenberg zum Zweitenmal, aber heftiger. „Was machst Du denn, Hertha," sagte er, „Du kommst nach Hause, ich klopfe, Du antwortest nicht, willst Du denn nicht aufmachen?"

Sie raffte sich auf, und öffnete. „Was ist Dir geschehen, Herz, was hat man meiner Taube gethan?"

Der Ton dieser Stimme war so gutmüthig, sein Auge flammte so vor Liebe, daß Hertha's Verdacht zerfloß. Sie schlang beide Arme um Falkenberg, und sagte mit der ganzen Naivetät ihrer kindlichen Seele: „Nicht wahr, Du bist mir treu?"

„Hertha, ich beschwöre Dich, sage mir, was Du hast, was Dich so traurig, so unruhig macht?"

„Ach, Edmund, ich sah bei Fancy Werdenfels ein Album . . ."

Falkenberg lachte. „Und deßwegen weinst Du und schließest Dich ein. Bist Du eifersüchtig?"

„In einem Grade, daß ich eine Nebenbuhlerin tödten könnte!"

„Das ist erhaben," lachte Falkenberg. „Willst Du Dich etwa im Schießen üben?"

„Vor Dir verstummt Alles," sagte sie, „aber ohne Dich sind die Gedanken fürchterlich."

Er wollte reden. „Nein, rede nicht," rief sie. „Ich will an Dich glauben, ohne Zeugniß, Deinen Blicken, Deinem Lächeln, Deiner ganzen geliebten Gestalt vertrauen!"

Sie ließ das kleine Diner serviren, bediente Falkenberg selbst, entfaltete ihren ganzen neckischen Liebreiz, und rief nach einigen Stunden süßer Tändelei: „Nein, Niemand wird Dich, wie ich bezaubern . . . ich hoff's, weil Niemand Dich so liebt, als ich," setzte sie hinzu.

Ihre eifersüchtigen Gedanken erschienen in Falkenbergs Nähe wie Nebel, die die Sonne zerstreut. Falkenberg streichelte ihr sanft die Wange, und sagte: „Du bist heute unglücklich gewesen, weil Du an den Schein geglaubt hast. Jetzt, wo Du getröstet bist, erzähl' mir, wie's bei der Werdenfels war?"

„Hertha erzählte, sie verschwieg ihm nichts, nicht ihren Schmerz, nicht ihren Verdacht, nicht ihre Angst. Dann horchte sie, ob Falkenberg antworten würde; sie hatte sich ihm gegenüber gesetzt und betrachtete mit Andacht sein Antlitz, seine Locken, seine Stirne. Wie eine Pflanze vor dem Morgenstrahl, so öffnete sich ihr Herz vor seinem Blicke; sah sie doch in ihm nicht allein den Mann, der ihrer Seele eine Freistatt geboten hatte, sondern auch ein besseres, höheres Wesen, ein Wesen, dessen innerer Reichthum ihr unermeßlich schien.

Aber Falkenberg schwieg; er saß da, den Kopf auf die Brust gesenkt, so, als hätte er durchaus ihre Nähe vergessen; erst zogen über sein Antlitz geheimnißvolle Schatten, dann ergriff er Hertha's Hand, versuchte zu reden, kämpfte mit der innersten Bewegung, sprang von seinem Sitze auf, ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, blieb vor ihr stehen, wischte sich die Tropfen von der Stirne und sagte: „Ich fürchte, Hertha, Du hast dennoch kein Vertrauen zu mir?"

Sie lächelte wehmüthig, dachte aber dabei an Falkenberg's Verschwinden am Hochzeitsabend. Der Stachel war in ihr Herz gedrungen, ihre heitere Hingebung war geknickt.

„Nun denn," fuhr Falkenberg fort zu reden, „so weiß meine Hertha auch, daß ich sie liebe, sie ewig lieben werde. Was kümmert Dich das, was jenseits dieser Liebe liegt. Meine Seele öffnet sich vor Dir, aber meine Verhältnisse gehören mir nicht unbedingt."

Sie sah ihn traurig an, er bemerkte den Blick nicht. Nach einer Weile fiel sie ihm zitternd in die Arme, und sagte kaum hörbar: „Ich will die Schmerzen hinabwerfen; sie mögen in der Tiefe ruhen. Oben darauf wollen wir Freuden streuen!"

Er saß noch lange neben ihr, als sie sich schon zur Ruhe begeben hatte. Sie hielt seine Hand; ihre Wangen glühten. „Darf ich denken, daß Du glücklich bist?" fragte sie.

Er bedeckte sie mit tausend Küssen. „Nun denn," sagte sie erleichtert, „so ist Alles gut. Meine ganze Kraft ruht in Deinem Glück."

Hertha sank in einen tiefen Schlaf. Als der Morgen grauete, war Falkenberg schon wieder auf. Eine gewaltige Unruhe jagte ihn, er fühlte wohl, daß Oskar die Schleuse war, die sich hemmend vor seinen Lebensstrom legte. Sie mußte zerschmettert werden, wie? das lag freilich noch chaotisch in ihm. Doch gab es ein Mittel: es war das, dem Erbprinzen durch Thatsachen ein tiefes Mißtrauen gegen Oskar einzuflößen. Er sann hin und her. Es waren ihm bedeutende Anträge von dem Nachbarstaate, gewisse Urkunde betreffend, gemacht worden, die, ausgeliefert, alle Ansprüche auflösen und die Erbfolgestreitigkeiten mit einem Schlag vernichten würden. Diese Urkunden befanden sich in Oskar's Händen! Wie ihrer habhaft werden! Ein Gedanke jagte den andern, ein Plan verdrängte den andern . . . es waren ihm Schätze geboten worden, und er konnte Oskar vernichten! Brütend trat er an's Fenster; es hatte Alles einen grauenhaften ernsten Anflug; links hatte man vom Hause aus die Aussicht in's Land hinein, rechts zog sich ein Wald hin, der mit seinen hohen majestätischen Gipfeln sich wie ein düsterer Traum darstellte. Kein Lärm auf der Straße, keine Bewegung, nichts als das nahe Seufzen des Sturms. Falkenberg fürchtete sich vor sich selbst; es überfiel ihn eine Angst, als sey er wahnsinnig.

(Fortsetzung folgt.)

Weiterer offizieller Bericht des Marschalls Pelissier über die Einnahme Sebastopols.

Einem weiteren Rapport des Marschalls Pelissier, der aus dem Hauptquartier zu Sebastopol vom 14. Sept. datirt ist, und im Ganzen die bereits mitgetheilten Angaben des Berichts vom General Niel wiederholt, entnehmen wir folgende, bisher noch nicht erwähnte Details: „Die französische Artillerie hatte etwa hundert Batterien in vollkommenem Zustande und aufs Beste ausgerüstet, welche 350 Feuerschlünde auf den linken Angriffslinien und 250 auf den rechten zählte, und die Engländer ungefähr zweihundert Geschütze aufgepflanzt. Die Russen ließen die Zeit nicht unbenutzt vorübergehen und errichteten auf der Seite des Malakoff eine zweite Festungslinie, deren Vollendung zuvorzukommen von großer Wichtigkeit war. Endlich hatte die Hülfsarmee, welche am 16. an der Tschernaja vollständig geschlagen wurde, beträchtliche Verluste erlitten und es war nicht wahrscheinlich, daß sie, um die Festung zu entsetzen, diese Positionen aufs Neue angreifen würde, welche wir noch mehr befestigt hatten und wo wir alle Bemühungen des Feindes vereiteln konnten. Es wurde daher zwischen General Simpson und mir ein entscheidender Angriff beschlossen und auf den 8. festgesetzt. Folgende Dispositionen waren auf jeden der drei Angriffslinien genommen worden: Auf dem linken Flügel die Division Levaillant (die 2. des 1. Korps); Brigade Couston: 9. Jägerbataillon zu Fuß, Kommandant Rogié; 21. Linieninfanterie-Regiment, Oberstlieutenant Villeret; 42. Linieninf.-Reg., Oberstlieutenant v. Mallet; Brigade Trochu: 46. Linieninf.-Reg., Oberstlieutenant Le Banneur; 80. Linieninf.-Reg., Oberst Laterade, hatte die Zentralbastion und ihre Lunetten angegriffen und stand in den vordersten Parallelen. Auf ihrer Rechten stand die Division d'Autemarre (Brigade Noël: 5. Jägerbataillon zu Fuß, Kommandant Garnier; 19. Linieninf.-Reg., Oberst Guignard; 26. Linieninf.-Reg., Oberst v. Forbiers; Brigade Brefon: 39. Linieninf.-Reg., Oberst Cornignan; 74. Linieninf.-Reg., Oberst Guyot de Lespart), welche auf dem Wege der Division Levaillant nachdringen und die Kehle der Mastbastion und der dort errichteten Batterien sich bemächtigen sollte. Die sardinische Brigade des Generals Cialdini, welche neben der Division d'Autemarre stand, sollte die rechte Flanke derselben Bastion angreifen. Endlich die Division Bouat (4. des 1. Korps, General Lefèvre: 10. Jägerbataillon zu Fuß, Kommandant Guiomard; 18 Linieninf.-Reg., Oberst Doutin; 79. Linieninf.-Reg. Oberst Grenier; 2. Brigade, General de la Roquette: 14. Linieninf.-Reg., Oberst v. Negrier; 43. Linieninf.-Reg., Oberst Broutta), und die Division Pott (3. des 1. Korps; Brigade Beuret: 6. Jägerbataillon zu Fuß, Kommandant Fermier de la Révotais; 29. Linieninf.-Reg., Oberst Lartigues; 98. Linieninf.-Reg., Oberst Conseil Dumesnil; Brigade Rapaine: 1. Regiment der Fremdenlegion, Oberstlieutenant Martenot de

Corbone; 2. Regiment der Fremdenlegion, Oberst v. Chabrières) bildeten die Reserve der Division Levaillant; um ferner auf alle Eventalitäten gefaßt zu seyn, ließ ich von Kamiesch das 30. und 35. Linienregiment kommen und stellte sie unter das Kommando des Generals de Salles auf den äußersten linken Flügel, um auf dieser Seite den Besitz unserer Linie zu sichern. Der Angriff zur Linken auf den Malakoff war dem General Mac Mahon übertragen (1. Division des 2. Korps), 1. Brigade, Oberst Decaen: 1. Zuavenregiment, Oberst Colineau und 7. Linieninf.-Reg., Oberst Decaen; 2. Brigade, General Vinoy: 1. Jägerbataillon zu Fuß, Kommandant Gambier; 20. Linieninf.-Reg., Oberst Orianne; 27. Linieninf.-Reg. Oberst Adam, welche die Brigade Wimpfer (bestehend aus dem 3. Zuaven-Regiment, Oberst Polhès, dem 50. Linieninf.-Reg., Oberstlieutenant Nicolas und algierischen Tirailleurs, Oberst Rose) zur Reserve hatte, aus der Division Camou herausgezogen und die zwei Garde-Zuavenbataillone unter Oberst Jannin. Mit dem Angriffe rechts auf den Redan war der General Dulac beordert; (Brigade Saint Pol: 17. Jägerbataillon zu Fuß, Kommandant de Ferussac; 57. Linieninf.-Reg., Oberst Dupuès; 85. Linieninf.-Reg., Oberst Javel; 2. Brigade, General Bisson; 10. Linieninf.-Reg., Kommandant v. Lacontrie; 61. Linieninf.-Reg., Oberst v. Jaris), hatte zur Reserve die Brigade Marolles (15. Linieninf.-Reg., Oberst Guérin; 96. Linieninf.-Reg., Oberst Malherbe) von der Division d'Aurelles und das Garde-Jägerbataillon zu Fuß (Kommandant Cornulier de Lucière). Endlich kommandirte der General de la Motterouge. (Brigade des Generals Bourbaki: 4. Jägerbataillon, Kommandant Clinchant; 86. Linieninf.-Reg., Oberst v. Berthier; 100. Linieninf.-Reg., Oberst Mathieu; 2. Brigade, Oberst Picard; 91. Linieninf.-Reg., Oberst Picard; 49. Linieninf.-Reg., Oberst Kerguere) den Angriff des Zentrums auf die Mitte der Courtine, und hatte zur Reserve die Voltigeurs (unter den Obersten Montira und Donay) und die Grenadiere der Garde (unter den Obersten Blanchard und Dalten) unter dem direkten Befehle des Gardedivisionsgenerals, der wieder die Brigadegenerale de Pontevès und Failly unter sich hatte. An der Spitze jeder Angriffskolonne befanden sich Detachements von dem Geniekorps und der Artillerie, welche mit den nöthigen Werkzeugen versehen waren. Die Sappeure vom Geniekorps sollten mit der Hülfsmannschaft des Vortrabs jeder Angriffslinie zum Brückenschlagen bereit seyn, worauf sie eingeübt und wozu die Materialien zum Voraus in erster Linie in Bereitschaft gehalten worden waren. Die Kanoniere versah man mit Hämmern, Keulen, Zündstecken u. s. f., kurz mit allem Nöthigen, damit sie die Geschütze vernageln oder je nach Umständen entnageln und wenn es möglich wäre, die eroberten Kanonen gegen den Feind kehren könnten. Ferner sollte bei den ersten Bataillonen jeder Angriffskolonne eine gewisse Anzahl Soldaten in den Patrontaschengurten Werkzeuge mit kurzem Stiele bei sich führen, um sich Bahn zu machen, Gräben auszufüllen die Traversen umzuwenden, kurz im ersten Augenblicke dringende und wichtige Arbeiten auszuführen. Außerdem wurden Feldbatterien dergestalt in der Reserve gehalten, daß sie rasch an dem Gefechte Theil nehmen konnten. Um für jeden Fall parat zu seyn, war die erste Brigade der Division d'Aurelle so aufgestellt, daß sie mit Hülfe der sich in dieser Richtung befindlichen Batterien und Redouten jeden Angriff des Feindes auf die Contreforts bei Inkermann zurückschlagen konnte. Auf der Seite unserer Linien hatte der General Herbillon Befehl, die Positionen an der Tschernaja garniren, seine Infanterie unter Waffen treten, seine Reiterei aufsitzen und seine Artillerie zu der für den Angriff bestimmten Stunde bespannen zu lassen. Auch hatte ich die Kürassierbrigade des Generals v. Forton zu ihm hinabgesandt. Der General de la Marmora war von diesen Dispositionen benachrichtigt. Der General d'Allonville sollte sich in der Nacht vom 7. auf den 8. aus dem Baidar-Thale zurückziehen, um in der Nähe der Brücke bei Kreuzen eine vortheilhafte Konzentrationsstellung einzunehmen, für den Fall, daß die Hülfsarmee uns von außen hätte bedrohen wollen. Ein wenig vor 12 Uhr standen alle Truppen in vollkommener Ordnung auf den bestimmten Punkten, und die anderen Dispositionen waren pünktlich ausgeführt. Der General v. Salles war parat; der General Bosquet stand auf dem von ihm in der 6. Parallele ausgewählten Kampfposten und ich selbst war mit den Generalen Thiry (von der Artillerie), Niel (vom Geniekorps) und Martimprey, meinem Generalchef in der Redoute Branson, welche ich zum Hauptquartier genommen hatte, angekommen. Die Uhren waren gleich gerichtet worden. Um 12 Uhr stellten alle unsere Batterien ihr Feuer ein. Auf den Ruf ihrer Anführer verlassen die Divisionen Mac Mahon, Dulac und de la Motterouge die Laufgräben. Die Tambours und Hornisten trommeln und blasen zum Angriffe und unter dem auf der ganzen Linie tausendmal wiederholten Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ stürzten unsere unerschrockenen Soldaten auf die Vertheidigungswerke des Feindes.

(Schluß folgt.)

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 237 Donnerstag, 4. Oktober 1855.

Der Eisenkopf.

(Fortsetzung.)

Ich sah voraus, daß er noch einen Tag, wie den gestrigen, nicht überleben konnte, und so verkaufte ich ihn an den ersten besten Postmeister um eine namhafte Summe, obgleich noch immer nicht um die Hälfte dessen, was Abdul wirklich werth war. Eine Tasche voll Gold ist unter allen Umständen besser, als ein todtes Pferd, und bei dem wilden Jagen des Königs wäre mir Abdul heute oder morgen doch jedenfalls zu Grunde gegangen. Also ließ ich ihn zurück, und nahm einen Postgaul, wie die Uebrigen.

So ging's vorwärts, von einer Station zur anderen. Herr Gott, war es ein Ritt! Zeit meines Lebens will ich dran denken. Um seinen Feinden nicht in die Hände zu fallen, sah sich der König in die Nothwendigkeit versetzt, Polen und Sachsen zu vermeiden, und mußte entsetzliche Umwege machen. Aber er fragte nicht nach ein paar Dutzend Meilen mehr oder weniger, wenn er nur sicher vorwärts kam. Im Galopp sprengten wir durch Ungarn, Mähren Oesterreich; im Galopp durch Bayern, Württemberg, die Pfalz, durch Westphalen und Mecklenburg. Wir machten die Runde fast um ganz Deutschland, und verlängerten den Weg in grader Linie um wenigstens die Hälfte. Tag und Nacht ließ der König sich und uns kaum die nöthigste Ruhe; gönnte sich und uns kaum die Zeit, ein paar Bissen Speise und einen Trunk Wasser zu nehmen. Nur immer weiter, immer weiter hieß die Losung. Kamen wir Nachts in's Quartier, und hatten kaum die Augen zum Schlummer zugethan, hollah! da pochte der König schon wieder, und fast eben so schlaftrunken, als wir uns niedergelegt, mußten wir wieder in den Sattel. „Vorwärts!" rief der König, und vorwärts ritten wir, daß die Pferde keuchten und unter uns zusammenzustürzen drohten. Aber was fragte der König nach einem halsbrechenden Sturz? Nur vorwärts, vorwärts! Bergauf, bergab, auf guten auf schlechten Wegen, über Gräben, über Hecken, durch Sümpfe und Sandebenen, nur immer vorwärts, vorwärts! Ein Ritt war's, wie ihn die Welt noch nie gesehen hatte, und wie sie ihn so leicht auch nicht wiedersehen wird!

Und er hätte es so bequem haben können, der König! Sein Hofstaat zog, während wir durch Wälder und über Heiden dahin jagten, mit aller möglichen Gemächlichkeit durch die kaiserlich deutschen Staaten, und ließ sich wohl seyn bei der Veranstaltung, welche dem Könige, ihrem Herrn, zu Ehren getroffen worden waren. Die neugierigen Zuschauer unterwegs gafften sich die Augen aus, um den großen König Karl aus der Menge der Uebrigen herauszufinden, aber ja doch, — wir waren weit davon, und unter den Hufen unserer Gäule stoben Kies und Funken!

Es war ein Ritt, weiß Gott, es gehörte etwas dazu, ihn auszuhalten. Der Baron Rosen hielt's auch nicht aus, er blieb schon in Ungarn zurück. Nun war der König nur noch von Düring und mir begleitet. Düring hielt sich wohl brav, recht brav, wahrlich, aber doch, auch er trieb das Kurierreiten nicht allzu lange. In Bayern fiel er in Ohnmacht, als er vom Pferde stieg, um es zu wechseln. Der König rannte ungeduldig hin und her, während ich mir alle Mühe gab, den armen Oberst Düring wieder zu sich zu bringen. Kaum hatte er sich ein wenig erholt, so fragte ihn der König, dem der Boden unter den Füßen zu brennen schien, wie viel Geld er noch bei sich hätte. „Etwa tausend Thaler in Gold!" antwortete der Oberst. — „Nun gut, sagte der König, so gib mir die Hälfte davon, denn ich sehe schon, daß du nicht weiter kannst. Ich will schon allein den Weg zu Hause finden. Roos kann hier bleiben und dich pflegen, und Ihr kommt mir dann Beide nach."

„Um Gottes willen, Ew. Majestät allein, das geht nicht," schrie Düring erschrocken. „Ich bitte Ew. Majestät um Alles in der Welt, warten Sie nur wenigstens drei Stunden, dann bin ich gewiß wieder stark genug, um aufsitzen zu können."

„Nichts, nichts!" sagte der König. „Gib mir fünfhundert Thaler, damit ich weiter komme!"

Der Oberst wollte nicht daran, sondern weigerte

sich unter Bitten und Flehen. Der König wurde zornig, ich sah, daß seine Augen anfingen zu rollen, und daß nicht länger mit ihm zu spassen sey.

„Geben Sie ihm das Geld!“ flüsterte ich dem Oberst heimlich zu. „Geben Sie's ihm nur, und lassen Sie mich machen. Sie sehen doch wohl, daß jetzt nicht viel Kapitulirens mit Seiner Majestät ist! Also geben Sie's hin! Ich stehe für Alles.“

Der Oberst zog seufzend den Geldbeutel. Während Karl hastig die Goldstücke theilte, verließ ich still das Zimmer und zog den Postmeister auf die Seite, der dem ganzen Auftritte beigewohnt hatte.

„Herr Postmeister,“ sagte ich, „jene beiden Herren da sind Vettern, und reisen in ein und derselben Angelegenheit. Sie sehen wohl, daß der Eine von ihnen krank ist, und doch will der Andere ihm zu Liebe nicht einmal drei Stunden warten. Thun Sie mir den Gefallen, und geben Sie dem ungeduldigen Menschen das schlechteste Pferd aus Ihrem Stalle, und derweile er davon reitet, besorgen Sie mir eine leichte Kalesche mit einem Paar raschen Rößlein. Aber geschwind und heimlich, damit Jener nichts merkt.“

Während ich den Postmeister beschwatzte, drückte ich ihm etliche Dukaten in die Hand, denn schon früher hatte ich an dem bereits erwähnten Postillon gesehen, was das Gold zuweilen für wunderbare Wirkungen ausübt. Auch hier verfehlte es nicht, seinen Einfluß geltend zu machen. Der Postmeister gab mir zu Gefallen dem Könige ein störrisches und zugleich hinkendes, armseliges Thier, das kaum von der Stelle ging, als Karl ihm die Sporen zwischen die Rippen setzte. „Adieu!“ rief er Düring und mir zu. „Auf Wiedersehen in Stralsund!“

„Reite nur!“ dachte ich. „Wir werden uns wohl schon früher wieder begegnen, mein' ich!“

Es war Abends zehn Uhr und pechdunkle Finsterniß, als der König bei Sturm und Schneegestöber mutterseelenallein seinen Weg fortsetzte. Es jammerte mich Seiner, — aber er wollt' es ja durchaus nicht besser haben, und so ließ ich ihn denn in Gottes Namen allein reiten. Zu Oberst Düring, der mich für den Augenblick wirklich nöthiger brauchte, sagte ich, er solle sich niederlegen, und eine Stunde oder zwei ruhig schlafen, und erzählte ihm meine List, durch welche wir den König schon wieder einholen wollten. Mein Vorschlag und meine List waren ihm Beides gleich sehr willkommen. Er schlief wohl an zwei Stunden ruhig und fest, und wachte mit gestärkten Sinnen und Gliedern auf, als ich ihn weckte und ihm sagte, daß eine Kalesche mit munteren Pferden für uns bereit stehe. Wir setzten uns hinein, peitschten die Pferde an, und fort ging es, wie im Fluge.

Eben brach der Tag an, und die graue Morgendämmerung kämpfte noch mit der nächtlichen Finsterniß, da sah ich eine männliche Gestalt, in einen Reitermantel gehüllt, vor uns des Weges dahin eilen. „Da haben wir ihn, Düring,“ sagte ich. „Es ist der König, und Alles hat sich richtig so zugetragen, wie ich es mir berechnet hatte.“

Es war wirklich der König, fluchend und todtmüde. Er hatte unterwegs seinen Gaul nicht mehr vorwärts bringen können, und war endlich voll brennender Ungeduld abgesprungen, um auf seinen eignen Füßen der nächsten Poststation zuzueilen. „Ein verdammter Gaul!“ schrie er uns an, als er bei uns in der Kalesche saß, wo es ihm ganz wohl zu behagen schien. „Wo habt Ihr denn diese munteren flinken Pferde her?“

„Ein wenig Geduld hat sie uns geschafft, Ew. Majestät,“ erwiderte ich. „Ew. Majestät hätten besser gethan, uns nicht im Stich zu lassen, dann wären Sie weiter gekommen, und hätten noch obendrein etliche Stunden ruhigen Schlafes gehabt!“

Der König sah mich scheel an; aber die Wahrheit meiner Worte schien ihm denn doch zu einleuchtend, als daß er sie zu bestreiten Lust bezeigte. Er drückte sich in eine Ecke des Wagens und schlief, bis wir die nächste Station erreichten.

„Pferde! Schnell! Vorwärts!“ waren auch hier wieder die ersten Laute, die über seine Lippen kamen.

Zehn Minuten später saßen wir abermals im Sattel, und jagten weiter.

In solcher Weise ohne Rast, ohne Ruhe, fast ohne Schlaf ritten wir durch Deutschland, und erreichten endlich Kassel.

„Hier sind wir schon weit genug von der türkischen Gränze, so daß Niemand uns kennen wird,“ sagte Karl. „Nun wollen wir auch einmal ordentlich zu Mittag speisen.“

Gesagt, gethan. Aber bei einem Haare wären wir dadurch verrathen gewesen. Der Landgraf von Hessen-Kassel hatte nämlich schon Nachricht bekommen, daß Karl sein Gefolge verlassen habe, und vermuthete, es sey sehr leicht möglich, daß ihn sein Umweg durch Deutschland auch durch seine Residenz führen könne. Er hatte deßhalb seinen Brigadier Kagg, der ein geborner Schwede, also ein Landsmann von uns war, Befehl gegeben, genau auf alle durchpassirenden Fremden aufzupassen, und ihm sogleich zu melden, wenn etwa der König inkognito durch Kassel durchschlüpfen wolle. Dieser selbe Kagg befand sich eben in dem Gasthofe, wo Karl abstieg um sein Mittagsessen zu sich zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Weiterer offizieller Bericht des Marschalls Pelissier über die Einnahme Sebastopols.

(Schluß.)

Es war ein feierlicher Augenblick. Die erste Brigade der Division Mac-Mahon, mit dem 1. Zuavenregimente an der Spitze, hinter dem das 7. Linieninfanterie-Regiment folgte, und zu dessen Linken das 4. Jägerbataillon zu Fuß stand, wirft sich auf die linke Seite und den ausspringenden Winkel des Malakoffwerkes. Der breite und tiefe Graben, die Höhe und steile Abdachung der Wälle machten das Ersteigen für unsere Soldaten ungeheuer schwierig; endlich aber gelangen sie auf die Brustwehr, die mit Russen besetzt ist. Diese lassen sich auf dem Platze tödten und machen sich in Ermangelung eines Gewehrs, aus Hauen, Steinen, Wischern, kurz Allem, was ihnen in die Hände kommt, eine Waffe. Es war ein Kampf Mann gegen Mann, es war eines von jenen ergreifenden Gefechten, wo die Unerschrockenheit unserer Soldaten und ihrer Anführer ihnen allein die Oberhand verschaffen konnte. Sie springen sogleich in das Werk hinein, treiben die Russen, die sich beständig wehren, hinaus, und wenige Augenblicke nachher war die französische Fahne auf den Malakoff aufgepflanzt, um nicht wieder davon verdrängt zu werden. Nachdem der auf der rechten Seite von einem Bombensplitter getroffene General Bosquet das Schlachtfeld hatte verlassen müssen, übergab ich das Kommando dem General Dulac, der von dem General de Liniere, Generalstabschef im 2. Korps, in hohem Grade unterstützt wurde. — Der Besitz des Malakoff wurde uns auf gewaltige Weise streitig gemacht. Die Batterien des Maison en croix, ferner die Artillerie, Dampfschiffe und Feldgeschütze, die auf günstige Punkte hingeschafft wurden, und die Batterien auf der Nordseite der Rhede regneten Kartätschen und Projektilen aller Art auf uns herab und richteten eine große Verheerung in unseren Reihen an. Durch die Explosion des Pulvermagazins der russischen Batterie de la Poterne wurde unser Verlust vergrößert, verschwand einen Augenblick der Adler des 91. Regiments. Eine große Anzahl Oberoffiziere und andere wurden verwundet oder getödtet. Die Generale Saint Pol und v. Marolles fielen ruhmvoll, und die Generale Mellinet, de Pontevès, Bourbaki waren an der Spitze ihrer Mannschaft verwundet worden. Dreimal bemächtigten sich die Divisionen Dulac und de la Motterouge des Redans und der Curtine, und dreimal mußten sie vor dem furchtbaren Artilleriefeuer und vor den dichtgedrängten Massen, die ihnen gegenüber stehen, zurückweichen. Indessen fahren die beiden Reserve-Batterien à la Lancastre im Trabe herunter durch die Laufgräben und stellen sich kühn in einer halben Kanonenschußweite auf und treiben endlich die feindlichen Kolonnen und Dampfschiffe zurück. Ein Theil dieser beiden Divisionen, welcher in diesem heldenmüthigen Kampfe von der Garde, die sich an diesem Tage mit Ruhm bedeckt hat, unterstützt wurde, setzte sich alsdann auf der ganzen Linken der Courtine fest, woraus der Feind sie nicht mehr vertreiben wird. Während der ersten Stunden dieses Kampfes der beiden Armeen erneuerten die Russen beständig ihre Angriffsversuche. Aber der General v. Mac-Mahon hatte zur Wehr gegen diese unaufhörlichen Kämpfe allmählig die Brigade Vinoy von seiner Division, die Garde-Zuaven, die Reserve des Generals v. Wimpfen und einen Theil der Garde-Voltigeurs erhalten; überall bot er dem Feinde die Spitze, der immer zurückgeschlagen wurde. Die Russen wollten indessen einen letzten verzweifelten Versuch machen; in tiefen Kolonnen bestürmten sie dreimal die Kehle des Werkes, mußten sich aber dreimal mit ungeheuren Verlusten vor der Festigkeit unserer Truppen zurückziehen. Nach diesem letzten Kampfe, der gegen 5 Uhr Abends endete, schien der Feind entschlossen, seine Sache aufzugeben, und nur noch seine Batterien fuhren bis in die Nacht fort, uns einige Projektilen, die uns aber nicht viel schadeten, zuzusenden. Die Detachements des Geniekorps und der Artillerie, die sich während des Gefechts entweder tapfer geschlagen oder ihrer speziellen Aufgabe eifrig nachgegangen waren, machten sich unter der Leitung ihrer Offiziere sogleich ans Werk, im Innern des Werks die dringendsten Arbeiten auszuführen. Auf meinen Befehl ließen die Generale Thiry und Niel durch die Generale Beuret und Frossard, welche die Artillerie und das Geniekorps des 2. Armeekorps kommandirten, alle Anstalten treffen, um uns im Malakoff und auf dem in unserer Gewalt gebliebenen Theile der Courtine definitiv zu befestigen, und im Nothfalle einem nächtlichen Angriffe des Feindes Widerstand leisten und am andern Tage denselben zur Räumung des kleinen Redan der Kalfatierbucht, des Maison en croix und dieses ganzen Theils seines Vertheidigungswerks zwingen zu können. Diese Vorbereitungen wurden unnütz, denn der Feind gab alle Hoffnung, den Malakoff wiederzunehmen, auf, und faßte einen wichtigen Entschluß: er räumte die Stadt. Gegen Ende des Tags hatte ich schon die Ahnung davon gehabt; ich sah lange Reihen Truppen und Bagage über die Brücke defiliren und den Weg nach dem nördlichen Gestade nehmem; und bald hoben Brände, die man auf allen Seiten wahrnahm, allen unsern Zweifel. Gerne wäre ich vorgedrungen, um die Brücke zu erreichen und dem Feinde den Rückzug abzuschneiden; aber der Be-

lagerte sprengte jeden Augenblick seine Vertheidigungswerke, Pulvermagazine, Gebäude, Etablissements; diese Explosionen hätten uns einzeln aufgerieben und machten diesen Wunsch unausführbar; wir blieben in unserer Position, bis der Tag diese traurige Scene uns aufdeckte. Beim Aufgang der Sonne erschien dieses Werk der Zerstörung noch viel größer als wir denken konnten; die letzten Tags vorher noch auf der Rhede liegenden russischen Linienschiffe waren versenkt; die Brücke war abgebrochen; der Feind hatte blos noch seine Dampfschiffe, welche die letzten Flüchtlinge und einige exaltirte Russen, die diese unglückliche Stadt noch in Brand zu stecken suchten, fortführten. Aber bald waren diese wenigen Leute, so wie die Dampfschiffe genöthigt, sich zu entfernen und in den Buchten des nördlichen Rhedeufers ein Zufluchtsstätte zu suchen. Sebastopol gehörte unser. So endete diese denkwürdige Belagerung, während deren die Hülfsarmee zweimal in ordentlicher Feldschlacht geschlagen wurde, und deren Vertheidigungs- und Angriffsmittel kolossale Verhältnisse erreicht haben. Die Belagerungsarmee hatte auf den verschiedenen Angriffslinien 800 Feuerschlünde, die über 1,600,000 Schüsse abgefeuert haben, aufgepflanzt, und unsere Laufgräben, welche während 336 Tagen in einem felsigen Boden gegraben wurden und eine Ausdehnung von über 80 Kilometer (20 Stunden) hatten, waren unter dem beständigen Feuer der Festung und unter unaufhörlichen Kämpfen bei Tag und bei Nacht ausgeführt worden. Der Tag des 8. Sept., an dem die alliirten Heere mit einer an Zahl fast gleich starken Armee zu thun hatten, die nicht eingeschlossen, sondern hinter furchtbaren mit über 1100 Feuerschlünden versehenen Vertheidigungswerken verschanzt, durch die Kanonen der Flotte nnd die Batterien der Nordseite der Rhede beschützt war und noch über unermeßliche Hülfsquellen zu verfügen hatte, wird in der Geschichte als bleibendes Beispiel von dem, was man von einer tapferen, disziplinirten und kriegsgeübten Armee erwarten kann, hervorragen. Unsere Verluste an diesem Tage sind: 5 getödtete, 4 blessirte und 6 gequetschte Generale; 24 getödtete, 20 verwundete und 2 vermißte Oberoffiziere; 116 getödtete, 224 verwundete und 8 vermißte Subalternoffiziere und 1489 getödtete, 4259 verwundete und 1400 vermißte Unteroffiziere und Soldaten, im Ganzen 7551. Wie Sie sehen, Herr Marschall, sind unsere Verluste sehr zahlreich; viele darunter sind sehr zu beklagen, allein sie sind nicht so groß, als ich befürchten konnte. Jedermann, Herr Marschall, von dem Generale an bis zum Soldaten, that ruhmvoll seine Pflicht, und die Armee, worauf der Kaiser stolz seyn darf, hat sich um das Vaterland sehr verdient gemacht. Ich werde viele Belohnungen nachzusuchen und Eurer Exzellenz viele Namen zur Kenntniß zu bringen haben; dieß wird aber der Gegenstand einer Arbeit seyn, die hier nicht Platz greifen kann. Die Flotte der Admirale Lyons und Bruat sollten sich vor der Einfahrt in die Rhede Sebastopols quer vor Anker legen und eine starke Diversion machen. Allein es ging ein heftiger Nordostwind, welcher uns zu Lande schon sehr hinderlich war, das Meer toben machte und der Flotte nicht erlaubte, ihren Ankerplatz zu verlassen. Die englischen und französischen Bombarden konn en jedoch operiren und schossen mit großem Erfolge auf die Rhede, die Stadt und die verschiedenen Forts an der Seeseite. Wie immer zeigten sich die ausgeschifften Seesoldaten und die Marineartilleristen als würdige Wetteiferer der Kanoniere der Landarmee und zeichneten sich durch die Stärke und die Prezision ihres Schießens aus. Die englische Armee benahm sich mit ihrer gewohnten Unerschrockenheit. Sie rüstete sich zu einem zweiten Angriff, welcher gewiß über die unerwarteten Hindernisse, worauf der erst: gestoßen war, gesiegt hätte. Allein der gesicherte Besitz des Malakoffs machte einen zweiten Angriff unnöthig. Die sardinische Brigade des Generals Cialdini, die der General de la Marmora so bereitwillig zu meiner Verfügung gestellt hatte, um das erste Korps zu verstärken, hielt das entsetzliche Feuer, das sich in unseren Laufgräben kreuzte, mit dem standhaften Muthe aller Truppen aus. Die Sardinier brannten vor Kampfbegierde, da aber der Angriff auf die Mastbastion nicht stattfinden mußte, so war es nicht möglich, die Kampflust dieser wackeren Soldaten zu befriedigen. Wie immer, Herr Marschall, erhalten unsere Verwundete, und selbst die des Feindes die sorgfältigste und verständigste Pflege. In Folge der guten Organisation unserer Spitaldienste und der Aufopferung des damit beauftragten Personals werden wir zu unserer großen Freude eine große Anzahl derselben retten. Ich will diesen Rapport nicht schließen, ohne Eurer Exzellenz mitzutheilen, wie sehr ich bei dieser Gelegenheit, wie bei allen anderen Fällen, den Generalmajor Hugh Rose und den Oberstlieutenant George Foley, Kommissäre Ihrer britt. Majestät bei dem Oberkommandanten der französischen Armee, während ihrer Leistungen bei dem vielen Verkehr, den ich während des Sturmes mit dem Obergeneral James Simpson gut unterhalten hatte, zu rühmen habe. Genehmigen Sie, Herr Marschall, den Ausdruck meiner ehrfurchtsvollen Ergebenheit.

Der Marschall Oberkommandant
Pelissier.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 238 Freitag, 5. Oktober 1855.

Liebe und Verbrechen.

(Fortsetzung.)

Edmund trat wieder vor Hertha's Lager, er fühlte sie wach. So wie sie die Augen aufschlug, legte sich seine Unruhe. Die Morgensonne strahlte durch die blauen Gardinen, das Ganze gewann den Anstrich des Lebens.

„Hertha,“ sagte er, indem er sich mit einer fast nervösen Leidenschaft in ihre Arme warf, „Deine Liebe ist meine Rechtfertigung und meine Verklärung. Sie führt mich immer wieder in den Himmel zurück, wenn es mir ist, als träte ich in die Finsterniß. Lichtblau, goldigstrahlend ist Alles in Dir, ich sollte mit Dir nur auf den Knien reden.“

Sie lächelte sanft und schwermüthig. „Was hast Du?“ fragte sie besorglich.

„O, die Erdennoth,“ seufzte er. „Denke Dir, Hertha, daß, indeß Du im süßen Schlummer lagst, ich an . . . Eselsfelle denken mußte.“

Hertha lachte. Falkenberg fuhr fort: „Ja, Eselsfelle, beschriebene Pergamente, Urkunden! Du weißt, Truchsal besitzt das geheime Archiv und genießt obendrein das Vertrauen des Erbprinzen. Nun aber bin ich fast gewiß, daß er dieses Vertrauen schändlich mißbraucht.“

„Ach, Edmund,“ fiel Hertha ein, „verkenne ihn nicht. Er gehört zu den Edelsten, wenn . . . . er Dir auch im Wege steht,“ setzte sie leise hinzu.

„Das ist es,“ rief Falkenberg, „das ist es. Wenn Truchsal seinen Platz neben dem Erbprinzen behauptet, ist an kein Glück für mich zu denken. Was ich auch unternehme, immer widerstrebt er. Und wäre es nur das, handelte es sich bloß um mein Interesse, so würde ich es noch hinnehmen, aber es handelt sich um das Wohl des Staats. So lange gewisse Urkunden im Archiv sind, laufen wir Gefahr, daß er sie ausliefert, und daß dadurch die Erbfolgeangelegenheit eine Wendung nimmt, die dem Erbprinzen bei seinen jetzigen Wünschen sehr gefährlich werden könnte.“

„Wenn ich Dir einmal Unrecht zu geben wage,“ erwiderte Hertha mit einiger Befangenheit, „so ist es in Deiner Ansicht über Truchsal. Ich kenne ihn von frühester Jugend auf; so oft ich mit ihm in Berührung kam, fühlte ich, daß er Einer von den Wenigen ist, bei dem das Gute vorwärts schreitet. Er gab mir immer die Gewißheit, daß er ein Fels im Meer, ein würdiger wahrer Charakter sey.“ —

„Du urtheilst nach Dir, nicht nach dem, was wirklich ist.“

„Meine Zuversicht in Truchsal könnte jedem andern Manne gegenüber Thorheit seyn. Bei ihm ist sie gerechtfertigt.“

„Und wenn ich Beweise, untrügliche, unumstößliche Beweise seiner amtlichen Treulosigkeit hätte?“

Hertha ward ganz bleich. Sie schüttelte das matte Haupt. Es schwebte um sie, wie ein melancholischer Hauch; Freude und Zuversicht waren dahin, an ihre Stelle waren Ernst und Beklommenheit getreten. Dennoch konnte sie nicht an Truchsal's Verwerflichkeit glauben.

„Ach,“ sagte sie, „warum will mein Engel den Glauben an das Gute so in mir erschüttern?“

„Weil Du nicht über, sondern im Leben stehen mußt. Leiden heißt leben; sich enttäuscht sehen, heißt uns die Wahrheit achten. Ich versichere Dich, Hertha, daß Oskar ein Verräther ist. Er geht mit dem Gedanken um, jene Urkunden für Geld auszuliefern. Um das zu verhüten, will, muß ich sie in Verschluß nehmen.

„Thue das,“ antwortete sie beklommen.

„Um sie zu bewahren, muß ich sie haben,“ fuhr er fort.

Hertha erschrack vor dem unheimlichen Feuer seiner Augen. Er ging unruhig auf und ab, kreuzte die Arme übereinander, blieb wieder stehen, sah sie groß an, und schlug den Blick wie beschämt nieder.

„Könnt' ich Dir helfen?“ sagte sie endlich mit zitternder, kleinlauter Stimme.

Falkenberg fühlte das unendlich Rührende dieser Frage. Weil sie sein Innerstes durchbohrte, lachte er auf, und sagte nichts als: „Kindskopf!“ Das reizte Hertha, dringlich zu werden. Sie schmiegte sich an ihn: „Rede, vertrau, Edmund!“

Er nahm es noch immer wie Scherz, und sagte:

„Du gehst öfter zu Marie Truchsal, Du weißt, wie vertraut die Geschwister zusammen sind, wie Oskar entweder in ihrem Kabinette oder sie in dem seinen weilt. Gestern lagen die Urkunden unter einem Wust Papieren auf dem Tische, ich erkannte sie ganz deutlich an dem Siegel, das daran herunter hängt. Sie werden auch heute noch da seyn. Willst Du sie von Marien, die ihren Werth nicht kennen wird, erbitten?"

Hertha zitterte am ganzen Leibe. Ihr innerster Mensch rief stöhnend: „Ich verstehe Dich! Aber das kann ich nicht, das zieht mich herab in die niedrigste Sphäre!" — Doch hatte Falkenberg einen Blick, dem sie nie widerstand, der sie, wie das Schlangenauge den Vogel, blendete, der alle Begriffe verwirrte, und nur den stärksten in ihr wach ließ, den ihrer Liebe. Vor diesem Blick sank auch dießmal ihre Furcht, denn Falkenberg murmelte: „Hertha" — und die plötzlich zürnende Stimme ward in der gewaltigen Aufregung schauerlich — „Hertha, wenn Du mich wirklich liebst, wenn Dein aufopferndes Herz nichts Gemachtes ist, wenn Du wahr bist und treu, so wirst Du hier nicht die Subtilitäten Deines Verstandes gelten lassen!"

Sie glitt wie ein Marmorbild in ihre Kissen zurück.

„Es handelt sich für's Erste nicht einmal um die Urkunden selbst, sondern nur um eine Abschrift," fügte er beruhigend hinzu. „Wenn wir eine Abschrift besitzen, können wir getrost Oskar's Walten und Schalten beobachten, haben etwas als Gegenwehr, und brauchen den lauernden Feind im Busch nicht zu fürchten. Ist meine Hertha ruhiger?" fragte er sie zärtlich, und richtete ihr bleiches Antlitz mit seinen Händen empor.

Sie nickte lächelnd, aber innerlich vernichtet.

„Nun denn, an's Werk," sagte er wie im Triumph, und drängte einen Kuß auf die abwehrenden Lippen. Aber Hertha begegnete seiner Liebkosung nicht, sie wandte sich ganz leise, ganz sanft abwärts. Es senkte sich Finsterniß in ihre Seele, sie mußte unwillkürlich sagen: „Warum nicht die offene, die gerade Fehde!"

Sie bildeten in diesem Augenblick einen seltsamen Kontrast. Sein ernstes mit schwarzen Haaren beschattetes Gesicht, mit dem etwas tiefliegenden, aber feuersprühenden Auge glich den spanischen Bildern, indeß sie die Raphael'schen Madonnen zurückrief. Er war entschlossen, seiner Sache gewiß, männlich fest . . . sie war sanft, zagend, hin und her schwankend, wie der Halm, den der Sturm niederbeugt, und den die Sonne wieder aufrichtet. Er war die Gewalt, sie war die Liebe. Er trat nieder, sie ordnete, was er zertrat.

„Wir haben keine Zeit zu Diskussionen," wiederholte Falkenberg. „Sammle Dich, sey mein starkes, mein geliebtes Weib."

„Oskar ein Verräther!" dachte Hertha. Sie schüttelte mit dem Kopf, dann fügte sie hinzu: „Es ist schrecklich, daß man in der Welt nicht ohne verwundet zu werden, leben kann! Wo ist meine Harmlosigkeit, meine Jugend, der Friede, der mich sonst umgab?"

Dämmernd stieg in ihr eine verhängnißvolle Zukunft auf. Was ihr sonst traulich und lieb war, ward ihr heute trübe. Der Teppich, auf dem sie wandelte, und der sich noch gestern so lieblich unter ihre Füße geschmiegt hatte, brannte; es warfen die blauen Gardinen Leichentinten. Wenn ein Gedanke das Leben verklärt, so verdirbt auch ein Gedanke es wieder.

Stumm trat Hertha an's Fenster. Sie lehnte die glühende Stirn an die kalten Scheiben; sie träumte von dem weiblichen Märtyrer der Geschichte, von Charlotte Corday, von allen Aufopferungen, deren Frauen fähig sind. Denselben Nachmittag lagen die Urkunden auf ihres Gatten Schreibtisch.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eisenkopf.

(Fortsetzung.)

Wir speisten sogar mit Kagg zusammen an derselben Tafel, und dieser schöpfte aus manchen Aeußerungen von unserer Seite Verdacht, ob wohl dieser Kapitän Frisch nicht etwa gar der König selber seyn könne. Noch weiter wurde er in dieser Vermuthung bestärkt, da Karl bei Tische keinen Wein trank, und es genugsam in aller Welt bekannt war, daß der König überhaupt nie welchen genoß.

„Haben Sie etwa von Ihrem Könige gelernt, nichts als Wasser zu trinken?" fragte Kagg plötzlich über die Tafel hinweg.

Karl merkte Unrath, nahm auf der Stelle das erste beste Weinglas, und leerte es mit den Worten: „Zur Gesundheit! Wer hat Ihnen weiß gemacht, daß ich keinen Wein trinke?"

Heimlich aber gab er mir einen Wink, daß ich die Pferde besorgen solle, und sobald sie draußen vor der Thür standen, sprang der König von der Tafel auf, verbeugte sich spöttisch vor dem Brigadier, und sagte: „Nun, mein lieber Kaag, leb' wohl, und grüße den Landgrafen von mir!" Ehe sich der verblüffte Mensch von seinem Erstaunen erholen konnte, saßen wir wieder im Sattel, grüßten höflich zum Abschiede, und jagten im Galopp durch die Straßen und zum Thore hinaus.

Noch mehrere kleine Abenteuer ähnlicher Art

erlebten wir, bis wir endlich nach vierzehn Tagen, am 12. November 1714, um Mitternacht vor den Mauern von Stralsund anlangten. Vierzehn Tage nur hatten wir gebraucht, um fast ganz Deutschland zu umreiten! Zweihundert und sechsundachtzig deutsche Meilen hatten wir in dreihundert und sechsunddreißig Stunden zurückgelegt, täglich also unsere vollen zwanzig Meilen gemacht. Es war ein Ritt, den uns beim Himmel nicht leicht Einer nachreitet, und doch hatte den König selber die furchtbare Anstrengung am allerwenigsten mitgenommen. Er hatte einen Körper, der aus Stahl und Eisen zusammengesetzt schien, so wenig achtete er alle Strapatzen. Nun hielten wir also endlich vor dem Thore von Stralsund, und mit lauter Stimme rief der König der Schildwache zu, sie solle aufmachen.

„Die Schlüssel sind beim Kommandanten," tönte die barsche Antwort zurück. „Gedulde Er sich, guter Freund! Morgen Früh soll Er der Erste seyn, den wir hereinlassen."

„Geh', Kerl," donnerte der König, hole die Schlüssel und wecke den Kommandanten!"

„Ich werde mich wohl hüten!" antwortete die Schildwache. „Das möchte mir schlecht bekommen!"

„Wenn du nicht auf der Stelle gehst," schrie der König zornig, „so wird dir's noch schlimmer bekommen, das sag' ich dir! Fort, Kerl! Auf der Stelle!"

Der Ton, in dem der König sprach, mochte den Burschen doch stutzig machen und einschüchtern. Er ging und holte den Unteroffizier. „Seltsam!" sagte der König indeß zu uns. „Da halt' ich vor meiner eigenen Festung und kann nicht hinein! Morgen werden sie andere Saiten aufziehen."

Mittlerweile kam der Unteroffizier. „Wer ist denn der Herr, der hier mitten in der Nacht Einlaß begehrt?" fragte er.

„Ein Kurier aus der Türkei!" erwiderte Karl kurz. —

„Was bringt er?"

„Depeschen vom Könige! Wenn ich nicht gleich eingelassen werde, so wird morgen die ganze Wache gehängt!"

Mochte der barsche Ton des Königs den Sergeanten einschüchtern, oder mochte er wohl gar eine Ahnung haben, daß es der König selber sey, der Einlaß heischte, kurz, der Sergeant hielt es denn doch für das Klügste, die Schlüssel beim Kommandanten zu holen, und ihn selbst aufwecken zu lassen. Bald knarrte das Festungsthor, unsere Pferde trabten hindurch, und wir waren in der Stadt. Unverzüglich ließ sich der König zum General Dückert führen, der, eben aus dem Bette gestört, sich den Schlaf aus den Augen rieb, und deßhalb noch nicht recht genau sehen konnte. In der Meinung, daß er wirklich mit einem Kurier zu thun habe, fragte er den König: „Nun, was bringen Sie mir denn Neues von Seiner Majestät?"

„Ei," erwiderte Karl, „bin ich denn wirklich meinen Unterthanen so ganz unkenntlich geworden?"

Nun auf einmal gingen dem alten General die Augen auf. „Um Gottes willen, Ew. Majestät!" schrie er bestürzt, warf sich dem Könige zu Füßen, und weinte die hellen Freudenthränen.

„Der König! Der König!" hallte es weiter, und noch mitten in der Nacht ward ganz Stralsund von der frohen Botschaft erfüllt. „Der König ist da!" schallte es durch alle Straßen, als ob Feuerlärm wäre. Alles sprang aus den Betten, kleidete sich rasch an, stürzte auf die Gassen, und rannte bunt durch einander. „Ist's denn wahr?" — „Alles war! Er ist da!" — „Gott sey Dank, Gott sey Dank! Nun werden wir wieder andere Zeiten kriegen! Hoch lebe der König!" — So ging das Fragen, das Antworten, das Versichern, das Rufen und Schreien von einer Straße zur anderen, die Leute umarmten sich freudetrunken, und man konnte so recht sehen in dieser Nacht, wie hoch doch der König von seinen Unterthanen geehrt, wie warm und herzlich er geliebt wurde. Die Soldaten strömten aus den Kasernen und ihren Quartieren, und umzingelten das Haus. „Ist's denn wahr? Ist's denn auch ganz gewiß wahr?" riefen auch sie, und frohes, freudiges Jubeln und Jauchzen erscholl, wenn die Antwort zurückkam: „Wahr! Gewiß und wahrhaftig wahr! Ich habe ihn selber schon gesehen, unseren König!"

Bald darauf läuteten nun auch alle Glocken, und verkündeten mit ihrer ehernen Zunge die Freudenkunde; die Kanonen auf den Wällen wurden gelöst, und donnerten die unerwartete frohe Nachricht weit über Land und Meer hinaus; sämmtliche Straßen wurden illuminirt, Freudenfeuer brannten an den Ecken und auf den Plätzen, und so groß war der Jubel, daß in dieser Nacht kein Mensch mehr an's Schlafen, und an's wieder zu Bette Gehen dachte.

Nur wir selber dachten daran, und bei Gott, der Schlaf that uns noth. Mitten unter dem Lärmen und Spektakel brachten wir erst den König zu Bette, der sich nun seit sechszehn Tagen nicht niedergelegt, und einen ruhigen Schlummer genossen hatte. Die Füße waren ihm von dem fast ununterbrochenen furchtbaren Ritte so geschwollen, daß man ihm die Stiefeln herunter schneiden mußte, weil er sie nicht ausziehen konnte. Auch frische Wäsche mußte man ihm reichen, denn die alte befand sich in erbärmlichem Zustande.

(Fortsetzung folgt.)

Herzens-Frage.

Ich sinne hin, ich sinne her,
Was auf mir lastet sorgenschwer,
Sitz' ich in meinem Kämmerlein;
O sag', mein Herz, was mag dieß seyn?

Warum dieß Pochen in der Brust?
Bin Böses ich mir denn bewußt?
O nein! ich bin ja fromm und rein,
O sag', mein Herz, was mag dieß seyn!

Warum schlägt nicht die Herzenswell'
Wie einst so engelrein und hell,
Wenn ich bin einsam und allein?
O sag', mein Herz, was mag dieß seyn?

Warum flieht mich die süße Ruh',
Die sonst mir lieblich lächelt zu
Bei mildem Abenddämmerschein;
O sag', mein Herz, was mag dieß seyn?

Warum fühl' ich mein Auge feucht,
Daß Thrän' um Thräne stille schleicht
In bitt'ren Wehmuthskelch hinein;
O sag', mein Herz, was mag dieß seyn?

Warum? — Ich weiß es selber nicht,
Daß schier das arme Herz mir bricht!
Warum? — Mein Lieb, ich denke Dein! —
Ja, ja, mein Herz, dieß mag es seyn!

Louis Wallin.

Mannigfaltigkeiten.

Am 22. Sept. war Abd-el-Kader zum Diner in St. Cloud eingeladen. Er war mit der kaiserlichen Familie zusammen und saß bei Tisch gegenüber der Gräfin Montijo und zur Seite der Herzogin v. Alba, der Schwester der Kaiserin. Man hat bemerkt, daß er, ohne seine orientalische Würde zu verlieren, mehr und mehr französische Manieren angenommen hat. Er bedient sich ziemlich geschickt des Messers und der Gabel und nimmt von allen ihm angebotenen Schüsseln, nur trinkt er bei Tisch nichts als Wasser und Milch, selbst nach den damit widerstreitendsten Schüsseln. Die Kaiserin hat ihn gefragt, wie viel Frauen er hätte. Er hat geantwortet, daß er ihrer nur vier besäße. Eine Hofdame hat an ihn eine für einen Muselmann sehr delikate Frage gerichtet, die ihn ein wenig in Verlegenheit gesetzt hat. Sie fragte ihn, ob er nicht in Frankreich Damen ausgezeichnet hätte, oder von diesen ihm Aufmerksamkeiten zu Theil geworden seyen. Leicht erröthend, hat der Emir mit „Ja" geantwortet, aber angefügt, daß er sie nicht habe mitführen wollen, weil sie sich im Orient nicht glücklich fühlen würden. Schon jetzt, wenn meine Frauen zusammen sind, muß ich zuweilen meine Autorität geltend machen, um zu verhindern, daß ihre Eifersucht und Nebenbuhlerschaft sie nicht bis zu Handgreiflichkeiten aufstachelt, setzte er hinzu. Die guten Zeugnisse, welche ihm über sein Betragen und seine Gesinnungen gegen Frankreich gegeben wurden, haben dem Kaiser bekanntlich erlaubt, ihm den Aufenthalt in Damaskus zu gestatten, obgleich er sich dort in der Mitte der fanatischsten arabischen Bevölkerung findet. Abd-el-Kader wird dahin vom Baron Rousseau, einem Ehrenkonsul, begleitet werden. Der Kaiser wird alle Reisekosten und die des Aufenthalts des Emirs in der Hauptstadt tragen. Er wird auch in Damaskus eine Pension von 100,000 Franks genießen, welche er bezog, als er in Brussa lebte.

[Persisches Zeremoniell.] Der Handels- und Freundschaftsvertrag, der Frankreich und Persien in Zukunft vereinigen soll, hat folgenden bombastischen Eingang: Im Namen des gnädigen und barmherzigen Gottes, Se. hohe Majestät Kaiser Napoleon, dessen Erhabenheit der des Planeten Saturnus gleichkommt, dem die Sonne zum Panier dient, das leuchtende Gestirne am Firmament der gekrönten Häupter, die Sonne des Himmels des Königthums, die Zierde des Diadems, der Glanz der Standarten und kaiserlichen Insignien, der erlauchte und freigesinnte Monarch; und S. M., so erhaben wie der Planet Saturn, der Souverän, dem die Sonne zum Panier dient, dessen Glanz und Pracht der des Himmels gleichen, der erlauchte Souverän, der Monarch, dessen Heere so zahlreich sind, wie die Sterne, dessen Größe an die Dschemschins erinnert, dessen Pracht der des Darius gleichkommt, und der Erbe der Krone und des Thrones der Keyanier, der erhabene und absolute Kaiser von ganz Persien rc.

Ein berühmter Schauspieler wurde auf seiner Durchreise von einem Direktor eines kleinen Theaters zum Gastspiel eingeladen. Um seine Bedingungen gefragt, forderte er zwei Drittel der Einnahme. „Ach Gott!" — entgegnete der arme Direktor — „zwei Drittel, jetzt im Sommer nehmen wir manchmal kaum ein Drittel ein."

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 239 Samstag, 6. Oktober 1855.

Liebe und Verbrechen.

(Fortsetzung.)

10.

War es Thorheit, daß Fancy bis zum Augenblick, wo sie Falkenberg in Oskar's Zimmer gesehen, in sich den Hoffnungsstrahl für eine bessere Zukunft bewahrt hatte? Die Unglückliche hatte es nicht gewagt, sich ihr Elend in allen Tiefen zu gestehen. Ihre Reise nach Deutschland, ihre Ankunft in Falkenberg's Wohnort waren Proben, auf die sie den Treulosen stellen wollte. Ganz insgeheim hatte sie sich mit dem Gedanken geschmeichelt, daß er, durch ihre Nähe gerührt, keine Kraft haben würde, ihr junges Leben zu knicken. Wie der Verurtheilte, so hatte sie „Gnade, Gnade," rufen wollen. So lange er noch vor ihr stand, so lange sie noch diese Gestalt sah, so lange schien es ihr, daß er ihr zu Füßen fallen, sie an sich drücken und mit ihr entfliehen müßte. Aber als die Thüre sich hinter ihm schloß, als sie sich im Gasthof allein fand, als die Sonne kam und wieder schwand, der Horizont sich röthete und dann ergrauete, als Alles still ward und sie nichts vernahm, nichts als das bange Athmen in ihrer Brust, da fühlte sie's: es war aus mit ihr, — aus!

Sie litt zuerst fürchterlich, litt, wie man leidet, wenn man das Leben liebt. War's doch noch Zärtlichkeit . . . . sie warf sich in die Mitte dieses Schmerzes, sie zerriß ihre Wunden, sie nährte sich von ihren Thränen. Ja, es gibt einen Ehrgeiz selbst im Schmerze, einen Stolz, der den Tod des gebrochenen Herzens mit wahnsinniger Freude sich vom Himmel erbettelt. Für solch eine Bitte ist Gott taub, er will, daß wir uns demüthigen, uns ausheilen, stille halten und schweigen.

In der ersten Zeit ihres Aufenthalts in der Residenz sah Fancy Niemand, als Marie und Oskar. Sie suchte die Einsamkeit. Sie ging ganze Tage hinaus in die herzoglichen Waldungen, sie horchte dem Sturme, der heulend durch die kahlen Bäume strich. War es ihr doch, als hörte sie eine Stimme, die der geheimsten in ihr eine klagende Antwort gab. Wenn die weißen Wolken am Himmel jagten, stand sie auf, breitete die Arme aus und wartete, ob nicht eine sich herunterließe, ihr süßen Trost von Oben zu bringen oder sie hinwegzuführen. Sie erzählte ihnen den Verrath, den sie erlitten, die Freuden, die sie verloren hatte. Zuweilen war es ihr, als träte Falkenberg hinter einem Gesträuch hervor, als sänke er ihr in die Arme; sie klagte ihm ihre Klage, vergab ihm ihren Schmerz, drückte ihn an sich leise, leise, oder auch heftig, heiß, wie's ihre Natur forderte, wie sie's so oft in Wirklichkeit gethan. Nach und nach ward ihr Schmerz ruhiger. Mariens Umgang that ihr wohl. Man muß allein gewesen seyn, um zu wissen, wie süß es ist, Freundeshand zu fassen. Und wer war zarter, liebevoller, hingebender als Marie? Wenn sie diese in ihrem innersten Kern faßte, so geschah's, weil Fancy selbst eine uneigennützige Natur war. In dem Fieber ihrer ersten zerstörten Jugend hatte sie viele große Gefühle geträumt; selbst die einfachsten, die friedlichsten Beziehungen waren in ihrem Herzen Leidenschaften geworden; sie begriff, daß man sich vergessen konnte in Anderen, und staunte nicht, wenn Marie ängstlich im Wald sie mitten im Schnee aufsuchte; sie hätte im gleichen Fall Gleiches gethan. Sie sprach mit ihr von bessern Tagen, sagte ihr die Schmerzen dieses Lebens, ward nie müde, sie zu sagen, und wußte auch, daß Marie nie müde ward, sie zu hören. Im Gegentheil, Meisterin im Trösten, wußte diese selbst den Faden zu leiten. Kannte sie doch auch jene Pfade, die das tiefste Leiden wandelt . . . sie zog sie nicht ab von ihnen, sie grub nur Kanäle um sie, um Fancy's Schmerz, wie strömende Wasser, darin in tausend Arme zu vertheilen. Bald auch zeigte sich ein heilsamer Einfluß; im Zauber der Mittheilung faßte Fancy wieder Wurzeln im Leben. „Ach, Marie," konnte sie sagen, „Alles stirbt zwar, und doch lebt das, was stirbt, wieder auf. Es gibt in Freiburg eine Linde, die der Blitz vor hundert Jahren traf, man glaubte sie verloren. Jetzt grünt sie frischer, denn je, wie wenn sie in dem Feuer des Himmels neue Kraft

gesogen hätte. Der Winter kommt und geht; der Hügel, der unter seinen Tritten fröstelte, bedeckt sich mit zartem Grün, Hymnen werden angestimmt und gesungen, Alles ist Auf- und ist Niedergang."

Der Schmerz, der Worte findet, ist fast kein Schmerz mehr. So tief die Spitze in Fancy's Herz gedrungen war, so stumpfte sie sich dennoch ab. Sie dachte daran, sich ein Nest zu bauen, sich eine außergewöhnliche Existenz zu schaffen, ihre Phantasie unterstützte diesen Plan. Indeß hatte sie noch Tage, wo sie der Last ihrer Erinnerungen unterlag, wo alle ihre Wunden ausbrachen, wo sie zitterte und weinte. Dann duldete sie selbst Marie nicht, dann klagte sie sich der Schwäche und der Feigheit an. Wie ein edles Wild, das der Jäger getroffen, und das im Dickicht sein Leben aushaucht, so sank sie auf ihre schwellenden Divane. Aber der Zustand dauerte nicht lange, die Stille um sie tröpfelte Balsam auf's Herz, der Stolz gab ihr den Stab in die Hand. War sie nicht schön, nicht reich? Sie wollte die Schönheit und den Reichthum geltend machen, und wär's auch nur, um Falkenberg den Stachel der Reue tief in's Herz zu drücken. Sie versammelte einen Theil der Gesellschaft um sich, sie gewann es über sich, Falkenberg wiederzusehen, ja, sie ward selbst gegen des Erbprinzen Huldigungen nicht unempfindlich. Es rührte sie an ihm, daß er sie nicht vergessen hatte; er war anders als sie, naiver, enthusiastischer, die Poesie seiner Gefühle war noch von keinem Nachtfrost getroffen worden. Unwillkürlich führte er sie in die Tage ihres ersten Erwachens zurück, in jene Tage, wo sie an alle Versprechungen des Glücks geglaubt hatte. Wenn sie seinem Worte lauschte, regte es sich in ihr wie Vorwurf oder doch wie eine Frage an das Schicksal: warum sie statt Falkenberg's nicht dieser fast weiblichen Seele begegnet, warum sie nicht glücklich geworden war? Sie ward nachdenkend, es entstanden gefährliche, bedeutungsvolle Pausen, Pausen, in denen Falkenberg's Bild mit dem des Erbprinzen verschwamm, denn, wie es oft bei Freunden der Fall ist, hatte der Prinz in Ton und Bewegung viel von Falkenberg angenommen. Zuweilen war es ihr, als spräche seine Stimme, als sey dieß ein Ausdruck, jenes eine Bewegung von ihm. Durch diese fast unmerkbaren Uebergänge stieg Fancy allmälig ihren Olivenberg hinunter und wandelte endlich im Thale, ohne daß sie selbst wußte, wie sie herabgekommen war. Auch erschien die Stunde, wo ihr Gedächtniß weniger nachsichtig wurde, wo es ihr in vollster Wahrheit Falkenberg's Handlungsweise zeigte, wo ihr Gefühl sich auf's Aeußerste gegen erlittene Demüthigungen auflehnte. Die Bilder der Liebe starben vor denen der verletzten Eitelkeit, sie verachtete ihre Geduld, und rief sich Falkenberg in den Augenblicken seiner Härte, seines Undanks zurück, wo sie dennoch nur Liebe für ihn gehabt, noch Thränen um ihn vergossen hatte. Seine eiserne Stirne, seine herben Worte, seine geheimen Machinationen standen vor ihr, es waren eben so viele Injurien, die sie erlitten hatte. Weil die Eigenliebe zu bluten anfing, hörte die Liebe auf zu schmerzen. Je weiter sie sich von Falkenberg entfernte, je näher trat sie an den Erprinzen heran. Sie beobachtete, sie studirte ihn; sie horchte auf seine Ansichten, auf seine Hoffnungen, sie glaubte ein Recht auf ihn zu haben; sie hatte ein Gefühl, wie wenn sie ihn leiten, ihn beschützen könnte. Dieß Gefühl, so neu für sie, war ihr das süßeste. Wenn man sich sein eigenes Geschick verdorben hat, will man es gut machen an Anderen; sie schwor es sich, diesem jungen erst aufkeimenden Gemüthe eine Stütze zu werden, ihm eine Leuchte voran zu tragen, ihm an glücklichen Gestaden Hütten bauen zu helfen. Sie ließ ihn von Dingen reden, die sie kannte, bat ihn um sein Vertrauen, und ward nachdenkend durch sein Nachdenken. Eines Tages, als er früher wie die übrige Gesellschaft gekommen war, und sie, noch nicht völlig angekleidet, ihn warten ließ, trat sie unbemerkt ein, als er gegen einen Tisch gelehnt mit einer unaussprechlich kummervollen Miene vor sich hinblickte. Nachdem sie ihm eine Zeitlang zugesehen hatte, kam sie nahe an ihn heran.

„Sie leiden?"

Er drehte sich um, lächelte gezwungen und suchte eine Ausflucht.

„Sie leiden," sagte sie noch einmal wie gebietend. „Bin ich Ihres Vertrauens unwerth? Reden Sie, o, reden sie schnell!"

Er widerstand ihren Bitten; er konnte, er durfte ihr nicht sagen, was in ihm, was um ihn vorging. Schon hatte es Scenen mit dem Herzog gegeben, schon hatte er sich auflehnen müssen gegen den väterlichen Willen. Das schmerzte diese weiche Seele, kränkte ihn um so mehr, als er den Vater engherzig, ungerecht fand.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eisenkopf.

(Fortsetzung.)

Nun warf sich der König auf's Bett, schlummerte fast im Umsehen ein, und schlief so fest wie ein Todter. Düring und ich warfen uns zu seinen Füßen auf ein paar Matratzen, die man für uns auf den Boden ausgebreitet hatte, und nun schnarchten wir alle drei um die Wette, während zum ersten

Mal wieder seit langer Zeit eine wirkliche, schwedische Schildwache mit geschultertem Gewehr vor unserer Thür auf und ab patrouillirte.

Der Schlaf schmeckte herrlich, Gott weiß es! Nur Schade, die Herrlichkeit dauerte für dieses Mal nicht lange genug. Nach wenig Stunden stand der König schon wieder auf, und weckte auch uns, die wir gern bis in den hellen Morgen hinein geschlafen hätten. Aber es ließ ihm keine Ruhe! Er ließ den alten General Dückert kommen, musterte mit ihm die Garnison, besah die Festungswerke, und dann, um auch keinen Augenblick Zeit zu verlieren, gab er sogleich Befehle, um den Krieg von Neuem mit frischen Kräften anzufangen. Die Kuriere flogen zu allen Thoren hinaus. Die Schweden sollten bald merken, daß der König unverändert als der alte in seine Lande zurückgekehrt sey.

Der Wachtmeister machte, bei diesem Abschnitte seiner Erzählung angelangt, eine Pause, und starrte mit trüben Blicken, ganz in Gedanken versunken, in das Kohlenfeuer, welches noch immer hellglänzend vom Leuchtthurme in die Nacht hinaus schimmerte. Erst die Anrede Olav Sparre's weckte ihn wieder aus seinen Träumen.

„Nun, alter Freund, warum erzählt Ihr nicht weiter?" fragte er. „Wir sitzen hier in der größten Spannung, und die Nacht rückt vor. Bitte, bringt Eure Geschichte zu Ende!"

„Ja, ja, es soll geschehen, so schwer es mir auch wird, das traurige Ende zu erzählen", erwiderte der Wachtmeister, indem er bei den Worten Olav's wie aus einem schweren Traume aufschreckte. „Entschuldigt mich, Kinder, daß ich ein wenig länger, als nöthig, bei den Stunden verweilte, welche die letzten frohen und erhebenden Stunden unseres tapferen Königs waren. Ja freilich, die l e t z t e n, und für mich sollten die Stunden dieser Art für die Zukunft auch gezählt seyn. Nun denn aber, du hast recht, Olav, wir müssen's zu Ende bringen!"

Also weiter. Der Freudenrausch des Volkes über seine Rückkehr erfreute den König ungemein, und ich habe ihn nie heiterer und aufgeweckter gesehen, als grade in jenen ersten Tagen nach seiner Ankunft im Vaterlande. Aber es war auch der letzte Sonnenschein, der seinen Lebenspfad erhellte. Schon thürmten sich drohende Gewitterwolken ringsum am Horizonte auf, und mancher Blitz sollte versengend sein Herz treffen, den jene düstern Wolken entsendeten.

Es dauerte nicht lange, so umtobte uns von allen Seiten wieder das Kriegsgetöse. Preußen, Sachsen, Dänemark und Rußland standen gegen uns auf in Wehr und Waffen, und so heldenmüthig auch Karl sich ihrer erwehrte, so konnte er auf die Dauer der allzugroßen Uebermacht doch nicht widerstehen. Sechsunddreißigtausend Mann rückten auf Stralsund los, dessen Besatzung nur aus neuntausend Mann bestand. Karl kommandirte sie aber selber, und die Verbündeten hätten wohl mein Lebtage die Festung nicht eingenommen, wenn nicht ein für uns verderblicher Umstand sie begünstigt hätte.

Der Oberstlieutenant von Köppen, Flügeladjutant des Königs von Preußen, hatte seine Jugendjahre in Stralsund zugebracht, und sich da oft im Baltischen Meere gebadet. Aus jener Zeit her erinnerte er sich, daß gerade an der Stelle, wo die schwedischen Verschanzungen zu Ende liefen, das Meer nur drei bis vier Fuß tief war. Er machte also seinem Könige den Vorschlag, an dieser Stelle die Festung zu überrumpeln. Man willfahrte ihm, und es wurden 6000 Mann Infanterie und 2000 Mann Kavallerie beordert, um an der erwähnten Stelle wie Seehunde durch's Meer zu waten. Köppen kommandirte die Vorhut, und ging mit dem Degen in der Hand getrost voran. Eine Stunde nach Mitternacht begaben sie sich in's Meer, wateten bis an den Gürtel im Wasser, und marschirten eine halbe Stunde lang im Meere fort. Zu gleicher Zeit, um die Aufmerksamkeit der Belagerten abzulenken, machte man einen Angriff auf der Vorderseite der Festung, und wir ließen uns dadurch richtig täuschen, da kein Mensch ahnte, daß die Preußen wie Fische durch das Wasser anrücken würden. So kam Köppen mit seiner Schaar bis an unsere Verschanzungen. Die Soldaten stiegen ganz still aus den Fluthen herauf, und ehe wir's uns versahen, befanden sie sich mitten unter uns, als ob sie aus der Luft herunter geschneiet wären. Die so eroberten Schanzen waren nicht zu halten; wir mußten uns in die Innenwerke der Festung zurückziehen, und verloren bei dieser Affaire fünfundzwanzig Kanonen und vierhundert Gefangene.

Das war ein harter Schlag, aber ein härterer sollte bald noch nachkommen.

Ohne im Besitz der Insel R ü g e n zu seyn, konnten die verbündeten Feinde noch immer nicht mit Sicherheit auf die Eroberung Stralsunds rechnen. Diese mußte erst genommen werden, ehe sie uns zu Wasser und zu Land belagern konnten, und der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, den sie drüben in Deutschland gewöhnlich nur den alten Dessauer nennen, machte sich daran, uns die Insel zu entreißen. Es war ein schweres Stück Arbeit, aber der Dessauer war auch ein grimmiger Haudegen, und ganz der Mann dazu, dieß Stück Arbeit auf seine Schultern zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Araber in Algier unterscheiden drei Arten Löwen, den schwarzen, den gelbröthlichen und den grauen. Ersterer, von der Farbe der dunkelbraunen Pferde, mit schwärzlicher Mähne, ist kleiner als die anderen, aber stärker und wilder. Sein Körper ist von der Nasenspitze bis zur Schweifwurzel 5 Ellen lang und wiegt 550 bis 600 Pfund. Während die beiden anderen Arten umherschweifen, zieht der schwarze einen festen Aufenthalt vor, indem er manchmal 30 Jahre lang bleibt, d. h. sein ganzes Leben lang, welches man zwischen 30 — 40 Jahre schätzt. Im Durchschnitt tödtet ein Löwe im Jahre für 1500 Thlr. Pferde, Maulthiere, Rinder, Kameele und Schafe, so daß bei der durchschnittlichen Lebensdauer von 35 Jahren ein Löwe unter dem Viehstande seiner Nachbarschaft eine Verwüstung von 50,000 Thalern anrichtet. Es ist daher kein Wunder, daß die Araber sich der gefährlichen Nachbarn auf alle Weise zu entledigen suchen. Da sie einen ungeheuren Respekt vor dem Löwen haben — sie nennen ihn stets „den Herrn", und wenn sie Abends in ihren Duars noch so sehr über ihn schimpfen, schweigt doch Alles voll Ehrfurcht, wenn von fern wie Donnerrollen sein Gebrüll erschallt —, so geschieht dieß meistens auf die wenig waidmännische Art, daß unmittelbar hinter der Umzäunung des Duars auf der dem Walde nahen Seite, wo der Löwe in der Regel herkommt, eine 15 Ellen tiefe Grube gegraben wird, oben enger als unten. Ist dann während der Nacht der Löwe herangeschlichen und hört das Vieh hinter der Umzäunung brüllen, so springt er über die Hecke und stürzt in die Grube hinein. Nun geräth der ganze Duar in Bewegung; die Weiber und Kinder stoßen ein lautes Jubelgeschrei aus, die Männer schießen die Gewehre ab, um die Nachbarn herbeizurufen, und Alles bereitet sich zu einem großen Freudenfeste vor. Feuer werden angezündet, die Frauen bereiten Kuskussu, und die ganze Nacht vergeht in Gelag; denn die benachbarten Duars senden, durch die Flintenschüsse eingeladen, stündlich neue Gäste zum Mahle. Endlich bricht der Morgen an, und Alles drängt sich um die Grube, um den gefangenen Feind zu sehen. Ist es ein junger Löwe oder eine Löwin, so ist die Freude nicht allzu groß; ist es dagegen ein ausgewachsener Löwe mit voller Mähne, so wird der Fang mit fast wahnsinnigem Geschrei und Gebahren begrüßt. Weiber und Kinder höhnen und schmähen den Löwen und werfen ihn mit Steinen, und wenn sie müde sind, kommen die Männer mit ihren Flinten und schießen das edle Thier, das mit würdevoller Verachtung das tödtende Blei in sein Herz empfängt, mit vielen Kugeln nieder. Sind seine Peiniger ganz sicher, daß er todt ist, so zieht man den Löwen aus der Grube heraus, zieht ihm die Haut ab und vertheilt das Fleisch. Alle Mütter bekommen ein kleines Stück von dem Herzen, das sie ihren Söhnen zu essen geben, damit diese stark und muthig werden.

In einem Meeting von Mäßigkeitsfreunden, welches vor Kurzem zu Inverneß in Schottland stattfand, hielt einer der Anwesenden folgende inhaltsschwere Rede: „Meine Freunde! Vor drei Monaten legte ich das Enthaltsamkeits-Gelübde ab. (Händeklatschen und Beifallsrufe) Einen Monat später hatte ich ein Goldstück in der Tasche, was, so viel ich mich erinnere, früher bei mir nie vorgekommen ist. (Lauter Beifall.) Als wiederum ein Monat verflossen war, hatte ich einen guten Rock auf dem Leibe, wovon früher bei mir nie die Rede war. (Wüthendes Händeklatschen und stürmischer Beifall.) Vierzehn Tage nachher, meine Freunde, kaufte ich mir einen Sarg." (Die Zuhörer, welche schon im Begriffe standen, ihre Beifalls-Bezeugungen zu erneuern, wurden bei dieser Stelle des Vortrags stutzig und machten ernste Gesichter.) „Ihr seyd erstaunt, meine Freunde," fuhr der Redner fort, „und fragt, aus welchem Grunde ich den Sarg gekauft habe. Ich habe ihn gekauft, weil ich fest davon überzeugt war, daß ich ihn brauchen würde, wenn ich mein Gelübde noch 14 Tage länger hielte."

Ein Knabe ging in einen Bäckerladen, um Brod zu kaufen. Als er die Kleinigkeit des Brodes bemerkte, äußerte er gegen den Bäcker, dasselbe möge wohl sein Gewicht nicht haben. „Laß Dich nicht kümmern," sagte der Mann, „da hast Du auch um so weniger zu tragen." — „Meinetwegen", erwiderte der Knabe, warf dem Bäcker nur den halben Preis des Brodes hin und eilte fort. — „He, Bursche!" rief der Bäcker, „das Geld reicht nicht!" — „Schadet nicht", entgegnete der Kleine, „da haben Sie auch um so weniger zu zählen!"

Der Brautstand ist der sonderbarste Stand des Lebens, den man als den glücklichsten anerkennt und von dem man doch nicht wünscht, daß sein Glück allzulange währt.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 240 Montag, 8. Oktober 1855.

Liebe und Verbrechen.

(Fortsetzung.)

Fancy errieth das. Sie zitterte, wenn sie dachte, wie allein der Erbprinz war, wie er nur Oskar von der einen, Falkenberg von der andern Seite hatte, Falkenberg, den sie mit dem Nordwinde verglich, und der sicher die zarten Blüthen dieses Gemüths tödten würde. Er stand vor ihr in poetischer Schönheit! Er hatte alle Grazien der Jugend! Seine Stirn war voll süßer Träume, seine Wangen glühten wie die einer Jungfrau. Vom Zauber ergriffen, das Sonst mit dem Jetzt verwechselnd, berührte sie des Erbprinzen Hand, indem sie einen flüchtigen Kuß auf sie drückte. Wie der Blitz im Pulverthurme zündet, so wirkte diese unschuldige Liebkosung. Erblassend entwand sich Fancy den sie umstrickenden Armen, und dankte Gott, als jetzt ein Gast eintrat. Sie nahm von dem Augenblicke an eine ernstere Stellung, dem Erbprinzen gegenüber, an, sie zwang ihn, an wichtige Dinge zu denken, und vermied überhaupt sorgfältig, mit ihm allein zu seyn.

Für den Erbprinzen war das eine schwere Prüfung; er liebte Fancy, liebte sie, wie man in der Jugend liebt. Welches Gemüth würde auch nicht, in diesem Alter, von dem Liebreiz einer ausgezeichneten Frau ergriffen seyn? Aber, als sie ernster ihm gegenüber ward, als er in das positive Leben zurücktrat, als seine ganze Lage sich ihm mit bedauernswerther Schwere zeigte, als er den erzürnten Vater erblickte, und überall um sich die Stacheln der Nothwendigkeit sah, da fühlte er sich zum Erstenmale tief unglücklich. Er litt, und weil er litt, ward er ungleich; Fancy erschien ihm wie jene mährchenhaften Gestade, die ewig locken, aber an denen man nie landet; das Glück zeigte sich, aber er durfte es nicht berühren.

Fancy von ihrer Seite gestand sich das Interesse nicht ein, das ihr der Erbprinz einflößte, sie ließ es im Schacht ihrer Seele liegen, doch hatte sie Träume, in denen eine Krone sie schmückte, hatte Stunden, wo es ihr war, als ob sie jetzt erst zu leben beginne. Liebte sie ihn? Nein, sie war nur zerstreut durch ihn, nur abgezogen von dem, was sie für ewig gehalten hatte, sie machte aus dem Erbprinzen einen Gegenstand ihres Hochmuths, er ward ihr eine Beschäftigung, ein Studium, er füllte ihre Tage — bis zur Ermüdung. Daß es so war, erkannte sie ganz deutlich an einer Reise, die der Erbprinz unternehmen mußte und die ihn mehrere Wochen fern hielt. Fancy bereitete sich ehrlich darauf vor, ihn schmerzlich zu entbehren, ihn tausendmal zurückzurufen, und erstaunte, daß sie es so ruhig hinnahm. Ja, die Ruhe um sie war ihr wohlthuend, sie unternahm Vielerlei, las, schrieb, zeichnete und die Zeit ging hin, ohne daß sie ihre Schwere gefühlt hätte. Die Nachricht von der Rückkehr des Erbprinzen traf sie, ohne daß ihr Herz gepocht, ohne daß ihre Wangen geglüht hätten, sie gestand sich sogar, daß sie ihn herzlich gern länger hätte entbehren mögen, daß er sie in mancher lieben Arbeit stören würde, sie fuhr einmal mit der Hand über die Stirne und murmelte in sich hinein: „ich glaube wahrhaftig, daß Falkenberg mit meiner Liebe zu ihm mich oft recht drückend gefunden haben muß! — Drückend ist die Liebe, die nicht getheilt wird, es ist die Reise durch die Wüste, die unendliche Schwüle, die die Brust austrocknet, die Erschlaffung, die sich über den ganzen Menschen mit tiefem Weh senkt. Man möchte sich ausruhen, und man wird vorwärts getrieben, man möchte sich an Gesträuchen halten und die Gesträuche brechen."

Liebte Fancy Falkenberg? Auch das glaube ich nicht, aber sie liebte in ihm die Idee, die Erinnerung, die Jugend; er hatte eine Vergangenheit für sich, er war Mann, und der Erbprinz war ein Kind. Darin lag das Geheimniß.

Mitten in diesen Kämpfen überraschte sie eines Tages Oskar. Er war mit dem festen Entschluß gekommen, mit ihr zu reden, und sie hatte ihm diesen Entschluß angesehen, so wie er eintrat. Sie wollte aufstehen, ihre Füße versagten ihr den Dienst. Sie bedeckte ihr Gesicht, und wartete, daß er reden würde.

Oskar setzte sich. Es herrschte eine feierliche

Stille, nur ihre Seelen sprachen. Endlich sagte er: „Arabella . . . .“

Bei diesem Namen, der ihr das versunkene Glück und ihr ganzes Elend zurückrief, schrack sie zusammen. Sie blickte Oskar mit dem Auge der Furcht und der Ungewißheit an.

„Ich komme im Namen des Herzogs“, sagte er, „ich entledige mich einer ernsten, vielleicht einer traurigen Pflicht.“

„Sprechen Sie“, antwortete sie mühsam.

„Vergeben Sie, wenn ich Sie an die Vergangenheit erinnere. Sagte ich Ihnen nicht, daß eine Zeit kommen würde, wo sich Vieles ausgleichen und Alles Sie zur Nachsicht stimmen würde. Diese Zeit ist da. Sie liebten, und wurden vergessen. Jetzt werden Sie geliebt, und . . . . lieben nicht wieder!“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“ rief Fancy mit einem tief verwundeten Stolz.

„Ich habe es gesehen“, antwortete Oskar.

„Ja“, sagte sie sanft, und die Wahrheit ihres Innern siegte. „Sie haben Recht, ich liebe nicht; ich kann nicht mehr lieben, ich bin nur unglücklich.“ — Sie zitterte heftig.

„Machen Sie das Uebel, das Sie angerichtet haben, wieder gut. Heilen Sie Wunden, die Sie unwillkürlich schlugen.“

„Kann ich“, rief sie, in dem Wahne, daß Oskar für den Erbprinzen reden würde.

„Sie können“, sagte er, „aber es gehört Muth dazu. Retten Sie den Erbprinzen.“

„Wodurch?“ fragte sie rasch erglühend.

„Sie müssen ihn verlassen.“

„Nimmermehr!“

„Mäßigen Sie sich“, entgegnete Oskar. „Sie haben eine Seelengröße, die Ihnen verbietet, des Erbprinzen Schmerzen zu mehren. Sie glauben, daß Sie ihm etwas sind, etwas seyn werden, Sie halten Ihre Nähe für heilbringend. Sie irren sich. Er hat das Leben vor sich. Sie haben es schon hinter sich, sein Daseyn ist voll Knospen, das Ihre hat viele, viele dürre Blätter.“

Sie senkte das Haupt. „Geben Sie mir ein Mittel, ein Opfer an, das ich für ihn bringen soll, beweisen Sie mir, daß ich ihm schädlich bin, ich will, überzeugt, handeln, aber ich gestehe Ihnen, sein Leiden drückt mich; würde es mich aber auch tödten, so würde ich es dennoch tragen . . . seinetwegen.“

„Ein ungeheurer Irrthum!“ warf Oskar ein. „Was er nicht kann, dürfen Sie thun, Sie müssen ihn dem Lande, seinem Vater, den Staatsgeschäften wiedergeben. Seine Jugend zerfließt im Nichtsthun. Man tadelt ihn, ja, man tadelt Sie!“

„Was kann ich thun“, erwiderte Fancy gereizt.

„Ihn der Pflicht wieder geben, ihm entsagen.“

„Es wird sein Untergang seyn!“

Oskar zuckte mit den Achseln. „Glauben Sie doch nicht, daß man aus Schmerz stirbt. Erst zwar wird er Sie verwünschen, später aber wird er Sie segnen. Was erwarten Sie von der Zukunft? Sie wollen entweder hinabsteigen und des Erbprinzen Geliebte werden, oder Sie wollen hinauf, und seine Gemahlin seyn. Beides ist unmöglich. Glauben Sie mir, ich sag's mit schwermüthiger Ueberzeugung: es ist kein Glück denkbar zwischen Ihnen.“

Es entstand ein Schweigen, in dem Fancy zwischen Oskar's Worten und ihrer Ueberzeugung zu schweben schien. Endlich sagte sie: „Ich hab's überlegt. Plötzlich kann das Band nicht zerrissen werden, ich will es langsam lösen. Lassen Sie mir Zeit. Wenn ich keine Liebe für den Erbprinzen habe, so habe ich doch Neigung, eine sorgende Neigung . . .“

„Sagen Sie Eigenliebe. Ich lese tiefer in Ihrer Seele, als Sie glauben. Sie dürsten nach Ehre.“

„Und wenn das wäre, wer dürfte den Stein auf mich werfen?“

„Eine Bevölkerung, ein Vater, Ihre Freunde! Glauben Sie mir, es gibt nur einen Weg für Sie, eine Versöhnung, eine Ausgleichung. Verlassen Sie diese Stadt.“

„Ich kann nicht“, antwortete sie zagend.

„Sie werden es können, überlegen Sie's mit Ihrem edlen Geiste. Es wird der Augenblick kommen, wo Sie die Nothwendigkeit dieses Schrittes einsehen werden. Dann rufen Sie mich, Fancy. Meine Hülfe ist Ihnen gewiß.“

Er ging, er ließ Fancy in der schmerzlichsten Aufregung; sie fühlte wohl, daß er Recht hatte, daß es edler war, zu gehen, als zu bleiben, und dennoch! — Es gibt geheime Gedankengänge in uns, die Niemand sieht, als Gott, Gefühle, die nebelartig in der Seele schwimmen, und die uns unwillkürlich weit, weit von dem abbringen, was wir für Recht anerkennen. Was den Zwiespalt hervorbringt, das ist: daß Herz und Moral oft Zwei und nicht Eins sind, daß es ein Angebornes und ein Angelerntes, eine Freiheit in der Knechtschaft und eine Knechtschaft in der Freiheit gibt.

Der Erbprinz war unglücklich, unglücklich in seiner Liebe zu Fancy, unglücklicher noch in dem Gedanken, entweder positiv gegen seinen Vater auftreten oder seiner Neigung entsagen zu müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Das große Musikfest in München.

Die Münchner Blätter melden unterm 5. Okt.: Der heiterste Himmel lachte heute und schon Vormittags 8 Uhr machte sich in den Straßen unserer Stadt ein reges Leben bemerklich. Von Stunde zu Stunde nahm das Hin- und Herwogen, der Einheimischen und der sehr zahlreichen Gäste, welche uns die Eisenbahn- und Postzüge der letzten Tage zugeführt hatten, zu und um 11 Uhr strömte Alles dem Glaspalaste zu, der, nachdem sich in ihm im vorigen Jahre die Früchte des deutschen Gewerbsfleißes so wunderbar schön und traulich gesammelt hatten, heute die deutschen Gesangs- und Tonkünstler zu einem einheitlichen großartigen Musikfeste in sich vereinigte. Eine riesige über die ganze Breite des Prachtbaues und bis zur Glasdachung reichende Gardine trennt den Konzertsaal von dem Transept und bildet den entsprechend bemalten und geschmückten Hintergrund des kolossalen Orchesters. Diesem gegenüber befindet sich auf der ersten Gallerie die reich drapirte Königsloge, an deren beiden Seiten 1280 Gallerienobelplätze sich hinziehen; über diesen, auf der zweiten Gallerie, war für 4000 Zuhörer vorgesorgt. Der Saal enthält zur linken und rechten Seite je 60 Sitzreihen mit 2160 numerirten Sitz- und einen weitern bequemen Raum für mehrere Tausend Stehplätze. Bis um 12 Uhr waren alle Plätze besetzt, als in Begleitung JJ. kk. HH. der Prinzessinnen Luitpold und Alexandra, dem Prinzen Luitpold und Adalbert, Se. Maj. der König Ludwig erschien. Wie aus e i n e m Munde brach die ungeheure Anzahl der Versammelten in stürmische Lebehochrufe aus, die erst ein Ende nahmen, als Hr. General-Musikdirektor Frz. Lachner das Zeichen zum Beginn des Konzertes gab. Allein kaum war die Introduktion und eine halbe Strophe von Herrn Kindermann gesungen, als auf einmal ein Krachen und ein Fallen vernommen wurde, dem von der oberen Gallerie herab die Worte folgten „es bricht.“ Allgemeiner „Aufstand“, allgemeines Entsetzen, lautes Angstgeschrei von mehreren Furchtsamen, die schon glaubten, das ganze Gebäude mit seinen eisernen Säulen und Tausenden von Glasscheiben stürze über die Zuhörer zusammen, um sämmtlichen ein gemeinsames Grab zu bereiten. Doch glücklicherweise war es bloß „viel Lärm um nichts“, denn das ganze Geräusch war von einer herabfallenden kleinen Tapetenwand verursacht. Se. Maj. König Ludwig war der Erste, der durch Abwinken die durch das Herabfallen einiger Glasscheiben noch besonders aufgeregte Menge beruhigte. Nach diesem 10 Minuten andauernden höchst bedauerlichen Zwischenfall begann die Vorführung des Haydn'schen unsterblichen Werkes „die Schöpfung“ von Neuem. Unter der ausgezeichneten Leitung unseres hochgeschätzten Herrn General-Musikdirektors Franz Lachner wurde dieses große Werk gewiß im Geiste des großen Autors so entsprechend, wie noch nie ausgeführt. Die vorgetragenen Soli waren mit Ausnahme der des Herrn Auerbach wunderschön; nicht minder die Chöre und stets folgte ungeheurer Beifall, der sich am Schluß in ein lautes nie endenwollendes Bravorufen ausdehnte. Se. Maj. König Ludwig, der das ganze Fest mit seinem Schönen und Bittern, mit der deutschen Nation, um uns so auszudrücken, feierte, wurde beim Entfernen mit abermaligen stürmischen Lebehochrufen begleitet. Die Tausende von Zuhörern, die sich von ihrem Schrecken natürlich vollkommen wieder erholt hatten, nahmen den herrlichsten Eindruck mit sich, den dieses Konzert auf sie gemacht hatte. Durch einige herabgefallene Glasscheiben sind mehrere Personen ganz leicht verletzt worden; Mehrere haben sich dadurch verwundet, daß sie in dem Moment allgemeiner Bestürzung Glasscheiben einschlugen und auf das Dach springen wollten.

Die Kaisergruft zu Speyer.*)

I.

Adolph von Nassau's Tod.

Dort bei Göllheim auf dem Felde klirret wilder Waffenklang,
Heiß entbrennt die Schlacht, die wilde, hin durch's Thal vom Felsenhang.
Reif die Saatenfelder stehen bei der Sonne Gluthenbrand,
Doch kein Schnitter ist zu schauen mit der Sichel in der Hand.

Andre Saaten aufgepflanzet hat der Fürsten Machtgebot,
Dichtgedrängte Kriegerschaaren, und als Schnitter kommt der Tod.
Einen Helden sieht man fliegen durch die Schaaren hoch zu Roß,
Kampfmuth sprüht aus seinem Auge, schmuck der Helm sein Haupt umschloß.

Kaiser Adolph ist's von Nassau; — hier mit seiner Heeresmacht
Muß er um die Krone streiten, und entscheiden soll die Schlacht.
Oestreichs Herzog Albrecht nennt sich deutschen Reiches Kaiser auch,
Hat vergessen seine Huld'gung, die er that nach Lehnsgebrauch.

---

*) Seine Königliche Hoheit der Herzog von Nassau hat 7200 fl. zur Wiederherstellung des altehrwürdigen Doms zu Speyer, worin nebst sieben anderen Kaisern und drei Kaiserinnen auch sein Ahne, Kaiser Adolph von Nassau, ruht, der am 2. Juli 1298 in der Schlacht bei Göllheim im Kampfe mit dem Gegenkaiser Albrecht von Oesterreich fiel, mit fürstlicher Munifizenz gespendet.

Heute gilt's die Kaiserkrone, dumpf erbraust die wilde Schlacht,
Schwerter funkeln und es sinken Viele hin in Todesnacht.
Immer heißer wird das Streiten, und es steigert sich die Gluth,
Blut in dichten Strömen fließet, und der Kampfmuth wird zur Wuth.

Lange schwankt des Sieges Würfel, immer wilder tobt die Schlacht!
Und wie Viele schon gefallen, nicht Entscheidung hat's gebracht.
Furchtlos steh'n die tapfern Krieger, strömt auch rings der Brüder Blut,
Weihend sich dem Heldentode, kämpfen sie mit neuer Gluth.

Und der Kaiser sucht den Gegner, der gebrochen ihm die Treu;
Der den Thron ihm will entreißen, Kaiser nennt sich ohne Scheu
Und er trifft ihn im Getümmel: „Heut', Du Falscher, zeig' ich Dir, —
Nimmer wirst Du feig entrinnen — daß der Thron gebühret mir!"

Wüthend mit geschwung'nem Schwerte rennt der Kaiser auf ihn zu;
Jener beugt sich vor dem Hiebe, bleibt im Kampf in kalter Ruh';
Schwingt sein Schwert zu sicherm Ziele, und der muth'ge Kaiserheld
Stürzt vom Roß, zum Tod verwundet, düngt mit Blut das Leichenfeld.

Dort im Rosenthal im Kloster schallt der Mittagsglocke Klang,
Als des Heldenkaisers Seele sich empor zum Himmel schwang.
Unter einem Leichenhügel man die Kaiserleiche fand
Später rings mit Staub bedecket, blutgeröthet das Gewand.

Dort bei Göllheim in dem Thale, wo der Kaiser Adolph fiel,
Wo er in der Schlacht gefunden seines Heldenlebens Ziel,
Steht seitdem ein steinern Kreuzbild unter einem Rüsternbaum,
Der die Zweige flüsternd senket wie in alter Zeiten Traum.

II.

Das Kaisergrab zu Speyer.

In dem Dom zu Speyer ruhet Kaiser Adolphs Asche dort,
Und ein steinern Denkmal kündet es der Nachwelt noch sofort.
Auch sein Feind Albrecht von Oesterreich hier vom wilden Streite ruht;
Und die beiden Gegner friedlich schlummern in des Tempels Hut.

Still der Wandrer an den Gräbern dieser beiden Kaiser steht,
Die Erinnerung alter Zeiten seinem Geist vorübergeht,
Und die beiden Gräber sprechen: „Haß auf Erden ist zu Haus,
Doch des Todes Hand tilgt solchen in des Menschen Herzen aus."

Beide Gegner ruhen friedlich sich zur Seiten in der Gruft,
Bis sie zu dem großen Morgen einstens Gottes Stimme ruft.
Vom Franzosenfrevel wurde dort die Kaisergruft entweiht, *)
Und noch heute sieht man Spuren jener wilden Kriegeszeit.

An der Gruft des Kaiserahnen Adolph, Nassau's Herzog stand,
Der als Herrscher reich beglücket dort am Rhein sein Vaterland.
Und er ruft: „Du alter Tempel, Denkmal grauer Ahnenzeit,
Daß Du prachtvoll neu erstehest, bin zu Spenden ich bereit.

Edler Adolph, Kaiserahne, auf den Enkel schau herab,
Der auch Deinen Namen trägt, er ehrt treu Dein Heldengrab.
Unvergessen Deine Thaten leben fort in meine Brust,
Deine Ruhstatt zu verschönern, drängt mich fromme Fürstenlust."

Was am Ahnengrab gelobet Nassau's edler Herzog dort,
Hat er fürstlich nun erfüllet, treu dem hehren Fürstenwort.
Reiche Spende ließ er reichen für den alten Speyrer Dom,
Wo acht deutscher Kaiser Asche ruhet an dem Rheinesstrom.

Dich, erhab'ner Fürst, umwindet hehren Ruhmes Lorbeerreis,
Laß vom Dichter Dir auch weihen in dem Lied des Sanges Preis.
Denn so lang am Rheinesstrande wird der Dom von Speyer steh'n,
Wird verewigt Deinen Namen durch des Ahnen Grab man seh'n.

Julius Kullor.

*) 1689 verheerten die Franzosen unter Bouvois und Melac auf's Grausamste die Rheinpfalz. In Speyer wurden die ehrwürdigen Gräber der deutschen Kaiser zerstört, die Särge ihres Schmucks beraubt, und französische Buben kegelten mit den Todtenköpfen. Am 30. Sept. 1792 wurde Speyer von den Franzosen unter Custine erobert und fast gänzlich zerstört.

Mannigfaltigkeiten.

[Mütterliche Treue eines Thieres.] Auf einem nicht fern von Brieg (Preußen) gelegenen Dominium wurde vor einiger Zeit eine Auerhenne das Opfer ihres beharrlichen Instinkts. Sie war nämlich in ihrem Neste, auf dem sie brütend saß, von Ratten wiederholt heimgesucht worden, die sie anfraßen. Sie duldete die Qualen, um nur nicht von den Eiern zu weichen und ihre künftige Brut im Stiche zu lassen. Endlich wurde ihr kläglicher Zustand wahrgenommen, allein zu spät für das mütterlich treue Thier; die arme Auerhenne saß taumelnd und sterbend auf ihrem Neste, und es fand sich, daß die Ratten ihr bereits alles Fleisch von dem Rücken genagt hatten.

[Die Meerspinne.] Unter den Seeungeheuern, welche die französischen Küsten bewohnen, ist die sogenannte Meerspinne, nach dem „Pays", für den Schwimmer am gefährlichsten; denn wenn sie diesen erhascht, zieht sie ihn an den Meeresgrund, um nur von seiner Leiche zu lassen. Sie hat die Gestalt einer Kugel, welche zwei große Augen überragen; an dieser Kugel befinden sich acht mit kräftigen Saugwerken versehene Arme, mit deren Hülfe sie ihre Beute erfaßt; leistet diese ernsten Widerstand, so versetzt sie ihr einen derartig kräftigen Schlag, daß alle Kräfte ihres Opfers gelöset werden. Zur Flucht gezwungen, verbreitet sie eine schwarze klebrige Flüssigkeit um sich, in deren Dunkel sie entflieht.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei **Lisette Wailandt** in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 241 Dienstag, 9. Oktober 1855.

Liebe und Verbrechen.

(Fortsetzung.)

Daß Fancy etwas anders für ihn werden könnte, als seine Gemahlin, das dachte er um so weniger, als er sie geistig hoch über sich anerkannte. Er liebte sie nicht allein, er achtete sie auch; weil er sie achtete, verzehrte er sich. Seine Wangen wurden bleich, seine Augen höhlten sich. Er konnte stundenlang im Zimmer auf- und abgehen oder sich erschöpft auf den Sopha werfen und vom Schlaf Vergessen fordern, aber wenn er einschlummerte, todesmatt, so wachte doch seine Seele, wachte doch in ihm der tobende, der sehnsüchtige Mensch, der: „Fancy, Fancy!" rief.

Falkenberg traf ihn in diesem Zustande. Er hatte längst das Ganze durchschaut. Da es seinen Planen schmeichelte, wenn Fancy des Erbprinzen Gemahlin würde, so war er entschlossen, Alles zu wagen, um Alles zu gewinnen.

„Euer Durchlaucht verzehren sich," sagte er theilnehmend.

Der Erbprinz warf sich aufgelöst an seinen Hals.

„Vertrauen Sie sich mir, ich will Sie retten."

„Wie, wie?" fragte der Gequälte angstvoll.

„Geben Sie mir freie Hand; ich spreche mit Fancy, Sie soll die Ihre werden."

Der Erbprinz schüttelte wehmüthig den Kopf.

„Mein Vater versagt mir seine Einwilligung."

„So lernen Sie sie entbehren. Sie sind majorenn; in wenig Jahren werden Sie der Natur nach regierender Herr, was bis dahin geheim gehalten worden ist, wird alsdann veröffentlicht werden. Es ist nicht das Erstemal, daß Ehen auf diese Weise geschlossen wurden."

„Falkenberg, Sie sind entweder mein guter oder mein böser Geist."

„Ihr guter!" sagte Falkenberg beschwichtigend. „Nur versprechen Sie mir Eins. Reden Sie mit keiner Sylbe, mit Niemand über unsere Pläne; lernen Sie verschwiegen und geduldig seyn."

Der Erbprinz versprach Alles, er hätte noch mehr versprochen, wenn Falkenberg es verlangt hätte. Er hatte nur Einen Gedanken: Fancy; um diesen Einen Gedanken drehte sich Alles, in diesen Einen Gedanken fielen, wie in einen Brennspiegel, alle Radien seiner Seele. Er liebte, er glaubte an das Erhabene in diesem Gefühl, nichts hatte ihn bis jetzt enttäuscht, nichts ihn Vorsicht oder Entsagung gelehrt; keine Reue hatte sich in die duftende Knospe, wie ein nagendes Insekt, gesetzt. Was er litt, vergrößerte ihn in seinen Augen, was er hoffte, quoll aus der Fülle seiner Seele.

Als er Falkenberg von sich ließ, war es ihm, als stände er an den Pforten eines neuen Geschicks. Er hielt immer fort den Becher in Händen; seine Lippe brannte immer heißer auf dem Rande, sein Auge starrte immer sehnsüchtiger hinein auf den Zauberboden. Durch Morgennebel und Winterluft drang in ihn die Gluth einer neuen Sonne. Er jubelte, zagte, hoffte und wartete.

11.

„Oskar! Ueberall Oskar! Nur er! Ueberall er!"

Das war der Refrain in Falkenberg's unruhigem, stets über die höchsten Plane brütendem Innern.

Er war bei Fancy gewesen, er hatte ihr mit den einschmeichelnden Farben seiner schlagenden Ueberredungskunst geschildert, was er dem Erbprinzen gerathen, und was er ihm versprochen, aber er war bei Fancy nicht glücklich gewesen, seine Farben hatten nicht gewirkt, er fühlte, daß sein großer Nebenbuhler Oskar, die ungeheure Antipathie seines ganzen Daseyns, ihm entgegenarbeitete.

„Also auch hier ist Oskar im Spiel," rief er, „nun beim Himmel, er soll nicht lange mehr so am Steuerruder stehen. Hinab in die Wellen, Du kühner Bootsmann, der Du meine Schiffe in den Grund bohrst!"

Falkenberg ging zum Erbprinzen. „Lady Werdenfels," berichtete er, „würde unstreitig die große ihr zu widerfahrende Ehre auf der Stelle zu schätzen gewußt haben, wenn nicht der Moralist Oskar ihr allerlei Skrupel heimlich eingeflüstert hätte. —

Sie hat mich nicht undeutlich merken lassen, daß ihr Herz längst entschieden hat, daß aber die Rücksicht auf den Herzog sie zurückhält."

„Wäre Oskar wirklich fähig, so eigenmächtig in meine liebsten Wünsche einzugreifen?" fragte der Erbprinz unmuthig.

„Sie haben immer noch eine viel zu hohe Meinung von ihm," entgegnete Falkenberg ernst. „Sie können sich nicht überzeugen, daß er erst an sich und dann an Euer Durchlaucht denkt. Indessen werden wir dieser Machinationen schon Herr werden, nur ziehen Sie sich von ihm zurück, vertrauen Sie ihm nicht unbedingt, und . . . . hier ist ein Herz, das Ihnen eigen ist im Leben und im Tode, und das sich nur für Ihr Glück verbürgt."

Der Gedanke, daß Oskar seinem Heil entgegenarbeitete, daß er Fancy sogar den Schritt widerrathen hatte, wirkte so auf den Erbprinzen, daß er plötzlich in ihm einen Feind erblickte. Statt liebevoll und hingebend, was er früher gewesen war, ward er kalt und abstoßend. Sonst ritt Oskar täglich mit ihm spazieren, jetzt war es Falkenberg, der den Erbprinzen begleitete. Oskar ward immer seltener berufen, ward immer ferner gehalten; es kränkte ihn, aber er war sich des Besten bewußt, er hoffte auf schönere Tage, er glaubte an eine unfehlbare Rechtfertigung, an die Alles aufklärende, Alles ausgleichende Zeit.

„Du solltest Dich vertheidigen," sagte ihm Marie.

„Worüber?" fragte er. „Doch nicht, weil ich dem Erbprinzen ergeben bin? Es sind Wolken, die vorüberziehen. Die unvertilgbare Bläue des Himmels wird die Nebel scheuchen; wir müssen nur Geduld haben. Und . . . . habe ich denn nicht Dich?" —

Er sah so glücklich verklärt aus, daß Marie sich fast beschämt fühlte. Hertha, die eintrat, fand sie so, Hand in Hand, auf dem großen Divan, vor dem mit Papieren schwer beladenen Tisch. Die Arme war gekommen, jene Urkunden wieder an die Stelle, wo sie gelegen, zurückzubringen. Sie drückten sie wie Blei, es war ihr Alles unheimlich, fürchterlich; ihre That, der Verdacht, den sie gegen Oskar hegte, selbst Falkenberg's Betragen. Als Oskar sich an den Flügel setzte, der in der Mitte des Zimmers, vom Schreibtisch abgewandt, stand, als er wundervoll zu phantasiren anfing und Marie zu ihm trat, und mit ihrer volltönenden Bruststimme seinen Melodien folgte, da zerfloß ihr Herz, und indem sie rasch die Urkunden unter die Papiere schob, rief es mit tausend Stimmen in ihr: „Du hast Unrecht gethan, tief Unrecht!"

(Fortsetzung folgt)

Der Eisenkopf.

(Fortsetzung.)

An einem neblichten Tage landete er auf vierhundert Fahrzeugen mit 15,000 Mann, und Karl konnte der Uebermacht nur dreitausend Soldaten entgegenwerfen. Bei dem Dorfe Stresow stieg Leopold an's Land, und sein erstes Geschäft bestand darin, das Dorf zu verschanzen. Er warf einen tiefen Graben auf, und umpflanzte ihn mit spanischen Reitern. So erwartete er unsern König, der auch nicht lange auf sich warten ließ.

Karl hatte in Stralsund kaum von der geschehenen Landung Nachricht erhalten, so segelte er auf der Stelle ab, und langte desselben Tages Abends um neun Uhr auf Rügen an. Er wollte den Feind nicht erst sich festsetzen lassen, und hoffte ihn noch beim Ausschiffen zu überraschen. Dazu kam er nun freilich zu spät, aber trotzdem marschirte er noch in der Nacht auf Stresow los, um ohne Weiteres den Stier gleich bei den Hörnern zu packen. Morgens um zwei Uhr stand er schon den Preußen gegenüber. So leise hatte er sich herangeschlichen, daß ihn die Preußen nicht eher gewahr wurden, als bis der König mit leiser Stimme kommandirte: „Nehmt die spanischen Reiter weg!" — Diese Worte hörte eine preußische Schildwache, und nun ging der Lärm los. Wie der Blitz waren wir mit dem Wegräumen der spanischen Reiter fertig, stutzten nun aber doch, als wir noch den breiten und ziemlich tiefen Graben vor uns sahen.

„He!" rief der König aus, als er ihn erblickte, — „ist's möglich? das erwartete ich nicht! Doch es thut nichts. Nur frisch hinein und hinan!"

Diese Aufforderung genügte uns. Wie die Löwen stürzten wir in den Graben. Die spanischen Reiter, die aufgeworfene Erde, Baumstämme, Zweige, die getödteten Soldaten, kurz Alles, was wir in der Geschwindigkeit erlangen konnten, wurde zu Faschinen benutzt. Der König, die Generale, die Offiziere, die Soldaten stiegen Einer dem Anderen auf die Schultern, und so, auf Händen und Füßen kriechend, gelangten wir aus dem Graben heraus, und befanden uns mitten im Lager der Verbündeten. Unser erstes Ungestüm brachte anfangs die Preußen und Dänen zur Verwirrung; aber Fürst Leopold war ein großer Feldherr, er sammelte seine verwirrten Haufen wieder, und nach einem viertelstündigen blutigen Kampfe warf er uns wieder zum Lager hinaus, und durch den Graben zurück. Damit noch nicht genug, verfolgte er uns auch noch auf die Ebene. Dem Könige wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen, und bei einem Haare wäre er sogar gefangen genommen. Ein dänischer Offizier nämlich erkannte ihn, ergriff ihn am Arme,

und rief ihm zu: „Ergeben Sich Ew. Majestät, oder Sie sind verloren!" Karl ergab sich nicht. Er hatte eine Pistole im Gürtel stecken, zog sie hervor und zerschmetterte dem Offiziere damit den Kopf. Nun bestieg er das Pferd des Getödteten, und setzte den Kampf wieder fort. Von Neuem wurde er umringt, erhielt sogar einen Streifschuß unter der Brust, schlug sich aber doch wieder durch, und ermuthigte uns durch seinen Zuruf, nur um Gottes willen tapfer auszuhalten. Ach, wir thaten wohl unsere Schuldigkeit, aber das Glück war einmal nicht mehr auf unserer Seite. Fünfhundert brave Kameraden mußten wir todt auf der Wahlstatt zurücklassen, und unter ihnen die Generale, die dem Könige die liebsten waren, nämlich Dahldorf und Grothusen. Auch der Oberst Düring, mit dem wir den Ritt aus der Türkei gemacht hatten, mußte sein Ende in dieser Trauernacht finden. Karl selber verdankte sein Leben zuletzt nur noch dem Grafen Poniatowski, der ihn schon bei Pultawa gerettet hatte. Der Graf riß ihn aus dem Getümmel, und eilte mit ihm der Küste zu, wo ein Schiff bereit lag, auf dem er nach Stralsund zurücksegeln konnte. Ich hätte ihm gern geholfen, aber eine Kugel in die Brust hatte mich niedergeworfen und kampfunfähig gemacht. Meine Kameraden schleppten mich in die Fährschanze auf der Insel, wo sie eine Zuflucht suchten. Mit dem Leben kam ich so davon; aber zwei Tage später mußten wir uns Alle zu Gefangenen ergeben, und Rügen befand sich, wie wir, in der Gewalt des Feindes.

Den König sah ich erst nach drei Jahren wieder kurz vor dem unseligen Schusse, der ihn plötzlich mitten aus seiner Laufbahn hinwegriß.

Mittlerweile ward nun der König fest in Stralsund eingeschlossen, und hatte fast Alles verloren, nur nicht seinen unerschütterlichen Muth. Ein Kamerad erzählte mir später bei Friedrichshall ein Beispiel davon. Als nämlich der König gerade einen Brief diktirte, fiel eine Bombe auf das Dach des Hauses, wo er wohnte, und zerplatzte im Nebenzimmer mit solchem Krachen, als ob das ganze Haus zusammenstürzte. Dem Sekretär fiel vor Schrecken die Feder aus der Hand, aber der König fragte ganz ruhig: „Nun, was gibt's denn, daß Er nicht weiter schreibt?" — „Ach, Ew. Majestät, die Bombe", antwortete der bleiche Bursche zitternd. — „Die Bombe?" sagte der König. „Nun, was hat denn die Bombe mit dem Briefe zu thun, den ich Ihm diktire? Schreib' Er nur weiter." Und der König diktirte, ohne sich stören zu lassen, ganz ruhig fort.

(Fortsetzung folgt.)

Das große Musikfest in München.

(6. Oktober.)

Das zweite Festkonzert war wieder von enthusiastischer Theilnahme gekrönt, der Besuch wo möglich noch zahlreicher, als beim ersten Konzerte. Die hervorragendsten Heroen klassischer Tondichtung wurden in ihren Musterwerken uns vorgeführt. Beethoven's Sinfonie in C moll eröffnete den Reigen; der melodische Reichthum dieser Tondichtung in der Erhabenheit ihrer Gedanken gelangte wohl nie zur klareren und eindringlicheren Anschauung; bei aller Massenhaftigkeit des Musikkörpers, bei der Größe des Raumes und der vieltausendköpfigen Zuhörerschaar ging von den unter Lachner's geistvoller Leitung gegebenen delikatesten Nuanzirungen kaum ein Hauch verloren; die Ausführung — klassisch wie das Werk — berauschte die Hörerschaft, die ihrem Seelenjubel in endlosem Beifall Luft machte. Die zweite Abtheilung begann mit einem Chor und Solo aus Gluck's „Orpheus und Euridike"; der geisterhafte Charakter dieser Tondichtung gelangte zum vollendetsten Ausdruck und Orpheus erschütternde Klagen drangen Dank dem empfindungsreichen, seelenvollen Vortrage der Frau von Mangstl — tief zu den Herzen Aller. Den nächsten Triumph errangen Orchester und Chor durch den Mendelsohn'schen XXII. Psalm, ein Meisterwerk der Harmonie, mit erstaunlicher Präzision in allen Theilen ausgeführt; die Soli wurden durch die Damen Diez, Schwarzbach, Seehofer und Lenz, die HH. Young, Kindermann und Kremenz tüchtig ausgefüllt. Und nun kam Mozart an die Reihe mit dem herrlichen Finale aus Titus. Frau Behrend-Brand ließ schon im Rezitativ die hinreißende Gewalt ihrer klangreichen, den großen Raum völlig ausfüllenden Stimme bewundern und ragte vorzugsweise im Ensemble mit Frln. Schwarzbach und Hrn. Kindermann hervor. J. S. Bach's Suite für Saiteninstrumente, eine in kunsthistorischer Hinsicht interessante Komposition, bildete mit ihrem eigenthümlichen Reiz den würdigen Schluß der zweiten Abtheilung. Weber eröffnete die dritte mit seiner grandiosen, bewunderungswürdig ausgeführten Ouverture zur Euryanthe, woran das Finale des Beethoven'schen Fidelio mit seinen Jubelharmonien sich anschloß, das in dem kunstvollendeten Vortrage der Damen Behrend-Brandt und Diez, der HH. Young, Hoppe, Kindermann, Sigl und Kremenz, in dem kräftigen Sängerchor und der Präzision des Orchesters einen ergreifenden Ausdruck fand. Händl's Allelujah mit unbeschreiblicher Kraft und Einheit ausgeführt, krönte die verschwenderische Fülle dieser seltenen Genüsse, die einen unauslöschlichen Eindruck in allen Anwesenden hinterließen. Wir brauchen kaum hinzuzufügen, daß alle einzelnen Numern von endlosem

Beifall begleitet und gefolgt waren und haben nur noch unserem hochverdienten Hrn. Generalmusik-Direktor Franz Lachner den Kranz zu reichen, der all' diese Herrlichkeiten so ruhmvoll vollendet und in diesen neuen, ihm vielfach gewordenen Huldigungen den Beweis erkennen mag, wie sehr sein edles, seit Jahren verfolgtes Streben, einer gediegenen Geschmacksrichtung den Boden zu ebnen und den Sinn für das wahrhaft Schöne und Große zu entflammen, hier und auswärts erkannt wird. Se. Maj. König Ludwig mit den hier anwesenden Mitgliedern der königl. Familie verherrlichte auch dieses Konzert mit seiner Anwesenheit und wurde beim Kommen und Gehen mit enthusiastischer Akklamation begrüßt.

Am 5. Okt. Abends veranstalteten die hiesigen Gesangsvereine: Künstler-Sängerverein, Münchener Liedertafel und Bürgersängerzunft, ihren fremden Kunstgenossen eine schöne Reunion auf der Schießstätte, wobei der Herr Hofmusikintendant Graf v. Pocci eine gemüthvolle Ansprache an die äußerst zahlreiche Versammlung hielt. Hiesige und auswärtige Kunstnotabilitäten betheiligten sich bei diesem schönen Feste; dem Hrn. Generalmusikdirektor wurde bei seinem Erscheinen ein dreimaliges donnerndes „Hoch" gebracht. Das Artillerie-Musikkorps unter Meister Enzinger's Leitung spielte eine Reihe schön gewählter Kompositionen, Chorgesänge, Vorträge und sinnige Reden würzten den Abend aufs Angenehmste.

Mannigfaltigkeiten.

Das ägyptische Heer besteht gegenwärtig aus ungefähr 20,000 Mann, welche in Bezug auf Kleidung, Beköstigung, Sold und Exerzitium nichts zu wünschen übrig lassen. Die in 4 Regimenter von je 3000 Mann eingetheilte Infanterie zählt 12,000 Mann. Dazu kommt ein 1000 Mann starkes Tirailleur-Bataillon. Die Kavallerie zählt 3500 Pferde, die Artillerie 1500 Mann. Das Geniekorps besteht aus zwei Bataillonen von 1500 Mann. Außerdem besitzt Aegypten ein vor Kurzem aus dem Sudan gekommenes Regiment Schwarzer, welches ungefähr 3000 Mann stark ist. Alle diese Truppen mit Ausnahme der Schwarzen sind gegenwärtig in Alexandria zu dem großen Manöver versammelt. Soliman Pascha hat den Auftrag, sie einzuüben; doch theilt der Vize-König mit ihm alle Beschwerden des Befehles.

Der Korrespondent eines englischen Blattes gibt folgendes Bild von Marschall Pelissier: „Ich war über das Aussehen des französischen Oberbefehlshabers einigermaßen überrascht. Ich glaubte, ich würde einen jungen lebhaften Mann vor mir sehen. General Pelissier ist aber ein ungeheuer fetter Mann, mit sehr weißem, kurz abgeschnittenem Haar. Er ist so fett, daß er das Reiten nicht lange aushalten kann. Er saß in einem offenen Wagen, der mit vier grauen Pferden bespannt war und von zwei vorreitenden Soldaten und einem Araber in weißem, wehendem Gewande begleitet wurde. Der General war in einer mit Orden geschmückten Uniform, worüber er einen weißen Mantel, der denen, welche die arabischen Häuptlinge tragen, ähnlich war, geworfen hatte. Pelissier ist nicht groß, und sein Gesicht hat einen guthmüthigen Ausdruck, der von dem ganz verschieden ist, den man nach seinen Antecedentien in Afrika und in der Krim erwarten sollte."

[Mittel gegen die Cholera.] Der ausgezeichnete französische Ingenieur de Wiscocq, gegenwärtig in Spanien mit Ausführung bedeutender Bauten beschäftigt, gibt als ein dort in allen Fällen, wo es angewandt wurde, bewährtes Mittel eine Mischung an, die aus einem Drittel Absinth (Wermuth) und zwei Theilen Wasser besteht. Zwei kleine Liqueurgläschen voll genügen für einen Mann; für Frauen und Kinder darf die Dosis kleiner seyn. Eine halbe oder drei Viertelstunden nach dem Einnehmen kommt der Kranke in Schweiß; Erbrechen, Krämpfe und Diarrhöe verschwinden, und am anderen Tage ist der Patient gesund. Die Anwendung einer zweiten Dosis dieses Mittels ist nur selten nöthig.

Unter den am 8. Sept. vor Sebastopol gefallenen Offizieren hat sich ein junger und sehr reicher Lieutenant, de Villeneuve, durch fast unglaublichen Heldenmuth ausgezeichnet. Schon vorher durch einen Schuß verwundet, der ihm den unteren Theil des Gesichts zerschmetterte, stellte er sich, das Kinn in einer Binde, dennoch beim Sturme an die Spitze der Soldaten. Eine Kugel fuhr ihm durch den Arm; er wollte sich nicht entfernen. Ein Bajonettstich traf ihn darauf in den Leib; trotz der Bitten der Soldaten weigerte er sich, die Wahlstatt zu verlassen, als eine Kugel in die Brust ihn todt niederstreckte.

Der „New-York Observer" meldet als schlagenden Beweis für den Aufschwung des Ackerbaues in den Vereinigten Staaten, daß daselbst in diesem Jahre 15—16,000 Mähemaschinen bestellt wurden, und die Fabrikanten kaum im Stande sind, den Bestellungen nachzukommen. Diese 15,000 Maschinen werden an 2 Millionen Dollars kosten!

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 242 Mittwoch, 10. Oktober 1855.

Liebe und Verbrechen.

(Fortsetzung.)

Tags darauf war Konzert am Hofe; Hertha hatte öfter in großen Versammlungen gesungen; heute, mit der beklemmten, schwer beladenen Brust, ward es ihr schwer. Sie konnte sich eines großen Schreckens nicht erwehren, als so viele Köpfe vorgebogen, so viele Blicke auf sie gerichtet waren. Sie suchte Falkenberg, fand ihn mit dem Auge, haschte ein freundliches Lächeln, und fing nun, getragen von dieser Gewalt, an, ihre Arie zu singen. In der Mitte des Gesangstücks fiel ihr Blick plötzlich seitwärts auf Oskar, der unbemerkt eingetreten war. Sein Anblick erschütterte sie so, daß ihre Stimme zitterte, ihre Sinne sich verwirrten und sie mitten im Satze inne hielt. Man eilte auf sie zu, man wollte mit einer gewissen falschen Freundlichkeit sie am Singen hindern, aber Hertha entwand sich dem sie umstrickenden Mitleid; sie fing noch einmal zaghaft an, denn Oskar's Blick und ihre Gedanken brannten gleichzeitig in ihrer Seele. War diese, Oskar's innerste Neigung, sich nicht immer gleich geblieben? Hatte er andere Wünsche für sie, als die heiligsten? Gehörten ihr nicht alle seine stummen Gedanken, handelte er nicht beständig so, wie sie sich die Liebe am schönsten dachte?

Nach ihr setzte sich Oskar an's Klavier. Sie blieb neben ihm stehen, es war, als wenn er ihr in Tönen erzählen wollte, was er ihr in Worten nie gesagt hatte. Erst stiegen einige Raketen auf, dann brauste es, wie wenn der Rheinfall über das Instrument gestürmt wäre, dann löste er sich auf in leise, liebevolle Klagen. Wer keine Vertraute hat, dem leiht die Musik ihren Ausdruck und ihren Trost; sie horcht und antwortet, trägt und wiegt, schmeichelt und klagt. Hertha erkannte an den ersten Akkorden, daß Oskar öfter gekämpft hatte; das rührte sie, aber als die klagenden Melodien herangezogen kamen, als sie ihr von den Wunden der Seele sprachen, von jenen, die unsichtbare Hände schlagen, kam es über sie wie Thränen. Sie bog sich vor, lächelte schwermüthig, und sagte fast vorwurfsvoll: „Wie können Sie vor Fremden, in dieser Gesellschaft, so herzzerreißend spielen?“

„Für Sie,“ antwortete er leise und unüberlegt.

Statt wegzusehen, sah sie ihm tief in's Auge; so mögen Engel herab auf die Erde blicken. Aber das dauerte nur einen Augenblick, denn schon umschwärmte die Gesellschaft den Flügel, und Oskar suchte den entferntesten Winkel, um sich Hertha's süßen Blick zurückzurufen. Es war ihm unmöglich, sich in die Form dieser gewöhnlichen Gespräche hineinzupassen; wenn man von der Poesie getragen in jenen Räumen geschwebt hat, die zwar noch nicht der Himmel sind, aber doch hineinführen, so ist die sogenannte Welt mit ihren mesquinen Ansprüchen eine schreiende Dissonanz, der man entfliehen muß. Das fühlte Oskar; nie war ihm so wohl und so weh, so träumerisch, und doch so sonnenklar gewesen. Für ihn war der Raum und die Zeit verschwunden; die Fibern seines Herzens zuckten, es zuckten die Adern — im Geiste blickte er noch einmal in Hertha's Auge, wiederholte sich noch einmal die magnetische Empfindung, die ihn gezwungen hatte, ihr das zu verrathen, was in ihm schlummerte, und wie er aufsah, stand sie vor ihm, erhitzt vom Tanz, aber unendlich freundlich. Ihre Stellung, ihr Ausdruck, ihr sich etwas vorbiegender Körper verriethen eine tiefe Bewegung. Sie war gekommen, ihm, wenn nicht die volle Wahrheit, doch ihre Zweifel an ihm . . . . nicht zu sagen, aber doch abzubitten. Sie fühlte sich strafbar, und dennoch wußte sie nicht, wie sie den begangenen Fehler wieder gut zu machen hatte. Alles das schwamm in ihrem Auge: die Bitte um Vergebung, das Versprechen auf Glauben, die versunkene Vergangenheit, die angstvolle Zukunft . . . Oskar sah sie erstaunt an. Sie glitt auf einen Sessel, sie rief: „Ach, Sie wissen nicht, welche Nebel mich umlagern, wie ich so gerne fragen möchte . . . es zerreißt mir das Herz . . . .“

Sie hielt inne, Oskar athmete kaum. War es doch, als wenn sie zwischen Klippen wandele; um nicht zu scheitern, durfte sie Falkenberg nicht verrathen, und wollte doch Oskar warnen. „Vertheidigen Sie sich gegen mich,“ rief sie, „sagen Sie

mir, daß Sie wie sonst sind, daß Sie den Erbprinzen lieben, dem Lande treu, dem Herzog ergeben sind ....."

„Aber um des Himmels willen, was bedeutet das?" fragte Oskar.

„Ich habe genug gesagt," seufzte Hertha, „ich kann nicht, kann nicht." — Ihre Zunge stockte. Bei dem Gedanken an Falkenberg, den sie über Alles liebte, war Mund und Herz wie eingefroren. Sie erhob sich von ihrem Sitze, schlug die großen Augen angstvoll zum Himmel, grüßte mit der Hand, und entschwand.

12.

„Wie kann der Herzog von Linda wagen, einen Prozeß gegen mich einzuleiten, wenn Alles für mich ist das Recht und die Beweise?"

Der Vater des Erbprinzen ging bei diesen Worten auf und ab in seinem Kabinette, und blieb nach einer Pause vor Oskar, der mit einem Pack Papieren hineingetreten wär, stehen.

Dieser zuckte die Achseln. „Es ist mir zwar unbegreiflich, wie die Sache diesen Gang nehmen konnte, indeß ist das gewiß, daß sich Schriften von äußerster Wichtigkeit in den Händen der angreifenden Partei befinden, sagte Oskar.

Der Herzog begann wieder sein Kabinet mit großen Schritten zu messen, schwieg aber dießmal länger als gewöhnlich. Nur zuweilen lugte er zu Oskar hinüber, schüttelte mit dem Kopf, und begann endlich: „Sie, Truchsal, haben das geheime Archiv unter Verschluß; Sie sind also für dasselbe verantwortlich. Wissen Sie von keinem Verräther unter uns?"

Er sah ihn scharf an. Oskar blickte dem Herzog frei in die Augen. „Die auf die Sache bezüglichen Urkunden lagen in meinem Zimmer, auf meinem Tisch — seit vorgestern, wo ich darüber zu referiren hatte; heute sind sie wieder sorgfältig verschlossen."

„Und dennoch," fuhr der Herzog fort, „soll sich eine Abschrift der Urkunden seit wenig Tagen in den Händen des Herzogs von Linda befinden. Sie wissen, daß eine für uns bedenkliche Klausel darin vorkommt, die leicht einer uns ungünstigen Auslegung fähig wäre. Wie erklären Sie sich diesen Umstand? Ist wirklich Niemand in Ihrem Zimmer gewesen?"

„Niemand, als meine Schwester."

„O, für die stehe ich," entgegnete der Herzog lächelnd. „Besinnen Sie sich, Truchsal, haben Sie sich keiner Vernachlässigung schuldig gemacht?"

Oskar betheuerte dem Herzog, daß er sich vorwurfsfrei fühle; indessen blitzte es in ihm auf wunderbare Weise. Erst mußte er an Hertha's flüchtiges Wort denken, an die sonderbare Art, wie sie ihn ängstlich aufgefordert hatte, dem Lande und der Pflicht treu zu bleiben, dann brachte er diese Worte in Zusammenhang mit Mariens Bemerkung, wie todtenbleich Hertha an dem Morgen gewesen war, an dem sie die Geschwister überrascht hatte, endlich konnte er sich Falkenberg's Haß gegen ihn nicht verhehlen. Das Alles schwirrte nun um ihn in undeutlichen Zügen, vermengte sich mit schlummernden Erinnerungen, und verwirrte ihn so in seiner Klarheit, daß er äußerst nachdenklich ward, und dem Herzoge nur halb Rede stand, als dieser von der einen Angelegenheit auf die andere, auf des Erbprinzen Neigung zu Fancy sprang.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eisenkopf.

(Fortsetzung.)

Solche Beweise von Unerschrockenheit gab er noch mehr; aber selbst der äußerste Heldenmuth reichte nicht aus, jetzt noch, da Rügen in feindlichen Händen war, die Festung Stralsund zu retten. Karl mußte flüchten. Still in der Nacht des 21. Dezember 1715 bestieg er eine Schaluppe, segelte glücklich an Rügen vorbei, von wo aus sein Schiff heftig beschossen wurde, erreichte zwei von seinen Kriegsschiffen, die im baltischen Meere kreuzten, und kam wohlbehalten über Schonen in Karlskrona an. Tags darauf nach seiner Flucht kapitulirte Stralsund, und ging über.

Von den nächsten drei Jahren kann ich als Augenzeuge nun nichts mehr berichten, denn ich befand mich in preußischer Gefangenschaft, und kränkelte lange an meinen Wunden. Doch hörte ich genug, was mir großes Herzeleid machte! Durch ungeheure Anstrengungen brachte es der König so weit, daß er mitten im Winter noch einmal eine Armee zusammenbrachte, und gegen Dänemark führte, um über den zugefrorenen Sund zu marschiren. Aber plötzlich trat Thauwetter ein, und Karl mußte umwenden, und nach Norwegen marschiren, um Dänemark in seinen Provinzen anzugreifen. Doch auch hier richtete er nicht viel aus, und sah sich bald genöthigt, nach Schweden zurückzukehren, wobei er noch fast ein Drittheil seiner Mannschaft verlor.

Eine Zeitlang gönnte er sich nun Ruhe, um in der Stille von Neuem zu waffnen und zu rüsten. Das Jahr 1718 kam heran. Er hatte abermals eine Armee von 72,000 Mann in's Feld rücken lassen, und durch deren Aufbringung seine letzten Kräfte erschöpft. Er theilte diese Armee in zwei

Korps. Das Eine unter General Armfeldt schickte er nach dem nördlichen Norwegen; das Andere führte er selbst nach dem südlichen Theile dieses Landes, und rückte vor die Festung Friedrichshall, welche die Dänen mittlerweile neu befestigt hatten.

Dem General Armfeldt ging es traurig. Er konnte Drontheim, das er belagerte, nicht erobern, und auf dem Rückzuge nach Schweden kam fast sein ganzes Heer durch Hunger, und eine fürchterliche, im Januar plötzlich eintretende Kälte um. Kaum fünfhundert Mann von seinen Tausenden betraten den vaterländischen Boden wieder.

Während es Armfeldt im Norden so erbärmlich erging, zog Karl im Süden kein viel besseres Loos. Als ich ihn nach mehreren Jahren wiedersah, — ich hatte mich nämlich der preußischen Gefangenschaft durch Flucht entzogen, und mich bis zu Karl vor Friedrichshall mühselig durchgeschlagen, — traf ich ihn bei einer grimmigen Kälte an den Laufgräben, die er trotz des hart gefrorenen Bodens vor Friedrichshall hatte eröffnen lassen, um der Festung allmählig näher zu rücken. Er besichtigte die Arbeiten in Begleitung eines französischen Ingenieurs, des Obersten Siquier, welcher die Arbeiten leitete. Der Mensch gefiel mir nicht. Ein verwüstetes, von häßlichen Leidenschaften durchfurchtes Gesicht. Karl machte ihm heftige Vorwürfe, daß die Laufgräben so langsam vorrückten. Siquier nahm sie ruhig, aber mit einem widerwärtigen Lächeln hin, und entschuldigte sich mit der furchtbaren Kälte, welche die Erde steinhart wie Felsen machte. Der König zuckte die Achsel, und drehte ihm den Rücken zu. Plötzlich erblickte er mich, und erkannte mich auf der Stelle.

„Roos! Alter, braver Freund!" rief er, und streckte mir seine Hand entgegen, die ich tief bewegt ergriff und küßte, indem ich meine Knie vor ihm beugte. „Was um's Himmels willen führt dich hierher? Ich glaubte dich längst todt!"

„Nein, nein, Ew. Majestät", erwiderte ich. „Noch lebe ich, und mein letzter Blutstropfen gehört Ihnen. Ich hoffe, Ew. Majestät werden mich an Ihrer Seite kämpfen lassen, wie in alten Zeiten."

„Du bist willkommen, Roos! Von Herzen willkommen!" sagte er und hob mich auf. „Oberst Siquier, noch Einer von den Wenigen, die Varna, Pultawa und Bender kennen, ein alter Freund, der Oberst Roos. Du bleibst bei mir, Roos, natürlich. Ich kann tapfere Männer gebrauchen. Begleite mich. Wir wollen die Runde um die Festung machen."

Dem Franzosen schien meine Ankunft nicht sonderlich zu behagen. Er warf mir scheele Blicke zu, und flüsterte leise mit einem andern Burschen seines Gelichters, der, wie ich später erfuhr, ein Landsmann von ihm war, und Megret hieß. Mich kümmerten seine Blicke und sein Flüstern wenig, denn ich sah, beim König stand ich noch in Gnaden, und zwar so hoch, daß ich mein Zelt dicht neben dem seinigen aufschlagen mußte. Ich war immer in seiner Gesellschaft, und stand ihm nach Kräften getreulich zur Seite.

Der König war hier, wie überall, immer der Nämliche. Achtzehn Jahre Abhärtung hatten ihn zu Stahl und Eisen gemacht. In der grimmigsten Kälte schlief er hier auf Stroh oder einem Brette auf dem nackten Boden, und hatte kein anderes Deckbette, als seinen Mantel. Seine Gesundheit schien unerschütterlich. Viele Soldaten erfroren auf ihren Posten; Andere aber, die vor Kälte erstarrten, wagten keine Klage, denn ihr König erduldete ja alle Leiden mit ihnen auch. Als ihm einst nicht ganz wohl war, brachte er fünf Tage zu, ohne auch nur einen Bissen zu essen, oder einen Tropfen zu trinken; dann machte er einige Meilen zu Pferde, und aß sich wieder satt. Das war seine ganze Kur!

Die Belagerung schritt indessen langsam vorwärts. Am Morgen des 11. Dezember trat ich beim Könige ein, und traf Siquier bei ihm, dem er die heftigsten Vorwürfe machte, und ihn geradezu des bösen Willens beschuldigte, weil die Arbeiten an den Laufgräben nicht von der Stelle rückten. Es fielen harte Worte, und Siquier warf dem Könige Blicke zu, die unbestimmte bange Ahnungen und Befürchtungen in mir erweckten. Doch schwur der Mensch zuletzt hoch und theuer bei seinem Leben, daß die Festung binnen acht Tagen gewiß übergehen solle. Der König entließ ihn trotz dieser Versicherungen sehr ungnädig, und ich, als er fort war, wagte es, einige Warnungen gegen ihn auszusprechen. Der König unterbrach mich aber. „Ich weiß schon, was du sagen willst, Roos", fiel er mir in's Wort. „Aber ich mag nichts weiter hören, ich kenne den Siquier! Merke dir aber, Roos, du mußt von keinem Menschen übel sprechen, wenn du mit deinem Könige redest."

Ich wollt mich entschuldigen, aber er wehrte mir. „Laß nur, laß nur", sagte er. „Ich kenne dich ja, du meinst es nicht böse, und bist mir ein treuer Diener! Aber kein Wort mehr von dieser Sache. Komm jetzt, und laß uns dem Gottesdienst beiwohnen.

Es war am ersten Advents-Sonntage; die Belagerungsarbeiten ruhten, und wir hörten andächtig der Vormittags- und Nachmittags-Predigt zu. Noch spät am Abend, gegen zehn Uhr, als wir uns in seinem Zelte befanden, auch die beiden Franzosen Siquier und Megret waren zugegen, fiel es dem Könige plötzlich ein, sich noch in die Laufgräben zu begeben, und beim Sternenschimmer die ge-

machten Fortschritte der Belagerung in Augenschein zu nehmen. Er ging dahin, und wir folgten. Gegen die Brustwehr gelehnt, blickte der König nach den Wällen von Friedrichshall hinüber. Plötzlich wendete er sich nach mir um, und sagte: „Roos, geh' nach meinem Zelte, und hole mir ein Fernrohr; du wirst es auf meinem Tische finden."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Herr Périé zu Cahors im Lot-Departement hat einen inländischen Thee ausfindig gemacht, der dem schwarzen chinesischen, nach den Aussprüchen einer in Paris auf Befehl des Kaisers, der den Thee selbst gekostet hat, amtlich mit der Prüfung beauftragten Kommission, an Farbe, Geruch und Geschmack gleichsteht, außerdem aber tonisch und, wegen des darin enthaltenen Gerbestoffs, leicht zusammenziehend ist. Die vegetabilische Substanz, welche diesen Thee liefert, ist in Frankreich so verbreitet, daß das Pfund im Handel zu 1 Fr. wird geliefert werden können. Hr. Périé, der seinen Thee, den er Thé-Lot nennt, auch der Industrie-Ausstellung einverleibte, wo die gelbliche Substanz in einem Pokale sich befindet, soll seine Entdeckung durch eine besondere Schrift gemeinnützig zu machen entschlossen seyn.

Die jüngste Post aus Aegypten bringen unter Anderem die Nachricht, daß der Vizekönig dieser Tage in seinem Palast von Gabary bei seinem Erwachen einen Schech in der Nähe seines Bettes sitzen sah, der sich seine (des Vizekönigs) Kleider angezogen und gemächlich in seinem Lehnstuhl aus einer seiner Pfeifen rauchte. Auf die Frage, was er hier mache, erwiderte der Schech: „Allah hat mich gesandt, ich verlange nichts, als vier Tage an deiner Stelle zu regieren; so will es Allah." Der Vizekönig habe hierauf die Wachen gerufen, den Schech binden und ihm am folgenden Tage 400 Stockstreiche geben lassen. Der Korrespondent meint, man dürfe diese Erzählung so unwahrscheinlich sie auch klinge, von einem Lande wie Aegypten glauben.

Eine elekrische Kanone soll von C. W. Mitzen erfunden seyn, d. h. ein Geschütz, das kein Zündloch hat und dessen Ladung vermittelst Elektrizität abgefeuert wird. Um dieß zu bewerkstelligen, werden die Konduktoren in die Geschützröhre während des Gusses eingelassen, und nach vollendetem Gusse knapp an der Außenwand des Geschützrohrs abgefeilt. Fällt eine solche Kanone in Feindeshand, so dürfte es somit immerhin einige Zeit dauern, bis die Methode des Abfeuerns entdeckt würde. Von einer Vernagelung ist keine Rede, da die Kanone kein Zündloch hat, und außerdem — so behauptet der Erfinder — würde ein derartig konstruirtes Geschütz um das Vierfache dauerhafter als die bisher gebräuchlichen seyn.

Die Akademie der Wissenschaften in Wien hat folgende Preisaufgabe zur Lösung gestellt: „daß der Gehalt verschiedener Weine von bestimmten Standorten, etwa vom Rhein und der Mosel, an Säuren, die Natur dieser Säuren und das Verhältniß ihrer Menge zu der des Alkohols, festgestellt werde, womit eine Untersuchung der in diesen Weinen gelösten Salze und der Einfluß dieser Säuren und der Salze auf den Geschmack verbunden werden kann." — Die Lösungen sind bis Anfang des Jahres 1858 einzusenden. Der Preis beträgt 100 Dukaten.

In der Nähe von Gellenkirchen ist kürzlich ein schreckliches Verbrechen verübt worden. Man fand im Walde die Leiche eines Frauenzimmers mit Wunden bedeckt und mit durchschnittenem Halse. Ein in der Nähe aufgefundener Stock, so wie die zerrissenen Kleider der Ermordeten wiesen darauf hin, daß die That nicht ohne bedeutende Gegenwehr Seitens derselben begangen seyn konnte. Bereits ist es dem Instruktionsrichter gelungen, den Mörder zu entdecken und zum Geständnisse zu bringen.

Ein Wiener Mechaniker hat eine Landbagger-Maschine erfunden, durch welche Erddurchstiche namentlich bei Eisenbahnen mit geringen Kosten durchgeführt werden können. Die Maschine ist durch eine mit Dampfkraft bewegte Kette konstruirt, an welcher ein Eimer sich befindet, der die durch rotirende Kratzer gelockerte Erde auf die Transportwagen schüttet.

Seufzer eines Ehemannes.

Seit uns des Priesters Hand
Am Traualtar verband,
Hat meine Frau — was bin ich nicht geplagt! —
Nie wieder „Ja" gesagt.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei **Lisette Wailandt** in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 243 Donnerstag, 11. Oktober 1855.

Liebe und Verbrechen.

(Fortsetzung.)

„Wird die stolze Engländerin nachgeben und unsere Stadt verlassen?"

„Sie wird es, so hoffe ich, wenn ihre Kraft nicht durch zu glänzende Versprechungen auf die Probe gesetzt wird," antwortete Oskar, indem er weiter referirte, und sich dann empfahl. Er ging gleich zu Marie, erzählte ihr die Sache mit den Urkunden, theilte ihr den Prozeß mit, der zu großen Verwirrungen Anlaß geben würde, und traf gegen Abend auf Falkenberg, wie dieser eben vom Erbprinzen kam. Auch mit ihm sprach er von der Angelegenheit des Tages. Falkenberg erblaßte.

„Daß ich das Aeußerste wagen und Alles daran setzen werde, um Denjenigen zu entdecken, der eine Abschrift von den Urkunden machen konnte, werden Sie begreifen," sagte Oskar mit Beziehung.

„Ich begreife es nicht allein, ich rathe auch dazu," entgegnete Falkenberg mit sichtlicher Verwirrung.

Für den folgenden Tag war ein großes Treibjagen angesetzt. Nie war eine glänzendere Sonne über dem Gebirge aufgestiegen. Sie schmückte die Felsen mit Silberschein, und drang tief in das Thal, wo es sich frühlingsartig zu regen begann. Einzelne Lerchen schwirrten, und die Raben zogen auswärts in langen schwarzen Schwärmen. Im Schloßhof herrschte das heiterste Leben; die Dienerschaft lief hin und her, die zusammengekoppelten Hunde bellten wild und disharmonisch; die Pferde scharrten mit den Füßen, und hoben zuweilen die Köpfe, als wollten sie die Herrschaft erspähen. Jetzt erschien der Herzog auf der Schloßtreppe, umgeben von einigen seiner Getreuen, und in demselben Augenblick trat auch der Erbprinz in Begleitung von Falkenberg heraus. In geringer Entfernung von ihm zeigte sich Oskar; er war im Jagdhabit, hatte die Jagdtasche umgehängt und die Büchse in der Hand, schien aber auf einen Wink des Erbprinzen zu warten. Dieser begrüßte den Herzog, und indem er sich auf seinen schnaubenden Araber schwang, wandte er sich zu Oskar und sagte: „Sie reiten mit." Er verbeugte sich ernst, und rief nach seinem Pferde. Oben am Fenster stand Marie, und sah dem Zuge zu; ihr liebliches Gesicht, halb zwischen Gardinen versteckt, nahm sich wie ein Engelskopf auf einem Raphaelischen Bilde aus. Als Oskar vorbeiritt, hob er das Antlitz; sie legte neckisch zwei Finger auf den Mund, und warf ihm den letzten Gruß zu. Falkenberg ritt bald vor, bald hinter dem Zug, und versuchte mit Jedem, sogar mit Oskar zu scherzen. Kein Mensch auf der Welt konnte auf dieser Stirne die Wundenmale heftiger Kämpfe erblicken, und doch war er blaß, und sein Ringen nach Witz mußte dem Menschenkenner verrathen, daß er sich in jener nervösen Spannung befand, wo Lachen — Schmerz ist. Wie von ungefähr ritten die Jäger, denen sich eine Masse Bauern zum Treiben beigesellt hatten, langsamer, als sie vor Hertha's Wohnung vorüberzogen. Oskar hielt träumerisch sein Pferd zurück, und glitt mit dem Blick über die verschlossenen Fenstergardinen; dann spornte er sein Roß, daß es ausschlug, und hatte in zwei Sätzen die vorderen Reiter erreicht. Was in ihm vorging, wußte er selbst nicht, aber er fühlte sich seltsam aufgeregt, er mußte zusammengenommen an Vieles denken, an seine Mutter, die längst gestorben war, an Marie, die ihm so liebevoll zur Seite stand, an Hertha endlich, die ihm fern gerückt war und die er doch still für sich hin liebte, wie der Mensch seine Ideale liebt!

Am Eingange des Waldes wurde die Treiberschaar vorausgeschickt, und aus dem Bagagewagen ein reichliches Frühstück hervorgeholt, das die Diener in größter Schnelligkeit servirten. Es herrschte überall fröhliche Laune, selbst der Erbprinz vergaß auf Augenblicke seine Träumereien und mischte sich in die Scherze. Falkenberg war unerschöpflich, sprach dabei den kalten Pasteten und dem Champagner auf's Beste zu, und schwur, rechts und links wettend, daß er den Eber erlegen und als sieggekrönter Jäger zurückzukehren gedächte. Nebenher schien er es besonders auf Oskar abgesehen zu haben, der, stiller als die Anderen, gegen einen

Baum gelehnt, der Scene zusah. Er neckte ihn vielfach, warf ihm seinen Ernst vor, und brachte es so weit, daß Oskar seinen Langmuth vergaß, und an ihn heran mit flammendem Gesicht trat. „Herr von Falkenberg, ein Wort," — er zog ihn bei Seite. — „Ich rathe Ihnen," sprach er leise und gereizt, „mäßigen Sie Ihre Scherze, Sie könnten es in wenigen Tagen bereuen. Man hat einen Vertrauten von Ihnen, den Sie erziehen lassen, bei Nacht und Nebel die Stadt verlassen, und sich auf Nachbarsgebiet zeigen sehen; noch mehr: man weiß, daß Sie selbst in dessen Wohnung waren und ihm Aufträge ertheilten. Das könnte denn doch leicht mit der Abschrift der Urkunden zusammenhängen. Ich warne Sie, vorsichtig zu seyn."

Falkenberg wollte aufbrausen. „Sparen Sie Ihre Heftigkeit," sagte er weiter. „Thue ich Ihnen Unrecht, so wissen Sie, daß ich Ihnen zu jeder Zeit als Ehrenmann Rede stehe . . . habe ich Recht, nun so denke ich, es ist gut, daß Sie von der Spur unterrichtet sind, die ich meiner eigenen Rechtfertigung wegen zu verfolgen habe."

Falkenberg biß sich auf die Lippen. „Wir reden davon später," sagte er mit einer konzentrirten Wuth, und ging zu der Jagdgesellschaft zurück, aber sein Herz schlug fieberhaft, seine Wangen brannten. Er mußte sich mehrmals den Schweiß von der Stirne wischen; Oskar hatte den furchtbarsten Gifttropfen in Falkenberg's Blut fallen lassen, den der Rache. Wider Willen fast und wie gedrängt von einer unsichtbaren Macht wurde Alles um ihn in die dunkeln Farben des Verdachts getränkt; seine Sicherheit hatte ihn verlassen, seine Ruhe war Verzweiflung geworden.

„Da das Leben für mich ein Duell auf Leben und Tod wird, so ist es mir erlaubt, mich sicher zu stellen, wie und wo ich kann," sagte er sich.

Es schlug zehn Uhr, und die Jäger saßen wieder auf. Je tiefer sie in den Wald drangen, desto schweigsamer wurden sie. Der Herzog ritt voran, ihm folgte der Erbprinz, dann kamen die Uebrigen, unter die sich Falkenberg und Oskar gemischt hatten. Auf einem freien Platz angelangt, berichteten die Treiber, der Eber sey eingeschlossen. Man stieg von den Pferden, die Stallknechte führten die Rosse seitwärts, dann vertheilten sich die Jäger. Falkenberg postirte sich zuerst, ihm folgte im Dickicht Oskar. Der Tag war nebelig geworden, es rührte sich kein Lüftchen; nur hier und da schwirrte eine Lerche, oder ein dürres Reis fiel, vollends abgeknickt, zur Erde. Während einer Viertelstunde herrschte das tiefste Schweigen, Alles wartete gespannt auf die Ankunft des gehetzten Thieres — jetzt fingen die Hunde an zu bellen, und nun erhoben auch die Treiber ein wildes, einschüchterndes Geschrei. Falkenberg lud sein Gewehr; die kahlen Bäume duldeten die Aussicht auf fünfzig Schritte, und so erblickte er ganz deutlich vor sich Oskar, der ihm scharf ins Auge blickte. Der Tod hat keine blassere Farbe, als die, welche Falkenberg's Gesicht bedeckte, er stellte das Gewehr neben sich, dann nahm er es wieder auf. Jetzt fiel ein Schuß, und in dem Augenblick rauschte es sturmartig in den Zweigen, so daß Falkenberg, auf den Eber gefaßt, anlegte . . . . . . er hatte sich zur Seite gewandt, und nur Oskar stand vor ihm; und neben ihm und um ihn Niemand, als Oskar . . . . es war ein schrecklicher Augenblick, ein Augenblick des Hasses, der Wuth, der Verzweiflung; blutroth tanzte es vor Falkenberg's Gesicht, und dann rauschte es und stöhnte dämonisch: „So schieß doch!"

Fieberfrost schüttelte ihn, das Herzblut stockte. Schlangenartig wanden sich die Gedanken hier und dorthin, immer schneller, immer verwirrender . . . Eine große Unschlüssigkeit kam über ihn, er hatte die Büchse ergriffen, er legte an . . . Oskar's Augen brannten auf ihn; plötzlich schrie Falkenberg: „Aufgepaßt!" Und in demselben Augenblick flog der Eber rasend, von mehreren Schüssen getroffen, vorüber.

Als Falkenberg sich besann, war der Dampf verzogen, aber zwischen den Zweigen, da, wo Oskar gestanden hatte, röchelte es schauerlich, und ein Blutstrom machte sich Bahn auf der schwarzen Erde; raschelnd schlugen die Zweige zusammen.

13.

Der Nebel, der den Tag über, wie ein Flor, über der Stadt gehangen hatte, löste sich gegen Abend in einen feinen, durchdringenden Regen auf. Die Straßen waren einsam, die Stadt lag in tiefem Schweigen; hier und da tauchte eine angesteckte Laterne aus der Dämmerung empor. Marie hatte anspannen lassen; sie wollte den stillen Abend, den ihr Oskar's Abwesenheit ließ, bei Fancy zubringen. Es waren für sie süße und doch bittere Augenblicke, die sie dort verlebte. Sie wohnte einem Kampfe bei, wie er wohl oft im Leben gekämpft wird, nur weniger sichtbar, als hier, wo die Verhältnisse zu einem gewaltsamen Entschlusse drängten. Fancy hatte, durch Oskar's Zureden endlich fester geworden, einsehen lernen, daß ihres Bleibens in der Residenz nicht mehr war. Mehr, als sie es sich eingestehen mochte, wirkte Mariens sanfte Nähe auf sie. Mit der ihr eigenen Wahrhaftigkeit hatte diese ihr bei vorkommenden Selbstanklagen erwidert, daß zwar in ihnen eine anscheinende Größe läge, daß aber gerade diese einen versteckten Hochmuth berge. „Die öffentliche Meinung ist Alles für die Masse," hatte Fancy mit Bitterkeit ausgerufen.

„Sündigen ist nichts, aber eingestehen, daß man gesündigt hat, das ist Verbrechen!"

Freundlich lenkte Marie sie auf gemäßigtere Ansichten. „Die Achtung der Welt ist in meinen Augen das gesunde Band, das uns am leichtesten an unsere Verpflichtungen knüpft; es zerreißen, selbst wenn wir gefehlt haben, ist mit einer nicht zu berechnenden Gefahr verbunden, denn die Welt ist mächtiger, als der Einzelne; baut sie nicht Brücken, oder gräbt sie nicht Abgründe? Dennoch ist Lüge vielleicht schrecklicher, als Aufdecken. Wer zwischen der Falschheit oder dem positiven Auflehnen gegen das Gesetz zu wählen hat, der wähle Letzteres. Indeß gibt es einen andern, wenn auch schroffern Pfad, einen, der der schönen Seelen würdig ist, es ist der der Buße nach dem Vergehen. Hat Leidenschaft Sie besiegt, so besiegen Sie wiederum die Leidenschaft. Gott allein wird vielleicht Zeuge dieses Kampfes seyn, aber eben deßwegen wird er Sie halten, Sie tragen, Sie nimmer und nie aus den Augen lassen. Es gibt keinen nicht wieder gut zu machenden Fehler, — Alles Gute, was wir hienieden vollführen, bahnt uns den Weg zum Himmel; nur dürfen wir den Muth nicht verlieren. Und wer hätte Muth, wenn ihn Fancy nicht hätte!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Eisenkopf.

(Fortsetzung.)

Ich machte Miene, zu gehorchen, aber auf einmal ergriff mich sonderbarer Weise eine ungeheure Angst, und ich zögerte. „Es ist kalt, Majestät", sagte ich, — „wollen Sie nicht lieber morgen . ."

„Nein, nein, mein Freund", fiel er mir in's Wort. „Geh' nur, ich bitte dich!"

Wider Willen mußte ich mich entfernen. Im Abgehen hörte ich noch, wie der König dem Oberst Siquier von Neuem Vorwürfe machte, daß Alles so langsam ginge. Siquier gab eine gleichgültige Antwort. Weiter vernahm ich nichts. Schnell eilte ich davon, um bald zurückkehren zu können, denn es war mir unheimlich, den König in alleiniger Gesellschaft der beiden Franzosen zu wissen. Schon befand ich mich auf dem Rückwege nach dem Laufgraben, da vernahm ich den Knall eines Schusses, und abermals packte mich diese unbestimmte, gräßliche Angst. Ich lief, ich rannte, ich stürzte in verzweifelter Hast vorwärts, um zum Könige zu kommen. Am Laufgraben begegnete mir Siquier. „Wo ist der König?" schrie ich ihm zu.

„Das Spiel ist zu Ende!" sagte er kalt. „Eine Kugel aus der Festung hat ihn getroffen."

„Schurke!" schrie ich laut auf. „Du hast ihn auf dem Gewissen!" und stürzte, den Tod im Herzen, an ihm vorüber. Ach! es war nur zu wahr. Der König, zusammengebrochen, lehnte über die Brustwehr, todt! Eine Kugel war ihm von der rechten Seite der Schläfe durch den Kopf gegangen. Der Kopf selber ruhte auf der Brustwehr, die Hand hielt noch krampfhaft das Degengefäß.

Mein Aufschrei zog einige Wachen herbei. Damit sich die furchtbare Kunde nicht wie ein Lauffeuer durch's Lager verbreitete, gab ich Befehl, daß man den Tod noch geheim halten möge. Auf meinen Armen trug ich den königlichen Leichnam in sein Zelt. Dort weinte ich und betete ich an seiner sterblichen Hülle. Eine Stimme in meinem Herzen rief mir zu, daß die tödtliche Kugel nicht von feindlicher Seite gekommen, sondern daß unser Heldenkönig durch niedrigen, elenden Meuchelmord gefallen sey. Aus der Festung hatte man nur mit Kartätschen gefeuert, Karl aber fiel durch eine Pistolenkugel. Noch heute glaube ich, daß der schändliche Siquier sein Mörder war. Als man ihn suchte, war er verschwunden. Karl aber war todt, — und mit ihm starb alles Hoffen und Wünschen meines Lebens; denn welche schwere Folgen auch immer sein eiserner Starrsinn auf sein eigenes Haupt herauf beschworen hatte, mir war er immer ein gütiger und gnädiger König gewesen!

Der Alte schwieg, tief erschüttert durch die Erinnerung an die alten Zeiten, und eine Thräne feuchtete seine grauen Wimpern. Ein banges Schweigen lastete Minuten lang auf den Zuhörern.

„Friede seiner Asche und Ruhe dem Herzen, das so ruhelos schlug, als es noch lebendig in seiner Heldenbrust pochte!" sagte endlich der Fremde, indem er dem alten Wachtmeister die Hand reichte. „Und Ihr, Oberst? Was wurde mit Euch nach seinem Tode?"

„Mit mir?" erwiderte der Alte, indem er wie aus einem Traume in die Höhe fuhr. „Oh, mit mir machte man wenig Umstände, da mein Beschützer gestorben war. Sie erkannten in Stockholm meine Ansprüche und meine Ernennung zum Obersten nicht an. Ich mußte zufrieden seyn, als man mir aus Gnaden zuletzt noch den Wachtposten hier auf dem Leuchtthurme anbot. Hier lebe ich nun seit vielen Jahren, und zehre von der Erinnerung. Laßt's gut seyn! Wer mag an sich denken, und an sein eigenes kleines Unglück, der so großes Unglück erlebte an seinem Könige. Laßt's gut seyn! Hab' ich doch noch etwas, das mir unschätzbarer ist, als alles Gold und alle Ehren: „dieß Gebetbuch, das ich nach des Königs Tode in seiner Tasche fand, — eine heilige Reliquie für mich, — und

die Gewißheit, daß Karl mir gnädig gesinnt geblieben bis zu seinem letzten Augenblicke. Das hilft über manches Ungemach hinweg. Aber genug! Mitternacht ist längst vorüber, der Sturm schweigt, die See ist ruhig, und ich bedarf Eurer nicht mehr. Verlaßt mich, meine Freunde, und vergeßt, daß Ihr einen alten Mann Thränen über das Schicksal seines Königs habt vergießen sehen."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Newyorker Gaunereien.] Die Yankees sind erfinderisch und praktisch im Guten und Bösen, im Geben und Nehmen. In einem Briefe aus New-York liest man: "Ich habe Euch gestern eine schreckhafte Mordgeschichte erzählt, so daß Euch die Zustände der Empire City gerade in keinem rosenfarbenen Lichte erscheinen mögen. Bei der Größe der Stadt, welche noch dazu der Aufenthaltsort der größten Schurken ist, die aus der alten Welt herüberkommen, aber auch einheimischen Ursprungs sind, ist es kaum zu wundern, daß tagtäglich die abscheulichsten Verbrechen verübt werden. — Spitzbübereien und Schwindeleien sind an der Tagesordnung und werden mit einer bewunderungswürdigen Schlauheit und Kühnheit verübt. Läßt man sich rasiren, so muß man gewärtig seyn, daß einem die schwarzen Halunken gleichzeitig die Taschen visitiren, oder ein äußerst feiner und artiger junger Mann bietet Euch auf der Eisenbahn zur Erfrischung einige Bonbons an; seyd Ihr unvorsichtig genug, dieselben anzunehmen und zu genießen, so könnt Ihr Euch sicher darauf verlassen, kurze Zeit darauf in einen wahren Todtenschlaf zu fallen und nach dem Erwachen Eure Taschen gründlich geleert zu finden. — Kürzlich hat eine solche Gesellschaft Smarter-Jungens eine hiesige Bank um nicht weniger denn 20,000 D. geprellt. Man kann es darum den Leuten hier wahrlich nicht verargen, wenn sie im höchsten Grade mißtrauisch werden. Fragt man des Abends Jemand nach einer Straße u. s. w., so kann man sicher seyn, entweder gar keine Antwort zu bekommen, oder der Angeredete hält sich in respektabler Entfernung, denn er befürchtet nichts Geringeres, als daß man ein Auge auf seine Uhr u. s. w. hat."

Ein arger Streich wurde dieser Tage einer berüchtigten Klatschschwester in der Josephstadt gespielt. Die böse Zunge dieser reichen Dame hatte schon die Einigkeit so mancher Ehe gestört und so manches Brautpaar getrennt. Da beschloß eines ihrer Opfer, dessen guten Ruf sie auf ihre Weise verbreitet hatte, Rache an der Verhaßten zu nehmen. Die Dame saß vor einigen Tagen mit ihr in Gesellschaft am Kaffeetisch, als das Stubenmädchen mit einer großen Schachtel eintrat, welche, wie der Ueberbringer gesagt hatte, so eben mit der Post angekommen war. Ach! rief die Dame entzückt aus, das ist gewiß mein Hut und meine Chemisetten aus Paris! — Sogleich war die Gesellschaft in vollem Aufruhr. Mit Ungeduld riß die Hausfrau die Hüllen weg und bald entrollte sich den neugierigen Blicken eine — riesige Ochsenzunge. Dabei lag ein zierlich geschriebener Zettel, welcher wörtlich Folgendes enthielt: „Da durch den allzu häufigen Gebrauch Dero Lunge und Zunge zu befürchten steht, daß dieselben nach so langer Dienstleistung bereits Schaden gelitten haben dürften, und dem Josephstädter Tratschkomite dadurch ein allzu großer Verlust erwüchse, so nimmt man sich die Freiheit, Ihnen hiermit zum Ersatze und zum Beweise der Anerkennung dieses Prachtexemplar eines Plauschinstrumentes zu übersenden." Man mag sich die Scene ausmalen, welche jetzt erfolgte.

Herr Joseph Mayr, Mitglied des Orchesters am k. k. Hof-Operntheater zu Wien, erhielt ein Privilegium auf die Erfindung einer Taktmaschine, welche durch Elektromagnetismus jedes einzelne Taktzeichen mittels eines Taktstabes so wiedergibt, wie der Orchester-Dirigent dasselbe mit dem Taktstabe oder durch den Druck auf Tasten anzeigt.

Der Aufschwung der ungarischen Weine im Auslande erweist sich laut der „Oesterr. Ztg." durch fortwährende Ankäufe großer Quantitäten, die sich nicht mehr bloß auf die vorzüglichsten Sorten beschränken. Aus dem Tolnae-Comitate gehen fortwährend rothe Weine in großen Quantitäten auf Rechnung der französischen Regierung donauabwärts nach der Krim.

Am Ende des ersten Semesters d. J. waren in den vereinigten Königreichen Großbritanniens 8110 englische Meilen Eisenbahnen in Betrieb. Es wurden während dieser Frist 113 Personen getödtet, unter welchen 63 Angestellte bei den Eisenbahnen, und 158 verwundet, unter denen auch 37 Angestellte. Die meisten Unglücksfälle ereigneten sich beim unvorsichtigen Ueberschreiten der Bahnen.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 244 Freitag, 12. Oktober 1855.

Liebe und Verbrechen.

(Fortsetzung.)

Fancy schüttelte schwermüthig das Haupt. „Die Resignation scheint leicht, wenn man nicht leidet; im Alter mag sie bestehen, man hat sein Theil gelebt, was nachkommt, ist wenig, aber in der Jugend ist Resignation — Tod!“ —

„Wunderliches Wesen“, seufzte Marie. „Sie verwechseln Resignation mit Selbstbeherrschung. Diese letztere ist die sittliche Verklärung jeder Lebensepoche. Es gibt Schmerzen, die einen heitern Ausdruck, die keine Thränen haben, aber sind es deßwegen weniger Schmerzen? Auch ich weiß, daß das Leben schwer und die Erfahrung bitter ist. Was ist aus den Versprechungen der ersten Jugend, was aus diesen vollen kräftigen Athemzügen, was aus diesem Herzensüberfluß, aus diesen Glaubens- und Hoffnungsschätzen geworden? Damals glaubte ich nicht, daß die Tugend mehr im Unterdrücken unserer Neigungen, als im Ausströmen derselben bestände.“

„Die Welt hat die Tugend so hart und so kalt gemacht,“ warf Fancy ein.

„Denken Sie das nicht,“ erwiderte Marie mit sanfter Stimme; „Gott will, daß Glück — Tugend sey.“

„Sind Sie glücklich?“ fragte Fancy ungestüm.

„Erst gesäet, dann geerntet,“ war die liebevolle Antwort. „Wenn ich leide, so bin ich doch voll Vertrauen. Gott hintergeht seine Geschöpfe nicht.“

Fancy erhob sich nach und nach zu einem Entschlusse. Sie warf den Stolz hinab, und behielt nur das Selbstbewußtseyn. Sie wollte fort; sie fühlte, daß, wenn sie gegen den Erbprinzen gefehlt habe, sie diesen Fehler durch ein Opfer zurückerkaufen mußte. Fancy trat in jene Lebensphase, wo der Tag hinunter und die Dämmerung noch nicht da ist. Die Jugend warf noch einen langen, langen Schatten auf sie . . . von der einen Seite starb das Herz an tödtlichen Wunden, von der andern Seite wollte es noch einmal tief aufathmen, noch einmal Licht und Liebe genießen. Das brausende Gefühl drängte sich der starren Vernunft entgegen, und diese langte mit ihrer eisernen Hand nach ihm, um es zu zerstören. War Fancy dem Erbprinzen gegenüber schuldig, gefallsüchtig, egoistisch? Ich glaube, sie lag nur im Kampf mit dem Stolz, der sich seine Ohnmacht nicht eingestehen wollte. Auch weinte sie der Liebe nach; sie hatte sie in Falkenberg's Armen kennen gelernt, und nun gähnte sie das entfärbte Daseyn in allen Verhältnissen an. Unter diesen Umständen mußte ihr der Erbprinz wie eine Himmelserscheinung vorkommen, die herabstieg, um ihr die verlornen Schätze wieder zu geben; wenigstens war es eine vortreffliche Gelegenheit, noch einmal die Gluthen der Jugend in das heilige Taufwasser des Enthusiasmus zu tauchen. Bald aber hing sich der Reif der Ueberlegung an die Spätknospen des Geistes. Der Rausch war verflogen; ihre Lage war ihr im wahren Lichte erschienen, sie hatte sie erschreckt. Nur ein Gewaltstreich konnte ihre Ehre retten, sie mußte fort, aber wohin? Chaotisch lag die Zukunft in ihr, es gährte und brauste in dieser leidenschaftlichen Seele; nie hatte sie bitterer ihre Einsamkeit gefühlt, nie tiefer den Fluch eines in seiner Bahn gewaltsam unterbrochenen Daseyns empfunden. Sie erwartete Marie, sie hoffte von ihr tröstenden Zuspruch, rathenden Beistand. Marie ihrerseits hatte viel über Fancy's Lage nachgedacht; an ihr Bild hatte sich das des Erbprinzen gereiht. Jetzt meldete ihr der Diener den Wagen; sinnend stieg sie die Schloßtreppe hinab, als sie den Erbprinzen, einen Jokey hinter sich, in den Hof trabend, erblickte. Er sah so ungewöhnlich erregt aus, daß sie erschreckt mit dem Fuß auf dem herabgelassenen Wagentritt stehen blieb, und ihn fragend in's Auge faßte. Im Nu war er vom Pferde herab und vor ihr. Er rang nach Fassung. Das heitere, sorgenlose Gesicht Mariens zerschnitt ihm die Seele; er wollte sie auf das Unglück, das auch sie, das Alle in Oskar getroffen, vorbereiten, und wußte doch nicht, was er ihr sagen sollte. Es war ein schrecklicher Augenblick; an seinen Zügen sah Marie, daß sich etwas Ungewöhnliches zugetragen habe. Sto-

ckend brachte er endlich die Schreckensnachricht hervor. Es sey ein betrübender Vorfall, wahrscheinlich sey Oskar's Gewehr losgegangen, indem er sich wartend mit der Brust darauf gestützt; er scheine mehr an einem starken Blutverlust, als an der Wunde selbst zu leiden.

Marie war schon zurück in ihre Zimmer geeilt, um Alles zum Empfange des Verwundeten anzuordnen; kaum hatte sie mit seltener Geistesgegenwart an das Nöthige gedacht, als auch die Jäger langsamen Schrittes herankamen. Zwei Diener trugen auf einer in der Eile verfertigten Tragbahre Oskar, der wenn nicht schon todt, doch mit dem Tode schon zu ringen schien. Sein Kopf folgte leblos den Bewegungen der Tragenden. Die Augen waren geschlossen, das Antlitz mit Leichenblässe überzogen, der Ausdruck der Züge zeigte schmerzliches Leiden. Der erste Verband war bereits im Walde von einem Jäger vorgenommen; man hatte nach der Kugel gesucht, aber diese nirgends gefunden. Wahrscheinlich war sie tief in's Fleisch gefahren. Sein eigenes Gewehr war entladen; Falkenberg, der zunächst an dem Unglücksort gestanden, war, erzählte man, der Erste gewesen, der ihm Hülfe geleistet hätte! — — Als man Oskar auf das Lager gebracht, und ein herbeigerufener Wundarzt die Wunde kopfschüttelnd untersucht hatte, warf sich Marie in Todesangst über den Unglücklichen. War es nun, daß der Hauch der Liebe auf Oskar wirkte, er schlug die Augen auf, dann aber schloß er sie wieder, und verfiel in den vorigen, ohnmächtigen Zustand. Falkenberg zog die unglückliche Schwester in ein entferntes Zimmer, auch der Herzog und der Erbprinz traten hinzu. Alle suchten Marie zu trösten, sie zu halten, sie von Oskar zu entfernen; sie fürchteten, daß der nahe Tod sie zu tief erschüttern würde; sie aber drängte sie Alle fort. „Was soll diese Schonung?" sagte sie. „An ihn müssen wir denken, nicht an mich. Für ihn habe ich Kräfte, Ausdauer, Muth und Geistesgegenwart; habe ich deßhalb gelebt, um jetzt wie ein Kind mich zu geberden?"

Sie stand schon wieder vor Oskar's Lager; sie ordnete Alles selbst an, und ließ den Chirurgen nicht von ihrer Seite. Der Herzog, der Erbprinz und Falkenberg entfernten sich, nicht ohne daß Letzterer, seine Animosität gänzlich vergessen scheinend, ihr wahrhaft rührende Versicherungen seiner Theilnahme gegeben hatte. Der Erbprinz war schweigsamer; stumm drückte er Oskar's schlaff herunterhängende Hand an seine Brust; man sah, er dachte an einen Abschied auf ewig, und so weich, so ganz der regsten Freundschaft hingegeben, war dieses edle, wahrhaft großartig angelegte Gemüth, daß es seine Liebe für den sterbenden Freund geopfert hätte, hätte ihm das das Leben wiedergeben können. Täglich kam er für mehrere Stunden, und pflegte den noch immer bewußtlosen Oskar. Zuweilen schien dieser Momente zu haben, wo er die Umstehenden erkannte, wo er reden wollte, indeß waren es Momente. Meistens lag er ohne Bewegung, mit geschlossenen Augen in dem dunkeln Zimmer, und zuckte nur, wenn Mariens Stimme, wie durch eine weite Entfernung, zu ihm drang. Der Arzt wollte sich nicht äußern; so schwebte einige fürchterliche Tage der Tod über diesem Haupte, grub tiefe Furchen in das ernste leidende Angesicht, und fuhr tausenfach mit eiskalter Hand in Mariens Herz, die nichts mehr dachte, nichts mehr fühlte, als das: für Oskar leben, oder mit ihm sterben!

(Fortsetzung folgt.)

Der Eisenkopf.

(Schluß.)

Der Fremde sowohl wie die jungen Leute standen auf, um sich zu entferen, denn sie merkten wohl, daß der alte Wachtmeister mit seinen Gedanken und Gefühlen allein zuseyn wünschte. Schweigend drückten sie ihm die Hand, und entfernten sich. Nur der Fremde flüsterte dem Wachtmeister noch ein paar leise Worte in's Ohr. Der alte Soldat stutzte; aber bevor er sich von seinem Erstauen erholt hatte, war der Fremde mit den jungen Leuten in der Finsterniß der Nacht verschwunden, und Richard Roos, von seiner Pflicht zurückgehalten, konnte ihm nicht folgen. Er sah ihn nicht wieder.

Vier oder fünf Wochen später, an einem hellen, frischen Morgen, stiegen der Oberst Sparre, sein Sohn Olav und die beiden Kadetten Elfdal und Rönne mit frohen Gesichtern zum Leuchtthurme hinauf. Der Wachtmeister saß vor seinem Hause, sah sie kommen und begrüßte sie herzlich, obgleich ein wenig verwundert.

„Was bringt Ihr mir so früh?" fragte er. „Etwas Gutes muß es doch seyn, wenn ich recht in Euren Mienen zu lesen verstehe!"

„Die Frucht der Treue bringen wir", entgegnete heiter der Oberst Sparre. „Wenn auch spät, ist sie doch endlich gereift, und Ihr mögt Euer Herz an ihr erlaben, mein Freund. Oberst Roos, ich habe die Ehre, Ihnen hier Ihr Patent als Oberst in der schwedischen Armee zu überreichen, das vor zwanzig Jahren in der Kanzlei König Karl des Zwölften auszufertigen vergessen wurde. Nehmen Sie es hin. Wir wissen, es ist wohl verdient!"

„Mein Himmel!" rief der alte Mann bleich und zitternd aus. „Wie ist das möglich? Mein Rang anerkannt? Ach, aber zu spät, zu spät! Ich

kann meinem Vaterlande nicht mehr dienen, denn meine Glieder sind vor Alter und Gram schwach und morsch geworden!"

„Seine Königliche Hoheit haben in Berücksichtigung dessen auch gleich das Pensions-Dekret beigefügt", fuhr der Oberst Sparre fort, indem er ein zweites Papier hervorzog. „Sie haben nach demselben Ihren vollen Gehalt als Oberst bis an Ihr Lebensende zu beziehen, mit der Befugniß, Ihren Aufenthalt zu wählen, wo sie wollen."

„Mein Gott, welches Glück und welche Gnade!" rief der Oberst gerührt aus. „Und wem verdanke ich dieß Alles? Wer hat sich meiner erinnert, nachdem ich so viele Jahre achtlos auf die Seite geschoben blieb? Wer, Oberst Sparre? Reden Sie schnell, wem verdanke ich dieß?"

„Einem vornehmen Herrn, der Sie in jener Sturmnacht besuchte, als Ihre Wachsamkeit die Fregatte „Torstenson" vor dem Scheitern bewahrte", erwiderte der Oberst Sparre. „Erinnern Sie sich, mein Freund? Sie erzählten ihm von König Karl und Ihrer treuen Anhänglichkeit an ihn!"

„Ach, dieser Fremde! Wohl erinnere ich mich!" rief der Oberst Roos. Und wer war er?"

„Der Herzog Adolph Friedrich von Holstein, ein Verehrer des zwölften Karl, und unserem Königshause, wie Sie wissen, nahe verwandt. Ihre Treue rührte ihn, Ihre Wachsamkeit hatte ihm vielleicht das Leben gerettet, er wollte sich dankbar bezeigen, und siehe da, hier ist nun die Frucht seiner Fürsprache. Ihnen ist endlich Ihr Recht geworden, mein Freund, und wir Alle freuen uns darüber in innerster Seele!"

„Also ihm verdanke ich diese Ueberraschung!" sagte Oberst Roos gerührt. Der Himmel segne ihn dafür. Aber er segne auch vor Allem meinen König Karl, der noch von jenseits des Grabes herüber seine Gnade an mir übt, und vergönne ihm alle Freuden und Wonnen der Seligkeit. Oh, er war immer, so lange er lebte, ein guter Herr seinen treuen Dienern, und gewiß hat Er mir den Herzog gesendet, damit ich noch diese große Freude vor meinem Ende erleben solle! Ach, dieser König, dieser König! Wie liebe ich ihn. Der Friede Gottes und Seine Gnade ruhe auf seiner Asche!"

„Amen!" sprach Oberst Sparre, und schüttelte dem tief ergriffenen alten Manne die Hand. „Er hat manchmal gefehlt in seinem Leben, aber er war bei alledem doch ein tapferer frommer Herr, und ein großer König, wie die Welt noch Wenige gesehen. Ich sage mit Euch: „Sanft ruhe seine Asche! Seinem Andenken aber Achtung und Ehre!"

Erinnerung.

Verschwunden ist der schönste Traum des Lebens,
Den schuf das Paradies der Phantasie!
O suche nicht, mein Herz! du suchst vergebens,
Auf dieser Welt wirst du ihn finden nie.
Und nimmer rufen deine heißen Thränen
Nochmals den längstentfloh'nen Traum zurück;
O stille deinen Schmerz! Warum dieß Sehnen,
Das sich abspiegelt in dem feuchten Blick?

Sind auch zerrissen alle festen Bande,
Die du einst knüpftest durch Begeisterung
Für's wahrhaft Ed'le, da man dich verkannte,
Bleibt dir doch immer noch — Erinnerung.
Und ewig wird sie glühen gleich der Sonne
In dir, o Herz, als trauter Hoffnungsstern;
Sie ist es, die dich noch erfüllt mit Wonne,
Wenn gleich dein Stern noch weilt in weiter Fern.

Sie ist es, die die Hoffnung läßt nicht darben,
Und die mit Jugendfeuer uns belebt,
Sie malt vergang'nes Glück mit schönen Farben,
Daß sich des Menschen Herz gestärkt erhebt
Und fühlt, daß nichts uns trennen kann hienieden
Von dem, was wir erkannt als strenge Pflicht,
Daß unverwelklich sind des Lebens Blüthen,
Die man sich unter stillen Thränen bricht.

Louis Wallin.

Mannigfaltigkeiten.

Ein Wiener Arzt, Dr. F . . ., soll kürzlich einen höchst interessanten Versuch angestellt haben, um den Einfluß zu erproben, den die bloße Furcht vor Ansteckung auf einen völlig gesunden Menschen zu äußern im Stande ist. Dr. F . . . versprach nämlich, mit Genehmigung der betreffenden Behörde, einem verurtheilten Verbrecher von besonders kräftigem und gesundem Körperbau den Nachlaß seines Strafzeitrestes, wenn er sich freiwillig herbeilassen würde, sich in ein ihm zugewiesenes Bett zu legen, in dem so eben erst ein Cholerakranker gestorben war. Jedoch sollte ihm, für den Fall, daß er erkrankte, die größte Pflege und Sorgfalt zugewendet werden, und mehrere Aerzte versicherten, an seinem Lager unausgesetzt wachen zu wollen. Der Gefangene willigte nach einigem Zögern in den Versuch, und das Experiment begann. Nach wenigen Stunden stellten sich bereits alle Symptome der Brechruhr ein, und der Erkrankte hatte bald einen förmlichen Cholera-Anfall durchzumachen. Mit der größten Aufmerksamkeit behandelt und gewartet, gelang es jedoch bald, dem Kranken wieder aufzuhel-

fen und mit Hülfe seiner kräftigen Konstitution dessen vollkommene Genesung herbeizuführen. Wie groß war aber jetzt die allgemeine Ueberraschung, als man erfuhr, daß der Genesene keineswegs in das Siechbett eines an der Cholera Gestorbenen gelegt, sondern dieser Vorwand nur gebraucht worden war, umzu beobachten, wie weit der üble Effekt von Einbildung und Schrecken wohl gehe.

In der Nacht vom 3. zum 4. Oktbr. sind zwei Gränzaufseher aus Hasbergen, in der Nähe der, an der Chaussee von Delmenhorst nach Ochtum befindlichen, über die Welse führenden Brücke auf sieben bis acht Schmuggler gestoßen. Da die letzteren sich der Beschlagnahme der von ihnen transportirten Waaren von Seiten der Gränz-Beamten widersetzt haben, so hat sich zwischen diesen und den mit schweren, eisenbeschlagenen Knitteln versehenen Schmugglern ein hartnäckiger Kampf entsponnen, in welchem jedoch die Gränzbeamten nach stundenlanger muthiger und unerschrockener Gegenwehr Sieger geblieben sind, so daß die Schmuggler endlich ihr Heil in der Flucht haben suchen und den größten Theil der eingeschwärzten Waare im Stiche lassen müssen. Die Gränzbeamten sind körperlich unversehrt geblieben, nur die Schußwaffe des einen derselben ist durch verschiedene darauf gefallene gewichtige Knittelschläge gänzlich zertrümmert. Dagegen sollen einige der Schmuggler, denen man bereits auf der Spur ist, bedeutende Hieb- und Stichwunden davon getragen haben.

[Gute Spekulation.] Ein gewisser Wirth, dem vor einiger Zeit ein Knäblein geboren ward, ist auf einen recht klugen Einfall gerathen, seinen Sprößling vor dem dermaleinstigen Eintritt unters Militär zu schützen. Da er selbst nicht vermögend genug ist, einen Stellvertreter zu bezahlen, so hat er mit seinen Gästen das Abkommen getroffen, daß an allen Abenden, an denen in seinem Lokale Karten gespielt werde, von jeder Spielpartie ein Sechser in eine dazu bestimmte Büchse geworfen wird. Dieß Geld ist für die Erwerbung eines Stellvertreters bestimmt. Die Gäste haben den Antrag mit Freuden angenommen und obgleich der Stammhalter des Wirths erst einige Monate alt, ist in der Büchse doch schon ein ganz nettes Sümmchen und wenn es so fort geht, wie es begonnen, wird die Summe bis zur Zeit der Dienstpflicht des Knaben weit höher, als gerade zu dem erstbestimmten Zweck nothwendig, steigen.

Nach einem amtlichen Ausweis sind in Pendschab in neuerer Zeit 600 Kinder von Wölfen gefressen worden. Vor 20 Jahren kamen in der Gegend von Agra beinahe 1000 Kinder auf diese schreckliche Weise um's Leben. Der Halsschmuck der armen Kleinen wird gewöhnlich in den Wolfsgruben gefunden, und die Personen, die sich aus der Aufsuchung dieser oft werthvollen Reliquien ein Geschäft machen, haben, wie es heißt, den Aberglauben verbreitet, daß ein Dorf, in welchem ein Wolf erschlagen wird, dem Verderben geweiht sey. Sehr oft werde daher die Bestie, wenn sie sich in einer Falle fängt, amnestirt und mit einer Glocke am Hals in die weite Welt entlassen. Ein anderes Zeichen von der schwachen Bevölkerung von Sind ist der außerordentlich häufige Tod durch Schlangenbiß. Die Regierung hat Maßregeln zur Verminderung dieses Ungeziefers angeordnet.

Deutschland zählt gegenwärtig über 50 Kunst-Vereine, von denen einige zu Kreisen mit einander verbunden sind, andere für sich allein bestehen. Im verflossenen Jahre wurden bei den Vereins-Ausstellungen angekauft: von Seiten der Vereine 833 Gemälde für 90,867 Thlr., von Privaten 546 Gemälde für 44,891 Thlr.; rechnet man hinzu, daß auch Berlin im Jahre 1854 eine große akademische Ausstellung hatte, und daß auf dieser 81 Gemälde zum Preise von 18,830 Thlrn. verkauft wurden, ferner, daß die allgemeine deutsche Gemälde-Ausstellung in München 24 Gemälde zum Preise von 7542 Thlrn. zur Verloosung erwarb, so kommen zu den von Vereinen erzielten Summen noch 105 Gemälde und 26,373 Thlr. hinzu, was eine Gesammt-Summe von 1549 Gemälden und 195,404 Thlrn. ergibt.

Man schreibt aus Paris: „Das kürzlich erschienene Dekret, das dem Boulevard Strasbourg den Namen Boulevard de Sebastopol verleiht, hat dem hiesigen angesehenen deutschen Handelshause Hagemann, Lefebvre und Boday fils, einen argen Streich gespielt. Dieses Haus, das bedeutende Geschäfte mit Rußland macht, miethete nämlich für sein Geschäft vor einiger Zeit fast ein ganzes Haus auf dem Boulevard de Strasbourg. Dieselben befinden sich deßhalb jetzt in der peinlichsten Verlegenheit und wissen nicht, was sie anfangen sollen, da sie von ihren Petersburger und sonstigen russischen Geschäftsfreunden doch unmöglich verlangen können, daß sie ihre Briefe an die Herren Hagemann, Lefebvre und Boday fils auf dem Boulevard de Sebastopol in Paris richten.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 245 | Samstag, 13. Oktober | 1855.

Liebe und Verbrechen.

(Fortsetzung.)

Indeß sich in dem stillen Krankenzimmer nur einzelne Gestalten hin und her bewegten, Marie pflegte, und Fancy ängstlich verstohlen im Vorzimmer lauschte, ging es in den herzoglichen Gemächern und in dem Kabinet des Erbprinzen desto lauter her. Der Prozeß mit dem Herzog von Linda hatte in kurzer Zeit, kraft der Abschrift der Urkunden, die sich in seinen Händen befand, einen so feindseligen Charakter angenommen, daß kaum mehr an einen Vergleich zu denken war. In diesen Verwicklungen nun bewegte sich Falkenberg in seinem eigentlichen Elemente mit schreckhafter Keckheit, nur den Kern der Geschäfte im Auge, enthüllte er einen solchen Schatz von diplomatischen Feinheiten, daß der Herzog nach wenig Unterredungen ihm sein volles Vertrauen schenkte, ihn mit Gunstbezeugungen aller Art überhäufte, und ihm endlich seinen höchsten Wunsch, die Ernennung zum Geheimrath gewährte. Er triumphirte; Oskar war so gut wie todt, der Arzt sprach von einer offenbar verletzten Lunge, und Falkenberg stand am Steuerruder! Wer konnte ihm jetzt noch schaden, wer ihm einen Platz streitig machen, den er sich durch eigenes Verdienst errungen hatte?

Er saß schreibend in seinem Zimmer, umgeben von wichtigen Akten, als Hertha, ganz gegen ihre jetzige Gewohnheit, zu ihm hineinkam und ihm freudestrahlend um den Hals fiel. „Denke Dir," sagte sie jubelnd, „ich komme aus dem Schlosse, von Marie. Es ist große Freude da. Oskar hat wieder Hoffnung gegeben; er hat Marie, Alle, die um ihn waren, erkannt, ja, was mehr ist, er hat nach einem Geistlichen verlangt. Er glaubt sich sehr krank, aber der Arzt hat plötzlich wieder Muth gefaßt, er meint, daß es zwar ein Wunder sey, wenn Oskar davon käme, aber daß er doch anfange, an das Wunder zu glauben. Der Erbprinz . . . ."

„Laß mich, Herz, verschone mich mit Deinen Geschichten," rief Falkenberg fast zornig; dann setzte er, sich sammelnd, hinzu: „es soll mich herzlich freuen, wenn Truchsal sich bessert; vergib, daß ich Dich so kurz abfertige, aber ich muß heute Abend noch beim Herzog einen Vortrag halten, und bin noch nicht zur Hälfte mit der Arbeit fertig." —

Mit Fassung fuhr er fort zu schreiben. Hertha hatte sich still in ihr Stübchen gesetzt, sie fühlte sich tief betrübt. Das Leben war anders für sie geworden, himmelweit anders. Sie ging mit fieberhafter Hast ihre Erinnerungen durch; sie sah Falkenberg im Glanz seiner Liebenswürdigkeit, und sah ihn dann allmählig ernster, düsterer werden. Alle ihre Kräfte waren dem blinden Glauben zugewandt gewesen; sie hatte sich jede Handlung zum Besten ausgelegt, hatte sich zur enthusiastischen Liebe, wie der Luftschiffer in unbekannte Höhen gewagt, und war nun auf den erschütternden Punkt der Wahrheit gekommen, auf den, wo die Liebe zwar noch in voller Gluth fortbesteht, wo aber das Material der Achtung die Flamme nicht mehr nährt. Wie viele Thränen hatten diese guten, treuen Augen benetzt, wie viele Seufzer waren durch die verschwiegenen Draperien ihres Boudoirs hindurch geschlüpft! Gleich dem Salamander, so leidet das Herz in seiner Unsterblichkeit, leidet und . . . lebt. Ist Leiden Frauenbestimmung? Fast sollte man es glauben, wenn man um sich die Besten also aus bitteren Quellen trinken sieht. Wer ist denn glücklich? Wer hat ungestört seinen Seligkeitstraum ausgeträumt? Wen hat's nicht mitten im Fluge mit giftigem Pfeile getroffen?

Hertha hatte die Arbeit, mit der sie sich mechanisch beschäftigt hatte, fortgelegt; sie sah hinaus auf's Gebirge, das im vollen Mondlicht vor ihr lag, dann ließ sie sich rücklings auf die Lehne ihres Sessels sinken. Es wogte in ihr, sie mußte tief aufathmen; flüsternde, eindringende Gebete stiegen auf und stiegen nieder . . . . plötzlich ward sie durch rasche Tritte im Vorzimmer aus ihren Träumereien gezogen. „Was ist das?" rief sie ängstlich, indem sie sich zur Thüre wandte. Eine schwarze Gestalt drängte sich an ihr vorüber in Falkenbergs Zimmer, sie hatte nicht sehen können,

wer es war, aber seit der Geschichte mit den Urkunden erschreckte sie Alles, selbst das, was sie sonst unbemerkt ließ. — „Wer ist bei meinem Mann?“ fragte sie den Diener, der Licht brachte. „Ein fremder Herr,“ antwortete dieser, „er ist schon öfter gekommen.“ — Hertha seufzte tief. Diese Besuche, die sie bemerkt, die Falkenberg immer in tiefer Erregung ließen, und über die er nie mit ihr gesprochen, kamen ihr so unheimlich, so gespenstisch vor, daß sie oft im Begriff gewesen war, ihn geradezu um ihre Ursache zu fragen, aber immer hatte sie das Zart-Weibliche in ihr, die Furcht, Falkenberg zu mißfallen, von jeder Erklärung zurückgehalten. Auch war Falkenberg's Gemüthszustand eben nicht Vertrauen erweckend. Unmittelbar nach dem Unglück auf der Jagd war er sehr heiter, sehr liebenswürdig gewesen; er hatte sie mit Liebkosungen und Geschenken überhäuft, hatte sich gegen sie, gegen ihre Verwandte, gegen den kränkelnden, aber immer kalten Schwiegervater in Aufmerksamkeiten erschöpft, dann hatten ihn die Geschäfte in ihre gewaltigen Kreise gezogen, und Hertha hatte ihn oft Tagelang kaum zur Tischzeit gesehen. Auch nahm seine Heiterkeit ab, und seine krampfhafte Exzentrizität in dem Maße zu, als sich Oskar's Zustand in die Länge zog. Mit Betrübniß bemerkte Hertha diese neue Falte in seinem Herzen, aber sie wehrte sich, daran eine tiefere Bedeutung zu knüpfen, sie war sogar mit Absicht zu ihm mit der Freudenbotschaft über Oskar in der Hoffnung geeilt, daß Falkenberg an dieser Freude mit dem Edelmuth, dessen sie ihn fähig hielt, Theil nehmen würde. „Denn,“ sagte sie sich, „gut ist er, wie Keiner,“ aber sie erschrack fast, da sie das laut für sich gesagt hatte. Die Thüre ihres Boudoirs ward gewaltsam aufgerissen, Falkenberg stand vor ihr. Es schien, als wenn alles Leben aus seinen Blicken gewichen wäre, er sah Hertha nicht an, er sah seitwärts.

„Mit wem sprachst Du denn eben?“ fragte er, sich mühsam fassend.

„Mit mir selbst,“ entgegnete sie schüchtern. „Ich dachte an Dich, stellte Dich mir vor, wie Du so engelgut seyn kannst, und — sagte es in die Nacht hinein, da es mir die Brust zersprengt.“ Sie zog ihn zu sich auf den Divan, legte seinen Kopf schmeichelnd auf ihre Brust, und strich ihm die Haare aus dem Gesicht. „Du überarbeitest Dich,“ sagte sie weiter, „Du opferst zu viel dem Staate und Deiner Karriere. Du denkst nicht mehr an mich, die ich Dich so nöthig habe. Ist das Recht.

Falkenberg sah gerade aus, antwortete nicht, und schien mit einer Vision zu kämpfen. Sie schwieg nun auch, erschüttert in ihrem Marke, ahnungsvoll, daß ein neuer Abschnitt beginne. Falkenberg hatte sich beherrscht; er that einen Athemzug, einen tiefen, vollen, schmerzensreichen Athemzug, und sagte: „Ich hatte Besuch von dem Arzte, der Oskar behandelt. Es ist dieß ein Bekannter von mir, ja mehr als ein Bekannter, ein lieber, sehr lieber Freund.“

Hier seufzte Hertha, und Falkenberg sah ihr tief ins Auge. „Hertha,“ sagte er unendlich weich, „Du verkündigtest mir vorhin, daß Truchsal wahrscheinlich dem Leben geweiht sey. Sein Arzt hat mir dieses bestätigt. Du weißt aber nicht, wie tödtlich dieser Mann in meine Schicksalsfäden greift.“

Sie drückte sich erblassend an ihn; sprechen konnte sie nicht.

„Ich sage tödtlich, und so magst Du hören, worum es sich handelt. Oskar hat dem Doktor sein Herz ausgeschüttet, er hat hauptsächlich von mir geredet, er hat ihn gefragt, ob ein an den Pforten des Todes Wandelnder Recht thäte, aus Liebe zum Vaterlande, aus Liebe zum Fürsten, die volle Wahrheit, selbst wenn sie zerschmetternd wirke, zu sagen? der Doktor hat keinen Rath ertheilen wollen, insofern sich Oskar nicht ganz enthülle. Da hat dieser mit hohler schrecklicher Stimme, die durch die zerschossene Lunge wie Röcheln pfiff, angehoben, er wolle eine Geschichte erzählen, eine Geschichte . . . .“

Hertha fuhr sich mit eiskalter Hand über die Stirn. „Du folterst mich, Edmund, mache es kurz“, bat sie.

„Auf der Jagd habe er im Dickicht immer mir zunächst gestanden, immer habe er meine Augen erblickt, immer das Büchsenrohr gesehen, das auf ihn angelegt gewesen sey . . . .“

Hertha war vom Divan auf die Knie gesunken. Aus unsagbarer, nicht zu beschreibender Angst barg sie ihren Kopf in die Kissen, wie wenn sie nicht weiter hören könne. Sie blieb lange so liegen, und Falkenberg saß stumm neben ihr. Nur zuweilen legte er seine Hand auf ihr Haupt. Seine Züge drückten den innersten Kampf aus, er schloß mehrmals die Augen, dann riß er sie wieder auf. Endlich siegte er über das Konvulsivische seiner Bewegungen. „Hertha,“ sagte er laut —

Bei dem Ton der geliebten Stimme schien sie zu sich zu kommen, sie richtete sich auf, strich sich die langen Locken aus dem Gesicht, blieb aber auf den Knien liegen. Ihr Ausdruck war vollkommen der einer Somnambüle.

(Fortsetzung folgt)

Die Uhr der Königin Maria Antoinette.

Maria Antoinette, die Königin von Frankreich, war gefangen. Wittwe ihrer Krone, Wittwe ihres Gemahls, saß sie an der einzigen Fensterlucke, die ein zweifelhaftes Licht in ihr Gefängniß warf, und ihre Hände, die den Scepter getragen hatten, besserten zitternd das einzige Trauergewand aus, welches der Konvent in seiner pöbelhaften Großmuth der Tochter der Zäsaren, deren Gemahl er eben hingemordet hatte, gestattete. Auf einem Tische, dessen wurmstichige Füße für sein hohes Alter zeugten, lag eine Uhr, das Meisterstück eines der ersten Künstler der Hauptstadt; Ludwig XVI. hatte sie in den Tagen seines Ruhmes und des Glückes seiner Franzosen seiner Königlichen Gemahlin zum Geschenke gemacht, und aus Vergessenheit vielleicht, oder aus einer jener Rücksichten, deren einige Revolutionsmänner sich manchmal schuldig zu machen nicht erröthеten, war diese Uhr in den Händen der armen Königin geblieben. Man hatte die hohe Frau nach und nach ihrer ganzen Größe entkleidet. Alle ihre Würden waren eine nach der anderen der vor den Thoren von Versailles oder in den großen Sälen der Tuilerien brüllenden Pöbelmeute zum Opfer gefallen. Die Stimme eines Sanscülotte hatte den Purpur in Stücke zerreißen lassen, der sie umwallte, sie, die Schwester der Kaiser, die Gemahlin und Mutter der Könige von Frankreich! Es blieb ihr nichts mehr, außer das Vorrecht, mehr zu leiden, als die gewöhnlichen Frauen, und wie würdig zeigte sie sich dieser Erbschaft! Man sah sie, nur noch erhabener als auf dem Throne, in den paar Monaten des Märtyrerthumes, bevor sie das Schaffot bestieg, einen Muth entwickeln, der selbst das durch Laster verzerrte Antlitz des schändlichen Mannes erbleichen machte, der seinen Namen Herzog von Orleans abgelegt hatte. Jene Uhr, das letzte kleine Andenken ihres Gemahls, war immer unter ihren Augen, welche die Thränen vor der Zeit geschwächt hatten. Diese Uhr erinnerte sie an eine unglückliche Stunde des 21. Januars; sie beschleunigte für die Gefangene die Augenblicke, die sie noch vom 16. Oktober trennten, und manchmal, wenn eine schreckliche Schlaflosigkeit die Unglückliche quälte, versuchte sie mittelst dieser Uhr, die sie der Ewigkeit immer näher führte, in ihr vergangenes Leben zurückzufliehen. Ihre Erinnerungen brachten sie dann in die duftigen Laubgänge, in denen ihr Daseyn begonnen, und innerhalb der Mauern von Paris, des nun undankbaren Paris, in dem ihre stets Wohlthaten spendenden Hände ehemals Glück und Ueberfluß verbreitet hatten.

Diese Uhr war ein Trost für die erhabene Königin. Von all' ihrem früheren Prunke blieb ihr nur dieses letzte Kleinod, und Maria Antoinette hing daran, wie ein Sterbender an dem Leben hängt, das ihm entflieht.

Es lebte damals in Paris, wo so viele schlechte Leidenschaften gährten, ein junger Mann, den Elend und Laster dazu erniedrigt hatten, einer der ergebensten Vertrauten Philippe-Egalité's zu werden. Es war ein Herz, das sich dieser Lasterhafte selbst herangebildet hatte. Ist es nöthig zu sagen, daß die elendeste Niederträchtigkeit sein hervorstechender Charakterzug war? Das Beispiel eines solchen Herrn hatte nun erst Alles möglich gemacht, und die Hölle allein könnte so entwürdigte Wesen aufweisen, welche diesen Jüngling an Schlechtigkeit und Verderbtheit zu übertreffen im Stande wären. Während der entsetzlichen Tage, an denen das Verbrechen herrschte, wurde der „Bürger", den sich Orleans abgerichtet hatte, mit dem Amte eines Wächters in der Conciergerie bekleidet. Dieses Amt, das er erhalten, weil ihn die Gemeinde von Paris dazu in jeder Beziehung vorzugsweise tauglich erfunden hatte, gestattete ihm zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht Eintritt in die Höhle, in welcher die Königin von Frankreich dahinschmachtete. Er drang oft in dieselbe, und wir wollen die bitteren Beleidigungen nicht anführen, mit denen er sich Jene zu überhäufen nicht schämte, die, nachdem sie Alles verloren hatte, noch Einen geheiligten Anspruch auf das Mitgefühl der Menschen besaß: sie war Mutter, eine ihrer Kinder beraubte Mutter!

Eines Tages, als dieser Elende durch feige Verleumdungen gesucht hatte, die unnahbare Tugend seines Opfers zu ermüden, wurde er im innersten Herzen von einem höllischen Gedanken erfaßt. Da er sah, daß seine Anstrengungen nicht hinreichten, die Geduld der „Wittwe Capet" zu erschöpfen, faßte er den Entschluß, sie in dem einzigen Gegenstande zu bestrafen, der sie noch an für ewig verflossene Tage mahnen konnte. Die Uhr fiel ihm in die Augen. Es gelüstet ihn nach diesem Kleinod, dessen Verlust für Maria Antoinette eine neue zu den anderen Leiden gefügte Qual seyn wird, und rasch führt er seine abscheuliche Idee aus. Die Uhr ist verschwunden. Am nächsten Morgen tritt das Geschöpf des elenden Orleans — mit dieser Trophäe geschmückt, die er nicht erröthete, vor Aller Augen zur Schau zu tragen, vor die Gefangene.

„Mein Herr", — sagte sie zu ihm in einem Tone, der einer Königin würdig war — „gestern Abend ist ein Gegenstand von einigem Werthe aus diesem Orte weggekommen. Er gehört mir. Wären Sie wohl so gut, mir zu sagen, ob Sie ihn aus Versehen —"

Dieser Mensch fiel ihr mit den höhnenden Worten in die Rede: „Bürgerin Capet, die Republik

hat die Güter aller Adeligen in Beschlag genommen. Du gehörtest auch zu der adeligen Rotte, wie ich glaube. Deine Uhr gefiel mir, ich habe sie mir genommen."

Maria Antoinette kehrte, ohne noch ein Wort zu verlieren, dem Elenden, der die revolutionären Gesetze so wohl anzuwenden wußte, den Rücken. Ihre Schultern zuckten unmerklich aus Verachtung. Der Sansculotte erröthete nicht, obwohl er trotz der Dunkelheit auf den so ausdrucksvollen Zügen der Königin die Verachtung sich spiegeln sehen konnte, die er völlig verdiente; aber voll Zorn näherte er sich ihr. Seine zitternde Hand erhebt sich — — und fällt auf die bleiche und leidende Wange des Königlichen Opfers nieder. Ein Schweigen, das beredter als alle Worte war, blieb die einzige Entgegnung auf diese Beleidigung, die selbst Marat nicht zu begehen gewagt hätte. — Der Dieb zog sich ganz verwirrt zurück, und einige Wochen später starb Maria Antoinette auf dem Schaffote. Orleans zögerte nicht, ihr nachzufolgen, und dann verließ sein Satellit Paris. Er ließ sich in einer kleinen Provinzialstadt nieder. Nach und nach verloren die schlechten Leidenschaften, die sich in der Schule aller Laster in seinem Herzen entwickelt hatten, an ihrem schrecklichen Einflusse. Er blieb zwar noch immer ein Revolutionär vom Scheitel bis zur Sohle, das ist eine Wahrheit, die wir eingestehen müssen, aber wenigstens war er von nun an nicht mehr gemein blutgierig, noch so schimpflich lasterhaft, wie früher.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Eidergänse sind auf den kleinen Inseln von Island, namentlich auf Engey und Videy, in so großer Menge vorhanden, daß mit ihren Nestern der Boden buchstäblich wie gepflastert ist. Wenn man sie sich selbst überläßt, legen sie nicht mehr als vier Eier; nimmt man aber die Eier täglich weg, so legen sie wochenlang fort. Die Nester sind aus Seepflanzen und zartem Gras gebaut und mit den köstlichsten weichen Daunen ausgefüttert. Nähert man sich dem Neste, so fährt der Gänserich erst mit einem bitterbösen Blicke auf, zieht es dann aber vor, sich in's Meer zu stürzen; das Weibchen aber behauptet seinen Platz, läßt sich oft die Daunen unter dem Leibe wegnehmen, wehrt sich aber auch mitunter und stößt mit ihrem scharfen Schnabel gewaltig zu. Werden ihre Nester mehr als zweimal der Daunen beraubt, so verlassen die Gänse das Nest und kehren nicht wieder zurück. Die Erziehung der Eidergänschen beginnt sofort nach dem Auskriechen und wird in einer Lektion abgethan. Die Mutter nimmt sie auf ihren Rücken, schwimmt in das Meer hinaus, taucht dann plötzlich unter — nun seht, wie ihr fortkömmt.

Als Kaiser Alexander I. im Jahre 1814 von Paris aus London besuchte, wünschte er seine Garde mit dahin zu nehmen, um ihre prächtige Haltung von den Engländern bewundern zu lassen. Aber Lord Castlereagh gab auf dießfallsige Anfrage die Antwort, daß in England ohne besondere Bill des Parlaments keine auswärtige Militärmacht landen dürfe. Die Soldatensucht ist in der kaiserlich russischen Familie von altem Ursprunge. Peter III. ließ, noch als Großfürst Modelle von Festungen aus gebrannter Erde verfertigen und sie mit Soldaten aus Zucker besetzen. Eines Tages trat seine junge und geistreiche Gemahlin in sein Zimmer und konnte sich eines lauten Gelächters nicht enthalten, als sie an einem Galgen auf dem Glacis der Festung eine arme Maus aufgehängt sah. Der Großfürst war mit dieser Heiterkeit sehr unzufrieden und sagte, es wäre da nichts zu lachen, der Verbrecher sey von dem Kriegsrathe gerichtet und zum Tode verurtheilt worden, weil er eine Schildwache angefressen habe.

In einem Theil der Schweizerpresse hat sich eine sehr lebhafte Agitation für lateinische Lettern erhoben, die nun auch für die deutsche Schweiz in Schrift und Druck an die Stelle der gothischen treten sollen. Der „Nouvelliste Vaudois", von dem die Idee ausgeht, schließt seine Lobrede auf dieses neue Mittel, die beiden Sprachelemente sich näher zu bringen, mit folgender Prophezeiung: „Nach einem Jahrhundert wird es nur noch zwei Schriftarten in Europa geben, die russische Schrift für den Orient und die französische Schrift für Mittel- und Westeuropa." (Nur Schade, daß heutzutage die falschen Propheten viel häufiger sind, als die ächten!)

Ein Schafdieb steht in München vor dem Schwurgericht. Er läugnet, jemals Schaffleisch in seinem Hause verzehrt zu haben, aber der bei ihm vorgefundene abgenagte Schädel eines Schafes liegt als corpus delicti vor. Als derselbe dem Angeklagten, einem Bauern von Unterhöchering vorgezeigt wird, ruft er: Ja, ja, ein Schafskopf ist's schon, ob's aber der meinige ist, kann ich nit sagen! —

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 246 Montag, 15. Oktober 1855.

Liebe und Verbrechen.

(Fortsetzung.)

„Ich habe Dich erschreckt. Oskar ist im Fieber,“ sagte Falkenberg, „aber er kann im Fieber sterben, und wenn er dem Herzog oder dem Erbprinz ein Wort von diesen — Phantasien mittheilt, so bin ich in einer kritischen Lage. Du mußt mir helfen —“

Sie nickte mit dem Kopf. „Besinne Dich, Hertha. Die Zeit drängt.“

Sie erhob sich, setzte sich matt zu ihm, sah ihn lange an, und fragte tonlos: „Was soll ich?“

„Sey mein starkes, mein großes Weib, meine Ebenbürtige, meine Heldenseele! Du mußt zu Oskar, Du mußt ihn bitten, besonnen zu seyn. Was sind das für Träume! Wohin kann das führen? Dein Wort, Dein Anblick wird auf ihn wirken.“

Sie hatte ihn mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Schrecken angesehen; es war, als schleudere jedes Wort Falkenberg's Blitze in ihre Seele; dann fuhr sie zusammen. Lange kämpfte sie mit einer ohnmächtigen Athemlosigkeit, die sie kaum sprechen ließ. Immerfort langte sie mit der Hand nach dem Herzen, als habe sie dort den Todesstoß empfunden. Falkenberg wollte ihr zu Hülfe kommen . . . „Laß mich allein,“ sagte sie todesmatt, nach manchem Kampf, nach vielem Hin- und Herreden seinerseits — „es soll Rath geschafft werden, nur laß mich allein . . .“

Falkenberg ging. Wie die Thüre sich hinter ihm schloß, wie Hertha nun wirklich allein war, empfand sie eine furchtbare Beengung. „Luft, Luft,“ war das einzige, was sie denken konnte. Sie riß das Fenster auf, sie starrte lange in die Nacht hinein. Statt sogleich in den waltenden Moment sich zu senken, flog ihre Seele durch den ganzen Raum dieses herzzerreißenden Drama's. Im Nu umfaßte sie die Vergangenheit und die Zukunft, ihr Glück und ihre Verzweiflung; ihre Liebe und ihre Verachtung; wie dürre Blätter rauschten die Erinnerungen um sie; tausendfältig ward ihr Herz durch verzweifelte Reue, durch unaussprechliches Mitleid, durch Ahnungen der schrecklichsten Katastrophen zerrissen. Sie sah endlich Falkenberg in dem blutigen Lichte seiner ganzen Gewissenlosigkeit. Einige Minuten hindurch rang sie mit dem Haß, der an die Pforten ihrer Seele schlug, ein Schwindel ergriff sie beim Anblick dieses Abgrundes, der sich vor ihr aufthat . . . . sie kam sich wie im fürchterlichen Rausch vor, der Kopf drehte sich in sich in verwirrenden Gedanken, ihre Arterien schlugen bis zum Zerspringen . . . „Mein Gott!“ rief sie endlich, „nur die Unglücklichen wissen, wie weit die Liebe trägt. Gibt es Gränzen für sie, ist sie nicht die höchste, größeste Kraft der Seele?“ Sie ging, ruhiger werdend, im Zimmer auf und ab; Oskar lebte ja noch. Gott hatte Falkenberg's Verbrechen nicht Wahrheit werden lassen, Gott wollte ihn retten durch sie . . . . sie sollte das Werkzeug seiner unendlichen Gnade werden. Sie stand gerade vor ihrem Tisch, der eine Ecke des Boudoirs einnahm, und auf dem rechts ihrer Mutter Miniaturbild und links Falkenberg's Medaillon lag; Falkenberg zeigte sich in ihm mit dem ganzen Schmelze einer noch unentweihten Jugend; wie das Auge so heiter, so erwartungs-, so zukunftsvoll auf ihr ruhte, wie es ihr zu sagen schien: „Du bist mein Genius, verlaß mich nicht“ . . . . Fast bewußtlos drückte Hertha ihren Mund auf das kalte Glas, dann rieß sie an der Glocke. „Anspannen,“ rief sie . . . . und ohne Falkenberg zu sehen, ohne sich von ihren Gefühlen von Neuem beherrschen lassen zu wollen, nur das Eine, das Größeste im Auge, stieg sie gefaßt in den Wagen.

14.

Als Hertha in Mariens Zimmer eintrat, fand sie diese mit vieler Sorgfalt gekleidet. Sie schien Jemand zu erwarten. „Sind Sie es?“ sagte sie gezogen, als sie Hertha erblickte.

„Ja, ich bin es, und ich komme,“ entgegnete sie rasch, wie wenn sie sich vor ihrer eigenen Schwäche, vor irgend einem Schwanken in ihr gefürchtet hätte, „ich komme, Sie, liebe Marie, zu

bitten, mich zu Ihrem Bruder zu führen; ich habe mit ihm zu reden."

„Das ist nicht möglich," entgegnete Oskar's Schwester. „Erstlich ist mein Bruder äußerst schwach, und das Sprechen wird ihm schwer, und dann erwarte ich von Minute zu Minute den Herzog, von dem er sich eine Unterredung erbeten hat."

„O, mein Gott, o mein Gott!" rief es in Hertha, indem sie wie vom Fieberfrost geschüttelt wurde, „ist es schon so weit gekommen! Dann muß ich Ihren Bruder sehen," sagte sie laut, „gleich auf der Stelle sehen, dann ist gar keine Zeit zu verlieren!"

Und ohne Mariens Erstaunen zu bemerken, ohne nur einem andern Gedanken, als dem an Falkenberg's dringende Gefahr Raum zu geben, stürzte sie sich in Oskar's Zimmer, spähte mit blassen, verstörten Zügen umher, ob sie allein mit ihm sey, und als sie Niemand als den todtenähnlichen Kranken auf dem Sopha erblickte, trat sie rasch zur Thüre zurück, verriegelte diese, und näherte sich dann erst dem Unglücklichen. Er streckte ihr die magere Hand entgegen; sie ergriff sie mit konvulsivischer Heftigkeit; sie zitterte an allen Gliedern, es war ihr, als müsse sie vor Oskar auf die Knie sinken, seine Hände mit Thränen bedecken, und ausrufen: „Retten Sie Falkenberg!" Doch hielt sie an sich, schob leise einen Stuhl an Oskar's Kanapé, ließ sich zögernd darauf nieder, und indem sie ihn schaudernd betrachtete, sagte sie: „armer, armer Oskar!"

Er lächelte mühsam; ein matter Strahl der Freude drang durch das Auge auf das leidende Gesicht, die Wangen rötheten sich, er versuchte, sich aufzurichten, doch war's nur der erste Augenblick der Ueberraschung; gleich darauf trat die Wirklichkeit wieder heran, Falkenberg's Bild stand an Hertha's Seite, das Erlittene, Schwergeduldete machte sich Bahn, er zog seine Hand zurück, starrte vor sich hin, und sagte nichts, als: „Frau von Falkenberg, Sie hier an meinem Lager!"

„Als Bittende," unterbrach sie ihn leise, „als Tiefbetrübte. Ich weiß, daß Sie den Herzog erwarten, daß Sie ihm wichtige Eröffnungen zu machen haben . . . ."

„Eröffnungen?" warf er ein.

Sie aber mit immer steigender Todesangst brach jetzt zusammen. „Ich weiß Alles, Alles; ich kenne Ihre Anklagen, Ihren Verdacht . . ."

„Kein Verdacht," rief Oskar, „die Wahrheit . . . ." Sein Gesicht flammte. „Armes, bejammernswerthes Weib, so weit also ist es gekommen, daß Ihr Gatte wie ein giftiger Wurm ausgestoßen und zertreten werden muß."

„Seyn Sie großmüthig," stöhnte Hertha, jetzt wirklich auf die Knie gesunken.

„Gegen wen? Gegen meinen Mörder?" — Hertha zuckte zusammen. Nach einem kleinen Schweigen fuhr er fort: „Das ginge noch, aber Großmuth üben auf Kosten des Landes, ihn immer tiefer in alle Kombinationen eindringen, ihn immer höher steigen lassen, indeß er Alles mit Füßen tritt, das Vaterland und fremde Ehre . . . . nein, sein Ziel ist gesteckt!"

Oskar schöpfte Athem aus der wunden Brust, Hertha hatte sich zurück auf den Sessel neben ihn geworfen, sie war wie gelähmt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Uhr der Königin Maria Antoinette.

(Schluß.)

Unter dem Kaiserreiche diente er Napoleon mit Ergebenheit. Die gesetzliche Monarchie fand ihn ebenfalls bereit, sich für sie zu opfern, und als der Sohn seines Verführers von Neuilly auf den Thron nach Paris eilte, ließ dieser Mann, dessen Herz von Vorwürfen gequält wurde, vielleicht nicht jener Freude freien Lauf, von der er hätte beseelt seyn sollen. Und warum dieß?

O, der Unglückliche, den wir auf eine so empörende Weise eine arme vertheidigungslose Frau beleidigen gesehen haben, war jetzt allen moralischen Schmerzen, allen physischen Martern anheimgefallen, mit denen die Vorsehung manchmal auf dieser Welt die Wesen zu schlagen pflegt, welche das Verhängniß des Verbrechens mit seinem unverwischbaren Stempel gezeichnet hat. Als der revolutionäre Vulkan seine Lava ganz ausgeschüttet hatte, fühlte der Dieb der Uhr, daß er eines Gefährten bedürfe, um seine Schmerzen — wir wollen nicht sagen seine Vergnügungen — zu theilen, denn ein solcher Mann war nicht geschaffen, deren zu genießen. Er liebte also. Das Sansculottenthum hatte ihn bereichert. Es fiel ihm daher nicht schwer, die zu heirathen, die er sich zur Lebensgefährtin auserkoren hatte. Gott krönte in den ersten Jahren seiner Ehe alle seine Wünsche. Er wurde Vater. Seine Kinder wuchsen heran und, merkwürdige Thatsache! alle zeigten Anlagen zur Tugend. Aber nun gebot ein unglückliches Verhängniß das Ende ihrer Tage. Alle siechten an einer entkräftenden Krankheit dahin, welcher die Kunst der Aerzte eben so wenig vorbeugen, als sie derselben Stillstand gebieten konnte; und — ein fürchterlicher Gedanke, der sein Vaterherz zerriß — alle starben, dem Uebel erliegend, an einem und demselben Tage und zur selben Stunde.

Dieser Tag und diese Stunde waren die Jahres-

daten der hochverrätherischen Scene, die sich in der Conciergerie zugetragen hatte.

Es blieb ihm nur noch eine letzte Hoffnung. Ein Sohn seines Sohnes — ein Kind in der Wiege — tröstete den Greis über alle die Schläge, die ihm der Tod versetzt hatte. An dieses Kind, welches kaum noch einen Namen stammelte, der sein Verdammniß- und sein Todesurtheil war, ketteten sich alle Erinnerungen, alle Träume, welche der Mann genährt hatte. Er, der in dem Zeitraume einiger Jahre Alles hinscheiden gesehen, was er Theueres auf der Erde besaß, er wagte noch der Zukunft entgegenzulächeln, wenn er, in seinen durch einen langsamen Schmerz abgemagerten Armen, diesen einzigen Sprößling einer zahlreichen Familie haltend, auf der glänzenden Stirn seines Enkels den zerstörenden Keim des Uebels nicht entdeckte, das seine übrigen Nachkommen allzufrühzeitig in's dunkle Grab gestoßen hatte. Als das scheidende Jahr den unglückseligen Trauertag mit sich brachte, betete und weinte er bei diesem Kinde, denn er allein auf der ganzen Erde konnte wissen, welche Hand es war, die schwer auf ihm lastete. Diese Uhr, die nun ein verhängnißvoller Talisman wurde, von dem er sich nicht zu trennen wagte, wurde mit Thränen der Dankbarkeit benetzt, so oft ihre Zeiger die Stunde überschritten hatten, in der er einst den gräßlichen Hochverrath verübte; aber bald zitterte der Greis, denn unter solchen Schrecken verfließen die Jahre schnell. Halb herausgestoßene Worte, räthselhafte Aeußerungen entschlüpften seinen farblosen Lippen, und seine Nachbarn, welche er oft zu Zeugen seiner Befürchtungen machte, die sie alle für übertrieben hielten, fühlten sich mehr als einmal versucht, den Unglücklichen für toll oder aberwitzig zu halten.

Er war aber doch nicht toll, dieser unglückliche Vater! Sein Gewissen verurtheilte ihn, und er wußte wohl, daß der zwischen ihm und der Vorsehung eingegangene Kampf ein Ende erreichen müsse. Es ließ nicht vergebens auf sich warten. Das Kind hatte sein sechstes Jahr erreicht. Es war schön, schon vollkommen ausgebildet, und frühreif; durch unschuldige Liebkosungen suchte es in das Herz des Großvaters eine Ruhe zurückzuführen, die in dasselbe nicht mehr dringen konnte.

Der verhängnißvolle Jahrestag war wieder vorübergegangen, aber nun fingen die Augen des Kindes an, sich manchmal wie mit einem dichten Schleier zu bedecken. Nach und nach furchten sich seine so blühenden Wangen, die Brust verengte sich, sank ein, und außerordentliches Zittern schwächte diese im Anfange so viel versprechende Natur.

Die Aerzte schrieben diesen krankhaften Zustand tausend natürlichen Ursachen zu. Der Alte allein schüttelte, die Augen traurig auf seinen Enkel gerichtet, zum Zeichen der Ungläubigkeit, den Kopf. Er weinte nicht, aber von Zeit zu Zeit sah man ihn sich vor die Stirn schlagen und die Haare raufen. Er klagte sich selbst der Verschuldung dieses Todes an, den er zum Voraus ankündigte — er, der vortreffliche Vater, dessen Ergebung und Schmerz die ganze Stadt bewunderte!

Niemand vermochte etwas von diesen räthselhaften Enthüllungen zu begreifen, deren Geheimniß er auf immer für sich behielt. Man erwartete die Entwickelung mit Angst. Die Aerzte erkannten bald, daß das Uebel unheilbar sey. Das Kind starb, wie sein Vater und seine Oheime, die es nicht gekannt hatte, starben, und bei dieser Entscheidung schrie der Greis: „Der Keim des Uebels ist in mir!“ Dann, wie vernichtet durch diesen Todesfall, der an dem bekannten Tage und zur selben Stunde erfolgte, starb er selbst im folgenden Jahre zur selben Stunde und am nämlichen Tage. Der Himmel hatte ihn — ohne Zweifel um seine Leiden abzukürzen — seit neun Monaten der Vernunft beraubt. Die Freunde des Unglücklichen waren befriedigt, seinen Zustand so wohl errathen zu haben, und Niemand, der Priester ausgenommen, der des Schuldbeladenen Geständnisse empfing, ahnte, daß die Hand der Vorsehung diese schreckliche, aber gerechte Strafe verhängt und geleitet hatte.

Beitrag zur Himmelskunde.

Man liest in mehreren Blättern, daß gegenwärtig an den Streifen des Planeten Jupiter auffallende Abweichungen zu beobachten seyen. Auch der Unterzeichnete kann diese Wahrnehmung nur bestätigen; besonders der obere (teleskopisch) erscheint viel schärfer ausgeprägt, von ungleicher Breite und gleichsam wollenartig gekräuselt, von dunkler, bisweilen fast schwarzer Farbe; einigemal kam es mir vor, als ob oberhalb desselben eine terrassenförmige Abdachung nebenher laufe. Aber noch eine andere auffallende Erscheinung bemerkte ich, welche bisher noch nirgends erwähnt worden ist. Am 21. Sept. Abends 9 Uhr entdeckte ich am westlichen Rande unterhalb des obern Streifens, ganz scharf abgegränzt, in der Größe etwa eines Groschens — bei 64maliger Vergrößerung — einen runden schwarzen Flecken, welcher sich von West nach Ost bewegte. Die Richtung seiner Bewegung war dem Aequator des Planeten gleichlaufend; die Dauer über dem uns gut sichtbaren Theil der Oberfläche betrug 2½ Stunde. Nehmen wir an, daß er während dieser Zeit ungefähr den vierten Theil von dem Umfange des Jupiter durchlaufen habe, so er-

gäbe sich, daß sein Umlauf um den Jupiter gegen 10 Stunden betrage — die Zeit der Achsendrehung des Jupiter selbst. Sonach wäre anzunehmen, daß dieser schwarze Flecken der Oberfläche des Jupiter selbst angehörte und mit ihm sich fortbewegte, was auf eine bedeutende Umwälzung auf einem Punkte seiner Oberfläche hindeutete. — Am 23. September Abends 9 Uhr wurde wiederum ein Flecken von derselben Gestalt und in Bezug auf den Streifen an demselben Platze am westlichen Rande bemerkt, welcher mit dem ersten gleichen Lauf und gleiche Schnelligkeit zeigte, so daß die Vermuthung nahe liegt, es sey derselbe Flecken mit dem vorhergehenden gewesen, zumal da auch sein Erscheinen um diese Zeit mit der Rotation des Jupiter übereinstimmt. — Am 4. Oktober Abends 7½ Uhr fand ich abermals einen ganz gleichen schwarzen Flecken, aber dießmal etwas oberhalb des obern Streifens; er war sehr deutlich sichtbar, und wurde zur Verhütung aller Täuschung mit verschiedenen Vergrößerungen betrachtet. Sollte es wiederum derselbe mit dem vorigen gewesen seyn, was nach der Berechnung der Rotation seyn konnte, so müßte sich die Lage des Streifens verändert haben. — Leider fehlte mir die Gelegenheit, genauere Vermessungen anzustellen. Vielleicht ist dieß bereits auf Sternwarten oder sonst von Freunden der Himmelskunde geschehen; sollte es nicht der Fall seyn, so mögen diese Andeutungen dazu dienen, die Aufmerksamkeit derselben auf diese Erscheinung zu lenken!

Auch in Bezug auf die Sonnenflecken zeigt sich in diesem Jahre eine bemerkenswerthe Veränderung. Während ich die Sonne im Jahre 1853 bei 142 Beobachtungen nur 3mal, im Jahre 1854 bei 121 ungefähr 20mal ganz fleckenlos gefunden habe, so ist sie seit dem Anfange dieses Jahres bei 100 Beobachtungen bereits 82mal ganz ohne — bemerkbare — Flecken gewesen. Und auch an den Tagen, wo Flecken gesehen wurden, waren sie meistens klein und nicht in mannigfachen, oft wundervollen Gruppen, wie sonst, ausgebreitet.

Hocheder.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber den aus Berlin bereits gemeldeten Unglücksfall verlautet folgendes Nähere: Am 9. Oktober wollte man auf dem Grundstücke des Lohgerbermeisters Stöhr eine Lohgrube öffnen, weil sich die Bedeckung derselben in die Höhe gehoben hatte und man Grundwasser darin vermuthete. Die Grube war erst vor kurzer Zeit mit Fellen und Gerbe- und Aetzstoffen gefüllt worden. Zwei Gesellen stiegen in die Grube, kehrten aber nicht zurück. Zwei andere folgten ihnen, um zu sehen, weßhalb die ersten beiden nichts von sich hören ließen. Auch sie kehrten nicht wieder. Endlich kam man auf die Vermuthung, die Leute möchten vielleicht von dem Geruch der frischen Grube betäubt seyn, und es stiegen allmählich noch sechs Menschen in die Grube, um zu helfen. Alle zehn kehrten nicht zurück, und da sich Niemand mehr heranwagte, so wurde versucht, die zehn Körper mit Stangen herauszuziehen, was nur mit Mühe gelang. Durch die schädlichen Gasarten, welche sich wahrscheinlich in der Grube entwickelt hatten, waren sechs Menschen sofort getödtet worden, und alle Wiederbelebungsversuche der sofort zahlreich herbeigeeilten Aerzte waren umsonst. Die vier anderen liegen noch schwer krank darnieder, der Meister Stöhr selbst hoffnungslos. Aehnliche Unglücksfälle sind wohl schon in Bergwerken, aber noch nicht in Lohgruben vorgekommen, und es müssen im vorliegenden Falle eigenthümliche unglückliche Zufälle obgewaltet haben. Die betreffende Grube ist vorläufig polizeilich geschlossen.

In Lyon erhielt der Bediente eines Freundes der Physik und Besitzers einer ausgezeichneten Elektrisirmaschine Besuch von einem Vetter aus Cremieur. Der Herr war nicht zu Hause, und der Bediente fragte seinen Gast, ob er ihn einmal elektrisiren solle. Das Experiment fand statt, der Bediente lud aber die Elektrisirmaschine so stark, daß der Vetter wie vom Blitze getroffen zu Boden fiel. Der Bediente rief nun die Nachbarn herbei und klagte, er habe seinen Vetter getödtet. Erst nach sieben Stunden gelang es zweien Aerzten, den Elektrisirten wieder zu sich zu bringen.

Die Jagdlust in Frankreich scheint, nach den aus den Departements eingehenden Berichten, sich von Jahr zu Jahr zu vermindern. Die folgenden, amtlich festgestellten Zahlen über die Ausgabe von Jagdscheinen im Nord-Departement während der letzten fünf Jahre dienen gleichfalls zur Bestätigung dieser Ansicht. Im Jahre 1850 wurden dort: 3600, im Jahre 1851: 3550, im Jahre 1852: 3350, im Jahre 1853: 3400, im Jahre 1854: 3200 und im Jahre 1855 nur 2991 Jagdscheine ausgegeben.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 247 Dienstag, 16. Oktober 1855.

Liebe und Verbrechen.

(Fortsetzung.)

„Ich habe viel, viel nachgedacht," sagte er weiter, „glauben Sie es mir, ich leide, daß ich Ihr Herz also zerreißen muß. Ich hätte früher reden können, aber ich wußte, meine Worte würden tödtlich seyn, so schwieg ich, im Kampf mit meinem innersten, besten Gefühl."

„O, so schweigen Sie noch länger, verderben Sie mich nicht mit ihm," schluchzte Hertha.

„Kann ich?" fragte Oskar; „muß ich an Hertha's edle Gesinnung erinnern, muß ich von meiner Ehre reden? Daß Falkenberg's Kugel diese Brust traf, es könnte Zufall seyn, obwohl ich Beweise habe, daß es kein Zufall ist, aber daß die Urkunden von meinem Tische verschwanden, daß sich von ihnen eine Abschrift in dem Ministerium des Herzogs von Linda befindet, das ist so ehrenrührig, so verletzend, daß ich es nicht allein dem Staat, sondern mir selbst, mir vor Allem schuldig bin, den Dieb zu entdecken. Schon deuten einzelne Spuren auf Wege, die zu dieser Entdeckung führen.

Hier bedeckte sich Hertha das Gesicht mit beiden Händen. Dann raffte sie sich empor; es war, als wenn sie größer, fester würde, sie stand vor Oskar . . .

„Ich kenne den Dieb," sagte sie mit einer Stimme, in der ihr Herz pulsirte, ich nenne ihn, wenn Sie mir versprechen, dann — — — über Falkenberg zu schweigen. Wollen Sie das, wollen Sie Großmuth üben, einen dichten Schleier über den Vorfall auf der Jagd werfen, — schweigen, schweigen, wie das Grab schweigt . . . ."

Oskar sah sie bestürzt, dann staunend an. „Wohlan," sagte er bitter, „ich schenk' Ihnen den Mörder, aber wer ist der Dieb? Wer hat die Dokumente entwendet? Wenn Sie Wahrheit reden, wenn Sie mir gestatten, diese Wahrheit zu entdecken — so — falle ein Vorhang über Falkenberg's Verbrechen."

„Sie schwören mir, daß Sie dem Fürsten nur Eines von beiden sagen wollen?"

„Ich schwöre es!"

Hertha sammelte sich zu dem kühnsten Entschluß, den sie im Leben gefaßt. Sie war plötzlich zu einer lichtvollen Klarheit gelangt, blickte zu Boden, und hauchte mehr, als daß sie es sagte: „Der Dieb war ich!"

Entsetzt fuhr Oskar in die Höhe. Er wollte ihr nicht glauben, er beschwor sie, sich keinem falschen Wahn, keiner zu übermenschlichen Aufopferung hinzugeben, er sprach von ihrem alten Vater, von der Achtung der Welt; sie schüttelte nur den Kopf, und erzählte abgebrochen, aber klar die Art, wie sie die Dokumente von Oskar's Tisch genommen, und sie dann wieder hingelegt habe. Sie war beseelt von dem Gedanken an Falkenberg's Rettung, und sah es kaum, wie Oskar immer dumpfer, immer kälter wurde. Er konnte nicht mehr an Hertha's Schuld zweifeln, die Beweise lagen am Tage, sie sprach ganz selbstständig, ganz überlegend, sie entschuldigte sich nicht, sie sah aus wie Jemand, der mit sich vollkommen abgeschlossen hat. In diesem Augenblicke klopfte Marie an die Thüre; Hertha schloß sie auf, ein leises Zittern überglitt sie, sie wollte ohne Abschied hinaus, aber Oskar's Stimme rief noch einmal:

„Frau von Falkenberg!"

Sie wandte sich; er reichte ihr schweigend die Hand; sie legte die ihre hinein, ohne daß sie Oskar's Druck empfunden hätte. Alles war still, ernst, feierlich, kein Wort ward gehört, kein Blick wurde gewechselt. Im Vorzimmer traf sie auf den Herzog, der sie anreden zu wollen schien, sie wich ihm aus, sie ging langsam die Treppe hinab, stieg langsam in den Wagen. „Wohin?" fragte der Diener.

„Nach Hause," erwiderte sie tonlos.

Erst in ihrem Boudoir fand sie sich wieder. Falkenberg stand vor ihr. Sie erzählte ihm den ganzen Vorfall, er schlug verzweifelnd die Hände in einander. Diesen Ausgang hatte er nicht erwartet; er mußte das Schlimmste für sich und Hertha fürchten, und überhäufte diese mit Vorwürfen; daß sie den Heroismus der Liebe geübt und mit ihrem weißen Gewande seine Schuld zugedeckt habe, das fühlte er nicht, oder wollte es nicht fühlen. Der

Boden wich unter seinen Füßen, der Hoffnungsbogen war vom Himmel gestürzt.

Am andern Morgen erhielt er seine Entlassung. Bitter lachend reichte er sie an Hertha. „Dein Werk," sagte er. Sie versuchte, ihm mildere Gedanken beizubringen, ihn von der Unmöglichkeit, anders gehandelt zu haben, zu überzeugen, er schob alle Schuld auf sie. Sie nahm auch das noch hin; sie behandelte ihn wie einen unglücklich Gereizten, den der Schmerz wüthend gemacht hat. Emsig trieb sie die Anstalten zur Reise; ihres Bleibens in der Stadt war nicht mehr. Falkenberg war durch die Fürsprache Oskar's dahin begnadigt, daß ihn keine härtere Strafe als die Verbannung traf. Die veruntreuten Urkunden brachten ihm das Vermögen ein, das auf den Preis der Auslieferung gesetzt war. Aber den Ehrgeizigen konnte dieser Besitz nicht befriedigen. Unmuthig ließ er Hertha die Anstalten zur Reise treffen.

„Wohin?" fragte die Arme.

„Nach Italien," antwortete er dumpf und brütend.

15.

Falkenberg's jetzt so großes Vermögen erlaubte ihm, seine Frau und sich mit Luxus und Behaglichkeit zu umgeben. Sie blieben den ersten Winter in Rom, wo Hertha ein großes Hotel bewohnte und um sich einen Theil der höhern Gesellschaft, namentlich aber Künstler, versammelte. Sie fand überall Achtung und Vertrauen, eben weil ihre Persönlichkeit, ihre ausgezeichnete Schönheit, ihre Bildung, wie eine Glorie sie umstrahlten; aber Achtung und Vertrauen zogen sich um sie, nicht um Falkenberg. Ihr richtiges Urtheil, das sie in den Gesellschaften feine, weibliche Beobachtungen anstellen ließ, brachte ihr auch hier nur Schmerzen, wühlte auch hier nur tiefer in der einmal empfangenen Wunde; denn Alles, was die Gesellschaft ausmacht, was spricht und schweigt, was ausgeht und zu Hause bleibt, was impertinent und höflich, vergoldet oder bronzirt ist, was heute spottet und morgen anbetet, heute verleumdet und morgen in den Himmel erhebt, Alles das weiß in weniger als einer Woche, wer der oder der ist, woher er kommt, wohin er geht, wie viel Ahnen, wie viel Geld, wie viel Ehre er hat. In kürzerer Zeit, als der Augen Auf- und Niederschlag erfolgt, mit größerer Schnelle, als die Elektrisirmaschine Schläge ertheilt, wird das gesellschaftliche Räderwerk mit seinen Millionen Zungen, mit seinen Millionen Ohren, Armen und Füßen zum Richter, verdammt oder erhebt, macht glücklich oder elend. Falkenberg vermochte also nichts in dieser römischen Welt, aber Hertha vermochte noch etwas. Sie hatte die Privilegien der Schönheit, — Falkenberg ward „der Mann seiner Frau"; ihretwillen besuchte man ihn, oder lud ihn ein. Der Wechsel seines Schicksals, seine zertrümmerten Hoffnungen, seine hochfliegenden Plane, die ihm hohnlachend den Rücken gedreht hatten, änderten Charakter und Stimmung. Sonst war er liebenswürdig gewesen; jetzt ward er bitter und einsilbig. Er hatte versucht, sein böses Geschick zu bewältigen, und im Augenblick, wo sich der Abgrund aufthat, hatte er innere Kämpfe, die das Edle in ihm neben dem Gemeinen beurkundeten. Seine falsche Stellung, die immer falscher der Gesellschaft gegenüber wurde, führte Unglücksfälle herbei, die nach und nach das ganze Gebäude dieses häuslichen Herdes wanken machten. Er hatte das richtige Urtheil, die Gewalt eines fast dämonischen Geistes verloren; daher die Unmöglichkeit, Subtilitäten geltend zu machen, die früher seine Hauptkräfte gewesen waren. Sein Muth sank unter den ewig wiederholten Schlägen, die sein Ehrgeiz erlitt, er fühlte sich entsetzlich unglücklich.

Hertha's Gegenwart war unter solchen Auspizien wie natürlich immer dunkler geworden; sie ahnete beständig ein neues Unglück, sie wußte nicht, woher es kommen, wie es sie treffen würde, aber es war in der Luft, überall. Nach und nach gelangte sie dahin, daß sie sich selbst vollkommen vergaß. Sie suchte Falkenberg zu überzeugen, daß im engen häuslichen Kreise das Glück wohne. Da die Welt voll Härte und Ungerechtigkeit war, warum die Welt nicht vermeiden? Fand er nicht bei ihr Liebe, Bewunderung, Frieden? So stark war sie, daß sie ihn glücklich machen wollte, er, der mit sich zerfallen war. Ihre Kraft wuchs ihr aus den auf den Weg gerollten Felsstücken; sie hatten den ganzen Heroismus ihres Schicksals. Falkenberg ließ sich überreden; er schloß sein Haus und lebte eine Zeitlang nur für Hertha. Das waren Hertha's letzte Lichtmomente, aber in diesen Lichtmomenten ging auch der Stern ihres Lebens unter. Falkenberg war einer jener exzentrischen Charaktere, die Alles mit Hast betreiben, die nie an demselben Ort bleiben, die abreisen, sobald sie angekommen sind, deren Leben ewiges Geklapper, ewiger Kraftaufwand ist; vielleicht war's auch das Gefühl, vor sich selbst fliehen zu müssen, das ihn so rastlos machte; er ersehnte ein ungeheures Unglück oder ein großes Glück, wie er sagte; das Leben war ihm Asche, todte Asche. Er verließ Rom und ging nach Neapel. Dort fesselte ihn eine Zeitlang die grandiose Umgebung, die Flammen des Vesuvs, das Leuchten des Meers. Der Toledo und die Chiaja unterhielten ihn; die Lazzaroni's machten ihn lachen. Er ließ sich öfters ins Meere hinausrudern und gab sich für Stunden einer träumerischen Existenz hin.

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken über die Ehe.

(Aus dem Tagebuche einer Dame.)

. . . . „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey." Ein Leben, das allein geführt und beschlossen ward, ist ein einseitiges, unvollständiges und verfehltes Leben; es ist ein Mißklang im Akkorde der Natur. Versetze dich in die herrlichsten Gegenden der Erde, denke dir die lockendsten Zerstreuungen, die die große Welt dir bieten, die erhabensten Genüsse, welche Kunst und Wissenschaft dir zu gewähren vermögen; träume dich in das vollständigste Paradies, das deine Phantasie sich ausmalen kann, und kröne dein Haupt mit dem Kranze des Ruhmes und der Ehre, den dein Vaterland dir gewunden, so besitzest du das Höchste, was dein Geist erreichen kann, und dennoch — fehlt deiner Glorie die Vollendung, denn dein Herz ist leer, du stehst allein! Du bewunderst die Natur, doch du lauschest vergebens einem Echo deiner Empfindungen; du stürzest dich in den Strudel der Gesellschaft, und möchtest wie Diogenes nach einem „Menschen" suchen; du freuest dich der Erzeugnisse von Kunst und Wissenschaft, doch du blickst vergebens nach der Seele, die wie ein Spiegel deine Begeisterung zurückstrahlte; du bist stolz auf deinen Ruhm, doch dein Kranz wird dir zu schwer und du suchst vergebens ein Haupt, auf das du ihn ablagern könntest; du findest dich im Paradiese, doch es verwandelt sich vor deinen Augen zur Einöde.

Aber auch in Hinsicht auf die sittliche Besserung und innere Vervollkommnung des Menschen ist die Ehe wünschenswerth, denn in ihr findet er das weiteste Feld zur Pflege und Wartung der guten Keime, welche die Natur in ihn gelegt, und zur Ausrottung des Unkrautes, das darunter hervorwuchert. Hier findet er Gelegenheit, die Grundsätze anzuwenden, denen er huldigt, die Tugenden auszuüben, die er verehrt, und das schwerste aller christlichen Gebote, das der Liebe, Nachsicht, Langmuth und Geduld zu handhaben. So groß aber auch das Glück und so günstig der Einfluß sey, den eine glückliche Ehe auf die geistige Veredlung des Menschen haben kann: eben so fürchterlich kann das Unglück, so nachtheilig die Wirkung seyn, die eine unglückliche Verbindung auf das Wesen und Seyn eines Menschen hervorbringt. Man kann daher nicht genug die Worte des großen Dichters beherzigen:

„Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet,"

denn es gibt Elemente in den Charakteren der Menschen, die sich so wenig vereinigen lassen, wie das Feuer mit dem Wasser. Als Grundbedingung einer glücklichen Ehe machte ich gegenseitige Achtung. Sie ist die Basis, auf der ächte Liebe allein beruhen kann, eine Liebe, die nicht auf äußere Vorzüge und äußeres Gefallen, sondern auf Uebereinstimmung der Ansichten, Grundsätze und Denkart, und Gleichheit der Bedürfnisse und Gefühle, mit einem Wort, auf Harmonie der Seele gegründet ist.

Richtiges Verhältniß des Alters mag angenehm, doch nicht maßgebend seyn; desto wesentlicher ist es jedoch, daß sich die beiden Eheleute im Stande, wie in der Bildungsstufe, möglichst gleich stehen. Es soll hier nicht gesagt seyn, die Frau müsse an Wissen und Kenntnissen dem Mann gleich kommen; allein sie soll so viel allgemeine Bildung besitzen, daß sie nicht nur die gründliche Leitung einer Haushaltung versteht, sondern in die Ideen des Mannes einzugehen, dessen Pläne und Entwürfe zu theilen vermag. Sie soll warmes Interesse an den Fortschritten der Kultur und Zivilisation nehmen, und den empfänglichen Sinn für Natur, Wissenschaft und Kunst in dem Drängen des Materialismus nicht untergehen lassen. Wie eine Priesterin der Vesta soll sie das heilige Feuer des Schönen und Edlen in ihrem Busen bewahren, und der großen Kunst Meisterin seyn, selbst dem alltäglichen Leben eine höhere Weihe zu geben. Nur solche Eigenschaften befähigen sie, im vollsten Sinne des Wortes die Freundin und Vertraute ihres Mannes zu seyn. Unbeschränktes Vertrauen, unumwundene Offenheit und unumstößliche Wahrheitsliebe verhüten jedes Mißverständniß und befestigen die gegenseitige Achtung. Der Mann darf nie unter, wohl aber an Geisteskraft über der Frau stehen, damit sich dadurch ausgleiche, was diese ihm an Takt, Zartgefühl und Herzensbildung voraus hat. Wer sich verheirathen will, der prüfe, welche Eigenschaften, nach seiner eigenen Individualität, das Wesen haben müsse, dessen Händen er sein Lebensglück anvertraut, und findet er nicht, was ihn befriedigen kann, so bleibe er lieber ledig; er hat dann bloß sein eigenes und keines Andern Schicksal zu verantworten. Aber eine, selbst unter günstigen Auspizien geschlossene Ehe, fällt öfters nicht so aus, als man erwartete, weil junge Leute, von heftiger Neigung verblendet, sich enttäuscht sehen, wann sie statt der Ideale nur Menschen in einander finden; oder weil sie die irrige Ansicht hegen, sobald der priesterliche Segen das Band unauflösbar gemacht habe, sey es unnöthig, sich um gegenseitiges Gefallen zu bemühen, das nun von selbst statthaben müsse. Wie vielem Unglück würde vorgebeugt werden, wenn die Frauen so viel Koketterie anwendeten, ihre Gatten zu fesseln, als sie gebrauchten, dieselben zu erobern; wenn die Männer der Gattin die liebenswürdigen Zuvorkommenheiten, die zarten Aufmerksamkeiten beweisen würden, womit sie das Mädchen bezau-

bert, und die dem Herzen des Weibes so wohlthun. Man pflegt solche Dinge Kleinigkeiten und Albernheiten zu nennen, und bedenkt nicht, daß kleine Ursachen oft große Wirkungen haben, und daß das Glück der Ehe oft an zarten, unscheinbaren Fäden hängt.

Nachlässigkeit erzeugt Gleichgültigkeit; die Gleichgültigkeit wird zur Kälte, und die zarte Blume der Liebe erstarrt in dem frostigen, ungepflegten Boden! Wehe den Ehegatten, die sich nicht mehr beeifern, einander zu gefallen! die Schattenseiten des Charakters treten mit einem Male hervor, die Leidenschaften brechen sich ungehemmt Bahn, die Fehler, welche zu bekämpfen, man nicht mehr bemüht ist, beherrschen den Plan des Herzens, und die Tugenden — werden in einen engen Winkel gebannt, aus dem man sie zuweilen hervorholt, um sie in der frischen Luft der Außenwelt vor gänzlichem Einrosten zu bewahren.

Zu solch' traurigem Zustande eines ehelichen Verhältnisses kann es jedoch nicht kommen, wenn beide Theile ernstlich darnach streben, glücklich zu seyn, und um dieses hohen Zweckes willen, üble Gewohnheiten, eigennützige Wünsche, thörichte Neigungen, auf dem Altare des häuslichen Glückes opfern, wenn sie, eingedenk der Worte unseres göttlichen Meisters: „Richtet nicht, damit ihr auch nicht gerichtet werdet", mit Geduld, Schonung und Milde die Schwächen und Fehler des Anderen ertragen, und im tiefgefühlten Anerkennen gegenseitigen Werthes die Kraft finden, Eigenheiten, Verirrungen und Lieblingssünden zu vergeben, die auch bei den Vortrefflichsten nicht fehlen, und gerade bei diesen am grellsten hervortreten. Wer sich in dieser Schule der Selbstverläugnung und Selbstbeherrschung gebildet, wer diese Feuerprobe des Glaubens bestanden, wer eine Ehe glücklich hinausgeführt hat, der hat die Summe aller christlichen Tugenden geübt, und mag sich mit Recht einen Jünger Christi nennen!

Mannigfaltigkeiten.

Ueber den Helden des 8. Sept. (General Bosquet) geben Illustrated London News folgende interessante Notizen: „Als die Revolution von 1848 ausbrach, war der General einer der ersten Oberoffiziere, die sich bestimmt für die Republik aussprachen. An diesem Glauben hielt er mit einer Beständigkeit fest, die etwas an's Kecke ging. Als Ludwig Napoleon Frankreich das „Ja" oder „Nein" vorlegte, stimmte General Bosquet mit seiner ganzen Division „Nein". Das war muthig und gab ihm einen Namen in der ganzen Armee. Für den Augenblick jedoch verminderte es die Chancen seiner Laufbahn; er ward in Disponibilität versetzt und war zu eben so tiefer Zurückziehung verwiesen, wie Cavaignac. Als die Expedition nach dem Osten entschieden war, dachte man, er werde entfernt bleiben. Aber General Canrobert stellte dem Kaiser vor, daß sein Freund General Bosquet ein bewunderungswürdiger Soldat, wenn auch ein schlechter Politiker sey, und daß seine Opposition gegen die neue Dynastie mit seinem Votum geendet habe. Der Kaiser verlieh edelherzig eine Division an Bosquet. Die Armee freute sich, und seit dem Beginn des Krieges hat er sich unaufhörlich ausgezeichnet. Er war es, der bei der Landung der Franzosen in Gallipolis das Staunen der Engländer über sein Organisations-Genie erregte, die mißvergnügten Türken maßregelte, durch Verbreitung seiner Zuaven über die Gegend ein Kommissariat improvisirte, Straßen anlegte, benannte, für ihre Reinigung sorgte, Postämter, Kafés, Restaurants herstellte u. s. w. An der Alma und bei Inkerman, wie beim letzten Sturm, wollte es sein Stern, daß er das entscheidende Gewicht in die Schale warf. Bei Alma überflügelte er zuerst am äußersten rechten Flügel die Russen und erschütterte sie; bei Inkerman kam er den Engländern mit 6000 Mann zu Hülfe und warf die Russen. Dem unglücklichen Sturm auf den Malakoff am 18. Juni war er fremd, da er zwei Tage zuvor von Pelissier an die Tschernaja entfernt worden war; das Mißlingen schrieben die Soldaten nachher gerade diesem Umstande zu. Wie dem auch sey, seine Lorbern blieben hiedurch unversehrt. Am 8. Sept. hat er mit Mac Mahon, dem französischen General von irischer Abkunft, den Malakoff erstürmt, und sein Name wird in der Geschichte Frankreichs als erster in diesen Sieg verflochten bleiben."

Unter den Spielwaaren in der großen Pariser Ausstellung war ein Gegenstand, welcher die Königin Viktoria und den Prinzen von Wales sehr belustigte. Es ist dieß ein Gardegrenadier, eine Art von Gargantua, welcher bei dem Malakoffthurme sitzt, den er zwischen den Knieen hält. Von Zeit zu Zeit öffnet er den Mund und athmet stark, worauf ein Kosak, angezogen durch das heftige Athmen, von dem Thurm in den ungeheuren Mund des Grenadiers herabspringt, der ihn, indem er die Augen verdreht, verschlingt. Dieser fürchterliche Krieger verschlingt auf diese Weise 15 Russen in der Minute.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei **Lisette Wailandt** in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 248 Mittwoch, 17. Oktober 1855.

Liebe und Verbrechen.

(Fortsetzung.)

In dieser Zeit gebar ihm Hertha einen Sohn. Im ersten Augenblicke des Entzückens drückte er das Kind mit fast fanatischer Liebe an sich; dann ward er plötzlich düster, legte es in die Wiege zurück und sagte mit leiser Stimme: „Es ist unglücklich, es hat keine bürgerliche Stellung!“ — Die höchste menschliche Freude war für ihn ein erneuter Schmerz, ein grimmiger Widerhaken, der seine zerrissene Seele noch mehr zerriß. Hertha hingegen fand in diesem Glück einen Trost, der Falkenberg oft ungeduldig machte. Für sie war das Muttergefühl der Höhepunkt aller Gefühle; in ihm geschah es ihr, Falkenberg wenigstens auf Augenblicke zu vergessen. Das war ein neues Unglück. Das Haus behagte ihm nicht mehr; Hertha nährte ihren Knaben selbst, sie war absorbirt, zuweilen kränkelnd. Weniger als das hätte genügt, um Falkenberg wieder die Gesellschaft suchen zu lassen. Er machte die Bekanntschaft einiger Franzosen und fing an zu spielen.

Zuerst gewann er ungeheuere Summen. Einige Monaten vergingen. Die Freiheit ward ihm immer lieber; er bezog ein entlegenes Zimmer und überließ Hertha die bel-étage. Oft, sehr oft kam er nicht zu Tische, noch öfter war er zerstreut, ungleich, tropisch. Sie versuchte, ihm Vorstellungen zu machen, er wies sie kurz und bestimmt zurück; dem unbedingtesten Vertrauen war eine Todtenstille gefolgt. Erst litt Hertha unaussprechlich für sich, dann litt sie auch für ihren Knaben. Sie sah vollkommen ein, daß durch Falkenberg's Schuld an keine bürgerliche Stellung zu denken sey. Von Tag zu Tag ward die Ahnung von einem über sie hereinbrechenden Unglücke deutlicher. Mit Angst blickte sie auf sein von durchtobten Nächten durchfurchtes Angesicht. Seine angenommene, forcirte Heiterkeit, seine Witzeleien waren ihr schrecklicher, als sein brütendes, trauriges Wesen. Er hatte großes Geschick für's Spiel und war, was die Franzosen sagen: un beau joueur. Sein Vermögen rollte auf dem grünen Teppich, er verlor oder gewann mit wunderbarem Anstand und ward bald eine Berühmtheit in Neapel, besonders für die, die wie er zu schnell das Leben abgeschäumt hatten und nun im Spiel neue gewaltsame Empfindungen schöpften. Man fetirte ihn in den Spielhäusern und im Klub; er gab monatlich einmal bei sich ein großes Diner, das alle Leckerbissen der Welt bot. Bei solchen Gelegenheiten erschien Hertha, aber da sie sich vollkommen allein unter Männern sah, begriff sie, daß — wenn Falkenberg einen neuen Plan verfolgte, dieser neue Plan ihm eben nicht größere Achtung zuzog. Von der gewagten Höhe seines Spiels wußte sie nichts, jedoch ahnete sie, daß er in Geldverlegenheiten verwickelt sey. Früher hatte er ihr theilweise die Kasse überlassen; seit einiger Zeit bezahlte er ihr ein Monatsgeld, das für alle Bedürfnisse hinreichen mußte. Sie war so einfach erzogen, daß die ihr auferlegten Entbehrungen für sie fast ungefühlt vorübergingen; auch empfand sie täglich mehr, wie ein Blick von Falkenberg, ein freundliches Wort ihr lieber als alle Schätze der Welt waren. Je seltener sie solche erhaschte, desto mehr dürstete ihre Seele darnach. Vielleicht hoffte sie sich selbst unbewußt, daß ein Mann nicht Jahrelang so viel verschwendete Liebe annehmen könne, ohne sie einmal vollkommen zu erwidern; sie wartete also auf den ersten rückkehrenden Strahl dieser Liebe, die alle Knospen des Herzens erschließen würde.

Falkenberg hatte indeß so viel gespielt und so viel verloren, daß er nahe daran war, ein Bettler zu werden. Der letzte Abend hatte ihm fünfzigtausend Franken gekostet; wenige Tage und das Elend bot ihm die dürre Knochenhand. Da fiel ihm in seiner Todesangst Hertha's Juwelenkästchen ein; es war zum Wenigsten hunderttausend Franken werth. Er rieb sich vor Entzücken die Hände. „Das wird die Löcher stopfen,“ rief er ganz heiter.

Gegen seine Gewohnheit trat er zum Frühstück bei ihr ein. Sie saß mit dem Kinde auf dem Schooß auf dem Balkon und betrachtete die Morgenbeleuchtung. Einige Orangenbäume beschatteten sie. Sie war kräftiger und schöner geworden; ihre Haare schlugen sich in dicken Flechten nach hinten

zu einem Knoten. Zwar war sie blaß, aber es war nicht die farblose Blässe der Krankheit, es war die des Nachdenkens und der Ergebung. Sie hatte viel erlebt, viel gelitten; weil sie es ernstlich meinte, hatte sie es würdig ertragen; es hatte sich abgelagert in ihr und gesichtet.

Ein Schimmer der reinsten Freude fiel auf sie, als sie Falkenberg erblickte. „Sieh nur diese Morgenbeleuchtung, die sich ohne das leiseste Wölkchen mit dem tiefen Blau des Himmels vermählt. Italien hat einen Duft der Schönheit, den Deutschland nie erreicht,“ rief sie ihm entgegen.

„Du bist engelgut, Hertha, mir das zu sagen, aber ich weiß doch, daß Du Dich heimwärts sehnst,“ entgegnete er schwermüthig.

„Quäle Dich nicht mit Schattenbildern,“ sagte Hertha lebhaft. „Warum zweifelst Du an meiner Liebe? Hier an diesem Herzen ist meine Heimath, hier fühle ich den Pulsschlag meiner Jugend.“ — Sie klopfte ihm sanft auf die Brust und er schlang — zum Erstenmal seit langer Zeit — den Arm um sie.

„Wollen wir nach Sorrent?“ sagte er freundlich.

Sie schlug vor Freude in die Hände. „Ja, nach Sorrent,“ rief sie entzückt, „ich habe oft zu ihm hinüber vom Balkon aus geblickt, durfte Dich aber nicht in Deinen Beschäftigungen stören.“

Der Knabe ward Gertruden, die Hertha auf der Reise begleitet hatte, anvertraut, und nun ging es schnell die Treppe hinab, in eins der Böte, die beständig segelfertig am Ufer liegen. Falkenberg war ganz der alte; sie hatte ihn wiedergefunden mit seinen Liebenswürdigkeiten, mit seinem hinreißenden Humor, mit seinen tändelnden und ernsten Worten. Im Nu war die Gegenwart hinunter; die Vergangenheit erstand, die süße, heißbeweinte, unvergeßliche Vergangenheit. Wie sie jubelte und scherzte, sich anschmiegte, und auch wohl einmal trotzte, diese gute, leichtgläubige Hertha, wie sie sich im Boot ihm zu Füßen setzte, und neckend von Castellamare aus auf ihrem Esel voraneilte, und sich hinter dicken Orangenstämmen barg! — Plötzlich blieb sie vor einem Gebäude stehen, das sich vor ihr, mit einer hohen Mauer rings umschlossen, ausbreitete, und aus dem jetzt eben ein feierlicher Kirchengesang tönte.

„Dürfen wir hinein?“ fragte sie den Führer.

„In die Kirche, ja, aber nicht ins Kloster,“ entgegnete er; „es ist ein Carmeliterkloster, und die Regel ist streng.

Falkenberg und Hertha traten in die Kirche. Der eine Theil war für die Landbewohner bestimmt; der andere gehörte den Nonnen. Eine Balustrade trennte die Carmeliterinnen von den Betenden, das Chor, das sie aufnahm, war mit einem Vorhang versehen, dennoch konnte man sie bei ihrem Ein- und Austritt beobachten. Sie gingen paarweise, langsam über eine Gallerie, welche die Kirche von dem Kloster trennte, und dieser Augenblick war für alle Anwesenden von ergreifendem Interesse. Das Hochamt hatte begonnen und die Nonne, welche die Orgel spielte, erregte Falkenberg's Bewunderung. Die Komposition schien Rossini anzugehören, wenigstens fanden sich in ihr alle modernen leidenschaftlichen Regungen wieder, die dieser Komponist in seinen Werken niederlegt. Durch eine seltsame Laune aber ging die Nonne plötzlich in ein klagendes englisches Lied über. Wie ein Vogel im Käfig flatterte sie auf den Noten hin und her, bald ihre Gefangenschaft preisend, bald sie beweinend. Es schien, als wolle sie von einer Vergangenheit erzählen, die Lust und Schmerz, Entzücken und Elend enthalten hatte: dann kam sie langsam in die Gegenwart zurück. Rossini's Geist schwebte über der Orgel; die Schwingungen wurden melancholischer, die Melodien nahmen einen tiefsinnigen, wühlenden Charakter an, bis endlich das Amen! aus den Kehlen aller Nonnen angestimmt, das Hochamt beendete. Aber inmitten dieses Amen! hatte eine helle Stimme getönt, heller als die anderen; sie war tief in Falkenbergs Brust gedrungen. Rief sie ihm doch eine verschollene Zeit zurück, eine Zeit des Wahnsinns, der Liebe und des Glücks! Die Stimme schien ihm zu sagen: „Ich bin hier, aber mich deckt das Leichentuch des ewigen Gelübdes. Du sollst mich hören, mich erkennen, aber Du wirst mich nicht wieder sehen!“

Lange blieb Falkenberg auf seinen Knieen liegen; er sah dem Zuge der Nonnen nach; er erblickte ganz deutlich Arabella-Fancy, so sehr die Falten des groben Gewandes und die dichten Schleier sie unkenntlich machten, er wollte ihr nach . . . . . Hertha hielt ihn am Arme zurück. „Wie bist Du doch so ergriffen,“ fragte sie besorglich.

Er faßte an seine Stirne, überzeugte sich, daß Hertha nichts bemerkt habe, und führte sie hinaus ins Freie. Dort bat er sie, seiner unter den Orangenbäumen zu warten; ein Bild in der Kirche habe ihn lebhaft angesprochen, er wolle es noch einmal sehen. Er trat in den Klosterhof zurück, und ließ sich bei dem Beichtvater der Karmeliterinnen melden. Ein großartiges Gefühl, wie der Tod, ergriff ihn, als er vor dem ehrwürdigen Herrn stand. Er erkundigte sich, ob Arabella Smithson sich unter den Nonnen befände.

Der Geistliche sann hin und her; „Arabella Smithson? . . . er wußte sich nicht zu orientiren.“

(Fortsetzung folgt.)

———

Die Bekehrte.

Die Mittagsstunde ist vorüber. Wir befinden uns in einem kleinen, dunkeln Vorzimmer, das auf einen Hofraum geht und seiner grünen Gardinen und des einzigen Fensters wegen, das es erhellt, noch düstrer erscheint. Ein Diener, dem die Gesundheit und das Leben aus den Augen lacht, steht, in eine eben nicht sehr elegante Livree gehüllt, vor einem braun angestrichenen Tisch, auf dem eine Spiritmaschine und eine „sich selbst brauende“ Kaffeekanne kocht. Vergebens harrt Jean auf den Augenblick, wo das Innere sich, wie er sagte, umstülpen und die Lampe ausgehen wird. Ungeduldig horcht er, brummt über die neuen Erfindungen, die weder Kopf noch Fuß haben und wendet sich erstaunt um, als ein in glänzenden, blau und silberschimmernden Farben gekleideter Bediente ihm freundlich auf die Schulter klopft.

„Was blickst Du so komisch ernsthaft in den Kaffeesatz, als wolltest Du wie in der Sylvesternacht Dein Geschick daraus lesen?“ fragt August, der Eingetretene, indem er sich nachlässig, den Livreehut mit der bunten Kokarde auf dem Kopf, auf einen Stuhl wirft.

„Bist Du's August?“ seufzt Jean. „Erklär' mir doch um Gottes Willen von der Kaffeetrichterei hier den Mechanicusmus, oder wie heißt das verdammte Wort hier in der Beschreibung?“

„Deine Kaffeekanne“, sagte der elegante Bediente, „ist noch gar Nichts gegen die der Fräulein Alma genommen, die wir aus Paris gekriegt haben. Kannst Du Dir denken, die besteht aus zwei Glaskugeln, wo der Kaffee erst in der einen kochen und dann in die andere steigen muß, und endlich kommt er ganz trübe und verwildert in die Tassen. Aber freilich, das Dings kostet Geld und ist aus Paris und darum ist's auch 'ne wunderschöne Erfindung.“

Jean lachte vor Aerger und Beide kamen überein, daß die ehrlichen einfachen Filtrirmaschinen von Blech oder Messing, wo man oben das Wasser auf den Satz gießt und es sich unten als klarer, duftender Kaffee zeigt, die probatesten seyen.

„Das beweise unser Einer einmal den verwöhnten Herrschaften“, eiferte Jean. Käme ich meinem Herrn mit einem Flanellsack oder einem Stück Löschpapier für seinen Kaffee, er jagte mich aus dem Dienste. Und was hat er, ich frage Dich, August, was hat er von den verschrobenen Kaffeemaschinen, die in jenem Schranke aufmarschirt stehen und zusammen ein Kapital kosten? Immer fehlt es an etwas. Bald ist der Trank zu stark, bald zu schwach; bald vermengt er sich gar nicht mit den Bohnen und bleibt Wasser, bald ist er Tinte, mit der man recht schön schreiben könnte.“

Indem stülpte die kochende Maschine unter Brodeln um. Jean schrack zusammen, nahm eine Tasse, öffnete den Hahn, und als der Kaffee klar und duftend heraus floß, sagte er schmunzelnd: „Sieh' mal Einer an! Da hab' ich ja ohne Wissen und Willen Kaffee gemacht.“

Nach einer Verwunderungspause fragte August: „Ist denn die Kaffeegeschichte für den Fremden?“

„Was für 'nen Fremden?“ rief Jean ganz verdutzt.

„Nun für den guten Freund Deines Herrn, den dieser erwartet. Ist er schon drinnen?“

„Woher weißt Du denn, daß der Baron einen guten Freund zum Kaffee erwartet?“ entgegnete Jean erstaunt.

„Deßwegen eben bin ich hier“, sagte August geschmeichelt. „Ich habe einen Brief von Fräulein Alma, den ich, wenn der gute Freund da seyn wird, selbst hereintragen und Deinem Herrn übergeben werde.“

„Selbst?“ fragte Jean. „Wie so? selbst? Das ist gegen die Ordnung, das darf nicht seyn.“

„Heute soll's aber so seyn“, brummte August verdrießlich. „Ich soll den Brief selbst hineintragen, weil ich betrachten, den guten Freund sprechen hören, ihn Kaffee trinken sehen muß. Ich habe geheime Aufträge.“

„Na“, sagte Jean, „Dein Fräulein hat doch immer ihre eigene Schnurren, das nenne ich neugierig seyn.“

Es schellte im herrschaftlichen Zimmer. Jean eilte zu dem Baron Walling, seinem Herrn. Er traf ihn im Zimmer auf- und abgehend, einen kleinen Tisch vor dem Sopha mit einer Decke drappirend, eine Kiste mit Cigarren, einen schön gearbeiteten antiken Aschenbecher, einen Handleuchter und Fidibus darauf stellend. Eine der Divanecken hatte Walling mit gestickten Polstern behaglicher einzurichten gesucht; auch den Schreibtisch, der am Fenster stand, aufgeräumt, die Papiere in Packeten geordnet und die Folianten und Quartbänden nach dem Formate gestellt.

„Ich begreife nicht“, sagte er jetzt zu Jean gewandt, „wo Herr von Brinkmann bleibt. Du hast ihm doch den Auftrag ausgerichtet.“

„Ich habe den Herrn von Brinkmann auf Punkt fünf Uhr zum Kaffee eingeladen. Er ißt um zwei Uhr und dann wollte er . . .“ sagte Jean; indem klingelte es. „Da kommt er“, rief er, und war zur Thür hinaus.

Walling hob erwartungsvoll den Kopf in die Höhe. Es schien ihm eine große Freude, Brinkmann, den er seit Jahren kannte, bei sich zu sehen. Seine Ankunft in der Stadt, die Walling seither

bewohnte, die Aussicht, des Freundes Umgang nun täglich zu genießen, mit ihm die Erlebnisse des Augenblicks zu besprechen, vielleicht angeregt und belehrt zu werden, war ihm um so angenehmer, als er zu den empfänglichen Naturen gehörte, sanft und entsagend war, sich gern anlehnte und in Brinkmann längst eine geistige Autorität erkannt und, zur Ehre seines Herzens sey es gesagt, geliebt hatte. Es war überhaupt der hervorstechende Zug seines Charakters, Andere hervorzuheben, ihnen sich unterzuordnen. Das Gefühl verletzlicher Eitelkeit war ihm fremd, fremd das Haschen nach Effekt. Sein Wesen war einfach, ohne Widerspruchssucht und Hochmuth. Nie dünkte ihm das Daseyn schöner, nie war seine Stellung fester, sein Gemüth frischer, sein Gewissen reiner, als wenn er für Andere sorgen, ihnen sich hingeben konnte. Er that das ohne Aufsehen, ohne Gespreiztheit, ohne Klage. Er ging seinen stillen Weg, den Verstand klar, das Auge heiter, das Ohr der Schmeichelei verschlossen. Einen Freund meiden, hielt er für Verlust, aber Gleichgültigen wußte er den Rücken zu kehren. Er widersprach, wenn man ihn enthusiastisch nannte. Er war es auch nicht. Daß sein Leben aus einem Stücke sey, behauptete er schon deßwegen, weil er sich leidenschaftlos nannte, weil er versicherte, nicht mit sich in Kampf gewesen, nicht sich sogenannte Grundsätze gemacht zu haben. Nie war er willenlos einer Richtung nachgezogen, nie von seiner Phantasie ausschließend beherrscht worden. Er beklagte diejenigen, die sich vom Wege des Rechtes ablenken ließen, er verurtheilte sie nicht. Er verzweifelte auch an Niemand, gab nicht Jemand freiwillig auf. Diese milde Gesinnungsart war es, die ihn zum vortragenden Rath beim Fürsten von der Recknitz, dem durchlauchtigen Lenker des Staates, gemacht hatte. Seine Stellung war angenehm. Der Fürst behandelte ihn mit Auszeichnung, hörte ihn gern und vertraute dem Wohlwollen, das Walling überall an den Tag legte. Seine verschlossene Natur bürgte ohnedieß für die so nothwendige Verschwiegenheit im Dienste und gewährte ihm das Einsehen in so manche Geschäftsverzweigung, die sonst dem Untergeordneten verborgen bleibt. Hatte ihn der Fürst im Anfang mit scharfen, lauernden Blicken betrachtet, so mußte er bald eingestehen, hier war er, inmitten des Weltgewirres, einem Charakter mit weiblichen Elementen von Hingebung und Selbstlosigkeit begegnet. Das erfreute ihn. „In dem wohnt Thatkraft“, sagte der Fürst zu seiner Umgebung. „Der hat Alles, um ein guter Staatsdiener zu werden; er hat ernste Studien gemacht, verschwendet seine Ideen nicht an unnütz grübelnde Träumereien und behält das praktische Ziel, die Carriere, im Auge.“ Walling machte sich wirklich nützlich, ergriff das Leben heiter, arbeitete viel und erwartete jetzt eben Brinkmann, der von seinen vieljährigen Reisen anlangen und ihm eine neue Anregung seines Lebens werden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Nero liebte die Staare, Virgil die Schmetterlinge, Comodus sympathisirte mit einem Affen, Honorius mit einem Huhn, Maria von Medicis, welche die Blumen ungemein liebte, konnte den Anblick von Rosen, selbst gemalten, nicht ertragen. Heinrich III. konnte nicht allein in einem Zimmer bleiben, in welchem eine Katze sich aufhielt; der Marschall von Schomberg und viele andere Leute litten an derselben Schwäche; Scaliger schauderte jedesmal, wenn er Brunnenkresse sah; Erasmus bekam Fieberanfälle, wenn er Fische roch; der Herzog v. Epernon fiel beim Anblick junger Hasen in Ohnmacht, und König Ladislaus von Polen gerieth in Angst und eilte hinweg, sobald er eines Apfels ansichtig wurde. Auch Thiere haben Antipathien. Laufen z. B. Schweine unter einem Wagen durch, auf welchem Krebse befindlich sind, so sterben letztere. Dem Weinstock ist die Nähe von Kirsch- und Ulmenbäumen zuträglich; ein blauer Weinstock, dicht neben einen weißen gepflanzt, bewirkt, daß dieser auch blaue Trauben hervorbringt. Neben Maulbeerbäume gepflanzte Kastanien werden fast noch einmal so groß, als dieß sonst der Fall ist. In der Nähe eines Nußbaumes gedeihen andere Bäume nur selten. Schierling, neben einen Weinstock gesetzt, verdorrt; Rosen werden durch die Nähe des Knoblauchs und der Zwiebeln wohlriechender.

Die Runkelrübe greift immer weiter um sich; man macht aus ihr bekanntlich Zucker und aus den Ueberresten Kaffee. Einem Franzosen ist es gelungen, aus dem Safte der Runkelrübe auch eine Art Milch herzustellen, so daß in mehreren kleinen Pariser Kaffeehäusern die Tassen, in denen man den Leuten Kaffee mit Zucker und Milch verkauft, eigentlich nichts enthalten, als ein Gebräu vom Safte der Runkelrübe.

Unter Franz I. von Frankreich wurden die Falschmünzer damit bestraft, daß man sie zu Tode kochte. Es geschah dieß auf dem Schweinemarkt in Paris. Am 9. November 1527 wurde Yon de Lescut, Kaufmann von Paris, auf dem Markte gekocht, weil er länger als fünfzehn Jahre falsches Gold- und Silbergeld gemacht und dadurch sich sehr bereichert hatte.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 249 Donnerstag, 18. Oktober 1855.

Liebe und Verbrechen.

(Fortsetzung.)

„Vier und zwanzig Jahre alt, und Engländerin," sagte Falkenberg hastig.

„Hier haben die Dienerinnen des Herrn weder ein Alter, noch ein Vaterland," entgegnete der strenge Herr. Falkenberg fühlte sich von Grauen erfüllt. Endlich fand sich der Geistliche in seinem Gedächtniß zurecht. Vor acht Monaten sey Arabella angelangt, und habe nach sechs Monaten ihr Noviziat vollendet. Sie sey eine der eifrigsten Nonnen. Ihr Vermögen habe sie dem Kloster übergeben. Mehr erfuhr er nicht. Träumend kam er zu Hertha zurück. Der Tag war ihm mit Leichenduft erfüllt, er verlangte nach Hause. Hertha war den Wechsel in seiner Stimmung gewohnt, der heutige fiel ihr nicht auf. Dazu war er liebevoll, freundlich, anschmiegend; ihr armes Herz hatte zu lange jeder Liebkosung entbehrt, um nicht hingerissen von diesem Scheinglück zu seyn. Abends hatte Falkenberg seine Heiterkeit wiedergefunden. „Laß Dich von Gertruden einmal schmücken, ich habe Dich so lange nicht schön gesehen," bat er.

„Gefalle ich Dir denn nicht immer?" entgegnete sie schmollend.

„Immer, aber wir sind Menschen. Wir bedürfen der Anregung. Geschwind, mach' Dich schön."

Hertha lachte, und trat eine halbe Stunde darauf in himmelblauem Flor mit Rosen geschmückt zu Falkenberg. „Und Deine Diamanten?" fragte er zögernd. Hole doch das Kästchen."

Sie saßen beide auf dem Sopha. Das Kästchen ward aufgeschlossen. Der eigenthümliche Geruch hatte sich erhalten. Tändelnd nahm Falkenberg die Rivière heraus, und schlang sie um Hertha's Stirne, dann hakte er ihr die Ohrringe ein, und schmückte sie mit den Perlenschnüren.

„Wie eine Königin siehst Du aus," sagte er kosend. Plötzlich nahm er eine nachdenkende Stellung an, und schien in sich verloren.

„Erst so heiter, und nun so ernst?" fragte Hertha ängstlich.

Er schlug die großen durchbohrenden Blicke zu ihr auf. „Ich dachte," sagte er langsam, „ob die Liebe einer Frau wohl so weit ginge, daß sie Alles, selbst ihre Diamanten opfern könne." — Er lachte bitter. Hertha, die ihn nicht verstand, fühlte sich verletzt; sie schwieg. Dann nahm sie langsam die Steine, ließ sie durch die Finger laufen, und ordnete sie behutsam im Kästchen.

„Glaubst Du, daß die Liebe einer Frau so weit geht?" fragte er, sanfter geworden.

„Sie geht weiter," sagte sie, und lehnte sich an ihn.

„So gib mir den Kasten!" — Sie fuhr auf, sah ihn groß an, und sagte: „Wie magst Du so scherzen!"

„Ich scherze nicht, Hertha. Ich bitte Dich um diesen Beweis Deiner Liebe. Ich bin in Geldverlegenheit . . . für kurze Zeit . . ." setzte er tröstend hinzu. „Auf diese Juwelen zahlt man mir Geld."

„Es ist nicht der Diamanten wegen, aber weil sie meiner Mutter gehörten, wie . . . sie einst unsern Kindern gehören werden," sagte sie. „Ich habe noch die tausend Thaler, Du weißt, das Reisegeld vom Onkel Wolfsburg, als wir von der Heimath Abschied nahmen, mein Vater kalt blieb, und nur der gute alte Onkel aufthauete. Nimm die . . ."

Sie eilte an ihren Tisch und legte Falkenberg das Geld mit holdseligem Gesichte hin.

Er war aufgestanden, und lehnte mit der Stirne an den Fenstern der Balkonthüre. Es kochte in ihm vor Unmuth über sich und über Hertha. In diesem Augenblicke wäre er einer Gewaltthat fähig gewesen, doch faßte er sich und sagte: „Wenn ich Dich um Deine Juwelen bitte, so geschieht es, weil ich sie nöthig habe. Ich flehe, wo ich befehlen könnte."

Sie war todtenblaß geworden. „O Edmund," rief sie, „auf welchen Wegen wandelst Du? was geht in Dir vor? nach welchem Geist handelst Du?"

„Willst Du predigen," warf er hin. „Glaubst Du, daß das die Bestimmung des Weibes ist?"

Aber als er sah, daß sie immer bleicher ward, streuete er Worte wie Blumen vor sie hin, um-

stickte sie mit tausend Liebkosungen, beruhigte sie ganz, tauchte mit ihr unter in allen Wonnen der Liebe, schmeichelte ihre Sorgen, ihre Schmerzen, ihre Zweifel hinweg und gab ihr dafür das Hochgefühl seiner höchsten, einzigen Neigung. Wie klein hätte sie sich geglaubt, wenn sie nur einen Blick für ihre irdischen Schätze gehabt hätte! Sie drang Falkenberg die Juwelen auf, sie war nicht ruhig, bis er Alles, Alles genommen hatte. Lächelt nicht, Ihr Frauen! Sie hatte viel für Falkenberg vermocht. Das letzte Opfer — ihre Juwelen — ob sie es wohl für das größte gehalten hat? — Manche unter Euch — gewiß!

16.

An dem Tage, wo Falkenberg sich so plötzlich von einem Orte, der seine Höhe und seinen Sturz gesehen hatte, entfernen mußte, war der Erbprinz zu Fancy getreten.

„Zeit meines Lebens," sagte sie, „habe ich mit feindlichen Mächten zu kämpfen gehabt, die theils in, theils außer mir hausten. Bald war's die Phantasie, die mich fortriß, bald war's der Ehrgeiz, der mich hinaus in die Welt stieß. Ich wollte Alles anders, als Andere; ich glaubte einen Freibrief zu haben, den ich anwenden dürfte auf das Heiligste. Hätte mich Falkenberg wahrhaft geliebt, hätte ich mich mit der Unbezwinglichkeit meines angebornen Charakters ihm anschmiegen und meine Leidenschaftlichkeit an seiner Kraft auflösen können, ich wäre gerettet gewesen. Statt dessen fiel ein Gifttropfen nach dem andern in meine Seele und es floß endlich ein Wermuthsstrom über sie, der alle Blüthen zu tödten drohte, wenn — Sie nicht gewesen wären. Nein — sehen Sie mich nicht so bodenlos traurig an. Ihre Hingebung that mir wohl, und wenn ich mich nicht losreißen konnte von hier, wenn ich nicht den Befehlen des Herzogs folgte, so war's, weil mir das Bleiben süß schien."

Der Erbprinz schwieg. „Wer wagt es," fuhr Fancy nach einer Pause fort, „über Menschen und Verhältnisse so abzuurtheilen? Sie nennen meine Handlungen Ihnen gegenüber kalt, Sie klagen mich der Härte und der Gewissenlosigkeit an, und Sie ahnen nicht, was es heißt, gegen das Gefühl seiner Erniedrigung anzukämpfen. Wie, weil ich einmal gesunken war, hieß das, daß ich nie wieder aufstehen würde? Sie sind zu jung, um nicht gut zu seyn; so begreifen Sie, daß Fehler neben guten Eigenschaften bestehen können. Gott allein hat das Recht, einen Urtheilsspruch über mich zu fällen. Menschen können nur Eins üben: Vergebung!"

Es war das Letztemal, daß diese beiden Menschen in Berührung kamen. Fancy verließ die Residenz, ohne daß man wußte, wohin sie sich wandte. Kurz darauf schloß der Erbprinz zum Jubel des Landes eine Verbindung mit der Prinzeß von Linda, die alle Gränz- und Erbfolgestreitigkeiten endeten. Er ging seinen Weg mit stummem Muth, aber mit blutenden Füßen. Das Schicksal will, daß Kronen durch Herzen bezahlt werden. Im bürgerlichen Leben kann die Liebe Zweck seyn, im öffentlichen und fürstlichen ist sie ein Traum, eine Laune, hier und da eine Leidenschaft, nimmer etwas Bleibendes: Die Ehre, das ist der Denkstein des Fürsten, das Wohl des Landes, das ist sein Lorber. Jede Sphäre hat ihr Schicksal und ihren Schmerz. Es ist nichts so zart und nichts so stark, nicht so groß und nichts klein, als — das Herz.

(Schluß folgt.)

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

Brinkmann war rasch an dem Bedienten August vorüber geschossen. „Der hat Eile", bemerkte dieser, und zog die Uhr pedantisch heraus, zählte die Minuten, griff den Brief seines Fräuleins aus der Tasche, sagte zu Jean: „Nach zehn Minuten trete ich zu Deinem Herrn, überreiche ihm den Brief und besehe mir ordentlich das Wunder." Die zehn Minuten verflossen. Er trug den Brief hinein.

In wenig Sekunden war er schon wieder draußen bei Jean. „Nun, was hast Du bemerkt, was wirst Du dem Fräulein berichten?" fragte dieser gespannt.

„Dieser gute Freund ist sehr sonderbar", sagte er. „Glaubst Du, daß er mich nur angesehen hätte, mich, der doch die eleganteste Livree der Stadt trägt? Die beiden Herren saßen nebeneinander, vertieft in Kuchen, Kaffee, Cigarren und Gespräch. Der Brinkmann blies eine furchtbare Wolke von sich, so daß ich erst gar nicht attrapiren konnte, ob er blond oder braun sey. Er ist jedoch so zu sagen blond, auch groß, auch besitzt er einen Schnur- und ditto Backenbart, trägt eine blaue Halsbinde, einen braunen Jagdrock mit einer Reihe Knöpfe . . ."

„Das Alles will Dein Fräulein wissen?" unterbrach ihn Jean.

„Da kennst Du sie nicht", versetzte August. „Hätt' ich nur gesehen, ob er stumpfe oder spitze Stiefeln trägt!"

Mit dem Bedauern, daß ihm zu seiner Personalbeschreibung dieser wesentliche Punkt fehlte, ging er endlich und klinkte dabei, um sich seine weißen Handschuhe nicht zu verderben, die Thür mit dem Schooß seiner Livree auf. Jean wurde nach innen gerufen.

Brinkmann und Walling saßen wirklich, wie August berichtet, neben einander auf dem Divan im traulichen Gespräch. Der Wachsstock brannte wie erstickt in dem Tabaksqualm, der sie Beide, Franz Brinkmann und Eduard Walling, wie ein Gewitter einhüllte und Franzens Gesicht im Dämmerlicht bescheinen ließ. Der geistige Trauerflor, der die regelmäßigen Züge überdieß umfloß, bildete einen auffallenden Kontrast mit der sonst durch und durch jugendlichen Erscheinung, zu der das blonde Haar nicht wenig beitrug. Er war äußerlich kalt, schlicht und wahr, innerlich voll wachsender Gedanken, vom Sturm der Leidenschaften nicht unberührt, unfähig kleinlicher Gefühle, schweigsam, ernst und gehalten. Wie er neben Eduard auf dem Divan saß, nahm er sich so ruhig aus, daß seine Worte seltsam mit seiner Stellung im Widerspruch schienen.

„Wir haben uns lange nicht gesehen", sagte er, „ich habe mich in der Welt umhergetrieben und doch nirgends jenen Glanz, jene Gluth gefunden, die ich mit mir als Ideal herumtrug. Es kommt mir Alles mittelmäßig, entblättert vor. Die Menschen sind durchweg gut, aber wie fern von dem, was ich mir als Großes denke! Sah ich mir ihre Handlungen an, so fand ich sie ohne Schwung, ohne tieferes Eingehen ins Leben, zersplittert, ohne Zusammenhang, befremdlich und beklemmend. Ich fühle nun wohl, daß meine Ansprüche zu hoch sind, daß ich mich in eine phantastische Traumwelt eingesponnen habe, aber wie der einmal genommenen Richtung Schranken setzen?"

„Mir däucht, versetzte Eduard freundlich, „daß es besser ist, sich in die Mittelmäßigkeit des Lebens zu finden, als sich in Deine Traumwelt zu versenken. Vergiß nicht, daß das Vollkommenste hienieden doch noch unvollkommen ist, die Natur ausgenommen, die uns damals, als wir uns zuletzt sahen, ätherrein anstrahlte. Denkst Du noch an Nonnenwerth, an jene selbander unternommene Rheinfahrt, an unsere Gespräche und Hoffnungen?"

„Ob ich daran denke?" sagte Franz schmerzlich. „Meinst Du, daß das, was mich damals so mächtig ergriff, was den Ton in meiner Seele traf, was sie zittern und klingen machte, vergessen sey? Das Andenken an jene Stunden voll Wonnen und Schmerzen ist mir so klar im Gedächtniß als früher. Noch sehe ich Dich und mich in einem Boot hinaufgleitend, eingesponnen in die Wunderwelt der Sagen, ruhig den großartigen Eindruck der Gegend auf mich wirken lassend, voll innerer Sammlung, den blauen Himmel über mir, Dich zur Seite . . . Wir fuhren von der kleinen grünen Insel nach Koblenz, langsam und leicht. Ich war gefesselt durch die reiche Scenerie um mich, voll innern Zutrauens, durch den Genuß herausgestimmt, mit Gedanken ohne Ziel, mit Wünschen ohne Gegenstand. Wir trennten uns in Koblenz. Du reistest in die Heimath. Ich wollte seine Zeitlang die Rheinbäder und Straßburg besuchen. In Ems traf ich Helenen . . ."

Er schwieg, indem er sich in die Kissen des Divans zurücklehnte und mit der Hand über die Augen fuhr. Auch Eduard schwieg. An Beiden zog die Vergangenheit schwermüthig vorüber; Beide gedachten ihrer Freuden und Schmerzen. Eduard wiederholte den Namen Helenens und äußerte, wie ihm der Freund über Alles, was diese Region berühre, doch noch Aufklärungen schuldig sey. Da richtete sich Franz empor, zündete die erloschene Cigarre wieder an und sagte gesammelt:

„Helene war damals in Ems ein armes Mädchen, die Tochter eines Militärs, der viele Söhne hatte und zum Fahnenadel gehörte."

„Fahnenadel?" fragte Eduard verwundert. „Wie kommst Du zu dem Ausdruck? Was will der bedeuten?"

„Weißt Du denn nicht, daß das derjenige Adel ist, der schon seit Jahrhunderten unbemittelt, seine Söhne und Enkel in Militärschulen steckt, in die Armee vertheilt, die Offiziersstellen gleichsam für erblich hält, den König bei jedem Kind zu Gevatter bittet und mit den Wittwen zuletzt noch auf den Pensionsfond drückt?"

„Ach so", entgegnete Eduard, „Du hast da den Dienstadel charakterisiren wollen: Aber erzähle mir von Helenen . . .?"

„Laß das auf ein andermal", antwortete Franz ernst. „Die Erinnerung bewegt mich zu sehr. Ich will Dir lieber von meinen Reisen, vom Süden, von Sizilien und Malta, wo ich so gerne war, sprechen. Du kannst Dir diese Länder nicht großartig genug denken. Den Reisenden umwebt dort eine Luft der Freiheit, ein Element der Freude, das mir sehr wohl that. Auf diesen beiden Inseln waltet das friedlich Idyllische; es entsprach den Bedürfnissen meines Innern. Dort war ich heiter, fähig einen tiefen Natureindruck zu empfangen und ihn auf immer festzuhalten. Die drängende Unruhe des Lebens war fortgewischt. Wollte sie einmal auftauchen, so ließ ich mich ins Meer rudern, streckte mich auf den Boden des Bootes, überwachte den Sonnenauf- oder Untergang, lauschte auf das stille Rieseln des Wassers und gestand mir, daß es hier, im mittelländischen Meer, doch besser als am Ost- oder Nordseestrande sey. Diese Granatbüsche, diese Oleander, Cactus, Jasmine und Myrthen am Ufer, diese duftigen Haine, waren in grellem Kontrast mit meinen frühen Erinnerungen, mit dem Onkel Haiderode und dessen Gut, auf dem ich so

manches schöne Jahr geseufzt und — Vocabeln gelernt habe."

„Der gute Onkel wird sich sehr freuen, Dich wiederzusehen", sagte Eduard. „Er lebt in Haiderode wie sonst, unter seinen Eichstämmen, zwischen Herbst- und Frühlingsnebeln, wie die grüne, stille Landschaft um ihn, die sich in seinem Gemüthe wiederspiegelt."

„Und die Tante?" fragte Franz nicht ohne lebhaftes Interesse.

„Die ist reizbar geworden, hat Nerven von einer erschreckenden Erregtheit, kann sich in das Alter und seine Entbehrung nicht finden und schleicht so hin, da sie keine Kinder hat und allein ist. Im Juli feiern die Leutchen ihr fünfzigjähriges Jubiläum. Da müssen wir sie besuchen, Franz; da mußt Du Dich mit ihnen versöhnen."

„Versöhnen?" versetzte Franz betroffen. „Zürnen sie mir denn meiner Reisen, dieser Irrfahrten im Süden wegen, in denen ich, weiß Gott, oft sehnsuchtsvoll der weißbeschneiten Erde, der bereiften Bäume, des spiegelblanken Eises gedacht und mir einen Winterabend auf Haiderode gewünscht habe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man liest in einem Briefe aus der Krim folgende Anekdote, die zwar wie ein Roman klingt, aber doch glaublich seyn kann: „Eine Abtheilung Soldaten von verschiedenen Regimentern wurde nach der Einnahme von Sebastopol in dieses und jenes Stadtviertel geschickt, um die Häuser durchzusuchen und Alles, was sie fänden, mitzunehmen. In einem Hause fanden sie nun ein schönes Mädchen von 17 bis 18 Jahren. Ein junger Soldat vom 10. Regiment der englischen Armee nahm sich desselben sogleich an, und drohte, mit seinem Gewehr in der Hand, Jeden, der ihm etwas zu Leid thun würde, zu erschießen. Gern nahm die Gefangene, voll Erkenntlichkeit gegen ihren Befreier, den ihr von dem Soldaten auf eine so edle Weise angebotenen Schutz an und folgte ihm in das Lager. Umsonst hatte der Soldat ihr zugesprochen, sie möchte in die Stadt wieder zurückkehren, sie wollte nicht. Der Soldat wurde wegen Abwesenheit beim Verlese mit Arrest bestraft, die junge Russin folgte ihrem Befreier auch in Arrest, und bat laut, man möchte sie doch nicht von ihm trennen. Der Oberst, von dieser außerordentlichen Anhänglichkeit sichtlich gerührt, erließ dem Soldaten den Arrest, und sandte das interessante Paar vor den General Harris, dieser ließ einen Dolmetscher kommen, welchem das Mädchen seine ganze Geschichte erzählte. Sie ist die Tochter eines Generals (?), der mehrere Millionen Rubel im Vermögen hat, trägt eine goldene Uhr und sehr werthvolle Bracelette. Der junge Soldat muß sie heirathen, denn sie will ihn schlechterdings nicht mehr verlassen."

Landgraf Karl, welcher von 1677 — 1730 in Hessen regierte, war ein Fürst von nicht gewöhnlichen Eigenschaften und großem Thätigkeitseifer, ein Beförderer für Kunst und Wissenschaft, ein Sammler von Merkwürdigkeiten aller Art und der Mechanik ganz vorzüglich ergeben; auch hieß er wegen seiner Seltsamheiten allgemein der „kuriose Herr." Unter den von ihm erfundenen Maschinen und Instrumenten ist jedenfalls das „berühmte Katzenklavier" das seltsamste: Vierzehn Katzen von verschiedener Größe und verschiedenem Alter wurden in einen Kasten so eingesperrt, daß sie abgesondert saßen und den Schwanz herausstreckten. Wenn nun das Klavier gespielt wurde, so stachen die spitzigen Tasten in die Schwänze der verschiedenen alten und großen, jungen und kleinen Katzen ein, und das manchfaltige Geschrei der vierzehn gestochenen Thiere erzeugte die allerdings in ihrer Art einzige Katzensymphonie.

Das Görres-Denkmal ist nunmehr vollendet und wird Ende Oktober von München nach Köln abgehen können. Es besteht aus einem gebrannten Glasfenster in Art des vom König Ludwig dem Kölner Dome geschenkten und wird auf derselben Seite des letzteren, also vom Eingange rechts, seine Stelle finden. Die ersten Künstler Münchens, alte Freunde des Verewigten, namentlich Heß, haben die Malereien gefertigt. Diese zeigen uns in dem oberen Theile die Madonna, thronend mit dem Kinde, links Görres, betend in knieender Stellung. Hinter ihm sein Schutzpatron, der h. Joseph. In dem unteren Theile des Fensters befinden sich, Kirche und Staat sinnbildend, wie sie Görres als zu erstrebende Ideale vorgeschwebt, der h. Bonifazius und der h. Carolus Magnus.

Die fadenreichsten Seiden-Cocons, welche dieses Jahr in der Filanda des Revisionsrathes Wagner zu Wiesbaden gehaspelt wurden, waren auf dem Hofgute Adpich bei Karlsruhe gezogen worden. Aus 16 Pfund dieser schönen Cocons wurden 3 Pfd. 22 Loth Seide gehaspelt.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 250 Freitag, 19. Oktober 1855.

Liebe und Verbrechen.

(Schluß.)

Die Juwelen zu Geld gemacht, erfuhr Falkenberg, daß sich in Nizza eine Masse Fremder aufhielt, die mit großen Summen versehen, ein hohes Spiel spielten. In Neapel war seines Bleibens ohnedieß nicht, so beschloß er, nach Nizza zu gehen. Sein Ton, Hertha gegenüber, war wieder einsilbig, trocken, oft befehlend geworden. Die neue Reise erschreckte die Arme, obwohl sie für ihre Angst keinen Ausdruck fand. —

In Nizza blühten die Mandelbäume, die Anemonen und Veilchen hatten Duft und Farben, die Wiesen waren von den bunten Blumen wie übersäet. Das entzückte Hertha so, daß sie wieder zu leben anfing. Nizza war ganz für sie geschaffen, es war eine Idylle, die sie plötzlich für das lärmende, volkreiche Neapel schadlos halten wollte. Der liebste Punkt war ihr das Château de St. André, das in geringer Entfernung von der Stadt auf einem Felsenvorsprung lagert; das Schloß stand leer, da der Besitzer in Savoyen lebte und die zerbrochenen Fensterscheiben kontrastirten mit den mit Fresken und Goldleisten verzierten Sälen. Aber auch am Meere war Hertha gerne, da, wo ihr Niemand begegnete und sie allein war mit sich und ihren Gedanken. Sie nahm dann wohl ein Buch mit, und Gertrude ging neben ihr mit dem Kinde auf dem Arme. Es war ein überaus schöner Knabe, der Falkenberg zum Sprechen ähnlich sah. Das Meer magnetisirte Hertha. Dieß Kommen und Schwinden der Wellen, dieß Auftauchen und wieder sich Ueberstürzen, dieß Seufzen und dieß Donnern beschwichtigten sie wunderbar. Sie sah in diesen auf- und niedersteigenden Wogen, in dieser krausen Oberfläche und in dieser endlosen Tiefe — ihr eigenes Leben, sie sagte sich: was ist all' dieß Streben, all' dieß Mühen, all' dieß Jagen? nichts als Schaum. Aber im Grunde liegt in köstlicher Perlmutterschaale die glänzende Perle der Liebe, die muß ich bewahren!

Falkenberg hatte im Anfang großes Glück. Er gewann fast dreimalhunderttausend Franken. Mit dieser Summe beschloß er eine Bank zu errichten. Wer kann das Leben eines Spielers schildern? Bald ist er König, bald ist er Bettler, bald ist er im Himmel, bald ist er in der Hölle. Und glaubt Ihr, daß er das Geld liebt, das an seinen Händen klebt, das ihm zufliegt und wie Wasser zerrinnt? Nein, er liebt nur die brausende, wühlende verzweifelnde, nervenerzitternde Empfindung; er liebt nur sein Hangen und Bangen, sein Hoffen und Zagen. Das Gold ist für ihn Symbol Alles dessen, was sein leidenschaftliches Herz ersehnt und nicht erreicht, es ist sein Gott, sein Teufel, seine Liebe, seine Religion, sein Glaube, seine Poesie . . . wie ein wahnsinniger Bootsmann hat er sich aufs offene Meer im zerbrechlichen Kahn gewagt; ehe er zerschellt wird, kämpft er, kämpft wüthend, bald mit den Wellen, bald mit seiner eigenen unbezwinglichen Kraft . . . .

Es waren viele Fremde in Nizza, und täglich kamen neue. Hertha bewohnte ein kleines Quartier, außerhalb der Stadt; sie sah Falkenberg selten. Hatte er gewonnen, so kam er in der besten Laune von der Welt und begleitete sie hier und da auf ihren Spaziergängen. Dann war sie glücklich. Verlor er, so zeigte er sich entweder gar nicht, oder er war brütend, barsch und ungleich. Sie hatte nach und nach die ganze Wahrheit errathen, und sich in ihr Geschick ergeben. Was konnte sie auch gegen die Gewalt dieses Mannes, sie, die nichts wußte, als zu lieben! —

Eines Tages saß Falkenberg wieder am grünen Tisch. Es hatten sich viele Spieler versammelt; die Bank war im Nachtheil. Am Abend vorher schon hatte sie hunderttausend Franken verloren und heute blieben nur fünfzigtausend. Ein Engländer, der beständig auf die Numern pointirte, gewann so unerhört, daß Falkenberg zum Erstenmal seine Geistesgegenwart zu verlieren schien. Er ward immer blasser, lächelte aber immer greller.

Zwischen den Gesprächen, die unter den Anwesenden geführt wurden, drehten sich eins lange um einen kranken Deutschen, der in Nizza angelangt, den dort anwesenden berühmten Arzt konsultiren

wollte. Unwillkürlich mußte Falkenberg an Oskar denken; das machte ihn immer dämonischer.

„Messieurs, faites votre jeu! Rien ne va plus ...“ mehr hörte man zuletzt nicht in dem schlechterleuchteten Saale ... die hohlen und doch gewichtigen Worte fielen wie plätschernde Tropfen in die schweigende Tiefe. Zuweilen, wenn die Bank immer bedeutender verlor, lachte Falkenberg hell auf, spielte aber dann gleich weiter.

Es mochte Mitternacht seyn, als eine kranke, gebückte Gestalt an den Roulettisch trat. Unbemerkt sah der Fremde dem Spiele zu. War es Krankheit oder innere Erregung, zitternd hielt er sich am Rande des grünen Tisches fest. Die Bank war dem Bruche nahe. Immer dünner schmolzen die Summen des Croupiers zusammen. Es entstand eine fürchterliche Pause. Der mit beispiellosem Glück gewinnende Engländer hielt einen Augenblick inne, als wollte er den Bankhalter das ganze Gewicht dieser Pause fühlen lassen. Dann setzte er auf noir. In diesem Augenblick legte der bisher unbeachtete Fremde zu dem Einsatz des Engländers eine kleine, bleierne Kugel und sagte: „il faut venir en aide à la fortune de Monsieur de Falkenberg.“

Falkenberg sprang heftig vom Sitze auf, faßte den Eingetretenen in's Auge, schwankte, taumelte, fuhr mit der Hand über die Augen, lächelte, setzte sich wieder und sagte humoristisch: c'est drôle cela!“

Mit einer fast konvulsivischen Hast hatte er das Rad in Bewegung gesetzt. „Messieurs, faites votre jeu,“ sagte er mit unmerklich zitternder Stimme: „Le jeu est-il fait? ... Rien ne va plus.“

Es wurde ganz still im Saal; Falkenberg gewann, gewann die Summe und die Kugel. Sie rollte langsam, fatalistisch auf Falkenberg zu; er nahm sie, prüfte ihr Gewicht in der Hand, erhob sich, sah sich groß, stolz, fest, fast trotzig um, sprach nicht, grüßte nicht, schritt durch die scheu zurückweichende Masse der Thüre zu, sandte einen letzten Blick auf den in sich zusammengesunkenen, tiefgebückten Fremden, der ihm nach wollte, und .... fünf Minuten darauf zitterten die Fenster von der Detonation eines Pistolenschusses, — Falkenberg hatte geendet.

Um zwei Uhr in der Nacht brachte man Falkenberg in das Haus seiner Frau. Sein Gesicht hatte den Ausdruck jener Ruhe angenommen, die dem Tode ohne vorhergegangene Krankheit eigen ist. Die Kugel war dem Unglücklichen durch's Herz gegangen.

Hertha vergoß wenig oder keine Thränen; aber wenn man ihr später, wo sie nach Deutschland zurückkehrte — und sich ausschließend der Erziehung des Kindes widmete, auf den Knaben deutend, sagte: „Ganz das Ebenbild des Vaters!“ überflog es das blasse leidende Antlitz mit stiller, glühender Freude.

Der Fremde aber, der so plötzlich Falkenberg's Schicksal den Ausschlag gegeben hatte, war Oskar.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

Du weißt, entgegnete Eduard, „Alte lieben das Reisen nicht. Die finden das Zuhauseseyn das Angemessenste.“ Wenn es hieß: „der Franz ist in Malta, oder in Palermo, oder gar in Griechenland“, dann schüttelte der Onkel den Kopf und meinte: „Wann wird der einmal vernünftig werden, zu den Büchern und zum Amt zurückkehren?“

„Jetzt“, sprach Franz nicht ohne Bewegung, „jetzt bin ich ja zurückgekehrt, ob zum Amt, weiß ich zwar nicht, aber zu den Büchern gewiß. Nachdem ich das Leben aus frischer, freier Anschauung gelernt habe, muß ich jetzt mein Wissen benutzen. Auch darüber ein andermal. Sprich mir von Dir, von Alma. Wie ist es mit Euch Beiden?“

„Sie ist meine Welt“, sagte Eduard lebhaft, „dasjenige Wesen, das mich am meisten unter den Frauen angezogen und gefesselt hat. Wir sind als Kinder zusammen am Rhein gewesen, sie ist Waise geworden, ist hieher zu einer Tante gezogen; ich kann wohl sagen, daß sie mich entwickelt, ja erzogen hat.“

„Dich erzogen?“ fragte Franz lächelnd und Eduard wiederholte das Wort, indem er hinzufügte: „Vielleicht bindet uns der Kontrast unserer Charaktere. Ich begnüge mich mit der Oberfläche, Alma dringt in den Grund der Dinge. Die große Wärme, mit der sie den Eindrücken nachgeht, leiht ihr den Anschein der Flatterhaftigkeit und doch gibt es kein tieferes, ernsteres, treueres Gemüth, als sie. Ich darf sagen, ich bin glücklich durch sie, obwohl ich ihre Ueberlegenheit anerkenne, sehr oft fühle, daß sie außergewöhnlich, unstät, eine schwüle drohende Erscheinung voll Extasen, ein Genius mit Flügeln, kurz ein Wesen ist, das reich durch einen Blick und arm durch ein Nein macht.“

„Du wirst ja ganz poetisch“, bemerkte Franz nicht ohne Spott.

„Allerdings ist Alma meine Poesie“, erwiderte Eduard ruhig. „Ich liebe sie mit Wehmuth, möchte ich sagen, denn sie macht mir, ihrer beständigen Unruhe wegen, Noth. Sie möchte in einem ununterbrochenen Seligkeitsrausch schwimmen; ihre mächtige Phantasie sträubt sich gegen die Ansicht, die das Leben zu einer ernsten Aufgabe macht. Warme schlichte Pflege des Herzens, geregelte Wirkungskreise werden sie hoffentlich heilen. Bis jetzt aber mißbrauchte sie die Allgewalt, die sie über mich aus-

übt; sie ist launenhaft, übermüthig, eben weil sie einen übertriebenen Maßstab an die Menschen und Dinge legt, Alles auf die Spitze treibt, rastlos in den Zerstreuungen ist und aus einer Aufregung in die andere fällt."

„Du hast dann einen sonderbaren Geschmack, das zu lieben, was Andere hassen könnten", entgegnete Franz, nicht ohne Sorge für den Freund, der ihm mit einem so geschilderten Wesen in seinem Glücke gefährdet schien.

„Sieh sie nur erst", rief Eduard feurig. „Sie erwartet Dich mit Ungeduld. Als sie hörte, daß ich Dich heute bei mir habe, gab sie mich frei, doch nur unter der Bedingung, daß ich Dich zu ihr bringen würde."

„Nein", sagte Franz, „nach der Ermüdung von der Reise kann ich keinen Besuch mehr machen."

„Aber bedenke, daß Alma mir geschrieben, Dich eigends eingeladen hat", sprach Eduard hastig.

„Da sieh das Billet, das sie mir schreibt . . ."

Er reichte Franz das Blatt, der es flüchtig ansah und dann sagte: „Entschuldige mich bei ihr, lieber Eduard. Du kennst mich, Du weißt, wie menschenscheu ich bin. Alma sucht Stoff zur Bewunderung, sie will Genüsse für den raffinirten Geist. Die kann ich ihr nicht bieten. Meine Persönlichkeit würde wie ein Tropfen in diesem glühenden, sprudelnden, genußsüchtigen Leben verdampfen. Gestehe, daß ich dazu zu gut bin."

Franz war verstimmt aufgestanden und besah sich Eduards Zimmer. „Du bist eleganter und sorgsamer wie früher", bemerkte er nach einer flüchtigen Pause. „Woher hast Du die hübschen Sachen auf dem Schreibtisch?"

„Die habe ich von Alma", erwiderte Eduard. „Du glaubst nicht, wie das Schönheitsgefühl bei ihr ausgebildet ist . . ."

„Für Nippessachen", ergänzte Franz, allein Eduard sagte eifrig: „Du bist hart und sarkastisch, aber ich lasse Dich reden. Du wirst Alma verstehen, wenn Du mit ihr verkehrt haben wirst. Sie wird Dir von Italien sprechen, das sie aus Büchern eben so gut wie Du aus der Wirklichkeit kennt; sie wird Dich mit ihrem Kunsturtheil, mit ihren Kenntnissen in der Geschichte wahrhaft überraschen, von ihrer Schönheit und ihren Talenten nicht zu reden, die bestechend genug sind."

Damit zog er Franz fort aus dem Zimmer auf die Straße. Dieser aber sagte bestimmt: „Vorläufig erlasse mir den Besuch bei Alma. Wir wollen spazieren gehen und von Deinen Dienstverhältnissen reden."

„Sie sind befriedigend", ergänzte Eduard. „Der Fürst von der Recknitz ist zwar wunderlich, aber gut. Er macht ein angenehmes Haus, hat eine schöne junge Frau, ist reich. Meine Stellung bei ihm ist ehrenvoll . . ."

Das Gespräch stockte wieder. Franz war in tiefe Gedanken versunken. Dann fuhr er plötzlich auf, sah Eduard zerstreut an und fragte, nicht ohne Anstrengung: „Wann gibt der Fürst Audienz?"

„Er empfängt alle Morgen zwischen neun und zehn Uhr", antwortete Eduard befremdet. „Soll ich Dich anmelden?"

Franz schüttelte mit dem Kopfe. „Laß das", sagte er gedrückt. „Ich werde zum Fürsten gehen oder nicht gehen, wie es der Augenblick fügt."

Sie waren Beide vor dem Thore in ein Birkenwäldchen getreten, das sich halb um die Stadt zog. Die Erde war mit Rasen und Blumen überwebt. Die Bäume ließen ihr feines Laub in stiller Anmuth von den Zweigen herab bis auf den Boden hängen. Alles duftete und trieb. In der Ferne hatten sich Wolken auf den Hügeln gelagert, die sich wie Berge ausnahmen. In der Nähe rauschte ein Flüßchen, auf dem einige Fischerböte hin- und herschaukelten. Es war ein heiterer Abend. Die Ebene glänzte im Frühlingsschmuck, der Epheu rankte und klammerte sich um einzelne Eichenstämme. Das, was der Norden bietet, Syringas im Frühling, Rosen im Sommer, stand vorbereitet in kleinen, zierlich abgezäunten Gärten. Franz und Eduard blickten hier und dorthin, wechselten einige Worte, erfreuten sich der unschuldigen Feldblumen, der ewigen Schönheit und Wiederkehr in der Natur und lenkten dann langsam zur Stadt zurück. „Es ist doch das Fleckchen Erde, auf dem diese Stadt liegt, ein holdseliges, gesegnetes", bemerkte Franz wohlgefällig. „Wie geschickt wird die Blumenzucht getrieben, wenn auch die Gärten darüber mit ihren unscheinbaren Wegen beengt sind. Sieh nur die Landhäuser, wie die ohne Anspruch, hübsch und elegant gebaut sind, der Gemüsepflanzungen nicht zu gedenken, die sich mit ihrem Salat, mit ihren Kohlarten, Erbsen und Bohnen gar anmuthig ausnehmen."

„Deine idyllische Stimmung paßt zwar nicht ganz zu Almas Thee, aber thu' mir den Gefallen, laß Dich erweichen, dort ist ihr Haus, tritt mit mir ein", bat Eduard dringend.

„Quäle mich nicht, gönne mir Freiheit", sagte Franz bestimmt.

„Du mußt", rief Eduard. „Du kompromittirst mich schmählich, wenn Du nicht kommst."

„So kompromittire ich Dich", entgegnete ihm Franz lachend, drückte ihm rasch die Hand und war in einer Seitengasse verschwunden.

„Der Eigensinn!" seufzte Eduard, „mir das nicht einmal zu Gefallen zu thun!" Dann ließ er sich von August, Almas Diener, den Staub abbürsten und trat nicht ohne Befangenheit ein.

Alma saß in einem einfachen Kleide vor einem Tische, auf dem Bücher und Zeichnungen lagen. Als sie die Thüre öffnen hörte, hob sie den Kopf und ließ Eduard in ein großes flammendes Auge, in ein von schwarzen Locken umflossenes Gesicht sehen, das am Tage vielleicht gelbliche Tinten hatte, Abends aber beim Lichterglanz von einem wundervoll matten Weiß war. Sie hatte eine Centifolie im Gürtel, der in langen Rosabändern endete, und wand von abgeschnittenen Blumen, die neben ihr in einem Korbe lagen, einen dicken Strauß. Die Tante, die eine in Jahren vorgeschrittene Matrone war, saß seitwärts auf einem Lehnstuhl im Fenster.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Eine Trauung aus der Ferne.] In Amerika ist Nichts unmöglich; das zeigt neuerdings ein Vorfall in der virginischen Grafschaft Bath. Ein junges Brautpaar wollte sich trauen lassen und bestellte sich einen Geistlichen. Derselbe begab sich an dem bestimmten Tage nach dem bezeichneten Orte. Die Wohnung des Bräutigams lag am Ufer eines Flusses. Nun hatte aber der Regen und der geschmolzene Schnee das Wasser so hoch steigen gemacht, daß jede Kommunikation abgebrochen war. Um das Unglück zu vollenden, war auf mehrere Stunden weit keine Brücke, und ungeheuere Eisschollen machten es unmöglich, auf einem Kahne überzusetzen. Der Priester, der sein Wort halten und am Platze seyn wollte, bestieg einen etwas erhöhten Punkt am Ufer, gerade dem Hause der Brautleute gegenüber. Diese waren gleichfalls an's Ufer getreten, um den Stand der Dinge zu prüfen. Indem sie die Blicke nach jenseits warfen, erblickten sie den Geistlichen unbeweglich auf seinem Posten. „Ohoi!“ rief der Bräutigam, indem er die Hände wie ein Sprachrohr vor den Mund hielt — „Ohoi!“ erwiderte der Priester, „ich kann ja nicht hinüber, Sie sehen ja.“ — „Aber trauen können Sie uns doch“, rief der Bräutigam. — „Ich bin deßhalb da“, war die Antwort, „doch muß ich vorher den Erlaubnißschein einsehen und . . .“ Der Satz war noch nicht vollendet, als schon der ungeduldige Bräutigam ins Haus stürzt und gleich darauf mit einem Papier und einem Bindfaden zurückkehrt. Rasch hebt er einen Kiesel am Ufer auf, wickelt den Erlaubnißschein darum, bindet den Faden daran und schleudert die ganze Historie mit kräftiger Hand über den Fluß. Kiesel und Papier fallen zu den Füßen des Geistlichen nieder. Derselbe prüft den Schein und während dann das Brautpaar am rechten Ufer sich die Hände reicht, ruft er vom linken die Trauungsformel und den Segen mitten durch das Gebrause der Wogen hinüber und die Trauung ist vollzogen!

Unlängst saß ein Belgier in einer Restauration von Amsterdam. Mehrere junge holländische Flaneurs machten sich an ihn; aber der Belgier ließ sich nicht mit ihnen ein. Dieß verdroß die jungen Herren und einer präsentirte dem Belgier einen Kalbskopf mit den Worten: „Ist ein belgischer Kalbskopf gefällig?“ „Warum nicht“, erwiderte der Belgier, ohne eine Miene zu verziehen, verzehrte mit vielem Apetit das Gehirn und gab den Kopf mit den Worten zurück: „Ist Ihnen ein holländischer Kalbskopf gefällig?“

In einem Orte kaufte ein Bäcker von einem Bauern acht Pfund Butter, wiegt sie und findet, daß er um 3 Vierling zu wenig habe. Er belangte deßhalb den Verkäufer, der jedoch entgegnete, er habe in Ermangelung eines anderen Gewichtes zwei Laib Brod à 4 Pfund, die er Tags zuvor bei demselben Bäcker gekauft, auf die Wage gelegt, und die Butter habe genau dasselbe Gewicht, wovon der der Bäcker sich selbst überzeugen könnte.

Charade.

Die Erste an der Zweiten
Mit gutem Takt beschreiten,
Ist eine schwere Kunst.
Es gilt, sich fein zu schmiegen,
Sich fremder Laune fügen,
Zu wahren Ehr' und Gunst.
Doch wird es dir zu enge
Im prunkenden Gedränge,
So eil' dem Ganzen zu:
Es wird dir Mittel schaffen,
Dich Allem zu entraffen,
Was störend deiner Ruh'.
Land, Städte, Fluren dehnen
In wechselvollen Scenen,
Vor dir im Fluge sich.
Und sinkt die Nacht dann nieder,
Begrüßt auf's Neue wieder
Das Ganze freundlich dich.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 251 Samstag, 20. Oktober 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

„Nun, wo ist Brinkmann? Wo bleibt er?" fragte Alma hastig.

Eduard war verlegen. „Er wird nachkommen," sagte er stockend. „Er hatte für den Augenblick noch im Hause zu thun und verließ mich . . ."

„Hier an der Thüre," entgegnete sie gereizt. „Die Tante hat ihn gehen sehen. Ich merke wohl, er will nicht kommen. Das ist abscheulich von ihm. Und von Ihnen ist es ungeschickt, so etwas zu dulden. Sie sollten mich zu vertreten, mich vor Unannehmlichkeiten dieser Art zu schützen wissen."

„Aber Alma," sagte Eduard sanft verweisend, „wie können Sie die einfachsten Dinge so heftig nehmen? Beruhigen Sie sich doch. Sie werden Brinkmann sehen, heute, morgen, oft und viel sehen!"

Alma schwieg einen Augenblick, spielte mit einer rothen Kamelie, die sie zwischen den schmalen Fingern hin- und herdrehte und fragte dann gewaltsam sich sammelnd: „Sprach Ihnen Brinkmann von Helenen?"

„Wenig," antwortete Eduard. „Von seinen Reisen, seinem Buche?" fragte sie weiter.

„Von dem Allen haben wir nur flüchtig gesprochen."

„Sie sind unausstehlich, Eduard," rief Alma aufstehend. „Sie sehen, wie ich gespannt und aufgeregt bin. Statt mich zu befriedigen, haben Sie Lakonismen!"

„Alma!" sagte Eduard freundlich und ergriff ihre Hand. Sie entriß sie ihm, sah ihn stolz und kalt an, lief ein paar Mal im Zimmer herum, warf den Blumenstrauß in den Korb zurück, trat zur Tante, küßte sie auf die Stirne, sagte: „Ich habe Kopfweh und will schlafen gehen." Sie sagte das ohne einen Blick für Eduard und ging rasch durch eine Seitenthüre in ihr Zimmer.

„Welch unartiges Kind!" rief die Tante mißbilligend.

„Nennen Sie sie wunderlich," entgegnete Eduard beschwichtigend. „Alma ist einmal so, ernst, spöttisch, stolz, würdevoll, zuweilen etwas kühn, fähig, eines Wortes wegen Stillschweigen zu gebieten und einen Augenblick darauf selbst über die Gränze hinwegsetzend."

„Wird sie sich ändern?" seufzte die Tante besorgt. —

„Gewiß," entgegnete Eduard ruhig. „Wer wie Alma organisirt ist, findet endlich das Gleichgewicht. Ihre Art und Weise ist seltsam, das gebe ich zu, aber sie ist nun einmal eine starke Seele, hat also eine fast schroffe Logik. Hören Sie sie nur reden und urtheilen. Wenn irgend eine Frage aufgestellt wird, wie weiß sie sie zu vereinfachen, sie zu erklären und sie dann mit glänzenden Farben zu schmücken!"

„Ein wenig mehr Weiblichkeit wünsch' ich mir doch," bemerkte die sanfte Tante.

„Auch die hat Alma," sagte Eduard. „Was Sie daran zweifeln läßt, ist Almas Hang zur Kritik."

„Ein böser Hang," erwiderte die Tante.

„Und doch liebe ich ihn," versetzte Eduard, „denn er bewahrt sie vor Sentimentalität. Ueberdem ist sie gut und wohlthätig, ja ich behaupte, daß sie ihre Güte verbirgt, weil sie sie für Schwäche hält. Bemerken Sie nur, wie philanthropisch gesinnt sie ist, wie sie über all das Elend um sich seufzt und entrüstet ausruft: „Was haben die Menschen Besseres zu thun, als dem Nächsten zu helfen und welche Lauigkeit, mit der man den Leidenden von sich weist! Wie sind wir doch nur mit bloßen Vergnügungen, mit kleinlichen Erbärmlichkeiten beschäftigt!" Erinnern Sie sich, wie wir neulich ausfuhren, der Kutscher vom Bocke stürzte und sie, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, aus dem Wagen zu ihm sprang, um nach seinen Wunden zu sehen und sie selbst zu verbinden. Dachte sie an die Pferde, die durchgehen, an den Staub und das Blut, das sie bedecken konnte?"

„Es ist wahr," erwiderte die Tante, „Alma hat großmüthige Regungen. Trotzdem nenne ich sie doch ein unartiges Kind!"

„Nenne mich Dein unartiges Kind," rief Alma

in die Thüre hinein und warf ihr, schon im Negligé, Kußhände zu.

Eduard lief zu ihr. Sie reichte ihm den kleinen Finger, lächelte und sagte neckend: „Ich wollte doch nicht ohne Gute Nacht schlafen gehen." „Gute, Gute Nacht denn," wiederholte Eduard bewegt, indem er entzückt sich zu ihr wandte. Sie aber war schon wieder hinter der Thüre verschwunden.

„Wie kann man so unsäglich lieblich seyn," sagte er zur Tante, die erheitert lächelte und ihm nicht ohne Nachdruck sagte: „Möchte die Liebe zu Ihnen die Sonne werden, die Alma aus ihrem Herzensschlummer weckt. Diese unentwickelte Knospe müssen Sie an's Licht bringen."

Eduard ging sinnend von dannen. „Ach warum dichtet Alma, statt zu leben?" dachte er betrübt in seinem Zimmer. „Warum empfindet sie einen fast unsinnigen Drang nach An- und Aufregung? Warum ist sie, bei allen großen Eigenschaften, doch eitel? Warum lechzt sie nach Beifall und verachtet das Urtheil der Welt? Ihr sind heftige Gemüthserschütterungen ein Bedürfniß. Was Andern, was mir Ermüdung wäre, ist ihr Stärkung. Sie will das Leben, das sie nicht befriedigt, ausfüllen, ist sich selbst und mir ein Räthsel, ist ein Glanzmeer, in das ich geblendet starre und das ich nicht übersehen kann!"

* * *

Am andern Morgen, als es kaum acht Uhr geschlagen hatte und die Sonne durch zerrissenes Gewölk lugte, war Franz, im Frack und weißer Halsbinde, einen leichten Ueberrock darüber, mit Stock und Hut im Freien. Aufgeregt, wie er war, hatte er wenig geschlafen. Die Morgensonne sollte ihn stärken, die frische Luft ihm die heißen Augen kühlen, der Gang in das Wäldchen ihm Muth für den Gang zum Fürsten geben! Wie fühlte er im Voraus die Nothwendigkeit, sich demüthigen, die stolzen Jahre der Freiheit hinwegwerfen zu müssen! Wie zitterte er, als er sich ernst fragte: „Ist es der Mühe werth, sich und sein Wesen aufzuopfern, mit Aufwand von Herzblut und unterdrückten Thränen Anderen zu dienen, da das Ende von dem Allen doch Undank, doch Unverstand ist? Man sagt wohl, Herrschergunst sey wetterwendisch, aber ist es beim Volk, bei dem Einzelnen nicht dasselbe? Was kann ich, Tropfen im Meere, erlangen? Was hoffen? Was begehren?"

Er lehnte sich an einen Stamm und blickte in die Landschaft hinaus. Hier, an diesem friedlichen Morgen, umwallt von dem feuchten, am Boden sich hinziehenden Nebel, schien er sein Gemüth und die ihn umgebende Natur nach dem, was er wollte und ersehnte, fragen zu dürfen. „Wer bin ich?" seufzte er schmerzlich. „Was bedeutet dieses Gemisch von allgemeiner Liebe und großer innerer Gleichgültigkeit, das in mir ist? Ich suche in den Dingen einen höchsten Sinn und komme mir in meinen Bestrebungen doch unmöglich, aus aller Ordnung herausgerissen, vor. Immer ist mir das Leben ein unterdrückter, dumpfer Schmerz; immer entfliehe ich dem wonach die Andern jagen. Meine Bedürfnisse sind einfach. Ich liebe das Natürliche, das Harmonische, das Anständige. Ein unendlicher Drang fesselt mich an das Schöne und verwirft das Häßliche und doch bin ich unruhig, jetzt, wo ich ein Bestimmtes erfassen, mich der Außenwelt widmen soll! Der Heroismus der Aufopferung ist mir ja nicht fremd gewesen; ich habe mit frischer Festigkeit die Leidenschaft wie das Unglück überwunden. Ich glaubte, um glücklich zu werden, müsse man tugendhaft seyn. Seltsamer Irrthum, der mir kaum wenige Tage gedauert und mir ein verblaßtes Leben gelassen hat. Und nun, nun? Es ist hart, wenn die Schmerzen bleiben und die Freuden fliehen, wenn man sich entzaubert, entwurzelt fühlt, eine Jugend besitzt und sie nicht genossen hat, wenn man an den Tod denkt . . . ." Er fühlte, daß es ihm fiebrig durch die Adern rann und ging rasch einige Alleen weiter. Da sah er von Weitem Reiter sich auf ihn zu bewegen und ehe er's sich versah, rief Eduard an Almas Seite: „Franz, bist Du's? Wo kommst Du her?" —

Franz lüftete kalt den Hut vor Alma, die langsam vorüberritt, indeß Eduard sein Pferd anhielt und vom Sattel herab ihm die Hand reichend, lebhaft sagte: „Sieh, Franz, das ist Alma!" Aber diese, flüchtig sich umsehend, setzte sich in Galopp, grüßte mit der Reitpeitsche und zwang Eduard, ihr nachzufliegen, ohne den Freund vorgestellt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Ein merkwürdiger Wettläufer.

Paris, Ende September.

Wir sind nicht das Volk der Stiergefechte, Wettrennen oder Hahnenkämpfe; der Pariser fühlt sich nicht angezogen von diesen Vergnügungen des Spaniers oder Engländers. Thiere zu Tode hetzen zu sehen, dazu sind seine Nerven zu schwach, auch wüßte ich mich nicht zu erinnern, daß dergleichen Vorstellungen sich in Paris jemals eines besonderen Zuspruchs erfreut hätten. In Bayonne wurden jüngst Stierkämpfe abgehalten, bei denen es fast zu blutigen Auftritten zwischen den Zuschauern und Schaugebern gekommen wäre. Der feinere Sinn der Franzosen empörte sich beim Anblick des blutig niederstürzenden Thieres. Die Regierung verbot

seitdem diese unseren Sitten widersprechenden Schauspiele. Gestern aber war uns ein Schauspiel verwandter Art geboten, welches durch seine Absonderlichkeit und Neuheit anlockte. Die Madrider Zeitungen meldeten kürzlich, daß ein Läufer im Circus der Stierkämpfe zu Madrid die Wette eingegangen, innerhalb einer Stunde 60mal den Circus herumzulaufen, dessen Umkreis 460 Ellen lang ist. Der Läufer lief innerhalb der Stunde 64mal herum und war bereit, seinen Lauf fortzusetzen, nachdem mehrere Pferde demselben erlegen; er hatte somit binnen einer Stunde etwas mehr als eine Strecke von drei deutschen Meilen zurückgelegt. Diese außerordentliche Leistung lenkte die Aufmerksamkeit des Leiters der Rennbahn in Longchamps bei Paris auf sich und der kühne Läufer Genaro wurde eingeladen, nach Paris zu kommen und daselbst mehrere Vorstellungen zu geben.

Die ganze Woche hindurch konnte man an allen Ecken der Stadt einen riesigen grünen Anschlagzettel lesen, auf dem mit großen Lettern das Wort Défi zu lesen war. Der Spanier Genaro forderte alle Pferde, gleichviel welcher Race, heraus, sich mit ihm in einem Wettlaufe zu messen. Natürlich konnte hierin nicht von der Schnelligkeit, sondern nur von der Ausdauer im Laufen die Rede seyn. Von der Neuheit des Schauspiels angelockt, begab sich die Menge zahlreich hinaus auf die Rennbahn von Longchamps, wo der Wettkampf stattfinden sollte. Außerdem hatten sich eine Menge Equipagen und Reiter eingefunden, worunter man die Mitglieder des Jockeyklubs, viele Engländer, den General Daumas, einen bekannten Hippologen, und Abd-el-Kader, den berühmten Reiter der Wüste, bemerkte.

Um zwei Uhr trat Genaro auf die Rennbahn und wurde sogleich die Zielscheibe aller Lorgnons. Seine Gestalt ist mager, mittelgroß und zierlich; sein Angesicht verräth maurische Abstammung; sein tiefgebräunter Teint ist von Blatternarben zerrissen, sein Haar schwarz und sein tiefliegendes kleines Auge von großen, dichten Brauen beschattet. Der kühne Läufer, welcher es wagte, die Pferde aller Racen, vom englischen bis zum arabischen Renner herauszufordern, trug die malerische Tracht der Torreadores: himmelblaue Jacke mit Silber gestickt, gleiches Beinkleid, Strümpfe und auf dem Kopfe ein leichtes Barret mit wallender Feder. So erwartete er seine Konkurrenten, deren sich gegen halb 3 Uhr 10 einfanden, um mit dem unermüdlichen Läufer zu ringen. Es befanden sich darunter englische Halbblutpferde, französische Renner, ein Araber, ein in Frankreich gebornes Vollblutpferd (Loto) und ein irländischer Renner (Old-Ireland). Bedingung des Wettkampfes zwischen Genaro dem Läufer und seinen vierbeinigen von Jockeys gerittenen Konkurrenten war, daß keiner von ihnen sich im Schritte weiterbewegen darf. Die Pferde konnten traben oder galoppiren. Genaro hatte einen Einsatz von 2000 Franken gemacht; die Einsätze der Konkurrenten betrugen zusammen 25,000 Franken, die dem Spanier zufallen, wenn er gewinnt.

Um halb 3 Uhr wurde das Zeichen zum Laufe gegeben. Die Bahn des Spaniers war durch an Pfähle befestigte Stricke eingefriedet; neben ihm liefen die Pferde außerhalb der Stricke. Die Bahn hatte im Umkreise eine Länge von 2000 Meter, also einer halben französischen Meile. Jeder Umlauf jedes einzelnen Konkurrenten wurde von den Preisrichtern markirt.

Genaro begann seinen Lauf unter lautem Beifall der Zuschauer. Mit an den Hüften gestemmten oder auf den Rücken gelegten Armen schwebte er leichten, gleichmäßigen, mittelmäßig schnellen und kurzen Schrittes dahin. Bei jedem Schritte legte er die ganze Sohle auf die Erde, nicht etwa wie die Gymnastiker pflegen, sich mit der Fußspitze vorwärts schnellend. Seine Schenkel schienen sich kaum zu bewegen und so leicht er auch weiterschwebte, er blieb stets der Erde nahe. Den Oberleib vorgebeugt, die Brust mit dem unerschöpflichen Athem wölbend, im Munde, der geschlossen blieb, den Federkiel, durch den er die unentbehrliche Luft sparsam einsog, so legte er in der ersten Stunde siebenmal den Umkreis der Rennbahn, also 1¾ deutsche Meilen zurück. Die französischen Rennpferde, ein normännischer Braun ausgenommen, waren bereits in Schweiß gebadet, und zwei Pferde waren bereits zum Stillstand gezwungen, was die Zuschauer jedesmal laut beklatschten.

Um 6 Uhr hatte Genaro den Lauf 17mal bewerkstelligt und nur vier Pferde (der normännische Renner, der Araber, Loto und Old-Ireland) machten ihm den Preis streitig. Die Sonne des Nachmittags, welche ungewöhnlich heiß herabbrannte, begann zu sinken, die Zuschauer entfernten sich nach und nach, Genaro lief noch immer gleichmäßig fort, nur brauchte er 11 Minuten zu dem Umlaufe, den er in der ersten Stunde in 8 Minuten zurückgelegt. Als er den 18. Umlauf bewerkstelligt, waren der Normanne und Araber, die 25 Umläufe gemacht hatten, kampfunfähig geworden.

Um 7 Uhr war es finster geworden und nur mehr 2 Pferde, die obgenannten englischen Racepferde, setzten den Lauf fort, sie hatten bereits vierzigmal den weiten Kreis beschrieben und 20 Lieues oder 10 deutsche Meilen binnen 4½ Stunde zurückgelegt.

Um halb 8 Uhr hörte man plötzlich entferntes Schreien. Bei seinem 24sten Umlaufe hatte Genaro gestrauchelt, war gefallen und nachdem er sich aufgerafft und noch beiläufig 60 Schritte gelaufen, stürzte er, durch den ersten Fall aus dem Gleich-

gewichte gebracht, schwindelnd zu Boden. Bewußtlos in das Gebäude des Cirkus getragen, wurde er rasch entkleidet und frictionirt. Die wenigen Zuschauer drängten sich erschreckt heran und schon hielt man den Spanier für todt, als es plötzlich hieß, er sey zu sich gekommen und außer Gefahr. Die ungewöhnliche Sonnenhitze hatte seine Kraft nach den ersten drei Stunden unermüdlichen Laufes ermattet und seine stählernen Muskeln gebrochen. Loto und Old-Ireland setzten ihren Lauf noch fort, als Genaro zu Wagen nach Paris zurückkehrte, nachdem er den Preis verloren und seinen Läuferruhm in die Schanze geschlagen.

Diese zwei vortrefflichen Racepferde wurden von ihren Besitzern um 8 Uhr nach dem 44. Umlaufe, d. h. nachdem sie 12 deutsche Meilen binnen fünf Stunden zurückgelegt, angehalten. Sie hätten ohne Gefahr noch bis 11 Uhr Abends zu rennen vermocht (?) und hätte Genaro die Wette gewinnen wollen, so würde er, um mit den Pferden die gleiche Anzahl Umläufe gemacht zu haben, bis heute sechs Uhr Morgens, also im Ganzen 15 Stunden laufen müssen — eine Anstrengung, der keine noch so geübte menschliche Kraft gewachsen ist. Er hatte von halb 3 Uhr bis halb 8 Uhr 12 Lieues oder 6 deutsche Meilen gemacht und damit wahrlich schon das Unglaubliche geleistet.

An dem Wettlauf mit den spanischen Rennern gewöhnt, durch das weiche Pariser Klima erschlafft und seine Kraft überschätzend, war sein Unterliegen vorauszusehen. Die Ausdauer des englischen Renners war ihm unbekannt. Dennoch aber hatte er acht Pferde und darunter einen prachtvollen Araber zu Schanden gelaufen.

Dieses Lauferphänomen ist 33 Jahre alt und aus Tolosa im Guipuizcoa gebürtig. Sein Vater trieb dasselbe Gewerbe und die Genaros sind jenseits der Pyrenäen so berühmt als jenseits des Kanals unter den Sportsmen von Haymarket die erprobtesten Wettrenner. Königin Isabella wollte Genaro als Läufer in ihre Dienste nehmen, aber der wackere Baske ist zu stolz, um zu dienen, und sein Verhängniß trieb ihn nach Paris, um seinen Stolz zu demüthigen. Genaro hatte den Parisern eine Reihe von Vorstellungen angekündigt, aber nach dem gehabten Unfalle wird er sein Glück und seine Kraft wohl kein zweites Mal versuchen.

Mannigfaltigkeiten.

[Langes Schmollen taugt nichts.] Es war ein Mann bös mit seiner Frau, wie das ja so oft vorkömmt, weil sie ihm in Alles d'rein redete, oder sonst aus einem Grunde; kurzum, der Mann schmollte mit ihr und nimmt sich vor, eine lange Zeit auch kein Sterbenswörtlein mit ihr zu reden. Er hält das auch ein Paar Tage ganz streng. Eines Abends liegt er im Bette und will schlafen, er zieht die Schlafmütze über die Ohren, und die Frau mag nun reden, was sie will, er hört's nicht. Da nimmt die Frau das Licht und leuchtet damit in alle Winkel und Ecken, sie rückt Stühle und Schränke weg und schaut was dahinter; der Mann richtet sich im Bette auf und sieht fragend umher, er meint, das Stöbern muß doch endlich und endlich einmal aufhören. Aber weit gefehlt. Die Frau macht in einem fort. Nun bricht dem Mann die Geduld und er fragt: „Was suchst Du denn?“ — „Deinen Mund,“ antwortete sie. Das wirkte. Er gab ihr seinen Mund zum versöhnenden Kusse. Das paßt zum alten deutschen Sprüchworte: Ein gutes Wort, findet einen guten Ort. Und könnte dieß Stücklein gut angewendet manchen Nutzen stiften.

Beim Graben eines Brunnens, unweit Leeds, fand man in diesen Tagen inmitten eines großen Stückes Steinkohle, ungefähr 234 Fuß unter der Erdoberfläche, einen Frosch, der sich ziemlich lebendig zeigte. Als man ihn aus seiner engen Haft hervorzog, war seine Farbe sehr dunkel, sie ward aber am Lichte bald hell, wie bei dem gewöhnlichen Frosche. Die Augen sind äußerst glänzend und mit einem goldfarbigen Ringe umgeben. Die Spalte in der Kohlenschichte, die ihn enthielt, war mit Wasser gesättigt, und wahrscheinlich in Folge dieses Umstandes, in Verbindung mit seinem engen Kerker, vermochte er Jahrtausende hindurch in seinem halb erstarrten Leben zu verharren.

Am Abend der Vorstellung in der großen Oper sandte, kurz vor dem Ausbruch dahin, der Kaiser Napoleon an die englische Königin ein Bouquet der schönsten exotischen Blumen in einem Blumenhalter von Gold, der mit Diamanten und Perlen so überaus herrlich geschmückt war, daß es, wie man schreibt, kaum auch der überschwenglichsten Phantasie gelingen möchte, sich ein reizenderes Kunstwerk der Goldschmiedkunst auszudenken. Die Königin, sagt ein englischer Brief aus Paris, war auch so entzückt davon, daß sie den ganzen Abend von der Betrachtung dieses kaiserlichen Geschenkes nicht abzulassen vermochte und es mit einer ächt weiblichen und liebenswürdigen Freude nicht müde wurde, in einem fort ihrer Umgebung zur Bewunderung hinzuzeigen.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 252 Montag, 22. Oktober. 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

„Ein schönes Weib, dachte Franz, gleichgültig in eine Allee biegend, „im Uebrigen wie Alle eitel, herausfordernd, egoistisch. Ich habe einen wahren Widerwillen gegen Frauen, die im Aeußern poetisch, mit dem langen Reitrock, dem Männerhut und dem grün walleuden Schleier amazonenartig ins Leben hineinstürmen und verkleinernd auf uns einwirken, da ihnen die zarte Auffassung des Lebens doch abgeht. O fände sich nur Eine, die frei lieben, wirklich mit Gut und Blut sich hingeben könnte. Die Liebe ist ja nicht allein eine Seligkeit, sie ist auch eine Kunst. Aber da sehe man die meisten Frauen, wie sie sich verschachern, Das für Das, Jenes für ein Anderes einsetzen, nichts für nichts geben, und das — ihre Tugend nennen." Unmuthig fuhr er sich über die Stirne. „Und doch," dachte er nach einer Weile, „kann ich mich nicht von dem Ideale eines liebenden, eines leidenschaftlich liebenden Weibes losreißen, dem die Sittlichkeit etwas Höheres als die Sitte, die Liebe etwas Größeres als die Tugend ist, die mit dem ganzen Aufwand ihrer Kräfte und doch unwillkürlich den Rosenglanz der Poesie über das Gewöhnliche wirft und eine so große, so himmlische Harmonie einführt, daß das Geistige nicht vom Körperlichen und umgekehrt zu unterscheiden ist! Aber freilich gehört dazu Wahrheit, Reinheit, und die Meisten sind gewöhnlich, gehen nie anders als in sich selbst zurück, zeigen sich weichlich und haben offenbar keine Kraft zu einer vollkommnen, innigen Liebe, wie ich sie meine. Deßwegen entbehren sie den frischen Reiz, das Mystische, deßwegen sind sie und das Leben ist mit ihnen so erschrecklich prosaisch!"

Franz hatte sich unter diesen Betrachtungen der Stadt zugewandt. Von Weitem sah er Alma heransprengen, über einen Graben setzen und dann langsam ins Thor reiten. „Welche Albernheiten!" dachte er mißbilligend. „Und so ein Wesen, das den Tag mit Reiten und die Nacht mit Tanzen beschließt, liebt mein Freund Eduard. An das hängt er sich, für das lebt er!" - Er seufzte und schlug den Weg zum Minister ein. So schwer ihm der Gang wurde, so mußte er ihn thun; er mußte an eine Karriere, an eine feste Anstellung denken. Das Vermögen, das er besessen, war versplittert. Er hatte sich lange dem Zufall überlassen; lange hatte er die Jahre dem Schicksal, den Verhältnissen, dem sogenannten Anstand geopfert. Nun mußte er endlich bessere Zeiten vorbereiten, seine Gewohnheiten einfriedigen, sich dem Staate nähern.

Als er vor dem Hotel des Fürsten von der Recknitz stand, schöpfte er tief Athem. Er fühlte, daß er anders aus dieser Thür heraus- als hereintreten würde. Die Würfel sollten fallen! Er sollte in das Triebrad der Geschäfte, in die schwüle gesellschaftliche Atmosphäre, so voll von gährenden Stoffen, von lärmenden Vergnügungen, so durchzittert vom Schrei des Hasses, der Angst und der Verzweiflung. Wie ihm das schwer jetzt auf die Seele fiel, wo er den Platz vor dem Hotel rasch durchschritten hatte und den Thürklopfer in der Hand hielt! Das Hotel lag kalt und dumpf mit seinen dicken, grauen Mauern, mit seiner Auffahrt, mit dem in Stein gehauenen Wappen über dem Balkon, vor ihm. Nun klopfte Franz und nun öffnete der Portier aus seiner Loge heraus. Auf dem Portal standen mehrere Bedienten in reicher Livree vor den Treppen, die auf beiden Seiten hinaufgingen und sich oben vereinigten. Franz wandte sich an einen der Diener, um beim Fürsten angemeldet zu werden. Dieser wies ihn achselzuckend an einen zweiten.

„Seine Durchlaucht nehmen jetzt nur bekannte Namen an," hieß es.

„Tragen Sie gefälligst diese Karte zum Fürsten," sagte Franz ruhig und händigte sie einem Diener ein. —

„Ich werde versuchen . . . ." entgegnete dieser mit einer Protektormiene, indem er die Karte betrachtete, die Treppe langsam hinaufstieg und zwischen den Zähnen: „Franz von Brinkmann" murmelte.

„Impertinenz!" dachte Franz auf dem Portal, zwischen den zischelnden Dienern, innerlich glühend, äußerlich eiskalt. „Der Anfang dessen, was sich nun täglich und stündlich wiederholen wird. Die

bittere Schule der Anhänglichkeit . . . ." seufzte er; da kam der Bediente zurück.

„Seine Durchlaucht bitten den Herrn von Brinkmann, hineinzutreten," sagte er höflich, indem er Franz den Ueberrock ausziehen half.

Franz schritt beklommen die Treppe hinauf. Beklommen trat er in eine Reihe von Gemächern, die mit Vergoldungen, mit Marmor, mit Gemälden und Statuen reich verziert waren. Geisterartig schlich der ihm den Weg zeigende Diener vor ihm über die spiegelglatten Parketts; geisterartig zog Franz ihm nach. Zuweilen blickte er scheu in einen der großen Spiegel, die die Wände bedeckten und glaubte dann einen blassen Fremden so neben sich in schwarzer Kleidung hinwandeln zu sehen. Endlich öffnete der Diener eine Flügelthüre und Franz stand in einem reich ausstaffirten, mit grünem Sammt verhängten Kabinet, in dem der Fürst vor einem Tisch voll Akten in einem gepolsterten Lehnstuhl saß. Als Franz, sichtlich befangen, eintrat, stand der Fürst auf. Franz' Erscheinung entsprach keinesweg der Idee, die sich der durchlauchtigste Staatenlenker von ihm gemacht hatte. Er hatte sich ihn ungeschickt gedacht, ihn mit jenem fragenden Blick gemustert, den selbst die glatteste Erziehung oft an Hochmuth streifen läßt. Das Inquisitorische des Blicks verwandelte sich aber in Wohlwollen, als Franz auf ein Gespräch mit ihm einging, worin er ihm den Gang seiner Studien entwickelte und sich ihm als kräftiger Denker zeigte. Der alte, noch kerzengerade sich tragende Mann, mit dem weißen Haar und dem durchdringenden, fast glühenden Auge hörte es beifällig, daß Franz ihm sagte: „Die Anleitung, die ich genossen, war gut. Nun kommt es darauf an, daß sich Ew. Durchlaucht meiner annehmen, dann kann mir die Karriere nicht fehlen."

„Die Bureaux sind überfüllt," antwortete der Fürst ausweichend. „Vor drei Jahren waren Sie im Ministerium notirt. Warum haben Sie damals die Gelegenheit vorübergehen lassen und sind der modernen Richtung, dem Reisen ins Ausland, auf eine nicht zu billigende Weise gefolgt?"

„Damals war diese Reise eine Nothwendigkeit," entgegnete Franz betroffen.

„Eine Nothwendigkeit?" wiederholte der Fürst, ihn von oben bis unten ansehend. „So ist es jetzt eine Nothwendigkeit, daß Sie warten. Sie können nicht ankommen."

„Ich muß leider bemerken, daß ich mein ganzes Vermögen verreist habe!"

„Das war leichtsinnig," entgegnete der Fürst mißbilligend, indem er sich in seinen Lehnstuhl zurücksetzte und Franz vor sich stehen ließ.

Dieser schlug die Augen schmerzlich auf, schwieg einen Moment und sagte dann mit etwas bebender Stimme: „Ich habe mir auf meinen Reisen statistische Kenntnisse anzueignen gewußt und höre, daß Ew. Durchlaucht ein eigenes statistisches Bureau gründen werden. Vielleicht, daß ich dabei, der ich mit Handelsverhältnissen vertraut bin, zu gebrauchen wäre. Vorläufig verlange ich ja nichts, als meinen Eifer zu zeigen."

Der Fürst schien überlegen zu wollen und lehnte sich im Stuhl zurück. Jetzt erst konnte Franz die altmodische Gestalt näher betrachten, die gebieterisch vor ihm da saß. Er fühlte sich bewegt diesem Manne gegenüber. Er dachte: „In dessen Händen ruht nun Dein und das Geschick von Tausenden!" Er rief sich die öffentliche Stimme zurück, die diesen Staatsmann des religiösen Machiavellismus beschuldigte, ihm wenig Toleranz zugestand und unter glatten Formen ein gehässiges, verbittertes Gemüth sucht. Andere sagten jedoch, daß das ungerecht sey, daß er Kraft, Festigkeit, Liebe zur Ordnung, Gerechtigkeitssinn habe. „Wer die Wahrheit erforschen, wer sagen könnte, dieß ist, dieß ist nicht," seufzte Franz. „Niemand ist hellsehend genug, um des Fürsten Gedanken zu erspähen. Entweder ist er der Besten einer oder der Durchtriebenste. Jedenfalls ist er außerhalb des Kreises der gewöhnlichen Menschheit, gleichsam eine Abstraktion, ein unverstandenes Wort, eine diabolische Arabeske, eine an den Fensterscheiben gefrorene Figur, die Alles und nichts ist. Heute spielt er die, morgen die Rolle; heute ist er Philosoph, morgen Poet, übermorgen Metaphysiker. Ist er alt, jung? Hat er Charakter? Schwachheiten? Besitzt er eine Seele? Aefft er die durchlauchtigste Würde nach? Hat er sie? Niemand weiß das."

Franz wäre vielleicht noch weiter in seinen Betrachtungen gegangen, wenn der Fürst nicht wieder zu sprechen angefangen hätte. „Kennen Sie meine Frau?" fragte er. „Es ist mir dunkel, als wären Sie ihr irgendwo begegnet?"

Und als Franz zur Erde blickte, fügte er gütig hinzu: „Wir empfangen des Montags Abend. Kommen Sie einstweilen, bis sich etwas für Sie gefunden hat."

Er stand redend auf. Da ergriff ihn ein krampfhafter Hustenanfall. Franz sah sich beklemmt nach Hülfe um, doch winkte der Fürst, ohne weiter sprechen zu können, zum Gehen, schellte, und als ein Diener erschien, sagte er mit erstickter Stimme: „Das weiße Pulver . . . in Wasser aufgelöst . . ."

Franz empfahl sich bestürzt. „Der macht es nicht lange mehr," dachte er, zurück durch die Prunkgemächer wandelnd, und es war ihm, als husche der Tod an ihm vorüber. Auf der Treppe begegnete er einer alten Frau mit weißgestreifter Mütze und einem gefalteten Kragentuch. Er blieb stehen, um sie vorübergehen zu lassen. Plötzlich erkannte er die Kammerfrau der Fürstin. „Gertrud!" rief er laut. Sie stutzte, sich von einem bärtigen Mann,

der ihr völlig unbekannt schien, genannt zu hören, sagte: „Befehlen?“ knixte und, als Franz nicht zu Worte kommen konnte, war sie jenseits der Treppe verschwunden. „O Gott, o Gott . . .“ mehr vermochte Franz nicht zu denken. Dann schwankte er die Treppe hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Sitten-Roman von Desiré Delcroix.)

Es war in den letzten Tagen des Monats Januar 18**. Seit langen Jahren hatte der Winter in den vlaemischen Gegenden nicht so schrecklich gewüthet, als zu dieser Zeit. Armuth und Elend hatten ihren Höhepunkt erreicht und herrschten mit unerbittlicher Strenge im Lande. Die Noth brachte die durch Leiden und Entbehrungen abgehärmten und entkräfteten Kinder des Mangels dem förmlichen Hungertode, dem Abgrunde der Vernichtung entgegen.

Die Wohlthätigkeit, welche von Alters her eine flamändische Bürgertugend gewesen, war gleichwohl nicht unthätig geblieben. War es auch der Menschenliebe nicht geglückt, die Drangsal der Hungersnoth ganz und überall abzuwenden, so hatte sie doch in größeren und kleineren Kreisen der Bevölkerung tausende Schlachtopfer dem Elende zu entreißen vermocht. Auf dem flachen Lande aber blieb der arme Bauer all' den schrecklichen Folgen einer Handels- und Gewerbestockung preisgegeben.

Von aller sittlichen Gemeinschaft mit seinen französisch gebildeten Brüdern ausgeschlossen, bleibt der flamändische Landmann in seiner nackten Hütte und auf seinem von seinem Schweiß benetzten Acker wie an einen festen Punkt gefesselt. Er fühlt, daß die Aufklärung fortschreitet und sieht die Kluft, welche ihn von seinen Brüdern scheidet, von Tag zu Tag weiter werden.

Dieser Umstand erweckt meistens im Anfange bei ihm ein Gefühl der Ehrerbietung gegen seine glücklicheren Landesgenossen; doch bei stets herberen Schlägen des Schicksals geschieht es nicht selten, daß sich dieß Gefühl allmählig in bittere Wehmuth verwandelt, um in der Folge — wenn die Noth einen sehr hohen Grad erreicht — gar in Frevel und Haß überzugehen.

In dem traurigen Gedanken seiner Verlassenheit schlägt er dann um sein blutendes Herz den Mantel der mißkannten Menschenwürde; seine erbitterte Seele tritt in Widerstand gegen die ganze Natur, und, den Brüdern fluchend, die ihn auf der Bahn der Jahrhunderte als Bastard des Glücks trostlos zurückließen, gibt er sich ohne Gegenwehr seinem Schicksale anheim.

Ist er aber einmal zu diesem Zustande geistiger Erbitterung und Verzweiflung gebracht, dann darf das Elend seine Schläge verdoppeln; es kann wohl den gebrechlichen Körper niederschlagen und entkräften, die Seele aber bietet in ihrem Stolze dem Sturme Trotz. Das Auge allein auf Gott gerichtet, verachtet der arme Leidende allen menschlichen Trost und erwartet geduldig den Gnadenschlag des Todes.

Kein Wunder also, daß in jenen Tagen der Noth, trotz der Freigebigkeit der vom Glück begünstigten Stände, der Hungertod noch seine Opfer in dem frommen und wohlthätigen Flandern fordern konnte! . . .

In einem armseligen, mit Stroh gedeckten Hüttchen, etwa eine halbe Stunde Weges von der kleinen Stadt Deynse entfernt, lag auf einigen Büscheln Heu, kalt und starr, eine lange, hagere Frau. Ihre knochigen Wangen waren eingefallen und ihre großen schwarzen Augen stierten nach den schwarzberauchten Brettern der Decke.

Ein siebenjähriges Kind saß, in form- und farblose Lumpen eingehüllt, zusammengekauert in der Ecke des feuerlosen Herdes. Uebrigens waren weder Möbel noch Hausrath in der trüben Wohnung und man hörte weiter nichts, als das Sausen des Windes durch die Ritzen der halbverfaulten Thüren.

Das Kind erhob sich plötzlich aus seinem Schlupfwinkel, näherte sich der auf ihrem elenden Lager hingestreckten Frau und, indem es deren Hand faßte, sagte es, mit den Zähnen klappernd vor Kälte:

„Mutter, ich habe Hunger!“

Doch nichts antwortete ihm als das klägliche Heulen des Sturmes, der jetzt mit verdoppelter Wuth die Fensterrahmen, die Thüren und das Dach der armen Wohnung erschütterte, als wollte er das niedrige Hüttchen bis in seine Grundfesten zerstören. Bald seufzte der Wind langsam und peinlich zwischen den nackten Bäumen des nahen Waldes wie der Schmerzensruf der unter der Erde ruhenden Geschlechter; bald aber tobte er wie die spottende Stimme des Unglücksgeistes, der, dem kahlköpfigen Adler gleich, sein Triumphlied anhebt ob der zitternden Beute, deren Eingeweide er mit seinen Klauen zerreißt.

„Mutter, ich bin hungrig und kalt und es ist mir so ängstlich zu Muthe!“ wiederholte das Knäbchen. „Mutter, liebe Mutter, wache doch auf!“

Ein heftiger Stoß des Orkans hob in diesem Augenblicke die Thüre der Hütte aus ihren rostigen Angeln und warf sie mit Gewalt in der Mitte des armseligen Gemachs nieder.

Das erschrockene und bebende Kind verließ, da es von der Mutter keine Antwort erhielt, die Hütte,

ohne zu wissen, wohin es seine schwachen Schritte lenken sollte. Es lief so lange, bis es keuchend und erschöpft an der Landstraße hinsank.

Der Abend stieg hernieder und eine schwarze von Schnee und Hagel schwangere Wolke dehnte sich als ein unermeßliches Leichenkleid über die ganze Flur aus.

Bald aber riß der Wind das düstere Todtentuch in Stücke und Schnee und Hagel stoben über die nackten Felder hin. Als endlich der Mond von der Höhe aus seiner Schwester zuzulächeln kam, da wurden seine Strahlen von dem weißen Teppich zurück geworfen, den Gottes Hand über die Erde ausgebreitet hatte, um die deren Schooße entkeimenden Saaten gegen die Strenge des Winters zu schützen.

Jetzt kam ein Wagen über die Straße hingefahren. Der Kutscher hielt plötzlich still, sprang vom Bocke und nahm das unglückliche Kind aus dem Schnee, unter dem es bereits halb begraben war, heraus, während eine Frauenstimme in der Kutsche ängstlich fragte, was es gebe.

Der barmherzige Diener hub das Kind auf seine Arme und trug es an den Wagenschlag; Thränen des Mitleidens entrollten seinen Augen. Unter Schluchzen konnte er nur die Worte hervorbringen: Sehen Sie Madame!

„Großer Gott, ein todtes Kind!“ rief die Dame jammernd aus.

„Nein, Madame“, antwortete der Kutscher, „todt ist es nicht; ich habe gefühlt, wie das Knäbchen, als ich es aus seinem Schneebette hervorzog, in meinem Armen zitterte. Wofern Sie sich aber nicht des armen Schäfchens erbarmen wollen, dürfte es nicht lange mehr leben.“

„Ich sollte mich des Kindes nicht erbarmen! Wo sind Deine Gedanken, Johann? Nimm diese Börse und trage sie zu den Eltern des Knäbchens, welche ohne Zweifel jene Hütte bewohnen. Sage ihnen, daß sie des armen Kleinen wegen nicht unruhig seyn sollen. Morgen werde ich ihnen das Kind, warm gekleidet und vollkommen hergestellt, zurückschicken und ihrer überdieß nicht vergessen.“

„Darf ich Sie hier denn mit den Pferden allein lassen?“ fragte Johann.

„Ja, aber eile Dich. Gott, der über das Kind wachte, wird auch mich beschützen.“

Johann übergab das Kind seiner Gebieterin und wanderte schnell der bezeichneten Hütte zu.

Die gutherzige Frau schlug unterdessen ihren Reisemantel um den armen Knaben und suchte dessen blaue Händchen durch ihr Hauchen zu erwärmen. Es war ihr gleichwohl noch nicht gelungen, das Kind wieder zu sich zu bringen, als ihr der alte Diener die Börse mit dem Bemerken zurückbrachte, daß er in der bemeldeten Hütte nur die Leiche einer der Kälte und dem Mangel erlegenen Frau gefunden hatte. . . . .

*

Einige Stunden später lag die kleine Waise in einem reich möblirten Zimmer auf einem bequemen Ruhebette. Eine junge Frau überwachte mit Theilnahme seine geringsten Bewegungen, während ein artiges kleines Mädchen vor Freude in die Hände klatschte und um seine Mutter herumscherzend und hüpfend, fortwährend in singendem Tone ausrief: „Mutter, was bin ich froh, daß Du mir ein Brüderchen mitgebracht hast!“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Bei einer Illumination in Mainz, dem französischen Kaiser zu Ehren, erschienen vor einem Fenster folgende transparente Buchstaben:

I. W. S. B. W. N.

Die Menge zerbrach sich über ihre Bedeutung lange den Kopf, bis endlich ein Zuschauer, wahrscheinlich vom Hausbesitzer aufgestellt, den Sinn der Buchstaben so entzifferte:

Immer Wird's Schlimmer, Besser Wird's Nimmer.

Oder rückwärts:

Nimmer Wird's Besser, Schlimmer Wird's Immer.

Den andern Morgen zitirte man den Urheber zur Verantwortung vor den Präfekten. Allein er erwiderte auf Befragen: Alles hat 2 Seiten und vor bösen Mäulern kann man sich nicht genug hüten. Die transparenten Buchstaben bezeichneten:

Jüngling, Werde So Brav, Wie Napoleon!

Ein junger Arzt saß an dem Bette eines kranken 30jährigen Fräuleins, hörte geduldig ihr langweiliges Klaglied an, und erwiderte darauf: „Ihr Unwohlseyn ist weniger eine Krankheit, als ein unbehaglicher Zustand. Heirathen Sie, so werden diese Uebel alle verschwinden!“ — Nach kurzem Besinnen antwortete sie: „Ja, ja, Sie haben Recht, ich will Ihrem Rathe folgen. Wissen Sie was, heirathen Sie mich!“ — „Mein Fräulein!“ versetzte der junge Mann, „wir Aerzte verschreiben die Arzneien, aber wir nehmen sie nicht selbst ein.“

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 253 Dienstag, 23. Oktober 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

Auf der letzten Stufe der Treppe traf Franz eine Ladenmamsell mit einem großen, blauen Karton. Ausweichend stieß er an die Schachtel, die die Stufen hinabrollte, sich öffnete und zu seinen Füßen ein weißes, mit rosenrothem Taft gefüttertes Spitzenkleid ausbreitete. Die Diener sprangen herzu; die Ladenmamsell raisonnirte, indem sie das Kleid in den Karton zurückzwängte; dem betäubten Franz wurde sein Ueberrock von einem Bedienten gereicht... das Alles war das Werk eines Augenblicks, auch das, daß oben auf der Treppe der Fürst mit seiner Gemahlin erschien, die Hausthürflügel von einem Lakaien aufgerissen wurden, Franz ein elegantes Koupé, mit vier brausenden Engländern bespannt, vorfahren sah, die auf das Steinpflaster mit ihren ungestümen Hufen aufschlugen und kaum zum Stehen gebracht werden konnten. Der Fürst stieg langsam die Treppe hinab; an seiner Seite ein schönes zwanzigjähriges Weib, mit einem holdselig blassen Antlitz, mit tiefblauen unendlich sanften Augen, hohen schlanken Wuchses, das kleine weiße Federhütchen auf die sorgsam geglätteten kastanienbraunen Haare gesetzt, den schwarzen Spitzenshwal über ein schwarzes, enganschließendes Kleid geworfen, ein duftendes Schnupftuch und einen weißen Sonnenschirm in der Rechten ... Franz lehnte athemlos im Hintergrund an einer Säule. Athemlos sah er den Fürsten das Koupé mit seiner Gattin besteigen, athemlos hörte er das Knallen der Peitschen, das Davoneilen der Pferde, das leichte Rollen des Wagens ...

„Ist dem Herrn nicht wohl?" fragte ein Diener.

Franz besann sich, wo er war. Er war im Hause des Fürsten von der Recknitz; er hatte ihn die Treppe hinabsteigen, die liebreizende Fürstin gesehen, gesehen, wie sie an ihm vorüberschritt, hatte das Rauschen ihres Kleides gehört, hatte den Duft ihrer Person eingeathmet, hier, hier an dieser Stelle! ... Es faßte ihn ein rasender Schmerz; er eilte ins Freie, er warf sich in die dichtesten Partien des Wäldchens, er rief unter verhaltenen Thränen: „Ich könnte sie hassen, sie hat mir so wehe gethan, daß ich ihr eine ewige, eine fortgesetzte Rache schwören sollte. Ist denn die Lehre, die ich empfing, nicht fürchterlich genug? Bin ich denn nicht plötzlich alt, plötzlich aufgeklärt geworden? Das ist so in der Ordnung," setzte er beschwichtigend nach einer Weile hinzu. „Im Himmel die Seligkeit. Auf der Erde das Elend. Und, indeß dieses sich nieder auf uns läßt, nehmen wir das Leben, wie es ist, die Jugend, wie sie ist, theilen wir sie ein in Genuß und Verachtung, in Betäubung und Hellsehen. Das nennt man gemeiniglich Mann seyn. Der, der die Wissenschaft des Guten und Bösen besitzt, der muß seinen Weg nun einmal allein gehen, muß von Wirklichkeiten leben, wie er früher von Täuschungen lebte."

Er warf sich auf eine einsame Bank und rang die Hände ineinander. Dann zerschmolz der Schmerz und er seufzte: „Helene, Helene," und dann bäumte er sich wieder hoch auf, daß Franz aufspringen und von einer Allee in die andere wanken mußte. Dazwischen träumte er von vergangenen Tagen, horchte er auf das leise Rauschen des Frühlings, auf die Glocken der Heerden, auf das Gemurmel des Wassers. Wie war ihm so wunderlich schmerzhaft! Wie klagte er über sich selbst, daß er so niedergeworfen sey. Spät erst kam er zu sich. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, die Wiesen dufteten lieblich. Er erkannte in den Luftzügen die verschiedenen Pflanzen, er sagte sich: „Das ist der Geruch des Thymians, das sind die Narzissen der Gärten, das da ist der Duft der Geraniums." Die Geister der Luft schienen die zarten Blüthen in sich saugen und sich in ihnen baden zu wollen ... er lächelte, strich sich die Haare aus dem Gesichte, seufzte: „Es ist vorüber, es muß vorüber seyn, ich will es" und ging langsamen Schritts zu Almas Wohnung hinüber.

* * *

Alma war stumm an Eduards Seite nach Hause geritten. Ihre Augen schossen Flammen. Die Wangen waren leicht geröthet, die Locken, vom Ritte länger und glatter geworden, quollen unter dem schwarzen Reithut hervor. Das enganschließende,

mit Knöpfen und Schößen versehene Tuchkleid zeichnete die wundervolle Feinheit ihres Körpers. So schlank war sie, daß sie sich in ihren Bewegungen fast wie ein Kind ausnahm. Eduard hatte mehrmals mit ihr zu sprechen versucht und immer hatte sie ihn mit wenigen Worten zum Schweigen gezwungen. Jetzt hielten sie vor dem Thorweg des Hauses, den der Reitknecht, der voranzureiten gewohnt war, sobald sie in die Nähe von Almas Wohnung kamen, dießmal zu öffnen vergessen hatte. Eduard mußte vom Pferde herunter und klofen. Indem war schon Alma, leicht wie eine Gazelle, herabgesprungen, hatte die Zügel über des Pferdes Hals geschlungen, hatte dem herzugeeilten Reitknecht einen starken Verweis über die Verspätung, über das vernachlässigte Riemzeug gegeben, hatte, mit der Reitpeitsche in der Hand, unmuthig gesagt: „Er ist zu nichts auf der Welt, nicht einmal zum Füttern der Pferde zu gebrauchen," und war nun eben in ihrem Zimmer, glühend vor Erregung, an einen Tisch voll Bücher und Packeten, das lange Kleid hinter sich herziehend und die Handschuhe und den Hut von sich auf einen Stuhl werfend. Die Kammerjungfer war eilfertig ins Zimmer, um Alma auszukleiden, getreten; sie schickte die Geängstigte rasch fort, streckte sich aufs Sopha, fuhr mit dem Battisttuch über das Gesicht und sagte zu Eduard gewandt: „Dieses Gesindel von Domestiken, das immer zur unrechten Zeit kommt, kein Pflichtgefühl hat, sondern nur eine leicht zu verrückende Maschinerie, ohne Sinn, Kopf und Anhänglichkeit-ist, dieß Gesindel macht mir das Leben schwer. Oeffnet so ein Tölpel von Reitknecht den Thorflügel nicht, kommt so eine Gans von Zofe ungerufen ins Zimmer! Freilich, freilich, Menschen ohne Erziehung sind keine Menschen," setzte sie seufzend hinzu.

Eduard stand da, verletzt in seinem Humanitätssinn und doch eingeschüchtert durch Alma, die seinen Widerspruch nicht leiden konnte. Sollte er reden oder schweigen? Ihr Vorstellungen machen? Sie auf bessere Gefühle bringen? Er wußte es nicht. Seufzend fühlte er seinen Mangel an Einfluß, seufzend errieth er, durch wie viele Erfahrungen Alma durchzugehen habe, um mit sich und der Welt ins Gleichgewicht zu kommen. „So gut und so hart zu seyn!" dachte er schmerzlich. „Bald wie ein Engel sich zeigen und bald wie ein Dämon! Glauben machen, daß sie herzlos ist, wenn sie mit ein wenig Selbstbeherrschung durch und durch erwärmen könnte! Ach, daß ich sie leiten dürfte! Aber es ist nicht möglich! Ich kann es nicht! Wer könnte auch diesen Charakter leiten, der gebieten, nicht gehorchen will. Dann wandte er sich zu Alma und sagte: „Ich gehe und will suchen, ob ich Ihnen heute Abend Franz zuführen kann." Bei dem Namen sah Alma auf; ein dunkles Roth flog ihr über die Wange, sie athmete kaum: „Daß Sie sich das nicht unterstehen," rief sie, indem sie aufsprang. „Gehen Sie, Eduard, ich will allein seyn, ich brauche weder Sie, noch Ihren Franz . . ."

Eduard verbeugte sich, schwieg und ging. Dieß traurige Schweigen brachte Alma zur Besinnung. Sie schämte sich ihrer Uebereilung, rief ihn zurück, sagte freundlich: „Geben Sie mir die Hand. Seyen Sie mir nicht böse. Wir sehen uns bald wieder, nicht wahr, recht bald?" Und als er antworten wollte, setzte sie hinzu: „Nein, gehen Sie jetzt. Sie sind gut und ich bin unartig. Das ist nun einmal so und wird nicht anders. Ertragen Sie mich."

Und er ertrug sie, so schwer es ihm auch zuweilen ward. Er ertrug ihre Fehler, ihre Launen; er nannte das die Fehler ihrer Eigenschaften und ihrer — Race. Man schob Manches auf eine mangelhafte, adlige Erziehung. „Ich glaube an Almas Herz," sagte er, in seinen spanischen Mantel gehüllt, „ich habe mich gewöhnt, daran zu glauben. Sie ist eben ein seltsamer Charakter, von dem man nicht weiß, ob man ihn lieben oder fürchten soll." So dachte er träumend, indeß Alma sich entkleiden ließ und dann zur Tante ging.

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

„Was hat der gute Gott doch schöne Dinge erschaffen!" sagte ein sanftes, liebenswürdiges Mädchen mit hübschen blauen Augen und offenem Gesichte, während es in dem Garten eine Rose abpflückte.

„Ich denke, daß die Menschen, wenn sie weniger an die Schönheiten der Natur gewöhnt wären, diese höher schätzen würden. Denken Sie nicht auch so, Vetter Arthur?"

„Gewiß, beste Cousine", antwortete dieser, „ich stimme gerne mit Ihrer Meinung überein, wenigstens was das Prinzip betrifft, und dieß wohl aus verschiedenen Ursachen. Erstens, weil man unmöglich Unrecht haben kann, wenn man jung, schön und verständig ist, wie Sie; zweitens weil . . ."

„Sparen Sie doch um Gotteswillen die zweite und die folgenden Ursachen", unterbrach ihn das Mädchen schalkhaft lächelnd, „ich halte wenig von Prinzip, Redekunst und anderm studentischen Wirrwarr. Kurzum, theilen Sie meine Ansicht, oder nicht?"

„Aber, beste Cousine, erlauben Sie . . .

„Müssen Sie mich mit Trugschlüssen bezahlen, mein Herzensfreund, dann verlieren Sie Ihre Zeit

nutzlos. Es sind doch immer nur angelernte Sprüche, die Sie auskramen werden, hochtrabende und schönklingende Worte, die ich nicht einmal verstehen dürfte."

„Aber so lassen Sie mich doch meine Ansicht aussprechen, beste Cousine; ich versichere Sie, daß Sie mir Recht geben werden", antwortete der Jüngling einigermaßen außer Fassung gebracht. „Ich sagte Ihnen, daß Ihre Ueberzeugung auch die meinige ist, was das Prinzip betrifft, und ich wollte hinzufügen, daß es größere und schönere Wunder gibt, als die Rose, welche Ihren Ausruf motivirte. Wir haben z. B. die majestätische Sonne, den lieblichen Mond und die unzählbaren Sterne, welche am Firmament funkeln. Darüber lohnt es sich, in Verwunderung auszubrechen! Aber eine Rose!"

„Ja, so seyd Ihr junge Herrchen des aufgeklärten neunzehnten Jahrhunderts", antwortete das Fräulein, während sie voranging und Blumen pflückte; „Ihr bewundert nur das Große und Erhabene, und zertretet gleichgültig die Gaben, welche Euch der Schöpfer nahe gelegt hat. Ueberdieß habt Ihr eine Art zu urtheilen, aus der ein einfaches Mädchen, wie ich, nicht klug werden kann."

„Seit acht Tagen haben Sie mir wohl fünfzig verschiedene Namen gegeben. Bald bin ich eine Sylphide, bald eine Sirene, etwas später ein Engel und andere schöne Dinge mehr. Es ist zum Todtlachen, Vetter!"

Und das fröhliche, scherzende Mädchen lachte in der That so herzlich und ungezwungen, daß Vetter Arthur, wie unangenehm ihn auch dieser unerwartete Spott berührte, doch nicht umhin konnte, sich gleichfalls lustig zu stellen.

Als die Lachwuth ein wenig befriedigt war, setzten die jungen Leute ihren Spaziergang fort. Sie trafen bald einen andern Jüngling von ernstem, ja fast trübsinnigem Aeußern, welcher, mit einem Buche in der Hand, durch eine Seitenallee auf das Schloß zuschritt. Er war so in sein Lesen vertieft, daß er die beiden Ankommenden gar nicht bemerkte. Arthur klopfte ihm auf die Schulter und sagte: Guten Tag, mein lieber Künstler, wie befinden Sie sich?

Arthur nannte ihn Künstler, weil der junge Mann, obschon kein solcher Beruf, die Tonkunst mit Vorliebe studirt hatte, und als ausgezeichneter Clavierspieler bekannt war.

Der Lesende streckte mechanisch die Hand nach dem Sprechenden aus und schien erst aus seiner Träumerei zu erwachen, als ein herzliches: Guten Tag Ludwig! ihn erkennen ließ, daß Arthur nicht allein war.

Ein flüchtiges Roth bedeckte seine bleichen Wangen und mit der größten Ehrerbietung grüßte er die Jungfrau, welche, durch diese kalten Höflichkeitsformeln aus ihrer kindlichen Unbesonnenheit aufgeweckt, zum ersten Male in ihrem Leben zu bemerken schien, daß der leutselige, liebreiche Ton, in dem sie den Jüngling angeredet hatte, nicht zu ihrer gegenseitigen gesellschaftlichen Stellung passe.

War sie doch die einzige Tochter eines vornehmen Kaufmanns, der schon seit einigen Jahren den Handel aufgegeben hatte, um auf einem schönen Landgute seine Tage in Ruhe und Frieden zuzubringen.

Der Jüngling aber war ein armes elternloses Kind, welches ihre Mutter vierzehn Jahre vorher auf der Landstraße von dem sicheren Tode gerettet hatte. Ihre Eltern hatten ihn wie ihr eigenes Kind gepflegt und erzogen und später wurde er, durch die Vermittlung des Kaufmanns, in einem großen Handlungshause einer benachbarten Stadt als Buchhalter angestellt.

Kaum aber war dieser Gedanke in ihrem Geiste aufgestiegen, so machte auch schon der fröhliche Scherz, der ein Grundzug ihres Charakters war und den man auf ihrem heitern lachenden Gesichte hätte lesen können, einer Verlegenheit Platz, die sie nur mit Mühe zu verbergen vermochte.

Um sich derselben zu entziehen, schützte sie eine unterlassene Arbeit vor und ließ die beiden Jünglinge allein zurück.

Als Arthur sah, daß Ludwigs Blicke dem Mädchen theilnehmend folgten, fragte er ihn, was er von seiner lieben Cousine denke. Obschon der Gefragte in seinem Innern Arthur für einen unbedeutenden und unverständigen Menschen hielt, so konnte er doch nicht umhin, das Lob Derjenigen auszusprechen, welche — bekennen wir es in seinem Namen gerade heraus — ihm seit langer Zeit die Verwirklichung des Ideals ausmachte, das jeder gefühlvolle junge Mann sich in seiner Seele zwischen dem Bilde der Gottheit und dem des Glückes als eine Botin des Himmels entwirft.

Und wie konnte es anders seyn?

Mit dem Mädchen zusammen aufgewachsen, hatten dieselben Spiele, dieselben Vergnügungen, dieselben Unterrichtsstunden Beide täglich vereinigt. Die Dankbarkeit, welche er, der — ohne jeglichen Verwandten — ganz allein in der Welt dastand, seinen Pflegeeltern und seiner Pflegeschwester schuldete, war daher bald einem innigeren Gefühle gewichen.

Und als in spätern Jahren der Verstand kam und ihn die ganze Hoffnungslosigkeit seines Zustandes einsehen ließ, da war dieß Gefühl bereits derart gewachsen und so tief bei ihm eingewurzelt, daß es dem Jüngling unmöglich schien, dasselbe durch eine ehrerbietige Zurückhaltung und kalte Erkenntlichkeitsbezeugungen zu ersetzen.

Und doch hatte er gestritten, der arme junge

Mann, muthig gestritten gegen seine Leidenschaft, und vielleicht würde der Geist über das Herz gesiegt haben, wenn nicht inmitten seines heftigsten Kampfes ein unglücklicher Zufall seiner Neigung einen gewissermaßen gesetzlichen Anstrich gegeben und das in seinem Busen glimmende Feuer zur vernichtenden Flamme angefacht hätte. Es war nämlich etwas über anderthalb Jahre vorbei, daß Herr van Straelen, so hieß Ludwigs Pflegevater, mit seiner Frau und seiner Tochter Klara zu einem alten Freunde der Familie, dessen Landgut ungefähr eine halbe Stunde von dem ihrigen entfernt, auf dem jenseitigen Ufer eines breiten, reißenden Stromes lag, auf ein Festmahl eingeladen wurde.

Da Herr v. Straelen aber einer leichten Unpäßlichkeit wegen das Haus hüten mußte, so waren die beiden Frauenzimmer der Sorgfalt eines Bedienten anvertraut, der dieselben vermittelst eines Bootes überfahren sollte. Auf dem andern Ufer aber hatten sie einen offenen Wagen zu gewärtigen, der sie zur Wohnung des Gastgebers bringen sollte.

Alles war gut abgelaufen. Frau und Fräulein van Straelen waren wohl angekommen und hatten in Gesellschaft guter Bekannten sich prächtig unterhalten; aber bei der Rückkehr geschah es, daß der mit der Ueberfahrt betraute Diener abwesend war und durch einen andern, des Ruderns weniger kundigen Mann ersetzt werden mußte.

Augustin Wevers, der neue Fährmann, hatte einige Monate vorher seine ihm untreu gewordene Geliebte durch den Hufschmied des Dorfes zum Altare führen sehen, ein Umstand, der, seiner Aussage gemäß, ihm alle Frauenzimmer zuwider gemacht hatte. Man glaubte ihm dieß um so eher, als er die Dosis Liebe, die ihm jetzt zur Last seyn mußte, den schönen Augen eines Schnappskruges gewidmet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Nachstehende Episode des blutigen 8. Sept. ist einem Schreiben des russischen Oberkommandanten an den Baron v. Meyendorff entnommen. „Es war bekanntlich von der höchsten Wichtigkeit, daß die Truppe, die mitten unter den Ruinen des Malakoff kämpfte, sich bis zum Abende halte, denn dieser Punkt verschloß den Stürmenden das weitere Vordringen aus dem bereits genommenen Werke, und hinderte dieselben in das Innere der Schiffervorstadt zu debouchiren. Die Russen schlugen sich mit der größten Hartnäckigkeit, allein es begann bereits an Munition zu fehlen. Ein Munitionskarren, der ihnen zugesendet wurde, schlägt eine Richtung ein, die ihn gänzlich dem feindlichen Feuer aussetzt — vergebens ruft man ihm entgegen, einen Umweg zu nehmen, als ein junger Generalstabsoffizier aus der Suite des Fürsten Gortschakoff, ohne daß man ihm dazu den Befehl ertheilt hätte, dem dahineilenden Karren nachstürzt, um ihn abseits zu lenken und ihn so der drohenden Gefahr zu entreißen, der er rettungslos entgegenging. Der Munitionskarren ist geborgen, allein der junge Offizier, der ihn gerettet, und so der Truppe die Möglichkeit verschafft, im letzten Augenblick den hochherzigen Widerstand fortzusetzen, durch den allein der Rückzug der Armee gedeckt werden konnte — bezahlt diesen schönen Akt der Hingebung mit seinem Leben." Dieser junge Held war der Baron v. Meyendorff, der älteste Sohn des früheren russischen Gesandten in Wien.

Aus Novara verlautet von einer interessanten Erfindung, die nichts weniger bezweckt, als Dinte und Feder gänzlich zu verdrängen. Dieselbe besteht aus einer Maschine, die mit einer Tastatur versehen ist und durch Berührung der einzelnen Tasten die bezüglichen Buchstaben auf ein angebrachtes Papier abdruckt. Der Erfinder, Navizza, nennt dieselbe Schreibklavier.

Nach statistischen Ausweisen hat sich der Papier-Verbrauch in Oesterreich seit dem Jahre 1848 mehr als verdoppelt. Vom Jahre 1850 bis 1851 ist derselbe um 20 Prozent gestiegen.

Vor einigen Tagen wurde in Lancaster eine Münze aus den Zeiten des römischen Kaisers Marcus Aurelius Antonius gefunden.

Räthsel.

Wir sind's gewiß in vielen Dingen:
Im Tode sind wir's nimmermehr;
Die sind's, die wir zu Grabe bringen:
Und eben diese sind's nicht mehr.
Dieweil wir leben, sind wir's eben,
Von Geist, Gemüth, und Angesicht:
Und dennoch sind wir, weil wir leben
Es noch bis diese Stunde nicht!

Auflösung der Charade in Nr. 250:
Bahnhof.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 254 Mittwoch, 24. Oktober 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

Frau von Wallsee war früh Wittwe geworden. Nur kurze Zeit war es ihr vergönnt gewesen, an der Seite eines geliebten, aber verschwenderischen Gatten zu leben. Damals hatte sie in Glanz, in Ueberfluß geathmet, nicht ahnend, daß bald eine Zeit kommen würde, wo das Alles zerfließen sollte. Sie hatte keine Kinder. Herr von Wallsee starb früh und ohne Testament. Das Vermögen, das zerstört war, fiel an die Familie zurück. Die Wittwe, die ihm die angenehmste und bequemste Gefährtin seines Lebens gewesen war, mußte sich mit einer kleinen Pension begnügen und in die Ferne ziehen. Sie that es mit stiller Ergebung, denn sie hatte einen sanften, demüthigen Sinn und nahm das, was kam, für Schickung des Himmels, nicht für Menschenwerk. „Es ist Alles so, wie es ist, gut," pflegte sie zu sagen, wenn man sie bedauern wollte. Sehr angenehm war es ihr, als die elternlose Nichte, Alma von Wallsee, die ohnedieß vermögend war, sie zum Beisammenleben mit ihr aufforderte. „Da hätte, ich ja einen Lebenszweck," dachte sie erfreut. „So ein junges Mädchen zu beaufsichtigen und zu lieben, habe ich mir immer gewünscht." Aber sie sah auch bald ein, daß das mit Alma nicht möglich sey. Zuerst stieß sie sich an diesem Wesen, dann ertrug sie es. Sie hatte die Nichte bei ihrer Ankunft in einem phantastischen Anzug, mit einem sammtnen Käppchen auf dem Kopfe, auf einem Divan ruhend gefunden und sich lange nicht über den Anblick beruhigen können.

„Du machst Dich lächerlich vor der Welt," sagte ihr die gute Tante bewegt.

„Die Welt sieht mich nicht und ist mir überdieß gleichgültig!" antwortete Alma bestimmt. „Ja, Tante," fuhr sie fort, „sie ist mir gleichgültig, weil ich sie verachten gelernt habe. Sie ist ungerecht. Sie will mich wie etwas Gewöhnliches behandeln, und sie irrt sich. Ich bin meiner Lage, meinem Charakter nach außerhalb des Gleises. Möglich, daß es ein schlechtes ist, möglich, daß ich Anstoß gebe. Ich gestehe sogar, daß ich — verkannt bin."

„Du könntest dem ausweichen, wenn Du natürlich wärest," bemerkte die Tante. „Es ist schlimm, wenn man sich gegen das Urtheil der Menge stumpf macht."

„Mein Leben ist nun einmal sonderbar," entschuldigte Alma. „Ich bin gleichsam gezwungen, anders wie Andere zu seyn. Die Aufgabe ist jetzt die, den Weg, den ich mir vorgeschrieben, nicht aus dem Auge zu lassen; ich will bleiben, wie Gott mich geschaffen hat. Bin ich doch nun einmal ein Metall, das nicht geschmolzen werden darf."

„Du wirst gestraft werden," sagte die Tante. „Man säet den Haß, um ihn zu ernten."

„Tantchen, an Dir ist ein Prediger verdorben."

„Und an Dir eine Romanheldin," entgegnete die Tante streng.

Alma stutzte, dann flog sie auf die Tante zu, küßte sie, umfaßte ihre Hände, legte ihren Kopf auf ihren Schooß und sagte schmeichelnd: „Du mußt nicht schelten, Tante, mußt nicht böse seyn. Ich bin ein verzogenes Kind, ich habe zu viel für mein Alter und meine Stellung erlangt. Laß es nun gut seyn. Beklage mich nicht, bewundere mich nicht. Beurtheile mich nicht nach dem Schein. Ich kenne die Gefahr, in der ich schwebe, aber ich wage, weil ich kühn bin. Was geht mich der Beifall der Menge an? Vielleicht ernte ich doch einmal Liebe, statt Haß vielleicht gebe ich andern Frauen das Beispiel der Offenheit; vielleicht werden nach mir, Einige wenigstens, die Lüge verabscheuen."

„Du träumst," sagte die Tante besänftigt.

„Laß mich träumen," sprach Alma weich geworden. „Nimm mich nicht für enthusiastisch, nimm mich nicht für tugendhaft. Ich bitte Dich um Gotteswillen, Tantchen, nimm mich besonders nicht für tugendhaft; ich weiß nicht, was das heißt, ich will es nicht wissen. Ich fühle wohl, daß das von Unverstand zeugt, und doch dreht sich bei mir jetzt Alles darum, zu wissen, ob ich genug Kraft besitze, den Muth meiner Meinungen zu haben."

„Man wird Dich für wahnwitzig halten!" rief die Tante.

„Als wenn ich nicht das Recht hätte, auch dafür zu gelten!“ erwiderte Alma sanft, indem sie sich auf einen Stuhl warf. „Vielleicht,“ sagte sie nach einer Pause, „bin ich die Vernünftige und die an mir zweifeln, sind reif fürs Irrenhaus.“

Das wunderliche Mädchen schwatzte so fort. Sie war so anmuthig, wenn sie sagte: „Wir streiten uns, aber wir lieben uns doch,“ daß die Tante immer wieder versöhnt von ihr ging. Heute hatte sie nach dem Ritt und nach der Scene mit Eduard Toilette gemacht, hatte sich nach der Tante Geschmack in ein rosenfarbenes Moussilinkleid mit weiten, wallenden Aermeln gehüllt, aus denen hervor die schönen Arme, mit reichen Spangen geschmückt, hervorblickten und trat nun hastig zu ihr, die sinnend und ernst, fast wie ein Van Dykisches Bild anzuschauen, am Fenster saß. Sanfte Thränen waren ihr über dem Gedanken an die verlorene Jugend, an die eingebüßten Freuden, an die jetzige, eingeschränkte Lage gekommen. „O mein Gott,“ betete sie, „wie habe ich Deinen Beistand nöthig, wie muß mir, um nicht zu murren, das Gefühl meines Unwerthes bleiben, wie muß ich bitten, gehorsam, und ergeben zu werden.“ Da trat Alma mit der holdesten Freundlichkeit zu ihr. Die Tante trocknete ihre Thränen, wandte sich mit einem ernsten Gesicht zu ihr und sagte: „Ich bin unzufrieden mit Dir. Du hast den Friedrich so barsch angefahren, daß er nun fort und aus dem Dienst will.“

„So mag er,“ entgegnete Alma verstimmt. „Ich halte Niemand, besonders wenn er seine Pflicht versäumt.“

„Das hat er nicht gethan,“ erwiderte die Tante rasch. „Ist er etwa nicht treu, war er nicht Deinen Eltern ergeben? Um eines leichten Versehens willen zankt man nicht so, wie Du. Du treibst es zu arg. Mit Dir kann Niemand leben!“

Alma biß sich in die Lippen. „Ich soll dem Friedrich wohl Entschuldigungen machen, soll sentimental werden, soll überfließen in Philanthropie?“ fragte sie. „Nein, Tante, das thue ich nicht. Wir wollen ihm für seine Treue drei Monate Gage zahlen und dann mag er gehen. Ich halte ihn nicht.“

„Du bist trotzig, Alma,“ sagte die Tante aufstehend. „Wie mußt Du Dir die Hörner ablaufen, ehe Du in die Ehe passest!“

Plötzlich drückte Alma der Tante die Hände bis zum Schmerze. „Ich bin außer mir,“ rief sie, „wenn ich mir denke, daß ich heirathen, den Eduard heirathen soll. Ist es nicht der Frauen heiligste Sorge, den Dienst der reinen Liebe aufrecht zu erhalten? Sind wir nicht geborne Vestalinnen? Sollen wir uns nicht dem Mann unserer Wahl mit allgemeinster Gesinnung, mit unbedingtem Gefühl hingeben? Und ich? Und ich? Was werde ich thun?“ Sie verbarg ihr Gesicht in ihre beiden Hände, weinte eine Zeit lang still und heftig und fing dann an, von der Liebe und der Heiligkeit der Ehe mit einer Lebhaftigkeit zu reden, daß Frau von Wallsee nicht umhin konnte, ihr zu sagen: „Ach, „„die ewige Fessel,““ von der Du redest, würde, wenn sich Dein Ideal verwirklichte, etwas so Himmlisches werden, daß es frühlingslieblich uns mit ewiger Schönheit umwehen müßte!“

„Es soll aber so seyn,“ unterbrach sie Alma trotzig.

„Ach, ich bitte Dich um Vergebung,“ sagte die Tante lustig, „ich vergaß, daß Du allmächtig bist.“

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

Zum Unglücke für Frau v. Stracken und ihre Tochter hatte Augustin an diesem Tage das rothe Halstuch, die blaue Schürze und die gelbe Jacke seiner undankbaren Verlobten auf einer Dornhecke zum Trocknen ausgehängt gesehen. Dieser Anblick hatte so auf sein Nervensystem eingewirkt, daß er sich genöthigt fand, durch ein außergewöhnliches Gläschen Herz und Gemüth zu stärken. Er hatte deßhalb einen artigen Rausch weg, als der alte Johann ihm den Befehl brachte, überzufahren, um Madame und das Fräulein nach Hause zu bringen.

Der berauschte Wevers schwankte nach dem Boot, stieß muthig ab und kam, wenn auch einige Bogenschüsse tiefer als er gerechnet hatte, doch glücklich an's Land. Bevor jedoch die Damen ausgestiegen waren, erkannte er, daß er das Ziel verfehlt hatte, und, in seiner Eigenliebe gekränkt, wollte er um jeden Preis der Allee gegenüber landen, die nach dem Schlosse führt.

Es blieb ihm also nichts Anderes übrig, als wieder hinauf zu rudern.

All' seine Kräfte strengte er nunmehr an, die gewünschte Stelle zu erreichen; aber sein Ringen gegen den Strom war fruchtlos. Dazu hatte er den Unfall, eine seiner Ruderstangen zu zerbrechen.

Der Zustand der drei Passagiere war kritisch. Man durfte nicht erwarten, daß Augustin mit einer Stange vollführen werde, was er mit zweien nicht fertig bringen konnte; auch war keine Hoffnung vorhanden, in dem entlegenen Schlosse gehört zu werden, und, zum Uebermaße des Unglücks, bemerkte man bereits in der Ferne ein Balkengerüste im Wasser, durch das die Barke leicht umgeworfen werden konnte. Der Zufall wollte indeß, daß das Boot bei der Bergfahrt eine schiefe Richtung

nahm, so daß man dem Ufer näher rückte und hoffen konnte, dasselbe zu erreichen, ehe man auf das bemeldete Hinderniß stoße. Und in der That war man bereits so weit um die Ecke des Gerüstes herum, daß die ängstlichen Damen sich aufgerichtet hatten, um aus dem Fahrzeuge zu springen, als man plötzlich auf einen unter dem Wasser abgebrochenen Pfahl gerieth. Der Stoß, welchen das Boot hierdurch erlitt, brachte die Frauenzimmer aus dem Gleichgewicht. Frau v. Straelen fiel glücklich in die Barke nieder; ihre Tochter aber stürzte über Bord und wurde vom Strome fortgerissen.

Das mit den Wellen kämpfende Mädchen war bereits dem Tode nahe, als auf das Geschrei ihrer Mutter ein Jüngling aus dem nahen Busch herzugerannt kam, sich muthig ins Wasser stürzte und die Unglückliche sicher an's Land brachte.

Dieser Jüngling aber war Niemand anders als Ludwig, der seinen Pflegeeltern somit einen Theil der Schuld abtrug, die deren Sorge für ihn ihm auferlegt hatten.

Von diesem Augenblicke an wurden die Beziehungen zwischen Ludwig und Klara inniger als je. Das Mädchen hatte indeß ihr eigenes unschuldiges Herz nicht so tief ergründet, um klar zu erkennen, daß demselben ein anderes Gefühl als bloße Dankbarkeit und Freundschaft gegen ihren Retter innewohne. Um sie zu dieser Einsicht zu bringen, hatte es erst der Anwesenheit eines Fremden bedurft.

Wäre Arthur mit einem aufmerksameren Geiste begabt gewesen, so hätte er bald aus Ludwigs Worten den wahren Sinn der Sache verstanden; aber er gehörte zur Zahl Derer, die nur das Oberflächliche der Dinge sehen und so wenig Menschenkenntniß besitzen, daß sie meistens aus ihren eigenen Wahrnehmungen nicht klug werden.

Er antwortete also auf Ludwigs gefühlvolle Aeußerung nur mit dem fröhlichen Ausrufe: „Desto besser, desto besser! Das höre ich gerne!“ sprang lustig auf den nächsten Fußpfad zu und verschwand im Korn. Der betroffene Ludwig konnte diese Worte nach Gutdünken, gewiß aber auf eine für seine eigene Liebe unheilbringende Art auslegen.

Ludwig setzte seinen Weg fort und fand einige Schritte weiter die Rose, welche Klara in ihrer Verlegenheit fallen gelassen hatte.

Er hob dieselbe auf und steckte sie sorgfältig in sein Taschenbuch. An der Thüre des Schlosses wurde er von seiner Pflegemutter, die auf die ausgezeichneten Eigenschaften und Geschicklichkeiten ihres Adoptivsohnes so stolz war, als wäre es ihr leiblicher Sohn, auf's Herzlichste bewillkommnet.

*

Es konnte ungefähr 5 Uhr Morgens seyn, als der alte Johann mit einem Messer in der Hand und so schnell es ihm seine siebenzigjährigen Beine zuließen, die Schloßtreppe hinabstieg und seine Schritte nach dem Hofe richtete.

Augustin Weyer, derselbe, welcher sich anderthalb Jahre früher als ein so unglücklicher Fährmann bewährt hatte, folgte, mit einem Korbe unter dem Arme, dem alten Diener auf dem Fuße nach.

Augustin hatte, nachdem ihm einmal tüchtig der Text gelesen worden, Herrn v. Straelen versprochen, keinen Schnaps mehr zu trinken. Da er überdieß ein gutherziger Bursche war, der Alles, was er gewinnen konnte, seiner alten kränklichen Mutter zukommen ließ, so mußte man ihm seinen früheren Leichtsinn vergeben.

Sich selbst aber hatte Augustin den mißlichen Vorfall nicht verziehen. Er hatte vielmehr den Vorsatz gefaßt, nie wieder — es sey denn in der äußersten Noth — eine Ruderstange zur Hand zu nehmen. Daß er diesem zweiten Versprechen treuer blieb, als dem ersten, brauchen wir nicht einmal zu sagen. Wenn wir indeß die menschliche Schwachheit berücksichtigen, und das soll man schon aus christlicher Liebe thun, dann müssen wir bekennen, daß die Fehler, welche Augustin beging, zu gering waren, um sie ihm übel anzurechnen.

Unsere beiden Freunde begaben sich also gemeinschaftlich in den Blumengarten.

„Aber, Johann“, sagte Augustin, als sie einige Schritte weiter still hielten, „was mag denn heute auf dem Schlosse zu thun seyn, daß Herr Ludwig gestern Abend nicht wieder nach der Stadt zurückgekehrt ist? Weßhalb läßt Madame diesen Morgen all' die schönen Blumen abschneiden? Es ist wahrhaft eine Sünde gegen Gott, und es geht mir ein Stich durch's Herz, wenn ich die herrlichen Rosen, Päonien und Lilien so muß in meinen Korb werfen sehen.“

„Schweig, Augustin“, sagte Johann, „Du kennst nichts davon.“

„Ich weiß es, Johann, ich bin nur ein einfältiges Schaf. Aber die Wahrheit zu gestehen, Madame hat uns etwas aufgetragen, was ich nicht gerne thue. Um so unangenehmer wird mir diese Arbeit, als ich nicht weiß, wozu sie dienen soll.“

„Kannst Du schweigen, Augustin?“

„Ja ich, Johann, das kann ich.“

„Nun so wisse, daß Fräulein Klara heute Nachmittag um drei Uhr achtzehn Jahre alt wird. Herr und Madame wollen diesen Tag feiern; es gibt ein großes Gastmahl und da das Fräulein von Allem noch nichts wissen soll, so müssen wir die Blumen in aller Frühe schneiden. Das wird einmal diesen Nachmittag ein Spielchen seyn. Dieß Alles aber bleibt unter uns, verstehst Du, Augustin?

„Ja gewiß, Johann! Laßt uns nur schneiden,

Johann! Die schönsten nehmen wir zuerst, denn es ist für den Engel, welcher meiner armen Mutter so viel Gutes gethan hat und stets so brav und so lieb gewesen ist. Jetzt verdrießt es mich nicht mehr, Johann. Nur darauf zugeschnitten!"

Und, indem er ein Messer hervorlangte, schnitt er so darauf los, daß Johann genöthigt war, seinen Eifer zu mäßigen. Er wäre im Stande gewesen, ganze Sträuche auf einmal abzuschneiden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Eine neue Schrift über den Krieg der Vereinigten Staaten mit Mexiko erzählte eine Anekdote von einem der Bürger-Soldaten, welche charakteristisch genug ist. Es war ein Deutscher von Geburt, Koch mit Namen und in New-York als ein sehr reicher Mann bekannt. Er diente als Freiwilliger in dem amerikanischen Heere. In einer Nacht hatte er an einem Bagage-Wagen Schildwache zu stehen. Es regnete heftig und stürmte gewaltig. Das behagte dem Schildwachstehenden ganz und gar nicht. Als er eine halbe Stunde auf seinem Posten war, rief er aus Leibeskräften nach dem Korporal. Der Korporal erschien endlich, um zu fragen, was der Schildwache zugestoßen sey. Koch wünschte auf zehn Minuten abgelöset zu werden, weil er durchaus ein paar Worte mit dem Obersten sprechen müsse. Der Korporal erfüllte die Bitte und Koch eilte zu dem Obersten. — „Was wünschen Sie, Herr Koch?" fragte ihn dieser. — „Herr Oberst", entgegnete der Gefragte, „ich möchte nur wissen, wie viel der verfluchte Wagen werth ist, bei dem ich Wache stehen muß." — „Das kann ich nicht wissen", sagte der Oberst. — „Auf den genauen Werth kommt es mir auch nicht an", entgegnete Koch, „wenn ich ihn nur so ungefähr erfahre. — „Ungefähr? Nun, vielleicht tausend Dollars", erwiderte der Oberst. — „Tausend Dollars?" wiederholte Koch. „Gut. Erlauben Sie mir ein Stück Papier, Dinte und Feder; ich will Ihnen eine Anweisung über tausend Dollars schreiben und — mich schlafen legen. Ich bezahle tausend Dollars, mag aus dem Wagen werden was da will. — Der Oberst nahm die Anweisung, Koch legte sich nieder und bezahlte später. Der Wagen blieb unversehrt und der Oberst steckte das Geld in seine Tasche.

Das Siecle theilt folgende Notizen über den General Bazaine, den Kommandanten von Sebastopol, mit. Im Jahr 1831 trat er als Freiwilliger unter das Militär und stand seit 1832 bei der Armee in Afrika, welche die Schule für die französische militärischen Zelebritäten ist. Nach der Schlacht bei Makla im Jahr 1835 wurde er mit dem Ehrenkreuze dekorirt und zum Lieutenant ernannt. Dann ging er mit der französischen Hülfsdivision nach Spanien und machte die beschwerlichen Feldzüge in Katalonien mit, die das Renommee der Fremdenlegion immer mehr erhöhten. Nachdem er als Kapitän nach Algier zurückgekehrt war, nahm er der Reihe nach an den Expeditionen nach Miliana, Tlemcen, Marokko und in die Sahara Antheil. Später leitete er die arabischen Angelegenheiten in Tlemcen und wurde in einem Rapporte des Generals Lamoriciere vom J. 1847 mit der ausdrücklichen Bemerkung hervorgehoben, daß er zur Unterwerfung des Emirs Abd-el-Kader und folglich zur Pazifikation Algeriens durch seine Thätigkeit in Tlemcen besonders beigetragen habe. Im Jahr 1844 Bataillonskommandant, 1848 Oberstlieutenant, 1850 Oberst, stand Bazaine 1851 an der Spitze des ersten Regiments der Fremdenlegion, bei welchem er 20 Jahre zuvor Unteroffizier war, und administrirte die Subdivision von Sidibel-Abbes, als er zur Expedition nach dem Orient beordert wurde. Die zwei Regimenter der Fremdenlegion bildeten eine Brigade, zu deren Kommandanten er ernannt wurde. Im Oktober 1854, gerade an dem Tage, wo das Feuer gegen Sebastopol eröffnet wurde, kam der General Bazaine mit seiner Brigade unter den Mauern dieser Festung an. Die jüngsten Beförderungen sprechen laut genug, welchen Antheil er seit einem Jahr an den Arbeiten und Kämpfen dieser denkwürdigen Belagerung genommen hat. Bazaine muß, da er im Jahr 1831 als Freiwilliger eintrat, jetzt 44 Jahre alt seyn, und ist somit einer unserer jüngsten Divisionsgenerale.

Alter Spruch.

Was nicht mehr die Bücher lehren,
Könnt ihr von den Frauen hören;
Noch so viel weiß ein Professer
Doch die Frauen — wissen's besser.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 255 Donnerstag, 25. Oktober 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

Indem meldete August die Fürstin von der Recknitz an. Schon kam sie, leicht und lustig, mit ihrem wallenden Federhütchen die Treppe herauf.

„Willkommen, theure Fürstin," sagte Alma, „willkommen bei der Tante. Wie habe ich mich gesehnt nach Ihnen, wie gefragt: Werde ich Helene sehen, bald, oft sehen?"

Sie flatterte wie ein Vogel im Zimmer herum, indeß die Fürstin von der Recknitz sich zu der Frau von Waldsee aufs Sopha setzte, dann kam sie zu Helene zurück und bemerkte, vor ihr stehend: „Immer noch wie eine Lilie, immer noch grad und lieblich, immer noch weiß, stolz duftend und einsam!"

Helene warf einen seltsamen Blick auf sie, sammelte sich und antwortete auf die Frage der Tante nach dem Fürsten:

„Er ist nicht wohl. Seine Gesundheit leidet. Er thut nichts, ohne den Barometer zu fragen, studirt die geringste Luftveränderung, zieht sich darnach an und aus, findet die Speisen unschmackhaft, klagt über Schlaflosigkeit und hustet, daß es mir das Herz zerreißt. Ich war in der Kirche mit ihm. Er wollte den neuen Prediger hören. Aber es hat ihn angegriffen. Nun ist er wieder zu Hause und ich bin spazieren und zu Ihnen gefahren."

Sie sagte das langsam, mit sanfter Stimme, indeß Alma theilnehmend bemerkte: „Sie sollten Ihre Mutter kommen lassen. Die würde Ihnen jetzt sehr nützlich seyn."

„Meine Mutter?" warf Helene träumend hin. „Haben verheirathete Töchter Mütter? Haben sie Väter? Wir gehören nur Einem und das ist der Mann."

Es entstand eine kleine Pause, dann setzte Helene das Gespräch fort. „Mein Seelsorger, der gute Pastor Heinrich, ist gestorben," sagte sie wehmüthig. „Sein felsenfester Glaube fehlt mir, obwohl er streng, sehr streng war. Sein Nachfolger ist freundlich, das ist nicht genügend. Ich möchte meinen Muth erfrischen, möchte eine starke Stütze finden . . ."

Sie endete nicht, denn August trat mit der Meldung ein, Herr von Brinkmann sey unten und bäte, vorgelassen zu werden.

„Herr von Brinkmann?" fragte Alma erfreut. „Herr von Brinkmann? Was will denn der?" Dann blickte sie Helene an und wie diese todtenblaß und ganz verwirrt vor ihr saß, rief sie plötzlich, sich besinnend: „Ich lasse mich entschudigen, ich bin bei der Toilette, ich kann Niemand sehen!"

August ging und Helene zwang sich, auf ein gleichgültiges Gespräch über Theater und Gesellschaft zu kommen. Allein sie war so bewegt, daß sie nach einer Weile aufstand, mit erkünstelter Heiterkeit die Bilder an den Wänden ansah, sich bei den aufgestellten Kamelien aufhielt und endlich Abschied nehmend sagte: „Ich glaube, der Fürst wird meiner bedürfen. Auch ist mir nicht wohl. Ich will nach Hause."

„Wieder ein Opfer der Ehe," seufzte Alma, als sie Helene ins Vorzimmer begleitet und zurück in ihre Wohnung ging. Sie hielt eine zierliche Karte in der Hand und las laut: „Franz von Brinkmann."

„Wie das klingt!" dachte sie leise. „Wie so ein neuer Name wirkt!" Alles, was ihr Eduard von ihm gesagt, von seinem Charakter, seinem Verstand, seinen Reisen, seinen Eigenschaften, seiner Trauer, seinem Ernst, stand vor ihr. Auf einmal ward sie starr und kalt wie Eis. „Himmel," rief sie, „ich habe ihn beleidigt, habe ihn fortgeschickt, jetzt, wo er mich freiwillig besucht hat. Ich that es Helenens wegen, die mich so verwirrt ansah. Ich wollte ihr nicht den Schmerz bereiten, d e n bei mir wiederzusehen. Aber was fang' ich nun an? Wie will ich ihn versöhnen? Soll ich ihm schreiben? Ihn einladen? Soll ich warten?"

Sie lief an ihren Tisch, setzte sich, stützte den Kopf auf die Hand, zitterte, überlegte, rückte ein himmelblaues Papier zurecht, nahm eine goldene Feder, tauchte sie ein, legte sie fort, nahm sie wieder und schrieb endlich flüchtig, mit fiebernden Fingern:

„Zürnen Sie mir nicht. Ich konnte Sie im Augenblick, wo Sie hier waren, nicht sehen. Entschädigen Sie mich für den Verlust! Kommen Sie

heute Abend. Je eher, je lieber. Aber kommen Sie . . ."

Sie siegelte und als August mit dem Billet fort war, lehnte sie im Lehnstuhl zurück und sagte, ordentlich mit sich selbst zufrieden: „Nun wird er wohl eilen und wird doch gewiß nicht böse seyn!"

* * *

Franz lag ausgestreckt auf dem einfachen Sopha, den Tisch mit Schreibmaterialien vor sich, einen andern voll Bücher und Manuskript seitwärts. Er schien gefaßt, den Schmerz des Morgens untertauchen zu wollen in der Betrachtung des Abends. Seine traurigen Augen leuchteten, als er dachte: „Was kann mir die Philosophie des Lebens, diese Verkleidung eines kleinlichen Instinkts, diese vergebliche Geduld der vom Schicksal Gemarterten bieten? Warte, rufe sie, gedulde Dich. Das Leid verliert sich auf die Länge; die Zeiten ändern sich, oder bleiben sie dieselben, änderst Du Dich! Wer die Gegenwart benutzt, stumpft die Vergangenheit ab. Ertrage das Leben und es wird Dir leicht werden. Eine Leidenschaft blüht ab, der Verlust vergißt sich, ein Unglück wandelt sich um in Heil. Ja, ja, so sprechen sie. Was aber in ein Gemüth als Ersatz legen, das Vieles weggab und wenig geerntet, das seiner Natur nach hat leben müssen und sich für einen Schatten erschöpft hat?"

Er legte den Arm auf den Tisch, griff nach einem Convolut Papieren, durchblätterte sie und sagte: „Das also ist das Resultat dreijähriger Anstrengung? Wird das Publikum das anerkennen? Werde ich meinen Zweck erreichen? Werde ich eine Anstellung, Freunde, Beschützer finden?"

Er hielt wieder inne, niedergedrückt von seinen Erinnerungen. Dann raffte er sich auf und setzte sich zum Schreiben. „Arbeit, Segen des Himmels für die Unglücklichen, wie liebe ich Dich," rief er, die Feder in der Hand. „Wer fühlt Deine Wohlthat mehr als ich? Wer sehnt sich mehr nach Einheit, nach Pflichterfüllung, nach dem Glück, nützlich zu seyn? Ich hoffe, Gutes zu stiften. Es ist das der einschmeichelndste, der süßeste Traum meines Lebens; er füllt den Leidensabgrund, wenn ich denke, Du sollst mehr als die Andern leisten; Du mußt trösten, aufklären, mußt unablässig sagen: Was Du dem Schicksal aufbürdest, das sind nur die Irrthümer Deines Geistes, das hast Du selbst, Du und Deine Schwäche verschuldet."

Er schrieb eifrig, als es klopfte. Auf Franzens „herein," erschien der himmelblaue, mit silbernen Tressen gallonirte August, Almas duftendes Billet in der Hand. Franz öffnete flüchtig, las gleichgültig, sagte: „Es ist gut, ich lasse mich empfehlen," und schrieb weiter. August ging zögernd. „Ein kurioser Herr, der . . ." meinte er auf der Treppe.

Kaum war er hinab, so stürmte Eduard herauf, warf sich aufs Sopha und sagte athemlos: „Alma ist außer sich, das sie Dich heute Morgen nicht annehmen konnte."

„Ich weiß es, sie hat mir geschrieben," entgegnete Franz ruhig.

„So? Geschrieben hat sie Dir? Ei, ei, davon hat sie mir nichts gesagt."

„Willst Du den Zettel lesen?" fragte Franz lächelnd.

„Nein, ich danke; ich kenne alle ihre Schreib- und Tonarten von D-Dur bis A-Moll," erwiderte Eduard heiter. „Die Hauptsache ist, daß Du jetzt mit mir zu ihr gehst."

„Das will ich auch," sagte Franz, indem er aufstand und vor dem großen, zwischen den Fenstern aufgestellten Spiegel Toilette zu machen anfing. „Ich habe einen stillen, schweigsamen Dank auf dem Herzen, für den Takt, womit sie mich heute Morgen fortschickte."

„Ist das Ironie?" fragte Eduard verwundert.

„Nein, es ist Wahrheit. Ich habe mich schon melden lassen, als ich die Equipage der Fürstin gewahrte; die bei Alma zu treffen, wäre mir unerträglich gewesen," sagte Franz und griff nach seinem Hut.

„Du bist mir Deine Geschichte schuldig geblieben, lieber Franz. Willst Du Dein Herz nicht erleichtern und mir sagen, was Dich so drückt?" bemerkte Eduard leise.

Die Freunde wandelten in diesem Augenblicke langsam die Straßen hinab und Franz antwortete nach einer Pause, in der er seinen Arm in den Eduards legte: „Du weißt, daß ich unbegütert, halb vom Onkel Haiderode, halb von meinen Eltern erzogen bin. Mein Vater war ernst, streng, aber unterrichtet und geistreich. Es war ihm Lebensangelegenheit, den Kreis meiner Ideen bestmöglich zu erweitern, die Dinge mir in ihrem wahren Lichte erscheinen zu lassen, besonders eifern wahr mit mir zu seyn. Er gehörte einer altadligen Familie an, war aber unter den Zuckungen der Revolution groß geworden. Das gab ihm eine Nichtachtung der Formen, die zuweilen sogar in Haß gegen seine Kaste überging. „Bilde Dir nur nicht ein, besser als Andere zu seyn, weil Du adlig bist," sagte er mir öfters. „Erkenne im Gegentheil die Fehler Deiner Race, jenen unaustilgbaren Hochmuth, jenen wegwerfenden Ton, der an Herz- und Gemüthslosigkeit streift, wenn es darauf ankommt, Niedrigstehende zu beurtheilen. Gesinnung ist Adel, nicht Geburt. Merke Dir das. Sey nicht schonungslos, weil dieser da bürgerlich, jener da arm ist; gib Dich nie der arroganten Geringschätzung rein menschlicher Angelegenheiten hin. Hüte Dich besonders, unter dem Deckmantel eines ehrenhaften Namens, Dir Be-

drückungen, Wortbrüchigkeiten, Ueberschreitung der Rechtlichkeit zu erlauben, die sehr unedel, also auch unadlig sind und die sich doch Tausende unserer Art zu Schulden kommen lassen. Beweise nie, daß unter der glatten liebenswürdigen Form eines Barons oder Grafen, neben den Eigenschaften der Courtoisie, der Freigebigkeit und der heitern Laune Gewissenlosigkeit, unwürdige Täuschung, ja Gemüthsverhärtungen herrschen können."

„Mein Vater sprach so vielfach mit mir. Die Festigkeit seines Charakters gab seinem Aeußern einen patriarchalischen Anstrich. Sein Haus war sehr ordentlich gehalten. Meine Mutter vertheilte die Almosen und überwachte die Moralität der Hausarmen auf eine Weise, daß sie gleichsam mit zu der Familie gehörten. Freilich hieß es deßwegen, daß sie hart, ausschließend, unmenschlich sey. Die Meisten begreifen nicht, daß man den Nächsten zwar lieben, dem Laster aber doch mit unerbittlicher Strenge den Krieg erklären soll. Ich liebte meinen Vater leidenschaftlich, liebte hauptsächlich seine Strenge, die mich von jedem Zweifel heilte. Von ihm geleitet, schien es mir so leicht, gut und wahr zu werden. Wenn er mich lobte, wenn er gerührt über meine Anstrengungen schien, war ich so stolz, daß ich still glücklich war."

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

Johann fuhr fort: „Es scheint, daß das ganze Dorf diesen Abend zum Tanze kommt, denn Maeutgen Debeer ist mit seiner Violine und sein Sohn mit der Klarinette hierher eingeladen."

„So, so!" entgegnete Augustin, „je länger, je besser. Hoffentlich werde ich auch heute Abend auf die Gesundheit von Fräulein Klara einen feinen Walzer mitmachen." Bei diesen Worten rieb er sich, ein Zeichen der Zufriedenheit, vergnügt die Hände. Plötzlich aber kam ihm ein Gedanke in den Sinn, die Heiterkeit verschwand aus seinen Zügen und sein Gesicht legte sich in finstere Falten.

„Johann", sagte er, „glaubst Du wohl, daß Cies, der Hufschmied, zum Tanze kommen wird? Ich möchte nur nicht gerne sehen, daß sein falsches Weib mitkäme."

„Armer Tropf! Was wäre es denn, wenn sie wirklich käme! Ich würde im Gegentheile, an Deiner Stelle, wünschen, daß sie käme, um ihr zu zeigen, daß ich nichts nach ihr frage und mich über ihre Untreue bereits getröstet habe."

„Du hast Recht, Johann, ich werde so toll und ausgelassen seyn und solche Witze machen, daß sie wird tanzen müssen vor Aerger. Ja, das werde ich thun. Apropos von Cies, dem Hufschmiede, und seiner falschen Madame, es scheint mir, daß Herr Arthur ein Auge auf seine Base geworfen hat, und daß wir hier binnen Kurzem eine Heirath sehen werden."

Johann schüttelte bedenklich das Haupt, keuchte und sagte: „Ja, Junge, das habe ich auch schon gedacht; aber wenn es käme, würde es mich arg verdrießen."

Augustin, der nicht begriff, weßhalb Johann dieß so arg verdrießen sollte, sah diesen mit einem solch' forschenden und sich wundernden Gesichte an, daß der alte Diener fortfuhr: „Ja, Augustin, sieh mich nur an, es ist doch so. Du denkst gewiß in Deinem Innern: was mag der alte Johann doch wohl gegen Herrn Arthur haben? So zu sagen, nichts, guter Junge! Herr Arthur ist ein ordentlicher Mensch; aber ich sage Dir, daß man nicht für nichts siebenzig Jahre auf der Welt gewesen ist, und daß in dem Buche meines Lebens viele Lektionen eingetragen stehen."

Augustin schien ihn noch nicht zu begreifen.

„Höre Junge", fuhr der Greis fort, „ich weiß mich zu erinnern, daß Madame vor achtunddreißig Jahren geboren wurde; ich habe ihren Vater und ihre Mutter, ihren Bruder und ihre Schwester zu Grabe tragen sehen; ich weiß, daß Madame sich verheirathete und gedenke des Tages, an dem Fräulein Klara auf die Welt kam; es ist mir deßhalb so, als wenn ich einen Theil der Familie ausmachte; so sehr bin ich derselben zugethan. Als vor zwanzig Jahren der Herr sich um die Hand von Madame zu bewerben kam, sagte ich zu mir selber: Möge es doch dem guten Gott belieben, daß sie ihn abweise! Ich las es nämlich in den Augen des Herrn, daß sie mit ihm nicht glücklich werden dürfte. Der liebe Gott aber schickte es anders, und Herr v. Stracken heirathete sie."

Augustin ließ vor Bestürzung den Korb aus den Händen fallen. Die Blumen lagen auf dem Pfade zerstreut, während er mit aufgesperrtem Munde zuhörte. Er schien etwas sagen zu wollen, und doch kam kein Wort aus ihm hervor.

„Madame mit dem Herrn unglücklich!" hub er endlich an, nachdem er sich etwas erholt hatte. „Ja Johann, Du hältst mich armen Thoren zum Besten."

„Gott gäbe, daß Du Recht hättest", entgegnete Johann, „aber sage mir, guter Schlucker, was Du eigentlich für ein Glück rechnest?"

„Nun, man braucht nicht gerade sehr listig zu seyn", meinte Augustin, „um diese Frage zu beantworten. Zum Ersten bedarf man einer guten Gesundheit; zweitens muß man eine tüchtige Geldkasse

haben; drittens ist eine gute Küche nöthig. Dazu kann man noch eine Kuppel schöner Pferde und eine schöne Kutsche gebrauchen: dieß sind Dinge, dünkt mich, die den Menschen glücklich machen können."

„Armes Blut!" unterbrach ihn Johann, „füge noch eine große Flasche Schnaps hinzu, und sage, daß dieß Alles sey."

„Nein, Augustin, außer der Gesundheit ist alles Uebrige, was Du angeführt hast, Thorheit. Später, wenn Du etwas älter geworden bist, wirst Du dieß schon begreifen."

„Es ist möglich, Johann, ganz möglich, daß Du Recht hast. Aber ich halte doch noch immer dafür, daß eine gute Küche Vieles vergessen läßt. Mit diesem Allen weiß ich indeß noch nicht, weßhalb Du wünschen solltest, daß Herr Arthur seine Base nicht heirathe."

„Gerade deßhalb, Junge, weil Herr Arthur zu viel seinem Oheim gleicht. Er kennt auch in der Welt kein anderes Glück, als viele Fünffrankenstücke zu besitzen, gute Küche zu führen, auf die Jagd zu gehen, Wein zu trinken u. s. f. Er ist ein Körper ohne Seele, der seine Gemahlin unglücklich machen wird; er gehört zu den Menschen, welche, ohne es zu wollen, ja selbst ohne es zu wissen, das Leben einer armen Frau vernichten und diese endlich einem steinernen Bilde gleich machen müßten, wenn nicht die Nothleidenden und Dürftigen sie daran erinnern würden, daß der Mensch ein Herz haben muß. Ja, Augustin, es ist nicht Alles Gold, was glänzt."

Johann steckte das Messer in die Tasche, Augustin hob die gefallenen Blumen sorgfältig wieder auf und unsere beiden Philosophen verließen den Hof, während Augustin zu sich selbst sagte: „Es ist verloren! Ich habe kein Wort von dem verstanden, was Johann gesagt hat, und ich fange an zu glauben, daß er kindisch wird. Ja, ja, er steht gerade in dem gehörigen Alter; doch wäre es zu bedauern, denn er ist ein braver Mann, und hat seiner Tage so viel Verstand gehabt."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Gleich nach dem jüngsten Attentat von Bellemare gegen das Leben des Kaisers der Franzosen sandte Louis Napoleon bekanntlich zwei Boten ab. Der eine ging nach Villeneuve l'Etang an Dr. Conneau, mit Befehl, es solle Niemand — wer es auch sey — bis zu seiner Rückkehr bei der Kaiserin vorgelassen werden — ein Befehl, der strenge befolgt wurde; der zweite nach dem Telegraphenamte, um zu verhindern, daß Depeschen in der Nacht die Kunde ins Ausland brächten. Als der Kaiser aus dem Theater zurückkehrte, begab er sich sogleich zu der Kaiserin, sprach von der Vorstellung in der italienischen Oper und andern gleichgültigen Dingen und die Ruhe der Kaiserin ward für die Nacht nicht gestört. Am folgenden Morgen trat der Kaiser früh in das Gemach seiner Gemahlin und nachdem er sich eine Stunde mit ihr unterhalten hatte, stand er auf, um fortzugehen. An der Thür jedoch wandte er sich plötzlich wieder um, und sagte: „Ich hätte fast vergessen, dir einen Vorfall, der sich gestern Abend zutrug, zu erzählen. Jemand feuerte entweder wirklich eine Pistole auf den Wagen der Hofdamen ab, oder ließ einen Schwärmer los, jedenfalls ward ein Knall gehört und die Angst, in welche Madame de Mallart dadurch versetzt ward, war unendlich komisch; sie behauptete steif und fest, man habe ihr nach dem Leben getrachtet. Meines Erachtens war es nichts weiter, als ein Schwärmer. Indessen, die Furcht der armen Dame war sehr groß." Die Kaiserin ging auf den Scherz ein, lachte und was ihr auch später über das Ereigniß zu Ohren gekommen seyn mag, durch die Umsicht des Kaisers war den schlimmen Folgen, welche die Kunde von dem Vorfall vor dem Theater bei der Kaiserin hätte nach sich ziehen können, vorgebeugt.

Der neue Lesesaal im Britischen Museum schreitet rasch seiner Vollendung entgegen. Er wird kreisrund, von einer Kuppel überdacht, durch die er sein Licht empfängt, 104 Fuß im Durchmesser und 106 Fuß bis zur Decke haben, somit wohl der größte Lesesaal einer Bibliothek in Europa seyn.

Bei der Huldigung des Fürsten Primas in Frankfurt wurde die Stadt illuminirt.

Da sah man vor eines Schusters Hause auch ein Lämpchen mit der Inschrift:

Ein gutes Herz für's Vaterland
Ist besser, als viel Oel verbrannt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 253:

Verschieden.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 256 Freitag, 26. Oktober 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

Bei diesen Worten standen die Freunde vor Almas Wohnung. „Ob wir jetzt schon hineingehen,“ fragte Eduard, der gespannt zugehört hatte. „Willst Du nicht lieber mit mir in den Garten treten und dort weiter reden?“

„Warum nicht gar,“ entgegnete Franz freundlich. „Das Wichtigste ist ja, daß ich endlich Alma vorgestellt werde.“

Sie traten in die Wohnung, deren Treppe mit Decken, Blumen und Statuen geschmückt war. „Das sieht hier ja ganz phantastisch aus,“ bemerkte Franz, indem er den Ueberrock auszog.

„Ist aber noch gar nichts gegen die Zimmer selbst,“ ergänzte Eduard triumphirend, indeß August voranschritt, die Thüren öffnete und bemerkte: „Das gnädige Fräulein sind noch beim Ankleiden. Belieben Sie einstweilen hier Platz zu nehmen.“

„Das hier ist Almas Empfangszimmer,“ sagte Eduard, der Franz in ein rothdamastenes Gemach mit reichen Bronzeverzierungen führte. „Das ist ein Allerweltszimmer. Aber hier in diesem Kabinet, da haust sie in Wahrheit. Da hinein hat sie ihre Seele gegossen.“

Franz lächelte, als er ein Gemach mit Blumen durchduftet betrat, das ein einziges Fenster, Gemälde aller Art, Spiegel, schwellende Divans, einen eingelegten Rococoschreibtisch und eine Masse Meißner Porzellanfiguren auf einem Kamin barg, der statt des Feuers jetzt Kamelien hatte.

„Wenn das Almas Seelenabglanz ist, so ist er bunt genug,“ sagte Franz lächelnd, indem er sich ohne Umstände auf den Divan setzte.

„Sprich leiser,“ bemerkte Eduard, „sie ist nebenan in ihrem Toilettenzimmer und könnte Dich hören.“

„Also ein Empfangs-, ein Schreib-, ein Toiletten-, ein Schlafzimmer?“ fragte Franz, „und was der Extravaganzen noch mehr?“

„Die liegen in der Zeit und ihrem Charakter,“ erwiderte Eduard. „Warum soll sie ihnen nicht folgen, da sie es haben kann.“

„Es fällt mir ein, sagte Franz träumerisch, „wie seltsam verschieden das Weib organisirt ist. Sieh nur Deine exzessive Alma neben der wenigstens sonst so einfachen Helene“ .... Dann besann er sich, sah sich um und fuhr gefaßt fort: „Ich will Dir erzählen, bis Alma sich fertig geschmückt hat; es wird mich zerstreuen und Dich interessirt es doch wohl.“

Eduard gab ihm die Hand und Franz legte die Seine hinein. „Als ich auf die Universität ziehen wollte, hatte ich ein merkwürdiges Gespräch mit meinem Vater, das, weil es das letzte war, mich sehr ergriffen hat,“ sagte er leise: „Wir waren im Frühling. Die Jahreszeit regte meine Phantasie, meine Träume, meine Sehnsucht auf. Ich gestand das meinem Vater. Er antwortete mir mit großer Güte, daß es im Leben nur darauf ankäme, sich und seine Leidenschaften zu leiten, „denn Leidenschaften,“ fügte er hinzu, „sind Keime edler Gesinnungen und edler Handlungen.“ Und nun fing er an, mir das zu schildern, was erhebt und das, was herunterzieht, die Gewalt der Sinne, die ohne das Hohe, Unsichtbare das Beste zerstört, das Heilige, das in der Verbindung des Mannes mit dem Weibe ruht. Er sprach von der Gefährtin Adams, von diesem ersten lichten Strahl, von diesem Schlußstein der Schöpfung; er sprach mir aber auch von der Verderbtheit, von der bittern Frucht der Erkenntniß. Das, was er von weiblicher Tugend und weiblichen Lastern sagte, blieb mir im Gedächtniß; es bildete sich daraus in mir Widerwillen gegen das Gesunkene und Durst nach dem Edlen, in den das Halleluja der Engel einzustimmen und mich auf ferne selige Höhen zu führen schien. Das Alles störte nicht meine Studien, diese zersetzenden Versuche, aus den vielen kleinen Theilen ein großes Ganze zu machen; es spornte mich im Gegentheil an, die Schätze der Erde, das Wissen, mit dem Geheimniß des Lebens zu verbinden. Erinnere Dich, daß wir uns damals in Bonn trafen ...“

Eduard nickte still mit dem Kopf ....

„Daß Du mir die Nachricht von dem Tode des

Vaters und bald nachher die der Mutter brachtest, daß ich ganz niedergeworfen, oft nach Köln fuhr, wo mich der Anblick des Doms immer mächtiger anzog. Wie gut warst Du damals gegen mich! Ich kann's nicht beschreiben, welch' einen erschütternden Eindruck mir Deine Sorge um mich machte."

„Beschäme mich doch nicht," sagte Eduard ausweichend. „Was ich that, mußte ich thun, eben weil ich Dich liebe."

„So legte ich es auch damals aus," erwiderte Franz lebhaft. „Aber immer sagte ich mir auch: Was ist Dank? Dank für Liebe ist Erwiderung, volle, hingebende, leidenschaftliche Erwiderung und kann ich die geben, da ich in Köln eine Erscheinung gehabt, von einer Begegnung wie verzaubert war?"

„Davon hast Du mir freilich nichts gesagt," entgegnete Eduard vorwurfsvoll.

„Ich konnte Dir nichts davon sagen, es lag zu geheimnißvoll, zu wundersam tief mir in der Seele; ich mußte es mit mir selbst ausgemacht haben, bis ich es Dir mittheilte," sagte Franz sanft. „Ich war hinüber nach Köln gefahren, es war an einem Sonntag und Hochamt im Dom. Man führte eine vierstimmige Messe, ernst, voll wiederhallender Kämpfe und Schmerzen, voll heiliger Visionen auf. Der Himmel schien sich mir in der Musik öffnen, die Engel mir die Offenbarung der Liebe verkünden zu wollen; da fiel mein Blick seitwärts auf die Gestalt eines knieenden Mädchens, das der feierlichen majestätischen Sprache mit dem Herzen lauschte; sie war so vertieft, so ganz in sich und die Töne versunken, daß sie nicht rechts, nicht links, sondern immer gradaus und hinauf sah. Wie sie schön war, diese Betende, wie sie sich wie ein Engel voll Licht in dem weißen Kleide und dem blonden, weichen Haar ausnahm! Ich wandte kein Auge von ihr; ich zitterte, daß sie sich in die Lüfte erheben, mir spurlos verschwinden könnte. Meine Bewunderung war von einer Sehnsucht, einem Schwung, daß es mir wirklich war, als blickte ich plötzlich in das Paradies. Als der Gottesdienst geendet war, richtete sie sich auf, eine ältere Frau stand neben ihr, ein Militär mit Schnurrbart und weißem Haar gesellte sich zu ihr. Sie gingen alle drei langsam aus der Kirche und ich folgte mit einem unbedachten, unentwickelten Gefühl, in der Entfernung, zitternd mit einer ins Blaue hineinwogenden Liebe, bis wir an den Rhein kamen, wo meine Heilige das Dampfboot betrat und ich vernichtet am Ufer stehen blieb."

„Du hättest mitfahren sollen," sagte Eduard.

„Haben Studenten Geld zu weiten Reisen?" entgegnete Franz lächelnd. „War ich auf dieß Verschwinden vorbereitet? Nein, ich blieb am Ufer, ich hörte das Rauschen der Räder, ich sah wie das Boot rasch nach Koblenz fuhr... ich hatte sie verloren und doch bekam das Leben plötzlich eine wunderbare Färbung, eine Unruhe, eine Fülle, daß ich nicht mehr studiren mochte, den Sommerkursus aufgab und mit Dir nach Koblenz fuhr. Dort blieb ich, von Dir geschieden zwei Tage, forschte, lief die Moselbrücke herauf und herunter, ließ mich nach Ehrenbreitstein herübersetzen . . . Alles vergebens. Die tiefsten, traurigsten Mysterien waren in mir, die Mysterien der Sehnsucht. So fuhr ich nach Ems. Du kennst den Badeort. Du weißt, wie eng der Garten, die Allee, wie vollgedrängt der Kesselbrunnen des Morgens ist. Du kannst Dir denken, daß ich in dem unerträglichen Gewühl kaum athmete und schnell von ihm fort auf das jenseitige Ufer der Lahn, auf ein stilles Wiesenplätzchen flüchtete.

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

Hr. v. Straelen, Klaras Vater, war ein Mann von vierzig Jahren und ungemein stattlichem Aussehen. Seine Gestalt war groß und einigermaßen dickleibig. Die Lebhaftigkeit seiner schwarzen Augen zeugten von einem festen Charakter und unbeugsamen Willen. Seine grauen Haare und ein struppiger Bart gaben ihm ein imponirendes Aeußere und seine Gesichtszüge bestätigten das Sprichwort, daß das Antlitz der Spiegel der Seele ist; denn seine Gesinnung stimmte vollkommen mit den äußern Kennzeichen überein, die dieselbe verriethen.

Er war der einzige Sohn eines Kaufmanns und hatte von seinem Vater große Güter und ein bedeutendes Maß von Selbstsucht geerbt. Andere, als materielle Interessen kannte er nicht. Freundschaft, Liebe und Mitleiden waren in dem Wörterbuche seines Lebens nicht zu finden, und dennoch war er gerade kein böser Mensch.

Man rühmte seine Vorsicht, Pünktlichkeit und Ehrlichkeit in den Geschäften. Ja, die Armen priesen sogar seine Wohlthätigkeit. Kein Nothleidender verließ je ungetröstet das Schloß und in mancher elenden Hütte wurde sein Name gesegnet. Dieß hatte indeß in dem Umstande seinen Grund, daß Frau v. Straelen und ihre Tochter, beide sehr barmherzig gesinnt, es so einzurichten wußten, daß alles von ihnen gespendete Gute — zum Theil wenigstens — dem Gatten und Vater zugeschrieben wurde.

Frau v. Straelen war von ganz anderem Charakter, als ihr Gemahl. Versuchen wir in Folgendem ihr Konterfei, wie unsere Voreltern sagten, zu entwerfen. Sie ist eine Frau von mittlerer Gestalt und zartem Wuchs. Aus ihren blauen Augen strahlen Gutherzigkeit und Sanftmuth. Einige

leichte Runzeln beginnen sich bereits auf ihrer glatten Stirn zu zeichnen; sie scheinen jedoch eher in einem innern Kummer, als in den achtunddreißig Wintern, die seit ihrer Geburt verflossen sind, ihren Ursprung zu haben. Uebrigens liegt so viel Gelassenheit, so viel Demuth über ihr ganzes Wesen ausgebreitet, daß man sofort begreift, wie diese Frau, wenn sie nicht immer Rosen auf dem Lebenspfade findet, doch in der Beachtung und strengen Erfüllung ihrer Pflichten als Gattin und Mutter, verbunden mit dem Troste, der ihr in der Ausübung der Wohlthätigkeit zu Theil wird, Kraft genug zu schöpfen weiß, um dem Sturm des Unglücks, der über ihr Haupt weht, zu wehren, in ihre Seele zu dringen und ihr Herz zu verhärten.

Mit einem für alles Gute empfänglichen und fühlenden Geiste ausgestattet, wurde sie, jung und unerfahren, für ihr ganzes Leben einem kalten, fühllosen Wesen angetraut, welches ihre edelsten Empfindungen Thorheiten nannte und unbarmherzig den Spott trieb mit Allem, was sie bis dahin zu achten und zu bewundern gewohnt war.

Ihr Mann hatte sie nie geliebt und ihre Ehe wurde seinerseits nur als eine Handelssache betrachtet, die sein Kapital verdoppelte und ihm somit gestattete, seinen Geschäften eine größere Ausdehnung zu geben.

Schwer hatte die unglückliche Frau in den ersten Jahren der Ehe zu kämpfen, um ihren Obliegenheiten als liebende Gattin treu zu bleiben. Mehr als einmal suchte sie in dem Rausche öffentlicher Vergnügungen einen Ersatz zu finden für den Gram, den ihr die kalte Gleichgültigkeit und systematische Tadelsucht ihres Mannes bereiteten. Doch ihre Bemühungen waren vergebens; denn wenn sie nach den Stunden der Zerstreuung sich wieder mit ihrem Herzen allein befand, blutete die tiefgeschlagene Wunde stärker als je.

So standen die Sachen bereits in den ersten Jahren ihrer Ehe.

Einige Zeit hindurch litt Frau von Straelen an einer Brustkrankheit; ihre blühende Farbe verlor sich, ihr Gemüth war niedergeschlagen und ihr Leben schwebte in Gefahr.

Jetzt schien der gefühllose Gatte zuerst zu begreifen, daß die Frau im Hause wohl etwas mehr als ein Möbel oder Werkzeug sey; und er wurde in seinem Innern über die Schmerzen der leidenden Frau gerührt.

Gleichwohl entging die wahre Ursache der innern Qual, die sie verzehrte, seiner Auffassung. Da indeß sein hartherziges Benehmen gegen sie nicht sowohl einer bösen Denkungsart, als vielmehr der verkehrten Richtung seiner Erziehung zuzuschreiben war, so wurde seine Handlungsweise allmählig sanfter und sein tyrannischer Geist in dem Maße beugsamer, als die Körperkräfte seiner Gemahlin abnahmen.

Sein störrisches und gebieterisches Wesen machte endlich einer liebreichen Sorgfalt Platz; die Spottlust verschwand von seinen Lippen; eine innige Theilnahme trat an die Stelle, wo früher nur die Selbstsucht und das materielle Interesse herrschend und seelenverderblich gethronet hatten.

Diese unverhoffte Umkehr ihres Mannes war dem Gemüthe der armen Dulderin zuträglicher, als die Vorschriften der Aerzte ihrem Körper. Wie die Lampe bei Oelmangel erlöscht, so war ihr Leben wegen Mangel häuslichen Glückes auf die Neige gegangen.

Die nunmehrige Pflege von Seiten ihres Gemahls, so wie die ihr von ferne zulachende Hoffnung, endlich den Lieblingstraum ihres Lebens verwirklicht zu sehen, übten einen so günstigen Einfluß auf ihre zwar schwache, aber doch jugendliche und von Natur heitere Konstitution, daß sie in wenigen Monaten im Stande war, das dunkele Krankenzimmer zu verlassen und, auf den Arm ihres Mannes gestützt, wieder unter das unermeßliche blaue Gewölbe von Gottes liebem Himmel zu treten. Sie fühlte sich von den wärmenden Strahlen der Sonne erquickt und mit vollen Zügen athmete sie die frische Frühlingsluft ein. Der Jubelgesang der Vögel, welchen sie so lange nicht mehr gehört hatte, schien ihr ein neues Leben hervorzurufen. Wie fühlte sie sich so froh und glücklich!

Es kam ihr so vor, als wenn bis auf diesen Augenblick die ganze Natur mit einem Trauerflore bedeckt gewesen, den eine unsichtbare und wohlthätige Hand plötzlich weggezogen habe.

(Fortsetzung folgt.)

" Aus dem alten Zunftbuche der Bäcker zu Aschaffenburg.

Ephitavium.

Dißer mit Nahmen Vorweyßer
Haist Balthasar Haißer.

Ist im Jhar Anno 1698 Maister worden
Und kummen in den löblichen Zunfdt Ohrden.

Darum habe ich dißes Wabben oder Bildtnus
Machen laßen zur guder Gedegtnus.

Darum dißes Wabben oder Vorbildt
Zeigt uns an der löblichen Becken Schildt,

Worauf sich hat wohl geschickt zu setzen
Bubenschenkel Spitzwekhen und Bretzen.

Des wegen auch keiner kann meyden den Becken
Wegen der mörwen Bubenschenckel und Spitzweckhen.

Wan auch der Hunger bisweyllen dut noth
Schmeckt auch Manchem ein stuck Rockhen Broth

Darum soll ein jeder ehren und rühmen den Beckhen
Wegen seinem Schwartzbrodh und guten Weckhen.

Diese Fersch oder Reumen hab ich zusammen gedragen,
Weil keiner der Becken Lobsprüg genugsam kan sagen.

Dißes hat Balthasar Haißer auf laßen setzen
Daß sich ein jeder in dißem Stambug kan ergetzen.

Mannigfaltigkeiten.

In Vinkowitz, einem eine Meile von Ratibor entfernten Dorfe, ereignete sich ein trauriger Vorfall. Ein Bauer war der Cholera erlegen und wurde auf Anordnung der Sicherheits-Polizei in einem verschlossenen Sarge in die Kirche gebracht. Nachdem er einen Tag darin gestanden, hörte der bei der Kirche vorübergehende Wächter des Nachts plötzlich ein Klopfen und dumpfes Stöhnen. Er machte Lärm; man öffnete die Thür und überzeugte sich, daß das Klopfen und Stöhnen von dem Sarge ausgehe. Dieser wurde geöffnet, und der angeblich Todte stand gesund aus demselben auf. Er wurde in warmen Kleidern nach Hause gebracht und verlangte von seiner erfreuten Ehefrau Essen und Trinken, da er großen Hunger hatte. Nachdem er dieß erhalten, legte er sich zu Bette. Des Morgens, als die Ehefrau sich nach seinem Befinden erkundigt, wundert sie sich, keine Antwort von ihm zu erhalten; sie geht zu seinem Bette und findet ihren Mann als wirkliche Leiche. Es war ihr nur vergönnt, ihren lebend gewordenen Mann ein paar Stunden in ihrer Behausung zu sehen. Betrübt folgte sie dem nach drei Tagen stattgefundenen Leichenzuge. — Ein ähnlicher Fall ereignete sich in Altendorf, nur daß der Auferstandene lebt. Hier wäre es wohl angebracht, wenn bei dieser Krankheit Leichenhäuser etablirt würden, und die Leichen unter sorgfältiger Aufsicht ständen.

Man schreibt aus Bremen, 18. Okt: „Der letzte Monats-Bericht der deutschen Gesellschaft in New-York enthält aufs Neue eine Warnung für deutsche Auswanderer, ihre Reise über Liverpool zu machen, die auf Klagen der Passagiere über schlechte Behandlung und Beköstigung gegründet ist. Die Zahl der bis Ende August in New-York angelangten Einwanderer beträgt 97,976, darunter 38,436 Deutsche. Trotz der gegen frühere Jahre, und namentlich das letztverflossene, so stark abgenommenen Auswanderung aus Deutschland überwiegen doch die ankommenden Deutschen jede andere Nationalität. Im verflossenen September sind von hier 4863 Passagiere in 20 Schiffen nach den Vereinigten Staaten gegangen, wie wir der Deutschen Auswanderer-Zeitung entnehmen. Dießmal sind mehr nach New-Orleans gegangen (2200), als nach New-York, während sonst bekanntlich die meisten nach letzterer Stadt gehen. Nach Baltimore gingen 128, nach Galveston 214 Passagiere. Im Ganzen sind bis Ende September 25,631 Personen in 214 Schiffen von hier in diesem Jahre nach überseeischen Plätzen befördert worden, gegen 62,746 Personen in 299 Schiffen in derselben Zeit des vorigen Jahres.“

Fräulein Maria Kittl, Vorleserin und Reise-Gesellschafterin der Frau Herzogin von Brabant, hat, wie die Bohemia meldet, dem Herrn Dr. med. Jirusch in Prag, der sie in ihrer früheren Zeit während einer Krankheit behandelt hatte, von ihrer Reise in den Orient ein Blatt von dem Ahornbaume auf der Insel Kos geschickt, unter welchem der Vater der Medizin, Hippokrates, der vor etwa 2300 Jahren auf der genannten Insel geboren worden, der Sage nach ärztlichen Rath ertheilte. Der Stamm dieses interessanten Baumes hat 40 englische Fuß (etwa 15½ Wiener Ellen) im Umfange und eine mehr viereckige als runde Form. Die Aeste, die bedeutend hohl sind, ruhen auf Säulen. Der Baum, dessen ungewöhnlich hohes Alter offenbar, wird von den Bewohnern der Insel Kos heilig gehalten.

Dem J. W. wird aus Angeln (im Schleswig'schen) vom 12. Okt. berichtet: „Am 6. Oktober ward in der Geltinger Bucht in einem Fischernetze ein Schwertfisch (Xiphias gladius) gefangen, der bekanntlich die wärmeren Meere, z. B. das mittelländische, bewohnt und nur selten in der Nord- und Ostsee angetroffen wird. Das Thier maß von der Spitze des Schwertes an 10 Fuß und wog 257 Pfund. Der Fischer, der den Fisch gefangen hatte, ließ ihn in Gelting und Cappeln für Geld sehen. Vor Jahren wurde in der Geltinger Bucht ein Delphin gefangen.“

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 257 Samstag, 27. Oktober 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

„Es war ein sonniger Julimorgen,“ fuhr Franz in seiner Erzählung fort, „so wie die rauhen Berggegenden ihn selten zeigen. Ich streckte mich ins Heu; die duftenden Gesträuche, die weitaufgeblühten Blumen, die blauen schimmernden Fernen, Alles blickte mich still freudig an. Ein Jauchzen voll Wehmuth klang durch meine Seele, da sehe ich auf und vor mir hin wandelt meine Betende aus dem Kölner Dom; neben ihr die alte Gertrud, seitwärts über Heuhaufen setzend ein kleiner allerliebster Junge im schwarzen Sammtrock, den ich alsbald mit den blonden langen Locken für ihren Bruder erkenne. Ich auf und ihr nach, fliegend, selig, zitternd; ich höre ihre Stimme, die sanft zu dem Kinde sagte: „Falle nicht, jage nicht so dem Schmetterling nach,“ plötzlich ein Schrei, der Knabe ist am Ufer ausgeglitten und ins Wasser gestürzt. Natürlich, daß ich nachspringe und ihn mühelos herauszog. Meine Betende lag auf den Knieen, den kleinen nassen Bruder, der ganz stumm vor Entsetzen war, mit Küssen und Vorwürfen überschüttend und dann sich zu mir mit Danksagungen, mit süßen Schmeichelworten wendend. „Ach, daß es der Vater nur nicht erfährt, daß ich ungehorsam war,“ jammerte der Knabe. Indem kam er schon heran, gab dem Jungen ein paar Ohrfeigen und mir die Hand, und sagte zu der Tochter gewandt: „Unterfange Dich nur nicht und nimm den Gottlieb wieder ohne mein Wissen mit.“ Die Arme war wie mit Blut übergossen.

Ich konnte nun in ungezwungener Weise ihre und des alten Brummbarts, ihres Vaters und der alten Gertrud, Bekanntschaft machen. Helene war trotz ihrer Jugend, trotz der nicht ganz vollendeten Erziehung in den beschränkten militärischen Verhältnissen, die ich Dir unter der Rubrik: „Fahnenadel“, geschildert habe, eine glänzende Erscheinung. Ich, der bis jetzt fern von allen Frauen gelebt, ich, der ich nur von ihnen geträumt, nicht eine noch wirklich gesehen und mit ihr verkehrt hatte, ich, der ein Ideal, eine Sehnsucht in mir trug, ich sah Beides plötzlich vor mir verwirklicht, sah Helene, wie sie anmuthig sich unter den schönen Damen bewegte und immer die Schönste blieb. Die bunten, wechselnden Gestalten eines Badelebens, der Reiz der Gegend und der Ungezwungenheit, Helenens sanfte Nähe, das Begegnen am Morgen, am Mittag und Abend, das Alles war so entzückend, daß ich von einer geistigen Aufregung in die andere verfiel. Und doch war die Huldigung, die ich Helenen darbrachte, so zart, daß ich von Leidenschaft erfaßt war und es kaum ahnete. Helene war mittheilsam und freute sich des Austausches der Gedanken mit einer Kindlichkeit, die bewies, wie sehr ihr Geist sich zu entfalten strebte. Wir sprachen auf Spaziergängen mit einander, wir lasen, so oft es die Zeit gestatten wollte. Der Vater war mit seiner Kur und dem Spiel beschäftigt: die Mutter war daheim mit diversen Kindern geblieben, unsere einzige Aufseherin war die alte Gertrud, die eben nicht streng gegen Helene und mich war. Es war Alles lieb und traulich um uns; die Natur war frisch, der Himmel hing dunkelblau über den ausgezackten Bergen; die Stille in und neben uns, die zitternden Gefühle, die zerschmelzenden Regungen, die heilige Sehnsucht, die flammende Zuversicht . . . Alles das war ein Gedicht, das das Schicksal mit einem fürchterlich scharfen Messer plötzlich zerschnitt.“

Franz hielt inne, indem er mit der Hand über die nassen Augen fuhr. Im Nebenzimmer rauschte es wie ein seidnes Kleid. Eduard horchte hoch auf. Als Alles wieder still wurde, sagte er zu Franz gewandt: „Du solltest nun aufhören, das Erzählen greift Dich an . . .“

„Im Gegentheil erleichtert es mich,“ entgegnete Franz mit einem wehmüthigen Lächeln. „Glühender, inbrünstiger Dank, daß ich es endlich vom Herzen herunterwälzen, endlich sagen kann: So war es, so ist es!“

Bei diesem Ruf aus Franzens gepreßtem Gemüth rückte Eduard näher an ihn heran. Die untergehende Sonne schoß purpurrothe Strahlen hernieder und übergoß das Gemach und die Freunde, daß Franz, die Stirne verklärt und das Auge voll

Thränen, wie in Flammen getaucht aussah und nicht ohne herzpochende Leidenschaft zu sprechen fortfuhr.

„Es ist nur . . . vergangener Schmerz," sagte er, „nur ein Frühling voll schwerer Träume. Daß sie mich geliebt hat, das muß ich ihr doch ewig danken; das ist, das kann mir nicht mehr genommen werden! Helenens Herz war für mich der Mittelpunk der Schöpfung; aus ihm schossen Blüthen auf, wonniglich gefüllt mit geisterartigem Hauch . . . Dem Vater war unsere Liebe bald kein Geheimniß mehr. Im steten Kampf mit der Armuth, nach allen Seiten durch Frau und Kind gedrückt, nicht ohne Drang, sich über das Gewöhnliche zu erheben, auch nicht ohne Eitelkeit und Ehrgeiz, die nicht ihre Laufbahn fanden, hatte er einen prometheischen Geier im Herzen, der ihn athemraubend immer hinauf trieb. Die Parthie mit mir, obwohl mein Vermögen sehr mäßig und meine Anstellung noch ganz zweifelhaft war, schien ihm sehr annehmbar. „Man muß leben," sagte er, „und Franz wird an Helenens Seite mit Eifer, Fleiß und Ausdauer schon fortkommen. Aber freilich müssen die Kinder ein bis zwei Jahre warten . . ." Das ließ ich mir gern gefallen. Ich hatte ja eine weite, feste Aussicht. Das mystische Dunkel war mir vor den Augen gesunken, ich lehnte mich an ein zweites Daseyn, es offenbarte sich mir in jedem Pulsschlag, in jeder Frage des Herzens. Wie schön wußte Helene mir von unserm Bunde zu reden, wie gingen wir Beide auf in Lust, Leid, Jubel, Verzagtheit, Triumph, wenn wir an die Ehe, an unsere Ehe dachten! Auch fühlten wir uns fest, klar und muthig, dachten nicht an die Prüfungen des Wartens, glaubten zu empfangen, wo wir gaben. So liebten wir, so friedlich wollten wir ewig unter dem Panier des Herzens wandeln. Da tauchte plötzlich aus dem Gewühl um uns der Fürst von der Recknitz auf . . . ."

Franz hielt einen Augenblick inne, dann sagte er mit Anstrengung: „Ich will es kurz machen. Du wirst errathen, was mir geschah, als der da, von Helenens Schönheit geblendet, sich um sie bewarb. Der Fürst, so glänzend vom Schicksal in Scene gesetzt, mußte mich, wenn auch nicht bei Helenen, sie liebte mich wirklich, doch bei dem Vater bald ausstechen. Dessen unablässiges Trachten war ja immer die weltliche, hohe Sphäre gewesen; der da hatte Thor und Thür der Eitelkeit geöffnet! Eitelkeit schließt strenge Grundsätze aus; Eitelkeit nagt und bohrt am Charakter, der morsch wird, macht auch wetterwendisch, sobald das Glück lacht. Das war bei Helenens Vater der Fall. Ich kann nicht sagen, daß er mich barsch aufgab, aber er ließ es mich hundertmal am Tage fühlen, daß Helene meinetwegen der reichsten Parthie im Lande entsagen würde. Indeß rückte der Fürst näher und näher; vornehm, mich nicht beachtend, kaum meines Namens bewußt, ob ich auch täglich und stündlich ihm unter die Augen kam; Helene immer beklommener, immer zerrissener, sich an mich anklammernd, ohne Kraft sich von dem Vater ab- und mir zuzuwenden, mich liebend und doch in dieser Neigung nicht auf- oder untergehend . . . . Es war eine entsetzensvolle Zeit. Helenens Züge waren krampfhaft zerwühlt, da sie beständig mit ihrem Schicksal kämpfte und mit der Kraft des Willens den zarten Körper emporriß . . . das durfte so nicht bleiben; ich mußte einen Entschluß, einen heroischen Entschluß fassen und . . . faßte ihn. Zwei Zeilen benachrichtigten Helenen von meiner Abreise; ich gab ihr wehmüthig ihr Wort zurück, ich unterordnete mich unserm Geschick und ihrem Willen. Aber als ich am frühen Morgen geschieden, vor ihren noch verhangenen Fenstern vorüberfuhr, als ich mich durch diese flammende Leidenschaft meiner gewöhnten Sphäre entrückte, durch diese Gewaltthat aus dem Boden der Liebe herausgerissen fühlte, da sah ich, daß mein Glaube an Glück für lange todt war, daß ich nicht in Deutschland, nicht in dieser Umgebung, nicht in dieser Nähe bleiben konnte. Ich realisirte mein kleines Vermögen und ging auf Reisen. Es kostete mich Mühe, die tiefe Sehnsucht, die heftige Spannung meines Wesens einigermaßen zu lindern. Eine unbezwingliche Angst legte sich mir wie ein eiserner Ring ums Herz, wenn ich rückwärts auf Helenen blickte. „Wird sie den Fürsten wirklich heirathen? Wird sie glücklich seyn?" Das waren die beständigen Fragen meines Innern. In Rom, im café greco, fand ich in der Allgemeinen Zeitung die Anzeige von Helenens Vermählung. Bis dahin hatte ich still gehofft, vielleicht mir selbst unbewußt gehofft; nun war plötzlich Alles verloren, selbst das Bewußtseyn, einen guten Entschluß gefaßt, ihn durchgeführt zu haben mit innerer Erhebung . . . . die Einsamkeit war mir lästig. Ich floh die aufgeregten, fast furienhaften Gedanken; ich stürzte mich ins Gewühl, ich wollte vergessen und mich betäuben. Mir graute vor den zerbröckelten Jahren, vor der Oede und Hoffnungslosigkeit meines Herzens, ja, ich bereute aufrichtig meine störrische Gewaltthat; ich lachte sogar voll Bitterkeit, daß ich mich hatte opfern, einem alten Manne meinen Schatz hatte hingeben können . . . Ich ging nach Sizilien, nach Malta, nach Griechenland. Ich las den Tacitus. Ich studirte das Leben, die Frauen, die bunte, farbenreiche Gesellschaft; ich knüpfte mehr als ein Verhältniß an, zerbrach es wieder . . . immer dieselbe Herzensöde, immer der Schrecken, daß bei allem Aufwand, bei aller Zerstreuung doch erst zwei armselige Jahre vorübergerollt waren. — Ich glaubte an nichts, wünschte nichts, bis denn endlich die Nothwendigkeit, mich der Heimath zu nähern, eingetreten ist, bis ich mich hieher begeben, beim Fürsten

von der Recknitz mich gemeldet, Helene an seiner Seite gesehen habe."

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

Mit innigster Freude des Herzens dankte sie dem Schöpfer nicht nur für das gegenwärtige Glück, sondern auch für das überstandene Weh; denn die Tage der Prüfung und des Elends wirken veredelnd auf die Gemüther der Guten und pflanzen in ihre Seelen die Saaten der Tugend und der göttlichen Liebe. Das himmlische Feuer der Gnade läßt dieselben sodann aufkeimen und, zum Vorbilde für die Bösen, wie zum Troste des Leidenden, inmitten der brandenden Wogen der Trauer und Niedergeschlagenheit zum fruchtbaren Baume aufwachsen.

Es dauerte indeß nicht lange, so hatte v. Straelen wieder seine vorige Lebensweise angenommen.

Sobald alle Gefahr für seine Frau vorüber war, wurde er wieder der selbstsüchtige, unzugängliche Gebieter des Hauses, und sie, die Arme und Verstoßene, fand sich abermals der trostlosen Einsamkeit preisgegeben. Doch dießmal grämte sie sich weniger über die Rücksichtslosigkeit ihres Gemahls, denn während ihrer Krankheit hatte ihr die kräftige Stimme der Religion derart zugesprochen, daß sie sich jetzt gegen die Anfälle der schwachen Menschennatur gewappnet fühlte. Sie hatte es begriffen, daß der Mensch meistens in sich selber, d. h. in der Betrachtung und Beobachtung seiner Pflichten, die Urquelle seines Glückes finden muß; mögen ihn dann immerhin Andere mit Undank belohnen oder mit Schmach überhäufen.

Von da an war ihr Beschluß gefaßt und ihr Lebensplan entworfen. Alle Bedrängten wurden ihre Lieblinge und sie kannte keine größere Freude, als die Thränen der Traurigen durch Thaten der Menschenliebe zu trocknen.

Sie kam ihrem Manne freundlicher als je entgegen und ertrug geduldig den unvernünftigen Trotz, mit dem er die von ihr im Interesse des häuslichen Friedens in so großem Maße gebrachten Opfer erwiderte. Ihr musterhafter Wandel brachte bei ihm keinen andern Eindruck hervor, als daß ein gewisses Gefühl der Ehrfurcht vor den Tugenden in ihm entstand, durch welche sie die gewöhnlichen Frauen höherer Stände — namentlich in unserm ungläubigen und dem nutzlosesten Zeitvertreibe nachjagenden Jahrhunderte — bei Weitem überstrahlte. Um ihr endlich die ausgestandenen Leiden gleichsam vollständig zu vergüten, sandte ihr der Herr den Engel des Trostes und sie wurde Mutter.

Von diesem Augenblicke an begann für sie ein zweites Leben. Sie goß über das liebe Töchterchen, das Gott ihr geschenkt, den Strom der Liebe aus, der bis dahin in ihrem Innern verschlossen war und mit solcher Gewalt nach Außen drängte, daß er bereits einmal seinen irdischen Kerker untergraben hatte, um mit ihrer Seele zu Gott, ihrem beiderseitigen Ursprunge, zurückzukehren.

Die Tiefgebeugte erhob das Haupt in mütterlichem Stolze. Sie glaubte wieder an ihr Glück, denn sie war nicht mehr allein und verlassen in der Welt. Eine frohe Zukunft leuchtete ihr aus den blauen Aeuglein ihrer lieben, kleinen Klara entgegen.

Und es war, als wenn das Kind es begriffen hätte, daß seine Liebe, gleich dem himmlischen Thau, das Herz seiner Mutter aufrichten und erfrischen müsse. Von seinen ersten Lebenstagen an gab es unzweideutige Beweise von dem, was es ihr später seyn werde. Die Wohlthätigkeit der Frau v. Straelen wurde, weit entfernt, sich zu vermindern, durch deren Glück nur noch wirksamer. Ja, die gutherzige Mutter nahm sich fest vor, ihre Tochter in demselben Geiste christlicher Selbstverleugnung und Menschenliebe zu erziehen.

Die Kinderjahre Klara's verliefen demnach unter den Liebkosungen ihrer Mutter und den Segnungen der Nothleidenden. Wollte doch die mildthätige Frau, daß ihre Tochter sie bei ihren Armenbesuchen stets begleite.

Die Mutterliebe ist übrigens leichtgläubig und ängstlich; sie fürchtet und hofft Alles. Es schien ihr, daß die Danksagungen der Getrösteten ihr Kind gegen Krankheit, Kummer und Tod schützen müßten, und mehr als einmal hatte sie ihm, als es kaum seine kleinen Arme zu bewegen begann, das Almosen ins Händchen gegeben. Wie war sie dann so zufrieden, wenn es dasselbe dem Armen hinreichte! Thränen der Wonne befeuchteten ihre Augen.

Und Gott belohnte die Mutter und ihr Kind, denn dieses wuchs auf ohne Krankheit und Mißgeschick, wie eine weiße Lilie unter den Dornen des häuslichen Lebens.

Das Mädchen war vier Jahre alt, als Frau v. Straelen Ludwig von dem gewissen Tode rettete und ihn als ihr eigenes Kind annahm und pflegte. Herr v. Straelen hatte Anfangs Vieles gegen die Annahme des fremden Kindes einzuwenden gehabt; doch gelang es seiner Frau durch ihr fortgesetztes Zureden, ihn zufrieden zu stellen. Zumeist mochte der Umstand auf ihn gewirkt haben, daß ihm, wie bereits erwähnt, die Guthaten seiner Gemahlin vom Volke mitangerechnet wurden. Er gewöhnte

sich allmälig daran, auch Ludwig als ein Kind des Hauses zu betrachten.

* * *

Das Frühstück war zu Ende. Hr. v. Straelen saß in einem reichverzierten Armstuhle und las die Zeitung, während seine Gemahlin an einem rothseidenen Beutelchen strickte. Außer dem: Guten Tag, den Frau v. Straelen stets ihrem Manne in aller Freundlichkeit wünschte und dem Gemurmel, mit welchem dieser den Gruß beantwortete, wurde zwischen den beiden Eheleuten kein einziges Wort gewechselt. Frau v. Straelen, seit langer Zeit an diese Lebensweise gewöhnt, sah gleichwohl ganz besonders heiter und zufrieden aus.

Die heraufkommende Sonne sandte ihre goldenen Strahlen auf die rothen Fenstergardinen und erleuchtete den reich möblirten Saal in einer so lieblichen Art, als wollte sie an dem stattfindenden Feste Theil nehmen.

Die Vögel im Hofe sangen ihr anmuthiges Morgenlied, während ein gefangener Finke durch das Gitter seines Käfigs hindurch mit schmetternder Stimme seine Brüder und Schwestern draußen begrüßte.

Auch in das Herz der Frau v. Straelen schien die Sonne des Glücks mit erneuter Pracht.

Die gute, zartfühlende Frau sah in diesem Augenblicke ihren ganzen Lebenslauf vor ihrem Geiste schweben.

Sie träumte sich in die Tage ihrer Kindheit hinein; sie glaubte ihre Gespielinnen zu sehen, die sie einst geliebt hatten und die von ihr waren wieder geliebt worden; sie erkannte sich selbst wieder, wie sie, flink wie eine Hirschkuh, mit flatternden Haaren über den von weißen, gelben, rothen und blauen Blümchen durchwebten Wiesenteppich hinsprang; sie hörte sich gleichsam in jenes helle kindliche Gelächter ausbrechen, das man später nicht mehr wiederfindet, und es schien ihr, daß die Silberklänge des Dorfglöckchens, das sie so oft zum Gebete gerufen hatte, von Neuem in ihren Ohren wiederhallten.

Sie fühlte wieder so recht die belebende Wärme der Sonne, welche ihr kindliches Gemüth so oft erheitert und aufgerichtet hatte, und die, leider! so viel von ihrem Glanze und ihrer Pracht verliert, wenn der Mensch sich mit den Jahren an die Naturwunder gewöhnt hat, oder wenn die die Poesie tödtenden Wissenschaften ihm die Anschauung derselben zuwider gemacht haben.

Doch war nicht Alles Freude, was sie in ihre Erinnerung zurückrief. Manche Stelle in der Reihe ihrer früheren Freunde und Freundinnen war schwarz bezeichnet; die Dorfglocke hatte nicht nur zum Engel des Herrn geläutet, sondern auch die Todesbotschaft von Vater und Mutter, von Schwester und Bruder verkündet.

Und als sie Alles in ihrem Herzen wohl erwogen hatte, ertrug die fromme Dulderin ihr Loos mit größerer Gelassenheit. Sie erflehte nur als letzte und höchste Gnade von Gott, daß er ihre Tochter, ihre innigst geliebte Klara, vor dem Unglück bewahren wolle, dem sie zur Zeit beinahe erlegen war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die angeblichen Planeten der Fixsterne. Man nennt Doppelsterne bekanntlich diejenigen Fixsterne, aus deren Ortsveränderungen man geschlossen hat, daß sie sich um einen gemeinsamen Schwerpunkt bewegen. Bisher ist es aber nicht immer gelungen, die Bahn eines solchen Systems zu konstruiren. Die mathemathischen Berechnungen stimmten nie mit den gefundenen Winkeln. Dieß war besonders bei dem Doppelgestirn 70 des Schlangenträgers der Fall, welches nun seit Sir William Herschel's Endeckung im Jahr 1779 beobachtet wird, und welches nahe daran ist, eine Umdrehung vollendet zu haben. Kapitän W. S. Jacob machte nun auf der letzten Versammlung der British Association aufmerksam, daß bei einer auf 93 Jahre bestimmten Berechnung der Bahn merkwürdiger Weise von 1820—1823 sämmtliche Fehler ein plus, von 1823—1830 ein minus, von 1833—1852 sämmtlich wieder ein plus, und von da ab meistens wieder ein minus anzeigen. Da der Irrthum ein periodischer sey, so müsse er auf irgend einem Gesetze beruhen. Der Astronom nun spricht die Vermuthung aus, daß die Störung durch dritte dunkle Körper, vielleicht durch Planeten des kleineren Gestirns, bewirkt werden möchte, wie man schon die irreguläre Ortsveränderungen anerkannt einsamer Sterne, wie Sirius und Procyon, durch die Anwesenheit dritter dunkler Gestirne, die „Gespenster" der uranalogischen Welt, wie A. v. Humboldt sie scherzhaft genannt, zu erklären versucht hat. Sind solche Körper bei den Bewegungen der Doppelgestirne thätig, so läge die Wahrscheinlichkeit eines Planeten-Gefolges der Fixsterne sehr nahe.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 258 Montag, 29. Oktober 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

Franz schwieg, indem er den Kopf auf die Hand stützte, und Eduard wollte einige beklommene Worte über das verschiedene Schicksal der Menschen sagen, allein da füllten sich die Zimmer mit Gästen, die Tante empfing mit vornehmer freundlicher Miene, Almas Toilettenzimmer öffnete sich und sie trat rauschend, aufgeregt, im vollen Glanz der Schönheit, des Reichthums und der Jugend herein. Sie hatte einen großen Theil von Franz' Erzählung gehört, hatte mit ihm gelitten, ihn angestaunt, die Ueberlegenheit seines Charakters mit Wahrheit empfunden und stand nun vor ihm, vor diesem Helden der Entsagung, der sich blaß, kalt und apathisch verbeugte!

Aus Gefälligkeit für einen Maler, wie sie vorgab, hatte sie heute ein reich orientalisches Gewand angelegt, sich aber in Wirklichkeit nur für Franz geschmückt. Sie wollte ihm gefallen, wollte ihn anspannen an den Triumphwagen, den schon so Viele zogen. Ihre Tracht war dießmal phantastisch blendend. Die dicken Seidenstoffe waren mit bunten Edelsteinen und Perlen besäet, auf den Armen und Schultern schimmerten Diamanten, das kleine Sammtkäppchen barg mühsam die Fülle ihres Haares. So trat sie zu ihm. Aber Franz war kalt gegen sie und gegen die Frauen im Allgemeinen. Sie mißfiel ihm, sie stieß ihn ab. Er sagte: „Die hat nichts in und auf dem Herzen als Eitelkeit, als Hochmuth. Die will betrügen, schwatzt von Philanthropie, vom Ehrgeiz großer Seelen, von Kunst und Poesie, und ihre Hauptangelegenheit ist doch ein Maskenanzug, ein elender Mummenschanz . . ." Er setzte sich weit ab von ihr an einen Whisttisch; er wollte sie nicht sehen, nicht hören und mußte über sich lächeln, daß er sie doch beobachtete, doch mit den Blicken verfolgte, die laut sprach und noch lauter lachte. „Ich bedauere Eduard," dachte er schmerzlich. „Das ist keine Frau für ihn. Mit der ist man Diener, nicht Herr. Die hat ein Selbstbewußtseyn, das keine Hingebung zuläßt." Indeß war Eduard zu ihm getreten und hatte ihn bei Seite gezogen.

„Nun, wie gefällt sie Dir?" fragte er lebhaft.

„Ich kenne sie nicht, kann sie nicht beurtheilen," entgegnete Franz ausweichend.

„Das sind Phrasen! Heraus mit der Wahrheit. Ich habe Alma versprochen, ihr Dein Urtheil über sie mitzutheilen," bemerkte Eduard eifrig.

„Nun, so sage ihr," fuhr Franz auf, „daß sie mir in ihrer Verschrobenheit, in ihrer Unweiblichkeit mißfällt, daß der Eindruck, den sie mir macht, ein sehr unangenehmer ist . . ."

Damit drehte er sich unwillig um und Eduard blieb wie versteinert stehen.

* * *

Alma hatte eine unruhige Nacht verbracht. Franz' Kälte war ihr um so tiefer ins Herz gedrungen, als sie sich angestrengt und liebenswürdig mit ihm gezeigt hatte. Das, was er Eduard über seine Liebe zu Helene gesagt und was sie, an die Tapetenthür gelehnt, mit angehört, hatte sie seltsam ergriffen, seltsam sie erhoben über die Erfahrungen der Welt. Da war doch einmal etwas Ursprüngliches, Edles. In dem Charakter lag Wahrheit, Weisheit! Für den konnte sie Theilnahme gewinnen; der war rein aus den Zerarbeitungen des Schicksals hervorgekommen. Wie ihr das wohl that, sie hin zu ihm zog, der so kalt, so abstoßend war; wie sie sich im einsamen Schlafzimmer die Hand über Stirn und Augen legte und leise für sich dachte: „Welch ein Mann?" Wie sie traurig an ihn heransah und sich zerschmolzen in seinen Schmerz um Helenen fühlte! Sie wiederholte sich jede seiner Bewegungen, jeden Blick, jedes Wort. Sie fand es erklärlich, daß er, nach der Anstrengung, Eduard so viel von sich gesagt zu haben, apathisch, schweigsam, kalt war. Dagegen gestand sie, daß sie in freudiger, flammender Lebendigkeit vor ihm erschienen, daß er sie scharf beobachtet, daß sie nothwendig seine Aufmerksamkeit gefesselt habe. Sie konnte den Morgen nicht erwarten, wo Eduard kommen und mit ihr von Franz reden würde; sie liebte ihr Kabinet, seitdem er darin

geredet, sie blieb vor dem Divan, auf dem er gesessen, stehen, frischte sich das Gedächtniß auf, ließ den müden Blick auf dem Gedanken haften, daß es unnennbare und dennoch unleugbare Einflüsse gebe und kam immer wieder auf Franz, auf seinen Heroismus, auf sein Gespräch mit Eduard, auf Alles zurück, was sie gehört und in sich aufgenommen hatte. Endlich erschien Eduard. Alma, in ihrem Kabinet vor ihrem Schreibtisch, anscheinend mit Skripturen, aber wirklich nur mit dem Verlangen, von Franz zu hören, beschäftigt, mit ihrem pechschwarzen Haar, aufgelöst in Leid über einen Andern, gleichsam überrieselt von herzerwärmender Theilnahme, war so schön, daß Eduard die leuchtenden Augen auf ihr ruhen ließ und ganz entzückt ein Mal über das andere ausrief: „Wie lieblich! Wie bezaubernd!“

Sie seufzte wenig befriedigt und sagte schnell, beklommen: „Ach, davon kann jetzt gar nicht, soll nicht die Rede seyn. Wir haben Wichtigeres zu besprechen. Eduard, was für ein seltsamer Mann ist dieser Brinkmann! Ich habe ihn mir gar nicht so bedeutend vorgestellt . . .“

„Nicht wahr?“ entgegnete Eduard, sichtlich zerstreut, mit halber Phrase antwortend, immer mit dem Gedanken beschäftigt: „Jetzt wird sie nach dem Eindruck, den sie ihm gemacht, fragen und jetzt werde ich die Wahrheit sagen müssen . . .“ Er sah sich im Spiegel, beugte sich über Almas Blumen, blätterte in den Albums und hatte große Lust, trotz seiner Ehrlichkeit, herzhaft auf Franz' Rechnung zu lügen. Doch da hub sie schon mit schwankender, erregter Stimme an, indem sie sich die Locken durch die Finger rollen ließ: „Nun, Eduard, was sagte er von mir?“

„Von Ihnen? . . . o nicht viel . . . Sie sahen ja, wie schweigsam er ist; er ließ sich nicht aus . .“ entgegnete er mit stockender Stimme.

„Er ließ sich nicht aus?“ rief sie ungeduldig. „Als wenn ich nicht deutlich das Gegentheil gesehen hätte! Seyen Sie nicht unwahr, Eduard, reden Sie frei; ich bitte sie dringend, halten Sie Ihr Versprechen, mir unumwunden die Wahrheit zu sagen,“ sie war ans Fenster getreten und sah in den Garten hinaus.

Eduard schwieg einen Augenblick, wagte dann einen Anlauf und sagte mehr äußerlich als innerlich beherzt: „Es thut mir leid, aber der Eindruck, den Sie machten, war eben kein günstiger . . .“

„Sagen Sie nur gerade heraus, ein schlechter!“ entgegnete Alma, von Heftigkeit durchblitzt, indem sie sich vom Fenster abwandte und auf den Divan warf. „Sagen Sie, daß Ihr Freund mich hart, verkehrt beurtheilt, daß er schroff wie ein Freigeist, unaufmerksam wie ein Kleinstädter ist. Und doch will er Reisen gemacht, in Paris und Rom gewesen, die Gesellschaft studirt haben! Gestehen Sie, daß sein Betragen gegen mich gestern Abend ganz unerhört war, daß ich ihm die Honneurs sehr freundlich gemacht und er mich förmlich abgestoßen hat. Und ich bin Ihre Braut, Eduard, und ich verdiene Rücksicht, Nachsicht! Es ist himmelschreiend, beweist, wie wenig Urtheil, Scharfsinn, Menschenkenntniß, wie wenig Achtung dieser Mann auch für Sie hat.“

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

Bei dieser Betrachtung schwebte ihr Geist, wie wenn er aller irdischen Bande entledigt gewesen wäre, aus der Vergangenheit in die Zukunft, und sie sah ihr Kind im Voraus von Allen geliebt und geachtet, als glückliche Gattin und Mutter den für dasselbe mit Blumen bestreuten Lebenspfad, gleich einem wohlthuenden und tröstenden Genius, lachend durchwandeln.

Und wenn ich nicht mehr seyn werde, dachte sie, will ich in meinem Kinde wieder aufleben; und wird auch mein Körper der Verwesung zur Beute, so soll doch mein Andenken in der Erinnerung meiner Tochter bewahrt bleiben und die Liebesfunken meiner Seele werden sich mit den ihrigen verschmelzen, um uns dereinst, veredelt und geläutert, auf ewig mit einander zu vereinigen.

Eine göttliche Freude verklärte ihr Antlitz, das, von der Morgensonne beleuchtet, gleich dem von himmlischem Lichtkranze umgebenen Haupte einer Murillo'schen Madonna im Glanze der Unschuld strahlte.

Madame, sagte plötzlich Hr. v. Straelen (die beiden Eheleute nannten sich niemals anders, als Herr und Madame) lassen Sie eine der Mägde sofort diesen Brief in's Dorf tragen; es muß aber gleich geschehen, denn die Sache eilt.

Die bis dahin in tiefes Nachdenken versunkene, nunmehr aus ihrem tröstlichen Traume zur prosaischen und wenig versprechenden Wirklichkeit zurückgerufene Frau nahm das Schreiben und schickte sich an, den ihr gewordenen Auftrag auszuführen, als ihr einfiel, daß die Mägde für das bestellte Gastmahl vollauf zu thun hatten. Sie fragte deßhalb ihren Gemahl, ob nicht einer der Knechte gehen könne, da die Mägde so sehr beschäftigt seyen. Van Straelen hatte sich wieder an's Lesen seiner Zeitung gemacht, so daß seine Frau die gestellte Frage wiederholen mußte.

In einem rauhen und bissigen Tone gab er ihr jetzt zur Antwort:

„Madame, Sie belieben zu thun, wie ich es befohlen habe."

Diese Vorschrift gestattete keinen Widerspruch mehr, und eine Magd, die eben hereinkam, um das Frühstück abzutragen, ersparte Frau v. Straelen die Mühe, sich des Briefes wegen in die Küche zu begeben. Ein wenig später kam der alte Johann und that seinem Herrn zu wissen, daß die Pferde angespannt seyen.

Van Straelen folgte ihm, stieg in die Kutsche und fuhr weg, ohne ein einziges Wort über seine Pläne gesagt zu haben. Seine Frau aber überließ er einer zwar unbestimmten, darum aber nicht minder quälenden Besorgniß. Es wurde ihr so bange um's Herz, und doch konnte sie keine Ursache finden, die diese ihre Angst gerechtfertigt hätte. Sie hatte nämlich an diesem Tage nichts Außergewöhnliches in dem Betragen ihres Mannes wahrgenommen, es sey denn sein frühes Ausfahren. Dieß konnte indeß in dem Umstande seinen Grund haben, daß er seiner Tochter irgend eine angenehme Ueberraschung zu bereiten gedachte.

So dachte die von ihrem Gemahl verkannte, mildherzige Frau; und doch wollte die drückende Last nicht von ihrer Seele und ihre Unruhe nahm immer mehr zu, als plötzlich zwei zarte Hände über ihre Wimper glitten und eine helle Stimme sie fragte: „Rathe, wer ich bin!"

Doch die Hände zogen sich schnell zurück, denn sie waren von den Thränen der Frau v. Straelen benetzt worden.

„Um Gotteswillen, beste Mutter", rief Klara theilnehmend aus, „sage mir, warum Du geweint hast!"

Das Mädchen faßte sodann ihre beiden Hände, küßte dieselben und lächelte dabei der guten Mutter so liebevoll zu, daß die Wolke, welche deren Glück auf einen Augenblick getrübt hatte, sofort verschwand.

Frau v. Straelen war bald wieder so aufgeräumt und sah so vergnügt aus, als wenn nichts vorgefallen wäre. Sie nahm freudig den Arm ihrer Tochter und sprach: „Komm, liebes Kind, laß uns hinausgehen, frische Luft zu schöpfen. Ich werde Dir die Ursache meiner Traurigkeit erzählen und Du wirst dann beurtheilen können, ob ich Unrecht hatte, mich derselben hinzugeben."

Mit fröhlichem Sinn zogen jetzt Mutter und Tochter ins Freie und verschwanden, langsam lustwandelnd, zwischen den goldgelben Kornfeldern, die von der andern Seite her den Kirchweg begränzten.

* * *

Ein Jüngling folgte mit seinen Blicken, von einem der Fenster des Schlosses aus, dem Gange der beiden Frauenzimmer, welche auf dem sich durch die Fluren hinschlängelnden Fußpfade einherwandelten. Es war Ludwig, der, schon seit einigen Stunden durch einen schrecklichen Traum aus dem Bette getrieben, sich mit einem Buche in das Studierzimmer begeben hatte und nunmehr alle Bewegungen Klara's beobachtete. Was in seinem Gemüthe vorging, wußte der arme Jüngling selbst nicht. Sein Haupt brannte, sein Herz klopfte fast hörbar und eine innere Gluth trieb sein aufwallendes Blut in die schwellenden Adern.

Er sah von dem Schauspiel, das ihn umgab, nichts als seine Wohlthäterin und deren Tochter. Krampfhaft entblätterte er eine halb verwelkte Rose und schien die Dornen nicht zu fühlen, die bereits zwei Blutstropfen an den Spitzen seiner Finger perlen ließen. Sein Gesicht war bleicher als je und seine fieberhaft belebten Augen schossen flammende Blicke durch das Fenster und zeugten von dem gewaltigen Streite, der in seinem Innern vorging.

So stand er da, zitternd und bebend vor verhaltener Wuth; er preßte die blassen Lippen zusammen, als wollte er Worte des Hasses oder der Verfluchung in der Kehle ersticken. Was er litt, ist nicht zu beschreiben.

Jahre lang hatte er gegen sein eigenes Herz gekämpft, Jahre lang sich bemüht, seine Liebe zu unterdrücken. Er hatte sich in Studien vertieft, hatte seinem Geiste, gleich einem unbezähmten Rosse, durch die Anspornung der Verzweiflung weder bei Tag noch zur Nacht Ruhe gestattet; bei jedem neu zu überwindenden Hindernisse, bei jeder neuen Eroberung auf dem Felde der Kunst widersetzte sich gleichwohl sein Herz gegen seinen Willen und sein Körper rief der Seele gleichsam zu: jetzt verlange ich zum Lohne für meine Marter Friede, Ruhe und Glück. Doch diese wurden ihm nicht geschenkt und, von dem fortgesetzten Kampfe ermüdet und erschöpft, hatte er sich endlich seiner natürlichen Neigung hingegeben, dem Zufalle sein Glück und Gott seine Ruhe anbefehlend.

(Fortsetzung folgt.)

** Kunst und Literatur.

Spezial-Karte der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika von Calvin Smith, Druck und Verlag von Karl Fischer in Cassel.

Dieses, von uns bereits mehrfach besprochene, aus 16 Blättern, jedes 18'' breit und 14½'' hoch, bestehende kartographische Werk ist nunmehr nach

Erscheinen der in 3 Blättern bestehenden Schlußlieferung vollendet. Gleich ausgezeichnet in technischer Beziehung durch Schärfe der Zeichnung, wie schönen, die Uebersichtlichkeit so sehr erleichternden Farbendruck ist dasselbe auch nach den neuesten und besten Quellen und mit Berücksichtigung aller nur irgendwie bemerkenswerthen Oertlichkeiten, Eisenbahnen, Straßen, Kanälen 2c. gefertigt und kann unbedenklich als das Beste bezeichnet werden, was wir in dieser Beziehung besitzen.

Der Preis von drei Thalern ist im Verhältnisse zu dem Gebotenen sehr billig zu nennen.

Mannigfaltigkeiten.

Der franz. Kriegsminister hat vom Marschall Pelissier das Inventarium der von den Alliirten, nebst den Feuerschlünden verschiedenen Kalibers aus Bronce und Eisen, in Sebastopol aufgefundenen Gegenständen erhalten: Kugeln 407,314, — 101,755 Hohlkugeln, 24,080 Kartätschenbüchsen, 262,482 Kilogr. Pulver, 470,000 brauchbare und 160,000 unbrauchbare Patronen, 80 Arabas, 1 Kiste Verifikationswerkzeuge, 2 Blasebälge für Gießereien, 2 Schmiedbälge, 26 Ambose, 12 Schleifmühlen, 6 Jolen, 500 Ballen aus Gajakholz, 200 Stück Mastenholz à 100 Kubikmeter, 180 Masten für kleine Boote, 100 unbrauchbare Mastkörbe, 12 Topmasten, 12 Mastenkisten, 400 gewöhnliche Anker, 90 Anker verschiedener Art, 50 kleine Anker, 2000 Ankerhandhaben, 100 eiserne Kisten, welche Oel enthielten, 200 Meter Ankerketten, 52,000 Kilogr. alte Kupferplatten, 50,000 Kilogr. altes Tauwerk, 300 Wasserbehälter, 25,000 Kilogr. neue Taue, 100 Balken, 400 Winden von verschiedener Größe, 40 Rollen, 300 Werkzeuge, Eisen in Barren und Stahl 730,000 Kilogr., 200 Kilogr. Eisendraht, 8000 Stück Blechplatten, 7000 Stück Zinnplatten, 8000 Kilogr. schwaches Blech für Kugelbüchsen, 160 gußeiserne Laffetten, 200 gußeiserne Kübel, 60,000 Kilogramm einmagasinirtes rothes Kupfer, 20,000 Kil. Messing, 800 Kil. gewöhnliche Nägel, 2000 Kilogr. Schiffsnägel, 200 Kil. kleine Nägel, eine sehr große Quantität Tannenholz, 200 Tonnen Theer, 150 Tonnen mit Oelfarbe, 1 Kubikmeter rothe und 1 Kubikmeter gelbe Farberde, 200 kupferne Federn und Ketten, 12 Wagen, 6 gußeiserne Kochherde, 150 verschiedene Maschinenbestandtheile, Dampfkessel im Gewichte von 3000 Kilogramm, Reste der Maschine eines von den Russen verbrannten Dampfers, 8 große Dampfkessel von Kupfer im Gewichte von 50,000 Kil., 50,000 Kil. altes Kupfer, 5000 kupferne Schrauben, 80,000 Kil. altes Eisen, 6 große Glocken, 10 kleine Glocken, 350 Spitalbetten, 600 Bücher, Zeichnungen, Plane, eine Menge Schmieden, 2 Taue zum Aufsetzen der Masten, 12 große Kraniche, 2000 Tonnen Kohlenstaub, 2 Dampfmaschinen à 30 Pfdk. für die Becken, 3 große Pumpen für die Becken, 3 eiserne Kessel für diese Maschinen, 1 Maschine von 16 Pfdkr. für die Becken, 3 eiserne Kraniche auf dem Quai, 1 eiserner mobiler Kranich, 13 andere Kraniche in den Magazinen, 1 Maschine von 12 Pfdekr. für die Verpflegsmagazine, 1 Schleppmaschine, 1 Dragagemaschine, 2 große Pumpen zum Leeren der Becken, 1 hydraulische Handpumpe, 4 Schellen, 1 Bäckermaschine, 1 Maschine von 20 Pfdekr., 1 Destillirmaschine, 1 Thurmuhr, 6 Marmorstatuen, 2 Sphinxe, 1 großes Basrelief. — An Lebensmitteln fand man: 11,000 Säcke (500 Tonnen) Brod, 3700 Säcke (150 Tonnen) Mehl, 100 Säcke (9 Tonnen) Waizen, 1300 Säcke schwarzes Korn, 200 Säcke Hafer, 600 Säcke kleines Korn, 240 Säcke gewöhnliches Korn, 5 Säcke Bohnen, 500 Quarters Korn in den Magazinen, 480 Fässer gesalzenes Fleisch.

Von einem Sachkenner geht der K. Z. folgende Mittheilung zu: „Der Torf, welcher bisher in die letzte Klasse der Brennstoffe gehörte, wird sich wohl durch eine interessante Erfindung des Chemikers C. J. Brocke sen. in Köln zur ersten Klasse derselben emporschwingen. Brocke stellt aus jener Art Torf, die er dazu geeignet findet, Cialine-Torf dar, der es an Gluth, Hitze und Flamme mit jedem anderen Brennstoffe aufnimmt. Schon ergab der Cialine-Torf auf der Schmiede-Esse eine Flamme von mehreren Fuß, unter dem Dampfkessel eine weit intensivere, kräftigere, längere Flamme, als der rohe Torf, dessen Flamme nur 6 bis 7 Zoll betrug. Die Torfgegenden werden diese Erfindung, wenn sie sich bewährt, gewiß zu benutzen wissen.“

Die berühmte Purpurfarbe von Tyrus ist wieder aufgefunden worden. Bekanntlich ist dieselbe zu Zeiten der alten Römer verloren gegangen. Der Chemiker Depouilly, der in einer großen Färberei in Paris angestellt ist, soll dieselbe, wie „La Presse“ erzählt, entdeckt haben, und zwar soll er die Grundstoffe zu dieser prachtvollen Farbe aus dem Guano gewinnen. Proben, die vollkommen gelungen sind, wurden in der Ausstellung unter den Augen des Prinzen Napoleon und der Herren Chevreul und Dumas vorgenommen und sollen in einigen Tagen vor dem Kaiser wiederholt werden.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 259 | Dienstag, 30. Oktober | 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

Sie legte mit leidenschaftlicher Geberde beide Hände vors Gesicht und Eduard bemerkte langsam und beengt: „Sonderbar, wie man sich im Leben abstößt oder anzieht! Franz hat Ihnen mißfallen. Sie haben ihm nicht gefallen. Das nenne ich . . . Antipathie . . ."

„Nein, nein, keine Antipathie," stieß sie aus geängstigter Brust heraus, ward leichenblaß und brach in Thränen aus.

Indeß Alma still weint weint, ging Eduard schweigend auf und ab. Er fühlte sich wunderbar bewegt. So viele Schroffheiten Almas traten ihm wieder vor die Seele; so Manches mußte auch er an ihr tadeln, was er nicht begreifen und bewältigen konnte. Wehmüthig dachte er, wie zerbrechlich die menschliche Natur und wie nur das Eine, die Liebe, haltbar sey. Sein Herz hätte er opfern, sein Leben für ihre Freude hingeben können. Und sie weinte da vor ihm und war nicht glücklich! Er fühlte sich klein, er sagte sich: „Von ihr geliebt werden, sey ein großes, ein unermeßliches Glück," und er verdiente es nicht oder verdiente er es, so verstand sie ihn nicht, der hingebend und schonend war, der vielfach betrogen, vielfach durch Ungerechtigkeit zu leiden gehabt und doch gut geblieben war. Er hätte ihr zurufen mögen: „Laß sie reden und stütze Dich auf mich. Würde die Welt aufstehen und Dich steinigen, so wäre ich doch da und würde Dich schützen," aber er wagte es nicht; sie weinte immer lauter, immer heftiger, immer unaufhaltsamer. Endlich setzte er sich zu ihr, ergriff ihre Hand und sprach so sanft als möglich: „Liebe Alma, werden Sie einfacher. Die Welt erschrickt vor Ihnen, weil sie Sie nicht versteht. Man fragt sich, ob Sie ein Engel oder ein Dämon, ein Gletscher oder ein verheerender Strom sind; man kommt auf seltsame Vermuthungen, man faßt Vorurtheile, man wird Ihnen feindlich. Flößen Sie diese Gefühle den Gleichgültigen ein, nun, so tröste ich mich. Sind es aber meine Freunde, dann, Alma, thut es mir wehe . . ."

Er hielt einen Augenblick inne, in der Hoffnung, daß sie reden würde. Als aber ihre Hand schwer wie Eis in der seinen lag, machte er sich los von ihr, erhob sich, maß das Zimmer ein, zwei, drei Mal, blieb stehen und sagte mit unendlicher Wehmuth: „Alma, Du liebst mich nicht!"

Sie hob plötzlich den Kopf, sah ihn mit schmerzlicher Ruhe an und antwortete mit gewaltsamer Fassung: „Wie oft ist dieß Thema schon zwischen uns verhandelt worden und immer vergebens!"

„Unser Verhältniß ist nicht fest," seufzte Eduard, „und Gott weiß doch, wie ich mich an dasselbe klammere! Werde ich Sie glücklich machen, Alma, passen wir wirklich zu einander?"

„O," rief sie schneidend, „schaffen Sie sich nur einen Willen, eine Richtung, einen Charakter an! Geben Sie mir ein Gefühl, eine Bestimmung, die mich überwältigt, mich in Fesseln schlägt, die so groß ist, daß ich darin aufgehe, sey's in Schmerz, in Jubel oder Liebe, aber die mich besiegt, daß ich nicht immer die gebietende Alma und Sie nicht immer der nachgebende Eduard sind. Denn, daß ich's nur gestehe, das ist es, was mich außer mir bringt, daß Sie mein Geschöpf sind, daß ich Sie aufnehmen und fallen lassen kann, wie ich will, daß Sie ein Kind, ein guter Mensch, Alles, nur kein Mann sind!"

Trostlose Verzweiflung lag auf ihrem Gesichte, als sie das sagte, als sie sagte: „Sehen Sie, Eduard, ich habe Sie gleichsam erzogen, ich habe Sie zur Arbeit angehalten, ich habe mit Ihnen Wichtiges besprochen, ich bin Ihnen eine Autorität, ein Leitstern, der Ariadnefaden im Labyrinthe gewesen. Es hat mich glücklich gemacht für ein, zwei Monate; ich bin stolz auf Sie gewesen, habe Ihre Bestrebungen als die meinen, Ihre Thaten als die meinen genommen, bin Ihnen mit Entzücken gefolgt, wenn dieß da gelungen, jenes da vollendet war, aber..."

Sie schwieg und Eduard wurden die Augen feucht. Nach einer Pause sagte er ablenkend: „Kind, was weinst Du, warum quälst Du Dich und mich?"

Plötzlich änderte sich ihr Ausdruck. Sie war

sich an seinen Hals. Holdselige Weichheit spielte ihr um die Lippen, widerstreitende Empfindungen, Verehrung für Eduard, Wehmuth über sich, zärtliche Sorge legten sich ihr auf die Stirne. Er strich ihr die Locken aus dem schönen Gesichte und sagte, sich gewaltsam der elegischen Stimmung entreißend: „Soll ich sagen, weßwegen Sie so betrübt sind?"

Sie nickte mit dem Kopfe. Er küßte ihr die geschlossenen Augen und fuhr dann fort: „Du bist verwöhnt, geliebte Alma, bist von Schmeichelei umgeben, kannst es nicht ertragen, wenn ein bedeutender Mensch Dir nicht gleich zu Füßen fällt. Habe ich nicht Recht, ist es nicht so?"

„Nein," sagte sie sanft, „so ist es nicht. Aber einem Mann begegnen, vor dem ich mich fürchten müßte, das möchte ich, danach dürste ich . . . Ach, Eduard," sagte sie feuriger werdend, „ich träume von einer Gemeinschaft der Liebe; ich träume auch von einer Festigkeit und Wahrhaftigkeit, wo das ganze Wesen in einen Guß zusammenflösse, wo alle kleinlichen Rücksichten aufhören, wo ich Eins und ganz wäre, wo ich Alles ertrüge, mich Allem unterordnete, wo ich Ansprache, Mittheilung, Austausch der Ideen, eine bedeutende Zukunft in einer bedeutenden Gegenwart fände! Einem Mann möchte ich begegnen, dem ich die ganze stolze Richtung meiner Existenz, meine Selbstständigkeit aufopfern, dem ich alle Gedanken, den Abdruck meines Wesens, den Ausfluß meiner Gesinnung darbringen könnte, dem dieser trotzige Uebermuth in mir wiche, dem ich im vollsten Jugendmuth, in der vollsten Lebenskraft die Füße küssen, dem ich gehorchen, eine Magd, eine Sklavin seyn könnte, den ich, zerträte er mich, doch noch lieben würde, lieben, wie ich zu lieben vermag, der die Ueberlegenheit des Charakters mit der Liebenswürdigkeit verbände, der in jedem Wort, in jedem Blick, in jeder That eine Zauberformel besäße, vor dem ich schweigen oder reden, unter dessen Schild ich unantastbar wandeln, dem ich Waffengefährte, Schwester, Geliebte, Frau, Alles in Allem seyn könnte . . ."

Sie hielt erschöpft inne. Eduard hatte seinen Hut ergriffen. Er war blaß. Seine Hände zitterten, doch überwand er sich, trat an sie heran und sagte schmerzlich: „Ein Mann, wie Sie ihn schildern, bin ich nicht. Das fühle ich. Das beugt mich, daß ich Sie fragen muß: Also statt Hingebung wünschen Sie sich Tyrannei, eiserne Launen?"

„Ich wünsche mir Männlichkeit," entgegnete Alma fest, „dann würde ich mich unterordnen."

„Und ein solches Unterordnen würde Sie glücklich machen?" fragte er mühesam zur Thür gewandt.

„Sagen Sie, daß es mich beseligen, umgestalten, völlig befriedigen würde!" sprach Alma, indem sie sich vom Divan erhob und zum Fenster trat.

„Möchten Ihre Träume Wirklichkeit werden," erwiderte Eduard bewegt. „Möchte sich ein solcher Mann finden und Sie — glücklich seyn!"

Als er verschwunden war, sank Alma in einen Stuhl, hob die Hände empor und rief: „Armer Eduard, warum konnte ich Dir die bittere Wahrheit nicht ersparen! Warum mußte es klar zwischen uns werden, klar und kalt!"

(Fortsetzung folgt.)

Der angebliche Prinz Leo von Armenien.

Durch die Umsicht der Kriminal-Polizei zu Berlin ist es gelungen, dort einen Schwindler zu entlarven, welcher schon seit einer Reihe von Jahren fast in allen Hauptstädten Europa's, namentlich in London, Paris, Konstantinopel, Turin, Frankfurt a. M., Brüssel, eine förmlich historische Rolle gespielt hat. Die Augsburger Allgemeine Zeitung brachte am 7. August d. Js. unter dem Rubrum „Berlin" folgenden Korrespondenzartikel: „In diesem Augenblick weilt in unsern Mauern eine interessante Persönlichkeit — der junge Fürst Leo von Armenien, ein sehr wohlgebauter Orientale, dessen Gesichtszüge eben so lebhaft, als sein Schicksal wechselvoll. Der Fürst stammt aus dem zur Zeit der Kreuzzüge zu Macht und Ansehen gelangten Hause Lusignan auf Cypern, indem ein Sprößling dieses Königsgeschlechtes, Fürst Schaban, ein Sohn Leos V. von Lusignan-Roupenian, sich mit der Prinzessin Pinna, Tochter Leo's VI., Königs von Armenien, vermählte. Leo V. von Armenien hatte nämlich testamentarisch den Fürsten Leo von Lusignan zum Vormund seines Sohnes Schaban ernannt, derselbe fand es jedoch angemessener, die Krone für sich zu behalten und seinem Neffen mit der Hand seiner Tochter das Fürstenthum Korikos in Kleinarmenien zu verleihen. Seither führen die armenischen Fürsten den Titel von Korikos, wie dieß der Taufschein ausweist, den der letzte Sprößling des berühmten Geschlechtes auf seinen Wanderungen durch Europa mit sich führt. Die russische Regierung, die zwischen dem Kaukasus und dem Ararat so gründlich aufräumte, hat den Prinzen Leo als in partibus auf eine mäßige Pension gesetzt und die Regierung von Korikos selbst übernommen. Weder die Türken, noch die mit den Türken alliirten Westmächte werden sich jemals in den Stand gesetzt sehen, dem jungen Prinzen zu dem Throne seiner Väter zu verhelfen. Vielleicht, daß die russische Regierung sich geneigt finden läßt, dem Heimathlosen wenigstens eine reichliche Leibrente verabfolgen zu lassen." Die in diesem Artikel bezeichnete interes-

sante Persönlichkeit wohnte seit drei Monaten zu Berlin in der Behrenstraße. An der Thür derselben befand sich ein königliches Wappen mit der Inschrift in goldenen Buchstaben: „Prinz von Armenien.“ Der angebliche Prinz trug eine sehr feine Toilette, einen großen silbernen Ordensstern mit einem roth emaillirten Kreuze auf der Brust, goldene Sporen, eine schwer goldene Reitpeitsche und liebte namentlich Damen-Gesellschaften. Er lebte zwar sehr mäßig und bescheiden, frequentirte aber alle möglichen Gesandtschaften in Berlin. Er korrespondirte sehr fleißig mit seinem angeblichen Flügel-Adjutanten Amur-Chan, der sich bald in Holland, bald in Italien aufhielt. Er zeigte seinen Freunden bereitwillig sein in Paris lithographirtes Portrait, in welchem er mit einem breiten Ordensbande und großem Ordenssterne mit der bescheidenen Unterschrift: „Léon prince d'Arménie défenseur de l'Eglise d'Orient“, abgebildet war. Der Prinz hatte namentlich in London eine bedeutende Rolle gespielt, und wurde seiner mehr in Korrespondenz-Artikeln aus jener Weltstadt selbst in Berliner Blättern Erwähnung gethan. Er war in London als Vertreter der kaukasischen Fürsten aufgetreten, um in dem jetzigen Kriege mit Rußland dem englischen Ministerium ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Rußland anzubieten. Er erließ auch fast in allen englischen Zeitungen sehr energische Proklamationen gegen Rußland, in welchen er das russische Kaiserhaus ganz dreist beschuldigte, daß ihm dasselbe sein Königreich Armenien und selbst seine Diamanten geraubt habe. Die ihm vom Kaiser von Rußland konfiszirten Güter sollten an 15 Millionen Thaler werth seyn. Namentlich brachte die zu Paris erscheinende französische Lithographirte Korrespondenz unter dem 13. Mai 1853 eine aus dem Morning Advertiser entlehnte geharnischte Proklamation des angeblichen Fürsten gegen Rußland. Derselbe benutzte die damalige Kossuth-Affaire, um mit Beziehung auf dieselbe sich populär zu machen, indem er ganz keck behauptete, er werde überall von russischen und englischen Polizei-Agenten genau wie Kossuth verfolgt, von denen selbst seine Briefe aufgefangen würden, u. s. w. Aehnliche Tiraden des Prinzen brachten auch die Times und andere englische Zeitungen. Unter dieser Maske brandschatzte er theils durch Drohungen, theils durch Erregung des Mitleids alle möglichen Fürstenhäuser und Gesandtschaften Europa's mit einer unglaublichen Unverschämtheit. Er korrespondirte ganz keck fast mit allen englischen und französischen Ministern und selbst mit fürstlichen Personen. Eine unangenehme Affaire zwang endlich Se. Hoheit, London zu verlassen. Er hatte ein zärtliches Verhältniß mit der Frau eines englischen Beamten, einer Madame Michell, unterhalten und sich eine Klage auf Ehebruch von dem beleidigten Gatten zugezogen, in Folge deren er vom Gerichtshofe Queen's Bench in seiner Sitzung vom 8. Juni 1853 zu einer Geldentschädigung von 750 Pfund Sterling verurtheilt wurde. Die englischen Zeitungen brachten damals weitläufige Referate über diesen skandalösen Prozeß gegen den Prinzen von Armenien. Diese Zahlung konnte er wahrscheinlich nicht leisten, denn er verlegte gleich darauf seine Residenz nach Paris und später nach Turin. In beiden Orten hat er sein früheres Treiben wiederholt, sich in die vornehmsten Schichten der Gesellschaft gedrängt und mit allen möglichen Gesandtschaften verkehrt. Er wußte namentlich die Tagespresse immer sehr geschickt zu benutzen, um sich bei seiner Ankunft in einer größeren Stadt sofort zu einer historischen Person zu machen und über die mancherlei Mängel in seinen Legitimations-Papieren fortzukommen. Seine Legitimation führte er namentlich durch bunt bemalte Patente in angeblich syrischer, ganz unverständlicher Sprache und durch eine Unzahl Briefe hochgestellter Personen, in denen er immer nur auf seine eigenen kecken Behauptungen hin als Prinz oder Fürst bezeichnet wurde. Namentlich beobachtete er jedesmal das Manöver, sich selbst in die Nähe höherer Polizeibeamten zu drängen, um dadurch möglichst unverdächtig zu erscheinen. Seine feinen Manieren, seine Kenntniß vieler Sprachen, namentlich der französischen, englischen, russischen und deutschen Sprache, sein Ordensstern und seine hohen Verbindungen erhoben ihn über den Wirkungskreis polizeilicher Recherchen. Die Berliner Kriminalpolizei war aber minder leichtgläubig, und der Polizei-Direktor Stieber widmete dem mysteriösen Fremden persönlich eine besondere Aufmerksamkeit. In Folge dessen wurde er vor einigen Tagen plötzlich verhaftet, und einer sehr sorgfältigen Recherche unterworfen. Bei dieser hat sich herausgestellt, daß der angebliche Fürst ein holländischer Jude, Namens Joseph Joannis ist, welcher schon seit dem Jahre 1846 steckbrieflich verfolgt wird, und sich bald Fürst von Korikosz, bald Prinz von Armenien, bald russischer Offizier von Korikosz, bald tatarischer Offizier Amur-Chan genannt hat. Er hat längere Zeit im Orient, namentlich in Konstantinopel und auf den holländischen Kolonien in Ostindien gelebt, und besitzt daher eine genaue Kenntniß der orientalischen Verhältnisse und viele Sprachkenntnisse. Auch hat er auf der holländischen Universität Leyden studirt. Seit dem 24. Oktober sitzt der entlarvte Fürst im Arbeitshause, bis seine persönlichen Verhältnisse und sein ganzes abenteuerliches Treiben vollkommen aufgeklärt sind, und wahrscheinlich werden wir denselben nächstens auf der Anklagebank sehen.

** Der Herbst.

(Aus dem Russischen.)

Herbstliche Lüfte durchwehn den
Düsteren Eichwald;
Gelbliche Blätter bestreu'n mit
Rauschen den Boden.

Oede und einsam das Feld, es
Grämt sich der Hügel;
Stumm wird der Haine Gesang, die
Vögel verschwinden.

Eilende Heerden von Gänsen
Fliehen, mit gleichem
Flug' sich vom Berge erhebend,
Klagend dem Süd zu.

Schwärzlich erhebt sich der Nebel
Thalwärts und wälzt sich,
Dicht mit dem Rauche des Dorfes
Höhenan kriechend.

Traurigen Blick's auf dem Hügel
Schauet den blassen
Herbst der bekümmerte Wandrer,
Innerlich seufzend.

Tröste Dich, trauriger Mensch!
Stirbt doch das Waldthal
Wenige Monate nur, und
Alles entsteht neu!

Frühlings erneuerndes Antlitz
Siehet mit stolzem
Lächeln die Flur im geschmückten
Kleide bald aufstehen.

Sterbliche welken im Lauf' der
Zeiten, es fühlt auch im
Frühling der Greis des geschwundnen
Lebens Erstarrung.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus der Eifel, 24. Okt.: „Vor 25 Jahren verschwand zu Uerheim, Kreis Daun, der Sauhirt. Ein häuslicher Zwist soll seinem Scheiden vorangegangen seyn. Er ließ Frau und zwei Kinder, das jüngste ein Säugling, zurück. Die Familie gab sich alle Mühe, seinen Aufenthalt zu erfahren, allein vergebens. Unterdessen sind die beiden Kinder groß geworden, haben bereits dem Könige gedient, und es kehrte unlängst der jüngste Sohn von der Garde zurück. Plötzlich tauchte die Sage auf, daß Klos, so nannte man den Verschwundenen, noch lebe. Ein Schäfer aus Antweiler, Kreis Adenau, bezog im vorigen Monat den berühmten Lambertsberger Schafmarkt bei Warweiler, Kreis Prüm. Er glaubt, in alten bekannten Zügen den verschwundenen Sauhirten zu erkennen; denn beide hatten in früheren Jahren als gute Kumpane auf dem Felde zusammen operirt, jener als Führer der Säue, dieser der Schafe. Klos war unterdessen auch zum Schäfer avancirt und stand ruhig bei seiner Heerde, die Stürme der Käufer erwartend. Jener traut kaum seinen Augen, die steife rechte Hand des Klos sagt ihm, daß er sich nicht geirrt. Er geht auf ihn zu, spricht ihn an, letzterer weicht aber aus und nimmt endlich die Flucht. Der jüngste Sohn, der diese Historie erfuhr, geht nun auf Entdeckungs-Reise, und siehe, er findet seinen Vater als Schäfer bei Warweiler — mit neuer, zahlreicher, ihm anscheinend angehöriger, schon hoch erwachsener Familie umgeben. Die Wiedererkennungs-Scene war nicht sehr rührend, vielmehr drohten dem fremden Eindringling Thätlichkeiten, welcher aber als alter Soldat das Feld behauptete. Während es Sache der Staatsbehörde ist, diese Familien-Verhältnisse zu ordnen, bleibt es stets ein Räthsel, daß, da die Kreise Daun und Prüm sich begränzen, Uerheim von Warweiler höchstens zehn Stunden entfernt liegt, die Sache so lange Jahre unentdeckt blieb."

Zur Zeit der Restauration in Frankreich stritten sich eines Tages der Herzog von Montmorency, ein Fürst von altem Adel, mit dem Herzog von Abrantes, einem Edelmann und Marschall von Napoleons Gnaden, über die Vorzüge des alten und des neuen Adels. Der Letztere machte dem Wortgefecht mit folgender beißenden Bemerkung ein Ende: „Es ist ohne Zweifel eine schöne Sache, eine Berühmtheit, wie Sie, aufweisen zu können. Indeß lauft der ganze Unterschied zwischen uns und Ihnen daraus hinaus, daß Sie Ahnen haben und wir Ahnen sind.

Wie die Gothaer Zeitung vernimmt, wird in der dortigen geographischen Anstalt von Justus Perthes die große deutsche Originalausgabe der Barth'schen Reisen erscheinen.

Nicht selten ist es jetzt in London, mit Gold gestickte Schnupftücher zu sehen, deren eins 140 Thlr. kostet.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 260 Mittwoch, 31. Oktober 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

Die Fürstin Helene saß in ihrem Zimmer vor einem großen Toilettenspiegel und ließ sich die langen, weichen, blonden Haare ordnen. Es war ein kleiner hellblauer Salon, in dem sie sich vorzugsweise aufzuhalten pflegte. Hier hatte sie Alles, was sie liebte; die Bilder ihrer Eltern und Geschwister, einige Bücher, worunter die Bibel und Thomas a Kempis, Ansichten vom Rhein und von Ems, wunderlich geformte Briefbeschwerer, ein kleines getrocknetes Herbarium, einfache Möbel von einigen Lampen erhellt, deren Lichter an dichtgeschlossenen blauen Vorhängen spielten oder auf den rothen Plüschteppich fielen. Blumen unterbrachen die Einförmigkeit des kleinen, etwas nüchternen Zimmers; Blumen widersprachen dem unheimlichen Aprilwetter, das gegen die Scheiben brauste. Helene, mit ihrem blonden Haar, die Stirne marmorbleich, das Auge sanft von den Wimpern beschattet, glich in diesem Raum voll Duft, Licht und Farbe, auf ihrem Stühlchen, vor dem Spiegel in einem weißen Pudermantel, den sie nachlässig um den Leib mit einem Bande befestigt hatte, einem lieblich altdeutschen Bilde. Jetzt steckte ihr Gertrud, die hinter ihr stand und die geflochtenen Haare zierlich ordnete, eine Rose in die Locken und nun wandte sie sich um nach ihr und sagte sanft: „Es werden viele Leute kommen, der Fürst hat mir einen schönen Anzug anbefohlen, der ja wohl schon seit einigen Tagen hier in Deinem Zimmer ist. Ach, Gertrud, ich putze mich ungern, besonders heute, wo Brinkmann kommen wird!“

„Herr von Brinkmann?“ fragte Gertrud, „ist der auch geladen? Jetzt geht mir ein Licht auf, daß er es war, der mich neulich auf der Treppe anrief.“

„Du hast ihn gesehen?“ entgegnete Helene ungewöhnlich lebhaft.

„Gesehen und auch nicht! Er hat sich einen Bart angeschafft, hinter dem kein vernünftiger Mensch ihn erkennen kann.“

„Ach, Gertrude,“ sagte Helene nach einer Pause, „wenn ich mir denke, wie wir uns getrennt haben und wie wir uns jetzt wieder sehen, so pocht mir das Herz!“

„Ew. Durchlaucht sind zu gut,“ entgegnete Gertrud gravitätisch. „Ew. Durchlaucht sollten sich das Herzklopfen ersparen. Der Herr von Brinkmann ist völlig getröstet!“

„Getröstet?“ seufzte Helene. „Wie weißt Du, daß er getröstet ist?“

„Er macht dem Fräulein Alma den Hof . . .“

„Alma?“ rief Helene erstaunt.

„Ja, dem Fräulein von Wallsee. In der Stadt ist von nichts als davon die Rede. Er soll ganz vernarrt in sie seyn!“

„Es war eine schwere Zeit, diese drei Jahre, daß ich nichts von ihm wußte,“ dachte Helene, indem sie den Pudermantel von sich warf und in das bereitete Spitzenkleid mit hohen Volants schlüpfte. „Dem Verluste folgte Verzweiflung, der Verzweiflung Reue. Ach, ich wußte nicht, wie ich ihn liebte. Der Schmerz um ihn hat mir erst das Maaß gegeben, für das, was ich geopfert hatte. Ich hätte das nicht thun, energischer auftreten, mein einmal gegebenes Wort halten sollen. Es war nicht Recht, Gertrud,“ sagte sie plötzlich laut, „es war durchaus nicht Recht —“

„Peinigen sich Ew. Durchlaucht doch nicht,“ erwiderte Gertrud, indem sie das Kleid hinten zuschnürte. „Wie wäre es wohl möglich gewesen, den Befehlen des Herrn Vaters zu widerstehen? Und wie der glücklich mit den Generalsepauletten ist.“

„Ja,“ sagte Helene wehmüthig, „mein Vater ist wirklich sehr großmüthig bedacht worden. Er ist befördert, die Brüder sind untergebracht, die Schwestern ausgestattet. Der Fürst ist unerschöpflich in Beweisen der Theilnahme . . .“

Sie that einen gleichgültigen, träumerischen Blick in den Spiegel, ließ sich den Fächer, die Handschuhe und das Schnupftuch reichen und ging langsam in die jenseits der Treppe gelegenen Prunkgemächer.

Sie war eine stille, resignirte Natur, diese Helene. Noch hatte sie nicht ganz Fuß in den neuen Verhältnissen gefaßt, noch fühlte sie sich schüchtern

und bewegt; der Sprung von der Tochter eines alten, zurückgesetzten Militärs zu der Gemahlin des einflußreichen Fürsten von der Recknitz war aber auch so bedeutend, daß sich Stärkere als Helene davon betäubt gefühlt hätten. Ausschließend in der Sphäre des Gefühls lebend, an den prüfenden Gedanken nur leicht vorüberstreifend, im Glauben Antwort für jede Frage findend, hielt sie den Zweifel für unstatthaft, und ordnete sich, wenn auch mit Schmerz, dem Schicksal unter. Wohl hatte auch sie Ansprüche ans Leben im großen Styl gemacht, wohl auch an Franzens Seite auf eine hohe gegenseitige Liebe, auf eine Selbstverläugnung ohne Gränzen gehofft; nun aber ein Fürst, ein bejahrter, ihr imponirender Mann an dessen Stelle trat, schien sie sich in der wohlwollenden, ermunternden Führung, in dem vertrauensvollen Anschmiegen eben nicht unglücklich zu fühlen. Daneben hatte ihr armes geknicktes Herz Trost in der Religion gefunden. Bei ihrem Seelsorger, dem nun verstorbenen Pastor Heinrich, fand sie Anklang und Ermuthigung. Von dem lernte sie Trost, Friede und Versöhnung. Sie bedurfte einer fremden Stütze, sie bedurfte eines Ankers der Ruhe. Fühlte sie sich doch sündhaft, wenn sie sich darauf ertappte, nur irgend Werth auf das Aeußere zu legen. Sich am Kreuze zermalmen, reuevoll an ihre Brust schlagen, den Tand des Lebens wegwerfen, sich kasteien und wieder kasteien, das schien ihr das Rechte. Nur heute war Helene aus dem Gleichgewicht in dem Gedanken an Franz. Sie hatte ihn ja geliebt, ihm wehe gethan; ihm gegenüber war sie schwach und wortbrüchig gewesen. Das beunruhigte sie. Trotz eines leichten Anfluges von Eifersucht, gab sie sich doch Mühe, sich über das, ihr von Gertruden mitgetheilte Gerücht zu freuen. Er sollte glücklich seyn! Wie, wo, wodurch, das mußte sie Gott anheim stellen. Aber das fühlte sie: Ihm mußte Ersatz werden für das Opfer, das er gebracht; er durfte sein Leben nicht vertrauern. Sie dachte das, als sie in die erleuchteten Salons trat. Der Fürst war bereits mit dem zuerst angelangten Eduard im Gespräch. Als sich Helene nahte, ging er ihr wahrhaft freundlich entgegen. Sie war ihm die lieblichste, sanfteste Frau; er beschäftigte sich mit ihr so viel es die Geschäfte erlaubten. Nie hatte er sich behaglicher als in diesem gleichmäßigen Umgang gefühlt, nie sich mehr an reizender Schönheit gefreut, als eben bei Helenen. Früher war er meist schneidend und spöttelnd den Frauen gegenüber gewesen. Die graziöse Koketterie der Meisten unterhielt seine Salongewandtheit, aber nährte auch die Geringschätzung, mit der er das weibliche Gemüth betrachtete. In Helenen fand er spät endlich, was ihm Achtung einflößte. Ihre noch unentwickelte Tüchtigkeit rührte ihn. Er gab sich Mühe, ihre Gedankengänge zu durchbrechen; er wollte sogar einen Zusammenhang, einen Einklang mit ihr herbeiführen. Aber sonderbar! sie blieb dennoch einsam, abgeschlossen in sich, still auf sich gewiesen, demüthig, sich stets unterordnend, fern von jedem Widerspruch, ohne Leidenschaft, aber auch ohne Gleichgültigkeit . . . Der Fürst war ihr eine Autorität, keine Gemeinschaft. Sie fühlte sich nicht auf einer Stufe mit ihm. Nie war sein starres Recht bei ihr in dem Feuer der Liebe geschmolzen, nie dachte sie an ein wirkliches Glück.

Es lag etwas so Wehmüthiges auf ihrer ganzen Gestalt, als sie so in diese Fülle von Spitzen, Blumen und Diamanten gehüllt unter die schimmernden Lichter der angezündeten Kronen trat, daß Eduard erstaunte, sie so verklärt zu finden. Nicht ohne Beklemmung flogen seine Blicke von ihr auf den zerbrechlichen Fürsten und zurück. „Er ist doch eigentlich ein unheimlicher Gast neben diesem Leben voll Jugend, und Franzens Entsagung hat sie in eine kalte Atmosphäre, in eine Abgeschiedenheit voll Schmerz gedrängt,“ meinte er, Helenen beobachtend, die zu ihm trat und ihm in einer Ecke hochstämmige Kamelien nebst gelben Akazien mit leiser bewegter Stimme zeigte, immer zur Thüre blickte, immer sich dachte: „Jetzt wird Franz kommen, jetzt wird er eintreten, jetzt werde ich mit ihm reden müssen.“ Indessen füllten sich die Räume mehr und mehr. Eine Dame kam nach der andern, eine Uniform nach der andern. Helene mußte mit Jedem reden, Jedem etwas Verbindliches sagen. In der Regel that sie das gern. Heute ward es ihr schwer. Heute verwirrte sie sich, sobald eine neue Person vor sie hintrat. Auf einmal stand der Fürst neben ihr und sagte vorstellend: „Liebe Helene, ich bringe Dir hier den vielgereisten Herrn von Brinkmann, laß Dir vom Orient erzählen.“ Er schnupfte und Helene und Franz verbeugten sich sprach- und athemlos.

So viel Uebung Franz in der Selbstüberwindung hatte, so verließ sie ihn hier, wo er aufgelöst in allen Arten von Schmerzen vor Helenen stand. Er mußte sich auf einen Stuhl stützen, mußte sich abwenden, so überflutheten ihn die nie rastenden Erinnerungen. Ach, er hatte sich in den drei Jahren sehr verändert. Das sah Helene durch den Schleier, den ihr die Bewegung über die Augen warf, das zuckte ihr wie ein Schwert durch die Seele. Die Züge, halb durch den Bart verdeckt, waren blaß und welk. Es war etwas Gebeugtes in ihm, das keine Freude aufkommen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

Ludwig lebte seit einiger Zeit in einem Zustande von Gleichgültigkeit und Fühllosigkeit, welcher von Einigen für den wahren Frieden selbst gehalten und als ein erwünschtes Loos angepriesen wird, im Grunde aber nichts anders ist, als eine Schlaffheit der Seele und eine Trägheit des Geistes, die den Menschen zu den vernünftigen Thieren herabwürdigt und so sehr von dem innern sanften, aus dem Siege über die sinnlichen Triebe hervorgegangenen Frieden abweicht, wie die rauchende Flamme einer irdenen Lampe von den glühenden Strahlen der Sommersonne.

Bei einem Charakter, wie dem Ludwigs, konnte dieß schlafende Leben nicht lange andauern, und die Worte, welche Arthur am vorigen Tage gesprochen, verbunden mit andern unzweideutigen Beweisen von Aufmerksamkeit, mit denen er denselben seine Base hatte überhäufen sehen, waren die Funken, die das niedergehaltene Feuer der Liebe in des Jünglings Herzen von Neuem entzündeten.

Wie schrecklich war dieß Erwachen für den armen Künstler! Es hatte ihm wenig Mühe gekostet, den Charakter seines Nebenbuhlers zu ergründen. Leider hatte er in demselben nichts als Selbstsucht, Uebermuth und auf sein Vermögen pochenden Trotz entdecken können.

Was konnte aber er, das stand- und mittellose, aus Mitleiden erzogene Kind des Unglücks, den glänzenden äußern Eigenschaften des unbesonnenen Studenten entgegenstellen? Nichts als seine Kunst, seine unbezwingliche Willenskraft und seine Liebe. Für unser Zeitalter materieller, oberflächlicher Anschauung aber war dieß nicht genug. Ueberdieß aber kannte Ludwig die ehrsüchtige Art seines Pflegevaters zu wohl, um nicht zu wissen, daß beim ersten Worte, das er über diese Sache wagen wollte, ein verachtender Blick seiner Zunge Einhalt gebieten und seine übrigen Tage noch mehr verbittern würde. Auch begriff er zu wohl die Heiligkeit seiner Pflichten, als daß er sich der schrecklichen Wahl, entweder seine Dankbarkeit in Haß verkehren oder seinen Stolz ungestraft mit Füßen treten zu sehen, hätte bloßstellen sollen.

Mit Klara sprechen, ihr seine Liebe zu verstehen geben und dann der Zeit die Lösung der bestehenden Schwierigkeiten anheim zu geben, daran war für ihn auch nicht zu denken; denn Ludwig, gleich all' Denen, die in der Schule des Unglücks aufgewachsen und Selbstdenker geworden sind, erwog zu gut seinen innern Werth, als daß er seine leicht getroffene Eigenliebe der Geringschätzung und vielleicht gar der Spottlust hätte preisgeben sollen. Hätte er dieß aber auch nicht gefürchtet, so würden doch seine strengen Grundsätze ihn verhindert haben, Klara's Unerfahrenheit zu benutzen, um sie — ohne Vorwissen ihrer Eltern — zu dem gefährlichen, wenn auch noch so unschuldigen, Schritte einer Verpfändung ihres Herzens zu verleiten und so, zum Lohne für die empfangenen Wohlthaten, das Mädchen von seinen kindlichen Pflichten abwendig zu machen. Nein, um sich dieser Treulosigkeit schuldig zu machen, dazu war er zu gewissenhaft. Alle diese Vorstellungen stiegen jetzt in seiner verwirrten und glühenden Phantasie auf, und erst als die beiden Damen aus seinem Gesichte verschwunden waren, wurde sein übermäßig angespannter Geist allmälig ruhig. Vom Schmerz übermannt, fiel er abgemattet und regungslos in einen Lehnstuhl nieder; sein Busen lechzte nach Luft und seine Seele nach Trost.

Plötzlich wurde mit Gewalt an die Zimmerthüre geklopft und, ohne eine Antwort abzuwarten, sprang Arthur lärmend und tobend zu ihm herein. Den überraschten Ludwig, der sich alle Mühe gab und seine ganze Willenskraft anwandte, um seine Muthlosigkeit nicht zu verrathen, griff er ungestüm beim Arme und schrie ihm unter allerlei tollen Geberden zu:

„Auf, mein lieber Künstler sogleich an's Werk! Mache mir hier gleich etwas Graziöses darauf!" und, indem er eine Rolle Papier auf den Tisch warf, fuhr er fort: „Wünsche mir Glück, Herzensfreund, ich bin im Begriff, mich zu verheirathen. Die Sache steht fest; ich sage dem Junggesellenleben Lebewohl und werde so mit einem Male ein ansässiger Gutsbesitzer und darf erwarten, daß man mich zum Repräsentanten wählen werde.

Was sagst Du von dieser Neuigkeit? Ist's nicht erstaunlich?

Ludwig nahm mechanisch das Papier in Empfang. Kaum hatte er jedoch die Augen auf dasselbe geworfen, so war es ihm, als ob der Boden unter seinen Füßen wanke. Bewußtlos stürzte er vor Arthur hin, der sich alle Mühe gab, ihn wieder zu sich zu bringen, ohne indeß die wahre Ursache dieser plötzlichen Unpäßlichkeit errathen zu können.

Teufel! sagte er, es scheint, daß unser lieber Künstler krank ist. Schade für die Verse für meine Verlobte; er würde eine so liebliche Komposition dazu gemacht haben.

Während dieses Selbstgesprächs blieb er indeß nicht unthätig und bald glückte es ihm, den Ohnmächtigen zum Bewußtseyn zu bringen. Kaum hatte dieser den Gebrauch seiner Sinne wieder erhalten, so begriff er auch all das Mißliche seines Zustandes und die Folgen, welche seine Schwachheit nach sich ziehen konnten. Indem er indeß seine Künstler-

seele mit Stolz gegen die Reize der gebrechlichen Natur waffnete, stand er zwar muthig, doch mit blutendem Herzen dem gegenüber, welcher als wahrer Unglücksbote mit Einem Worte all' seine Glücksträume vereitelte und seine Hoffnung auf die Zukunft unter dem mächtigen Fuß seines eigenen günstigen Geschickes zertreten hatte. Arthur hätte, wie leichtsinnig er auch sonst war, — so dachte Ludwig — nicht mit solcher Sicherheit sprechen und handeln dürfen, wenn ihm nicht bereits das Jawort Klara's und die Zustimmung ihrer Eltern zu Theil geworden wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der neue von Dr. Luther in Bilk aufgefundene Asteroid ist am 7. Oktober auch auf der Altonaer Sternwarte beobachtet worden. Dr. Robert Luther ist noch ein junger Mann. Er ist im Jahr 1822 in Schweidnitz geboren, studirte in Berlin, war daselbst an der Sternwarte einige Jahre Assistent und ist seit 1852 Direktor der von Benzenberg in Bilk bei Düsseldorf begründeten Sternwarte. Wie es scheint, lieben es die Asteroiden, sich paarweise entdecken zu lassen. Am 5. April 1853 entdeckte Gasparis in Neapel die Themis und schon Tags darauf Chacornac die Phokäa; am 1. März 1854 Luther die Bellona, und noch denselben Tag Marth die Amphitrite, am 27. Oktober 1854 Goldschmid die Pomona, und zwei Tage darauf Chacornac die Polyhymnia. Derselbe Fall einer Zwillingsentdeckung findet auch jetzt statt. Luther hat am 5. Oktober den 36. Asteroiden entdeckt, und am selben Tage hat auch Goldschmid in Paris, der Entdecker der Lutetia und Pomona, einen neuen Planeten, den 37. Asteroiden, entdeckt. Der von Luther entdeckte steht im Sternbilde der Fische, jener von Goldschmid im Sternbilde des Wassermanns. Uebrigens wird uns von sachkundiger Seite zugleich gemeldet, das die Entdeckung Goldschmids in Paris etwas früher geschah als jene Luthers in Bilk, daher wahrscheinlich der neue Asteroid Goldschmids mit der Ziffer 36 und jener Luthers als Numer 37 bezeichnet werden wird. Bekanntlich haben es die Astronomen schon aufgegeben, für jeden Asteroiden, seit sich selbe als gar so zahlreich erwiesen, ein eigenes Zeichen zu ersinnen; sie werden ganz einfach in der Reihenfolge, wie sie sich zeigen, mit einer Numer beziffert. — Für den von Dr. Luther am 5. d. entdeckten neuen Planeten hat der Gemeinderath von Düsseldorf auf Vorschlag des Bilker Sternwarte-Kuratoriums den Namen Fides und als Zeichen ein Kreuz (†) gewählt.

Von dem am 2. September d. J. in Teplitz verstorbenen österreichischen Feldmarschallieutenant v. Ramberg theilt die Allgemeine Zeitung folgende Anekdote mit: Als Ramberg während der Oktoberereignisse in Wien im Jahre 1848 mit seiner Brigade gegen Wien marschirte, kam ihm in Krems ein Abgeordneter mit der ernst gemessenen Warnung des Reichstages entgegen, nicht weiter zu marschiren, da letzterer Ramberg für jede feindliche Unternehmung gegen die Residenz persönlich verantwortlich mache. Ramberg erwiderte: diese Verantwortung dem Reichstag gegenüber wolle er schon tragen, und ließ sich nun mit dem Abgeordneten in ein Gespräch ein. Dieser streifte seine erkünstelte Energie allmälig ab und gestand dann auch gemüthlich, wie er zu diesem Schritt gezwungen und eigentlich ein ganz gut gesinnter Wiener Bürger und seines Zeichens ein friedliebender Parapluiemacher sey. Dabei sah er sich immer ängstlich im Zimmer um, ob denn auch sonst Niemand sein politisches Glaubensbekenntniß belausche, was nach seiner Meinung das Aufgehängtwerden in Wien unvermeidlich für ihn zur Folge haben müßte. Ramberg entließ ihn mit dem Versprechen, sich in wenigen Tagen in Wien bei ihm einen Paraplui machen lassen zu wollen, was er auch getreulich hielt.

[Der 1. und 2. November 1755.] Am 1. Nov. sind gerade 100 Jahre verflossen, als eines der heftigsten Erdbeben, welche die Geschichte kennt, eine der blühendsten und bevölkertsten Städte Europas in einen Trümmerhaufen verwandelte und ihre Bewohner plötzlich in Noth und Tod, Armuth und Verzweiflung stürzte. Die Katastrophe trat zwischen 9 und 10 Uhr ein, als eben des Festtages wegen eine große Zahl Andächtiger sich in den Kirchen Lissabons befand. Plötzlich und ohne vorangegangene warnende Zeichen hob und senkte sich die Erde in rasch sich folgenden Stößen, von furchtbarem unterirdischem Donner begleitet. Die Mauern schwankten und spalteten sich, Thürme und Gewölbe stürzten mit entsetzlichem Krachen ein, Tausende von Betern in den Kirchen zerschmetternd, andere Tausende fanden ihr Grab unter den Trümmern derjenigen Häuser, die ihre Wiege beschattet und sie bisher beschirmt und beschützt. Ueberall, wohin der angstvoll Fliehende den Fuß wandte, grinzte ihm der Tod in seiner gräßlichsten Gestalt entgegen. In weniger als einer Stunde war der größte Theil der Stadt ein Schutthaufen; die ältesten und schönsten Werke der Architektur, Kirchen, königliche Gebäude, Klöster, unter ihnen das prachtvolle Jesuitenkollegium lagen über ihren zermalmten Bewohnern in Trümmern.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 261 Donnerstag, 1. November 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

Alle Wonnen und Martern, alle Kämpfe und Genüsse waren zur Galeerenkette geworden, an der er nun weiterzog, mit der er zu Helenen aufblickte und — nichts sagen, kaum athmen konnte. Glücklicherweise kamen neue und wieder neue Gäste. Helene war mitten im Strome der Gesellschaft. Sie mußte lächeln, wo sie hätte weinen; schweigen, wo sie hätte aufschreien mögen. Durch den trüben Nebel, der sie umschwebte, blickte zuweilen sein bekanntes, sein befreundetes Gesicht und dann wünschte sie aufspringen und sagen zu können: „Aber Franz, es ist ja nicht möglich, daß wir uns so wiedersehen!" Und wie Helene und er untergegangen schienen in der Betrachtung ihres Leids, so war auch Eduard gedrückt und traurig. Immer klangen in ihm Almas Worte von neulich nach. Immer rangen sich Verzweiflungen durch sein Gemüth, wenn er sich sagen mußte: „Es ist Pflicht sich hier loszureißen." Da trat Franz zu ihm und fragte: „Alma ist noch nicht hier? Wahrscheinlich wird sie wieder durch einen phantastischen Anzug und ein lautes Auftreten frappiren." Aber Eduard schüttelte mit dem Kopf. „Siehst Du sie denn nicht da bei den Blumen, neben einer alten Dame im Gespräch begriffen? Sie ist dießmal still und einfach gekleidet gekommen," sagte er begütigend.

Franz folgte Eduards Blick. Wirklich saß Alma in einem mädchenhaften Anzug im kleinen Sopha neben einer alten Dame, die sie eifrig unterhielt. Das laute Wesen war einem stillen Ernste gewichen. Der frische Thau der Weiblichkeit verlieh ihrer Schönheit einen klaren, reinen Schmelz. Wie sie sich bewegte, trug, wie sie den Kopf hin und her neigte, mußte man sie mit der Vollendung einer Antike vergleichen. Franz betrachtete sie einen Augenblick und kehrte dann zu Helene, in ihre Nähe zurück. Er war festgebannt, er konnte nicht los von ihr. Alma bemerkte das. Sie fühlte, was sich zwischen Franz und Helenen wieder fest und immer fester wob. Viel hätte sie um einen Blick von Franz gegeben, aber Franz war kalt und starr. In eine Ecke des kleinen Sitzes gedrückt, sagte sie sich muthlos, unter tausend Vorwürfen: „Eduard liebt mich, liebt mich treu, aber ich — ich liebe ihn nicht; ich habe ihn bald halb, bald ganz vergessen; habe ihn verbraucht, habe mit Berechnung gehandeln, und nun ich einem Manne begegne, der mich anzieht, den ich lieben könnte, nun ist der da gefesselt, verzaubert — das ist so in der Regel, das mußte so kommen."

Indeß hatten sich die Dandis, die Lions, die Lieutenants um sie gruppirt. Einer unter ihnen nahm das Wort und fragte: „Warum reitet denn das gnädige Fräulein nicht mehr? Ist das Pferd krank? Das Reitkleid aus der Mode? Wird ein extravaganter Hut aus Frankreich erwartet?"

Alma lächelte ganz mild. „Ich reite nicht mehr, weil — weil ich neulich meinen Schatten gesehen und vor ihm mich erschreckt habe," sagte sie neckend.

„Ah ... ich bitte, gnädiges Fräulein," bemerkte der Lieutenant ganz verdutzt. Da kam ein Anderer und fing von Almas Schwimmübungen an.

„Die habe ich längst aufgegeben," sagte sie leicht erröthend. „Ich fürchte mich vor dem Aktäon."

„Ach so, Mythologie! ..." sagte der Lieutenant nachsinnend. Dann fügte er ironisch hinzu: „Gnädigste sind heute in einer ganz desparaten Stimmung. Entschuldigen Sie —" rutschte auf dem Parkettboden hin und her und empfahl sich.

Endlich war Alma in Franzens Nähe. Endlich konnte sie ihn erreichen. Die Kamelien blickten so träumerisch d'rein, die Akazien hingen aus dem zarten Geblätter so goldig duftend hernieder. Alles schwamm und zitterte um sie, als er sich verbeugte, als er mit einer verwundenden, sie ganz zersetzenden Kälte ihr ein Kompliment über ihren — Anzug sagte. Sie wollte reden, da fügte er hinzu: „Das gnädige Fräulein machten heute Effekt mit der Demuth," verbeugte sich wieder und ging.

„Effekt, immer Effekt," murmelte Alma zernichtet, indem sie nach ihrem Wagen verlangte.

In ihrem einsamen Zimmer warf sie sich auf den Divan und rief unter hervorquellenden, lang unterdrückten Thränen: „Das ist ja eine ewige, nicht zu ertragende Schmach, daß wir uns beugen

sollen, Komödie-spielen, Nachsicht, Geduld, Liebe, lammesfromme Gesinnungen üben gegen die Tyrannen, daß sie meinen, sie könnten uns nehmen und lassen . . . O Gott, o Gott, warum gibst Du mir nicht Genugthuung, mir, die ich doch eine tiefe Empfindung habe?"

Und während sie so dachte, hatten Eduard und Franz das Recknitz'sche Hotel verlassen. Das Wetter hatte sich aufgeklärt. Geisterbleich schaute der Mond aus zerrissenen Wolken hervor; zitternd floß das Licht auf die Statuen des einsam gewordenen Platzes herab, zitternd zeichnete es am Himmel die zackige Architektur der Gebäude ab. Eine Seite der Straße war im Dunkel, die andere schien sich allmählig im Silberschimmer auflösen zu wollen. Die Häuser hatten den Ausdruck der Ruhe, der Einsamkeit und einer wirklich ergreifenden Unbeweglichkeit.

„Das war ein Abend," seufzte Franz an Eduards Arm gelehnt. „Wie habe ich mich gelähmt und auch in unsäglicher Spannung gefühlt, als Helene so niedergedrückt, so verschüchtert da vor mir stand. Wie hätte die mein Schicksal leise lösen, wie mich glücklich machen können! Es sollte nicht seyn. Der Moment, der uns zusammenführte, war nicht für die Ewigkeit und nun wir uns wiedersehen, füllt mich ein unüberwindlich bittrer Schmerz, daß wir uns getroffen und verloren haben. Ich habe mir Mühe gegeben," fuhr er fort, als Eduard schwieg, „ich habe Helenens Bild in den Schatten gedrängt; ich habe mich dem positiven Leben geweiht, habe seine Genüsse erschöpfen, seine Verzweigungen entwirren wollen und fühle mich doch verbittert, trübe, muthlos, besonders da ich Helenen gegenüber eine Art Scham über meine Armuth und ihren Reichthum nicht habe unterdrücken können. Dieser Sammet-, Seide-, Bronze-, Silber- und Diener-Luxus, diese schnaubenden Pferde, diese Ueberflüssigkeiten der Mode, flogen mir wie Pfeile in's Herz, mir, dem der Fürst vor wenig Tagen Vorwürfe über die Ausgaben meiner Reise machte."

Er ging aufgeregt und schweigend weiter, indeß Eduard neben ihm von den Wünschen und Erwartungen sprach, die Jeder ins Leben trage und die meist Alle unbefriedigt blieben. „Die Wirklichkeit behauptet ihr Recht," sagte er mild. „Auch mir naht sie. Auch mir ist mein lieblichster Traum entflohen! Ich hatte mich verblendet, Franz, habe mir zu viel Alma gegenüber zugetraut." Und als Franz ihn verwundert anblickte, blieb er plötzlich stehen, holte tief Athem, sah sich um, ob sie allein auf der Straße wären, in der Runde kein Lauscher sey, bog sich zu ihm und sagte so kalt als möglich: „Ich habe heute Abend etwas Entscheidendes bemerkt. Alma liebt Dich!"

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

Mit einer Ruhe, die nur äußerlich als solche erschien und die Folge einer Seelenstärke war, welche er nur durch einen langen und peinlichen Kampf mit sich selbst errungen hatte, reichte Ludwig Arthur die Hand und dankte ihm für die Sorgfalt, mit der er ihm in seiner Ohnmacht beigestanden hatte. Er bemühte sich gleichwohl, sein Unwohlseyn andern als den wahren Ursachen zuzuschreiben.

Es kostete ihn übrigens wenig Mühe, die Gedanken des unbesonnenen Jünglings — wenn derselbe überhaupt Gedanken hatte — von der rechten Spur abzulenken; denn schon in der Mitte seiner Rede wurde er von Arthur durch die Worte unterbrochen:

Meinetwegen, thu was Du kannst! Bist Du nicht dazu aufgelegt, so lasse die Sache nur liegen; ich werde in diesem Falle meine Verse schon deklamiren."

Mit einem „auf Wiedersehen, mein Lieber", eilte unser Kandidat eines Volksvertreters sodann aus dem Zimmer, stieg polternd die Treppe hinunter und sang so laut er konnte:

„Freunde, es strahlet der Morgen!"

Nachdem er sich entfernt hatte, nahm Ludwig mit bebender Hand die zurückgelassene Papierrolle auf. Obenan war in großen, verzierten Lettern zu lesen: „Meiner Braut, Fräulein Klara van Straelen, zum Geburtsfeste". Hierauf folgten etwa vierzig übellautende und hohlklingende französische Verse, mit denen wir die Ohren unserer Leser und Leserinnen verschonen wollen.

„So viel Schönheit und so viel Tugend muß also der vom Glück begünstigten Thorheit geopfert werden! sprach der tief verwundete Jüngling zu sich selbst, und sein schwindelndes Haupt sank kraftlos auf seine pochende Brust; denn mit Arthur waren auch sein Muth und seine anscheinende Stärke verschwunden.

Lange blieb er in diesem Zustande; doch plötzlich erhob er das Haupt, richtete seine Augen unter Thränen gen Himmel und sprach in der vom Geiste besiegten Traurigkeit seines Herzens: „Es muß so seyn; Niemand kann seinem Schicksale entgehen; dem reichen Thoren die Gefühllosigkeit und das Glück; dem armen Sklaven auf dem Felde der Intelligenz die Ketten der Einsamkeit und der Schmerzen. Thöricht ist der, der aus dem Volke geboren, über die Veredlung seines Geistes zu jubeln wagt und sich über seinen Stand erheben will. Wenn es ihm auch glückt, mit seiner Seele über dem unreinen Sumpfe materiellen Strebens zu schweben,

so bleibt doch nichts destoweniger sein Körper an die Erde geheftet, und weh ihm, wenn er andere Götter als das goldene Kalb anbetet! Armuth und Elend, Haß und Verachtung, werden sein Antheil auf Erden bleiben, und der Geier des Unglücks wird die edelsten Saiten seines Herzens benagen und die reinsten Stimmungen seines Gemüthes verbittern. Wohlan, schöpfe Muth, Du Tiefgebeugter! Man hat Deine Seele an die himmlische Nahrung der Zuneigung gewöhnt und in Deinem Wahnsinne hast Du die Erde ein Paradies genannt und mit Worten geschwärmt. Jetzt schlägt die Stunde der Prüfung und der Entzauberung.

Diese letzten Worte gleichsam äußerlich bekräftigend, sandte in diesem Augenblicke eine auf dem Marmorsimse aufgestellte Pendeluhr sieben helle, sanft klingende Töne durch den Saal, welche in den Ohren des Jünglings als die Todesglocke seiner sterbenden Hoffnung erschallten.

Bebend legte er Arthur's Reimerei auf den Tisch nieder und sich tiefem Nachdenken überlassend, setzte er sich vor das Klavier hin, das in einer Ecke des Zimmers stand.

Bald schwebten seine Hände unwillkürlich über das Instrument und wohllautende Töne erfüllten das Gemach.

Seine Finger folgten in ihren Bewegungen den Wogen seiner Gedanken und dem unregelmäßigen Klopfen seines Herzens.

Bald waren es Klagelaute, welche von den Saiten aufwallten und den Ort mit Traurigkeit erfüllten, oder ein Geschrei des Jammers und der Schmerzen, das, gleich dem Freudengekrächze der Raben über das entfleischte Gerippe eines armen Sünders, dem Zuhörer scharf und schneidend in die Ohren dringen mußte; bald waren es vollautende Klänge, die, gleich der ehernen, dem Gottesdienste geweihten Stimme, unter dem hohen helltönenden Gewölbe kraftvoll widerhallten, oder erhabene Seufzer, die, wie die himmlischen Töne einer Engelsharfe, das kochende Blut des Spielers kühlten und seine aufwallenden Triebe stillten.

Von seiner Begeisterung fortgerissen, ließ Ludwig das Klavier noch lange unter der krampfhaften Bewegung seiner Finger seufzen und zittern. Als indeß der letzte Ton endlich aufhörte, durch den Raum zu schweben und denselben zu beseelen, verfiel der Jüngling von Neuem in eine tiefe Muthlosigkeit. Seine Schöpfungskraft verschwand unter der kalten Hand der Betrübniß und mit ihr das Entzücken, welches seinen Geist dem Bereich des irdischen Jammers entzogen und himmelan erhoben hatte. Und, als wenn an diesem Tage nichts zu seiner Qual fehlen sollte, erschienen plötzlich seine Pflegemutter und Klara vor ihm, welche, von ihrem Spaziergange zurückgekehrt, eine geraume Zeit an der Saalthüre seinem Spiel zugehört und, von dem feierlichen Vortrage begeistert, hereingekommen waren, um ihm ihre Verwunderung und Zufriedenheit zu bezeugen.

Als sie die Blässe und Erschöpfung des Jünglings bemerkten, vergaßen Beide, weßhalb sie hereingekommen, und Frau van Straelen's erste Worte waren Worte der Theilnahme wegen seines Gesundheitszustandes und einer mütterlichen Warnung gegen eine zu große Geistesanstrengung, die, nach ihrem Dafürhalten, die alleinige Ursache seiner Unpäßlichkeit war.

Ludwig, welcher der guten Dame gegenüber sein Geheimniß zu verrathen fürchtete, suchte schnell dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Trotz der Verwirrung, welche in Folge der Erscheinung Klara's in seinem Denkvermögen herrschte, hatte sein Geist sich, um natürlich zu erscheinen, sofort hinter die edle Unabhängigkeit des Charakters verschanzt, welche die weise Vorsehung dem Betrübten verleiht, damit er unter den Schlägen des Schicksals nicht erliege, oder damit sein Genie, wenn er solches besitzt, durch dieselbe angefeuert und getrieben, nicht von dem leidenden Körper unterdrückt werde, sondern Riesenwerke zu Stande bringe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ursprung der runden Damen-Hüte.] Während der Regierung Ludwigs XVI. waren die runden Hüte eben so wie jetzt die Lieblingstracht der jungen Damen — eine Mode, die einer Anekdote ihren Ursprung verdankt, welche wohl nur Wenigen bekannt seyn dürfte. Daß der König und seine Brüder in ihrer Bewunderung für das schöne Geschlecht nur wenig Rücksichten auf Etiquette und Rangordnung nahmen, ist genügend bekannt. Die Schönheit eines Milchmädchens in einer der Meiereien, welche zum königlichen Schlosse gehörten, hatte die Blicke des Grafen d'Artois auf sich gezogen, doch war sie stets seinen Bemühungen, sich ihr zu nähern, ausgewichen. Eines Tages, als sein Verlangen, sie zu sehen, den Grafen sogar veranlaßte, der jungen Schönen in die Milchkammer zu folgen, bat diese ihn, Platz zu nehmen, und ehe dem Prinzen eine Ahnung von ihrem Vorhaben ward, hatte sie ihm eine leere Milchschale umgekehrt auf den Kopf gestülpt, verschwand aber in dem Augenblicke, wo mehrere Herren seines Gefolges

die Milchkammer betraten. Der Anblick, welchen diesen der Prinz mit seiner sonderbaren Kopfbedeckung darbot, war so komischer Art, daß sämmtliche Kavaliere in ein unwiderstehliches Lachen ausbrachen, und die Anekdote bald auch unter den Damen des Hofes bekannt wurde, welche, um sich eine Vorstellung von der lächerlichen Situation des Prinzen zu verschaffen, Hüte in Form einer umgestülpten Milchschüssel bestellten. Da nun diese mehr kleidsam als lächerlich befunden wurden, nahm sie die ganze junge Damenwelt nach kurzer Zeit als allgemeine Lieblingstracht an.

Ueber die Geistesgegenwart des Generals Murawieff, der gegenwärtig vor Kars kommandirt, wird Folgendes erzählt: Der russische General, einer der gebildetsten Offiziere, spricht fast alle europäischen und eine große Anzahl orientalischer Sprachen. Während des persischen Krieges wurde der General, der damals Chef des Generalstabes war, gefangen und zum Tode verurtheilt. Bei der Gefangennehmung stellte er sich der persischen Sprache unkundig; das Verhör geschah also durch einen Dolmetscher; er wurde auf den Markt geführt, wo ihn der Henker erwartete. Murawieff kniete nieder und betete inbrünstig. Eine Todtenstille herrschte — plötzlich sprang er auf und redete die Versammlung in persischer Sprache an, erklärte mit feierlicher Stimme, daß ihm während des Gebetes ein Heiliger erschienen sey und ihm die persische Sprache gelehrt habe. Der Eindruck, den diese Worte auf die Versammlung machten, läßt sich nicht beschreiben: Pascha und Volk begrüßten ehrerbietig den Mann, der Schah beschenkte ihn, und durch diese List rettete sich der tapfere General vom Tode.

Im Jardin des Plantes zu Marseille wurden die Besucher kürzlich durch folgende Scene in Verwunderung gesetzt. Die Hündin des Marschalls Pelissier, welche einer großen Löwin als Amme gedient hatte, war, als das Thier größer geworden war, aus dem Käfig desselben entfernt worden. Da der Marschall aber schrieb, er wünsche, daß Dahdah und Sultane wieder zusammengebracht würden, so beeilte man sich, diesem Wunsche nachzukommen. Es hatten sich viele Neugierige in der Menagerie eingefunden. In dem Augenblick, wo Sultane in den Käfig der Löwin trat, warf sich diese mit einem Sprunge auf die Hündin und nahm sie in ihren Rachen. Dieß war jedoch nur eine Demonstration ihrer Freude. Sie hatte die Hündin, deren Brüste sie einst genährt hatten, sogleich wieder erkannt; sie setzte dieselbe nieder und beleckte liebkosend das zitternde Thier, welches jedoch bald wieder Muth schöpfte. Jetzt leben beide im besten Einvernehmen miteinander in einem und demselben Käfig.

Ueber die Goldausbeute von Kalifornien gibt das Journal of Banking folgende Angaben: „Das Gold wurde entdeckt bei Setter's Mill im Februar 1848, das Ergebniß der ersten sechs Jahre betrug an Werth 8, 25, 40, 56, 63 und 68 Millionen, im Ganzen also 260 Millionen Dollars, von denen 220 in den Münzstätten der Vereinigten Staaten bis 1. Januar 1854 gemünzt wurden, die übrigen 40 Millionen ungemünzt theils in den Händen der Goldgräber blieben, theils ins Ausland gingen. Am 3. Juli 1852 ward die Errichtung des Münz-Hotels in San Francisco beschlossen, doch dasselbe ist jetzt erst fertig geworden und wahrscheinlich — während wir dieß schreiben — schon in Thätigkeit. Es kann jährlich für 30 Mill. Doll. oder täglich für 93,000 Doll. Goldmünzen prägen."

Zwei Verse eines türkischen Liedes, in dem sich der Türke selbst malt, charakterisiren seine Züge am meisten.

Wer Opium und Sopha mißt
Und Kaffee glühend heiß,
Nicht stündlich sein lieb Pfeifchen küßt,
Und gar verschmäht den Reis,
Weh dem! der ist ein armer Wicht,
Der kennt den Moslemismus nicht.

Wer, wenn die große Fahne winkt
Zum wilden Heer, zur Schlacht,
Herbei dann mit dem Säbel springt
Und Christen niedermacht,
Der ist's allein, der sagen kann:
Heil mir ich bin ein Muselmann.

Der Ruhm Rossinis hat bei seinem Aufenthalt in dem Seebade Trouville einen ehrgeizigen Schneider angereizt, den Maestro zu bitten, ihn zu seinem Leibschneider anzunehmen. Der Kleiderkünstler führt seitdem wirklich diesen seltenen Titel mit Erlaubniß des Komponisten. Der Humor von der Sache aber ist, daß Rossini im Seebad in einer so abgeschabten Toilette einherging, wie sie wohl noch nie einem Schneider hat zur Empfehlung dienen können.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 262 Freitag, 2. November 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

„Bah!“ rief Franz zornig, indem er Eduards Hand ergriff. „Bilde Dir so etwas nicht ein. Alma liebt nur den, der ihr huldigt. Du siehst, wie schroff wir uns gegenüberstehen. Aber freilich,“ setzte er zögernd hinzu, „freilich paßt Du nicht ganz zu ihr. Ihr Charakter muß gebrochen werden. Du bist dem nicht gewachsen, Du, der immer um sie leidet, für sie duldet, der schweigt, wenn sie will, der ihr ein Recht zur Laune, ein Recht zum Uebermuth gibt.“

„Ach,“ entgegnete Eduard schwermüthig, „ich habe mir wohl zuweilen gesagt: Alma ist kalt, ist hochmüthig, sie zertritt dich. Ich war unglücklich und dann gestand ich mir doch: Kann's nicht anders seyn, so will ich leiden, elend werden, aber in ihrer Nähe, zu ihren Füßen, nur nicht getrennt von ihr.“

„Du siehst,“ sagte Franz, „ob ich nicht wahr spreche, wenn ich sage, daß eine Liebe, wie die Deine zum Mißbrauch führt. Ich übernehm' es, ihr den Kopf zurecht zu setzen; ich mache mir kein Gewissen daraus, ihr wehe in Deinem Interesse zu thun. Ist sie augenblicklich durch meine Erscheinung angezogen, fühlt sie sich verwirrt durch meine Kälte — desto besser; lange wird der Eindruck nicht währen, da Du selbst meine Erregung Helene gegenüber siehst, ahnest, daß es so, wie es ist, nicht bleiben wird, da . . .“

„Ach, Franz,“ erwiderte Eduard, „warum hat mich das Geschick mit ihr zusammengeführt; warum durchkreuzen sich die Fäden unserer Existenz auf eine Weise, daß Du nicht von Helene, ich mich nicht von Alma losreißen kann . . .“

„Vertraue mir,“ sagte Franz, „es wird und muß Alles gut werden. Eine kleine Lektion ist dieser Alma Deinetwegen schon zu wünschen. Wenn sie weiblich und weich zu Dir zurückkehrt, dann, Eduard, wirst Du glücklich seyn. Bis dahin gedulde Dich. Mache Dich stark. Erlaube mir, sie etwas Weniges zu martern.“

„Treibe es nicht zu weit,“ bat Eduard schwankend. „Es ist schrecklich, immer stark, immer im Kriegszustand seyn zu müssen.“

„Aber doch auch schrecklich, am Kampfe sterben zu sollen.“

„Oder an der Liebe,“ sagte Eduard melancholisch.

Sie standen an Franz' Thür. „Du sollst nicht umsonst gelebt haben,“ sprach dieser zur Guten Nacht. „Möchte er wahr reden!“ dachte Eduard leise im Weitergehen.

* * *

Franz war angestellt. Der Posten, den er bekleidete, behagte ihm zwar nicht, aber er sagte sich, daß man überall Gutes stiften, überall an seinen Platze seyn könne. „Vielleicht", dachte er auf seinen einsamen Spaziergängen, „ist die Tugend nicht so nothwendig, als die Geradheit, wenn diese nicht eben auch eine Tugend ist. Die Geradheit ist eine instinktmäßige Weisheit, eine natürliche Mäßigung, eine Abwesenheit aller Leidenschaften. Sie soll auch mein Panier seyn."

Er saß auf einer Moosbank im Wäldchen, ermüdet von den Tagesgeschäften. „Da bin ich nun hier in dieser Stadt, mit dem abgebrochenen Pfeil im Herzen," seufzte er. „Aber ich reiße an ihm. Er muß heraus, ich will nicht unheilbar, nicht elend seyn. Kann ein Geflüchteter, ein Verwundeter nicht dennoch ein guter Krieger seyn? Habe ich mich doch fern von der Verderbtheit, kräftig und fest zu erhalten gewußt! Freilich bin ich kein junger Grieche mit gesalbtem Haupte. Meine Erscheinung ist nicht zierlich. Meine Hände haben keine langen Nägel, mein Bart duftet und kräuselt sich nicht. Man könnte mich vielmehr für einen Karrenschieber, für einen Bauern, für ich weiß nicht was halten. Aber bin ich deßwegen thatenunfähig, jetzt, wo ich der größten Thorheit, der Liebe, ein Valet gesagt habe?"

„O Natur," rief er, indem er die Hände zu den fernliegenden Bergen ausstreckte, „glanzvolle Höhen, liebliche Wellen, zartes Gefieder, krystallene Seen, blühende Wiesen, versteckte Fußwege, ist es Unrecht, daß ich mich vor Euch auf die Knie werfe, vor Euch bete? Erlaubt Ihr mir nicht, Euch mein

Schmerzen zu vertrauen? Darf ich nicht weinen vor Euch, wenn ich nicht lächeln kann?"

Er nahm eine blaue Glockenblume und betrachtete sie lange. „Wie mir das Ems, die botanischen Studien, Helene zurückruft!" sagte er leise. „Und doch wende ich mich ab von meinem Heiligenbilde und sage der Jugend mit zitternden Lippen Lebewohl! Ja, ja, sie genügt mir nicht, sie befriedigt mich nicht; sie hat nicht den Muth der Liebe gehabt; sie ist dem blinden Glauben unterthan; noch einen Schritt weiter und dieses liebe, traurige Gemüth wird sich zum Fanatismus hinaufschrauben! Ach, das ist es, was mich schmerzt, daß, wenn der Enthusiasmus in mir aufwacht, ich kein Echo finde, daß Alles kalt um mich ist, daß überall nicht die Gerechtigkeit, aber das Faustrecht gilt, daß es überall heißt: „Wer genießen will, der nehme Gold, Nektar, Sammt und Seide, kleide und tränke sich auf Kosten Anderer, der jauchze, wenn das Bessere untergeht."

Es war eine unendliche Bitterkeit in Franz, als er sich so dem Strome seiner Gedanken überließ. Aber dann riß er sich empor und rief: „Und wenn die Erde auch in Staub um mich zusammenfiele und wenn Alles um mich unterginge, der redliche Wille in mir bliebe doch, den könnte die Erfahrung doch nicht zerstören."

Er ging rasch weiter, durchlief das Wäldchen in allen Richtungen, blickte lange in den klaren Spiegel eines kleinen Sees und fragte sich in allem Ernste, was denn eigentlich gut seyn hieße, was es hieße, ein Vaterland zu haben, in wie fern für dasselbe gewirkt werden müsse? Und kam endlich zu dem Endresultat: „Wir sterben, aber unsere Ideen sterben nicht mit uns. Die Welt lächelt, die Masse steinigt, das Elend nagt und doch keimt das in die Erde hineingepflanzte Wort der Wahrheit, und doch wird ein Tag der Auferstehung und der Freude kommen! . . ." Er war in die Stadt zurückgekehrt. Unversehens stand er vor dem Palais des Fürsten von der Recknitz. Er zuckte vor den niedergelassenen Vorhängen in Helenens Zimmern zusammen; er betrachtete mit schmerzlicher Ruhe, das todtenähnliche Antlitz des Hotels. Alles war still und stumm. Nichts verrieth die Anwesenheit der Herrschaft oder der Diener. Kalte Ehrfurcht öffnete und schloß die Thüren. Mathematische Ordnung saß am Uhrwerk dieser Maschine! Und doch war vielleicht Tafel in diesem Augenblick, an der bedeutende Staatsmänner, reizende Frauen, ausgezeichnete Gelehrte Theil nahmen! Hörte man deßwegen einen Laut mehr? Sie fürchteten, sich unter einander zu verrathen, einen tiefern Blick, einen durchgreifenden Gedanken zu äußern, oder nur zu verrathen. Und mitten unter ihnen Helene und neben ihr der bejahrte Gatte, mit der hervorspringenden Oberlippe, mit den stechenden Augen, mit der runzlichen Stirn und der gebogenen Nase! Alles lief hier auf Lebenserhaltung hin. Alles war wie am Schnürchen geregelt. Jeder wußte, wann der Fürst arbeitete, wann er dachte, nicht dachte, aß, schlief, ausfuhr . . . gerade, als wenn an diesem Daseyn das Wohl der Menschheit hinge. „Neulich habe ich einmal das Unglück gehabt, ihm von meiner Verzweiflung, so wenig leisten zu können, zu sprechen. Wie hat er mich da diabolisch angesehen!" seufzte Franz. „Ja, ja, hätte ich ihm gesagt, der Koch ist krank, er hätte mir mehr Theilnahme geschenkt, als bei der Schilderung meiner Schmerzen um die Menschheit . . . O Eitelkeit! O Elend! Was hat denn dieser Mann geleistet? Womit hat er seinen Freunden, seinen Bekannten, seinen Mitmenschen wohlgethan? Seine Handlungen sind in dunkle Nebel gehüllt. Könnte ich einmal an die Stelle fühlen, wo sein Herz sitzt, würde es schlagen? Ach und in dieser Atmosphäre lebt Helene!"

Von dem Schmerz über Helenens Schicksal kam er auf Alma, über die sich der ganze Strom seiner Bitterkeit ergoß. „Der Himmel hat ihr jenen mystischen Strahl versagt, den wir Gemüth nennen, jenes zarte, himmlische Licht, das uns Thränen in die Augen lockt, uns eine unsterbliche Hoffnung, eine höhere Anschauungsweise gibt, jene sorgende, heilige, sich unterwerfende Liebe, die Sehnsucht nach dem Guten, Widerwillen gegen das Böse weckt," dachte er. „Was helfen mir Almas Talente, ihre Schönheit, der Phrasenbau ihres Verstandes, da ihr das fehlt, was uns erst zum Menschen macht! Beklagenswerthes Weib! Dein Athem ist wie der Frühlingssturm, der die zarten Blätter und Blüthen zerstört, Dein Wort hat die Knospen eines bessern Seyns durchschnitten, Dein Angesicht hat mehr als ein Herz gebrochen!"

Es überkam plötzlich Franz ein großes Mitleid für Alma. „Soll ich beten," fragte er sich, „daß ihr Alter mit Weihrauch durchzogen, ihre Sterbestunde eine leichte sey? Soll ich bitten, daß sie nie die Flamme der Liebe empfinde? Daß Alles untergehe in Eitelkeit in Leichtsinn, in Scheinsucht? Nein, das will ich nicht beten, dazu ist sie zu reich ausgestattet," rief er plötzlich. „Ich will mich dazwischen werfen, will ihr die Augen öffnen. Was thut es mir, wenn sie mich haßt? Wollte ich nicht an Eduards Zukunft, an sein Glück, an seine Ruhe denken?"

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

Es glückte ihm in der That, seine ursprüngliche Fassung zu gewinnen, und bereits war er ernstlich damit beschäftigt, seine Pflegemutter, welche, eben so wie ihre Tochter, eine gute Tonkünstlerin war, über musikalische Angelegenheiten zu unterhalten, als Klara, die unter den Papieren auf dem Tische nach der zuletzt erschienenen Romanze gesucht hatte, hastig das Zimmer verließ.

Frau v. Straelen hatte, mit dem Rücken der Thüre zugekehrt, die schnelle Entfernung ihrer Tochter nicht wahrgenommen; aber Ludwig hatte sie bemerkt, und sie hatte ihn um so mehr befremdet, als es ihm geschienen, daß das Mädchen Thränen in den Augen und ihn beim Hinausgehen mit einem ganz ungewohnten — um nicht zu sagen zärtlichen — Blicke angesehen hatte, der wie ein sanfter Sonnenstrahl in sein Herz gedrungen und durch den dessen Innerstes erleuchtet und erwärmt worden war. Ein Gedanke durchfuhr, schnell wie der Blitz, seinen Geist und verbreitete ein flüchtiges Roth über seine bleichen Wangen; doch der Jüngling war derart der Regungen seines Gemüthes Meister, daß dieß fast unbemerkbar war.

Frau v. Straelen nahm daher die Veränderung in Ludwigs Zügen nicht wahr, sondern wunderte sich vielmehr, als sie sich umwandte, über das rasche Verschwinden ihrer Tochter. Sie eilte sich ebenfalls, den Saal zu verlassen, und noch war sie nicht aus Ludwig's Augen verschwunden, als dieser schon alle Papiere und Musikalien auf dem Tische nutzlos untersuchte, denn — Arthur's Verse waren nicht mehr zu finden.

* * *

Als Frau van Straelen, nachdem sie sich vergebens im ganzen Hause nach ihrer Tochter umgesehen hatte, endlich in den Garten kam, sah sie Klara seufzend und mit verweinten Augen in einer Laube sitzen.

„Meine Liebe, was gibts, und warum weinest Du?" fragte die besorgte und überraschte Mutter.

Klara zeigte ihr die Rolle Papier, welche aus ihrem Schooße auf die Erde gefallen war, und brach von Neuem in einen Strom von Thränen aus. Frau van Straelen las die Verse und konnte nicht begreifen, wie Klara sich einer so geringfügigen Sache wegen so vielen Kummer machen konnte.

„Liebst Du Deinen Vetter nicht", sprach sie, „so ist dieß noch immer kein Grund, so betrübt zu seyn. Du brauchst es ihm nur zu sagen, und er wird sich schnell über seine Hintansetzung zu trösten wissen. Du weißt so gut als ich, daß sein Leichtsinn ihn für keinen Kummer empfänglich macht; darum sey also nicht traurig, sondern suche die ganze Sache in Scherz zu ziehen. Auch werde ich schon zuwegebringen, wofern Du es durchaus wünschest, daß er Dir seine Reimerei nicht anbietet."

„Ja, Mädchen!" fuhr sie fort, indem sie lachend den Finger aufhob, „mit Dir ist's wie in der verkehrten Welt; von zehn andern Mädchen würden wohl neun seyn, die sich geschmeichelt fänden, in Reim und Maß, und dazu gar in französischen Alexandrinern, besungen zu werden, und Du weinest darum!"

„Wenn Du übrigens emporkommen willst, mein Kind, mußt Du mit Deinem Zeitalter fortschreiten, und Dich nicht um einer solchen Kleinigkeit willen bekümmern und grämen."

Wider Erwarten der Mutter brachte diese scherzhafte Mahnung wenig Beruhigung in Klara's Gemüth; sie antwortete vielmehr unter Schluchzen: „Um Gotteswillen, Mutter, spotte nicht meiner Thränen, denn die Sache ist ernster als Du denkst. Diese Erklärung ist nur der Vorbote eines größern Unglücks, das ich bereits lange gefürchtet, ja selbst vorher empfunden habe. Seit vierzehn Tagen hat Arthur manch' bedenkliches Wort fallen lassen, das ich zur Zeit nicht begriff, dessen Bedeutung mir aber nunmehr zur vollen Klarheit geworden ist. Er hat mit dem Vater gesprochen; zwischen Beiden ist, daran ist nicht zu zweifeln, die Sache schon beschlossen und Deine unglückliche Tochter wird das Opfer kalter, finanzieller Berechnungen seyn. Unter dem Vorwande, ihr Glück und ihren Wohlstand zu sichern, wird man sie einem Manne opfern, den sie niemals geliebt hat, noch jemals lieben wird."

„Dieß wird nicht geschehen, Klara, nein dieß wird nie geschehen; meine Tochter muß und wird glücklich seyn", sprach Frau van Straelen und drückte mit krampfhafter Bewegung das Mädchen an ihre Brust. „Nein, dieß wird niemals geschehen, und wollte es auch Dein Vater."

„Mehr als er habe ich das Recht, über die Zukunft meines Kindes zu wachen, und ich will, daß meine Klara glücklicher sey als ihre . ."

Das letzte Wort des Satzes wollte durchaus nicht über ihre Lippen; eine Thränenfluth machte ihrem gepreßten Herzen Luft. Sie kannte fürwahr ihren Gatten zu wohl und wußte, daß, was er einmal wollte, geschehen mußte; auch begriff sie, daß ihre Auflehnung gegen seine Autorität nur Streit und Zwietracht, ja vielleicht noch ärgere Folgen herbeiführen dürfte.

Als Klara sie weinen sah, vergaß sie bald ihre eigene Angst, denn sie hatte der Mutter letzte Worte begriffen und sich selbst den Satz zu Ende geführt.

Der Flor kindlicher Sorglosigkeit war mit ei-

nem Male ihren Augen entrückt und mit verwirrten Sinnen sah sie das Vergangene in seiner ganzen Traurigkeit. Sie las, so zu sagen, in dem Herzen ihrer Mutter; sie begriff die Blässe ihrer Wangen und die Runzeln ihrer Stirn sprachen verständlich zu den Augen ihres Geistes.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Nach den aus New-York bereits mitgetheilten Nachrichte ist Dr. Kane's arktische Expedition, welche zur Auffindung der Spuren Sir John Franklins im Mai 1853 abgesandt wurde, auf den Schiffen heimgekehrt, die der Kongreß zur Aufsuchung des ersteren beordert hatte. Dr. Kane befuhr die nordwärts gerichtete Seite Grönlands, bis er vom Eis gehindert wurde; zog diese Eismassen entlang, bis er ein neues Land entdeckte, worauf er einen freien Kanal und ein zweites Land auffand, das er bis 82° 30' hin in die Karten aufgenommen hat — das am nächsten dem Pole liegende Land, welches bis jetzt entdeckt wurde. Nach der Ueberwinterung dort von 1854 und 1855 mußte Kane sein Schiff (eine Brigg) im arktischen Meer eingefroren zurücklassen, verließ daselbe am 24. Mai 1855, legte 300 Meilen über dem Eis bis zum Meer zurück, und fuhr dann in offenen Booten 1300 Meilen nach Upernavik in Grönland. Dort mußte er einen Monat warten, bis ein dänisches Handelsschiff anlangte. Letzteres, das ihn mit der Mannschaft aufnahm, traf bei Lievely, Insel Disko, 250 Meilen südlich von Upernavik, auf die zu seiner Aufsuchung abgesandte amerikanische Expedition („Arctic" und „Release"); letzterer brachte dann Dr. Kane und die übrigen nach Hause. Das erstere neue Land, welches mit Grönland durch Eismassen verbunden ist, ist nach Washington, der Kanal nach Kennedy dem Seeminister (Naval Secretay), unter dessen Aufsicht die Expedition ausgerüstet wurde, und das zweite Land (nordwestlich von diesem Kanal) nach Henry Grinnel, dem Veranlass r derselben, genannt.

Jedermann kennt, liest man im Moniteur, die prachtvolle Ceder Libanons im Jardin des Plantes, allein sie ist nicht der älteste Baum, den man dort sieht. Es existirt noch an einem wenig besuchten Orte des Gartens, in der Nähe der alten Baumschule Journeforts eine Akazie, die erste, die aus Nordamerika kam, deren hinfällige Aeste man mit Eisenstangen stützen mußte. Sie wurde im Jahre 1635 von Vespasian Robin gepflanzt, ist also jetzt 220 Jahre alt und somit das älteste Gewächs des Gartens. Linné gab ihr den Namen, „Robinia" zum Andenken an ihren Verpflanzer nach Frankreich. Die Ceder Libanons wurde bekanntlich von Bernhard v. Jussieu, nach seiner Rückkehr von einer Reise, die er mit du Fay nach England machte, im Jahre 1735 gepflanzt. Collinson, ein sehr reicher Arzt und großen Freund der Botanik, hatte vom Libanon einen Cederzapfen erhalten, dessen Kerne aufgegangen waren. Er gab Bernhard v. Jussieu zwei Sprößlinge, die blos einige Zoll hoch waren. Jussieu pflanzte und pflegte sie mit allem Fleiße, setzte den einen in die alte Baumschule, der aber nicht mehr existirt, und an den Fuß des Labyrinths den andern, der herrlich gedieh und seine Aeste majestätisch ausbreitet. Obgleich diese Ceder sehr groß ist, hätte sie doch eine viel größere Höhe erreicht, wenn ihre Spitze nicht durch einen Unfall abgeknickt worden wäre. Diese Bäume treiben am Gipfel immer fort Zweige, und wenn ihr Gipfel abgeknickt ist, so wachsen sie nicht mehr in die Höhe. Die Ceder des Libanons mißt gegenwärtig in einer Höhe eines Meters (3') über dem Boden ungefähr 3 Meter 50 Centimeter (10½') im Umfang.

In konfessioneller Beziehung vertheilt sich die Bevölkerung des Kronlandes Ungarn, wie folgt: 4,233,144 römisch-katholische, 694,512 griechisch-katholische, 407,561 griechisch nicht-unirte, 743,726 evangelische augsburgische Konfession, 1,453,090 evangelisch helvetische Konfessiou, 332,229 Juden; der Woywodina und des Temescher Banat: 634,839 römisch-katholische, 12,756 gr. kath., 694,029 gr. nicht-unirte, 51,724 evang. augsb. Konf., 26,621 evang. helv. Konf., 16,252 Juden; Kroatiens und Slavoniens: 770,656 r. kath., 718 gr. katholische, 88,331 gr. n. un., 386 evang. augsb. K., 4435 evang. helv. Konf., 6 Unitarier, 3914 Juden; Siebenbürgens: 220,932 römisch-kathol., 651,981 gr. kath., 641,533 gr. n. u., 199,943 evang. augsb. Konfession, 297,419 evang. helv. Konf., 46,533 Unitarier, 15,657 Juden; der Militärgränze: 410,327 röm. kath., 5033 griech. kath., 427,663 gr. n. u., 12,251 evang. augsb. Konf., 3130 evang. helv. Konf., 437 Juden.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.

Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 263 Samstag, 3. November 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

Franz erinnerte sich, Alma am Morgen einsam in einer leichten Kalesche vorüberfahren gesehen zu haben, wie sie zwischen dem glänzenden Laub so lieblich und träumerisch im weißen Kleide, wie eine Nymphe, da gesessen, wie das schwarze Haar ihr die Wangen beschattet, die schönen Augen magische Strahlen versendet hatten. „Mit so einem Aeußern, mit einem so sanften Blick, mit einer so üppigen Jugend, mit einem so leichten und stolzen Gange, ist man nicht verderbt, nur verirrt," rief er ermuthigt, indem er den Weg zu ihr einschlug.

Sie war in ihrem Atelier im Garten, in einem reizend angelegten Pavillon. Der Horizont hatte sich bezogen. Das Wetterleuchten zerschnitt augenblicklich die schwarzen Wolken und fuhr leicht über die dunklen Waldkonturen hin. Die Luft war schwül. Wie eine Oasis, so schien sich dieß kleine grüne Plätzchen in der Mitte eines sandigen Bodens zu erheben. Alma saß einsam an der Staffelei. Sie hatte ein großes historisches Bild unternommen, an dem sie seit vielen Wochen unermüdet arbeitete. Napoleon machte das Zentrum aus; er war ihr Held, ob sie ihn selbst auch oft einen Menschenschlachter im großen Styl nannte. Sie hatte darüber, wie über so Manches, Streit die Hülle und Fülle gehabt, gab zu, daß er eine furchtbare Heimsuchung gewesen sey, aber auch ein äußerst geschickter Architekt, ein Gesetzgeber, eine Gewalt, die mit Flammen gesiegt, mit dem Schwerte durchgedrungen, Berge umgeworfen, Wälder und Städte verbrannt und auf das Alles eine junge Saat gestreuet hat. Und wollte man ihr erwidern, daß ihr Enthusiasmus blind sey und eher einer krankhaften Nervenaufregung, als einer wirklichen Bewunderung gleiche, so hatte sie tausend Scheingründe, um zu widerlegen, lächelte auch, als Franz, einmal in diese Streitigkeiten verwickelt, sagte: „Mir sind die guten Menschen lieber, als die großen. Ich achte den, der gewissenhaft dafür sorgt, seinen Nächsten besser und glücklicher zu machen, höher, als den, der dem Ruhm nachjagt. Für Einen kann ich mich warm interessiren, kann ihm viel vergeben, weil er viel geliebt hat, aber für den Andern, der mit kaltem Egoismus sich einen Ruhmestempel aus Leichen aufbaut, habe ich keinen Sinn, ja sogar Abneigung, wenn nicht Verachtung."

Jetzt saß Alma in ihrem Malerkostüm, mit einem leinenen Aermel am rechten Arm, mit der hochgehenden Schürze und malte eifrig. Sie hatte die Thüre nicht hinter sich aufgehen hören und fuhr mit dem Kopf herum, als Franz' Stimme sich plötzlich vernehmen ließ.

„Sie hier?" fragte sie verstimmt, indem sie den Aermel und die Schürze fortwarf. „Wer hat Ihnen den Weg zu diesem Pavillon gezeigt, wer Ihnen gesagt, daß ich hier sichtbar bin?"

„Gemach, gemach," erwiderte Franz lakonisch. „Ich habe mich mit dem Handwerk, das Sie treiben, beschäftigt und will Ihnen Rath ertheilen."

„So?" sagte sie erstaunt und stand unschlüssig auf. Franz hatte sich auf ihren Sitz niedergelassen, blickte das Bild prüfend an und brach dann in den Ausruf aus: „Gnädigstes Fräulein, nehmen Sie es mir nicht übel, das ist . . .", dann biß er sich auf die Lippen, sprang auf, trat an einen Tisch, blätterte in Büchern und schwieg. Alma war aufs Aeußerste gespannt. Sie erwartete ein Lob. Sie glaubte, daß sie in diesem Bilde ihrem Ideale nahe gekommen, daran ihr Talent entwickelt und vervollkommnet habe. Als Franz schwieg, schoß ihr das Blut ins Gesicht und sie sagte mit nicht ganz sicherer Stimme: „Nun, Herr von Brinkmann, werde ich erfahren, was Sie von meinem Bilde halten?"

Er schwieg noch immer. Da trat Frau von Wallsee ein und Franz im Atelier, vor der Staffelei erblickend, rief sie rasch: „Nicht wahr, das ist ein wundervolles Gemälde, die Farben eines Delaroche würdig, die Gruppirung kühn und sinnig."

Almas Augen leuchteten. „Die gute Tante sieht Alles in zu schönem Lichte," bemerkte sie wohlgefällig. Franz hielt sich nicht länger.

„Ihre Frau Tante ist keine unparteiische Richterin," sagte er. „Wollen Sie meine Ansicht? Sie haben den Moment falsch aufgefaßt. Das ist kein

Leben, keine Wirklichkeit. Das sind Menschen in Zwangsjacken. Diese Partie hier ist nun vollends Dekorationsarbeit, die Gruppen verworren, das Ganze ohne Bedeutsamkeit . . ."

„Sie behandeln mich mit Arroganz," unterbrach ihn Alma, mit flammenden Augen.

„Fragten Sie doch nach meiner Ansicht!" erwiderte Franz ruhig. „Soll ich schmeicheln, wo ich wahr seyn will?"

„Man kann wahr seyn, aber doch mit Rücksicht, mit Ritterlichkeit, mit Schonung . . ."

„Jede Wahrheit ist objektiv," sagte Franz nicht ohne Erregung. „Ein Richter mit subjektiven Richtungen ist kein Richter mehr. Für mich ist dieß Bild ein Bild. Wäre es von Raphael, ich würde nicht anders urtheilen."

„Da sehe man den Pedanten, den deutschen Professor!" warf Alma hin. „Sie sind so in Ihre Gedankenwelt eingesponnen, daß Sie nicht einmal wissen, wen Sie vor sich haben. Bedenken Sie, daß Sie recht unerzogen sind."

„O über unsere Erziehung, o über die Nothwendigkeit, einen bittern Trank in Zuckerwasser auflösen zu sollen!" rief Franz mit wirklichem Schmerz. „Lernen Sie doch die freie Persönlichkeit, den ehrlichen Willen, die Wahrheit ehren!"

„Die Wahrheit?" sagte Alma, indem sie das Haupt schüttelte. „Ist das, was Sie mir so schonungslos bemerken, nicht vielmehr Zerstörungslust, Opposition? Kann ich bei Ihnen auf Nachsicht, auf Wohlwollen rechnen? Gehen Sie nicht sichtlich darauf aus, mir wehe zu thun?

Franz war schon an der Thüre. „Mit Ihnen ist nicht gut streiten," bemerkte er ernst. „Ihnen ist die Welt der Schmeichelei lieber als die Wahrheit; Ihnen muß man sich auf den Knieen nahen, sonst läuft man Gefahr, für ungezogen zu gelten."

Alma warf sich ihm heftig in den Weg. „Sie können gehen," sagte sie mit stockender Stimme, „aber nicht eher, als bis Sie mir beweisen, wie ich besser malen kann."

Franz war angenehm überrascht; er sah sie mit wirklicher Theilnahme an, die ihre verletzte Eitelkeit niederkämpfend, vor ihm stand, sah in das feuchte, von tiefer Erregung schwimmende Auge und hoffte, daß sie, die so viel Schwäche besaß, doch nun auch Kraft haben würde. Deßwegen legte er den Hut wieder bei Seite, setzte sich nieder und indem er selbst den Pinsel ergriff, sagte er weich und warm: „Ich will nicht so grausam seyn, zu behaupten, Ihr Napoleon sey ganz und gar verfehlt; es geht Ihrer Malerei nur das gesunde Bewußtseyn ab. Sie müssen viel ablegen, viel wegwerfen und ändern, hauptsächlich sich aber vor der Koketterie mit der Schicklichkeit und dem Anstand hüten, sonst gerathen Sie vollends in Widerstreit mit der Natur. Eignen Sie sich den Geist der Schönheit, nicht die Schönheit allein an. Sie haben in Napoleon einen überlegenen Menschen darstellen wollen und haben nichts als ein nichtssagendes Subjekt geliefert. Noch ist die Leinwand nicht mit dem Glanz des Lebens gefüllt. Sehen Sie wie gelb in gelb, wie grau in grau das Alles ist! Hier müßte ein Licht seyn, dort ein Schatten. Wie fade und dünn ist Napoleons Generalstab! Der tragische Punkt ist fast so trocken darin als ein Zeitungsartikel gezeichnet. Da ist noch nichts von künstlerischer Auffassung."

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

Und als wenn ein tröstender Engel ihr Muth eingeflößt und ihre Thränen getrocknet hätte, sprach sie jetzt mit einer Ueberlegung, welche genugsam bewies, daß nicht nur die stillen häuslichen Tugenden und die liebende Seele ihrer Mutter, sondern auch die Thatkraft ihres Vaters ihr sittlich Erbtheil geworden.

„Warum sollten wir uns durch die Furcht vor einem Unglücke quälen, das uns vielleicht nicht überkommen wird! Komm, beste Mutter, lassen wir dieß Alles vergessen; und will Arthur mir seine Reimerei vorlesen, dann mag er es in Gottes Namen thun."

„Reimerei, Reimerei! Das hat unser Fräulein gemächlich sagen", donnerte plötzlich die rauhe Stentorstimme van Straelen's, welcher an dem Gartenpförtchen aus der Kutsche gestiegen und unbemerkt hereingekommen war. „Ich habe die Reimerei gesehen und selbst hier und da, wo es mir nöthig schien, eine kleine Veränderung gemacht. Es scheint mir auch für Frauenzimmer höchst verwegen, über literarische Angelegenheiten so leichtsinnig zu sprechen und gar mit dem Spottnamen „Reimerei" ein Werk zu stempeln, das man gerade ihretwegen angefertigt hat."

Klara erbleichte, schwieg und ging weg.

Frau van Straelen aber blieb, und ihr Mann fuhr fort: „Was bedeutet der thörichte Ausfall Ihrer Tochter, Madame, und wie hat sie Kenntniß von dem gegenwärtigen Feste und der Absicht Arthur's erhalten?"

Frau van Straelen erzählte das Vorgefallene, und ihr Gemahl schien mit ihrer Auslegung zufrieden zu seyn. Hierauf nahm er, ohne weitere Fragen zu thun, ein dünnes geschriebenes Büchelchen aus der Tasche, durchlief es noch einmal mit einem Blicke, machte einige Randzeichnungen und über-

gab es seiner Frau mit den Worten: „Lesen Sie dieses und machen Sie Klara mit dem Inhalte desselben bekannt.“

Frau van Straelen öffnete das Büchlein und fiel fast in Ohnmacht, als sie den Titel las. — Armes, armes Mädchen!, schluchzte sie und verließ wankend den Garten.

* * *

In der Küche des Schlosses herrschte eine außergewöhnliche Thätigkeit. Zwei Mägde und drei Knechte, unter denen auch unser Freund Augustin Wever, wären fortwährend mit der Zubereitung vortrefflicher Speisen beschäftigt. Die alte Anna Maria spielte die Oberköchin und Johann, dem Kutscher, war — zum großen Aerger Augustin's, der, in Anbetracht der alten steifen Beine Johann's, dieß mühsame Amt übernehmen wollte — von Frau van Straelen die Besorgung des Weinkellers übertragen worden. Wever hatte sich freiwillig für den Posten eines Kellermeisters gemeldet, doch da nach dem Sprichworte angebotene Dienste nicht angenommen werden, so hatte man seine Offerte — wie freundschaftlich und uneigennützig dieselbe auch war — nicht berücksichtigt. Während also Johann die Getränke u. s. w. herbeizuschaffen suchte, mußte Augustin die Teller spülen, Erdäpfel schälen und Holz spalten.

Daß er diese Arbeiten sehr ungern verrichtete, kann man gerade nicht sagen; doch hatte er eine zu hohe Idee von seinen Talenten, um nicht bei solch einer gezwungenen Unterordnung zu leiden. Er befand sich also in dem peinlichen Zustande des unbegriffenen Genies, und man wird unbedenklich zugeben müssen, daß eine solche Verkennung keineswegs angenehm ist.

„Paß auf, Augustin“, sagte die alte Anna Maria, welche Johann mit einem wohlgefüllten Korbe die Kellertreppe heraufkommen sah, und, da sie nicht alle Tage so viele Leute unter ihrem Kommando hatte, von ihrer zeitweiligen Oberherrschaft gerne Gebrauch machte, „paß auf, Junge, und lege ein Händchen mit an; sonst werden Johann und sein Korb ein wenig schneller als sie heraufgekommen sind, wieder nach unten zurückkehren.“

„Es ist keine Gefahr da, Närrin“, antwortete Johann, „paß Du nur selber auf, daß Dir nicht Dein Fleisch und Deine Gemüse anbrennen.“

Nachdem er dieß gesagt hatte, war er zur obern Stiege gekommen, und er setzte sich keuchend und brummend auf seinen Korb nieder.

„Ja, Anna Maria“, fuhr er in seiner gekränkten Eigenliebe fort, „Du meinst gewiß, daß Johann zu kränkeln beginnt, weil er siebenzig Jahre alt ist; dem ist aber nicht so. Ich bin noch so flink auf den Beinen und so stark von Brust, wie der Beste. Und wäre mein Gebiß noch wie damals, als ich erst vier Jahrzehnte auf dem Rücken hatte, ich würde bei meiner Seele glauben, daß ich jetzt in meine zweite Jugend eintrete.“

„Hört ihn da einmal wieder prahlen“, sagte Anna Maria lachend, „sollte man nicht schwören, er wolle es der Jugend zuvorthun?“

„Es ist übrigens sicher“, sagte Augustin, „daß wenige Menschen von Johann's Alter gefunden werden, die noch so wohl auf den Beinen sind und sich noch so kerzengerade aufrecht halten.“

„Das ist wahr“, sagte jetzt ein untersetztes, dickhalsiges und kleinäugiges Bürschchen, welches gelbe Rüben schabte, und das man seiner Spott- und Tadelsucht wegen Peterchen den Hirnpicker nannte, „das ist wahr, Johann ist stark und gesund, aber die vornehmste seiner guten Eigenschaften hast Du noch vergessen.“

„Nämlich, Peterchen?“ fragte Augustin.

„Ach, Junge, das ist sein guter Magen und seine Eßlust. Ich habe Johann immer gut im Teller arbeiten und dem Tische Ehre anthun sehen und das ist schon viel für die Gesundheit.“

„Da bist Du im Irrthum, Peterchen“, sagte Johann, „ein guter Magen ist gewiß ein großes Geschenk Gottes, und ich danke dem Herrn, daß ich nie darüber zu klagen hatte; aber was das betrifft, so hast Du auch einen Magen, wie Du ihn nur wünschen magst; nimmst Du Dich aber nicht in Acht, genießest Du nicht regelmäßig die nöthige Nahrung, oder überlässest Du Dich der Völlerei und dem übermäßigen Genuß von Schnaps oder anderen höllischen Getränken, so ist der Magen bald verdorben. Ich hab' allzeit genug, aber nie zu viel gegessen und da bin ich denn so still ein alter Mann geworden; und es steht noch zu erwarten, wie weit Ihr, Männchen, es bringen werdet. . . . „Ja sieh nur, Augustin“, setzte er hinzu, „wenn Du so fortfährst, Junge, Schnaps zu trinken, wirst Du kein alter Mann werden und ich werde vielleicht noch mit Deinen Knochen Nüsse abschlagen können. Darum meide den Trunk, denn er ist ein langsam tödtendes Gift.“

„Ich habe es ihm auch schon gesagt“, bemerkte Anna Maria, „aber die Jugend! Sprecht mir nur nicht davon, sie geht immer ihren eigenen Gang, bis es zu spät ist.“

„So, so, Augustin! Geht es so grob her?“ fragte Peterchen der Hirnpicker, „wie viele Gläschen, Freund, trinkst Du wohl den Tag?“

„Ein halbes Dutzend, außer denen, welche man nicht sieht“, antwortete die lange Theresia, die, weil er, der Dorfchronik gemäß, wenig Neigung zu ihr zu haben schien, kein gutes Auge auf ihn geworfen hatte.

Während dieses Wortwechsels hatte sich Augustin, wie man wohl denken kann, keineswegs behaglich gefühlt. Er drehte und wendete, um nur glimpflich fort zu kommen; aber es war an kein Entschlüpfen zu denken. Peterchen stand vor der einen Thüre und die lange Therese vor der andern.

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken auf dem Gottesacker am Allerseelentage.

Trauerflor umhüllt die kahle Erde,
Hellgelichtet, schmucklos steht der Wald;
Triften sind verlassen von der Heerde
Und der Nordwind wehet rauh und kalt. —

Von dem Sturm der flücht'gen Zeit umwehet,
Welkten hin die Blumen der Natur; —
Gelbe Saaten seh' ich abgemähet,
Nackt und öde liegt die weite Flur!

Und so welktet, starbet auch ihr Lieben,
Ginget hin in eine bess're Welt;
Harret in dem dunkeln Jenseits drüben, —
Bis dereinst der Welten-Vorhang fällt.

Abgestorben dieser Erdenleiden,
Fühlt ihr nicht mehr ihren harten Drang;
Eingeweiht in edle Himmelsfreuden,
Singet ihr der Seraphim Gesang.

Hier schon, an dem heil'gen Todtenorte,
Seh ich Bettler, Fürst und König gleich —
Jeder Gute geht zur Himmelspforte —
Sey er arm und elend, oder reich! —

Ueber diesen stummen Grabessteinen,
Geh'n auch wir einst uns're letzte Bahn,
Um vor Gottes Throne zu erscheinen,
Unsrer Thaten Lohn dort zu empfah'n.

E. F . . . . . l.

Mannigfaltigkeiten.

Nach Mittheilung des statistischen Bureau's hat die am 1. Febr. d. J. stattgefundene Volkszählung 1,499,850 Einwohner für das Königreich Dänemark (d. h. Jütland und die europäischen Inseln) ergeben. Nach der Volkszählung von 1850 war die Bevölkerung am 1. Februar desselben Jahres 1,407,747. Sie hat also in den letzten fünf Jahren um 6,5 pCt. zugenommen, die bedeutendste Vermehrung, die irgend ein solcher Zeitraum in Dänemark aufweisen kann. Von der dießjährigen Bevölkerung kommen auf die Stadt Kopenhagen 143,591, auf die übrigen Städte 185,020, auf das Land 1,171,231. Im Jahre 1850 hatte Kopenhagen 129,695 Einwohner; dessen Bevölkerung hat sich also um 13,900 oder um 10,7 pCt. vermehrt. Größer noch ist die Vermehrung in den übrigen Städten (15 pCt.); am schwächsten dagegen ist sie auf dem Lande, wo sie nur 4,8 pCt. beträgt. Im Jahre 1801 hatte das ganze Königreich nur 925,000, und Kopenhagen 101,000 Einwohner.

Man liest in der Union: Die Unterhaltung des Pflasters in Paris kostet in dem Etatsjahr 1855 2,600,000 Fr., die der öffentlichen Bänke und Straßenalleen 45,000 Fr.; die Herstellung des Asphaltpflasters auf den Trottoirs und dessen Unterhaltung 540,000 Fr.; die Unterhaltung der Wasserwerke, Brüken, Stege 671,000 Fr. Die Entschädigungssumme für Terrainabtretung betrug 500,000 Fr., die Unkosten für Anzeichnung der Straßennamen, für Hausnummern-Renovirung, für Planarbeiten zur Verschönerung der Stadt belaufen sich auf 86,000 Fr.; im Ganzen muß die Stadtkasse für die verschiedenen Unterhaltungs- und Straßenbauarbeiten eine Summe von 4,452,000 Fr. bezahlen.

In Schwaben ist ein Prophet aufgetreten, der an die Siebenzahl die wichtigsten Ereignisse dieses Jahrhunderts knüpft und behauptet, daß dieß so fortgehen und immer im siebenten Jahr ein Ereigniß eintreten werde, das für die Zukunft entscheide. Zuweilen hat er freilich seine Behauptungen etwas künstlich stützen müssen. Er geht aus von der Niederlegung der deutschen Kaiserkrone 1806, und geht dann die wichtigen Jahre 1813, 1820, 1827, 1834, 1841, 1848 und 1855 durch. Auch spielt 17½ dabei eine Rolle.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 264 Montag, 5. November 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

Franz sprach lange so fort und Alma hörte ihm mit beklemmter Brust zu. „Sie haben Recht,“ sagte sie traurig, „ich gab Cartons, wo ich hätte Oelbilder geben sollen. Napoleon verdient einen festern, plastischeren Pinsel als den Meinen; ich muß mich losreißen von der Form, um mich nicht nochmals über die Nüchternheit meines Inhalts zu täuschen. Schmerzlich, daß ich das jetzt erst einsehe, jetzt wo es zu spät ist . . .“ Sie hatte einen in Oel getränkten breiten Pinsel ergriffen und wischte rasch die Farben in einander.

„Fräulein Alma!“ rief Franz bestürzt.

„Es thut nichts,“ entgegnete sie weich mit einer Thräne im Auge. „Sie haben mir eine schmerzhafte Wohlthat erzeigt und ich danke Ihnen — mit der Vernichtung meines Werks. Lassen Sie uns in den Garten gehen, hier ist es jetzt traurig, dunkel und schwül.“

Sie blickte mit stiller Melancholie um sich und Franz empfand Reue, ihr gegenüber so schonungslos gewesen zu seyn. Doch bezwang er seine Erregung, indem er sich sagte: „Gewisse Geistesrichtungen müssen mit einer Art von trotziger Grausamkeit ausgerissen werden. Ließe sich doch an dieser Alma die Zeit beobachten! Sie ist ein Modell, das sich mit bunten Drapperien behängt, sich schöne Attitüden und Gedanken gibt, aber freilich auch ein Wesen, dessen besseres Seyn sich aufraffen wird, sobald man ihr ein hohes Ziel zeigt.“

Er war mit ihr in den Garten getreten und ging schweigend die kleinen Gänge auf und ab. Auf einmal blieb sie stehen und sagte freundlich: „Ich fühle mich an Ihrer Seite wie unter einer Lupe. Sie können mir in der Seele lesen. Sagen Sie, was Sie von mir halten?“

„Sie sind jeder Zeit schlagfertig,“ bemerkte er lächelnd. „Oder wollen Sie mich in die Enge treiben? Darf ich mich denn in diese Ideenbrandung ungestraft hineinbegeben? Darf ich nach dem Experiment von eben, noch ein zweites wagen?“

„Sie dürfen,“ entgegnete sie mit Kindlichkeit. „Sie dürfen mir meine Erziehung, den Durst nach Lob und Schmeichelei, meine Launen, die an die Stelle der Grundsätze treten, vorwerfen. Ihnen werde ich nichts mehr übel nehmen.“

Sie sah ihn wahrhaft verklärt an und Franz verhehlte sich nicht, daß sie ihm nahe im Gemüthe durch ihre Hingebung trete. „Sie hat doch Anflüge von Weiblichkeit; es ist doch nicht alles blos Scheinsucht, dachte er, indem er mit ihr eifrig zu reden begann.

Seine Art, sich auszudrücken, war keck, glänzend und graziös; obwohl man ihm der Rücksichtslosigkeit beschuldigen konnte, so war er doch nie bis zur Geschmacklosigkeit aufrichtig. Immer wußte er sich auf der Gränze zu halten, immer sich über die fast grausamen Zumuthungen seines Urtheils hinwegzuhelfen. Er hatte neben heftiger Leidenschaft ein mildes, fast harmloses Friedenslächeln, weil sein Gemüth voll tiefer Regungen und brillanter Einzelnheiten war. Als er mit Alma sprach, einging auf ihr Wesen, sie anatomisirte, war sie nicht mehr die empfindlich Gereizte, sondern sie ließ sich überraschen vom Unbewußten. Plötzlich entfuhr ihr ganz unwillkürlich die Frage: „Haben Sie je mit Helenen so, wie mit mir geredet?“ Dann verwirrte sie sich und setzte hocherröthend schnell hinzu: „Das wollte ich nicht sagen, das nicht! . . .“

„Warum sollten Sie es nicht sagen, warum mir gegenüber den Namen nicht nennen?“ entgegnete er weich, indem er stehen blieb und ihr ins Auge blickte. „Helene ist todt für mich, aber die Erinnerung an sie lebt.“

„So lieben Sie sie noch!“ rief Alma fast entsetzt.

„Ja,“ sprach Franz mehr für sich als zu ihr gewandt. „Ich liebe Helenen, ich kann nicht von ihrem Bilde los; immer ist es der Mittelpunkt meines Gemüths, immer die Flamme, die als unvergängliches Licht glüht.“

Alma lehnte an einen Baum. Ihr Herz hob sich in gewaltigen Schlägen, sie warf den Kopf zurück, als wollte sie sich von etwas Drückendem befreien. Dann sammelte sie sich und sagte sanft: „Das

Opfer, was Sie gebracht, ist groß und Opfer fesseln mehr als Glück."

„Ist das wahr?" fragte er zweifelnd und betrachtete sie mit seltsamen Augen. „Sind Sie so ernst gestimmt, daß Sie das, was Sie sagen, wirklich fühlen?"

„Das Leben ist ein Gefängniß," sagte sie lächelnd. „Was die Pforte sprengt, ist Liebe, gleichviel ob sie glücklich oder unglücklich ist, aber Liebe im ächten Sinn, thaten- und opferdurstig. Der, der sie besitzt, hat die Aufgabe des Daseyns begriffen!"

„Da haben Sie Recht," rief Franz von früheren Erinnerungen bewegt. „Wie habe ich das tausendmal auf meinen Reisen, in Italien, im Orient, in Spanien empfunden. Wie meine Phantasie vollgefüllt von dem Gedanken, daß ein unausgesetztes Interesse das Uebrige zum buntgefärbten Nebelbild, zu einer Erscheinung ohne Werth stempelt, wie oft mich aber doch gefragt, ob diese schreckliche Vereinzelung Leben sey? Leben besteht doch nur in der Gegenseitigkeit, im Zusammenhang mit Andern, und mein Herz aus dem geliebten Herzen gerissen, ist einsam geblieben!"

Indem trat Eduard hinzu. Alma fühlte sich unangenehm berührt. Er kam ihr in diesem Augenblick wie ein kalter Luftzug vor; sie sah ihn mit tödtender Gleichgültigkeit an, wandte das Gesicht abwärts und war von eiserner Ruhe, als er freundlich und liebevoll die Hand nach ihr ausstreckte.

„Guten Abend, Alma, Guten Abend, Franz," sagte er sehr eifrig. „Das Jubiläum des alten Onkels Haiderode ist vor der Thür. Ich war bei der Tante Wallsee, mit der ich das Nähere verabredet habe. Wir müssen hin. Sie Alma, Du Franz, die Tante und ich, wir fahren morgen Früh fünf Uhr nach Haiderode. Ist das nicht eine prächtige Aussicht? Ich habe Urlaub und Franz muß sich gleich einen schaffen. Dann geht es fort über Stock und Stein, daß es eine Wonne in dieser Jahreszeit, bei diesem Wetter seyn soll."

Einige schwere Regentropfen, die ihm bei diesen Worten auf den Kopf fielen, machten die Gesellschaft lachen. Es kam eine heitere Stimmung über sie, da der Gedanke, eine kleine Reise mit Franz zu machen, auch Alma sehr willkommen war. Sie flüchtete vor dem sich einstellenden Regen ins Haus, verabredete noch Manches und entließ dann Franz und Eduard mit dem Versprechen, sich morgen um fünf Uhr bereit zu halten, wobei die Wettergläser befragt und nach dem Winde geforscht wurde. Kaum allein, versank sie wieder in Träumereien. Sie wollte allerlei mitnehmen von ihrem Tisch, auf dem sie unter Andern auch Strohcigarren hatte. „Würde es Franz mißfallen, wenn ich die mit einpackte?" fragte sie sich und antwortete dann schnell: „Es würde ihm mißfallen. Hat er nicht eben noch gegen die Lächerlichkeit der jetzigen Frauenemanzipation, von Helenens schüchterner Weiblichkeit, von der Pflege der zarten Gefühle gesprochen?" Und schnell versteckte sie sie in eine Schieblade.

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

Es blieb ihm also nichts übrig, als muthig dem Spotte zu trotzen; doch hierzu war er der Mann nicht. Gleich fast allen Liebhabern geistiger Getränke, war er vielmehr sehr empfindlich und äußerst geneigt zu kreischen; das Wasser stieg ihm, zur großen Freude Peterchens, der sich in der Hoffnung eines drolligen Lamento's schon vergnügt die Hände rieb, in die Augen.

„Ja", sagte jetzt Augustin, „Ihr Leute habt alle gut sprechen. Der Mensch muß etwas thun, um seinen Verdruß zu vergessen; und ich sage zu meiner Rechtfertigung, daß es besser ist, seinen Aerger wegzutrinken als denselben einzuschlucken."

„Ja, im Brunnenwasser oder einem sonstigen natürlichen Trank", sagte Johann; nicht aber im Schnaps. Höre, Augustin, und Ihr Alle hört mit zu, ich will Euch einmal meine Geschichte erzählen. Ihr werdet dann erkennen, daß der Schnaps nicht das rechte Mittel ist, seinen Verdruß abzuspülen."

Jeder, der für den Augenblick in seiner Arbeit ein wenig abgelöset war, schaarte sich mit dem Werkzeuge seines Amtes und seiner Würde um den Alten, und Johann begann:

„Als ich ungefähr siebenzehn bis achtzehn Jahr alt war, war ich ein so einfältiges Schaf, wie Du, Augustin. Meine selige Mutter, die damals Wittwe war, hatte sich noch ein artig Stüberchen durch ihre tägliche Arbeit zusammengespart; und was meine Schönheit betraf, so durfte ich mit meines Gleichen auftreten."

„Ihr seyd noch nicht häßlich", unterbrach ihn Peterchen.

„Schweig, Milchbart", antwortete Johann, „oder ich erzähle nicht mehr."

Anna Maria gab jetzt mit ihrem fetten Schaumlöffel Peterchen einen tüchtigen Schlag auf seine aufgedunsene Wange und Johann fuhr fort:

„Ich wollte nur sagen, daß ich zu jener Zeit noch eine gute Heirath hätte thun können."

„Das könnte vielleicht noch geschehen, nicht wahr, Anna Maria?" murmelte das unverbesserliche Peterchen.

Alle, außer Anna Maria, brachen in ein lautes Gelächter aus, und die aufgebrachte Küchen-

magd ergriff einen ihr eben in die Augen fallenden Besen, um alle ferneren Unterbrechungen stehenden Fußes und ohne Gnade zu bestrafen.

Johann erzählte weiter:

„Neben uns wohnte eine alte Gemüsefrau, im gewöhnlichen Umgange unter dem Namen Ciesca Trina Paling bekannt. Dieß war ihr eigentlicher Name nicht: sie hieß vielmehr Franziska Vandenperre, Wittwe Debie; aber ihre Mutter, Katharina genannt, war die Tochter eines sichern Antonius Jakobs, welcher zur Zeit Schulze beim Oberamtmann von Deynse gewesen. Nach dem Tode dieses Antonius Jakobs heirathete die Wittwe einen Fischer, dessen Name mir entfallen ist. Weil dieser Mann aber gemeiniglich mit Palingen (eine Art großer Aale) durch die Stadt lief, wurden er, seine Frau und die Vorkinder seiner Frau Paling genannt. Dieser Name ist nun, wie gesagt, im gewöhnlichen Umgange, den Nachkommen des Antonius Jakobs geblieben.

„Doch genug davon. Ich wollte Euch bloß zu verstehen geben, daß die Frau von einer sehr trefflichen Familie war, die aber im Laufe der Zeit zurückgekommen war und lange in Armuth und Elend gelebt hatte. Die alte Ciesca hatte nach dem Tode ihres Sohnes und seiner Frau deren einzige Tochter auferzogen. Mariechen, so hieß diese Tochter, war ein Mädchen von meinen Jahren, sehr gottesfürchtig und über die Maßen verständig. Und wie es unter Nachbarn noch häufig geht, waren unsere beiden Haushaltungen so zu sagen nur eine. Ich saß im Sommer wie im Winter in dem Gemüsekram und Mariechen sowohl als ihre Großmutter kamen mitunter zu uns Kaffee trinken. Ihr werdet leicht begreifen, daß es nicht lange dauerte, so sah ich Mariechen gerne und ich wurde bald gewahr, daß auch sie ihrerseits mich gut leiden konnte. Um es kurz zu machen, nachdem das Spielchen zwei Jahre gedauert hatte, heiratheten wir.

„Ich werde und kann Euch nicht sagen, wie glücklich wir Beide waren. Unsere Geschäfte gingen gut und ich hätte mit keinem König tauschen mögen. Meine Frau war nicht nur ein Bild der Schönheit, sondern auch überdieß brav und tugendhaft, aufmerksam und thätig; und es schien, als sey das Glück der Welt für mich allein geschaffen worden."

Hier nahm Johann eine Prise und rieb sich die Augen, wie wenn Tabak hineingekommen wäre.

„Ein Jahr nachher lag sie auf dem Kirchhofe, und von all' meinem entflohenen Glücke blieb mir nichts übrig als das Kind, das seine Mutter zu Grabe geleitet."

„Die teufelische Prise sticht einem in die Augen, daß es wehe thut." Nach dieser Zwischenrede fuhr er fort:

„Der Schlag war so hart für mich, daß ich davon fast sinnlos geworden bin. Ich fand, daß ich ein verlorner Mann war, und, wie Augustin jetzt thut, suchte ich Trost, nicht im Schnaps, sondern in der Schwelgerei im Allgemeinen. Ich verbrachte meine Tage in stetem Saus und Braus; aber alles war nutzlos. Fortwährend nagte etwas an meinem Herzen, und endlich wurde ich krank. Sechs Monate lag ich phantasirend im Spital, und als ich endlich wieder hergestellt war, vernahm ich zugleich, daß mein Kind gestorben war und daß mein kleines Vermögen kaum hingereicht hatte, die Kosten meiner Krankheit zu decken.

„Ich hatte indeß den Tod zu nahe gesehen, um auch mein ferneres Leben zu verschlemmen.

„Ich waffnete mich mit Muth, suchte einen Dienst und hatte das Glück, bei dem Vater der Madame als Kutscher angestellt zu werden.

„Anna Maria, die den alten Herrn auch gekannt hat, weiß, wie brav er war. Er kannte meine Mißgeschicke, und, mich eher als einen Bruder, denn als Knecht ansehend, fand er Trost für meine Betrübniß und Balsam für die Wunden meines Herzens. Die Geduld, die Gelassenheit und das Vertrauen auf Gott, sagte er öfters, sind die besten Hülfsmittel gegen die Qualen der Seele. Ich horchte auf seine Beweggründe, folgte seinen Ermahnungen und ihm verdanke ich die Ruhe und den Frieden meines Lebens."

Als Johann seine Erzählung geendigt hatte, liefen Augustin die heißen Thränen die Wangen herunter; doch Peterchen schien dieß nicht zu sehen und Anna Maria suchte lange nach einer Muskatnuß, die nicht gefallen war.

Die Blicke des alten Mannes waren gen Himmel gerichtet, und wie er so da saß, mit gefalteten Händen und Thränen in den Augen, war er das vollendete Bild des Tugendhaften, der, an's Ende seiner Laufbahn gelangt, gleich dem Sklaven auf dem letzten Punkte seines mühsamen Ganges, seine Last noch einmal niederlegt, einen Blick auf die Rosen und Dornen des durchlaufenen Pfades zurück wirft und dann mit einer Zähre voll Hoffnung und Liebe das Jerusalem der Ruhe, den Tod des Christen begrüßt.

Alle wurden jetzt der Spannung, in welche die angehörte Erzählung sie versetzt hatte, durch den plötzlichen Eintritt Ludwig's entrissen. Dieser winkte Johann, ging mit ihm bis zur Gartenhecke und nachdem er dort lange mit dem Greise gesprochen hatte, reichte er ihm die Hand und verschwand schleunigst.

Als Johann wieder in die Küche kam, fragten ihn verschiedene Stimmen zugleich, was dieß bedeute.

„Herrn Ludwig", antwortete der alte Mann, „werdet Ihr aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr

wiedersehen; er hat mich beauftragt, Euch Allen in seinem Namen für das Wohlwollen zu danken, das Ihr ihm allezeit erwiesen habt."

Mehr vermochte der gute Johann nicht zu sagen, und wenn man sich erinnert, daß er es war, der vor vierzehn Jahren den armen Jüngling aus seinem Schneegrabe an der Landstraße geholfen hatte, so wird man seine Gemüthsbewegung und seinen Kummer begreifen können.

Die andern Dienstboten waren nicht minder durch diese unerwartete Nachricht aufgeregt; denn das gute, freundliche Wesen Ludwig's hatte diesen bei Allen beliebt gemacht. Ja, Augustin ließ sogar in der Bitterkeit seines Herzens folgende Worte entfallen:

„Ich möchte meinen Kopf verwetten, daß der fremde Heuschreck v. B . . . . . — hiermit zielte er auf Arthur — die Schuld davon ist. Wüßte ich es sicher und käme einmal mit ihm unter vier Augen zusammen, würde ich es ihn theuer bezahlen lassen."

Mehr Auslegungen und Unterstellungen würden gefolgt seyn; da sich indeß Madame im Hintergrunde zeigte, so hielten alle Zungen stille und die Hände gingen an die Arbeit.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die Betheiligung Bayerns an der Pariser Industrie-Ausstellung befinden sich in einem, zu Paris erschienenen Buche, betitelt Visite à l'Exposition universelle de Paris en 1855, herausgegeben unter der Leitung von H. Tresca, Haupt-Inspektor der französischen Ausstellung zu London im Jahre 1851, Ex. Commissaire du Classement bei der Pariser Ausstellung im Jahre 1855, Sous-Directeur du Conservatoire des Arts et Métiers à Paris, einige Bemerkungen, die, wenn sie auch kein vollständiges Bild alles wirklich Vorhandenen geben, ja manchen nennenswerthen Gegenstand sogar unerwähnt lassen, doch als das Urtheil eines sachverständigen Ausländers nicht ohne Interesse seyn dürften. Wir machen daher auf dieses Werk aufmerksam und heben aus demselben nur nachstehende Stelle aus: „Obgleich die Verdienste der bayerischen Ausstellung zu Paris hauptsächlich nur in Gegenständen von bedeutendem Verbrauche zu finden sind, so darf doch nicht unterlassen werden, von den Galvanographien des Hrn. Leo Schöninger und besonders von den photographischen Porträten des Hrn. Fr. Hanfstengel in München Erwähnung zu machen. Letztere bieten vielleicht das Schönste dar, was in dieser Art die Pariser Ausstellung aufzuweisen vermag. Die Zahl der bayerischen Aussteller beläuft sich in Paris nur auf 125. Die Betheiligung an der Pariser Ausstellung von Seiten derjenigen bayerischen Industriellen, welche das Jahr vorher in der Münchner Ausstellung figurirten, würde sicherlich stärker geworden seyn, wäre nicht der Eifer für Mitwirkung selbst bei den Unternehmendsten durch die niederschlagenden Eindrücke der Cholera, welche gerade in der vollsten Glanzepoche der Münchener Ausstellung ausbrach, erkaltet worden. Obschon nur von bescheidenem Umfang, darf doch die bayerische Ausstellung zu Paris deßhalb nicht weniger unter die Zahl der interessantesten gerechnet werden, besonders da sie hauptsächlich nur die gangbarsten Produkte des Landes (und nicht bloße Parade-Stücke) darstellt."

Zu Paris erzählt man sich ein Abenteuer aus dem Invalidenhotel, das bis heute für Jeden ein Räthsel geblieben. Man pflegte jeden Abend einen der alten Invaliden in der Krypte (der unterirdischen Kapelle) einzuschließen, in deren Tiefe sich das Grabgewölbe des Kaisers Napoleon I. befindet. Das Eisengitter wird dazu immer geschlossen. Als man vor Kurzem einen Invaliden Morgens ablösen wollte, findet man ihn nicht mehr auf seinem Platze, obgleich das Gitter verschlossen ist. Man durchsuchte alle Winkel der Kirche und findet endlich den alten Soldaten oben in der Kuppel, hinter dem Plankenverschlage kauernd, sitzen. Man fragt in aus, es war aber unmöglich, ein Wort von ihm herauszubekommen; sein wirrer Blick und sein Zittern deuten an, daß er eine große Gemüthsbewegung erlitten, man bringt ihn ins Spital, und er stirbt zwei Tage darauf, ohne ein einziges Wort zu sagen, was ihm in jener Nacht begegnet. Man zerbricht sich den Kopf darüber, wie der arme Teufel die aus Stein gehauenen Mauern heraufklettern konnte, um in die Höhe zu kommen. Seit jener Zeit wollte kein Invalide mehr allein im Grabe Wache halten, sie schwören darauf, daß der Geist des großen Kaisers dem Invaliden erschienen und ihm irgend einen Auftrag ertheilt. Von jetzt an wachen immer zwei Invaliden in der Krypte.

Englische Zeitungen bringen folgenden Vorfall aus der Geschichte des englischen Seewesens in Erinnerung. Als Nelson im Jahre 1801 zur Ostseeflotte stoßen wollte, begab er sich auf die Admiralität, um Instruktionen einzuholen. „Instruktionen!" rief Lord St. Vincent, damals erster Lord der Admiralität aus. „Seyd Ihr des Henkers, Nelson? Schickt die Kerle nach eurer eigenen Façon zum Teufel!"

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 265 Dienstag, 6. November 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

Die Kammerjungfer kam und frazte nach der mitzunehmenden Garderobe. „Wir fahren auf das Land,“ sagte Alma, „und auf dem Lande ist man einfach. Ich will nur die Hauskleider und höchstens zum Jubiläumstag ein Putzkleid mitnehmen.“

„Aber doch das Reitkleid und den Schwimmanzug?“ bemerkte die Zofe.

Alma ward ärgerlich. „Laß mich mit diesen Kindereien zufrieden,“ sagte sie heftig. „Du weißt, daß ich das Reiten und Schwimmen nicht mehr vertragen kann.“

Die Jungfer, die gar nichts von Almas Anordnungen begriff, verließ murmelnd das Zimmer und Alma flog an den Bücherschrank, holte Byron heraus und lernte die halbe Nacht hindurch eines von Franzens Lieblingsgedichten auswendig. „Damit will ich ihn überraschen,“ dachte sie fröhlich, als sie sich um zwei Uhr auf's Lager warf. „Das wird ihm besser, als mein Napoleon gefallen.“

Der Morgen war völlig wolkenlos. Der Reisewagen stand vor der Thüre. Die Tante ging anordnend hin und her. Alma lehnte sinnend am Fenster, als Franz in der Reisemütze eintrat. Er sah bedenklich, fast traurig aus. Der Ausdruck seines Gesichts war verändert. Die sonst fast kalte Stimme tönte und zitterte wie ein Instrument.

„Der Fürst von der Recknitz ist plötzlich erkrankt,“ sagte er mit einem Ausdruck, der Alma durch die Seele schnitt und ihr wie ein Donnerruf klang. „Ich weiß nicht, ob Eduard Sie wird begleiten können.“

Jetzt trat auch dieser ein. Er bestätigte des Fürsten Erkrankung, setzte aber beruhigend hinzu, es würde, wie so oft schon, vorüber gehen, morgen schon hoffe er nach Haiderode zu kommen, führte Alma an den Wagen, legte ihr die Kissen zurecht und drückte ihr und Franz harmlos die Hand.

Nun saßen die Beiden sich gegenüber im Wagen; nun blickten sie sich prüfend, verwirrt an. Alma athmete kaum. Die Tante sprach von gleichgültigen Dingen, Franz war versunken in dem Gedanken an des Fürsten Erkrankung, an Helene, an das Wiedersehen mit Haiderodens, von denen er wußte, daß sie ihm seiner Reise wegen gram waren. Die Morgenluft strich ihm durch die Haare; die Gegend, die sich nach und nach in eine Felsenparthie im kleinsten Styl wandelte, sprach ihn wehmüthig an. Da lüftete Alma den blauen Schleier des Strohhuts und sagte: „Ah, apropos, ich will Ihnen ein Byron'sches Gedicht hersagen.“ Franz, der gar nicht ahnete, daß sie englisch konnte, blickte auf und sie an. Sie sprach die Worte langsam, fast gepreßt. So Vieles in der Dichtung paßte auf sie. So Manches verrieth ihre liebebedürftige, einsam gestellte Seele. Deßwegen legte sie einen ganz eigenthümlichen Ausdruck hinein. Als sie ausgeredet, war Franz in Schweigen vertieft. Dann fuhr er auf und sagte trocken: „Recht schön, recht schön! Nur schade, daß Sie keinen guten englischen Lehrer hatten. Ihre Aussprache ist fehlerhaft.“

Alma ward leichenblaß, doch entgegnete sie: „Man sagte mir im Gegentheil, daß ich . . .“

„Vortrefflich englisch spreche,“ ergänzte Franz. „Ja, das sagen die Schmeichler, die Oberflächlichen, die Unbetheiligten. Ich aber wiederhole Ihnen aus reiner Theilnahme, daß Sie das Englische nochmals zu erlernen haben.“

„Und die Malerei und Alles, was ich bis jetzt trieb,“ seufzte sie gereizt. „Hinge es vom Herrn von Brinkmann ab, ich müßte heute zurück in die Pension,“ sagte sie zur Tante gewandt, die lächelte und halb aus Mitleid, halb aus Widerspruch antwortete: „Höre nicht auf ihn, er macht Dich irre.“

„Aber demüthig und weise,“ entgegnete sie erbittert, indeß Franz einmal aus seiner Gedankenfolge gerissen von Shakespeare zu reden anfing, und endlich auf sein gespanntes Verhältniß zu Haiderodens überging. Alma hörte ihm aufmerksam, aber verstimmt zu. Es war ihr sonderbar befremdlich, daß Franz so viele Interessen ihr gegenüber entwickelte und von ihr selbst so wenig Notiz nahm. War sie doch an eine bedientenmäßige Aufmerksamkeit von Seiten Eduards gewöhnt. Schien es ihr doch respektwidrig, kalt, daß Franz im geistigen

Wochenhabit da vor ihr im Wagen saß und mehr Sinn für die Landschaft als für sie hatte. Und dabei mußte sie sich mit Schmerz wiederholen: „Jetzt denkt er an Helenen, jetzt betrauert er sie!“

Endlich, nach mancherlei eben nicht wohlthuendem Gespräch, lag gegen Abend Haiderode vor der Reisenden Blicken ausgebreitet. Die Tante bog sich weit aus dem Wagen, um das an dem Rande eines Waldes gebauete Schloß näher zu überschauen. Franz hatte sich mit wechselnden Gefühlen nach dem Schauplatz seiner Kindheit umgewandt. Alma überflog unruhig, fast vorwurfsvoll die zwei vor ihr abgegangenen Reisegefährten. Ihre Augen wurzelten in Franzens Gestalt mit einem so erloschenen, trostlosen Blick, daß die beredtesten Worte daran zu Schanden geworden wären. Sie erlag förmlich unter dem Gewicht ihrer Betrachtungen, sie war im Traume; unglücklich diesem kalten Manne gegenüber zu seyn, fühlte sie die Begegnung mit Franz wie den tiefsten Schmerz ihres Lebens. Da drehte er sich um nach ihr und sagte ernst: „Das ist das Schloß Haiderode.“ Und wie wenn sie irgend einer hochwichtigen Entscheidung entgegen gegangen wäre, so wiederholte sie tonlos: „Das also ist Schloß Haiderode.“

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

Van Straelen wandelte mit unregelmäßigen Schritten in dem geräumigen Saale des Schlosses auf und ab. Anscheinend war er in seinem Innern aufgeregt und seine gerunzelten Augenbraunen ließen deutlich erkennen, daß ihn ein großer Verdruß erfülle. Sein despotisches Wesen hatte so sehr die Herrschaft über ihn gewonnen, daß sein ganzes Leben ein fortwährender Streit war. Er kämpfte nämlich nicht bloß gegen die wirklichen Hindernisse, die sich ihm entgegenstemmten, sondern auch gegen bloß eingebildete oder solche, welche sich so dunkel im Hintergrunde zeigten, daß ein minder klarsehendes Auge als das seinige sie nicht würde entdeckt haben.

Die Worte, mit denen Klara die Arbeit ihres Vetters bezeichnet und vor Allem der Ton, in dem sie diese Worte ausgesprochen hatte, hatten ihren Vater in eine sehr üble Laune versetzt und er sann auf Mittel, den Widerspruch, der in den Aeußerungen des Mädchens verborgen lag, zu überwältigen, bevor er sich öffentlich zeige.

Da seine Tochter von Jugend auf an einen blinden, passiven Gehorsam gewöhnt war, so dachte er, sein Vorhaben würde ihm wenig Mühe kosten. Auf der andern Seite aber konnte er sich nicht verhehlen, daß Klara's Mutter, wenn sie nicht mit ihm übereinstimmte, durch ihren allesvermögenden mütterlichen Einfluß die Ausführung seiner Pläne, wenn auch nicht ganz vereiteln, so doch weiter hinausschieben könne.

Auch hatte er seit langer Zeit bei Klara die Kennzeichen einer starken Seele und einen ungemein festen Willen wahrgenommen, welcher nur die Gelegenheit abwartete, um sich des Spiels kindlicher Sorglosigkeit zu entschlagen und seine Kraft gegen jegliche Tyrannei zu bewähren. Er fürchtete freilich keine offenbare Widersetzlichkeit gegen seine väterliche Autorität: dazu war Klara zu religiös, zu edeldenkend und brav; aber seine scharfen Blicke hatten in dem Herzen seiner Tochter gelesen und gesehen, daß — wie bereits gemeldet — das für dieselbe entworfene Verlobungsprojekt ihren Beifall nicht gefunden. Auch wußte er, daß Frau van Straelen, trotz ihrer vollkommenen Selbstverläugnung in Ansehung ihrer persönlichen Interessen und ungeachtet aller möglichen Beweggründe, niemals von ihren mütterlichen Rechten Abstand nehmen, sondern vielmehr für ihre Tochter muthig gegen ihn zu Felde ziehen werde, sofern sie für das Glück des Mädchens die mindeste Gefahr befürchtete.

Jetzt konnte er abmessen, welch' unendlicher Unterschied zwischen einer auf Liebe und Vertrauen gegründeten Autorität, die Alles — selbst die Strenge — in einem zärtlich besorgten Vater lieben läßt und dem steifen, erzwungenen, lediglich auf die Furcht basirten Gehorsame besteht, der, einer fortwährenden Zurechtweisung entsprossen, die Lebenslust der Kinder, die edelste Triebfeder ihrer zarten Seelen, lähmt, und durch seinen eiskalten Athem die schönste Gabe Gottes, ihre Geistes- und Denkkraft, unterdrückt und erstickt.

All' diese Erwägungen, weit entfernt, seinen innern Zorn zu vermindern, erhitzten vielmehr das erbitterte Gemüth des grämlichen Mannes in einem noch höheren Maße. Mit einer fieberhaften Bewegung ergriff er die seidene Schnur der Dienstbotenschelle und klingelte mit einer solchen Gewalt, daß der alte Johann, ein stattgehabtes Unglück befürchtend, bleich und bestürzt in den Saal stürzte.

„Sage Herrn Arthur, daß ich hier auf ihn warte,“ donnerte van Straelen dem alten Manne in barscher Weise zu.

Johann murmelte einige unverständliche Worte und ging hinaus.

Bald darauf trat Arthur herein. Sein Oheim wies ihm schweigend einen Stuhl an und wandelte dann im Zimmer auf und ab. Es schien, als ob er nicht wisse, in welcher Weise er das Gespräch beginnen solle.

Unser redseliger Student war durch diese Handlungsweise des Herrn van Straelen sofort ganz und gar verblüfft.

Seine Augen folgten allen Bewegungen des Oheims und er wußte nicht, wie er sich stellen oder setzen sollte, um nur ja die passende Haltung anzunehmen.

Dieß dauerte eine geraume Zeit. Endlich fragte van Straelen:

„Arthur, wo sind die Verse, die Du für Klara geschrieben hast?“

Bei Ludwig, mein Onkel.

„Du sollst dieselben weder singen, noch lesen.“

Gut, mein Onkel.

„Was sagte Ludwig, als Du ihm dieselben einhändigest?“

Nichts, Onkel. Der arme Junge war schlecht aufgelegt, und kaum hatte er die Ueberschrift gelesen, so fiel er vor mir hin auf die Erde.

(Fortsetzung folgt.)

Für alle Jungfrauen.

Ein Wort an Viele, die ich liebe, von Julie Burow.

Euch, Ihr Lieben, Freundinnen meiner Jugend und meiner reiferen Jahre, da Ihr es vorzogt, einsam zu leben, weil Euer reines Herz in eine Ehe ohne Liebe nicht willigen mochte, Euch, die Ihr Eure Selbstständigkeit lieber durch schwere mühevolle Arbeit, als durch das Erheucheln von Gefühlen, die Ihr nicht hattet, zu erringen entschlossen waret, gelten vorzugsweise diese Blätter. Ich nenne Eure Namen nicht, Ihr aber werdet den Gruß der Jugendfreundin erkennen, werdet Euch der Gespräche erinnern, die wir in Tagen, die vergangen, mit einander geführt, und werdet meiner freundlich gedenken.

Es sind in vielen Fällen die Besseren meines Geschlechts, gewiß die Kräftigeren — wie Ihr, die ein einsames Leben einer Ehe ohne Liebe vorziehen, und unter den Tausenden unverheiratheter Mädchen, die die Jahre der Jugend hinter sich haben, sind immer nur sehr wenige, die nicht eine oder die andere Gelegenheit gehabt hätten, in die Ehe zu treten und den Ehrentitel: „Alte Jungfer, den die Lieblosigkeit und der Unverstand in ein Spottwort verzerren möchten, gegen den der „Frau“ zu vertauschen.

Fast jedes alte Mädchen hat einen Freier gehabt und könnte eine Frau seyn. Dieses ist eine Thatsache, die von einigen Feinden der alten Jungfern bestritten wird, die aber darum nicht erwiesen, ja durch einfaches Nachdenken sogar so ziemlich beweisbar ist.

Ich will mich indeß damit nicht aufhalten, den Beweis zu führen, da es im Grunde sehr gleichgültig ist, ob die vielen rechtlichen, edelherzigen und in jeder Beziehung wackeren Mädchen, die jetzt in unserm Vaterlande in reiferen Jahren ehelos leben, dieß freiwillig thun. Es ist ihr Geschick! und wenn sie es nicht ändern wollten, so lag diesem Entschlusse eine moralische Nothwendigkeit zu Grunde, die nicht weniger zwingend das Geschick eines Menschen bestimmt, als die absolute.

Die Blüthenzeit eines Mädchens ist sehr kurz, sie verrinnt wie ein Traum, mit 30 Jahren ist auch die Schönste, die Liebenswürdigste, die Beste von uns kein junges Mädchen mehr und tritt, wenn sie nicht durch Abschließung einer Ehe zur Frau wird — in den Orden der alten Jungfern! Der Tanzsaal hört auf, für sie ein Vergnügungsort zu seyn, in Kaffeegesellschaften nöthigt die Wirthin sie unten an, auf einen Sitz im Zimmer der Frauen, während sie den jüngern Mädchen die Thür des Nebenzimmers öffnet, wo das Klavier steht. Die jungen Herren nach der Mode sehen über und neben ihr weg, nach anderen frischeren Erscheinungen. War sie einst schön und ist es vielleicht noch, so flüstert Eine leise neben ihr von Eitelkeit und den großen Ansprüchen, die sie gemacht; war sie es nicht, so existirt sie eigentlich gar nicht mehr in den Augen der Gesellschaft und höchstens bedauern sie einige Herren geistreichen Kalibers, wegen: verfehlter Lebensbestimmung!

Das ist ein schweres fürchterliches Wort, ein Wort, das das Herzblut erstarren macht. Wir weinen um die Todten; aber leben ohne Zweck und Ziel, leben und die Bestimmung des Lebens verfehlt haben, das ist viel schrecklicher als der Tod ist, schlimmer als das Nichts, und das, was verfehlt existirt, ist etwas Verkehrtes, Abnormes! Das Geschick einer alten Jungfer, wenn nicht bloß ein trauriges, es wäre ein fürchterliches, wenn sie ihre Lebensbestimmung verfehlt hätte.

Und hat sie denn wirklich ihre Lebensbestimmung verfehlt, weil sie nicht Ehefrau geworden? — Ich mustre im Geiste Eure freundliche thätige Reihe, Ihr lieben Gefährtinnen meiner Jugend, und da sehe ich Dich, Tante Malchen, Du sanfte Schaffnerin im Hause Deines Bruders, die Du 20 Jahre lang die unermüdliche Pflegerin der bettlägerigen Gattin dieses Bruders, die Erzieherin seiner Kinder, die Verwalterin seines Gutes warst. — Ich sehe Dich, meine Friedchen, die Du — bis Gott Dir spät das Glück einer liebevollen Ehe gab, die wackere Erzieherin fremder Kinder, die treue Helferin an jedem Platze warst, an welchem der Augenblick Dich stellte; die Du mit männlichem Muthe und weiblicher Sorgfalt nicht mir nur, auch mancher andern Leidenden noch beistandest im schweren Kampfe mit dem Leben; die Du vor keiner Arbeit Scheu trugest und eben so frohherzig am Plättbret, als am Herde, am Kran-

kenbett, als in der Kinderstube, immer da wirktest, wo man Deiner eben bedurfte. — Ich dich, wackre Emma, begabt mit so mancher schönen Kunstanlage, die Dein Fleiß unter recht ungünstigen Verhältnissen ausgebildet, als die Pflegerin Deiner seit Jahren an das Bett gefesselten greisen Mutter, als die milde sorgende Freundin Deines rauhen Vaters, den nur allein Deine liebe Stimme zähmen konnte. — Ich sehe Dich, Tante Rosalie, ach seit vielen, vielen Jahren keine Rose mehr, aber so freundlich, so nützlich und so glücklich im Kreise der kleinen A-B-C-Schützen, die Du mit so mütterlicher Treue beaufsichtigst, — Dich, meine sanfte Marie, holdselig und lieblich, obgleich der Reiz der Jugend von Dir gewichen, die Du immer gleich eifrig an der eigenen Ausbildung arbeitend, eben so durch Deinen edel entwickelten Geist als durch Dein liebevolles Herz, das überall Freude und Behagen um sich verbreitet, die Stelle zierst, auf die das Leben Dich wies.

Nein, meine Theuren! nein, Ihr habt nicht Eure Lebensbestimmung verfehlt, Ihr seyd Menschen in der schönsten Bedeutung des Worts, Euer unsterbliches Ich unaufhörlich fortentwickelnd in der Uebung ächt menschlicher Pflichten.

Wenn Ihr nicht Kinder geboren und gesäugt habt, so seyd Ihr doch darum nicht durchs Leben gegangen, ohne Spuren Eures freundlichen Wirkens zurückzulassen auf Eurem Wege. Die dankbare Liebe derer, denen Ihr wohlgethan, wird auf Eurem Grabe weinen, und Er, der die Kräfte der auf Erden Wirkenden vertheilt und Jedem von uns den Platz anweist, auf dem er sie üben und anwenden soll, wird am Ende Eurer Laufbahn sicherlich auch zu Jeder von Euch sagen: „Du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will Dich über Viel setzen, gehe ein zu Deines Herrn Freude."

(Fortsetzung folgt.)

Die Halbinsel Krim.

Nicht ohne Interesse dürfte für gegenwärtigen Augenblick eine kurze Beleuchtung einiger geographischen und Kulturverhältnisse der Krim seyn, zumal da man sich häufig von der inneren Beschaffenheit dieser vielgenannten russischen Halbinsel die verkehrtesten Vorstellungen macht. — Die Krim, mit einem Flächeninhalte von 360 Quadratmeilen, hängt, wie bekannt, nur durch die schmale Landenge von Perekop mit dem großen Festlande zusammen. Im Osten, an der Meerenge von Kaffa, erhebt sich das Taurische Bergland, welches steil aus dem Meere aufsteigt, die ganze Südküste umwallt und sich nordwärts in mehreren reichbewaldeten und durch anmuthige Thäler getrennten Parallelketten verbreitet, bis es sich in den einförmigen Steppenflächen verliert, welche den bei weitem größten Theil der Halbinsel einnehmen. Dieser nördliche Theil der Krim — eine öde Steppenlandschaft, die übrigens große Pferde- und Schafweiden abwirft — ist wasser- und holzarm und hat größtentheils mageren und kulturunfähigen Boden, dessen zahlreiche Salzgründe und Salzseen durch ihre Ausdünstung die Luft verderben. Letzteres gilt namentlich auch von dem sogenannten faulen Meere, welches in trockener Jahreszeit unter Verbreitung eines unangenehmen Geruches völlig austrocknet, so daß man es dann zu Pferde passiren kann, während es zu anderer Zeit schiffbar ist. Im Gegensatze zu dieser öden und unfruchtbaren Gegend prangt der an Städten und Häfen so reiche südliche Theil der Krim in der höchsten Fruchtbarkeit und Anmuth; und diesem gebirgigen Süden verdankt die Halbinsel den Ruf eines der schönsten Länder der Erde. Die mannigfaltigsten Thäler sind, von Flüssen und Bächen durchkreuzt, überaus fruchtbar, vortrefflich angebaut und erfreuen sich des herrlichsten Klima's und der schönsten Vegetation. Mit reizender Abwechslung liegen in ihnen die tartarischen Dörfer, Moscheen und griechischen Klöster zerstreut. Nicht minder malerisch blicken von den hohen Bergwiesen herab reiche Schweizereien oder ragen auf waldigen Gipfeln Thürme und Trümmer von Festen der Vorzeit hervor. Zahlreiche Landsitze und Lustschlösser russischer Großen, verbunden mit Olivenhainen, Obst- und Weingärten entzücken den Blick. Besonders berühmt ist der Landsitz Nikita mit einem kaiserlichen Garten, wo das Pflanzenreich in seiner ganzen Fülle und Schönheit prangt, ferner das Prachtschloß des Grafen Woronzoff mit einem der schönsten Gärten Europa's und ebenso der Landsitz Orianda — einst der Lieblingsaufenthalt des Kaisers Alexander — mit herrlichem Park und Lustschlosse. Reichlichen Ertrag gibt der Getreide- und Tabakbau, so wie die Kultur der Weinreben, die man aus den vorzüglichsten Weingegenden Europa's hierher verpflanzt hat und den vortrefflichsten Wein liefern. In den Gärten zieht man das edelste Obst, die feinsten Gemüse, so wie die Blumen aller Zonen. Außer dem bedeutenden Gewinn von Honig, Wachs und Seide ist namentlich auch die Rindvieh-, Pferde- und Schafzucht erheblich. — Ungern würde Rußland diese seine paradiesische Provinz den feindlichen Fremdlingen überlassen!

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 266 Mittwoch, 7. November 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

Die Sonne warf tief grüne Schatten und vergoldete hoch oben die frischeren Zweige des Waldes. Durch eine große Gitterthür erblickte man das alte, mit Gräben umgebene Schloß, das auf einer Terrasse mäßig in die Höhe stieg. Es war ein altes, mit vier kleinen Thürmen versehenes Gebäude, das, obwohl hie und da verwittert, dennoch starke und ansehnliche Mauern zeigte. Von der Rückseite schien es nur eine Etage zu haben. Von der Terrassenseite besaß es zwei, weil es gegen die kleine Anhöhe gelehnt, hinauf und hinab in den Wald stieg. Ein großer Saal von weißem Marmor vereinigte zwei prächtige Zimmerreihen in der Mitte. Rechts waren die Fremden-, links die bewohnten Gemächer. Mit zu den Fremdenzimmern gehörte eine schön ausgestattete Bibliothek, die unmittelbar in den Park hinabführte. Hier wandelte man auf breiten, mit Orangenstämmen besetzten Stufen bis zu einem Teich, der von Le Nötreschen Baumhecken umzogen, in seinen Blätternischen weißschimmernde Sandsteinstatuen barg. Auf dem Teich schwammen Schwäne; seitwärts war ein zierliches Boot an einer Kette befestigt. Franz hatte in seiner Kindheit dort stundenlang gesessen. Stundenlang hatte er am Rande das leise Spiel des Wassers, die hohen Schilfgruppen, die Nymphen in ihrem Stillleben beobachtet, sich dem lautlosen Träumen wie einem unwiderstehlichen Bedürfniß hingegeben und immer wieder von Neuem eine schaffende Kraft erkannt, die sich über ihn wie der tiefblaue schützende Himmel ausbreitete, ihn fort auf ein neues und weiteres Gebiet trug. Als er jetzt diese Plätze wieder erkannte, jetzt beklemmt in dem Schloßhof einfuhr, der Kettenhund wie sonst bellte, die neu errichteten Wirthschaftsgebäude purpurn im Abendroth glänzten, die bekannten Diener erschienen und ehrfurchtsvoll, wenn auch erfreut, ihm aus dem Wagen halfen, da hatte er so völlig Alma und die Tante vergessen, daß er sie hinter sich lassend, hinein zu den Verwandten stürmte. Der Onkel Haiderode saß grade bei einer Whistpartbie, vertieft in das Anschauen seiner sieben Atoutkarten, sehr erstaunt, den Neffen Franz so unangemeldet, bestäubt von der Reise und obend'rein bärtig eingetreten zu sehen. Dieser wollte sich ihm an den Hals werfen, doch der Onkel erhob sich, maß ihn mit vornehmen Blicken, strich sich das fein gepuderte Haar von der Stirne und machte eine Bewegung, die auf einen unbeugsamen Sinn schließen ließ. Franz war versteinert.

„Wie kommen wir zu der Ehre dieses Besuchs,“ fragte der alte Mann ironisch, indem er sich verbeugte.

„Ich bin mit Frau und Fräulein von Wallsee zum Jubiläum gekommen,“ entgegnete Franz kleinlaut.

Jetzt richtete sich der Onkel hoch empor. „Ist das die Höflichkeit, die man in Italien und im Orient lernt, daß man die Damen allein draußen stehen läßt und so mir hier auf den Leib rennt?“ rief er zur Thüre gewandt, halb in Scherz, halb in Ernst. Dann eilte er hinaus und Frau von Wallsee mit zierlicher Kourtoisie die Hand reichend, führte er sie zu der Baronin von Haiderode, die nahe der Bibliothek, auf der Terrasse arbeitend, im Kreise von mehreren bereits angekommenen Damen saß. Die Baronin war eine ältliche Matrone, mit einer kleinen weißen Spitzenhaube und einer schwarzen Mantille angethan, den etwas stechenden Blick von schon grau sich färbenden Augenbraunen beschattet, die Farbe der weißen Hand durch einen schwarzseidenen Halbhandschuh erhöht, voll guter Manieren, aber nur in so weit warm, als es ihre Grundsätze von Höflichkeit erlaubten. Neben der geprüften, viel jüngeren Frau von Wallsee, die in Kummer die Blüthe von der Jugend gestreift hatte, sah sie fast kalt aus. Wer aber wußte, daß sie auf dem frivolen Boden des Hofes groß geworden, in mancherlei Anfechtungen verfallen und doch ohne den kleinsten Makel war, der durfte eben jene Kälte für etwas Angenommenes halten. Als sie Frau von Wallsee und Alma bewillkommte, flüsterte ihr der Baron von Haiderode zu: „Der unnütze Junge, der Franz, ist auch hier.“ Diese Nachricht schien sie eher zu verletzen als zu erfreuen, doch als nun die-

ser hervortrat und ihr die Hand küßte, flog ein mattes Lächeln über das welke Gesicht, und sie sagte nicht ohne Nachdruck: „Wozu das Jubiläum doch gut ist.“ Franz fühlte sich beschämt; viel befremdeter war aber Alma, das verwöhnte Weltkind, die in dem Willkommen, in der Ueberraschung über Franz, in dem Hin- und Herreden gänzlich vergessen worden war. Indessen ließ sich Frau von Wallsee Zimmer anweisen und Alma überkam, mitten in ihrer Verwunderung über die unscheinbare Rolle, die sie hier spielte, ein heftiges Lachen, als sie auf den Thüren der Fremdenstuben Sprüche und dazu die ganze altmodische Einrichtung, die graden, unendlich harten hölzernen Möbel bemerkte. Franz, der nicht weit davon in einem Korridor eingebogen und Zeuge dieser Heiterkeit war, ärgerte sich über Alma, die er einmal wieder geradezu herzlos nannte. Dann kleidete er sich rasch um und als er zur Abendtafel hinunter auf die Terrasse und von da in den ihm wohlbekannten sogenannten Rittersaal mit den Wappenschildern schritt, war ihm so wunderbar weich, so seltsam heimathlich zu Sinne, daß er zu der Baronin Haiderode gewandt liebevoll sagte: „Wie ist es möglich, daß ich nicht längst mit Ihnen und bei Ihnen war!“ Sie lächelte vornehm schweigend und wies ihm seinen Platz neben Alma an, die anfing, sich herzhaft über Alles, was sie sah, lustig zu machen. So hatte z. B. Herr und Frau von Haiderode die Gewohnheit, immer nur vom Hofe zu reden. Das kam Alma so ergötzlich vor, daß sie in heitere Laune versetzt, Hofanekdoten, eine lächerlicher als die andere erzählte und in Witz übersprudelnd, mit einer Geschichte vom Schooßhund der alten Fürstin ** schloß. Franz saß wie auf Kohlen. Er hatte Alma nicht zugetraut, daß sie sich über die Schwächen seiner Verwandten, bei denen sie zu Gaste war, so aufzuhalten vermochte. Er fand das unweiblich. Unweiblich, daß sie die Aufmerksamkeit der zahlreich gewordenen Gesellschaft auf diese Weise auf sich zog. Aber so sehr er sich das Gespräch anzueignen suchte, immer riß Alma mit Plauderhaftigkeit den Faden entzwei. Endlich konnte er es nicht länger aushalten. Er schob den antik gearbeiteten silbernen Teller von sich und sagte leise mit hochrothem Gesicht zu ihr gewandt: „Sie sind in einer Stimmung, in der zwar Ihrem Verstande volles Genüge widerfährt, in der man aber an Ihrem Gemüthe verzweifeln muß.“ Damit drehte er sich um und sprach zu seiner Nachbarin zur Linken. Alma war wie vernichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

„So, so!“ sagte van Straelen und vertiefte sich immer mehr in seine Gedanken, während Arthur, der mittlerweile etwas kühner geworden, gedankenlos mit den Fingern einen Kriegsmarsch auf dem Tische trommelte.

Tausend verschiedene Muthmaßungen drangen in van Straelen's Haupt und ermüdeten sein angestrengtes Denkvermögen. Sein Hochmuth wäre zu sehr gekränkt worden, wenn er je hätte denken können, daß Ludwig die Tochter seines Wohlthäters zu lieben wage. Ueberdieß war es ein gewaltiger Schlag für die Eigenliebe des dünkelhaften Vaters, die Entdeckung machen zu müssen, daß es seiner Aufmerksamkeit nicht gelungen, das bestehende Geheimniß zu enthüllen. Gleichwohl, daran war nicht mehr zu zweifeln, liebte Ludwig Klara, und Alles deutete dem selbstsüchtigen Manne darauf hin, daß seine Tochter, wofern sie dieß Gefühl auch nicht theilte, es zum Mindesten zulasse.

Bei Männern von solchem Charakter ist indeß ein Entschluß rasch gefaßt. Herr van Straelen wendete sich zu Arthur, der noch immer auf dem Tische trommelte, und ersuchte denselben in einem Tone, welcher für gewisse Menschen das Gesuch in einen Befehl würde verwandelt haben, Ludwig alsbald zu ihm zu schicken.

Arthur verbeugte sich zum Zeichen des Gehorsams und verließ schweigend den Saal. Der arme Junge begriff nichts von dem mehr und mehr gereizten Zustande seines Oheims.

„Und er auch hat nichts gesehen!“ dachte van Straelen, „und doch sagt man, daß dem Auge des Geliebten nichts entgehe. Soll ich mich wohl betrogen haben? Doch nein, wenn ich das Vergangene überdenke und tausend Kleinigkeiten in mein Gedächtniß zurückrufe, so bleibt es fest und sicher, daß von mir, oder vielmehr von meiner schwärmerischen Frau, ein Undankbarer in meinem Hause genährt und gepflegt worden.“

„Wie war ich so thöricht, daß ich mich durch schöne Worte und veraltete Begriffe blenden und umgarnen ließ! Zu spät geht mir ein Licht auf. Wofern ich indeß finde, daß meine Muthmaßung gegründet ist, so soll es dem verwegenen Findling theuer zu stehen kommen! Doch ist es nöthig, in dieser wichtigen Sache mit Bedachtsamkeit zu handeln.“

Der Eintritt Ludwig's machte diesem Selbstgespräch ein Ende.

Van Straelen bot dem bestürzten und von einem düstern Vorgefühl beängstigten Jünglinge einen Sitz an. Kaum aber hatte Ludwig sich niederge-

lassen, so hub sein Pflegevater folgendes Gespräch an: —

„Ich habe Dich rufen lassen, Ludwig, um von Dir einige Erklärungen zu erlangen, die jedoch so klar und deutlich seyn müssen, daß mir so zu sagen kein Zweifel über Deine Absichten möglich bleibe. Bist Du bereit, diesem Verlangen zu entsprechen?"

Ludwig erbleichte gewaltig. Er begriff nicht, worüber sein Pflegevater ihn ausforschen wollte. Er sammelte alle Kräfte seiner Seele, und, trotz der Beklommenheit seines Herzens, antwortete er mit fester Stimme:

„Nie habe ich gelogen, mein Herr, und nie werde ich es thun. Fragen Sie mich nur, und ich werde Sie in den verborgensten Falten meines Herzens lesen lassen."

Er sprach diese wenigen Worte mit einem solchen Edelmuthe aus, daß sein Pflegevater sich unwillkürlich gestehen mußte, der arme Jüngling sey dem reichen Arthur an innerer Würde und intellektueller Kraft bei Weitem überlegen.

Doch dieser Augenblick war nur von kurzer Dauer, und Herr van Straelen fuhr in strengem Tone fort:

„Wir werden sofort hören, in wie ferne Du die Wahrheit sprichst, und welch' innerer Vorbehalt in Deiner stolzen Antwort verschlossen liegt."

„Ich bin zu ungeschickt, mein eigenes Gewissen zu überlisten," war des Jünglings kurzer Bescheid.

Sein Pflegevater hatte bis dahin wenig mit ihm gesprochen und ihn stets für einen sehr schüchternen Menschen angesehen; er war deßhalb über dessen angemessene und zugleich würdige Antworten verwundert, und, in dem Maße als Ludwig Festigkeit im Tone und Richtigkeit in seinen Aussprüchen bekundete, verlor van Straelen, sein Richter, die Ruhe und das Selbstvertrauen. Es ist nämlich dem heftigen Menschen eigen, daß sein aufbrausender Geist nicht überzeugt seyn will, und er sein Unrecht oder seine Ohnmacht hinter der Larve einer angeblich empfundenen Mißachtung verbirgt.

„Was bedeutet diese unehrerbietige Weise zu antworten?" redete er nunmehr den Jüngling mit donnernder Stimme an. „Ich frage Dich um Auskunft über Deine Handlungen, mit Rücksicht auf Deinen Wohlthäter, und Du entgegnest mir mit Kraftsprüchen, mit denen man nur Thoren bezahlt."

„Ich bitte Sie um Verzeihung, mein Herr! wenn meine Worte Ihr Mißfallen sollten erregt haben. Meine Absichten sind weder beleidigend noch herausfordernd; aber ich kann Ihnen keine Erklärung geben, bevor ich weiß, wessen man mich beschuldigt."

„Höre denn zu und heuchle mir nichts vor! — Alles, was Du bist, ist das Werk meiner Güte. Nachdem Madame Dich einem sichern Tode entrissen hatte, wurdest Du von uns Beiden nicht wie ein Fremdling, sondern als unser eigenes Kind gepflegt. Nicht nur Deine körperlichen Bedürfnisse wurden befriedigt, sondern auch Dein Geist durfte sich an dem Borne der Wissenschaft erfrischen und laben und wir erstreckten unsere Wohlthaten über Dich, als über unser eigenes Kind aus."

„Mein Herr! Ich beschwöre Sie bei Allem, was heilig ist, hören Sie auf; denn Sie zerreißen mir das Herz," schluchzte der von Traurigkeit überwältigte Jüngling.

„Deine Worte zeugen gegen Dich, Undankbarer! Weh' dem Elenden, dem die Wohlthaten so drückend sind!"

In diesem Augenblicke aber war es, als wenn ein brennender Wind plötzlich die Thränen in Ludwig's Augen getrocknet hätte. Mit aufgehobenem Haupte und glühendem Angesichte stand er seinem Ankläger gegenüber. Die Ungerechtigkeit in dessen letzten Worten waren wie kochendes Blei auf sein zerrissenes Herz gefallen, und in einem Tone, welcher den innern Streit tief empfundener Kränkung gegen die ihm innewohnende Dankbarkeit deutlich erkennen ließ, antwortete er:

„Meine Worte bezeugen, mein Herr, daß ich mich selbst den niederträchtigsten Menschen nennen würde, wenn es nöthig gewesen, daß Sie, um Anspruch an meine Dankbarkeit zu machen, mir erst Ihre Wohlthaten hätten vorwerfen und ins Gedächtniß zurückrufen müssen. Ich muß wohl tief in Ihrer Achtung gesunken seyn, mein Herr, daß ich von Ihnen, den ich in meinem Herzen als meinen eigenen Vater hochachte und liebe, mit solcher Kränkung überhäuft werde."

„Worte, Worte!" erwiderte van Straelen in mürrischem Tone. „Unnütze Worte, wofern sie nicht durch Thaten unterstützt werden; ja ich sage noch mehr, unnütz, weil sie geradezu durch die Thaten der Lügen gestraft werden."

(Fortsetzung folgt.)

Für alle Jungfrauen.

(Fortsetzung.)

Was ist Lebensbestimmung des Menschen auf Erden? Schwerlich haben Diejenigen, welche achselzuckend von jeder alten Jungfer sagen, sie habe die ihrige verfehlt, jemals ernstlich über diese wichtigste aller Fragen nachgedacht, sie würden sonst schwerlich die Lebensbestimmung jedes weiblichen Wesens in die eheliche Vereinigung mit einem Gatten setzen. Die Mutterwürde ist die allgemein menschliche Lebens-

bestimmung des Weibes, wird man mir entgegnen, und diese hat die alte Jungfer eben verfehlt! —

Trauriger Irrthum einer gewissen Sorte von Männern und Frauen, die vor allem nicht daran denken, daß unmöglich dasjenige unser eigentlicher einziger Lebensberuf seyn kann, was wir nicht durch eigne Kraft erreichen und erstreben können. Die Lebensbestimmung jedes Menschen, der Zweck seines Daseyns auf Erden muß durchaus ihm nicht durch Zufälligkeiten, die sein Wollen und Streben nicht zu ändern fähig ist, unzugänglich gemacht werden können. Das für Einzelne Unmögliche — sey es nun physisch oder moralisch unmöglich — kann nie eine allgemeine Lebensbestimmung seyn. Es kann für jedes Menschenwesen nur eine solche allgemeine Lebensbestimmung geben, die ihm unter allen Umständen, unter allen zufälligen und möglichen Verhältnissen, in die das Schicksal ihn führt, erreichbar bleibt, und es gibt eine solche: die Ausbildung des eignen unsterblichen Ichs durch die liebevolle Erfüllung aller Pflichten, welche ihm die Verhältnisse, in die Gott ihn setzte, gegen diejenigen auferlegen, mit denen diese Verhältnisse ihn verbinden.

Diese Lebensbestimmung theilt der König mit dem Bauern am Pfluge, die Kaiserin mit dem armen Nähermädchen, die alleinstehende alte Jungfrau mit der Familienmutter, der größte Gelehrte der Welt mit dem einfachsten Arbeiter. Sie ist das allgemeine, das höchste Ziel der Menschheit, und wie man dem Sprichwort gemäß auf allen Wegen nach Rom gelangen kann, so kann man auch in allen Lebensverhältnissen dieß Ziel erreichen.

Es ist sehr möglich, es ist vielleicht unbestreitbar, daß die günstige Gelegenheit zur Erreichung desselben dem Weibe durch die Mutterwürde geboten wird. Eine Mutter kann und wird, indem sie ihren Kindern alles das ist, was ihnen zu seyn ihre heilige Pflichten ihr auferlegen, sicherlich ihr eignes unsterbliches Ich bilden und entwickeln. Wenn sie nicht sanft und gut, verständig und thätig, nicht willensstark und selbstvergessend ist, wird sie nie eine wahre Mutter in der hohen Bedeutung dieses erhabenen Wortes seyn. Eine zweite Gelegenheit, die dem Weibe zu Erreichung ihrer menschlichen Lebensbestimmung gegeben wird, ist auch die in dem Beruf als Gattin und Hausfrau. In der liebenden Sorge um das Glück desjenigen, der sie schützt auf der rauhen Bahn durch das Erdenleben, wird sie ebenfalls alle die Kräfte üben und entwickeln müssen, die sie zu einem wahren Menschen machen. Güte und Edelmuth, Thätigkeit und Schönheitssinn, Selbstvergessenheit und Willenskraft, alles dieß bedarf die Gattin als die wahrhafte Gefährtin und Gehülfin des Mannes und als die Vorsteherin jenes menschlichsten aller menschlichen Vereine, der Familie. Die Hausmutter, die heilige Flamme ihres Herdes schürend, ist die ächte Priesterin des Genius der Menschheit. —

Aber der Beruf der Gattin und Mutter sind für die unsterbliche Menschenseele des Weibes erst Mittel und Wege zu Erreichung ihrer menschlichen Lebensbestimmung. Die besten vielleicht, ich gebe das zu! Wie aber derjenige Künstler größer ist, der mit geringen Werkzeugen ein Kunstwerk schafft, das dem, welches ein anderer mit vorzüglicherem hervorbrachte, nicht nachsteht: so, meine Freundinnen, Ihr einsamen Mädchen, die Ihr die Gelegenheit, unter den günstigsten Verhältnissen Eure menschliche Lebensbestimmung zu erreichen, nicht habt, so seyd auch Ihr größer, wenn es Euch gelingt, sie auf Eurem schwereren Wege zu erreichen.

Alle Wege führen nach Rom — mag auch einer näher und bequemer seyn, als der andere. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein „poetischer" Heirathsantrag.] Im „Dresdener Anzeiger" las man kürzlich folgendes Heirathsgesuch:

„Ein junger Mann von unbescholtenem Rufe,
Von nettem Aeußern, ohne sich zu loben,
Der in der Bildung sich zur höchsten Stufe
Des feinen Tones kolossal erhoben,
Kein Rittergut zwar hat und keine Hufe,
Doch rechnen darf auf Protektion von oben,
Sucht eine Gattin für dieß Erdenthal
Mit etwas disponiblem Kapital.
Zum Ideal erkor er sich die Damen,
Die sich der holden Musenkunst ergeben,
Die von Romanen, Mondenschein und Dramen,
Nicht von kompakten Nahrungsstoffen leben,
Die schöngeschmückt mit einem Sylphennamen,
Aetherisch bloß in Phantasieen schweben.
O töne ihm aus solchen Engels Mund
Ein süßes „Ja" zum zarten Seelenbund!"

(Ob sich inzwischen ein solcher Engel gefunden, welcher dem anspruchlosen kolossal gebildeten, feinen norddeutschen Jünglinge Hand, Herz und — Kapital zum zarten Seelenbunde reichte, haben wir bis jetzt noch nicht in Erfahrung bringen können.)

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei **Lisette Warlandt** in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 267. Donnerstag, 8. November 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

Alma hob den Blick flehend zu ihm auf, doch er sah sie nicht, hörte sie nicht. „Meerweib,“ dachte er entrüstet, „so müßte ich Alma bezeichnend nennen.“ Dann, als die Tafel aufgehoben wurde, führte er sie mit eiligen Schritten auf die Terrasse und trat, ohne sie nur eines Blickes gewürdigt zu haben, seitwärts. Da stand sie nun, die in der Residenz von Schmeichlern umgeben, das Zentrum der Gesellschaft, der Brennpunkt alles Interesses war, inmitten, gleichgültiger, sie nicht beachtender Menschen, allein, hart angefahren von dem, dem sie gefallen wollte, immer mit der Sehnsucht: „Gott, wenn der da dich lieben wollte! und immer abgewiesen, immer getadelt! Ihr böser Genius flüsterte ihr zu: „Reiß dich los von ihm, sey stolz, vergiß . . .“ Aber der gute rief stärker und stärker: „Franz hat Recht. Bessere, läutere dich. Schaffe dem größeren und tiefern Gedanken Eingang in dir, wirf deine Eitelkeit, deine Scheinsucht von dir, suche dir einen wahren Freund durch Demuth zu verdienen.“ Es war ihr als zerbräche Franz absichtlich mit entschlossener Hand ihr Herz; sie hätte, überwältigt vom Schmerz, auf die Knie sinken, vor innerlichem Weinen laut aufseufzen mögen und sprach doch mit einem hochblonden Fräulein, das sich ihr genähert hatte, von dem zu feiernden Jubiläum, von der Toilette, dem Mondschein, den darzustellenden lebenden Bildern. Gegen zehn Uhr trennte sich die Gesellschaft. Man eilte in die bereiteten, mit Sprüchen versehenen Zimmer. Auch Alma stieg langsam aufwärts in das für sie bestimmte Gemache, das die Worte zeigte:

Und weiche keinen Finger breit,
Von Gottes Wegen ab.

Da hörte sie hinter sich Schritte und Franz stand vor ihr. Der Handleuchter zitterte ihr in den Händen, sie wurde kalt und starr, doch fühlte sie sich entschlossen, das Beben, das ihren Körper überrieselte, zu unterdrücken und rasch ihm entgegen gehend, sagte sie sanft: „Verzeihen Sie meinen Uebermuth von eben und bleiben Sie mein Freund!“

Er verbeugte sich leicht, gleichsam überrascht, dann entgegnete er: „Warum spotten Sie so viel? ein spottendes Frauenzimmer ist wie eine schlechtriechende Blume.“

„Sprechen Sie nicht so hart,“ bat sie demüthig, „ich bin es nicht gewohnt, mich tadeln zu hören.“

„Ich weiß,“ rief er heftig, „Sie kennen die Wahrheit nicht; Sie erschrecken vor ihrem Ausdruck, Ihnen ist nur die Gesellschaftssprache geläufig, deßwegen auch stehen wir uns fern. Sie in der äußern und ich in der innern Region, Sie in Baumwolle gehüllt, ich mitten im Sturme.“

Er verbeugte sich nochmals und ging kühl an ihr vorüber in sein Zimmer. Aber kaum dort angelangt, warf er sich in einen Lehnstuhl, wie von Gewittern und Gluthen umblitzt. „O, über diese Härte, die ich mir angeeignet habe, über diese für Eduard übernommene Erziehung! Bin ich nicht wie ein Professor? Habe ich nicht jeder Liebenswürdigkeit entsagt? Stellte ich mich nicht unausstehlich pedantisch an? Und doch ist sie lieblich, diese Alma, trotz ihrer Fehler, und doch hat sie traurig süße Melodien, wenn sie mir sagt: „Vergeben Sie mir.“

Er lehnte im Fenster. Die Landschaft war von Mondschimmer übergossen, die Schwäne schlummerten auf dem Teich, leise flüsternd schienen sich die Bäume mit den Marmorstatuen unterhalten zu wollen. In Almas Zimmer brannte düster ein Licht.

„Was sie wohl denkt von mir?“ fragte er mit Beklommenheit. Und als er jetzt an Helene erinnert wurde, setzte er hinzu: „Wozu dieses Wühlen in der Vergangenheit? Wozu dieses Hervorrufen von Zuständen, die in die Ferne entrückt sind?“

Er stützte den Kopf mit der Hand und seine einfache Kindheit, die balsamisch wie Thau in sein dürstendes Herz tröpfelte, tauchte auf in ihm. „Was das für eine selige Zeit war!“ mußte er ausrufen. „Wie ich sie mit Wanderungen in dieser lieblich romantischen Gegend hinbrachte! Wie ich mit Entzücken einem Sonnenuntergang, einem Frühlingsmorgen zusah, wie ich die Schönheit der Natur anbetete und jetzt, und jetzt?“

„Jetzt erziehe ich . . ." sagte er unwillig, löschte sein Licht aus und ging zu Bette.

Schon um vier Uhr Morgens läuteten die Dorfglocken das Jubiläum des Onkels Haiderode ein. Die kleinen Böller auf dem Schloßhofe donnerten mit Pulverdampf. Weiß gekleidete Kinder, der Schulmeister voran, zogen in Schaaren aus dem Schulgebäude dem herrschaftlichen Hofe mit Blumenguirlanden zu. Die Musik, aus der Stadt von Eduard beordert, gruppirte sich unter den Fenstern des gefeierten Ehrenpaares und spielte die Melodie: „Nun lobet Alle Gott." Kein Mensch im Schlosse konnte mehr schlafen, auch Alma nicht, die ohnedieß die Nacht schmerzhaft genug zugebracht hatte. Schnell hatte sie Toilette gemacht. Um sieben Uhr war sie schon unten im Rittersaal zum großen gemeinschaftlichen Frühstück, wobei die Dorfautoritäten und die ganze Gesellschaft entboten waren. Das war ein Gemürmel, ein Lärmen, ein Durcheinanderlaufen der Kammerjungfern mit Plätteisen, Hauben und Kleidern. Hier wurde Kaffee, dort Chocolade und Thee geschenkt. Auf der Terrasse wurden die Schulkinder mit Butterbrod gespeist; im Rittersaal ging die alte Frau von Haiderode von einem Stuhl zum andern, um sich nach dem Bedürfniß der Gäste zu erkundigen. Einen Augenblick blieb sie bei Alma stehen, die, von dem schwarzen Lockenhaar umgeben, mit dem von der Aufgeregtheit erhöhten Kolorit, in liebreizender Schönheit prangte, erstaunt über Eduards Abwesenheit; dann ging sie weiter und weiter, bis sie zufällig mit Herrn von Haiderode in Franz' Nähe zusammentraf. Jetzt erhob sich dieser feierlich und zog einen von Eduard ihm mitgegebenen Brief hervor, den er dem Onkel mit ein paar Worten im Namen Seiner Durchlaucht des Fürsten von der Recknitz übergab. Herr von Haiderode warf sich in die Brust, seine Gemahlin stand erwartungsvoll neben ihm, die ganze Gesellschaft richtete den Blick auf das Jubelpaar; nur Alma schlug wehmüthig das Auge bei dem Namen des Fürsten zur Erde. Nun öffnete der Greis und nun quoll ein hochrothes Band und ein Kreuz heraus. „Ein Orden!" stammelte er, übermannt von dem Eindruck. „Ein Orden!" murmelten die Anwesenden, voll Erstaunen für diese Auszeichnung. „Und den bringst Du mir, Herzensjunge!" rief plötzlich der Onkel Haiderode, indem er seinen Groll auf Franz vergaß und ihn umarmen wollte. Doch als er dem modern langen Bart begegnete, fuhr er zurück und sagte nicht ohne gute Laune: „Erst rasirt und dann geküßt!"

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

„Um Gotteswillen, halten Sie mich nicht länger unter der folternden Last Ihres Argwohns und erklären Sie mir rund heraus, wessen man mich bei Ihnen beschuldigt hat."

„Frage Dein eigenes Gewissen, Jüngling!"

Ludwig bedachte sich einen Augenblick und antwortete dann mit Ruhe und feierlichem Ernste:

„Mein Gewissen überführt mich keiner einzigen Schandthat. Es gibt mir vielmehr das Zeugniß, daß ich Ihrer Achtung, sowohl durch mein Betragen als durch meine Ansichten, würdig geblieben bin." —

Van Straelen war durch diese feste und ruhige Versicherung so sehr getroffen, daß er in seinem Verdachte zu wanken begann. Vielleicht zum Erstenmale in seinem ganzen Leben war er auf Jemanden gestoßen, der, obwohl in einem Zustande der Abhängigkeit ihm gegenüber lebend, sich durch seinen hochmüthigen Trotz nicht hatte überrumpeln lassen und sich auf eine so würdige Weise zu vertheidigen wußte, daß sein tadelsüchtiger Geist vor den ungekünstelten Aeußerungen eines Jünglings die Segel streichen mußte.

Gleichwohl hatte sein Eigensinn bald wieder die Oberhand über das gewonnen, was er innerlich eine unverzeihliche Schwäche nannte; denn er gehörte zu jenem Schlag Menschen, welche nie Unrecht haben und im Glauben an ihre Unfehlbarkeit selbst vor dem offenen Augenschein ihre Flagge nicht einziehen wollen. Da er indeß sattsam erkannt hatte, daß Ludwig durch keine unbestimmte Beschuldigungen beizukommen war, so veränderte er seinen Angriffsplan.

Nach einer kurzen Pause begann er in bissigem Tone:

„All' Deine Worte klingen wunderschön; sie beweisen mir vollkommen, daß die Sorgen, welche wir auf Deine Erziehung verwandt haben, nicht nutzlos gewesen sind. Doch erkläre mir, wie Du die Ehrerbietung und die Dankbarkeit, deren Du Dich rühmst, hast mit der Vermessenheit zusammenreimen können, die Dich so sehr verblendete, daß Du es wagen durftest, die Augen zu meiner Tochter zu erheben und auf deren Liebe Ansprüche zu machen."

Durch diese unerwartete Anrede wie vom Donner getroffen, stierte Ludwig Herrn van Straelen sprach- und regungslos und mit verwilderten Blicken an, als wenn er ihn nicht verstände. Sein Pflegevater aber fuhr fort:

„Wagst Du dieß zu läugnen?"

Der Jüngling fühlte all' sein Blut zum Kopfe

steigen und das Herz klopfte ihm, als wollte es seine Brust durchbrechen. Dieser Zustand der Aufregung dauerte einige Augenblicke; dann faßte er wieder Muth und antwortete aus der Fülle seines Herzens:

„Ich habe Ihnen die Wahrheit versprochen, mein Herr, und werde mein Wort halten. Ich liebe Ihre Tochter aus allen Kräften meiner Seele und mit meinem Leben möchte ich ihr Glück erkaufen."

„Kümmere Dich nicht um deren Glück; dafür werde ich sorgen."

Ludwig hielt es unter seiner Würde, diese übermüthige Zwischenrede seines Pflegevaters zu beantworten. Er fuhr vielmehr mit immer festerer Stimme in seiner Erklärung fort:

„Sie beschuldigen mich, mein Herr, Anspruch auf Klara's Liebe zu machen, und ich kann in meinen Beziehungen zu Ihrer Tochter auch nicht die mindeste Ursache finden, welche Ihre Anklage einigermaßen rechtfertigen könnte. Dazu kenne ich die Macht der Vorurtheile zu gut, als daß ich hoffen sollte, den innigsten, liebsten Wunsch meines Herzens je verwirklicht zu sehen. Durch meine Geburt zur Niedrigkeit und Mißachtung verdammt, strebe ich nach keinem andern Glücke, als dem Frieden meines Herzens, und ich verfolge keinen andern Sieg, als die Bezähmung meiner Triebe.

Wenn es mir indeß bis jetzt nicht ganz gelungen ist, den innern Menschen zu tödten, o so bitte ich Sie, mir meine Schwachheit nicht vorzuwerfen; denn es ist eine schreckliche Sache, mit eigenen Händen in dem zitternden Herzen zu wühlen, um auch die letzte Saat des Glückes demselben zu entreißen und zu vertilgen. Und es ist dieß mein Leben — wenn überhaupt ein solch' anhaltendes Ringen Leben heißen kann — seit drei Jahren. Hassen und verachten Sie mich also nicht, mein Herr, denn ich trage eine fürchterliche Last und die Hand des Schicksals liegt schwer wie Blei auf meinem Haupte."

Ludwig beugte das Haupt und schwieg.

Es ist ein erhabenes Schauspiel, die Menschlichkeit mit ihrem göttlichen Ursprung im Kampf zu sehen und all' die verschiedenen Fehden in diesem Riesenstreite wahrnehmen und begreifen zu können. Van Straelen wurde während der Rede des Jünglings von ihm bis auf diesen Augenblick unbekannten Gemüthsbewegungen ergriffen und sein Zorn schmolz wie Schnee unter der Gluth, die Ludwig's brennende Brust verzehrte.

Er, der seine moralische Macht stets nur dazu angewandt hatte, Andere zu unterdrücken, stand jetzt sprachlos vor solcher Seelenstärke da.

(Fortsetzung folgt.)

Für alle Jungfrauen.

(Fortsetzung.)

Das eigne Ich auszubilden durch liebevolle Erfüllung all' unserer Pflichten gegen unsern Nächsten, ist die Lebensbestimmung jedes Menschen auf Erden.

Wie falsch würde Derjenige urtheilen, welcher glaubte, die einsame alte Jungfer habe keine Verbindung mit der Menschheit, die ihr Verpflichtungen auferlege, durch deren liebevolle Erfüllung sie ihr eignes Ich ausbilden könne.

Die Menschheit ist der große Baum, der, auf der endlichen Erde wurzelnd, seine Krone in die Unendlichkeit des Himmels erhebt. Jeder von uns ist ein Blatt, eine Blüthe, eine Ranke desselben. Kein Blättchen so klein, kein Aederchen so unscheinbar, daß es nicht sein Theil beitragen könnte zur Erhaltung, Verschönerung, Erhebung des großen Ganzen. Das nun ist der Unterschied zwischen der physischen und moralischen Welt: wir Glieder des großen Ganzen der Menschheit wissen, daß wir an seiner Entwickelung mit arbeiten, und dieß Wissen ist das erhabenste Glück der Menschheit. Wer nun sein eignes Ich verschönt durch Uebung von Tugenden und Erwerbung von Kenntnissen, der wirkt schon mit zur Verschönerung des Ganzen, und das wenigstens kann Jeder, Jeder ohne Unterschied, möge sein Geschick ihn auf die einsamste Insel des Ozeans oder an das schmerzvollste Krankenlager gefesselt haben. Geduld, Muth, Vertrauen auf Ihn, der alle Schicksale übersieht und jeden Einzelnen von uns an den Platz stellte, wo er sich in seiner Weise entwickeln soll, diese erhabenen Tugenden und noch viele andere erstreben und üben kann der Einsamste, kann der Leidende.

Aber die Fälle, daß ein Mensch nur durch die Entwickelung seines Ichs zur Verschönerung des Weltganzen wirken könnte, sind allzu selten, als daß wir ihrer erwähnen dürften. Jeder von uns, wie einsam und losgetrennt von Familien- und Freundesverbindungen er sich auch erscheinen mag, hat Verpflichtungen auch gegen Andre, mit denen ihn Natur oder Wahl verbunden.

Vor allen, hat nicht Jeder von uns das Vaterland, das sein gemeinsames Band um unser Aller Herzen zieht und ziehen soll? — Deutsche Frauen, ob im Schooß der Familie oder einsam lebend, Ihr alle sollt Euer Vaterland lieben und ihm freudig Opfer bringen lernen, um wahrhafte Menschen zu seyn! —

Doch wozu diese Auseinandersetzung! Euch, meine theuren Freundinnen, Euch, Ihr lieben Einsamen, gelten diese Blätter, und vielleicht ist Eine oder die Andre unter Euch, die, nach Frauenart die

Beschränkung liebend, auf das große Ganze des Vaterlandes nur dann blickt, wenn es leidet.

Aber das Vaterland besteht aus vielen Millionen einzelner Menschenseelen, so wie aus vielen, vielen tausend kleinen Stellen, die diesen die Heimath geben. Wer eine Heimath schmückt, wirkt für sein Vaterland, und Jede von Euch, meine Lieben, hat eine Heimath, sey sie auch noch so klein. Schmückt sie durch den Zauber, den Sauberkeit und Ordnung jedem Raume verleihen, laßt die Fenster Eures kleinen Stübchens spiegelblank strahlen, daß die Blumen, die dahinter blühen, Vorübergehende erfreuen. Putzt sorglich den Messingknopf Eurer Thür und die kleine Treppe, die zu derselben führt. Es werden die Nachbarstöchter Freude daran haben und es sich zum Beispiel nehmen. Laßt das alte zweimal gewendete Kleidchen, das Ihr nun schon seit Jahren tragt, von keinem Fleck, von keiner Falte verunziert seyn; die Kinder in der Nähe werden es sehen und durch Euer Auftreten begreifen lernen, was die Mutter meint, wenn sie sagt, daß nicht ein neues Kleid dem Mädchen Ehre macht, sondern ein wohlerhaltenes. Das Gute, das jeder Einzelne thut, ist wie die Erdbeere, nicht bloß eine Blüthe und Frucht tragendes, sondern auch ein rankendes Kraut. Es schickt seine grünen Ausläufer durch Nachbars Gartenzaun, und die silbernen Blüthen und die Rubinsfrüchte, deren erste Keime Eure treue freundliche Hand pflegte, werden strahlen und reifen an Stellen, wo sie vorher nie waren, wohin sie ohne Eure Vermittelung nie gekommen wären, wo sie aber darum um so mehr verschönern und nützen.

Die geringste Tugend, die ein Mensch übt, wirkt als gutes Beispiel.

Jeder prüfe sich daher, ob auch sein Herz liebevoll sey, die Liebe ist die höchste aller Tugenden. Welche gute Eigenschaften ein Mensch sich auch erworben, sie sind wie unreife Früchte, etwas Unvollendetes ohne die Liebe, die ihnen erst ihre Süße gibt. — Nur wer mit wahrer Innigkeit liebt, nur der ist ein wahrer Mensch.

Sagt nicht, Ihr vom Familienbande Losgetrennten: Ich habe Niemanden zu lieben! Die Menschheit ist eine einzige große Familie und Eure Brüder sind die Armen und Verlassenen. Die mächtigsten Ströme fließen am weitesten. Das Licht der Kerze erhellt ein Zimmer, das Licht der Sonne den Weltraum. Laßt Eure Liebe seyn wie das Sonnenlicht, das jeden Gegenstand, den es berührt, auch verklärt. Laßt sie seyn wie den Regentropfen, den die Wolken vom fernen Ozean in das kleine Gärtchen tragen, wo er segnet und erquickt. Liebt die Menschheit und zeigt Eure Liebe jedem Einzelnen, der mit Euch in Beziehung tritt, durch Nachsicht, Dienstfertigkeit, Aufrichtigkeit, durch herzinnige Freude an seinem Glück und seinen Tugenden, durch wahrhaftes Mitleid mit seinem Leid und seinen Schwächen. So seyd und bleibt Ihr mit der Menschheit verbunden, nützliche und würdige Glieder derselben, Euch des eigenen Werthes freudig bewußt und viel zu hoch stehend, um den Spott und die Geringschätzung Derer auch nur zu fühlen, deren mangelhafte Einsicht und Herzensgüte Euch Euer einsames Daseyn als Mangel anrechnet.

Liebe ist die Verklärung des Lebens, sie ist der Sonnenschein der moralischen Welt; dieser Sonnenschein aber muß in Eurem Innern aufgehen. Liebe heiligt jede Pflicht, erleichtert und vergeistigt jede Arbeit und stellt die Menschenseelen erst auf die erhabene Stelle, die jeder Mensch, besonders jedes Weib und vor allem jedes einsam lebende Weib erklimmen muß, um das All' der Welt so zu überblicken, daß sie seine Schönheit begreift. Liebe ist die Weltseele, und nur so weit sie Jeden von uns erfüllt, sind wir fähig, das heilige Wirken der Gottheit zu begreifen.

(Fortsetzung folgt.)

A-B-C für Mädchen.

Auf daß Ihr's Mädchen nie bereut:
Benütz't die schöne Jugendzeit.
Clavier und Buch verfeinert zwar,
Doch denkt, daß in dem langen Jahr
Es auch sehr viele Stunden gibt
Für die, die Fleiß und Arbeit liebt;
Geht oft darum zur Küche auch:
Habt Sorgfalt für des Hauses Brauch.
Jagt nicht nach Putz und Eitelkeit,
Kein Stündchen flieh' in Müssigkeit.
Liebt Frömmigkeit und Züchtigkeit,
Mehr als das Heer der eitlen Pracht;
Nur dadurch könnt Ihr glücklich seyn.
O, habt darauf Ihr Mädchen, Acht!
Preis't Euch der Mann nur darum schön,
Quer auf der Tugendbahn zu geh'n,
Ruft Euch gleich Religion in's Herz,
Sonst warten Eu'rer Reu' und Schmerz.
Thut Gutes nur aus reiner Pflicht,
Und scheu't der Welt Gerede nicht.
Vertraut auf Gott in böser Zeit,
Weil sein ist Macht und Herrlichkeit.
Xantippen werdet nimmermehr,
Zankt mit mir nicht ob dieser Lehr!

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 268 Freitag, 9. November 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

Alles lachte und Frau von Haiderode band ihrem Mann mit zitternden Händen den Orden um die weiße Kravatte, indeß ihr eine ungewöhnliche Thräne im Auge hing. „Die vortrefflichen Herrschaften," flüsterte sie leise, „die angebetete Landesmutter, der uns gnädige Herzog; wie werden wir ihnen danken für diese Ehre . . .!" Sie war ganz im Anschauen ihres bebänderten Gatten verloren, der sich auf einen Stuhl niedergelassen hatte. Jetzt ging das Glockengeläute wieder an. „In die Kirche", hieß es, und Alles griff nach den Hüten. Im Hinausgehen trafen Franz und Alma zusammen. „Wo Eduard bleibt?" fragte sie ängstlich, zu ihm gewandt. „Und ob der Fürst besser ist?"

Franz antwortete mit einem zweifelnden Blick und eilte zu Frau von Wallsee, der er den Arm bot. Alma blieb zurück. Da trat ein fader Kammerjunker vor und führte sie weiter. Es war dieser einer jener Männer, die den Ruf einer Frau selten schonen, eitel, urtheilslos und wenig zartfühlend sind, die keine Erfahrung, aber viel Vorsicht besitzen, an das Gute nur im äußersten Nothfall glauben und lieber schlecht, als lächerlich oder betrogen seyn wollen. Gleich beim Eintritt in die Welt hatte er sich vorgenommen, die Frauen als sein Spielwerk und sich selbst als ihr Zentrum zu betrachten. Nur so viel oder so wenig als die öffentliche Meinung wollte er sie achten; konnte er doch nicht umhin, unter jeder noch so unbedeutenden Phrase einen verworfenen Sinn zu suchen, ein Geheimniß zu entdecken oder eine Intrigue zu wittern! Das gab seinem ganzen Wesen etwas sonderbar Trockenes, das Alma längst abgestoßen und ihn ihr zum Feinde gemacht hatte. Wer sie aber jetzt so friedlich neben einander zur Kirche wandeln sah, der hätte fast an Sympathie unter diesen Beiden glauben sollen. Traurige Lügen das!

Almas Gedanken waren weit ab vom Kammerjunker, in der Ferne, auf dem kleinen Kirchhofe, der jetzt durchschritten ward, in der Kirche, in der sie andächtig Platz auf dem Chor nahm. „Bete," dachte sie beklemmt. „Es ist ja Durst nach Wahrheit in dir. Verwende ihn, sey weniger stürmend, gönne dir Schatten, Stille, Einsamkeit." Die Orgelklänge tönten. Der milde Septembertag sandte einen feurigen Gruß durch die bunten Kirchenfenster. Die uralten Eichen und Kastanien, die die Kirche umschatteten, schwankten hin und her im Morgenwinde . . . . es war, als strömte die Traurigkeit wie ein Gießbach hernieder, als müsse Alma auffahren gen Himmel in herzzerreißender Klage . . . Da hatte der Pfarrer die Kanzel bestiegen und fing eine Denk- und Lobrede auf Herr und Frau von Haiderode im näselnden Tone an. Vorbei war es mit der Andacht, vorbei mit der Einkehr. Der neckende, kritisirende Geist trat wieder an sie heran. Sie mußte lächeln über den Pfarrer, lächeln über die Gesellschaft, über die geschmacklose, mit schlechten Altarbildern und hölzernen Leuchtern verzierte Kirche. Ein strafender Blick Franz' verwies sie plötzlich zur Ruhe. Sie wurde feuerroth, dann blaß. Endlich war sie aus der Kirche und neben Franz. Er sah ernst aus. Als Alma neben ihm schweigend, fast zagend ging, richtete er den Kopf in die Höhe und sagte mitleidig weich: „Wie schade, daß Sie in so grellem Widerspruch mit sich selbst stehen, so unnütz Phantasie und Verstand und so gar nicht das Herz gebrauchen. Sie könnten ein vollkommenes Wesen seyn, wenn Sie sich ins Gleichgewicht setzten."

Alma hing an seinen Lippen. Sie hätte ihn um Nachsicht bitten mögen; aber sie konnte nicht reden, der Hals war ihr zugeschnürt. Da nahm Franz wieder das Wort. „Es fröstelt mich bei Ihnen," sagte er. „Ich glaube, Sie sind immer überlegt, immer willkürlich, immer voll Erkenntniß der Nichtigkeit aller Dinge, immer urtheilsfähig, weit- und hellsichtig. Lachten Sie nicht eben in der Kirche? Sie sind keiner Täuschung, nicht einmal im Gottestempel, fähig. Warum das allerdings Geschmacklose nicht ruhig ertragen? Warum immer zeigen, daß Sie über die Situationen erhaben sind?"

„Hassen Sie mich nicht," sagte sie demüthig.

„Wie käme ich zum Haß," entgegnete er kalt,

da Frau von Wallsee sich nahte. „Haß ist Leidenschaft und Sie wissen, daß in mir eine gewisse Nichtachtung des Menschen und der Meinung, eine große Kühle und Objektivität ist."

Er wandte sich gleichgültig zu Frau von Wallsee und Alma flog rasch in ihr Zimmer. Es war ihr, als sey sie von einem Erdbeben durchzittert. Wie ein Kind blickte sie mit ihren großen schwarzen Augen in die Höhe und fragte immerwährend: „Bin ich denn wirklich so kalt? Handle ich denn wirklich nicht aus voller Seele?"

Die Zeit der Selbsttäuschung war für sie dahin. Sie fing an, scharf gegen sich, unsicher für sich zu seyn? sie empfand qualvolle Ungeduld, herzpochende Beklommenheit. Sie erschrack, daß sie nichts Erquickendes in ihrem Gemüthe, nichts Warmes und Erfrischendes in ihrem Wesen habe. Sie blickte um sich und rief mit Schmerz: „Ach, warum habe ich nicht den Reiz der demüthigen Seelen, warum bin ich im Zwiespalt, warum kann ich nicht glauben, da ich doch lieben kann?"

Ihr Herz und ihre Nerven thaten ihr weh, dann legte sich eine stille Betäubung über sie. Ein Vorhang war zwischen ihr und der Welt herabgelassen; ihre Gedanken hatten eine unablässige Richtung, sie flogen alle zu Franz. Ob sie oben bleiben? Hinunter gehen sollte? Sie hätte sich am liebsten vor aller Welt versteckt. Allein Frau von Wallsee riß sie aus ihren Träumen, indem sie in das Zimmer trat und ihr scherzend sagte: „Du exzentrisches Kind, was grübelst und denkst Du, was quälst Du Dich? Auf, auf, zu Tische!"

Im Saale klangen schon die Gläser. Franz saß zwischen Herr und Frau von Haiderode. Das eigentliche Willkomm wurde erst jetzt, nach der Ordensüberreichung gefeiert. Bald wurde Franz von der einen, bald von der andern Seite umarmt; bald wurden ihm Vorstellungen über seinen Bart, bald Vorwürfe über seine Reisen und sein Nichtschreiben gemacht, aber alles das in einem so liebevoll elterlichen Ton, daß er davon durchwärmt und gerührt und so abgezogen von der Gesellschaft war, daß er Almas, die vergessen und betrübt an einer entfernten Stelle saß, gar nicht mehr gedachte, sondern immer wieder zurück in die Jugendzeit, zu den Verwandten, zu der angeborenen und vernachlässigten Familienanhänglichkeit kehrte. Bei jedem Tusch wurden die Alten zärtlicher; bei jeder Gesundheit zeigte sich die Gesellschaft lärmender. Der Kammerjunker drängte sich an Alma; diese wich ihm kalt aus und sprach angelegentlich mit ihrem Nachbar rechts, einem wohlbeleibten Gutsherrn.

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

Nach einer kurzen Pause, während welcher er wie in den Boden gewurzelt erschien, reichte er Ludwig die Hand und sprach mit tiefer Rührung:

„Du bist ein rechtschaffener Jüngling. Ich danke Dir für Deine Offenherzigkeit und bin mit Deinen Erklärungen vollkommen zufrieden. Bis jetzt kannte ich Dich nicht so, als ich Dich nunmehr kennen gelernt habe. Ich versichere Dir, daß ich an Deinem Leiden innigen Antheil nehme; aber meine Absichten in Beziehung auf Klara sind anderer Art. Ich habe deren Hand bereits versprochen. —

Wegen ihrer Ruhe, wegen der meinigen und Deiner eigenen rathe ich Dir daher jetzt, Deine Besuche eine Zeit lang einzustellen. Ich werde jedoch wie seither, so auch in Zukunft für Dich sorgen; und um Dir einen neuen Beweis meiner Freundschaft zu geben, ersuche ich Dich, diese geringe Summe als Geschenk anzunehmen."

Er nahm aus seiner Brieftasche eine auf eine ziemlich bedeutende Summe lautende Banknote hervor und reichte sie Ludwig hin. Dieser aber wendete sein Gesicht ab und gab durch ein Zeichen zu verstehen, daß er die dargebotene Gabe nicht annehmen werde. Der Tiefgekränkte versuchte umsonst zu sprechen; sein verletzter Stolz erstickte ihm das Wort in der Kehle.

„Jüngling, Du bist trotzig," sagte van Straelen in verdrießlichem Tone.

„Nein, mein Herr!" antwortete Ludwig, „das bin ich jetzt nicht mehr; Sie haben durch Ihre Vorwürfe die letzten Spuren meines Trotzes vertilgt. Die Wunden meiner Seele aber sind durch kein Geld zu heilen, und ich lasse mir die Erfüllung meiner Pflichten nicht mit Gold bezahlen. Leben Sie wohl, mein Herr, bis auf bessere Zeiten!"

Ludwig hatte sich aus dem Zimmer entfernt, ehe noch die Betäubung, in die seine letzten Worte die Sinne seines Pflegevaters gebracht hatten, diesem gestattete, eine passende Antwort zu geben.

Van Straelen hörte Ludwig's Fußtritte allmählig auf dem Marmorboden verschwinden, und erst nachdem er nichts mehr vernommen, sagte er halblaut zu sich selbst:

„Schon wieder ein Hinderniß aus dem Wege geräumt! Die schwärmerischen jungen Narren sind in der That gefährlicher, als ich dachte. Ich habe daher wohl gethan, diesem mein Haus zu versagen."

Eine Stunde nachher verließ Ludwig das Schloß, ohne jedoch den Muth zu haben, seiner Pflegemutter und Klara Lebewohl zu sagen. Er nahm

auf seine Reise nach der Stadt nichts anders mit, als eine verwelkte Rose, einen scharfen Dorn mehr in seiner Seele und die seine wunden Schultern erdrückende Last der Erniedrigung.

* * *

Um ein Uhr stand eine altfränkische Kutsche, mit zwei altfränkischen Schimmeln bespannt und von einem altfränkischen Kutscher regiert, vor dem Thore des Schlosses.

Aus der Kutsche stiegen ein dicker altfränkischer Mann, eine lange altfränkische magere Frau und ein graues, etwas neumodisches Männchen mit funkelnden Augen.

Der dicke Herr war der Schwager des Herrn van Straelen. Er war ganz in gelben Nankin gekleidet, sah gewaltig erhitzt und abgemattet aus und blies wie ein gehetzter Kater. Sein ganzes Aeußeres war das eines bemittelten Bauern. Die lange magere Frau war die Schwester van Straelen's. Sie unterschied sich indeß so sehr durch ihren Charakter von ihrem Bruder, daß es schien, als habe die Natur sie mit Vorbedacht so geschaffen, um ja nur einen vollkommenen Kontrast zu bilden. Tante Therese, so nannte man sie, war die beste Frau der Welt. Sie war freundlich und gesprächig gegen Jedermann, und die Seelenruhe konnte man auf ihrem allzeit fröhlichen Gesichte lesen.

Sie war die Taufpathin Klara's, und da sie selbst keine Kinder hatte, so liebte sie das Mädchen mit Wärme und wurde auch von demselben innig wieder geliebt. Der dritte Reisende endlich war der Notar aus A . . ., welcher es sehr hoch im Kopfe hatte und derart mit goldenen Ketten und Knöpfen geziert war, daß man in seinem Wohnorte A . . ., wo die Menschen schrecklich witzig sind, ihn das goldene Kalb nannte.

Das Aussteigen fand ohne Ungemach, und, da die Schloßbewohner ihre Gäste auf der Schwelle empfingen, unter gegenseitigen Komplimenten statt.

„Ach, welch' eine unerträgliche Hitze!“ sagte der dicke Herr keuchend, „ich denke, daß wir heute noch ein Gewitter bekommen, Schwager.“

„Es wäre wohl möglich,“ antwortete van Straelen; aber er dachte dabei an ein anderes Ungewitter als an das, von dem der Schwager sprach.

„Wir sind gerade eine Stunde und sechs und zwanzig und eine halbe Minute unter Wegs gewesen,“ sagte der Notar, indem er seine goldene Taschenuhr, weniger um sich von deren Gehen zu überzeugen, als vielmehr um sie die Anwesenden sehen zu lassen, eine Weile an's Ohr hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Für alle Jungfrauen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Im Schooße einer Familie lebend, als Tochter, Gattin oder Mutter wirkend, kommt die Liebe ohne unser Streben, sie ist dann kein Verdienst, keine Tugend, sondern ein Glück. Bei Euch Einsamen aber, die ihr die Liebe nicht als ein Naturgeschenk empfingt, bei Euch erst wird sie ganz und vollkommen, was sie seyn kann.

Das liebevolle Herz der verblühten, alten Jungfer ist der Diamant, der durch eignes Licht leuchtet, das Höchste, Kostbarste, was die Erde hat. Wer mag noch sagen, Ihr hättet Eure Lebensbestimmung verfehlt, wenn Ihr seine Schönheit in Euch entwickelt habt!

Der Erde Schätze sind nur in seltenen Fällen Euer Theil. Die reiche Erbin wird so viel gesucht und begehrt, daß sie fast immer unter den Bewerbern einen findet, dem sie sich in Liebe für Liebe hingeben kann.

Ihr einsamen, alten Jungfern tragt gewöhnlich die Last der Armuth.

Sie ist schon an und für sich ein rauhes Erdreich, die Blume der Glückseligkeit darin zu ziehen, diese schöne Blume, die zum Blühen zu bringen die Lebensbestimmung und zugleich der mächtigste Lebenstrieb jedes Menschen ist.

Wo ist ein Mensch, der mir nicht zugibt, daß er das Glück erstrebt, wer es erreichte, hätte seine Bestimmung auf Erden erfüllt? Geht hin in alle Welt und fragt sie, welche man die Glücklichen nennt, ob sie es sind. Wie Wenige werden es bejahen, wenn sie die Wahrheit sprechen aus der Tiefe ihrer Seelen!

Jene stolze Mutter dort im Kreise ihrer Kinder — hat Einen zu beweinen, den Liebsten von allen, den sie auf der Bahn des Lasters weiß. Jene blühende Gattin fühlt in der Tiefe ihrer Seele den Stachel der Eifersucht. Die zarte Braut dort fürchtet den Mann, dem sie ihr Wort gegeben. Die fröhlichen Tänzerinnen, die so harmlos aussehen, quält Neid und Mißgunst. Die Tochter im Vaterhause trauert heimlich und tief, weil eine Stiefmutter an die Stelle der ihren getreten ist. Unvollkommen ist jedes Erdenlood, nicht bloß das Eure, meine einsamen Freundinnen.

Und unvollkommen muß es seyn!

Den die Blume der Glückseligkeit ist nichts andres, als das Ueberwinden der natürlichen Unvollkommenheiten unseres Erdenlooses durch unsre eigne moralische und intellektuelle Kraft.

Trotz aller Mängel des Lebens das heilige Gefühl der Freude unwandelbar in der eignen Brust

entwickeln, heißt die Blume der Glückseligkeit zum Blühen bringen.

Ob Einer oder Eine von uns Menschen dieß vollkommen ausgeführt, wer weiß es? Es nur erkennen, läßt die Knospenhülle jener göttlichen Blume so weit erblühen, daß wir ihren Duft athmen und ihre Schönheit ahnen können.

Es haben die erhabensten Geister aller Zeiten und Völker gestrebt, die Blume der Glückseligkeit erblühen zu lassen. Nur Einem ist es gelungen!

„Weinet nicht über mich, Ihr Töchter von Jerusalem, weinet über Euch und Eure Kinder," sagte er, zusammenbrechend unter der Last des Kreuzes. „Vergib ihnen, Vater, denn sie wissen nicht, was sie thun," betete er, als seine Feinde die Qualen seines zuckenden Körpers verspotteten.

Ein liebevoller Blick nur erinnerte den Freund, der ihn verläugnete, an sein feiges Vergehen und führte ihn zur Reue. — Und als der Erlöser am Kreuz betete: „Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist," da, da erblühte die Blume der Glückseligkeit durch ihn, den keine Qual weichen ließ von der Liebe.

Ihr, meine Freundinnen, Ihr einsamen Mädchen, die Ihr die Liebe bewahrtet in Verhältnissen, wo sie etwas weit Höheres ist, als eine Naturnothwendigkeit, Ihr, die Ihr in der Armuth fröhlich bliebt, die Ihr nützlich wirket ohne den äußern Zwang natürlicher Pflichten, fühlt Ihr nicht jetzt schon den sanften Duft der schönen Blume der Glückseligkeit?

O wirket, liebet, freuet Euch fort und fort. Versagte Euch Gott im großen Felde der Menschheit Frucht tragende Aehren zu seyn, laßt es Euch lieb seyn, Ihr seyd die Blumen, die dem Felde seinen Schmuck verleihen Nur die können Euch Unkraut und unnütz nennen, welche vergessen, daß der Mensch nicht vom Brod allein lebt.

Erfreuet die Traurigen, tröstet die Betrübten, streut den Duft Eures stillen Wirkens heiter in Gottes Last, ohne zu fragen, wem er nütze. Er würzt den thauigen Abend und erquickt das Herz des Wandrers, der, obgleich er oft nicht ahnt, woher seinen Nerven die Stärkung gekommen, sich ihrer doch dankbar erfreut.

Wer durch milde Güte das Herz erquickt, der hat genützt, den hat er beglückt. —

Mannigfaltigkeiten.

Dem dieser Tage veröffentlichten Jahresberichte der Kreis- und Lokal-Gebär-Anstalt zu München für das Jahr 1854|55 entnehmen wir die folgenden Mittheilungen. Die Zahl der verpflegten Mütter belief sich während der genannten Zeit auf 974, von den 900 entlassen wurden. Gestorben sind nur 4. Interessant ist die Thatsache, daß während der ganzen Dauer der Cholera-Epidemie in dem Gebärhause auch nicht eine einzige Erkrankung an der Cholera vorkam. Am Schlusse des Hebammenkursus 1855 wurden von 133 Schülerinnen 78 approbirt; Hospitantinnen haben vier die Anstalt besucht. Der nun vollendete Lehrkursus ist seit der Eröffnung der Hebammenschule der einundvierzigste und im Laufe dieser Zeit von 1816 bis 1855, wurden 2286 Hebammen approbirt, worunter drei für das Königreich Griechenland, ebenso viele für das Kaiserthum Oesterreich, fünf für Amerika und eine für die Schweiz. Die Arzneien kosteten im abgelaufenen Jahre bei 16,581 Verpflegungstagen 329 fl. 56 kr.

Der „Courrier de Lyon" schreibt: Ein Zufall, der schlimme Folgen hätte haben können, setzte an einem der letzten Tage die zahlreiche Bevölkerung, welche der Jahrmarkt in Croix-Rousse auf den Marktplatz und in die in der Nähe befindlichen Lokalitäten gelockt hatte, in Schrecken. Ein großer Löwe war aus der Menagerie entsprungen und wandelte nun majestätisch unter der erschrockenen Menge umher, welche indessen keineswegs über diese Erscheinung erbaut war und sich beeilte, ihm Platz zu machen. Auf dem „alten Tapis" angekommen, bemerkte der König der Thiere einen Esel, welcher in der Nähe eines Hauses angebunden war, sprang auf denselben und erwürgte ihn sofort. Hierauf streckte er sich langsam nieder und ließ sich von seinem Wächter ruhig wieder in seinen Käfig führen."

Ein reicher Gutsbesitzer im Bekeser Komitat litt seit sehr langer Zeit an einem chronischen Uebel; Herr Dr. Saaus aus Gyula, ein ausgezeichneter und vielerfahrener Arzt, heilte glücklicher Weise denselben. Der Genesene stellte es dem glücklichen Arzte frei, 500 Ketten Feld oder 50,000 Fl. C.-M. als Belohnung zu wählen. Der Arzt wählte Ersteres. Solcher dankbaren Patienten dürfte es wohl wenige geben.

Dem Pesther Lloyd zufolge hat ein Gärtner in Pesth beim Aufgraben des Bodens in einem Garten in einiger Tiefe einen Sack entdeckt, der bei näherer Besichtigung eine sehr bedeutende Menge türkischer Gold- und Silbermünzen enthielt, deren Werth eine große Summe Geldes, wie man hört, etwa 60,000 Fl. C.-M. betragen soll.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 269 Samstag, 10. November 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

So standen die Sachen äußerlich. Innerlich stürmte es in Alma. Sie fühlte eine Angst, welche ihr die Gedanken aus dem Kopfe, die Worte von den Lippen nahm. Und wieder war sie wie in einer Glorie, angeweht von einer Schöpferkraft, die sie sich nicht zu erklären wußte, die sie von der Tafel fort in den Wald trieb, sie auf die Knie stürzte, daß sie nichts mehr als: „O Gott, o Gott" sagen konnte! Franz zog sie herauf, warf sie herab. Es waren Schwankungen, Uebergänge in ihr, Schüchternheiten, die ihn, hätte er sie gesehen, gerührt haben würden. Aber der saß im leichten Wagen, an der Seite des Onkels, ahnungslos, daß er so viele Qualen bereitet, so sehr sich in Almas Herz eingedrängt hatte. Er erzählte von seinen Reisen, seinen Erfahrungen, von der jetzt begonnenen Karriere, von seinen Hoffnungen für's Vaterland, von dem Fürsten und versöhnte so den Onkel, der ihm andächtig zuhörte und der anfing, stolz auf ihn zu werden. Beim Nachhausekommen, wo er Eduard zu finden hoffte, brachte ihm der Diener einen Brief von diesem, mit der Nachricht, daß er sich der immer ernster werdenden Krankheit des Fürsten wegen nicht einfinden könne; zugleich bat er ihn, dem Onkel und der Tante Haiderode viel Liebes zu sagen und fügte im Postskriptum einen Gruß für Alma bei. Franz hielt den Brief lange in seiner Hand, indem er über ihn hinweg in eine seltsam erregte Zukunft blickte. Wurde Helene frei, was durfte ihn hindern, wieder der Ihre zu seyn? Und an diesen Gedanken hingen sich Möglichkeiten, die ihn in den Himmel führten. „O Ihr Tage in Ems!" rief er gerührt, „Ihr waret die glücklichsten meines Lebens. Durch Euch hatte ich das unschätzbarste Gut gefunden, in ihm schwelgte und schwärmte ich und nun, da es sich wie ein lichter Streif zeigt, daß ich es wieder erlangen kann, wie viel zitternde Berührungen, die mir plötzlich durch die Seele gehen!" Indem rauschte es neben ihm und als er aufblickte, ging Alma im Gespräch mit Frau von Wallsee vorüber. Er eilte ihnen nach.

„Eduard kommt nicht," rief er beengt. „Des Fürsten Krankheit wird bedenklich ..." Alma starrte wie in einen Abgrund, regungs- und besinnungslos; die Tante aber sagte, als Franz sich entfernt und zu Haiderodes gegangen war: „Kind, Kind, es gehen Dir Gedanken durchs Gemüth, die Dich vernichten müssen." „Gedanken?" wiederholte Alma, indem sie mit der kalten Hand über die Stirne fuhr. Dann setzte sie hinzu: „Ja, ja, es ist viel Unklarheit in mir, aber es muß und wird ja wieder hell werden." Sie und Franz waren aber zu weltkundig, als daß sie ihr Ergriffenseyn hätten zeigen sollen. Sie hätten allenfalls Paläste einstürzen oder die Welt sich umdrehen sehen, so wären sie Beide noch fähig gewesen, in Gesellschaft zu gehen. Die Form hält die Menschen umpanzert; sie ist wie ein Opiumrausch, durch den die Wahrheit nur allmälig dringt; sie hält und betäubt auch die zu heftig wirkenden Schmerzen. Deßwegen stand jetzt Alma anscheinend sehr ruhig vor ihrem Spiegel und ließ sich zur Tafel und zum Balle anziehen. Deßwegen drückte sie den frischen Asterkranz sich selbst auf die Locken und sprach mit der Kammerjungfer über den Schnitt ihres rosenfarbenen Kleides und über das Kostüm zu den lebenden Bildern. Aber innerlich rief sie: „Ich komme um vor Erregung. Das halte ich nicht lange so aus."

Nach der Tafel, die wieder sehr lärmend und für Alma nüchtern ausgefallen war, sollte Musik gemacht werden. Man hatte die Tische aus dem Rittersaal fortgeräumt. Die Gesellschaft saß halb im Kreise, halb auf der Terrasse. Ein wunderschönes Fräulein aus der Nachbarschaft, mit zartem, durchsichtigem Teint, stand singend neben dem Kammerjunker am Klaviere. Franz lehnte hinter Almas Stuhl an einer Konsole. Die ersten Stücke waren theils ein-, theils zweistimmig ausgeführt worden. Unter den Zuhörern herrschte eine gewisse Bewegung, ein Flüstern, ein Hin- und Hergehen. Plötzlich bog sich Alma, die sich bemerkbar machen wollte, zu Franz und sagte aufstehend: „Jetzt will auch ich singen. Die Serenade von Schubert, den Erlkönig, etwas Heiteres, was meinen Sie?"

„Singen Sie nicht," flüsterte er bittend.
„Warum?" warf sie zurück.
„Sie gefallen nicht, wenn Sie singen."
„Will ich denn gefallen?" fragte sie erröthend. „Nein, jetzt grade will und muß ich singen."

Sie trat ans Klavier. Franz war schon neben ihr. „Hat Ihnen denn Niemand gesagt, daß Ihre Stimme lange nicht entwickelt genug zum Vortrag in einer so großen Gesellschaft ist?" bemerkte er theilnehmend.

Alma stutzte; ihr Selbstvertrauen rang mit seiner kalten und scharfen Beobachtung. Erst wollte sie singen, dann besann sie sich zögernd, ward wankend, gab Heiserkeit vor, legte das Notenblatt wieder weg und — sang nicht. Das schien Franz zu freuen, aber für Alma war es ein zu großer Schmerz, so wenig nachsichtsvoll beurtheilt zu werden. Mehrmals hatte sie Thränen in den Augen; mehrmals fragte sie sich, sie, die gewohnt war, auf den Händen getragen, von aller Welt angestaunt zu werden, ob Franz mit ihr spielte, ob er nicht Mißbrauch triebe, wozu sie hier auf Haiderode, verurtheilt zur Demuth und zur Selbstkasteiung sey? Franzens Urtheil traf sie im Mittelpunkt ihres Wesens, daß sie verwirrt auf- und zu ihm hinblickte, der apathisch über die Menge ins Freie sah und gar nicht zu ahnen schien, wie sie mit sich und ihrem Stolze rang, wie sie sich beklemmt fragte: „Was bin ich ihm? Wozu bin ich hier?" Sie war aus allen ihren Gewohnheiten gerissen, wehmüthig durch Franzens Kälte angehaucht, eine Opferflamme, die um so lichter emporwallte, als sie sich innerlich vor der Demüthigung, die sie erlitt, schämte, heißes Verlangen nach andern Zuständen verspürte und doch nicht aus diesem Labyrinthe heraus zu finden wußte. Das wirbelte und drehte sich in ihr beim Gedanken an Eduard, an den kranken Fürsten, an Helene und Franz und dazwischen hieß es: „Wir wollen uns mit Pfänderspielen unterhalten!"

Alma lächelte kalt, als der Kammerjunker zur ihr trat und um die Angabe eines Spiels bat. Sie war so durchstürmt von den Umwälzungen in ihr, so ganz versteinert, daß er spöttisch genug bemerkte: „Gnädigste sind wieder in der sonderbarsten Stimmung von der Welt und sollten sich an den Spruch Ihrer Thür halten: „Und weiche keinen Fingerbreit Von Gottes Wegen ab."
Alma biß sich in die Lippen und antwortete rasch: „Ihnen, Herr Kammerjunker sieht man allerdings Ihren Treu- und Redlichkeitsspruch nicht an, aber blicken Sie nur zu der alten Dame herüber, mit der Sie eben Ihren Spaß hatten. Der thäte es Noth, sich an die Lehre, die ich an ihrer Thüre las, zu erinnern: „Wenn dich die bösen Buben locken —"

„Warte," dachte der Kammerjunker, „das sollst du mir büßen." Er verließ sie rasch, beobachtete sie aber den ganzen Abend.

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

Unter diesem höchst interessanten Gespräche zogen die Männer ins Schloß ein. Frau van Straelen und ihre Schwägerin waren ein wenig zurück geblieben.

„Warum sind Sie so traurig, beste Schwester?" fragte die eben angekommene Dame.

„Schweigen Sie gütigst, meine Liebe, man könnte uns hören. Folgen Sie mir in den Garten, so werde ich Ihnen die Ursache meiner Betrübniß sagen."

Als sie in den Garten gekommen waren, konnte Frau van Straelen die Thränen nicht mehr zurückhalten.

„Schwester," sagte sie, „seit einigen Tagen bin ich sehr unglücklich. Sie kennen ja die herrschsüchtige Art meines Mannes und wissen, welchen Verdruß ich mit ihm ausgestanden habe; jetzt aber will er mit Klara eben so tyrannisch verfahren, wie er gegen mich gehandelt.

Vor wenigen Wochen ist Vetter Arthur von B . . ., und zwar wie ich wenigstens vermuthe, auf ausdrückliche Einladung meines Mannes, der durchaus Klara mit demselben verloben will, hier im Schlosse angekommen.

Die arme Klara aber, die den Vetter keineswegs leiden kann, hat über eine Stunde ihren Vater mit Bitten und Flehen bestürmt, diesen Plan fahren zu lassen oder wenigstens die Verlobung aufzuschieben; doch Alles war vergeblich. Das gute Kind sitzt jetzt in seinem Zimmer und weint, daß es schmerzlich anzusehen und zu hören ist. Sie sagt — und ich glaube wahrlich, daß es so kommen wird — daß sie, wofern ihr Vater von dieser Sache nicht absteht, noch wahnsinnig werden dürfte."

„Guter Gott, Schwester!" entgegnete Tante Therese, „und ich wußte nichts davon. Ist Ihr Mann närrisch, daß er ein so gutes Kind quälen kann? Warten Sie nur, ich werde ein ander Spielchen spielen. Sie sind viel zu gut; führen Sie mich einmal zu Klara, wir werden die Sache schnell abgemacht haben."

„Um Gottes willen, Schwester, sagen Sie meinem Manne nicht, daß ich Sie hiervon in Kenntniß gesetzt habe."

„Stellen Sie sich ruhig, meine Beste, ich werde Alles wohl einrichten."

. . . .

„Wo mag denn meine Frau hingerathen seyn?" fragte der dicke Herr zum Drittenmale seinen Schwager, der mit dem Notar in einem politischen Gespräch begriffen war.

Die beiden Politiker fuhren gleichwohl fort, allen europäischen Regierungen den Prozeß zu machen und ließen den besorgten Ehemann als ein ziemlich umfangreiches Fragezeichen stehen.

„Ich gehe meine Frau suchen, Schwager," wiederholte er und begab sich blasend und murrend auf den Weg nach dem Garten. Als er jedoch an die Thüre kam, wo ihm die brennende Sonne wieder so recht ins Gesicht schien, sank ihm der Muth in die Schuhe und er fand es rathsam, seinen Nankin binnen zu halten.

„Schwager, wissen Sie nicht, wohin Ihre Frau und die meinige geflogen sind?" wiederholte er noch einmal. Diesesmal aber hatte seine Frage einen bessern Erfolg; denn van Straelen ging, wie wenn ihm ein wichtiger Gedanke plötzlich in den Sinn gekommen wäre, schnell hinaus, die beiden Schwägerinnen aufzusuchen.

Als diese ihn von Weitem kommen sahen, sagte Tante Therese leise zu ihrer Begleiterin: „Wir werden beide thun, als ob wir nicht ein einziges Wort über Klara gesprochen hätten."

„Schwester, was haben Sie da schönen Blumenkohl! Er ist so rein und weiß, und jener Salat, wie zart er aussieht! Sehen Sie, ich sage es täglich meinem Jakob. Jakob, sage ich, man kann nie zu viel Gemüse im Garten haben; aber es ist gerade, als wenn ich in den Wind spräche. Er ist so sehr auf die Kartoffeln versessen, daß er sie viermal des Tages ißt und den ganzen Garten davon vollpflanzt.

Alles geht gut, dachte van Straelen, der nur noch einige Schritte von ihnen entfernt war, sie hat noch nicht die Zeit gehabt, darüber zu sprechen.

„Therese," redete er seine Schwester an, „wie findest Du den Garten?"

„Schön, sehr schön," antwortete sie, „ich sagte es noch so eben Deiner Frau, es ist eine ganz andere Art wie bei uns. Nun, nun, es kann nicht überall gleich seyn. Doch à propos! wir stehen hier so in der brennenden Sonne und meine Haut ist braun genug; darum laßt uns nur hinein gehen. Ueberdieß steht Jakob da drüben wie ein verlornes Schaf und schaut nach uns. Und — gesagt, gethan, nahm sie den Arm der Frau van Straelen und schleifte diese gleichsam zum Garten hinaus.

Plötzlich jedoch hielt sie still.

„Woher kommt es doch," fragte sie, „daß ich Klara noch nicht gesehen habe? Ich bin nicht zufrieden mit ihr. Denkt sie vielleicht, ihrer Pathin über den Kopf sehen zu können, weil sie nunmehr achtzehn Jahre alt ist?"

Die Mutter erbleichte und van Straelen antwortete:

„Klara ist ein wenig unwohl; doch wird sie sogleich herunterkommen."

„Laßt das arme Kind nur oben! Ich bin, Gott sey Dank, schmächtig und flink auf den Beinen. Mit ein paar guten Anläufen und einem Sprunge bin ich bei ihr." Und die drollige Tante gab sofort ihren Worten Kraft. Sie eilte pfeilschnell die Treppe hinauf und fand Klara, blaß wie ein Leichentuch, mit ihrer Toilette beschäftigt.

Sie hatte indeß kaum Zeit, ihrer Nichte Muth zuzusprechen und ihr zu verstehen zu geben, daß sie ihr in ihrer mißlichen Lage zu Hülfe kommen werde; denn fast in dem nämlichen Augenblick steckte der argwöhnische van Straelen den Kopf zur Thüre herein.

Van Straelen fürchtete nämlich die Folgen, welche eine Unterhandlung seiner Tochter mit ihrer Taufpathin nach sich ziehen könne. Er hatte seine besondern Gründe, auf seine reiche kinderlose Schwester Rücksicht zu nehmen. Er wußte, daß diese charakterfest genug war, sich seinem Willen zu widersetzen. Ja er erkannte, daß sie, falls man sich nicht ihren Grillen füge, all' ihr Gut, anstatt es Klara und Arthur zukommen zu lassen, anderwärts verschenken werde.

„Allons, allons, einfältig Ding!" sagte sie scherzend, „fange nur einmal an, etwas mehr Muth zu fassen und Dein Gesichtchen zum Lachen zu gestalten, oder ich erkenne Dich nicht mehr als meine Nichte an und kratze somit meinen Namen auf Deinem Taufbrief aus. Was sind das für schlechte Manieren, krank zu seyn bei so schönem Wetter!"

„Therese, wo bist Du denn?" rief der in gelben Nankin gekleidete dicke Herr jetzt mit heiserer Stimme von unten herauf.

„Ich komme sogleich," antwortete sie.

Ja hör nur einmal, — ich erzähle eben dem Hrn. Notar, welch' delikate Kartoffeln wir voriges Jahr hatten, und ich habe vergessen, wie viel wir per Sack gewonnen haben, weil wir mit dem Verkauf zwei Tage länger warteten.

„Sechszehn und ein halb," rief Therese, „und nun laß mich auch ein Bischen in Ruhe!"

„Richtig, es ist sechszehn und ein halb; ich meinte, daß es anderthalben Franken war. Ja, Notar, das ist geschehen; meine Frau hat selbst die ganze Summe auf einen Centime ausgerechnet. Sie müssen nämlich wissen, daß meine Frau sehr gründlich im Rechnen erfahren ist; es gilt ihr gleich, ob's Gulden oder Franken, oder Stüber, oder Ort,

oder Centimes sind. Sie rechnet wie der Wind, und doch kommt Alles vollkommen und richtig heraus."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man kennt bereits die endgiltige Liste sämmtlicher durch die Pariser Jury der schönen Künste den Künstlern zuerkannter Medaillen. Die große Ehrenmedaille erhalten folgende acht Maler: Decamp, Horace Fernet, Delacroix, Ingres, Heim (Franzosen), Cornelius (Deutscher), Landseer (Engländer), Leys (Belgier), ein Architekt Dauban, ein Graveur Henriquet Dupont, vier Bildhauer: Rudde, Dumont, Duret (Franzosen) und der Deutsche Ritschel. Die erste Medaille erhalten die Deutschen Kaulbach, Krauß, Achenbach, die Skandinaven Tidemand, Köckert, Kiörboe, der Belgier Willems, die Engländer Grant, Leys, Cattermole, Robinson, der Spanier Madrazzo, dann folgende Franzosen: Meissonier, Cogniet, Robert Fleury, Hippolyte Flandrin, Conture, Hebert, Schultz, Charles Müller, Maréchal, Isabey, die Landschafter Troyon, Th. Rousseau, Fräulein Rosa Bonheur, Français, Brascapat (Thiermaler) und die Miniaturmalerin Madame Herblin, die Graveure Forster und Calamata und der Lithograph Monilleron, zusammen einunddreißig.

Der seiner Zeit in München mißlungene Versuch, Schlachtthiere durch Einpressung der Luft auf schmerzlosere Weise, als dieß bisher geschah, zu tödten, ist in Augsburg auf das Vollkommenste geglückt. Die dabei angewandte Methode besteht darin, daß unmittelbar nach Beibringung des Todesstoßes die Luft in die Brusthöhle eingepreßt wird, wodurch nicht nur die Todesqual augenblicklich aufhört, sondern auch durch das Zurückhalten des Blutes in den feineren Gefäßen das Fleisch viel saftiger und nährender wird. Daß der in München gemachte Versuch scheiterte, dürfte nur in der entgegengesetzten Manipulation seinen Grund haben, die dort angewendet wurde, indem man bei lebendigem Schlachtvieh die Lufteinpressung vornahm, während dieß in Augsburg — wie unzweifelhaft in England, woselbst das aus dieser Tödtungsweise gewonnene Fleisch als „Patentfleisch" bekannt und äußerst beliebt ist — unmittelbar nach der Tödtung geschieht.

Briefe aus New-York zeigen an, daß man sich gegenwärtig beschäftigt, das große Dampfboot „New-York" einzurichten, welches auf dasiger Werfte gebaut wurde und nun bald vom Stapel laufen wird. Dieser ausgezeichnete Steamer, welcher 5300 Tonnen Gehalt hat und mit einer Maschine von 2000 Pferdekraft ausgerüstet ist, wird, sobald seine Einrichtung vollendet, in die Reihe der vor Kurzem errichteten und von dem Hause Chrystie, Schloeßmann und Comp. in Havre vertretenen Linie des Eigners Vanderbilt zwischen New-York und Havre eintreten. Nachfolgend die verschiedenen Maße des „New-York": 350 Fuß Länge, 50 Fuß Höhe und 72 Fuß Breite an der Außenseite. Um diesem Dampfboote einen geeigneten Platz der Länge nach in unseren Bassin's einzuräumen, wird ein solches sogleich vergrößert und die Schwemme dauerhafter eingerichtet, wo gewöhnlich im Vorhafen die Steamer der Linie Vanderbilt ihren Platz einnehmen.

Ein Amerikaner, Namens House hat eine Maschine, Jemanden zu einer bestimmten Zeit aufzuwecken, erfunden, welcher man das Verdienst nicht absprechen kann, praktisch zu seyn. Gewöhnliche Weckuhren haben den Nachtheil, daß sie wohl den Schläfer aufwecken, aber ihm gestatten, wieder einzuschlafen. Die Amerikaner haben nun statt der Weckuhr ein Weckbett. Durch einen sehr einfachen Mechanismus beginnt eine Sturmglocke, die sich an dem Bett neben dem Kopf des Schläfers befindet, zu einer beliebigen Stunde einen heillosen Lärm, welcher eine erste Warnung ist, aufzustehen. Thut dieß der Schläfer, so kann er den Mechanismus des Bettes sogleich inne halten. Sollte es ihm jedoch beifallen, fortzuschnarchen, so geht der Mechanismus des Bettes seinen Weg fort, und nach einer kurzen Zeit fällt das Bett auf einer Seite ein, und der Schläfer wird aus dem Bett herausgeworfen.

Das französische Kriegsministerium wird nächstens Versuche mit neukonstruirten Monstreraketen anstellen lassen. Das Prinzip, das hierbei zur Anwendung kommen soll, besteht darin, daß man mehrere, einstweilen 6 oder 7 Rotationsraketen der größten Art, ohne Stab oder Schwanz zu einem Bündel vereinigt, abfeuern will. Sie werden zusammen wohl an zehn Zentner wiegen und würden — vorausgesetzt, daß in der Praxis keine unüberwindlichen Hindernisse eintreten — 6 bis 7 Bomben mit sich in die Höhe führen können. Das wäre allerdings ein furchtbares Geschoß, dem nur wenige Festungsmauern widerstehen könnten.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 270 Montag, 12. November 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

Das Pfänderspiel, gegen das sie sich lauter als sie sollte, aufgelehnt hatte, kam nicht zu Stande und man schritt zu Tanze. Alma fühlte sich gelähmt durch die Kluft von Hindernissen, die zwischen ihr und Franz lagen, so verstimmt und traurig, daß sie sich seitwärts in einen dunkeln Winkel setzte und dem Balle still zusah. Die stolze Jugendfreude an ihr selbst, die Sicherheit und Willkür war von ihr gewichen. Sie war schüchtern durch ihre Liebe, untergraben von Erkenntnißschmerzen ihrer Thorheiten, an- und abgestoßen; sie suchte Franz mit den Augen und entdeckte ihn zu ihrem Erstaunen — unter den Tanzenden. Wie eine harte, kalte Hand legte sich der Anblick auf ihr Herz. Er konnte tanzen und sie? Nach dem ersten Walzer kam er erhitzt an sie heran. „Sie tanzen nicht?“ fragte er erstaunt, indem er sich zu ihr setzte.

„Es macht mir keine Freude. Ernste Menschen sollten dieß Vergnügen meiden,“ entgegnete sie in einem wahren Paroxysmus von Wehmuth.

„Im Gegentheil finde ich, daß man so lange es geht, tanzen sollte,“ sagte Franz harmlos. „Es ist eine hübsche, sinnige Bewegung, auf die ich nur ungern verzichten würde.“

„Ja Sie!“ rief Alma, „Sie mit Ihrer abgründlichen, unerforschlichen Seele, Sie sehen das Große für klein und das Kleine für groß an.“

Sie stand gereizt auf und trat auf die Terrasse. Das Wetter hatte sich geändert. Ein kalter Wind fuhr ihr und Franz, der ihr gefolgt war, ins Gesicht. „Hu, hu,“ entgegnete er lustig. „Dieser Herr Boreas kommt mir wie die klügelnden Ansichten meines schönen Fräuleins vor. In den hinein wage ich mich nicht.“

Er war wieder zurück in den Saal geeilt und Alma stand allein auf der Terrasse mit einem Gefühl, das ihr ein quälendes geworden war. „Wir verstehen uns nicht!“ dachte sie trüb. „Ich weiß nicht mehr, was ich bin, was Franz ist, ob das Geheimniß sich lösen, einen Himmel oder eine Hölle bringen wird, ob ich ihm ein Rechenexempel bin . . .“

Sie wagte sich nicht in den Tanzsaal zurück, sondern kam auf Umwegen in ihr Zimmer, wo sie sich völlig erschöpft aufs Lager warf.

Franz hatte sich indeß aus Gefälligkeit für die Tante Haiderode sattsam herumgetrieben. So harmlos wie er sich Alma gegenüber stellte, war er nicht; im Gegentheil stürmte und tobt es in ihm, freilich nach einer andern Seite hin, als bei Alma. Der Strom seiner Empfindung für Helene war durch die Erkrankung des Fürsten über den Damm seines Herzens hinweggefluthet. Er zitterte vor der Zukunft; er verabscheute die Art Gefallsucht, die er Alma gegenüber aus Freundschaft für Eduard geübt hatte. Als er sie im Saal vermißte, eilte er auf die Terrasse und als er sie da nicht fand, in den Garten. Nirgends eine Spur von ihr. Nur oben in ihrem Fenster brannte einsam ein Licht. Das rührte ihn sehr. „Sie ist also in ihrem Zimmer!“ dachte er wehmüthig, „sinnt nach über meine unbegreiflichen Schroffheiten, sie, die auf Behagen, Bewunderung, Glanz, Anbetung ruhte, hört meine an Rohheit gränzenden Worte und sie klingen ihr seltsam inmitten dieses Schellengetöns von Eitelkeit und Thorheit! Bin ich nicht ein Vampyr, trinke ich nicht vom edlen Herzblut, bloß um zu erproben, wie ächt es ist?“

Geängstigt von diesem Gedanken, war er froh, als der Ball zu Ende und er auf seinem Zimmer war. Da lag ein Brief von Eduard, da lagen Zeitungen. Hastig ergriff er sie. Eduard schrieb: „Der Fürst ist sehr krank. Ich kann nicht fort. Heute Morgen hoffte ich noch. Heute Abend sind die Symptome bedenklicher, als sonst. Helene wird bald, soll ich sagen, hoffe ich oder fürchte ich, Wittwe seyn. Gott schütze uns Alle. Es ist eine schwere Zeit.“

Die Zeitungen berichteten und bestätigten Eduards Nachrichten und Franz war es, als stieße man ihm einen Dolch ins Herz. Er war fieberhaft aufgeregt. Die ganze Nacht mußte er denken und immer denken, Möglichkeiten formen und sie wieder zerstören, Erinnerungen aufnehmen und fallen lassen. Zuweilen

hielt er sich den Kopf mit beiden Händen und zuweilen überlief es ihn mit Kälte, Zittern und Todesangst. So kam der Morgen heran.

* * *

Der große Frühstückstisch auf Haiderode war wiederum mit der gewohnten Ueberfülle von Kuchen, Kaffee- und Chokoladekannen überdeckt. Die Gesellschaft hatte sich versammelt. Auch Alma und Frau von Wallsee waren erschienen; erstere sehr blaß, mit unterwühlten Zügen und letztere sorgend, aufhorchend und befangen. Alma schien Buße thun zu wollen, daß sie übermüthig gewesen war, denn sie verrieth ein waches, zärtliches Bedürfen, ein anschmiegendes Gefühl der Weiblichkeit. „Er belehrt mich; ich liebe ihn;" zu dem Resultate war sie endlich in dieser Nacht gekommen. Und hinüber träumte sie sich in ein edles, reiches, gutes Leben mit und durch Franz. Sie konnte verzichten auf Besitz, aber sie wollte groß in der Idee, in der Geistesgemeinschaft, in der Gesinnung seyn. Und Franz kam nicht, und Franz, den sie fieberhaft herbeilehnte, blieb immer noch aus! Es war eine schmerzliche Ungeduld in ihr. Endlich mußte sie mit leiser, bewegter Stimme Frau von Haiderode nach ihm fragen. „Denken Sie sich, daß der Franz krank ist! Liegt zu Bette, hat sich beim Tanz erkältet, kommt heute nicht herunter, trinkt Kamillenthee . . ." war die lakonische Antwort. Alma war ganz athemlos. „Und Sie pflegen ihn nicht?" brachte sie mühsam hervor.

„Pflegen?" rief Frau von Haiderode erstaunt. „Läßt sich so ein Vielgereister, Abgehärteter pflegen? Im Gegentheil will er ganz für sich, ganz allein seyn!"

Alma seufzte. Ach, sie verhehlte es sich nicht, daß sie heute gehofft hatte, auf Franz einen günstigen Eindruck zu machen. Es sollten lebende Bilder dargestellt werden; sie wollte sich abwechsend als Jungfrau von Orleans und als Judith hervorthun. Franz hatte Sinn für das Schöne, das wußte sie. Wie hätte sie nicht denken dürfen, daß er an plastischen Darstellungen Freude finden, hier nachsichtsvoll, gerecht seyn würde. Sie hatte sich tausendmal in dem goldenen, dazu aufgestellten Rahmen, hinter einem Flor, unter ihrem Druidenbaum, im Hirtenkostüm und später als Judith mit dem Schwert in der Hand vor Franz geträumt. Und nun war auch dieß wieder nichts! Franz lag einsam und krank in seinem Zimmer und sie sollte jetzt, mit welch' schwerem Herzen, das wußte nur sie, unten Probe halten. Sie hätte eben so viel Thränen des Zorns als der Betrübniß weinen mögen und mußte doch still halten, als sie jetzt, als Judith beordert wurde, dem Kammerjunker, dessen Haupt als Holofernes leichenartig angemalt war, gewaltsam in die Haare zu greifen. Aber kaum, daß die Probe aus war, so flüchtete sie auf ihr Zimmer. Die exklusive Gewalt ihres Charakters machte sich Luft in Thränenströmen. Sie haßte diese Welt, diese Anforderungen, diese Verstellungskünste. Sie wollte nicht Judith, nicht Johanna seyn; sie wollte allein für sich bleiben, da Franz krank war. Die Tante fand sie in dieser Stimmung und redete ihr freundlich zu.

„Du zerstörst den guten Haiderode's den ganzen Abend, wenn Du als Hauptperson nicht mitwirkst," sagte sie eindringlich.

Alma schüttelte verneinend den Kopf. „Ich kann nicht," sagte sie matt. „Es ist mir zu fürchterlich wehe."

Die Tante sprach immer fort, fast verweisend. Zuletzt konnte es Alma nicht mehr aushalten. Sie sprang auf und sagte lebhaft: „Habe doch Mitleid. Du siehst, weßwegen ich nicht mitwirken kann."

„Du machst Dich mit Deinem Charakter unglücklich für's Leben, gibst Dich, Du die Braut Eduards, unerlaubten Gefühlen und gegen wen hin? Gegen einen Mann, der eine Andere als Dich liebt," sagte die Tante mit schmerzlicher Ruhe.

Alma war wie von einer Schlange gestochen. „O Tante," rief sie, „sey nicht so entsetzensvoll kalt. Bedenke, was ich leide."

„Bedenke die Freude Anderer," sprach die Tante im sanften Ton. „Uebe endlich einmal Selbstbeherrschung, — reiße Dich los von einem Gefühl, das unbedachtsam, um nicht zu sagen, leichtsinnig ist."

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

Ein gewaltiges Gelächter störte ihn in seiner Lobrede. Seine Frau, welche mit ihrem Bruder und ihrer Nichte jetzt herabkam, rief ihm nämlich von dem ersten Ruhepunkt in der Treppe aus zu: „Lieber Jakob, wie Du da stehst, siehst Du gerade aus wie ein Kanarienvogel in seinem Sonntagsstaate, und der Notar mit seiner schwarzen Mütze und weißen Weste gleicht zum Bewundern Thysken Daelen's kleiner Elster."

Niemand kehrte sich an diesen Scherz. Tante Therese war ihrer Spottlust wegen längst bekannt, und der Notar wußte, daß sich zornig stellen oder auch wirklich zornig werden, die Sache nur verschlimmern und zu neuem Spotte Anlaß geben würde.

Man begab sich dann lachend und scherzend in den großen Saal.

Tante Therese, die hinterher kam, legte van Straelen, der eben hineingehen wollte, die Hand auf die Schulter und sagte in ernstem Tone:

„Bruder, ich muß Dich auf der Stelle ohne Zeugen sprechen.“

Die Beiden gingen denn sofort in ein anderes Zimmer, während Frau van Straelen und ihre Tochter, von großer Besorgniß erfüllt, sich alle Mühe gaben, die Gäste gehörig zu plaziren.

* * *

Es liegt in dem ländlichen Leben eine Poesie, die man, so lange man dasselbe genießt, nicht gewahr wird. Erst dann, wenn man vom Schicksale auf die holperigen Pfade der Welt hinausgetrieben, jenen reinen Genuß entbehren muß, lernt man auf eigene Kosten dessen ganzen Werth kennen.

Doch so ist der Mensch. Von seiner Einbildung verführt, malt er sich die Zukunft in den glänzendsten Farben; er wirft so viel Sonnenlicht und so wenig Schatten auf die Leinwand seiner Hoffnung, daß das wirklich Gegenwärtige den Vergleich mit derselben nicht aushält. Denn wenn das Gedächtniß uns die Vergangenheit in ihrer Wahrheit, d. h. nicht mit dem früher Erwarteten, sondern mit der Gegenwart verglichen, vorführt, so kommen wir stets darauf hinaus, daß das Vergangene besser war, als das Gegenwärtige, und daß die Zukunft besser seyn wird als beide. Diese Scheinwahrheit, welche das schwache Menschengeschlecht von jeher getröstet, ist ein neuer Beweis, daß wir bei Wenigem glücklich seyn können, wofern wir nur die unmäßigen Wünsche unseres Herzens zu bemeistern wissen.

Wir gestehen es gleichwohl unverhohlen, daß unser Glück nicht immer von uns selber abhängt. Es gibt vielmehr Umstände im menschlichen Leben, die ihren unmittelbaren und tyrannischen Einfluß zu unserm Unheil ausüben, und deren Schläge abzuwehren die meisten Sterblichen nicht im Stande sind. Gewisse Menschen werden dagegen, als wahre Schoßkinder des Glücks, ohne ihre eigene Mitwirkung — ja selbst ungeachtet ihres persönlichen Widerstandes — durch fortdauernde Wohlfahrt begünstigt. Es gibt indeß, unter welchen Umständen man auch leben mag, einige allgemeine Grundsteine des Glückes. Unter diesen aber sind die stille Einfalt, die heilige Bruderliebe und die vertrauliche Geselligkeit die vornehmsten und gewissesten. Aus der ersten geht die Seelenruhe hervor; aus der zweiten entsteht die Selbstverläugnung, der stärkste Schild gegen die Krallen der Verzweiflung, und die dritte, die Tochter der innigen Theilnahme, ist zugleich die Mutter des Trostes und Schwester des Muthes.

Mit diesen drei Tugenden gewappnet, kann der Mensch kühn dem Anfall des Schicksals Trotz bieten. Seine Seele wird, gegen dessen Gewalt geschützt, ihre Ruhe bewahren und nicht von der Widerwärtigkeit niedergebeugt werden.

Man beschuldigt uns keines Fatalismus; denn wir verstehen das Wort Schicksal nicht in dem beschränkten, philosophischen Sinne einer unausweichlichen Nothwendigkeit: wir nehmen dasselbe nicht als eine übernatürliche Ursache, sondern als die Wirkung der unvollkommenen gesellschaftlichen Einrichtungen, oder als eine aus der Bosheit und Heuchelei der Menschen erzeugten Mißgeburt an.

Deßhalb Ihr glückliche, außerhalb des Gewühls großer Städte erzogene Kinder, Ihr, die Ihr diese Tugenden gleichsam mit der Muttermilch eingesogen habt, beneidet die armen Sklaven tyrannischer Pracht nicht, welche in den Kapharnaums des Eigennutzes und des materiellen Interesses nothwendig ihre Tage zubringen und gewissermaßen dazu verurtheilt sind, in der Stickluft zu erbleichen und von ihrer Seelenbestimmung abzuirren.

Nein, beneidet sie nicht um das Scheinglück des steten Wechsels der Vergnügen, noch um die Freuden eines gemeinen Sinnenreizes; denn unter der blinkenden Rinde wohnt der Geist der Vernichtung, welcher den Glauben an Gott und die Tugend tödtet, mit Freundschaft und Liebe seinen Spott treibt und, gleich dem brennenden Simum der Wüste, das Herz versengt und verzehrt.

Gedenket stets Eures Ursprungs, laßt Eure Seele nicht durch die Selbstsucht besudelt und entadelt werden und reifet, wo möglich, in der unverdorbenen reinen Luft, mit reinem Herzen und frommem Sinn, niedrig und wohlgemuth Eurer Bestimmung entgegen!

. . . .

Es war Abend. Ein frisches sanftes Lüftchen kühlte die durch die Hitze des Tages abgematteten Lungen und das kochende Blut.

Unzählige Sterne funkelten am dunkelblauen, wolkenlosen Firmamente und der Mond blinzelte aus der Höhe seiner Freundin, der Erde, freundlich zu.

Eine feierliche Ruhe herrschte in der Natur. Nicht das leiseste Windchen kräuselte das Wasser des Baches, die Baumblätter hingen regungslos an ihren Zweigen und ganze Schwärme kleiner Mücken tanzten im Mondenscheine auf und nieder um die Gipfel der Buchen herum. Die zirpende Stimme des Heimchens stieg von Zeit zu Zeit aus dem abgemäheten Marschlande empor und das aufgehäufte Heu verbreitete seinen angenehmen Duft über das Feld.

Die Einwohner des ziemlich großen und bevölkerten Dorfes B. im Waaslande, saßen in der Kühle des Abends an ihren Thüren und führten nachbarliche Gespräche miteinander. Die Aeltern erzählten von glücklicheren Zeiten, die sie erlebt hatten; die Jüngern sprachen über die Verbesserungen, welche sie von der Zukunft hofften.

Andere sprachen kein Wort, aber sie lasen, trotz der einbrechenden Dunkelheit einander in den Augen und schienen sich deßhalb nicht minder gut zu verstehen.

Dann und wann sang eine Mädchenstimme die alten vlaemischen Lieder von „der Rose im grünen Felde," oder

„Gleichwie das Schiff wohl auf der See,
Getrieben durch die Wellen u. s. w.",

oder noch andere, welche, obschon kunstlos gereimt, von Poesie zeugen und durch ihren sanften Wohllaut unser Ohr entzücken. Wie oft mögen diese Gesänge, an unserer Wiege vorgetragen, mit den Gestalten lachender Engel oder zappelnder Fischchen in kristallenen Wellen, oder goldenen Blumen und blauen Vögeln verschmolzen, unsere jugendliche Phantasie beim sanften Schlummer in das Feld der Wunder weggezaubert und entführt haben!

Zuweilen vereinigten sich verschiedene Frauen- und Männerstimmen, und wenn dieß geschah, schwiegen alle anderen Zungen und Alle horchten auf den ernsten Chor, der in diesem feierlichen Augenblicke, wo die Kinderchen, die Engel auf Erden, knieend und mit gefalteten Händen zu den Engeln im Himmel sprechen, gleich einem feurigen Bittgebete so lieblich und sanft durch das blaue Gewölb hindringt, von Stern zu Stern wiederhallt und endlich vor dem Throne des Schöpfers wie ein Seufzer der leidenden Erde in der ewigen Dankhymne des Weltalls verschmilzt und hinstirbt.

„Liebste Lena, sing' einmal „„das Röschen im Thale,"" sagte ein schöner Jüngling zu dem neben ihm sitzenden Mädchen, „ich höre es doch so gerne und schlafe so sanft, wenn ich Deine liebliche Stimme angehört habe."

„Schmeichler!" antwortete Lena und hob drohend den Finger auf, „um Dich zu bestrafen, weil Du heute so spät gekommen bist, sollte ich es nicht singen; doch ich will Dir nicht böse werden, sondern Dein Verlangen erfüllen."

Das Mädchen sing sanft und frei das schöne Lied an und alle Gespräche um sie herum hörten sofort auf; denn Lena war als die beste Sängerin des Dorfes bekannt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Das germanische Museum in Nürnberg hat bereits seinen zweiten Jahresbericht veröffentlicht, aus dem ein gedeihliches Fortschreiten dieser Unternehmung ersichtlich ist. Von den meisten deutschen Fürsten, von vielen Privaten äußerlich unterstützt, betrug die Einnahme dieses Instituts im vergangenen Jahre bereits fast 6000 fl., während die Aktienzeichnungen sich auf 4200 fl. belaufen und die erste Grundlage eines Stiftungsfonds mit 617 fl. bereits gelegt ist. Von den historischen und Alterthumsvereinen Deutschlands haben sich 65 zu literarischem Verkehr bereit erklärt und 224 Verleger haben der Bibliothek die unendgeldliche Zusendung von Verlagswerken, welche dem Zwecke des Museums förderlich seyn können, zugesichert. Bereits sind 17 Zimmer des einstweiligen Lokals (Karthause) mit den Sammlungen des Instituts gefüllt, und schon jetzt beträgt die Zahl der Originalurkunden und Aktenstücke über 3000, während die Bibliothek fast 18,000 Bände zählt. Die Kunst- und Alterthumssammlungen sind bedeutend; an plastischen Werken sind über 300, an Malereien über 100, an Handzeichnungen und Miniaturen über 200, an Siegeln über 3000, an Geräthschaften und Waffen über 800, an historischen Abbildungen über 5000, an Porträts über 2600 vorhanden, Alles aus der Zeit vor 1651. Auch die Zeit nach 1650 ist bereits reich vertreten. Der Personalstatus der Beamten des Museums umfaßt, abgesehen von den Agenten, 26 Personen, und die Gesammtzahl des Gelehrtenausschusses 139 Mitglieder.

Man schreibt aus Hamm, den 4. Nov.: „Der verdienstvolle, geschickte Mechanikus und Uhrmacher Baumann, welcher in Anerkennung der kunstvoll konstruirten, zur Ausstellung nach Paris gesandten astronomischen Uhr zum Mitgliede der dortigen Academie nationale ernannt ist, hat gegenwärtig eine Erfindung gemacht, die an das Perpetuum mobile erinnert. Es ist dieß ein Apparat, durch dessen bewegende Kraft ein Uhrwerk, ohne aufgezogen zu werden, stets und fortdauernd im Gange bleibt. Diese Kraft kann vermittels jenes einfachen Apparates selbst zur Fortbewegung und Hebung von Lasten benutzt werden."

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Giselle Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 271 Dienstag, 13. November 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

Die Tante hatte Recht. Das fühlte Alma, deßwegen sagte sie ihr endlich: „Es ist schrecklich, daß die geselligen Pflichten eine so diabolische Gewalt haben, daß sie uns zwingen, das Gegentheil von dem, was wir wollen, zu thun. Gut, gut, ich werde die Judith und die Johanna, wenn auch mit zerrissenem Herzen, spielen." Als aber die Stunde der Aufführung gekommen und sie bereits im gelben faltigen Gewande, mit dem Schwert in der Hand und dem Diadem auf der Stirne vor dem Spiegel stand, vergingen ihr dermaßen Besinnung und Bewußtseyn, daß sie in einen nervösen Zustand verfiel und die Tante von selbst von ihrem Begehren abstand und hinüber zu dem blonden Fräulein eilte, das die Rolle in den Bildern übernehmen mußte.

Alma war also erlöst. Sie lag einsam in ihrem Judithkostüme auf dem Sopha. Einsam, im Auf- und Abwogen, in trostloser Wonne, in einer Extase, die an Verzweiflung gränzte und doch glücklich, einsam zu seyn. Es war ein Uebermaß, eine Thorheit, eine Gluth in ihr, die ihr ein trauriges Schicksal verhieß. Sie fühlte sich völlig besinnungs- und gedankenlos, in einer dunkeln Gruft, aus der heraus sie nach Licht und Wärme verlangte. Drüben bei Franz glitt der matte Schein einer Lampe durch die heruntergezogenen Gardinen und hier in ihrem Zimmer hörte sie das Bravorufen der Gesellschaft, die Musik und das Gemurmel im Saale. Es war ihr wunderlich beklemmt. Sie wollte ruhen. Aber so schwer und heiß ihr auch die Augenlider zufielen, immer fuhr sie wieder empor und rief aufgelöst: „Franz, Franz!"

Plötzlich ertönte das Schellen einer Glocke im Korridor. Alma richtet sich hoch auf. Was ist das? Wer anders kann in diesem Augenblick in den Fremdenzimmern oben seyn, wenn's nicht Franz ist? Sie horcht wieder. Erst Stille, dann tönt die Glocke noch einmal. Da hält sich Alma nicht länger. Sie eilt hinaus auf den Korridor, sie lauscht, ob ein Diener kommt. Endlich hört sie Schritte. Es ist der schwerbeschuhte Portier, der an ihr vorüber zu Franz eintritt. Sie bleibt unschlüssig stehen. Sie möchte wissen, was er will. Sie wagt sich näher. Mit zitternden Händen schleicht sie sich die Mauer entlang. Der Portier tritt wieder heraus. Er scheint unschlüssig zu seyn. Alma wirft sich ihm in den Weg. „Was will der Herr?" fragt sie athemlos. Der Portier stutzt, kratzt sich hinter den Ohren, sagt: „Limo — Lima — ja der Kukuk behalte die vornehmen Namen." „Limonade will er," ruft Alma, „ist's nicht so — Limonade?" Und als der Portier nickt, fliegt sie in ihrem Judithkostüm, mit dem Diadem auf dem Kopfe, die weiten Gewänder flatternd um sie gelegt, hinab in das Büffetzimmer, zwischen der hin- und herlaufenden Dienerschaft, die nicht weiß, was dieser Aufzug bedeutet. Sie steht an einem kleinen Tisch; sie preßte selbst die Zitronenscheiben mit zitternden Händen aus. Nun ist noch Zucker nöthig. Nun ist der Trank fertig. Jetzt hat sie einen Diener aufgegriffen, der das Glas hinauf zu Franz tragen muß und jetzt folgt sie selbst, langsam und erschöpft.

Ein paarmal mußte sie sich erschreckt umsehen auf dem Korridor. Das Gelächter der Gesellschaft, das Bravorufen, die Musik, die lärmend zu ihr heraustönte, war ihr unheimlich. Ermüdend saß sie dann wieder auf ihrem Sopha, das Gesicht mit den Händen bedeckt, gemartert durch den Gedanken an Franz, athemlos, wenn sie sich als die Braut eines Andern vorstellte, geisteszerrüttet, wenn sie an Helene dachte. Auf einmal tönte die Glocke in Franzens Zimmer, ein-, zwei-, dreimal! Sie horchte. Niemand rührte sich im Korridor. Sie hörte das wie im Traum. Sie stand auf wie im Traum. Sie hatte die Thüre geöffnet. Die Musik tönte und tönte, das Gelächter schallte und Franz lag krank und hülflos, im Fieber dürstend, einsam da. Sie dachte das schwer und mit Schmerz; er kam ihr so allein in der Welt vor, sie schleppte sich weiter und weiter bis an Franzens Thüre, die sie behutsam öffnete. Franz lag auf dem Divan, fieberig, unruhig. Als die Thüre sich öffnete, fragte er: „Wer ist da?" Alma hatte fast keine Stimme, aber sie sagte doch sanft: „Sie schellten . . ." Da drehte

sich Franz um, erblickte Alma, sprang auf und als diese hinter sich Geräusch und vor sich Franz hörte, verlor sie so völlig alle Gewalt über sich, daß sie wie leblos auf einen Stuhl neben der offnen Thüre hinsank.

„Was sind das für Extravaganzen," sagte er schneidend und mißbilligend. „Wie kommen Sie hierher? Warum sind Sie nicht unter Ihrem Druidenbaum? Ich denke, Ihnen gilt dieser Beifallssturm, Ihren Draperien und Lichteffekten spielt die Musik einen Tusch auf und statt dessen sind Sie hier, bei mir, auf meinem Zimmer!"

„Treten Sie mich mit Füßen, zernichten Sie mich," stammelt sie in Thränen. „Sie schellten, ich war oben, Ihre Verlassenheit schmerzte mich, ich wollte sehen . . ." setzte sie trostlos hinzu.

Franz drängte sie sanft zur Thüre hinaus. „Gehen Sie hinunter, ich folge," sagte er gerührt. „Unten will ich Ihnen danken, unten . . ." Aber indeß er seine Krankheit überwand, sich mühsam anzog und hinabstieg, war Alma in ihr Zimmer geeilt und hatte hinter sich zugeschlossen.

„Was habe ich gethan?" jammerte sie aufgelöst. „Wie hab ich mich vergessen! Jetzt kann ich ihn nie wiedersehen, jetzt nicht, wo ich mich verrathen und herabgewürdigt habe . . ." Und die Welt und das Vorurtheil warfen schwarze Schlagschatten auf ihr Gemüth, daß es in sich zerknirscht zusammenschauerte. Und dann strich sie sich die Haare aus dem Gesicht und sagte kalt: „Wozu diese schlaffen Verzweiflungen? Habe ich nicht ein Herz von Stein? Und können Steine schmelzen?" Sie sprach so fort mit sich, eingeweiht in das Geheimniß der Schmerzen, kämpfend, mit einem wahren Entsetzen, wenn sie an sich, mit einer stillen Beschämung, wenn sie an Franz und Helene dachte. Almas Erscheinung hatte indeß auf Franz einen schmerzlichen Eindruck gemacht. Er wußte nicht, sollte er sich freuen oder sich betrüben. Rasch zog er sich an, rasch eilte er die Stufen hinab in den Saal. Man umringte ihn. Man fragte nach seiner Krankheit. Er antwortete zerstreut, blickte über die Sprechenden hinweg auf die Gesellschaft, unter der er Alma vergeblich suchte; sah seit- und rückwärts und traf endlich auf Frau von Wallsee, die er zu sich ans Fenster zog. „Wo ist Fräulein Alma?" fragte er sie erschüttert.

„Auf ihrem Zimmer," war die Antwort. „Das wunderliche Mädchen hat ganz ihre Heiterkeit verloren. Heute nun vollends ist das liebliche Gesicht blaß und welk. Ich habe sie weinen sehen, Herr von Brinkmann, nicht wie die Jugend weint, sondern als wenn sie Blutstropfen aus einer tief verwundeten Seele vergösse. Trocknen Sie diese Thränen."

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

Als die letzten Worte: „Röschen, ach! Röschen in dem Thale" verklungen waren, gab sich ein allgemeines Flüstern des Beifalls unter den Zuhörern zu erkennen. Niemals war Lena's Stimme so lieblich, so gefühlvoll und so tief in Ohren und Herzen gedrungen.

„Armes Blümchen!" seufzte sie mit einer Thräne im Auge.

„Liebste Lena!" seufzte der Jüngling und seine Hand drückte zart und sachte die ihrige.

Jetzt gab es ein so bedeutungsvolles Gelispel unter den beiden jungen Leuten, als ob sie das interessanteste Gespräch von der Welt geführt hätten; und doch thaten sie weiter nichts, als das tausendmal von ihnen gesprochene: „Lena, ich sehe Dich ja so gerne!" und: „ich Dich auch, Joseph!" aus der Fülle ihrer glücklichen, liebetrunkenen Herzen wiederholen. Wie glücklich waren sie nicht!

Und sie waren Beide ihrer reinen Grundsätze, ihres musterhaften Betragens und ihres frommen Christensinnes wegen alles Glückes würdig. Joseph war nicht nur als ein tüchtiger Künstler bekannt, sondern er wurde auch als ein rechtschaffener, leutseliger und freundlicher junger Mensch in seinem Geburtsorte von Allen geachtet und geliebt.

Da er weder Vater noch Mutter mehr hatte, so hatte er ein Jahr vorher eine alte Tante zu sich genommen, die sich in sehr mißlichen Verhältnissen befand. Diese Verwandte unterstützte er mit seinem Gehalt, so wie durch den Ertrag seiner Privatstunden.

Joseph hatte in Gent, wo er die Tonkunst lernte, Ludwig's Bekanntschaft gemacht. Sobald aber die beiden Jünglinge sich gegenseitig zu schätzen wußten, hatte sich zwischen ihnen ein inniges Freundschaftsverhältniß ergeben.

Uebrigens stimmten auch ihre Herzen und Neigungen ganz mit einander überein. Beide liebten die schöne Natur, den Gesang der Vögel, das Murmeln des Baches; beide glaubten an Gott und die Tugend, an Glück und an Liebe. Und, als wenn selbst die Uebereinstimmung im Andenken an die frühesten Jahre ihrem Freundschaftsbunde nicht fehlen sollte, waren auch beide Kinder der Armuth. Beide hatten sich, aus dem gemeinen Volke geboren, durch Arbeiten und Streben, über ihren ursprünglichen Stand hinaus, zur einzig wahren, einzig würdigen, einzig ewigen Aristokratie der Seele und des Geistes erhoben.

Obschon sie jetzt einige Meilen von einander entfernt waren, unterhielten sie doch einen recht herzlichen Briefwechsel. Ludwig kannte Joseph's

Liebe zu Lena, und Joseph wußte, wie es mit dem Herzen seines Freundes bestellt war. Er hatte demselben alle möglichen Folgen seiner Liebe vor Augen geführt und ihn im Interesse seiner Ruhe, seiner Zukunft und seines Glückes beschworen, dieß Gefühl zu bekämpfen.

In dem letzten Briefe, den Joseph empfangen hatte, und welcher in jenen Tagen der Gleichgültigkeit, aus welcher Ludwig bekanntlich so grausam und plötzlich geweckt worden, geschrieben war, sprach Klara's Geliebter mit solchem Indifferentismus von dem Gefühle, das ihn verzehrte, daß Joseph sich bereits vor der Hand über die gute Wirkung seines Rathes erfreute und der Hoffnung Raum gab, seinen Freund von der bösen Krankheit, wie er dessen Zustand nannte, bald ganz und gar geheilt zu sehen.

„Joseph, woran denkst Du jetzt?" fragte Lena.

„Woran ich denke, meine Liebste? An wen kann ich anders denken, als an Dich?"

„Doch nicht ausschließlich an mich?"

„Jetzt, ja. Bist Du nicht meine Vergangenheit und meine Zukunft? Meine Vergangenheit, weil Du mir Deine liebreiche Hand gereicht hast, als, von Wehmuth überwältigt und von Verzweiflung ergriffen, meine erbitterte Seele das Leben verfluchte und Gottes Güte zu lästern wagte; meine Zukunft, weil Du meine Braut bist und bald ein unauflösliches ewiges Band uns vereinigen wird. Ach Lena, erinnerst Du Dich noch, wie von Krankheit erschöpft, mein kraftloser Körper der Vernichtung so nahe war, und Deine zarten Sorgen, Deine liebreiche Wachsamkeit mich aufgerichtet und ins Leben zurückgerufen haben? Sag an, erinnerst Du Dich noch, wie viel besser ich wurde, als Deine sanfte Stimme, gleich dem Tone einer Engelsharfe, mit Worte der Theilnahme und des Muthes zusprach und mich von dem schrecklichsten Unheile, dem Tode der Seele, rettete?"

„O sage, weißt Du noch, wie ich, als ich nach langen schmerzlichen Leiden zum Erstenmale zwischen Dir und Ludwig im Garten saß, mich so glücklich fühlte, daß mein noch schwacher Körper der Gewalt der innern Gemüthsbewegung erlag und ich ohnmächtig Dir zu Füßen hinstürzte? O ja, Du erinnerst Dich all' dieser Umstände, denn das Gedächtniß wurde vom Schöpfer eben sowohl dem Guten zum Lohne, als dem Bösen zur Strafe gegeben. Aber was Du nicht begreifen kannst, das ist die Quelle des Trostes, die in meinem Herzen entsprang; es ist die dreifache Fackel des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, welche plötzlich meinen Verstand erleuchtete, als ich in Deinen und Ludwig's Armen erwachte und in Deinen schönen Augen die wohlthuenden Thränen der Theilnahme erblickte. Seit diesem Augenblicke, Lena, habe ich nur durch und für Dich gelebt; ja von da an ist mir das Leben erst in seiner lachenden Gestalt erschienen. Deine Liebe ist der Leuchtthurm gewesen, der mich in den Hafen des Glückes geführt hat, und deßhalb sehe ich Dich so gern, daß außer Deinem Wohlergehen mich nichts mehr berühren kann."

„Du darfst das nicht sagen, Joseph," bemerkte jetzt Lena, „denn Du thust sehr unrecht damit."

„Dadurch, daß ich Dich liebe, Lena?"

„Nein, das nicht. Du würdest im Gegentheil sehr unrecht handeln, wenn Du mich nicht gerne sähest. Aber Du mußt nicht sagen, daß außer meinem Glücke Dich nichts mehr berühren könne!"

„Warum nicht, Lena?"

„Höre Joseph, ich bin nur ein einfältig Bauernmädchen und kann nicht so verständig sprechen, als Du; aber ich meine es recht ernst, und es scheint mir sehr böse, solche Dinge zu reden. Der gute Gott will ja, daß wir alle Menschen lieben. Durch solche ausschließende Denkweise aber, dünkt mir, daß Du dem Unglücklichen und Bedrückten zu nahe trittst. Doch Du hast dieß nicht so übel gemeint, nicht wahr, Joseph? Du bist gut, und würdest gewiß inniges Herzenleid empfinden, wenn z. B. Deine Muhme oder Dein Freund Ludwig im Unglücke leben müßten."

„Du hast Recht, Lena; ich danke Dir für diese Worte. Das Glück darf uns nicht gefühllos gegen das Leiden Anderer, noch undankbar in Ansehung unserer Freunde machen."

Das Gespräch wurde durch den: guten Abend! von Joseph's alter Muhme, die unbemerkt hinzugekommen war und dem Jünglinge einen Brief überreichte mit Einemale unterbrochen.

„Von woher kommt der Brief, Tante?" fragte er.

„Ich werde Dir es sagen, Neffe. Du mußt wissen, daß ich da bei Jente Mie ein halb Dutzend schöner Palinge gekauft hatte und eben im Begriffe war, dieselben abzuziehen, als Jan Vereecke, der, wie Du ebenfalls weißt, vor einem Jahre Soldat werden mußte, plötzlich die Thür aufstieß und rief: Ist keine Schelle am Haus? Ich dachte, wer das seyn möge. Ich verstand die Sprache nicht; denn Du mußt wissen, daß Jan jetzt ein Bischen auf seine Brüsseler Manier spricht. Als ich so eine Weile in Zweifel stand, wer es seyn möge, ging ich endlich bis in den Gang.

Bist Du es, Jan? sagte ich. Ja, ich bin es, antwortete er. Wie geht es noch? fragte ich. Ziemlich wohl, der Mensch darf nicht immer klagen, antwortete er, wohl gemerkt, noch fortwährend in seiner Brüssel'schen Weise. Ich habe hier einen Brief für Herrn Joseph, sagte er darnach.

Gut, Jan, sagte ich, aber meine Hände sind so schmutzig; sey so gut und lege ihn auf den Tisch!

Von wem ist der Brief? fragte ich. Ich weiß es nicht, entgegnete er.

Wie, sagte ich, Du weißt nicht, von wem der Brief kommt?

Nein, Frau, sagte er. Ich werde sagen, wie das gegangen hat. Sie müssen wissen, daß ich gestern Abend noch zu Bergen war, wo ich in einem Wirthshause dem Bahnhofe gegenüber logirte. Ich plauderte, sagte er, mit noch zwei Kameraden, die mit mir von Namur gekommen waren; uns gegenüber saß ein junger Herr, der ganz betrübt aussah. Auf einmal fragte der Fremde, der gehört hatte, daß ich nach B. in Urlaub gehe, ob ich dort keinen gewissen Joseph van Halle kenne. Dann fragte er mich, ob ich demselben nicht einen Brief mitnehmen wolle, da es zu spät sey, denselben frankirt zu bekommen. Ich antwortete Ja, fügte er hinzu, und als ich Morgens um 5 Uhr aufstand, gab die Magd mir diesen Brief mit dem Bemerken, daß das junge Herrchen bereits eine gute Stunde zu Fuß abgereist sey.

Ich habe Jan Vereecke ein Glas Bier eingeschenkt und ihm für seine Güte gedankt, worauf er sich wohlgemuth nach Hause begeben hat. Da Du indeß nicht zum Essen gekommen bist, so dachte ich bei mir selbst, — der Vetter werde ohne Zweifel bei Bäckers Lena sitzen. Ich gebe, ihm den Brief zu tragen, sagte ich in meinen Gedanken; es ist schön Wetter und ungemein angenehm, einen kleinen Spaziergang zu machen.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Trauung.

An des Domes hoher Pforte
Harr't die Menge andachtsvoll,
Leise flüsternd sich die Worte:
Wen der Priester segnen soll.
Ferne zeigen sich die Wagen
Reichgeschmückt mit Blumenflor,
Die den Brautzug in sich tragen —
Fahren an der Kirche vor.

Strahlend in der Jugend Fülle,
Gleich den Engeln gut und mild,
Hebt sich aus der schmuken Hülle
Bräutchens schönes Kopfgebild'.
Ihr zur Seite wonnestrahlend
Geht der Mann aus freier Wahl.
Orgeltöne wiederhallend,
Stimmen festlich zum Choral.

Segne Gott! das junge Paar,
Daß es nie den Kummer fühle;
Betet nun die fromme Schaar
Feierlich und in der Stille.
Das Gebet es möge werden
Allen, die zur Ehe schreiten,
Balsam menschlicher Beschwerden;
Sie dann einst zum Himmel leiten.

L. A . . .

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die Entdeckung von bei dem vor einigen Jahren in Berlin vorgekommenen Raubmord der Wittwe Hirsch geraubten Werthpapieren schreibt man der Ostsee-Zeitung aus London: „Am 19. Okt. wurde den H. H. Baum u. Sons in London (Foreign Bankers und Geldwechsler in Lombardstreet) eine Parthie preußischer, russischer und polnischer Werthpapiere im Werthe von 10,000 Thlr. zum Verkaufe angeboten. Bei ihrer Prüfung entdeckten die H. H. Baum, daß denselben die seit sechs Jahren fälligen Coupons noch beigefügt waren; dieser Umstand erregte in ihnen Verdacht und sie verweigerten den Ankauf ohne vorherige Anfrage in Berlin. Am 24. Oktober sandten sie die Dokumente an ihre Agenten, Gebrüder Meyer in Berlin. Am folgenden Tage erhielten sie von diesen eine telegraphische Depesche, daß ihnen verschiedene Papiere ähnlicher Beschaffenheit von einem andern Londoner Bankhause eingeschickt seyen, und daß die H. H. Baum das Nähere von zwei bereits nach London abgereisten preußischen Beamten erfahren würden. Ungefähr eine Stunde nach Empfang dieser Depesche trafen auch die beiden Beamten bei den H. H. Baum und Sons ein und erzählten, daß die fraglichen Papiere das Eigenthum einer Frau, Namens Henriette Hirsch, seyen, welche im Oktober 1849 ermordet und um 18,000 Thlr. in russischen, preußischen und polnischen Fonds beraubt sey. Die Mörder, ein Mann und zwei Weiber, seyen seit der Entdeckung des Mordes in Berlin im Gefängniß, wo eins der Weiber vor Kurzem gestorben sey. Von dem Raube hatte man trotz der eifrigsten Nachforschungen, welche auf Veranlassung der Gebrüder Meyer, Neffen der Ermordeten, vorgenommen, nichts entdecken können. Die Beamten hielten sich in Folge dieser Erklärungen in der Nähe der H. H. Baum auf, um die Rückkehr des Mannes abzuwarten, welcher die Papiere angeboten hatte. Am 3. Nov. erschien derselbe im Comptoir der H. H. Baum; die Frage, ob er der Eigenthümer der Papiere sey, verneinte er und sagte, daß der Eigner krankheitshalber das Bett hüten müsse. Die H. H. Baum erklärten hierauf, daß sie nur mit dem wirklichen Besitzer handeln könnten, und schlugen vor, daß ein Kommis mitgehe. Dieß wurde angenommen; die beiden preußischen Beamten folgten in einiger Entfernung und das Resultat war die Festnehmung des angeblichen Eigenthümers, welcher, wie man glaubt, der Bruder des Mörders ist. Der Gefangene wird demnächst nach Berlin ausgeliefert werden.“

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 272 Mittwoch, 14. November 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

Sie drückte ihm flüchtig die Hand und drängte sich zu der Gesellschaft zurück. Franz lehnte einen Augenblick zweifelhaft am Fenster. Dann schlug er die Augen auf. „Es war für Dich, Eduard, für Dich und Dein Glück. Das rechtfertigt diese Thränen!" dachte er still und ging langsam hinauf an Alma's Thür, an die er pochte. Sie fuhr auf. Sie fragte schnell: „Wer klopft?" Franz antwortete mit seinem Namen. Darauf Todtenstille. Er klopfte wieder. Keine Antwort. „Alma!" rief er sanft. „Machen Sie auf. Ich möchte Ihnen danken." — Wieder Stille. Sie öffnete nicht, rührte sich nicht. Betrübt ging er endlich fort. „Sie haßt mich," dachte er seufzend. „Ich war zu hart. Natürlich hat das wunderliche, aufrührerische Empfindungen in ihr erzeugt, Empfindungen, die erst ein Gemisch von Zärtlichkeit und Unterwürfigkeit und dann . . . Abneigung geworden sind. Sie mag Recht haben, aber ich habe auch Recht." Damit trat er in sein Zimmer, in dem er Briefe vorfand. Eduard meldete den am Morgen erfolgten Tod des Fürsten und lud Franz dringend zur Rückkehr ein. „Komm gleich," schrieb er. „Alles ist in der größten Unordnung. Wir haben Männer, wie Du, am Steuerruder nöthig. Alma und die Tante laß in Haiderode, bis wir sie holen können. Die haben hier für den Augenblick nichts zu thun. Aber Du komm und schnell."

Franz war schon in den Reisekleidern. Es schien ihm, als beginne jetzt eine neue Liebeszeit für ihn; er hätte aufjauchzen mögen in dem Gedanken: „Helene ist frei!" und dann blieb er doch mit flammendem Antlitz vor einem Heer von Möglichkeiten stehen, die ihm das Herz und die Kehle wie zuschnürten. Als ihm der Diener meldete, ein Pferd sey gesattelt, eilte er rasch über den Korridor hinweg zur Treppe. Plötzlich fiel ihm Alma ein.

„Der muß ich ein Lebewohl sagen," dachte er, drehte um und klopfte an der Thüre. „Machen Sie auf," rief er, „der Fürst ist todt, ich muß zur Stadt. Eduard wird Sie holen," und als sie doch nicht aufmachte, sondern er drinnen einen dumpfen Schrei und einen Fall hörte, setzte er eilig hinzu: „Leben Sie wohl, Alma, schonen Sie sich . . ." Dann schwang er sich auf's Pferd und eilte zur Stadt zurück.

Bei den Worten: „Der Fürst ist todt," war Alma in sich zusammengesunken. „O du strenger Gott, wie rächt sich meine Vergangenheit an mir," seufzte sie schmerzlich, als sie jetzt den Hufschlag des Pferdes im Hofe verhallen hörte. Sie blieb betäubt auf dem Sopha liegen, zählte mechanisch den Stundenschlag der Schloßuhr, horchte, als ein Laut nach dem andern im Schlosse verstummte und stand endlich auf, als die Tante wiederholt gegen Morgen ihr durch die Thüre zurief: „Alma, ich beschwöre Dich, laß mich ein zu Dir, ich ängstige mich zu Tode." — Da riegelte sie auf. Gott weiß, wie sie aussah. Sie hatte noch das Judithkostüm an sich, das Diadem funkelte auf ihre Stirne. Die Haare hingen unordentlich auf dem Halse, ihr Auge starrte wie im Fieber. Aber als nun die Tante eintrat, als auch diese verwirrt und angstvoll sagte: „Der Fürst ist todt," als der erste Morgenstrahl glühend ins Fenster schoß, die Morgenluft in den Bäumen spielte, die Schwäne auf dem Teiche ruderten, ein kleiner Springbrunnen im Garten plätscherte, die Vögel zwitscherten, Alles lieblich um sie und nur sie wie in Verzweiflung war, da ließ sie sich plötzlich mit Thränenströmen in die Arme der Frau von Wallsee gleiten und rief außer sich: „Jetzt, Tante, habe ich ihn und mich verloren."

* * *

Das waren traurige Tage! Alma war mit Frau von Wallsee allein von den Gästen auf Haiderode zurückgeblieben. Es war still um sie geworden, öde und leer. Nichts schien sie zu unterhalten sie hatte keinen Wunsch und keine Hoffnung meh Sie las und zeichnete; sie erfüllte ihre Pflichte gegen die Tante und Frau von Haiderode mit großer Sanftmuth, schenkte Morgens und Abends den Thee, las wohl auch, spielte Whist und Grabüge,

aber alles ohne Freude und Theilnahme. Am liebsten war sie für sich allein. Dann ging sie zuweilen weit in den Wald hinein, lagerte sich unter einem Baume, starrte ins Weite und dachte dumpf: „Was Franz wohl macht? Was er thun wird? Ob es einen unsichtbaren Zug der Geister zu einander gibt?“ Tausend unvergossene Thränen zitterten in den Bildern, die auf und ab in ihr glitten; tausend Schmerzen rieben sie langsam auf. Sie kam sich ohne Urtheil, ohne Kraft vor; sie stand geisterbleich mit verschränkten Armen vor der Wahrheit, daß Helene frei und sie hoffnungslos sey. Sie war nervenaufgeregt, herzensmüde. Ihr Gemüth seufzte im Gebet um Hülfe; ihr ganzer Seelenzustand war ein seltsames Geheimniß, in das die Tante mit liebevoller Hand zu dringen suchte und doch vom Enthüllen abstehen mußte. Denn jedesmal, daß Alma von ihr nach ihrem Befinden gefragt wurde, sah sie bittend auf, faltete die Hände und sagte angstvoll: „Frage mich nicht, liebe Tante. Schone mich, sey geduldig, sey still.“ Nur wenn Briefe von Eduard oder Zeitungen kamen, flammte sie auf, durchlief sie hastig und legte sie dann mit kalten, zitternden Händen zur Seite. Offenbar suchte sie nach Nachrichten von Franz. Aber — war es Zufall oder Absicht — Eduard nannte den Namen nicht und die Zeitungen sprachen nicht von ihm. Alles war stumm, kalt und todt. Alma bemühte sich, in ihr Stillleben Fassung, Demuth und Wahrheit zu bringen und mußte sich doch schmerzlich gestehen, daß sie unverstanden und allein sey. Sie las die Bibel, die wunderbaren Erscheinungen der Engel, die den Menschen Trost im Leiden zugelächelt, sie sehnte sich nach ihnen und Keiner erschien und sie lag mit der brennendsten Sehnsucht im Herzen auf den Knieen und dacht statt an Gott — an Franz!

Ein solches in sich konzentrirtes Leben mußte endlich einmal überströmen in Worten und Klagen. In tiefster Stille setzte sie sich hin und schrieb ein Bekenntniß ihres Zustandes. Es lautete also:

„Wenn ich zurück in meine Kindheit, in diese vergoldete, verwöhnte, von Genüssen aller Art durchduftete Existenz blicke, was finde ich anders als Lüge, Mißbrauch, Uebermuth oder Laune? Ich durfte mir Alles erbitten, erschmeicheln, erweinen. Und hatte ich erlangt, was ich suchte, fühlte ich Verachtung gegen die Gewährer, Uebersättigung für mich selbst. Ich war ohne Schonung und ohne Zartgefühl für meine Lehrer, ohne Ehrfurcht vor meinen Eltern. Sie lebten nicht glücklich miteinander. Ich fühlte das, ohne es beweisen oder beschreiben zu können. Natürlich, daß ich Partei für meine Mutter, gegen meinen Vater nahm. Meine Mutter war unbeschreiblich schön und ich begriff meines Vaters Kälte nicht, wenn er tagelang fern von ihr seyn, sie mit Gleichgültigkeit begrüßen, sie mit Zerstreuung anhören konnte. Mir war die Schönheit von jeher so etwas Sympathisches, daß ich auf sie allein schon die Liebe für meine Mutter gründete. Freilich kannte ich die Ehe nicht. Ich wußte nicht, wie schwer diese Lebensaufgabe ist, wie viel Geduld, Ausdauer, Verständniß, wie viel Heroismus sie verlangt. Ich wußte nicht, daß ein Ehemann sich nie einen Vorwurf in Gegenwart eines Dritten erlauben sollte, und daß mein Vater — Vorwürfe machte. . . . . .

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

„Ihr habt sehr wohl gethan, Tante,“ antwortete Joseph, der den Brief bereits geöffnet hatte und denselben bei dem unstäten Lichte einer in dem Laden, dem Fenster gegenüber sich befindenden Lampe zu entziffern strebte.

„Kommen Sie herein, Herr van Halle, und lesen Sie den Brief mit Gemächlichkeit!“ sagte jetzt Lena's Mutter, welche durch die Gesprächigkeit von Joseph's Tante aus ihrer Küche gelockt worden war und sich bald mit der alten Frau über die schlechte Zeit, die Theuerung der Kartoffeln, große Wäsche, starke Butter und andere wichtige Dinge ernstlich unterhielt, während Joseph und Lena in die Lektüre des angekommenen Schreibens vertieft waren.

Der Brief lautete:

„Bergen, den 14. Juli 184*.

Bester Joseph!

Wenn Du dieses Schreiben lesen wirst, werde ich schon weit weg seyn; wohin, weiß ich nicht. Ein schrecklicher Schlag hat dieser Tage meine Seele getroffen.

Du weißt, Joseph, welche Mühe ich mir gegeben hatte, um meine aufbrausende Leidenschaften zu zügeln. Bereits freute ich mich über die Siege, welche ich errungen zu haben glaubte; doch ein einziger Augenblick, in dem ich aufgehört habe zu wachen, hat Alles wieder verdorben. Der Feind meiner Ruhe benutzte diesen Moment, um das noch in meinem Innern unter der Asche glimmende Feuer zur lichterlohen Flamme anzufachen.

Klara ist mit ihrem Vetter verlobt, und dieser Schlag mußte — obschon ich keine Hoffnung hatte, je mit mir verbunden zu werden — so unvorhergesehen und gewaltig auf Deinen armen Freund einwirken, daß ich selbst nicht mehr recht weiß, ob ich träume oder wache und mich zuweilen fragen

muß, ob ich noch bei Sinnen bin. Dunkele Vorstellungen erfüllen meinen Geist und es scheint mir, als ob alles fernere Glück für mich unmöglich geworden wäre. Seit zwei Tagen habe ich mich oft gefragt, weßhalb der Mensch so wunderlich geschaffen ist, daß die edelsten seiner Empfindungen zum Gift werden können, das ihn tödtet; gefragt habe ich mich, warum, wo es Ein Glücklicher gibt, tausend Andere so Vieles leiden müssen. In der Bitterkeit meines Herzens habe ich dann Dich um Dein Glück beneidet.

Doch jetzt ist es vorüber, und ich bin wieder Deiner Freundschaft würdig. Beschuldige mich nicht der Undankbarkeit oder der Vergeßlichkeit, daß ich vor meiner Abreise nicht zu Dir gekommen bin. Ich fürchtete zu sehr, daß der Anblick Deines Glückes und des Glückes Deiner guten Lena meine Schmerzen noch vergrößern möchte; auch wollte ich Eure Seligkeit nicht durch meine Trauer stören.

Denket Ihr Beide zuweilen an mich, während ich Armer, aus dem Paradiese der Freude Verstoßener, niedergeschlagen und einsam bei Fremden umherirre. Nur wenn die Zeit meine Wunden geheilt haben wird, werdet Ihr mich wieder sehen. Bewahret, ich bitte Euch darum, mein Andenken treu in Eurer Seele; denn Eure Freundschaft ist die letzte Blume, die zwischen den Dornen meiner Lebenskrone prangt, der letzte Stern, der am Himmel meiner Zukunft glänzt!

Lebe wohl Joseph, und sey glücklich bei Deiner Lena!

Lebe wohl und denke zuweilen an Deinen unglücklichen Freund Ludwig."

Nachdem sie aufgehört hatten zu lesen, war der Brief an verschiedenen Stellen mit ihren Thränen benetzt, und Lena, die die Arme um den Hals ihres Geliebten geschlungen hatte und deren glühende Stirne an seinem klopfenden Herzen ruhete, war fast nicht im Stande, ihren Schmerz zu bewältigen.

„Joseph! Joseph!" sagte sie, „habe mich allzeit lieb! Wie wehe muß es thun, seine Liebe nicht erwidert zu wissen! Joseph drückte einen feurigen Kuß auf ihre Rosenwange und eilte zur Thüre hinaus, während das Mädchen schluchzend in die Küche ging.

„Da ist etwas nicht richtig," sagte Lena's Mutter zu Joseph's Tante; „doch ist dieß der Welt Lauf. Wir sind auch jung gewesen und wissen, wie es mit allen Liebesangelegenheiten bestellt ist."

„Ja gewiß," antwortete die Alte, „es muß von Zeit zu Zeit ein kleines Scharmützel geben, sonst wäre das Leben zu eintönig und langweilig."

„Nun, wir haben die Welt so gefunden und werden sie verlassen. Guten Abend, bis über ein Kleines!"

„Schlafen Sie wohl, Nachbarin, bis morgen."

* * *

„Wo mag denn meine Frau schon wieder hingegangen seyn?" fragte der dicke Herr. „Wir sitzen hier bereits eine Stunde in Erwartung, und sie kommt nicht. Schwester, Sie müssen einmal sehen, wo sie bleibt."

Frau van Straelen, welche aus eigener Unruhe schon dreimal den Saal verlassen hatte, ging noch einmal bis in den Gang und wartete dort, mit ängstlicher Ungeduld, den Ausgang des Zwiegesprächs zwischen ihrem Manne und seiner Schwester ab.

„Ich glaube, daß Sie Unrecht haben, Herr Vanderklaveren," antwortete der Notar dem Gemahl der Tante Therese; „wir sind erst sechszehn und eine halbe Minute in diesem Zimmer. Sehen Sie lieber!" In dem er dieß sagte, nahm er in seiner bereits zu bekannten Dienstfertigkeit zum Drittenmale seine goldene Uhr aus der Tasche."

„Ja, ja, ich glaube Ihnen, Herr Notar, auch ohne es zu sehen; wenn ich sage eine Stunde, so ist das nur eine Redeweise, welche beweisen soll, daß es schon lange her ist. Sie verstehen mich doch wohl, nicht wahr?"

Klara saß am Fenster und strickte. An den kurz abgebrochenen Bewegungen ihrer Hände und Finger konnte man leicht erkennen, daß keine Ruhe in ihrem Geiste herrschte.

Es folgten einige Augenblicke des Stillschweigens, welche das Mädchen benutzte, um einmal Athem zu schöpfen und sich den Schweiß von der Stirne zu trocknen.

Der Notar nahm drei Priesen, sah noch einmal auf die Uhr und fing an gewahr zu werden, daß man zu lange mit dem Decken des Tisches warte.

Man hörte jetzt im großen Saale nichts als das Sumsen der Fliegen, die im Sonnenschein spielten und das Blasen des Herrn Vanderklaveren.

Plötzlich wurde die Thüre mit Gewalt aufgeworfen und Tante Therese, von Frau van Straelen begleitet, stürmte herein. Eine ausgelassene Freude ließ sich auf ihrem Gesichte lesen, und die gute, lustige Pathin war mit sechs Schritten bei ihrer Nichte, der sie etwas Angenehmes in's Ohr flüstern mußte; denn ein helles Roth erschien auf Klara's bleichen Wangen und dankbare Blicke strahlten aus deren blauen Augen zum Himmel auf.

Ein Wagen kam in den Hof hereingefahren. Er brachte neue Gäste, nämlich den Bürgermeister des Dorfes und seinen Kollegen aus einer benachbarten kleinen Gemeinde, zwei gute Bekannte des Herrn van Straelen. Arthur ging im Namen seines Oheims hinaus, die Ankommenden zu empfangen. Herr Vandecklaveren und der Notar verließen ebenfalls sofort das Zimmer, um die beiden Bürgermeister bei ihrer Ausladung zu begrüßen. Die übermäßig dicken Dorfpotentaten aus dem rol-

lenden Kasten auf festen Grund zu bringen, durfte wirklich ein Ausladen genannt werden.

Vor dem Saale begegneten sie Herrn van Straelen, der aus einem andern Zimmer kam und die äußere Treppe mit ihnen hinabstieg.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Für Kunstfreunde dürfte es auch nachträglich von Interesse seyn, eine vollständige Uebersicht der Kräfte zu erhalten, welche sich bei dem großen Musikfeste in München betheiligten. Im Ganzen, mit Einschluß des Dirigenten Hrn. Generalmusik-Direktors Lachner, betrug die Zahl der Mitwirkenden 1178, und davon trafen 977 (mit inbegriffen 11 Solosänger) auf das Sängerpersonal und 200 auf das Orchester. Die Solosänger bestanden in 1 Mezzosopran (Fr. v. Mangstl), 3 Sopran (die Damen Diez, Behrendt-Brandt und Schwarzbach), 1 Alt (Frl. Lenz), 3 Tenor (HH. Auerbach, Young und Hoppe), 1 Bariton (Hr. Kindermann) und 2 Baß (HH. Sigl und Kremenz). Den Chor bildeten der Oratorienverein und die Münchener Liedertafel (135 P.), die kgl. Hofkapelle (15), das Konservatorium für Musik (12), der k. Hoftheaterchor (50), durch Ausschreiben eingeladene Gäste von München (138), der Künstler-Sängerverein (32), die Bürgersängerzunft (79), Neubavaria (25), Liederkranz (24) in München, Damen vom Verein für klassische Kirchenmusik in Stuttgart (21), Damen aus Ulm (10), Damen, Liedertafel und Knaben aus Augsburg (67), Damen und Knaben aus Nürnberg (63), Damen und Herren aus Würzburg (20), Liederkranz und Chorknaben von Regensburg (36), die Liedertafeln von Nymphenburg, Freysing (18), Landshut (40), Passau (10), Eichstätt (8), Ansbach (3), von Wunsiedel, Gunzenhausen, Moosburg, Reichenhall, Dinkelsbühl, Krumbach rc. (85), Aushülfssänger und Singknaben von München (96). Von diesem Chor-Personal treffen 606 auf München und 360 auf die angegebenen Städte und, bringen wir das Verhältniß der einzelnen Stimmen in Anschlag, 198 auf Sopran, 163 auf Alt, 285 auf Tenor und 320 auf Baß. Das Orchester gliederte sich in folgende Unterabtheilungen: 84 Violinisten (22 Mitglieder der kgl. Hofkapelle, 3 Eleven derselben, 19 Violinspieler von auswärts, so die HH. Barnbeck, Debuysere und Oswald aus Stuttgart, die Konzertmeister Becker aus Mannheim und Eliason aus Frankfurt a/M., die Musik-Direktoren Bratsch und Hamm aus Würzburg, die Uebrigen Dilettanten, Stadt- und Militärmusiker, Lehrer, Musikeleven), 23 Violen, 20 Violincellis (darunter Musikdirektor Krähmer aus Augsburg, Heinefetter aus Mannheim), 20 Contrabässe (worunter Konzertmeister Müller aus Darmstadt, Sachar aus Frankfurt a/M., Deisböck aus Salzburg, Bauer aus Stuttgart), 5 Flöten, 2 Piccoli, 7 Oboen, 7 Klarinetten, 6 Fagotte, 10 Waldhörner, 6 Trompeten, 6 Posaunen, 2 Ophikleyde, 1 Bombardon, 2 (paar) Pauken und 1 Harfe (die k. Hofharfenistin Frau Brauchle).

Die Errichtung einer unterseeischen Telegraphenlinie von Kap Breton nach Neufundland ist wegen des ersten verunglückten Versuchs keineswegs als aufgegeben zu betrachten. Der erste eingesenkte Draht ist bekanntlich zerrissen, aber er war in London versichert und die Assekuranzkompagnie wird ihn entweder bezahlen, oder aus der Tiefe heraus holen müssen. Seine Länge beträgt 40 englische Meilen, sein Gewicht 3200 Zentner, aber da ein Ende in Neufundland festgeankert ist, wird man seiner vermittelst Maschinen wohl noch habhaft werden können, und im Juni oder Juli, den einzigen Monaten, die in jenen Breitegraden die Operation gestatten, den Versuch beginnen. Der für's feste Land bestimmte Draht (vom Kap Ray bis St. Johns — 400 englische Meilen) ist beinahe fertig.

Wie entstand das Sternbild: die Jungfrau!? — Ein weibliches Herz, das unvermählt, einsam sein leider verkanntes Leben unter dem Herzgitter vertrauert, allein geweint, allein gelitten, von dem bittern Hohn der Menschen langsam gefoltert, kam und brachte dem Schöpfer eine „Rose" mit, und die Rose sprach für die Verstummte: „Mich hat der Westwind gepflegt, der Südwind entfaltet, der Ostwind gebleicht und der Abendwind hat mich welk gemacht und getrocknet, aber ich komme als reine Rose, Niemand hat mich gepflückt und Niemand geknickt!" Da nahm der Himmel die Abgeschiedene bei der Hand und sagte: „Du sollst an meinem Himmel glänzen als Sternbild: „Die Jungfrau!"

In den wissenschaftlichen Kreisen Dresdens macht die von Professor Röth in Heidelberg entzifferte Proklamation des ägyptischen Königs Amasis an die Cyprier, die „Inschrift von Idalion," großes Aufsehen. In der That liegt hier ein wahrer Triumph des Scharfsinnes vor, ein Werk von ganz eminenter Gelehrsamkeit und einer zugleich feinen und umfassenden Kombinationsgabe, welche, man kann es ohne Uebertreibung sagen, nicht viele ihres Gleichen hat.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 273 Donnerstag, 15. November 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

Ich ahnete auch nicht, daß das Leben einer Frau im Herzen oder im Kopfe wohnt, daß sie da heraus Glück oder Verzweiflung versendet. Handelt sie mit dem Kopfe, so wird sie ohne Großmuth, ohne Liebe, ohne wirkliche Tugend seyn. Der fürchterliche Ausruf: „Wir wollen wenigstens vor der Welt glücklich scheinen," beweist am ersten, welche Sklaverei die Meinung auf die Ehe ausübt. In ihr wird die Kunst des Verneinens, die Hinterlist des Schweigens, die Schmerzen der Voraussetzungen eifrig getrieben. Mein Vater war ein kalter, aber starker Charakter. Er hatte den Muth seiner Verhältnisse, unterhielt sich damit, die Menschen und seine Frau durch geistreiche Scherze zu entschleiern, konnte ihr mit Grazie die Selbstlüge, die Eitelkeit, die tausend Verschlingungen der weiblichen Handlungen beweisen, und scherzte, wenn sie — verzweifelte."

„Meine Mutter starb früh. Mit einem freundlichen Entgegenkommen hätte sie ihres Gatten Schroffheiten mildern können. Aber sie that das nicht. Sie suchte Alles hinter einer kühlen Gefühlsweise, hinter Gleichgültigkeit zu verstecken. Ihr Herz starb in Thränen, doch meinem Vater sagen: „Ich liebe Dich, deßwegen leide ich," das vermochte sie nicht. Auch das ist ein Fehler unserer aristokratischen Erziehung. Man nennt bei uns Stolz, Selbstgefühl, was meist nur Unnatur ist. Man umgibt uns mit Verschanzungen des Anstandes; man verkünstelt das natürliche, das wahre Gefühl. Weil wir von Adel sind, werden wir in geistigen Reifröcken großgezogen, bilden wir uns ein, daß wir unserer Stellung vergeben, wenn wir menschlich wahr und warm sind. So Vieles schickt sich nicht bei uns. Selbst das nicht, unserm Gatten ein offenes, hochschlagendes Herz zu zeigen. Wir sind immer aufs Warten, immer aufs Selbstverläugnen, immer aufs Verhüllen angewiesen. Eine Hofdame, die einmal einen furchtbaren Sturz in einen Abgrund that, fragte, als man sie gerettet herauszog: „Bin ich anständig gefallen!" Ja, der Anstand, selbst bei den wichtigsten Lebenserscheinungen, ist uns Alles. Mit Anstand leiden, mit Anstand sterben wir. Die Fürstin Borghese ließ sich prachtvoll in ihrer Sterbestunde kleiden; sie wollte nicht als Mensch, sie wollte als Fürstin aus dem Daseyn scheiden. Weinen, die Hände ringen, auf den Knieen liegen, das Kleid aufreißen, selbst wenn uns eine Mutter, ein Kind, ein Geliebter stirbt, schickt sich nicht. Ich kenne eine Frau, die sich entschuldigte, weil sie an dem Sarge ihres Mannes zu heftig weinte. Und wie es mit dem Schmerze ist, ist es mit der Freude. Sich unbändig, namenlos freuen, auf die Straße laufen, wenn ein Reisewagen uns den Geliebten bringt, oder uns in einen Nachen werfen, wenn ein Dampfboot uns eine theure Person entgegenführt, schickt sich nicht. Es gibt Wiedersehen mit den Theuersten, wo diese antichambriren und der Diener sie erst der gnädigen Herrschaft melden muß. So verschroben ist unsere Welt."

„Vom Anstand gehe ich über auf die Höflichkeit. Unsere Sitten bringen es mit sich, daß das männliche Geschlecht uns gegenüber geschmeidig und lächelnd ist. Die ächte Ritterlichkeit des Mittelalters, die eine große Liebe besaß, die sich für die Idee aufopferte, die das Schwache und Unterdrückte beschützte, die selbst Irrthümer vertrat, waren es Irrthümer der Geliebten, diese existirt nicht mehr. An ihre Stelle ist die Höflichkeit, jenes glatte, schlüpfrige Wesen, jenes hohle carton pierre getreten, das nachahmt, aber nicht ist. O, wohl ist es angenehm, mit baumwollenen Händen berührt, freundlich, rücksichtsvoll behandelt zu seyn; wohl ist es beruhigend für den Egoismus oder die Nervenkrankheiten zu denken, daß wir nie verletzt werden können, daß uns die Formen der Gesellschaft schützen vor harten Worten, aber — nützlich ist es nicht. Derjenige, der uns ins Gesicht hinein einen Bückling voll anscheinender Ehrerbietung macht, schneidet hinter unserm Rücken nur zu oft eine Grimasse des Hohns und der Verachtung. Kann uns, so wie es um uns bestellt ist, die Wahrheit erreichen? Wir hören sie nicht. Höchstens, daß einmal ein Vater, ein Bruder, eine ältere Schwester uns leise und

schonend warnt; es energisch, mit Aufwand der ganzen Kräfte zu thun, dazu fühlt sich Niemand berufen. Und handeln die Verwandten so, wie viel mehr die Freunde. Man will sich nicht entzweien; man beißt sich auf die Lippen, man lächelt im Stillen über unsere Albernheiten, aber uns darauf aufmerksam zu machen, uns aufzuklären, uns richtig zu leiten, wer gäbe sich die Mühe? Höflichkeit ist in diesem Sinne Unwahrheit. Warum muß aber meist die Wahrheit wie Brutalität aussehen? Warum stoßen wir sie von uns, wenn sie uns naht? Ich glaube, es liegt daran, daß das Extrem der Höflichkeit uns in das Extrem der Rohheit führt und daß uns Allen, Aristokraten oder Demokraten der gebildeten Klasse, die reine, ächte Herzensbildung abgeht. Und ich nenne Herzensbildung, was sanft eindringt, was erräth, sich die fremde Gemüthsstimmung zu eigen macht, das Menschliche, Individuelle ehrt, das fern vom Egoismus selbstlos und objektiv ist. Doch ich verirre mich in Gedankenverzweigungen, wo ich erzählen wollte."

„Ich hatte nach dem Tode meiner Mutter eine Erzieherin zur Seite, die mich mit Verweichlichung liebte. Meine bezahlten Lehrer fürchteten sich vor meinem Vater, lobten mich immer, schrieben mir Talente zu, die ich nicht hatte, kurz umspannen mich mehr und mehr mit Selbsttäuschung. So wuchs ich heran und so wurde ich eine Waise. Jetzt ging mir eine neue Welt auf, die Welt der Unabhängigkeit und der Freiheit. Zuerst benutzte ich sie um das Undenkliche, leider immer nur Romane zu lesen. Ich hatte ein Bischen Geographie, ein Bischen Geschichte, ein Bischen Religion gelernt. Nichts war entwickelt in mir, nichts als die Einbildungskraft. Die allein bearbeitete ich und aus ihr heraus schossen die Giftblumen meiner Richtung. Ich ahnete, daß es eine bessere Sphäre als die gäbe, in der ich mich bewegt hatte, verwechselte aber Phantasie mit Empfindung, Eigensinn mit Charakter, ein genußsprudelndes Leben mit einer ernsten sinnigen Richtung. Daraus entstand eine Verwirrung, die mich unweiblich, aufsehenerregend, übersättigt im Kunsttaumel, verkehrt und unliebenswürdig machte."

„Als ich Eduard kennen lernte, gefiel es mir, daß die mystische Essenz in mir eindrang in dieß neue, ganz kindliche Gemüth. Die große Bewunderung, die er für mich an den Tag legte, die Unterwürfigkeit seiner durch und durch höflichen Natur schmeichelte meiner Eitelkeit, aber mein Herz blieb um so kälter als das seine wärmer wurde. Ich stand vor ihm wie ein Meteor; ich kam ihm wie ein begeistertes, prophetisches Wesen vor; für ihn war ich das Vollkommenste, wie er für mich etwas sehr Mittelmäßiges war.

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

Während deren Abwesenheit fragte Frau van Straelen ihre Schwägerin hastig nach dem Erfolge, den die Unterredung mit ihrem Gemahle gehabt hatte.

„Alles ist für ein Jahr verschoben," antwortete Tante Therese; „aber ich habe meine Zunge rühren müssen, Kind. Denn Zeit gewonnen, Alles gewonnen."

„Und wie haben Sie das erlangt?" fragte Klara's Mutter. Sie konnte nämlich nicht begreifen, wie es möglich wäre, ihren Mann von einem bereits gemachten Entwurfe abzubringen, oder die Aufschiebung eines solchen zu bewirken.

„Wie ich dieß Resultat bewerkstelligt habe? Nun, dadurch mein Kind, daß ich auf den Tisch geschlagen und gedroht habe, all' mein Vermögen an die Armen und die Kirche zu geben, wofern Nichte Klara noch ferner gequält werde. Er that wohl schrecklich böse; doch dieß war das Wenigste. Je mehr er rief, desto lauter schrie ich, und endlich sah ich, daß er doch Angst bekam."

„Er hat gewiß zu sich selbst gesagt: Unsere Therese dürfte in der That so dumm seyn, ihr ganzes Vermögen den Armen zu hinterlassen. Denn er bemerkte zuletzt: Wir werden nächstes Jahr davon sprechen; Klara ist überdieß jetzt noch etwas jung."

„Sehen Sie, es war mir, als ob sich der Himmel und die Erde über mir dreheten. So erfreut war ich, als ich das hörte. Ich eilte mich so sehr, um es Ihnen zu sagen, daß ich dort gegen ein Tischchen gelaufen bin und einen Pokal mit rothen Fischchen hinunter geworfen habe. Die armen Thierchen liegen sicher noch zappelnd auf dem Boden. Warten Sie, ich werde ihnen gleich frisches Wasser geben."

Und sie hüpfte leichten Fußes nach der Thüre hin. Als sie dieselbe öffnete, standen plötzlich die zwei dicken Bürgermeister und die andern Gäste, höflich grüßend, vor ihr. Tante Therese war indeß zu gerade und aufrichtig, um viele Komplimente zu machen. Sie sagte zu den beiden Herren, welche übrigens ihre besten Freunde und Tischgenossen waren: Ich habe jetzt keine Zeit, mich aufzuhalten. Da drüben habe ich ein Werk der Barmherzigkeit zu verrichten und werde sofort wieder hier seyn."

Man lachte, und die Tante ging hin, ihre rothe Günstlinge aus ihrem Todeskampfe zu befreien.

* * *

Die Mahlzeit war, wegen der Anwesenheit des gestrengen Hausvaters, einigermaßen unbehaglich. Van Straelen's Eigenliebe war zu sehr gekränkt worden, als daß er sich einer vollkommenen Freude hätte hingeben können. Frau van Straelen und Klara, ihre Tochter, waren aus begreiflichen Gründen sehr ernst. Eine folternde Angst beengte die Brust der Mutter, denn sie sah düstere Wolken sich auf der Stirne ihres Mannes zusammenziehen. Sie fürchtete, daß sein innerer Zorn nach der Abreise der Gäste in seiner ganzen Wuth zum Ausbruch kommen werde. Auch Klara war über ihr Schicksal keineswegs beruhigt. Das arme Mädchen wußte nicht, was zwischen dem Vater und Ludwig vorgefallen war, und, obschon es sich dieß vielleicht niemals gestanden, in seinem Innern loderte ein verzehrendes Feuer, von dem sie zwar zu leiden hatte, dessen Kraft sich jedoch bis dahin nicht genug entwickelt hatte, um ihr die Erforschung ihres Seelenzustandes zu gestatten.

Ludwig's Abwesenheit folterte sie mindestens eben so sehr, as die Gegenwart Arthur's, den sie doch fortdauernd für einen Feind ihrer Ruhe halten mußte.

Arthur war bald nach seinem Eintritt mit den fremden Gästen von seinem Oheim unter vier Augen bedeutet worden, daß „gewisse Ursachen" eine Veränderung in den entworfenen Plänen veranlaßt hätten.

Der getäuschte Freier fand also, wenigstens vor der Hand, seine Hoffnung vereitelt. Doch dieß war das Wenigste, was ihn schmerzte. Die Hauptsache war, daß alle Mühe, welche er sich seit acht Tagen gegeben, nutzlos gewesen; sein beim Nachtisch zu haltender Vortrag, an dem er sechs Tage und zwei halbe Nächte gearbeitet hatte, sollte also nicht zu Stande kommen und unser angehender Advokat, welcher auf einen bedeutenden Effekt gerechnet hatte, war um seine ersehnten Lorbeeren gebracht. Ueberdieß waren die Worte „gewisse Ursachen" so unbestimmt; es konnte so leicht etwas Unangenehmes, etwa eine verblümte Hintansetzung dahinter verborgen seyn; bei diesen Gedanken fühlte der junge Student all sein Blut nach dem Herzen strömen. Wie leichtsinnig und unbesonnen er auch sonst war, so besaß er doch diejenige Denkungsart, welche, zumal in Sachen der Liebe, so viele gekränkte Herzen vor großer Niedergeschlagenheit bewahrt, ohne sie jedoch vor jeder Betrübniß ganz und gar sicherzustellen.

Die beiden Bürgermeister und Vanderklaveren waren zu sehr mit dem Geiste in ihren Tellern beschäftigt, als daß sie viel hätten sprechen sollen; auch der Notar, welcher nicht zu den geringsten Leckermäulern gehörte, arbeitete mit Löffel und Gabel muthig darauf los.

Tante Therese allein führte das große Wort. Sie spottete ihres Mannes, plagte die beiden Bürgermeister, welche eben nicht sehr empfindlich waren, und ließ auch den Notar die Schärfe ihrer Zunge fühlen.

Als der erste Hunger gestillt war und der Wein die Köpfe erhitzt hatte, verschwand allmählig die bleierne Hand der Gezwungenheit. Vanderklaveren wurde außerordentlich gesprächig. Er plauderte vom Wetter, das so vortheilhaft für die Erndte sey, von kranken Kühen und tollen Hunden, von Kartoffelkrankheit und feiner Leinwand, und die beiden Bürgermeister trugen auch das Ihrige bei, die Unterhaltung lehrreich und angenehm zu machen. Diese wurde indeß so interessant, daß die Herren endlich verwirrt in ihrem Verstande wurden und, von ihrer Geistesanstrengung wahrscheinlich ermüdet, das Bedürfniß fühlten, ein wenig in der freien Luft umher zu spazieren.

Die männlichen Personen verließen also sämmtlich die Tafel, um sich in den Garten zu begeben; die drei Frauenzimmer aber blieben noch lange als geheimes Komite zusammen und schmiedeten Pläne, die Entwürfe van Straelen's und seines Neffen zu vereiteln.

Es war ungefähr 7 Uhr, und obschon der Ball erst auf 8 Uhr anberaumt war, sah man doch im Umkreis des Schlosses bereits verschiedene tanzlustige Gruppen erscheinen, welche sich mit der den Landleuten eigenen Verlegenheit dem Thore näherten, dann aber plötzlich stehen blieben und sich mit einander zu besprechen schienen.

Diese Zusammenkünfte dauerten etwa eine halbe Stunde. Dann hörte man mit einemmale ein erschütterndes Händeklatschen, und ein wüstes Geschrei der ausgelassensten Freude erfüllte die Luft. Die Anwesenden sahen nämlich den kleinen alten Mann mit der Violine, so wie den bemeldeten flinken Burschen mit seiner Klarinette von ferne einher kommen. Niemals wurde wohl der geliebteste Fürst von seinen dankbaren Unterthanen oder die aufgehende Sonne von ihren Anbetern so freudig begrüßt, als die beiden Dorfkünstler.

Dieser angemessene und dem Zuhörer das Trommelfell in den Ohren zerreißende Empfang dient zum Beweise, daß das musikalische Genie wirklich Weltbürger ist und allenthalben hoch geschätzt wird. So dachten wenigstens die beiden ehrbaren Künstler und, um Gleiches mit Gleichem, Musik mit Musik zu bezahlen, fingen sie an auf ihrem Spielzeuge zu kratzen und zu schnurren, daß es weit umher wiederhallte.

(Fortsetzung folgt.)

Die verschiedene Liebe.

Die Lieb' ist ein kurioses Ding,
Weiß selbst nicht was sie mag,
Schafft sich oft nichts als Sonnenschein,
Bald wieder Regentag.

Das Allerlustigste ist doch,
Wenn sie den Alten brennt.
Denn da — das ist ja längst bekannt —
Hat die Vernunft ein End'.

Verliebt so einen Alten seh'n,
Macht leicht das schwerste Herz.
Zum Lachen reißt es dich gewiß;
Und so flieht dann der Schmerz!

Der Ein' ist wie ein kleiner Gott
So muthig und so keck;
Der And're schleicht so tiefgerührt,
Wie ein verletzter Schneck!

Doch wenn den flotten Burschen fest
Die Lieb' gefangen hält, —
Der fragt nach Schönheit weniger —
Als: hat das Mädchen Geld?

Gewiß sehr kurios gehts zu
In der verliebten Welt.
Die Alten schwätzen nur von Lieb',
Die Jungen nur vom Geld.

Edmund.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber den angeblichen Prinzen Leo von Armenien gehen uns noch folgende Mittheilungen zu. Es ist festgestellt, daß derselbe wirklich Joseph Johannis heißt und von der Insel Java gebürtig ist. Er ist der Sohn eines längst verstorbenen unbedeutenden Kaufmanns von armenischer Abkunft. Das ihm zugefallene mäßige Erbtheil hat er längst verbraucht und seitdem zieht er in der Welt als Abenteurer umher und nährt sich von Schwindeleien und den mäßigen Unterstützungen einiger Verwandten. Der Name Johannis ist in Java überaus häufig und hat der angebliche Prinz nichts mit dem großen berühmten Handlungshause Johannis gemein. Derselbe ist in Brüssel wegen Gaunerei zu fünfjährigem Gefängniß verurtheilt, welcher Strafe er sich durch die Flucht entzogen hat. In London sind sechszehn verschiedene Wohnungen ermittelt worden, in denen er die Miethen schuldig geblieben ist, auch hat er dort die Schmucksachen der Dame versetzt, wegen deren er sich einer Anklage auf Ehebruch und eine Verurtheilung zu 750 Pfd. Ster. Strafe zugezogen hat. Aus Paris ist er durch Ministerialbefehl ausgewiesen worden und dort hat er vier Wochen im Gefängniß wegen verbotener Rückkehr nach Frankreich zugebracht. In London hat der Prinz bald unter dem Namen Prinz v. Armenien, bald als Amur-Chan gewohnt. Sein Porträt und seine erdichtete Lebensbeschreibung hat er nicht nur der Leipziger „Illustrirten Ztg.“ zur Aufnahme eingesendet, sondern sogar durch einen angeblich von seinem Kammerherrn Grafen Perosbey geschriebenen Brief Aufnahme unter die Fürstenhäuser des in Gotha erscheinenden genealogischen Kalenders zu finden gesucht. Jetzt ist sein Porträt und seine Lebensbeschreibung von der Berliner Polizeibehörde fast an alle Polizeibehörden Europa's versendet worden, um eine Fortsetzung der so lange getriebenen Schwindeleien unmöglich zu machen.

Die Zahl der Auswanderer aus dem Königreiche Großbritannien, welche sich während des dritten Quartals dieses Jahres in den Häfen einschifften, wo eine Kontrole der Auswanderung durch Regierungsbeamte stattfindet, belief sich auf 44,698. Es hat sich herausgestellt, daß darunter 13,486 Engländer, 3534 Schotten, 18,701 Irländer und 3093 Ausländer waren. Von 5884 Auswanderern ist die Herkunft nicht bekannt. Beinahe die Hälfte der englischen Auswanderer segelte nach Australien, der Rest nach den englisch-nordamerikanischen Kolonien und den Vereinigten Staaten. Im dritten Quartal des Jahres 1852 betrug die Zahl der Auswanderer aus dem vereinigten Königreich 109,236 Seelen.

Architekt Ludwig Forster, Professor an der Akademie der schönen Künste in Wien — der Baumeister des kolossalen Wiener Arsenals —, welcher als Kommissar bei der Ausstellung in Paris war, ist von dort nach Wien berufen worden, da der Kaiser Franz Joseph dessen Pläne zur Errichtung des Palastes für die in Wien 1859 zu haltende allgemeine Industrie-Ausstellung gutgeheißen habe. So wird der Indep. Belge aus Paris, 1. Nov., berichtet.

Einer der größten Journal-Lesetische der Welt ist der von Wylde, Leicester Square in London, welcher nicht weniger als 394 Zeitungen zählt, nämlich: 276 englische und irische, 45 französische, 16 belgische, 2 türkische, 1 russische, 39 deutsche, 8 amerikanische und 1 australische. Es werden außerdem die neuesten telegraphischen Depeschen aus ganz Europa in kurzgedrängter Fassung im Lese-Kabinet angeschlagen.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 274 | Freitag, 16. November | 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

Das kam daher, weil ich übertriebene Forderungen machte. Das Leben erschien mir nüchtern und poesielos; die Menschen schwach und charakterlos. Ich hatte viel von Freundschaft geträumt und fand sie nicht, verstand sie nicht. Die Liebe schwebte mir nun vollends in Glanz, Gluth, Leidenschaft und Glorie vor. Ich dachte an Entzückungen, an Freuden, an Verklärungen, die mich hinauf in den Himmel tragen sollten und saß sehr prosaisch neben Eduard auf dem Divan. Ich ritt, weil ich Reiten für phantastisch, schwamm und rauchte, weil ich das für adelig und vornehm hielt. Daß die Aufgabe des Weibes Einfachheit, Aufopferung, Demuth, Unterordnung sey, das erkannte ich nicht. Im Gegentheil kam mir diese Seite des Lebens, wie die Schatten- und Dämmerungsparthie des Erdballs vor. Mir graute vor ihr. Die Oberflächlichkeit des Lebens, das ich genoß, die verderbte Athmosphäre des Scheinbeifalls, in der ich athmete, bethörten mich. Gewöhnliche durften lieben, leiden, sich auslöschen, sich aufopfern, ich mußte eine Lione mit der Reitpeitsche in der Hand, mit den eleganten Anzügen, mit dem Schwimmapparat, mit der Cigarre seyn. Dazu meine Geldunabhängigkeit, dazu meine Stellung in der Welt, dazu die verkehrten Huldigungen . . . Ich habe mir eingebildet zu wissen, was Arbeit sey. Ich habe gezeichnet, gemalt, gesungen, gelesen; ich habe geglaubt, daß das sich nützlich machen hieße. Damit habe ich das Beste, was ich besaß, getödtet. Durch Affenkünste habe ich die kostbare, unwiederbringlich verlorene Zeit getödtet. Und nun ich erwacht, aufgerüttelt aus meiner Selbstbefriedigung bin, wird es nun zu spät seyn?»

„Ich beobachte, ich betrachte mich. Ich gehe scharf mit mir zu Werke. Da springt mir zum Erstenmale ein ernstes, wahres Gefühl entgegen. Ich sehe einen Menschen, einen Mann, schroff zwar für mich, unerbittlich, aber geliebt, verehrt und hochgehalten, so verwundend und verletzend er auch auf mich eingewirkt hat. Ich sehe mich in meiner wirklichen Gestalt; ich erschrecke, was die Erziehung in mir ausgerissen, was sie verschüttet und verdreht hat. Meine freie, in den Augen der Welt so oft beneidete Stellung ist mir ungünstig gewesen. Ärmer wäre ich glücklicher geworden. Unsere eigentliche Erziehung entsteht aus Zufälligkeiten und Begebnissen, die außer dem Bereich unseres Willens liegen und denen wir uns zu unterordnen haben. An jedem Schritt, den ich jetzt auf diesem neuen Wege mache, erkenne ich die Nothwendigkeit des Schmerzes. Jeder, so groß oder so klein er sey, hat an einer Aufgabe zu arbeiten. Er hat sich rechtlich, gemäßigt, neidlos zu machen; er empfängt die Lehren der Geduld und des Muthes; er kannte das Leben nicht, er mußte es kennen im Schmerz. Nöthig scheint mir auch die Demuth, die eine negative Thätigkeit ist; nöthig besonders der Gedanke, daß, je höher der Mensch steht, desto größer der Kreis seiner Pflichten ist. Die Verblendung der Eitelkeit, der Willkür, des Egoismus muß schwinden. Wie heilsam sind die uns in den Weg geworfenen Hindernisse, wie gefährlich die Freiheit! Ist doch das Glück eine Klippe! Die Mittelmäßigkeit einer Lage, die Beschränkung in der Handlung zwingt in die Gränze. Unbeachtet seyn ist wohlthuender, als sich ewig bewundert, ewig beobachtet sehen. Hindernisse sind für das Gemüth eine geistige Turnkunst. Sie üben und kräftigen. Aber nun vollends das Nachdenken, der Ernst! Was für ein moralisches Geheimniß, wenn hier kleine, unscheinbare Blüthen plötzlich zu Riesengewächse aufschießen! Was für eine Wahrheit, daß eine bestimmte, geregelte Beschäftigung unerläßlich nothwendig ist! Sie schützt vor der Unordnung, in die uns die Leidenschaft stürzt; sie entzieht uns den Einflüssen der Langenweile. Unter dem Dache der ernsten Gewohnheiten muß es sich ruhig schlafen lassen; unter ihnen lernen wir die Regel; sie strafen und bessern unsere Eitelkeit, sie geben uns Selbstbeherrschung, sie zeigen uns den Weg der wahren Güte. Ich hatte mir eingebildet, gut zu seyn und täuschte mich. Das heißt nicht gut seyn, wer es auf Augenblicke, gegen Einige, aber nicht gegen Alle ist. Die Natur der Güte,

das sehe ich jetzt ein, ist eben so allgemein als sie beständig ist. Sie kennt keinen Stillstand, sie fliegt nie ins Außergewöhnliche, Exzentrische. Macht sie Ausnahmen, so ist es die Ausnahme für das Unglück. Die Güte ist eine häusliche Tugend; im stillen Kreise nothwendiger, als im Gewühle der Welt, hat sie etwas Ernstes, Feierliches, lehrt Nachsicht und Duldung, warnt besonders vor dem Spott. Ach, daß ich es mir mit Schmerz gestehen muß, daß ich, wie Franz so richtig sagte, eine spöttische Seite an mir habe, daß ich verwundete, verletzte, immer das Lächerliche, Unvollkommene, nie das Ehrenwerthe fand. Wie mich das jetzt beschämt! Wie ich heilen, erfreuen möchte, da, wo ich herzlos war; wie ich zurück in die Vergangenheit blicke und überall Spuren von Unweiblichkeit finde. Güte und Milde fließen aus dem Gemüth, Güte und Milde gehen gerade auf ihr Ziel zu, durchdringen die Wirklichkeit, errathen das Bedürfniß, ehren durch Entgegenkommen. Das Unscheinbare ist ihnen das Wichtige. Auch das habe ich vernachlässigt. Dem Glänzenden bin ich nachgezogen, nicht dem Wahren. Wie leer und kalt sah es bis jetzt mit meinem Glauben an Gott aus! Habe ich je reiflich und ernstlich ü er Religion nachgedacht? Habe ich zitternd an das mich gewandt, was unsere Schicksale bestimmt? Und doch ist der Gedanke zugleich Liebe, Ehrfurcht, Dankbarkeit, Vertrauen. Er ruft zur Bescheidenheit, zur Einfachheit auf, er rührt und erweicht, er vereinigt Furcht vor der eigenen Schwäche mit heroischem Vertrauen. Indem ich Gott liebe, lerne ich erst lieben, lerne ich erst einsehen, wie verzweigt die Menschheit untereinander ist, wie die Sympathie mit dem Höchsten auch Sympathie mit dem Herzen wird. Wäre das nicht, wo wäre das Gefäß, wohinein unsere geheimsten Thränen fließen? Ich habe das vernachlässigt, bin mit meinem Egoismus bis jetzt wie allein gewesen. Die Religion will das Opfer: liebt man doch dann am meisten, wenn man am meisten gibt! Sie ist die einfachste und in ihren Beziehungen die ausgebreitetste Wissenschaft; in ihr liegt die Erklärung der Natur; sie sagt uns mehr über das Insekt und die Pflanze, als die Zoologen und die Botaniker. Das Verständniß der Pflichten wäre schwer, wäre die Religion nicht die Erklärerin. Mit ihrer Hülfe nehme ich mein Schicksal an; durch sie weiß ich, wem ich gehorche, wem ich mich vertraue. Das gibt mir Ruhe und Sicherheit. Sie löst das schmerzliche Geheimniß jener Gefühle, die das Innerste zerreißen. Trocknet sie die Thränen nicht, so nimmt sie ihnen doch die Bitterkeit. Und welche Aussicht auf Versöhnung, die hier sich plötzlich öffnet, welche Ströme der Liebe, die hier ins Herz hinab und reinigend fließen! Ach und neben diesem Himmelsgute sage ich mir dieß, daß ich bis jetzt meine Freunde statt über, unter mir gesucht habe. Schmeichler wollte ich haben, keine Rathgeber. Nun will ich dieß ändern; ich will mir eingestehen, daß, wenn unsere Freunde uns unsere Eigenschaften, unsere Feinde uns unsere Fehler zeigen. Ich will horchen auf den Tadel, einprägen will ich ihn mir, nicht mich ihm entziehen. Eine Zeitlang will ich für mich in dieser stillen Einsamkeit bleiben, mich stärken an ihr und mich erheben; will die Irrwege der Einbildungskraft fliehen, mich einer beständigen Aufsicht befleißigen. Vielleicht gelingt es mir, so zu werden, wie es meiner selbst würdig ist . . . Gott ist mein Zeuge, daß ich vielmehr den Durst nach Achtung, als nach Bewunderung in mir verspüre. Franz' Erscheinung war demnach heilbringend, wenn auch erschütternd. Er mußte mich aufrütteln aus meiner Selbsttäuschung, ihm mußte ich folgen, ihn mußte ich lieben!«

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

Johann öffnete das große Thor und die wilde tobende Bande stürmte tanzend zum Vorhof hinein. —

Von zwei Tonnen, zwei Brettern und eben so vielen Stühlen bildete man unter einer hohen Linde einen Thron, von dem aus der Genius der Musik, unter der Gestalt von Maentjen Debeer nebst seinem Sohne Jan, Ströme des Wohlklanges entsandten, die bereits schlafenden Vögel weckten und diese veranlaßten, sich weit von dort zu flüchten.

Der Ball begann. Die zwei Bürgermeister, van Straelen, sein Schwager und der Notar hatten sich auf eine Bank gesetzt, um dem Spiele zuzusehen. Es war ihnen nie in den Sinn gekommen, mit zu springen; aber Tante Therese, die allzeit gerne getanzt hatte, nahm plötzlich ihren Nachbar, den dickleibigsten der beiden Fremden, beim Arme und zog ihn, trotz seinem Widerstreben, mitten in die Reihen hinein.

„Aber, Frau Vanderklaveren,“ rief er aus, „ich kann ja nicht tanzen!“

„Das ist nichts,“ entgegnete sie, „ich werde Sie lehren, Sie sind die Dame und ich spiele den Herrn,“ und in einem Nu, ehe man noch denken konnte, was sie eigentlich wollte, stand ihr Frauenhut auf dem Haupte des Bürgermeisters und dessen Hut auf ihrem Kopfe.

„Nun, Sie kleiner Faulenzer da, kommen Sie einmal mit meiner Schwägerin herüber, oder ich hole Sie ab; denn ich habe ein vis-à-vis nöthig!“

Der Notar, welcher wußte, daß die drollige

Frau Wort halten würde, ließ sich dieß nicht zweimal sagen. Er schätzte sich vielmehr glücklich, so wohlfeilen Kaufs davon gekommen zu seyn.

Arthur lud seine Base zum Tanze ein und der andere Bürgermeister suchte sich aus eigenem Antriebe, obschon er gerade kein Freund vom Tanzen war, eine junge Bäuerin aus und der Tanz ging los. —

Augustin Wever und Peterchen der Hirnpicker standen sich rechts in einer andern Quadrille einander gegenüber.

Peterchen hatte auf Augustin's Bitte die Frau des Hufschmieds engagirt; Augustin aber tanzte mit einer jungen Spinnerin und that dabei, wie Johann ihm gerathen hatte.

Er war außerordentlich witzig und schrie, als wenn er die Welt versetzen wolle. Kurzum, er schien der Hahn im Korbe zu seyn. Um indeß seine frühere Geliebte noch mehr zu ärgern, befliß er sich, eine starke Hinneigung zu Rosalie, so hieß seine Tänzerin, zur Schau zu tragen.

Auch sang er kein anderes Lied, als:

„Rosalie, liebevoll und mild,
Du kannst mir sehr behagen;
In meiner Seele wohnt Dein Bild,
D'rum komm' ich Dich zu fragen:
Sag an, gefällt es Dir,
Zu tanzen jetzt mit mir?"

Es ist dieß die erste Strophe eines Liedes, welches am Sonntage vorher von einem reisenden Poeten und Marktsänger auf öffentlichem Platze war vorgetragen worden.

Rosalie war übrigens eine Person, welche sich noch sehen lassen durfte. Dazu hatte die Natur sie mit einem gefühlvollen Herzen begabt. Sie fand Augustin noch ganz nach ihren Gedanken, und mit einer Offenherzigkeit, welche man vergebens anderswo als auf dem platten Lande suchen dürfte, gab sie ihm zwischen den beiden ersten Tänzen ihre Meinung durch folgende Worte zu verstehen:

„Augustin, willst Du wissen, weßhalb ich Dich so gerne sehe? Du hast allzeit Deine alte, kränkliche Mutter so liebevoll gepflegt. Da habe ich denn zu mir selbst gesagt: Augustin verdient es, glücklich zu seyn. Du mußt nämlich wissen, Augustin, daß ich auch meine Mutter liebe; und wenn zwei Menschen zusammen kommen, von denen jeder seine Mutter gerne sieht, so kann ihnen das Glück nicht fehlen. Und das sage ich! . . ."

Die Beiden wollten das Gespräch noch weiter fortsetzen; doch der Wiederbeginn des Tanzes gebot ihnen Einhalt.

Sobald indeß eine neue Pause eintrat, rückte Augustin mit einer förmlichen Liebeserklärung hervor, und, nachdem unser Paar noch einigemal durch den Tanz in ihrer angenehmen Unterhaltung gestört worden war, wurde er endlich von der guten Rosalie als wohlberechtigter Freier angenommen.

Sofort aber ward er, der bis dahin solches Geräusch gemacht, still und eingezogen. Der alte Johann, der eben noch einen Rundtanz mitmachte, konnte sich die Sache nicht erklären. Um indeß seine Neugierde zu befriedigen, fragte er endlich Augustin, was er mache und warum er so plötzlich still geworden. Johann war in der That dem guten harmlosen Burschen sehr zugethan.

„Still, Johann," antwortete Augustin, „ich bin glücklicher, als der Beste es seyn kann. Ich stehe auf freundlichem Fuße mit Rosalie; sie sieht mich gern, und ich sie auch. Mach nur noch kein Gespräch davon; man soll es bald genug wissen."

Johann zuckte die Achseln und murmelte:

„So, sind wir dahin gelangt? Es wird wieder einen guten Ausgang nehmen. Daß doch die thörichte Jugend nie vollständig zu belehren ist! . . ."

Doch wir sind auch jung gewesen und müssen es ertragen können, daß die Sonne ins Wasser scheint!"

Mit diesem philosophischen Spruche begab sich Johann zu Bette und ließ die „Thörichten" fort tanzen.

Um Mitternacht brannten nur noch zehn bis zwölf Kerzenstückchen in den papiernen Laternen, die das Fest erleuchtet hatten. Maentgen Debeer hatte sich so heiser geschrieen und sein Jan so müde geblasen, daß man dem Tanz und Spiel ein Ende machen mußte.

Die Gesellschaft ging mit weniger Geräusch fort, als sie eingezogen war. Augustin begleitete Rosalie und ihren Bruder bis an's Thor; was er ihr beim Abschiede sagte, wissen wir nicht.

Als Alles zu Ende war, legte er sich zur Ruhe und träumte die ganze Nacht von schnarrenden Spinnrädern, zerbrochenen Haspeln und verwickelten Knäueln.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Das Journal de l'Aisne erzählt, daß vor einigen Tagen im Dorfe Es..... im Arrondissement von Chateau-Thierry eine Hochzeit gefeiert werden sollte. Die Vorbereitungen zum Feste waren in vollem Gange, und im Backofen loderte bereits das Feuer zu den üblichen Hochzeitskuchen, als ein böser Nachbar des künftigen Schwiegervaters, der sich ärgern mochte, daß er nicht eingeladen worden, den Bräu-

tigam bei Seite nahm und ihm zuraunte: „Ludwig, glaubst du, daß dir die im Ehe-Kontrakte zugesagte Summe Geldes sofort nach der Hochzeit ausbezahlt wird? Du irrst, denn der Schwiegervater hat kein Geld.“ Der Bräutigam, wie vom Blitze getroffen, lief sofort zu seinem künftigen Schwiegervater und verlangte sofortige Ausbezahlung des Geldes, wobei er sogar mit Nichtheirathen drohte. „Du hast also wenig Vertrauen zu mir?“ entgegnete nach einigem Zögern der Schwiegervater. „Komm und sieh!“ Und dabei schloß er einen Schrank auf und zeigte dem Ungestümen hundert Pfeiler, von Fünffrankenstücken aufgestapelt. „Jetzt höre,“ begann der Schwiegervater ernst, „ich merke, daß du mein Geld mehr liebst, als mein Kind; die Vorbereitungen zur Hochzeit sind nun bald fertig; wir wollen es unter uns wohlschmecken lassen. Was dich betrifft, so hast du dir einen stattlichen Kuchen eingerührt, den kannst du mitnehmen und die Thür fest hinter dir zumachen, um meine Schwelle nie wieder zu betreten. Meine Tochter soll einen Anderen heirathen, und damit Punktum.“ Dem jungen Manne blieb keine andere Wahl, als sich zurückzuziehen.

[Vorweltliche Riesenvögel.] In England hat man zwischen Bulverhithe, Cowden und Pevensey Sluire, bei Tower am Gulley Hill und Berhill, auf den Schichten von sandigem Thon und Sandsteinen der sogenannten Wealden-Formation Fährten oder Fußstapfen von Vögeln, in Reihen bis zu 28 hinter einander, eingedrückt gefunden, welche sich in der Größe bei jeder Reihe gleich bleiben. Die Vögel sind über den feuchten Schlamm und Sand gelaufen, ehe dieselben zu Gebirgsschichten erhärtet waren, und haben darauf die Fährten zurückgelassen. Sie rühren theils von größeren, theils von kleineren Exemplaren her, die kleinsten Fährten haben eine Länge von 8 Zoll, die mittleren von 15 Zoll und die größten von 27 bis 28 Zoll, und eben so wechselt die Schrittweite von 17 bis 46 Zoll. Alle Fährten zeigen nur drei kurze, etwas aus einander gespreizte Zehen; die mittlere Zehe ist fast doppelt so lang und dick, als die seitlichen, von welchen die innere ein wenig kürzer als die äußere ist. S. H. Beckles hat diese merkwürdigen Fußstapfen beschrieben und nimmt an, daß die größten dieser Fährten einen Vogel andeuten, welcher Beine von 9 bis 10 Fuß Höhe gehabt haben müsse. Man erinnert sich hierbei der kolossalen fossilen Vogeleier, welche vor einigen Jahren bei einem Erdsturze mit einigen Knochen des Thieres selbst auf Madagaskar entdeckt worden sind. Man hat diesen urweltlichen Vogel, welcher einer viel jüngeren Gebirgs-Formation angehört, als die englischen Fährten, Aepyornis genannt. Exemplare dieser Eier befinden sich im Museum zu Paris. Ihre Größe ergibt sich aus folgenden Maßzahlen: Die große Achse der Eier mißt 1 Fuß 3 Linien bis 1 Fuß 1 Zoll, die kleine, Achse 8 Zoll 7 Linien bis 8 Zoll 11 Linien preuß.; ihr Inhalt $7\frac{1}{10}$ bis $8\frac{4}{10}$ Quart preußisch. Man ist geneigt, nach den wenigen aufgefundenen Knochen, den Aepyornis zu den pinguinartigen Vögeln zu rechnen, deren Eier verhältnißmäßig sehr groß sind, wie denn überhaupt die Größe des Eies keinen Maßstab für die des Vogels abgibt. Nichts desto weniger können diese Riesenreier doch nur von außerordentlich großen Vögeln herrühren.

Den in Hango Gefallenen haben die Engländer an derselben Stelle, wo sie gefallen sind, eine hölzerne Denktafel mit folgender Inschrift errichtet: „Geweiht dem Andenken der Bootsmannschaft von Ihrer britischen Majestät, Schiff Cossak und dem finnländischen Master eines Kaufmannsschiffes, die durch russische, von einem Offizier kommandirte Truppen unter dem Schutze einer Parlamentär-Flagge grausam ermordet wurden, und geweiht dem Andenken der Frau des erwähnten finnischen Masters, die in Helsingfors vor Schmerz gestorben ist, als sie den Tod ihres Mannes und die Schande ihres Vaterlandes erfuhr.“ Es gelang der Mannschaft von Kapitän Hall nur mit Lebensgefahr, diese Denktafel am Strande aufzustellen, und die Russen werden wohl dafür sorgen, daß sie nicht lange stehen bleibt.

Das Theater-Publikum in Toulouse scheint sich sehr ungenirt zu bewegen. Wenigstens schließen wir dieß daraus, daß, laut der Gazette des Theatres, im Theater zu Toulouse ausdrücklich verboten ist: 1) Hunde mit ins Theater zu bringen; 2) den Hut aufzubehalten; 3) aufrecht stehen zu bleiben, wenn der Vorhang bereits aufgezogen worden; 4) im Theater zu rauchen; 5) aus dem Parterre in den ersten Rang empor zu klettern oder aus dem zweiten, aus dem dritten oder aus diesem in jenen zu springen; 6) die Vorstellung durch Ausrufungen zu stören und endlich 7) den Direktor oder die Schauspieler auf der Bühne zu interpelliren, sie zu werfen oder sonst zu behelligen.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Aloise Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 275 Samstag, 17. November 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

„Ich sinne hin und her; ich sitze im Walde, höre den Vögeln zu und frage mich aus über meine innern Vorgänge und über meine Thaten. Was sind sie? Was waren sie? Lächelnd und doch beschämt muß ich mir eingestehen, daß die heroischste Anstrengung meines Lebens die Zubereitung eines Glases Limonade für Franz war."

Almas Bekenntnisse gingen in diesem Tone fort. Es that ihr wohl, ihr Gemüth auszustreuen aufs Papier, aber es machte sie auch unruhiger, wehmüthiger, da sie sich immer getrennter von Franz, immer unvollkommener und erkälteter gegen Eduard fand. Einförmig glitten die Tage vorüber. Alma las viel; sie war auch oft mit Frau von Wallsee und der Tante Haiderode. Einmal kam das Gespräch auf das vorurtheilsvolle Schicksal der unverheiratheten Mädchen, auf diese wunde Seite unseres Geschlechts. Alma nahm eifrig die Partei der alten Jungfern; sie meinte, dieß Geschick sey weniger hart, als eine unglückliche oder doch nur unpassende Ehe. Es gäbe ein untrügliches Mittel, den Spott in Ehrfurcht zu wandeln. Dieses Mittel, sagte sie, sey Ruhe im Herzen, Ergebung auf der Stirne zu haben. Man müsse die Welt, die Männer zu entbehren wissen, man müsse abseits flüchten aus der Gegend der weltlichen Eitelkeit in die der göttlichen Gerechtigkeit. Sie erinnerte an die schöne Metapher der Arche Noahs, die trotz der Sündfluth friedlich mit ihren Lebensschätzen an irgend einem Flecken Landes ankerte. Frau von Wallsee freuete sich dieser Geistesrichtung, die ihrem stillen Sinne behagte und die Tante Haiderode bemerkte einmal, auch sie habe, trotz ihrer kalten, sich bewußten Außenseite, die Stärkung des Gebets und der Ergebung an sich selbst erprobt.

„Wir sollen ja nicht," sagte sie, indem sie über die Terrasse hinweg in die Ferne sah, „wie trockne Blätter vom Sturme ins Nichts geführt werden. Wir sollen den gefährlichen Einflüssen Widerstand leisten, sollen suchen, dem Zusammenstürzenden eine Kraft in uns entgegen zu setzen. Daß das nicht so leicht gethan, als gesagt ist, weiß ich, aber ich kenne auch die Liebe zum Guten, die die Tödtung des Fleisches einschließt."

Ein ander Mal hatte Alma den Saint-Simonismus zur Sprache gebracht und dann, sich vergessend, ausgerufen: „Die Freiheit, diese Art Freiheit, die Freiheit der Liebe, ist nichts für mich. Ich könnte nicht halb seyn und was ich einmal liebte, müßte ich immer lieben. Wie aber, wenn ich erleben müßte, daß der, den ich gewählt, treulos würde, daß ich nicht auf ihn und auf nichts bauen könnte? Ich würde das nicht ertragen, denn ich bilde mir ein, daß starke Charaktere auch starke Neigungen haben."

„Dafür gibt die Ehe, die vom Gesetz geschützt ist, einen vortrefflichen Ausweg," schalte Frau von Wallsee ein.

„Was ist die Ehe," fragte Alma lebhaft, „wenn nicht eine Einrichtung, wo der Schwächere dem Stärkeren vermittelst des Gesetzes, kraft des Gesetzes erliegt? Was ist dauernd? Auf was können wir zählen? Ach, Tante, ich gewöhne mich daran, eine alte Jungfer zu werden!"

Man lachte und die Frau v. Haiderode fragte: „Trotz Eduards?"

„Ja," entgegnete Alma, ernsthaft geworden, „trotz Eduards und vielleicht um Eduards Willen."

Indem brachte der Bediente einen Brief von ihm. Er bat Alma und Frau von Wallsee, ohne ihn in die Stadt zurückzukehren, weil seine Geschäfte ihn mehr und mehr an seine Stelle fesselten. Er schrieb herzlich, liebevoll; er gestand, daß die Summe seines Daseyns sich ins Unendliche vermehrt habe und setzte, anscheinend gleichgültig im Postskriptum hinzu, daß Franz' Aussichten auf Helenens Hand mehr und mehr Halt auch in den darüber umlaufenden Gerüchten bekämen.

Alma plötzlich verstummt vor innerer Bewegung, betrieb rasch die Reiseanstalten und reiste Tags darauf mit Frau von Wallsee todtenblaß in die Stadt zurück.

* * *

Es war eine ruhige Nacht. Selbst der Wind, der den Tag über die Zweige der Bäume geschüttelt, hatte sich schlafen gelegt. Die Abendnebel, an den Bergspitzen gelagert, schwanden. Alles war still. Die sichtbaren Gegenstände, in unsichere Umrisse eingehüllt, ließen keine Zerstreuung zu. Niemand schien mehr auf der Erde als der Mensch und sein inneres Daseyn zu leben. In Franz' Zimmer brannte die Arbeitslampe. Er saß vor seinem großen Tisch, vergraben in Akten, eingewiegt in tiefes, schmerzliches Nachdenken, vor sich einen Stoß Papiere, die er lesen und über die er referiren sollte. Seit dem Tode des Fürsten waren wichtige Veränderungen vorgefallen. Der Nachfolger, der ad Interim gewählt war und die bedeutende Stelle zu behalten wünschte, hatte Neuerungen in Vorschlag gebracht, die große Arbeiten und ein für die Beamten erdrückendes System mit sich führten. Franz unterlag fast diesen Anstrengungen, die immer und immer wiederkehrend, ihn innerlich und äußerlich gefangen hielten. Und neben diesem Denken, Handeln und Wandeln, neben dieser Masse von Ausarbeitungen, Vorschlägen, aufgestellten und verworfenen Möglichkeiten trat Helenens Bild in Trauer- und Wittwenkleidern an ihn heran und mahnte ihn an das Wiederanknüpfen dieser so oft beweinten, so oft zurückgerufenen Vergangenheit. Noch hatte er die Fürstin seit dem Tode ihres Mannes nicht wiedergesehen und doch war es ihm beständig, als müsse sie schicken, ihn zu sich bescheiden, als müsse sie ihm entgegenfliegen und sagen: „Jetzt bin ich frei, jetzt gehöre ich Dir!" Aber er hatte auch Momente, wo er, seltsam bewegt, statt an Helene an Alma dachte, wo die beiden Bilder wunderbar ineinander flossen und er Helenens Züge sich in Almas verwandeln und sie bei sich eintreten sah, wie sie sich zitternd auf einen Stuhl geworfen und bittend zu ihm aufgeblickt hatte. Sie war so schön diese Alma! Sie hatte ihn mit so sanften, ganz in Liebe aufgelösten Augen angefleht! Alles hatte an ihr gebebt, bis auf die Adern und Arterien am Halse, die er hatte schlagen sehen. Er mußte sich nochmals diese Aufgeregtheit, dieses plötzliche Kommen und Gehen zurückrufen; er mußte sich gestehen, daß Alma an Geist und Schönheit Helene überlegen war; ob an Gemüth, an Liebe, an Zärtlichkeit, das wollte er nicht entscheiden, aber es war ihm, als habe er Alma jetzt erst verstanden, als sey so Vieles zu ihrer Entschuldigung, so Manches zu ihrem Lobe zu sagen. Ihre Stellung in der Welt, dieser unwillkürliche, unausweichbare Zwang, sich Gedanken und Pflichten zu schaffen, diese Nothwendigkeit, sich selbst eine Gränze zu ziehen, wie hatte das auf sie wirken, wie sie zu jenen abstoßenden Absonderlichkeiten treiben müssen, die sie jetzt sicher bereute. War sie nicht etwa eine ausgezeichnete Erscheinung, ein Charakter, wohl werth, die Rolle einer Jungfrau von Orleans, einer Roland zu spielen! Das war ja das Traurige, daß sie, auf gewöhnlichen Boden gepflanzt, in gewöhnliche Verhältnisse versetzt, hinausstrebte und immer sich wieder drücken und rücken mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

Van Stracelen hatte Anfangs viele Mühe gehabt, seine Unzufriedenheit über die gezwungene Veränderung seiner Lieblingspläne zu verbergen; doch was er von der Unbeugsamkeit seiner Denkungsart nicht erlangen konnte, das zwang sein Geist seiner Eigenliebe ab. Hatte er doch einen zu durchdringenden Verstand, um nicht sofort zu begreifen, daß eine offen zur Schau getragene Erbitterung gerade den Beweis seiner Niederlage liefern würde.

Er heuchelte deßhalb eine Ruhe, welche keineswegs in seinem Innern wohnte. Den Tag nach Klara's Geburtsfest, als nämlich alle Gäste abgereist waren, setzte er seine Frau von dem Ausgange des Gesprächs mit seiner Schwester in Kenntniß. Er erzählte indeß Alles, wie es seiner Eigenliebe am meisten zusagte, und forderte von seiner Gemahlin den Vertragsentwurf zurück, den er ihr zur Mittheilung an Klara eingehändigt hatte. Auch erzählte er ihr, was sich zwischen ihm und Ludwig zugetragen hatte. Die brave Frau, welche alle Menschen nach dem Maßstabe ihres eigenen Herzens zu messen pflegte, war durch diese vertrauliche Mittheilung sehr aufgerichtet und getröstet. Sie betrachtete dieselbe als den Vorboten glücklicherer und ruhigerer Tage und dachte nicht daran, daß die Worte ihres Mannes mit dessen Absichten im Streit seyn könnten. Sie war freilich zu wenig aufgeklärt, um zu wissen, daß „die Sprache uns gegeben worden, um unsere Gedanken zu verbergen."

Es waren noch nicht zwei Monate nach diesem Vorfalle verflossen, als bereits eine große Veränderung in dem Zustande der Frau van Stracelen beobachtet werden konnte. Wenige Tage nach dem Feste war sie eines Morgens mit einem leichten Kopfweh aufgestanden, das sie indeß für ein unbedeutendes Uebel hielt und nur der Ermüdung und dem zu späten Schlafengehen zuschrieb.

Weit entfernt nachzulassen, wurden die Schmerzen vielmehr von Tag zu Tag ärger und binnen ganz kurzer Zeit war die arme Frau so krank, daß sie nur mehr auf Augenblicke das Bett verließ, um ihren vom Liegen ermüdeten und steifen Gliedern in einem Lehnstuhle ein wenig Erleichterung zu verschaffen. Bald war es mit der Leidenden so weit

gekommen, daß sie keinen einzigen Schritt mehr ohne Beihülfe thun konnte und man sie überall tragen mußte, wohin sie gebracht seyn wollte.

Eines Abends saß sie in ihrem Lehnstuhle vor dem Fenster und Klara, welche auf die mindeste ihrer Bewegungen acht gab, war ihr zur Seite. Das gute Mädchen hatte seit der Zeit, daß seine Mutter krank war, dieselbe so sorgfältig gepflegt und, um dieselbe nicht durch häufig wiederholtes Fragen zu ermüden, so sehr deren Bedürfnisse sich gemerkt, daß es — so zu sagen — in ihren durch den nahen Tod vergrößerten Augen lesen und ihre geringsten Wünsche auf der Stelle errathen konnte.

Die große Scheibe der Herbstsonne stieg langsam hinter den Bäumen im Westen nieder. Die Luft war hell und klar; lange Wolkenstreifen, durch den Glanz der sinkenden Fackel herrlich erleuchtet, bildeten phantastische Gestalten von Riesenthieren und feurige Schatten am Horizonte.

Die gelb werdenden Blätter der Bäume im Garten nahmen sich gewissermaßen als goldene Stickerei an dem dunkelgrünen Vorhange eines etwas entfernt gelegenen Tannenbusches recht schön aus. Die kleine gothische Kirche des Dorfes und die dieselbe umgebenden Höfe waren mit einem leichten Karmoisin bedeckt und eine sanfte Gluth strahlte aus jedem Fenster.

Das Klingeln der Schellen der nach ihren Ställen zurückkehrenden Kühe vermischte sich mit den hellen Tönen der Betglocke, welche, von dem bemoosten Thurme aus, dem müden Landmanne die zeitliche Ruhestunde ankündigte und ihn zugleich an die ewige Ruhe jenseits des Grabes denken ließ. —

„Liebes Kind, Du mußt einmal das Fenster öffnen," sagte Frau van Straelen, „es ist ein so angenehmes Wetter und in diesem eingeschlossenen Platze fühlt man sich so beengt."

„Ich wollte es gerne thun, liebe Mutter," antwortete das Mädchen, „aber bedenke einmal, daß der Arzt Dir die Abendluft verboten hat. Ich fürchte namentlich, daß der böse Husten, welcher jetzt ein wenig ausgeblieben ist, wieder kommen wird, sobald Du Dich nicht in Acht nimmst."

„Sey deßhalb nicht verlegen, Klara. Ich fühle mich jetzt so wohl und überdieß ist es auch nicht Abend, indem die Sonne noch nicht unter ist."

„Nun so werde ich's thun; aber Du mußt dann zuvor Dich in diesen Mantel einhüllen lassen."

Klara legte einen feinen Tuchmantel um die Schultern ihrer Mutter, küßte diese verschiedenemale auf ihre bleichen, eingefallenen Wangen und machte dann das Fenster weit offen.

Eine frische Luft strömte in's Zimmer und kühlte die angegriffene Lunge, so wie die brennende Stirne der Kranken.

„O ich danke Dir, Klara, das thut mir so wohl!"

„Mutter!" sprach das Mädchen, und in diesem einfachen Worte lag ein so zarter Beweis einer empfindlichen Liebe verborgen, daß die Leidende sofort bemerkte:

„Ich verstehe Dich, mein Kind. Du willst nicht, daß ich Dir für all' Deine Liebe und den Trost, den sie mir gewährt, danken soll. Aber sage mir, Klara, was bleibt mir denn in meinem Elende übrig, wenn Du mir die Beruhigung versagst, Dir dankbar zu seyn?"

„Man dankt nur Fremden, liebe Mutter. Ich bitte Dich, sprich nur das harte, häßliche Wort nicht mehr aus. Als wenn ich ein Miethling wäre, der auf den Lohn wartet!"

„Gutes Mädchen," sprach jetzt die Mutter, „komm an mein Herz! Jedes Deiner Worte ist Balsam für meine Seele und der nahe Tod wird mich nicht mehr erschrecken; denn Deine Gestalt wird sich in jenem peinlichen Augenblicke zwischen ihn und mich stellen und meinen hinfahrenden Geist aufrichten und trösten."

„Mutter, liebste Mutter! sprich doch nicht so, als wenn Du sterben wolltest; denn Deine Worte drücken wie Blei auf meine beklommene Brust. Nein, Du wirst nicht sterben und der Allgütige wird mich nicht hier allein in der Welt zurücklassen."

„Höre Klara, in diesem ruhigen Augenblicke ist die Stille der Natur in meine Seele gedrungen und ich habe jetzt Muth, ernstlich mit Dir über meinen Zustand zu sprechen.

Präge meine Worte in Deine Seele und laß Dich nicht durch Traurigkeit entmuthigen. Täglich, mein Kind, fühle ich meine Kräfte mehr abnehmen und Alles kündigt mir an, daß ich nicht das letzte Blatt von jenen Bäumen werde in den Staub fallen sehen.

Beschuldige mich keiner Grausamkeit, daß ich Dir so bestimmt von meinem Tode spreche. Ich will Dich nur gegen eine unvermeidliche Trennung mit Muth waffnen, und es wäre Feigheit von mir, wenn ich die Erfüllung meiner letzten mütterlichen Pflicht der Schwäche der Natur zu opfern mich unterstände.

Du bist noch jung und ganz unerfahren, Klara. Du siehst das Leben noch durch das Zauberglas Deiner jugendlichen Einbildung, und die Schmerzen des Lebens sind Dir noch nicht bekannt. Wenn aber die Stunde der Prüfung schlagen wird, wirst Du des letzten Rathes Deiner Mutter gedenken und begreifen, daß der Tod kein Unglück, sondern nur der Vorbote eines ewigen Friedens ist."

(Fortsetzung folgt.)

** Kunst und Literatur.

Seit Neujahr erscheint zu Berlin im Verlage von Ludwig Schäfer eine Musterzeitung für Frauen: „Der Bazar". Derselbe ist der häuslichen Arbeit, der Belehrung und der Unterhaltung gewidmet und zieht in sein Bereich Alles, was dem schönen Geschlechte von Nutzen und Wichtigkeit ist. Die Beilagen, bestehend in den neuesten Weißstickerei-, Buntstickerei-Mustern, Häckel- und Filet-Mustern, Abbildungen und Schnittzeichnungen der neuesten Schnitte der gesammten Damen-Garderobe, Musikstücken für Klavier und Gesang, Handarbeiten jeder Art ꝛc. bieten den reichhaltigsten Stoff zu angenehmer und nützlicher Beschäftigung und die jedem Semester beigegebenen Batistkrägen sind gleichfalls eine allenthalben willkommene Gabe.

Der Preis ist im Verhältnisse zu dem Gebotenen eine sehr geringer! er beträgt vierteljährig 15 Sgr. (54 kr.) und kann bei allen Postämtern und Buchhandlungen auf den „Bazar" abonnirt werden.

Mannigfaltigkeiten.

Ein höchst unliebsamer Vorfall, der sich vor wenigen Wochen in der Umgebung von Wien mit einem englischen Geistlichen zugetragen, gibt dort um so mehr zu reden, als derselbe erst aus englischen Blättern umständlicher bekannt geworden und in's größere Publikum gedrungen ist. Die Times vom 2. November widmete diesem Ereigniß sogar einen längern Artikel. Herr C., wie man sagt, bei der englischen Gesandtschaft zu Wien als Prediger fungirend, war in der letzten Woche des Oktobers bei einem Freund auf der „Mauer," einem kleinen Dorfe in der Nähe von Hitzing, zum Mittagsmahl geladen. Er hatte sich zu diesem Ausfluge der Südbahn bedient und war auf der Station Atzgersdorf abgestiegen, in der Absicht, den Weg von dort nach dem Dorfe Mauer zu Fuß zurückzulegen. Als er nach der Uhr sah, bemerkte er, daß die zum Essen anberaumte Stunde bereits vorüber, und er die größte Eile habe, um nicht durch ein noch längeres Ausbleiben und „Aufsichwartenlassen," den Verstoß gegen die feine Sitte noch größer zu machen. Denn im gelobten England heißt es: „Pünktlichkeit ist Höflichkeit," und nichts wird so übel aufgenommen, als wenn man eine Einladung nicht genau auf die gegebene Stunde einhält. Der eilige Clergyman schickte sich daher an scharf zu laufen, um das Haus seines Freundes desto schneller zu erreichen. Ein paar Gendarmen, die eben des Wegs daher kommen und diese flüchtige Fortbewegung sehen, finden in diesem Sturmschritt an einem rauhen Oktobernachmittag etwas Bedenkliches, nicht so wohl für die Gesundheit als vielmehr für die öffentliche Sicherheit, und rufen dem unbekümmert Forteilenden ein gebieterisches „Halt" zu. Als Derselbe auf zweimaligen Anruf nicht Halt macht, sondern, wohl unbewußt, seinen Schritt nur noch zu verdoppeln scheint, wird er endlich mit Gewalt zum Stillstand gebracht, und im nächsten Wachtzimmer als verdächtiges Individuum untersucht. Bei genauerer Visitation findet man bei dem Verhafteten mehrere österreichische Golddukaten und sogar englisches Geld, was den Verdacht noch mehr steigerte. Der arme Geistliche wird trotz aller Betheuerung seiner Unschuld und eines „horrible mistake" auf der Eisenbahn zurück nach Wien gebracht, und muß bei der Oberpolizeidirektion ein abermaliges Verhör bestehen. Zum Unglück ist der wachthabende Kommissär eben nicht anwesend, und der hungernde, ärgerliche, umsonst protestirende Engländer muß bis 8 Uhr Abends seinen unfreiwilligen Aufenthalt im Polizeibureau verlängern. Endlich gelingt es ihm vor dem hinzukommenden Kommissär das fatale Mißverständniß aufzuklären und in Frieden wieder entlassen zu werden.

Doppel-Homonyme.

Kannst, Leser, du mir nennen den Namen wunderbar,
Der Anlaß und das Ende von blut'gen Kämpfen war?
Die erstern heiß entbrannten im fernen Orient,
Die letztern sind geschlagen in unserm Occident.
Kennst du den zweiten Namen, der jenem sich verband?
Nur daß in einem Falle sie gingen Hand in Hand:
In and'rer Deutung aber er Jenem überwies
Den Helden, den vor Kurzem er einen Halbgott pries.
Den Weg sind zwei gegangen, den Stärk' und Schönheit geh'n:
Die Zwei heut' noch herrlich in Stärk' und Schönheit steh'n.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 276 Montag, 19. November 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

Franz machte sich über manche Härte ihr gegenüber bittere Vorwürfe; er hatte ihre kranke Seite aufgesucht und je kränker er sie gefunden, desto verwundender war er gegen sie aufgetreten. Warum mußte er diesen Demüthigungsplan fassen und ausführen? Warum ihr nicht freundlich begegnen, warum ihr nicht sanft sagen, daß das Herz einer Frau vor Allem der Schrein der Milde, der Güte, der Barmherzigkeit, der Duldung seyn müsse; warum ihr nicht zugestehen, daß er das weibliche Daseyn weder erniedrigen noch beschränken, sondern sie nur auf die weiteste Sphäre der Liebe hinweisen wolle? Er saß da, den Kopf mit der Hand gestützt; es war ihm, als stände er auf einem Vulkan und dieser ströme um ihn herum glühende Flammen; da klopfte es und wie er aufsah, kam Eduards Diener mit einem Briefe von seinem Herrn herein. Dieser bat ihn in kurzen Sätzen und wenigen Worten, nicht auszugehen, indem er ihm Wichtiges mitzutheilen habe; er würde dem Billet auf dem Fuße folgen und wirklich hatte sich Franz kaum von seinem Erstaunen über diesen wunderlich eiligen Ton erholt, als Eduard blaß und verstört hereintrat, den Hut auf einen Pack Akten setzte, sich neben Franz auf's Sopha warf und einen so tiefen verzweiflungsvollen Seufzer ausstieß, daß Franz ihn erstaunt und verwirrt ansah und ihn heftig zum Reden drängte.

„Was ist geschehen, Eduard, was erregt, ergreift Dich, sprich, kann ich Dir nützen?" rief er bewegt.

„Ach," entgegnete Eduard mit herzzerreißendem Schmerz, „es geschieht mir das Bitterste, das Entsetzlichste, was mir begegnen konnte, ich zweifle an Dir!"

„An mir?" entgegnete Franz verwundert.

„Ja, an Dir," sagte Eduard traurig, „an den ich heraufgesehen, den ich wie ein Ideal der Wahrheit und Rechtlichkeit verehrt habe. Oder vielmehr, ich zweifle nicht an Dir, ich verstehe Dich nicht mehr."

„So rede," entgegnete Franz. „Bringst Du eine Anklage hervor, so will ich mich vertheidigen oder auch mich schuldig nennen."

Er rückte sich auf seinem Sitz zurecht und Eduard hub mit beklommener Stimme an: „Erinnerst Du Dich eines Abends auf Haiderode, wo lebende Bilder dargestellt wurden?"

„O wohl erinnere ich mich dessen," antwortete Franz, in süße Träumereien versenkt. „Aber was hat das mit Deiner Verstimmung gemein?"

„Gemach," sagte Eduard. „Du sollst gleich von mir hören. Erinnerst Du Dich auch eines Kammerjunkers, der sich um Alma beschäftigte und Manches von ihr auszustehen hatte?"

„Freilich, freilich," warf Franz ungeduldig hin.

„Nun denn," fuhr Eduard fort, „besagter Kammerjunker erzählt in der Gesellschaft und am Hofe, daß Alma nicht an den Bildern Theil genommen, sondern daß er mit eigenen Augen gesehen, wie sie in Dein Zimmer geschlüpft und dort lange geblieben sey. Du fühlst, was das für mich, den Verlobten, heißt, daß Alma in Deinem Zimmer war, wie es meine Ehre angreifen würde, wäre dieß Gerücht ein wahres."

„Es ist wahr!" entgegnete Franz betroffen. „Schrecklich, daß man Almas Schritt mir gegenüber kennt. Wer hätte das denken, das vorausberechnen können!" Er sprang auf und ging unruhig hin und her.

Die Freunde schwiegen beide. Eduard hatte sich in die Kissen zurückgelehnt, die Hand vor die Augen gelegt und athmete schwer. Endlich sagte er mit milder, weicher Stimme: „Franz, warum hast Du mir das gethan?"

Franz blieb einen Augenblick stehen, reichte ihm die Hand über den Tisch herüber und entgegnete fest: „Nicht war, Eduard, Du wirst mir glauben, wenn ich Dir bei unserer Freundschaft versichere, daß mein Benehmen gegen Alma und die Folgen davon nur der Kulminationspunkt jenes Erziehungs- und Demüthigungsplans war, den ich zu Deinem Besten mit Dir verabredet hatte? Alma konnte so

wie sie war, nicht bleiben; sie mußte weiblich, weich werden, sie mußte sich im Spiegel erblicken, aus innerer Nothwendigkeit hatte sie sich zu ändern; durch Thaten mußte sie der kleinen Thorheiten, die ihren Charakter trübten, überführt werden. Jetzt wirst Du sie heirathen können, jetzt, wo sie gedemüthigt ist. Ich bin streng, ungalant gewesen, Deinetwegen; ich habe sie dahin gebracht, daß sie, getrieben von seltsamem Gefühle, von ihrem Egoismus und Hochmuth sich losriß, daß sie, weiblich sorgend, sich nichts zu vergeben glaubte, als sie zu mir mit einem Glase Limonade kam, weil sie mich krank und gedrückt glaubte."

„Dank, Dir," sagte Eduard, „Dank Deiner Freundschaft, die mich nicht verrathen konnte. Ich ahnete dunkel den Zusammenhang der Dinge und kam, um die Wahrheit zu erfahren. Meine Lage ist unerfreulich, Franz. Sonst war ich als Rath die rechte Hand des Fürsten. Seit seinem Tode ist Alles umgestürzt. Die Parthei, die der Verstorbene mit großer Energie herniederhielt, ist frei. Sie erhebt das Haupt und läßt mich fallen. Ich bin am Ende meiner Laufbahn."

„Am Ende?" wiederholte Franz. „Im Gegentheil glaube ich, daß sich eine glänzende Aussicht öffnet. Du gehst als Geschäftsträger nach Rom, wie man mich heute Morgen versicherte."

„Verstehst Du denn nicht, daß das eine Entfernung, ein ehrenvolles Exil ist?"

„So gehst Du mit Alma nach Rom?" fragte Franz sichtbar beklommen."

„Ich weiß nicht, was ich thun oder lassen soll! Ich bin unmuthig, unzufrieden mit ihr und mir. Ich bin ihr nicht gewachsen. Unser Verhältniß wird immer ein mittelmäßig unglückliches, ein lauwarm glückliches seyn! Mag sie Dir gegenüber verändert erscheinen, mir ist sie es nicht. Gegen mich wird sie immer kalt, hochmüthig, wegwerfend seyn."

„Du urtheilst zu hart," meinte Franz seltsam erleichtert. „Der milde Strahl der Weiblichkeit ist wirklich in Alma gefallen; sie wird Dir ein gutes, treues und nebenbei ein nützliches, Ehre bringendes Weib seyn."

„Ich glaube das nicht," sagte Eduard ernst. „Sie fühlt ihre Gewalt über mich und wird sie ewig mißbrauchen. Wehe dem, der zu liebend, zu nachgiebig ist; statt Wärme wird er Kälte erwecken, denn der kühlere Theil ist zugleich der herrschende. Ich habe das so tief, so schmerzlich empfunden, daß ich mich an die Tante gewandt und sie gebeten habe, mich von Alma frei zu machen."

„Das war übereilt," bemerkte Franz mißbilligend.

„Freilich war es das," antwortete Eduard gelassen. „Als ich diesen Schritt that, ahnete ich nichts von den Klatschereien des Kammerjunkers; ich wußte nicht, daß ich Alma zu schützen, zu rehabilitiren hatte. Ein Bruch unter den jetzigen Umständen wäre eine Feigheit. Ich muß gut machen, was ich schlimm gemacht habe, muß zu ihr, die seit einigen Stunden heim ist."

„Alma ist zurück?" fragte Franz aufs Heftigste erschüttert.

„Seit einigen Stunden," sagte Eduard. „Ich war noch nicht bei ihr, weil ich Dich erst sprechen und mich fassen wollte. Morgen will ich hin. Eine mündliche, ganz offene Erklärung wird meine Zukunft entscheiden. Lebwohl. Wir sehen uns hoffentlich ruhiger wieder."

Er nahm seinen Hut und ging.

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

Klara weinte bittere Thränen. Sie verbarg ihr Gesicht in den Schooß ihrer Mutter und schluchzte laut:

„Laß ab, Mutter! Deine Worte brechen mir das Herz. Nein, Du wirst, Du darfst, Du kannst nicht sterben!"

Doch die Mutter war jetzt in einem Zustande inneren Entzückens, welcher sie für diese Worte nicht zugänglich machte, und in ihrer Begeisterung erhielt ihr schwacher Körper plötzlich die Kraft früherer Tage. Sie richtete sich auf, das glühende Roth des Fiebers bedeckte ihr Gesicht, ihre großen Augen, in denen sich die Abendsonne spiegelte, glänzten schauerlich in ihren tiefen Höhlen und mit der hohlen, herzrührenden Stimme einer Auszehrenden sprach sie:

„Sieh, Kind! Weit über der strahlenden Gluth, die dort am Horizonte verschwindet, ist das ewige Vaterland der leidenden Menschheit. Dort gehe ich hin; ich gewahre es an dem Klopfen meiner Brust und an den Seufzern meiner zum Tode betrübten Seele. Wenn ich, von den Ketten der Sünden befreit, den Staub der Welt werde abgeschüttelt haben, um mich ganz mit der Liebe meines Schöpfers zu vereinigen, dann erst weine nicht über mich; dann werde ich beginnen, zu leben.

Wenn Du meinen Körper bei der kalten Berührung des Todes wirst leiden und meine schwache Seele gegen die Zerstörung ihrer Hülle wirst ankämpfen sehen, auch dann betrübe Dich nicht, mein Kind. Diese Entkerkerung geschieht nie ohne Gewalt, und die gebrechliche Menschennatur, welche sich im Todeskampfe von dem mächtigen Arme der Gottheit vernichtet fühlt, schrickt zusammen und lebt

in Erwartung des ewigen Räthselwortes. Deßhalb, meine Liebe, betrübe Dich nicht über mich; denn der Glaube wird mich unterstützen und die Hoffnung meiner Seele stärken, während mein Körper gegen den Engel der Vernichtung kämpfen wird."

Es liegt in den Worten des Sterbenden etwas so Ergreifendes und zugleich Sanftes und Tröstendes, daß der Zuhörer gleichsam den Athem innehält, um nur ja keinen einzigen Laut des Hinscheidenden zu verlieren. Deßhalb schweigen selbst die Mächtigen und Weisen der Erde an dem Todesbette des Armen und Niedrigen.

Welchen Verstand Gott ihnen auch gegeben; wie sehr auch ihr Geist Ursache und Wirkung der geschaffenen Dinge untersuchen mag: in diesem feierlichen Augenblicke, wo das Geschöpf durch den Schöpfer abberufen wird und die menschliche Vernunft sich der stillen Beredtsamkeit des Todes unterwirft, müssen sie schweigen, bewundern und anbeten. —

Klara horchte mit gespannter Aufmerksamkeit auf die tiefklingende, ausdrucksvolle und wehmüthige Stimme der Kranken, und allmählig machte ihre Betrübniß einem gewissen Entzücken Platz. Ohne zu wissen, wie sie dazugekommen, kniete sie vor der aufrechtstehenden Mutter, welche, ihre beiden Hände auf das Haupt ihrer Tochter legend, in ihrem Geiste, Gottes Segen und Gnade auf das geliebte Kind herabrief.

Nicht eine einzige Thräne befeuchtete mehr die Wange des Mädchens; denn dieser Moment war zu ehrwürdig und feierlich, um durch irdische Traurigkeit entheiligt zu werden.

Weit im Westen verschwand die untergehende Sonne und mit ihr die übernatürliche Kraft, welche der Mutter gestattet hatte, ihr Kind gegen die Betrübniß abzuhärten und vor Verzweiflung zu bewahren.

„Meine Liebe," sprach sie, „es wird mir so dunkel vor den Augen und es brennt mir so auf dem Herzen."

Klara hatte kaum Zeit, aufzuspringen, um die ohnmächtig hinsinkende Kranke in ihre Arme aufzunehmen und in den Lehnstuhl niederzulassen.

Sofort rief sie um Hülfe, und bald waren alle Bewohner des Schlosses herzugeeilt; man trug die Leidende in ihr Bett zurück.

Schnell wurde zu dem Pfarrer und dem Arzte geschickt, und Augustin mußte sich in größter Eile nach M . . begeben, um Tante Therese zu holen.

Der arme Bursche, welcher seine Gebieterin bereits für todt hielt, ritt mit rothgeweinten Augen zum Dorfe hinaus und erzählte die traurige Botschaft Jedem, der ihm begegnete.

Bald war der ganze Schloßhof voll von Betrübten und Nothleidenden, die von der Sterbenden waren getröstet und unterstützt worden und man hörte unter allen Anwesenden nichts als dumpfes Weinen und Klagen.

Der Arzt und der Pfarrer trafen gleichzeitig ein und, wie wenn ein elektrischer Schlag plötzlich alle Gemüther berührt und eine geheime Stimme Allen denselben Gedanken eingegeben hätte, so wandte sich die ganze Versammlung mit dem Rufe an den Doktor: „Retten Sie sie um Gottes Willen, denn sie ist unsere Mutter, unsere Hülfe und unser Trost!"

„Ich werde thun, meine Freunde, was in meinen Kräften steht; aber meine Kenntniß allein kann ihr nicht helfen," antwortete der tiefbewegte Mann und ging eiligst durch die Menge hindurch.

„Betet Kinder," sagte jetzt der ergraute Priester, „und setzet Euer Vertrauen auf Gott! Er, der den Lazarus auferweckte und die Tochter des Jairus in's Leben zurückrief, kann auch Eure Wohlthäterin retten. Deßhalb, Kinder, betet und hofft; denn er ist ein guter Vater und die niedrigen, gedrückten und zerknickten Herzen wird er nicht verschmähen."

Und Alle sanken auf die Knie nieder und beteten, während der altersschwache, ehrwürdige Mann mühsam die Treppe hinaufstieg.

* * *

Fraget die Glücklichen der Erde; fraget auch die, welche am unglücklichsten genannt werden mögen: die Einen wie die Andern werden Euch sagen, daß es in dem menschlichen Leben Augenblicke moralischen Leidens und tiefer Wehmuth gibt, welche, ohne irgend eine bestimmte Ursache zu haben, uns von dem barmherzigen Gotte gesandt werden, um uns die Eitelkeit und Unbeständigkeit unseres Herzens begreifen und uns später die glücklicheren Zeiten besser genießen zu lassen.

In diesem Zustande scheint unser Blut in den Adern stille zu stehen; unsere Augen sehen alle Gegenstände durch das Prisma einer unbegründeten Schwermuth, und sonderbar! die Dinge um uns herum nehmen phantastische Formen an, die an Tod und Grab gedenken lassen.

Ein dumpfes Geräusch kitzelt die Ohren; die wirklichen Töne der Außenwelt vermischen sich mit demselben und nehmen dieselben Laute an, wie die eines eingebildeten Geklingels.

Bald hört man den nächtlichen Sang des Todtengräbers oder das schauerliche Gekrächze der Eulen auf dem Kirchhofe, bald das Heulen des Windes in den Bäumen oder die Trauerspalmen des Priesters, der eine Leiche zu Grabe geleitet. Unsere eigenen Schritte rauschen uns in den Ohren, als ob unsere Füße über krachende Gebeine einherwandelten.

Wenn unsere Seele sich in solchem Zustande befindet, ist der Geist nicht im Stande, die drückende Last vom Herzen zu wälzen und wir bleiben niedergebeugt unter dem Gewichte dieser bleiernen Hand, bis die Sonne der Hoffnung wieder mit ihren Strahlen uns durchdringt.

In der nämlichen Nacht, als Frau van Straelen den Tod mit raschen Schritten näher kommen sah, saß ihr unglückliches Pflegekind in einem engen Stübchen in S..., einer kleinen Stadt in Deutschland, an einem wurmstichigen Tische und schrieb.

Obschon es bereits ein Uhr war, fühlte Ludwig noch nicht das Bedürfniß, sich zu Bette zu legen; denn er befand sich gerade in jenem drückenden Zustande, von dem wir oben gesprochen haben.

Eine irdene Lampe, deren schwankendes Licht kaum Helle genug verbreitete, um die schwarzen Schatten der stark beschädigten Möbel als Zerrbilder an den schmutzigen Wänden erscheinen und tanzen zu lassen, erleuchtete das Gemach.

Draußen hörte man nichts als die schweren Schritte des Nachtwächters, die in der Ferne wiederhallten und dessen hohle, wehmüthige Stimme, welche die Stunde ankündigte.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Die Redaktion des Illustrirten Familienjournals (A. H. Payne in Leipzig und Dresden) hat drei Prämien zu 40, 20 und 10 Louisdor für die drei besten Konkurrenz-Novellen ausgesetzt, welche ihr bis 1. Febr. 1856 unter folgenden Bedingungen portofrei zugekommen seyn werden: 1) Die Arbeit muß selbstständig gehalten werden (Original); 2) Sie muß frei seyn von politischen und konfessionellen Kontroversen und 3) muß sie einen Umfang von vier Druckbogen im Formate des Illustrirten Familienjournals besitzen. Die Verfasser der drei Preisnovellen erhalten außer den Prämien das übliche Bogenhonorar. Das Preisgericht bilden die HH. Dr. Gustav Kühne, Dr. Oswald Masbach und Dr. Hermann Markgraf in Leipzig.

Mannigfaltigkeiten.

Bekanntlich war es Joseph Görres, der zuerst mit der ihm eignen Energie der Begeisterung den Ausbau des Kölner Doms im „Rheinischen Merkur" anregte, und so war es gewiß ein glücklicher Gedanke seiner Freunde, ihm dort ein Denkmal zu setzen, welches zugleich zu der künstlerischen Vollendung des herrlichen Baues mitwirkt. Sie haben nämlich ihm zu Ehren das schmale Fenster der Südseite, welches an das Querschiff anstößt, malen lassen, und es ist dasselbe in der Münchener Glasmalerei ausgestellt. Unter reicher gothischer Architektur zeigt die obere Abtheilung Maria mit dem Christuskinde, und ihr zur Seite, durch den Fensterstab geschieden, kniet Görres, jugendlich, im blauen Talar der dortigen philosophischen Fakultät, und neben ihm steht Joseph als der Schutzheilige seines Namens; die untere Abtheilung gibt unter der Madonna die Gestalt Karls des Großen, unter Görres die des Bonifacius, beide als Vertreter von Staat und Kirche stellen die Grundrichtung von der Thätigkeit des Verstorbenen dar. Wie auf alten Gemälden der Donator sein Porträt anbringen ließ, so ist hier das Bild des Gefeierten der Komposition einverleibt. Das Ganze ward, nach Besprechung mit den Stiftern, von Ainmüller entworfen, die untern Kartons fertigte dessen Sohn Heinrich, die obern der Maler Förtner; die Ausführung auf Glas vollführte Leonhard Faustner. Ihnen stand wie gewöhnlich Heinrich Heß rathend und fördernd zur Seite. Das Ganze macht einen harmonischen Eindruck, und die untern Figuren zeigen eine Tiefe, Pracht und Sättigung der Farbe, wie sie in neuerer Zeit selten so energisch gerathen ist.

Gegenwärtig besteht die österreichische Armee aus 62 Linien- und 14 Gränz-Infanterie-Regimentern à 4 Bataillons, aus einem Kaiser-Jäger-Regiment à 8 Bataillons, aus 25 Jäger-Bataillons, aus 8 Kürassier-, 8 Dragoner-, 12 Husaren- und 12 Uhlanen-, aus 12 Artillerie-Regimentern; aus 6 Pionier-Bataillons und dem Flottillen-Korps, endlich aus 19 vortrefflich organisirten Gendarmerie-Regimentern. Es befinden sich zwar von der Mannschaft einige 50,000 beurlaubt, doch diese könnten binnen vierzehn Tagen einrücken, und alle Truppentheile in Bewegung gesetzt werden, denn die österreichische Armee befindet sich in operationsfähiger Waffenbereitschaft, um für den Frieden oder Krieg das Schwert in die Wagschale zu legen.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Kittel Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 277 Dienstag, 20. November 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

Als Franz allein war, ergriff es ihn wunderbar, daß Alma heim sey. Er mußte sie sich vorstellen in ihrer Anmuth und Schönheit, mit der Wehmuth des gekränkten Stolzes, mit der Erkenntniß ihrer Schwäche, mit der aufgescheuchten und verschüchterten Weiblichkeit. Immer hörte er ihren leisen Gazellentritt im Korridor; immer sah er die glänzenden Augen auf sich, wie im Traume gerichtet. Er gestand sich, daß das innere Leben eben so reiche Thaten, als das äußere und vielleicht reichere habe, daß es Früchte hervorbringe, an denen man sich nähren und laben könne, daß man an ihm sterbe oder sich erhebe, verkläre oder verliere, je nachdem. Er wußte auch, er der Menschenkenner, daß es Worte gibt, die wie Pfeile mit Wiederhaken ins Herz schießen und wenn sie nicht gewaltsam herausgerissen werden, ewig darin stecken bleiben. Er dachte an die, die er Alma gegenüber gebraucht und gestand sich, daß sie viel Langmuth besitzen müsse, um das zu vergeben und zu vergessen. Er ward immer unruhiger. Der Mond senkte seine Strahlen in das Zimmer. Die Arbeitslampe flackerte im Luftzuge. Draußen bewegten sich die schweren Aeste eines Kastanienbaumes und drinnen schlug ein Männerherz wie in jugendlichen Tagen. Endlich konnte er es im Zimmer nicht mehr aushalten. Es trieb ihn hinaus auf die Straße, vor Almas Wohnung, die dicht beim Stadtthore lag. Der Hahn krähte melancholisch und schien Franz mit der dünnen Stimme wie ein gespenstischer Laut. Die Nebel hatten sich um die gothischen Formen der Domkirche gelagert, auf deren Dache eine kolossale Statue des Erzengels Gabriel fußte. So erregt war Franz, daß es ihm plötzlich war, als bewegten sich die großen steinernen Flügel und als riefe ihm etwas Unsichtbares, Schauerliches den Namen „Helene" zu. Es trieb ihn wieder weg von Alma zu ihr, die ihm bis jetzt im Geist, in der Erinnerung, in der Vergangenheit, wie eine hohe, große Poesie erschienen war. Helene war ja überall, im Strahle des Mondes, im Plätschern des Wassers, im Dufte der Blumen. Aus den Sternen hatte er ihren Blick gelesen, in der Bläue des Himmels ihr Auge gesehen. Das dachte er, indem er sich fester in seinen Mantel wickelte. Wie er aufsah, stand er vor dem fürstlich Recknitz'schen Hotel. Es war unruhig d'rinnen, trotz der späten Stunde. Im Hofe hielten angespannte Bagagewagen, auf denen Möbel, Kisten und Kasten gepackt wurden. Durch die erleuchteten Fenster sah er auf die Dienerschaft, die geschäftig hin- und herschwankte. Er selbst lehne tiefaufatomend seitwärts an einem eisernen Gitter. Wie seltsam war doch Alles in seinem Leben gekommen, hatte sich verschlungen und wieder entwirrt, ihn gefaßt und wieder losgelassen! Hier Helene als verwittwete Fürstin in langen Trauergewändern und dort Alma mit ihrem blassen, gekränkten Gesicht. „Gibt es wirklich eine unsichtbare Gewalt, die sich ein unbekanntes Ziel vorschreibt, dem wir unbedingt folgen müssen, oder sind wir Herr unseres Schicksals und unseres Wollens?" fragte er sich ängstlich. Da fiel plötzlich vom Himmel eine Sternschnuppe hernieder. Als er sie melancholisch mit den Blicken verfolgt hatte, seufzte er träumerisch: „Arme Helene, wäre es möglich, daß auch Dein Stern verlöschen, auch Du Dich in Finsterniß getaucht hättest?"

* * *

Eduard hatte keinen Schlaf gefunden. Sein gutes, ehrliches Gemüth litt in dem Gedanken an Alma, an die ihm bevorstehende Erklärung mit ihr, an so Manches, was es erlebt, überwunden und doch nicht völlig besiegt hatte. Er liebte sie aufrichtig, aber er verhehlte sich nicht, daß sie oft wie eine eiserne Hand auf ihm geruht, ihn oft verletzt, oft fast beleidigt habe. Er war traurig, weil er sich eingestand, daß das stärkste Gesetz der Erde das Aufhören aller Dinge und Gefühle sey." „Der Mensch will immer hinaus über die Gränze, immer die Natur und den Gott da über uns einrichten nach seinem Gutdünken," dachte er. „Warum wissen wir nur, daß wir nichts wissen? Warum diese Ohnmacht, dieses Ringen, um das alte unvertilgbare Uebel, unsere Schwächen zu verbergen?"

Er blickte trübe gestimmt auf seinen Schreibtisch, auf dem seine Ernennung als Geschäftsträger in Rom lag. Sollte er sie annehmen, sie ablehnen, sollte er dem längstgehegten Wunsche des Haiderode'schen Ehepaares folgen und Landmann werden, eine ihm verhaßt gewordene Karriere verfolgen oder sich und seinen Ehrgeiz aufgeben für das friedliche Daseyn, das ein Gut darbietet? Das Alles sollte heute mit und für Alma entschieden werden. Er wollte zu ihr, mit ihr reden, in ihre Hände sein Schicksal und seine Zukunft legen. Ungeduldig erwartete er die zehnte Stunde. Sich selbst belächelnd, zog er sich sorgfältiger als gewöhnlich an. Lange blieb er unentschieden zwischen einer schwarzen und einer bunten Halsbinde. Er kannte Almas kritischen Geist. Er wußte, daß sie fähig gewesen wäre, mitten im ernsthaftesten Gespräch ihm plötzlich zu sagen: „Aber Eduard, welch' geschmacklose Weste haben Sie heute an!" Er fürchtete sich vor ihr, weil er sie dennoch liebte, jetzt wieder mehr als je liebte, wo er sie beleidigt zu haben glaubte, und wo er die Beleidigung gut machen wollte durch Hingebung. Er war gereizt und angezogen durch ihren Widerstand; die Alternativen von Schmerz, Furcht und Hoffnung, die er mit ihr durchlaufen und in denen sein Wille sich mit diesem gleichsam zerrieben hatte, waren eigner, stachlichter Art gewesen. Noch hatte er sie nicht wieder gesehen seit ihrem Aufenthalt in Haiderode. Unwillkürlich mußte er hoffen, an Franzens Prophezeihungen glauben, denken, daß es möglich sey, daß sie umgewandelt, weich, sanft geworden wäre. Er liebte sie ja, obwohl er sich beständig fragen mußte: „Ist sie Feuer oder Eis? Wird sie mich mit jenem kalten Lächeln versteinern, das verheerend über meine Wünsche zieht? Wird sie lieblich und gut oder grausam und hart seyn?" War er doch immer, wirklich immer, unter ihrer Herrschaft gewesen; hatte sie doch mit ihm gespielt, ihn losgelassen und wieder fest gebannt, ihn getröstet und unglücklich gemacht. Er hatte sie erziehen wollen, er der Schwächere und was er ihr gelehrt, das hatte er gelernt: sich zu beherrschen, sich aufzuopfern, sich ans Kreuz zu schlagen. Daß sie ihn nicht liebte, nicht einmal lieben konnte, war ihm seit lange klar. Oft hatte er sich gesagt: „Sie liebt mich nicht, sie wird meine Hingebung nie vollkommen erwidern. Ich will die Freude und das Glück anderwärts suchen, die Chimäre, die sich Alma nennt, aus meinem Daseyn herauswerfen, mich betäuben, wenn ich sie nicht gleich vergessen kann, mich ausruhen von ihr," aber seine edle treue Gesinnung, die Macht seiner Grundsätze und seiner Neigung hatte ihn immer wieder hin zu der Freundin gezogen. Heute sollte endlich das entscheidende Wort ausgesprochen werden, heute! Er fühlte sich durchschauert von Furcht und Hoffnung, als die frische mit Blumengeruch durchzogene Luft ihm an die Wangen schlug.

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

Die unsaubere Flamme der Lampe sandte breite Rauchwolken empor und ein unerträglicher Oelgeruch erfüllte das Stübchen.

Der Jüngling schien das nicht zu bemerken, denn er schrieb beständig fort.

Gleichwohl wurde die Luft in dem engen Raum so verdorben und der einschläfernde Rauch so dick, daß Ludwig dessen Einfluß endlich nicht mehr widerstehen konnte und seine Augen sich allmählig schlossen. Zum Glück für ihn verlöschte das Licht, wegen Mangel an Oel, bald gänzlich.

Während er indeß schlief, wirkte die verpestete Atmosphäre, in der er sich befand, beängstigend und quälend auf seinen ermüdeten und gedrückten Geist.

Und er träumte, daß er sich in einer dürren Wüste befinde, in der eine glühende Sonne ihm den Hirnschädel verbrenne. Nichts sah' er, das ihm ein wenig Schatten hätte bieten können; auch konnte er nicht einmal ein Quellchen entdecken, seinen Durst zu stillen: überall gewahrte er nur glühenden Sand und die Stille des Grabes.

Er wollte einen Augenblick rasten, weil seine blutenden und wunden Füße ihm den Dienst versagten; aber eine schreckliche Stimme, die selbst das Geheul des Orkans würde überdonnert haben, rief ihm hetzend und spöttisch zu: Vorwärts, vorwärts!

Und er schleppte sich, durch die Stimme getrieben, weiter und weiter fort, bis endlich die Beine unter seinem Körper sanken und er als eine unbeseelte und kraftlose Masse zu Boden stürzte.

Eine sanfte und liebliche Stimme klang jetzt in seinen Ohren und rief ihn in's Leben zurück.

Sie sagte: „Schöpfe Muth, armer Pilger! Bald wirst Du das Thal des Glückes in der Ferne entdecken und erreichen."

„Wer bist Du," fragte der Trauernde, „und warum lässest Du mich nicht sterben?"

„Ich bin," antwortete sie, „der Engel, der zu Agar in der Wüste sprach, und man nennt mich die Hoffnung.

Er fühlte sich nunmehr erleuchtet und gestärkt und setzte seinen Weg fort.

Wie der Engel ihm versprochen hatte, kam er wirklich bald an die äußerste Gränze der Wüste

und ein grünes, mit Blumen untermischtes Thal bot sich ihm dar.

Kaum hatten seine Füße den glücklichen Ort betreten, so hörten auch seine Schmerzen auf, und sein abgekühltes Blut durchlief wieder frei seine erfrischten Adern.

Eine weibliche Gestalt reichte ihm einen Becher hin. —

„Trink," sagte sie zu ihm, „dieß ist der Becher der Vergessenheit."

Der Jüngling trank, und Alles, was er gelitten hatte, war aus seinem Gedächtniß verwischt.

Er ging einige Schritte voran; sein erneutes Herz jauchzte in der erweiterten Brust und plötzlich stand eine zweite Gestalt vor ihm und bot ihm einen zweiten Becher an.

„Trink," sagte sie, „das ist der Becher der Freude."

Der Jüngling trank den Becher in einem Zuge aus, und, obschon der Inhalt süß war, fand er doch einen bittern Nachgeschmack.

Dann ging er weiter und gewahrte einen prächtigen Palast, dessen Zinnen über die blätterreichen Bäume hinausragten.

Als er in die weite Allee eintreten wollte, zeigte sich eine dritte Gestalt, welche tanzend und singend auf ihn zu kam und ihm einen neuen Becher anbot. —

„Trink," sagte sie zu ihm, „dieß ist der Becher der Sorglosigkeit, und die Sorglosigkeit ist die Schwester des Glücks."

Bereits hatte der Jüngling den Becher an seine Lippen gebracht, als eine gebrochene, zitternde Stimme ihm zurief: „Glaube ihr nicht, mein Sohn, die Sorglosigkeit verthiert den Menschen; sie tödtet das Herz, aber sie erfüllt es nicht."

Und er sah eine ganz alte Frau vor sich stehen, deren abgezehrtes Gesicht von tiefen Runzeln durchfurcht war. Sie hielt eine brennende Lampe in der einen und einen halbgefüllten Becher in der andern Hand.

„Trink, mein Sohn!" sprach sie, „dieß ist der Becher der Erkenntniß, und die Erkenntniß ist die Mutter des Glückes."

Der Jüngling brachte den Becher an seine Lippen und prüfte den Inhalt; er nahm jedoch nur wenig davon, denn das Getränk war so kräftig, daß sein Haupt davon schwindelte.

Er näherte sich immer mehr dem Palaste, aus dessen offenen Fenstern Freudenrufe und himmlische Musik hervortönten, welche den Ort belebten und in weiter Ferne wiederhallten.

Eine selige Wonne strahlte auf seinem Gesichte und das Klopfen seines Herzens bekundete das Vergnügen, welches ihm im Busen wohnte. Schon streckte er beide Arme nach dem glücklichen Paradiese aus; schon eilte er mit verdoppelten Schritten auf dasselbe zu, als plötzlich ihm ein fürchterliches Unthier ihm in den Weg trat und ihm zurief:

„Zurück, Du verwegener, ungeladener Gast! Du kannst mir nicht entfliehen, denn ich bin das Schicksal."

Bei diesen Worten verschwanden Palast und Bäume und alle Herrlichkeit wie Rauch; das Ungethüm rückte mit aufgesperrtem Rachen immer näher, den Unglücklichen zu vernichten. Da warf sich mit Einemmale eine lustige Gestalt zwischen das Schlachtopfer und seinen Verfolger, welcher alsbald heulend die Flucht ergriff.

Die Gestalt war in ein weißes Gewand gehüllt; ein undurchdringlicher Flor bedeckte ihr Gesicht und sie sprach mit einer zarten und sanften Stimme:

„Mein Kind, sey froh und wohlgemuth; nimm den Schatten nicht für die Wahrheit nnd laß Dich durch kein Scheinglück verleiten, noch mögen eitle Hirngespinste deine Seele entmuthigen. Vertraue auf Gott! Er wird Dich stärken und trösten, und von der Höhe aus werde ich über Dich wachen. . .

. . . .

Ludwig erwachte. Der Angstschweiß bedeckte sein Gesicht, und von Unmuth überwältigt, rief er in einem schmerzlichen Tone aus: Ich habe die Stimme meiner Pflegemutter gehört!

Und beim Mondlichte kam es ihm vor, als wenn er über seinem Erwachen eine Erscheinung durch das Fenster hätte verschwinden sehen.

Betäubt und wankenden Schrittes näherte er sich dem Fenster und schlug den halbgeöffneten Flügel weit auf.

Ein dichter Nebel stieg von der Erde auf: ein frischer Dampf entflog dem engen Stübchen und spielte einen Augenblick im Mondscheine, um sich dann, in unendlich seine Dünste aufgelöst, in den Wolken zu verlieren.

Die eherne Stimme eines benachbarten Thurmes ließ jetzt drei hellklingende Töne über die Stadt erschallen, und der Nachtwächter rief die Stunde aus. —

Ludwig kniete vor dem offenen Fenster nieder. Er fühlte das Bedürfniß zu beten, fand aber weder Gedanken noch Worte. Er stützte die brennende Stirne auf die gefaltenen Hände und weinte lange und bitterlich.

Dieß erhabene Gebet stieg zu Gottes Thron empor und fand Gnade bei Dem, der gesagt hat:

„Selig sind die Traurigen, denn sie sollen getröstet werden!"

* * *

Eine traurige Stille herrschte in dem großen Zimmer, in dem Frau van Straelen bewußtlos auf ihrem Bette ausgestreckt da lag.

Ihr Mann saß neben dem Bette und hielt die Hand der Sterbenden in der seinigen. — Sein rauhes Gemüth war endlich unter den wiederholten Schlägen des Schicksals demüthiger geworden, und sein Angesicht trug tiefe Spuren von Verdruß, welche den innern Streit verriethen, den seine angebornen guten Eigenschaften gegen die eiskalten äußern Grundsätze seines hoffärtigen und selbstsüchtigen Geistes geführt hatten.

Seit der Krankheit seiner Frau hatte jeder verbrachte Tag einen falschen Begriff mehr aus seinem Herzen vertilgt und eine neue schlafende Tugend in demselben aufgeweckt.

Die Willenskraft, deren er sich früher rühmte, erschien ihm jetzt als ein bloßer Mißbrauch, den er von der moralischen Gewalt, die der Schöpfer in guter Absicht dem Manne über die Frau verliehen, seither gemacht hatte.

Sein Gewissen verwies ihm dieß bitter. Er erkannte nunmehr, daß das, was er Charakterstärke genannt, nur in der Unterdrückung eines schwachen und ihm gegenüber wehrlosen Geschöpfes bestanden hatte.

Ist es doch so leicht, den Gutmüthigen und Niedrigen zu beherrschen! Ja, es scheint dem Stolze ungemein herrlich, sich über dem Untergange einer Menschenseele erheben und bei dem moralischen Tode eines göttlichen Ebenbildes dem Schöpfer gleichsam hochmüthig zujauchzen zu können: „Sieh, wie ich das Werk Deiner Hände vernichtet und Deine Absichten vereitelt und verspottet habe!"

Leider, daß so Viele in ihrem herrschsüchtigen Wahne sich glücklich schätzen, Andere gewissermaßen moralisch zu tödten, um nur ja über willenlose Werkzeuge gebieten zu können.

Hasset und verachtet sie indessen nicht, sondern beklaget sie vielmehr; denn sie haben sich eine fürchterliche Last aufgeladen und nicht Alle haben das Glück, hienieden das drückende Gewicht abzuschütteln und durch die Trübsal geläutert zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die fortwährend steigende Bevölkerung Londons, und in Folge dessen der immer schwieriger werdende Verkehr auf den Straßen hat das Parlament veranlaßt, einen Ausschuß über diese Angelegenheit niederzusetzen, und der Bericht desselben liegt nun in Gestalt eines „Blaubuchs" von 200 Seiten vor. Das Ergebniß ist, daß es unumgänglich nöthig sey, neue Straßen, Brücken und Eisenbahnen innerhalb der Stadt anzulegen. Zu dieser salamonischen Weisheit brauchte es allerdings keines besondern Parlamentskomites, aber interessant sind einige seiner statistischen Erhebungen, weil man daraus die Frequenz des Londoner Verkehrs bemessen lernt. So heißt es darin unter Anderm: Es kommen an jedem Tag etwa 300,000 Menschen zu Fuß nach der City; die Flußdampfer bringen gegen 10,000 Personen, und die verschiedenen Omnibusse machen täglich durch die City 7400 Fahrten. Auf dem gemeinschaftlichen Bahnhof bei Londonbridge gab es im Jahr 1854 10,815,000 Ankömmlinge und Abreisende (doppelt so viel als 1850). In derselben Periode stieg die Zahl auf dem Bahnhof der Südwestbahn von 1,228,000 auf 3,308,000 Personen; auf einer andern Bahn kamen und gingen im vorigen Jahr 2,143,000, auf dem Bahnhof nach Liverpool 470,000, auf der großen Nordbahn 1,408,000, auf der Nordwestbahn, 711,000 und auf der kleinen Bahn, die London in einem nördlichen Halbkreise umspannt, 8,144,000 Personen. Auf die weiteren Angaben über Wagen und Fußgänger in den belebteren Stadttheilen können wir uns hier nicht einlassen.

Der Jugur, dessen Uebergang Omer Pascha am 5. Nov. nach einer Niederlage der Russen erzwungen hat, bildet den Gränzfluß zwischen Abchasien und Mingrelien; an seiner Mündung liegt Anaklia. Um nach Kutais in Imeretien zu gelangen, hat der Serdar noch die Tschura und den Tschogi, an dessen Mündung ins schwarze Meer Redut-Kale liegt, so wie den Techur und Tzchenis, die Nebenflüsse des Rion, zu passiren, an dessen Mündung Rionsk und an dessen oberem Laufe Kutais, die Hauptstadt von Imeretien, liegt. Der Ingur liegt auf der Hälfte des Weges zwischen Suchum-Kale, von wo Omer Pascha ausrückte, und Kutais, wohin er sich auf auf dem Marsche befindet. Anaklia, das nach General A. L. Macintosh 50 Meilen von Suchum-Kale entfernt ist, liegt an der mingrelischen Küste. Redut-Kale, das am Tschogi liegt, war einst in einem blühenden Zustande und versprach der Stapelplatz eines wichtigen Transit-Handels zu werden: doch sind diese Hoffnungen in russischen Händen zerstört worden. In Poti am Phasis lag nach Macintosh früher eine russische Kompagnie als Garnison; es ist ein schlechter Hafen, an dessen Eingang sich eine Bank von Triebsand befindet. Die „militärische Reise" des englischen Generals Macintosh ist — beiläufig bemerkt — eines der belehrendsten Werke in Betreff des asiatischen Kriegsschauplatzes; sie hat auch den Vorzug, daß sie mit fünf brauchbaren Karten versehen ist.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 278 Mittwoch, 21. November 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

Ein Gewitter, das im Anzuge gewesen war, hatte sich zertheilt. Die schwarzen Wolken, zu langen Streifen geworden, zogen vom Winde getrieben, abwärts. Das Wasser plätscherte in leichtgeschäumten Wellen und wagte sich an das niedrige Ufer heran; die Bäume schüttelten die dürren Blätter weit von sich und blickten in die Fluthen. Eduard erschrack fast, als er jetzt vor Almas Wohnung stand und an der Glocke zog. Was sollte er ihr sagen? Wie beginnen? Wie enden? Hatte ihr Gemüth nicht Geheimnisse, die er nicht ergründen konnte? Aber durfte er ihr nicht auch sagen: „Alma, wenn Du mich lieben wirst, werde ich Dich begreifen lernen, dann wird in der süßen, heiligen Gemeinschaft unserer Seelen das Nichtverstandene hell werden, ich werde in Deinem Gemüthe, wie Du in dem meinen lesen, ich werde Deine Hand ergreifen und Du wirst mich zurück in die Vergangenheit führen, mir die Dornen, die Dich verletzen, zeigen, mir Deine Narben aufdecken und ich werde sie heilen, als wenn es noch Wunden wären!" — So dachte Eduard und so täuschte er sich.

Als er bei Alma eintrat, fand er sie todtesbleich auf dem Divan im bekannten, ihm so lieben Kabinet. Ihr durchdringendes, fast scharfes Auge war geisterartig; in ihrer Bewegung, in ihrem Blick lag die Kälte einer peinlichen Stimmung. Sie war so erschüttert durch Bekümmerniß, so geängstigt in ihrem Herzen, so zernagt von Sorgen, daß sie eine Welt von Leid zu tragen schien und doch gereizt, mit bebender Stimme ihn anredete und sagte: „Sie haben meiner Tante über mich, über Klatschereien, ich weiß nicht über was geschrieben. Ich bin erstaunt über Sie, über Ihr Betragen, über das kindische Geschwätz eines Kammerjunkers, das Sie an sich haben herankommen und von dem Sie sich haben bestimmen lassen. Erklären Sie sich."

„Ich habe mich übereilt, entgegnete Eduard einlenkend, der sich wie ein Nachtwandler vom Monde geführt auf gefährlichen Wegen vorkam. „Ich habe einen Augenblick irre an Ihnen werden können, aber Sie stehen gerechtfertigt da. Ich weiß Alles und heirathe Sie dennoch . . ."

„Dennoch?" rief Alma aufspringend, athemlos. „Dennoch? das ist beleidigend, Herr von Walling, ist unzart, das trennt, statt daß es vereinigen sollte. Welcher Rechtfertigung bedarf ich? Wovon ist denn eigentlich die Rede?"

Sie ging mit der ihr eigenthümlichen Heftigkeit rasch im Zimmer auf und ab, und Eduard, beängstigt durch den Ausbruch ihrer Empfindungsweise, sagte kleinlaut: „Wenn Sie mir vergeben wollen, so will ich Ihnen Alles, Alles sagen."

„Ich bin begierig," erwiderte sie kalt und spöttelnd, indem sie sich wieder zurück auf den Divan lehnte.

„Sie wissen," fuhr Eduard fort, „wie befreundet ich mit Franz bin, wie es unausbleiblich seyn mußte, daß ich mit ihm von Ihnen reden würde. Ich habe ihm nicht die Schmerzen unseres Verhältnisses, nicht meine Liebe, nicht den Durst, Sie glücklich zu machen, verschwiegen. Franz kennt die Welt und die Herzen. Er beobachtete und bewunderte Sie, aber gestand mir auch ein, daß Ihr Charakter gebeugt, daß Ihr Sinn gebrochen werden müsse.

„So?" fragte Alma ironisch lächelnd. „Gestand Ihnen das der Menschenkenner ein?" — Sie blickte auf und als Eduard, erschreckt durch ihr kaltes Auge, stockte, rief sie heftig: „Aber reden Sie doch, erzählen Sie doch die interessante Geschichte zu Ende!"

Eduard spielte mit seinem Stockknopf, dann sagte er beklemmt, in der Vorahnung des nahenden, von ihm selbst heraufbeschworenen Unheils: „Franz und ich haben in Gemeinschaft einen Erziehungsplan entworfen, in dem er die Rolle des Hofmeisters übernommen und Sie absichtlich getadelt, absichtlich gequält hat. Gestern Abend, als ich geängstigt von den Aeußerungen des Kammerjunkers, nicht frei von Eifersucht und Mißtrauen zu Franz kam, hat er mir Alles, auch die Scene mit der Limonade, erzählt. Da habe ich eigentlich erst einsehen lernen, was er für mich gethan und wie liebenswürdig weiblich Sie seyn können. Ich habe Sie

von einer ganz neuen Seite hin lieben gelernt, Alma, habe Ihnen die Ihnen von mir bereiteten Schmerzen abgebeten und sie doch nicht bereuen können. Lassen Sie nun die Sache auf sich beruhen. Ich bin zum Geschäftsträger in Rom ernannt und würde mich glücklich schätzen, wenn Sie mich begleiten wollten."

Er war aufgestanden und sah ihr treu und bittend in das Auge. Alma aber, gefaßt von einem furchtbaren Schmerz, verwundet in ihrem geheimsten Seelenleben, zerknickt in ihrem Glauben, in ihrem so natürlichen Stolze, in ihrer Hoffnung, ihrem Glücke, erhob sich mit strafenden Blicken und brachte mit erstickter, bebender Stimme die Worte hervor: „Aber das, was Sie mir da eingestehen, ist ja entsetzlich, abscheulich! Das heißt ja mit dem Heiligsten, mit der Wahrheit spielen, das zerreißt so jedes Band zwischen uns, daß ich Ihnen sagen muß: „Ich verachte Sie. Zwischen uns ist es aus!"

Eduard that einen tiefen schweren Athemzug. „Alma," sagte er mild, „versöhnt Sie mein aufrichtiges Geständniß nicht, sehen Sie in dem Allen nicht Liebe und Treue, dann freilich ist es aus mit uns, denn dann haben Sie sich nicht gebessert, dann sind Sie wie sonst, stolz, genuß- und gefallsüchtig."

„Ja es ist aus," erwiderte Alma mit gewaltsamer Kälte. „Sie sind ein guter, aber schwacher Mensch. Sie lassen sich gebrauchen; zwischen uns ist keine Gemeinschaft mehr. Was Sie an mich, was mich an Sie fesselte, war Täuschung. Gehen Sie, gehen Sie, ich kann nie die Ihre werden."

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und Eduard sank, übermannt von Schmerz, vor ihr auf die Knie nieder. „So nicht," rief er, „so nicht lassen Sie mich scheiden."

„Grade so, und nur so," entgegnete sie erschöpft. „Ich finde keine Entschuldigung für Sie, keine Vergebung. Gehen Sie."

Sie war entsetzlich in ihrem Schmerz und Eduard fühlte, daß es wirklich aus mit ihm sey. Er erhob sich, sagte gepreßt: „Leben Sie wohl," und als sie nicht einmal aufsah, ging er langsam der Thüre zu, betrachtete sie noch einmal und war dann still verschwunden. Kaum daß sie allein war, so machte sich ihr Gefühl Luft in unbändigen Thränen. Sie fiel auf die Knie, sie rief außer sich: „Griseldis!" Sie kam sich entehrt, zerschmettert vor. Sie hätte sich den Kopf an den Wänden einrennen, sich tödten mögen; ihr Herz rief um Rache, um Genugthuung, da sie sich von einem Manne überwunden fühlte, den sie jetzt eben so glühend haßte, als sie ihn vor wenig Stunden geliebt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

Der Priester hatte die arme Kranke mit den Heilsmitteln der Kirche versehen und las nunmehr die Gebete der Sterbenden über sie. Klara kniete vor der Lagerstätte ihrer Mutter. Sie weinte nicht und betrachtete Alles mit jenem verstörten Blicke, welcher ein unaussprechliches inneres Leiden ausdrückt. Ja, es schien, als wenn sie nicht bemerkte, was um sie vorging.

Johann, der seiner langen und treuen Dienste wegen das traurige Vorrecht erhalten hatte, seine Gebieterin sterben zu sehen, saß in einer Ecke des Zimmers und weinte, während seine bebenden Lippen ein feuriges Gebet zum Himmel sandten.

Der Doktor bereitete einige Arzneien, welche der Sterbenden den Todeskampf minder peinlich machen sollten; denn schon lange hatte er alle Hoffnung zur Genesung aufgegeben.

Die Mägde, welche zur Aufwartung im Zimmer zugegen seyn mußten, gingen langsam und still über den dicken Teppich hin und man hörte nur das schmerzliche Athemholen der Sterbenden, die unterdrückten Seufzer des alten Dieners und das regelmäßige Ticken der Uhr.

Draußen beteten die armen Landleute, trotz der kalten Nachtluft, noch fortwährend für ihre Wohlthäterin.

Um Mitternacht kam Augustin mit Tante Therese in vollem Trabe in den Schloßhof gefahren und wenige Minuten später saß die gute Schwägerin bereits mit rothgeweinten Augen neben Klara an dem Krankenbette. Der Arzt netzte die Lippen der Leidenden mit etlichen stärkenden Tropfen, worauf sie allmälig aus ihrer Ohnmacht erwachte.

Ihre Augen wurden auf wenige Augenblicke heller und klarer.

„Alfred!" sagte sie mit schwacher Stimme.

Van Straelen drückte ihr zum Zeichen, daß er sie gehört hatte, die Hand. Er wagte nicht zu sprechen, weil er fürchtete, seine innere schmerzliche Stimmung zu verrathen.

Seine Frau aber fuhr fort:

„Alfred, bald werde ich von hinnen gehen; wenn ich Dich je betrübt habe, o so vergieb es mir, auf daß ich ruhig sterben möge."

„Maria!" antwortete van Straelen, „Du bittest mich um Vergebung!" und eine Thränenfluth, die ihn weiter zu sprechen verhinderte, machte seinem Busen Luft.

Doch die zartfühlende Frau hatte ihn verstanden; sie hatte sich noch einmal bei ihrem Taufnamen nennen hören, und ihre Seele war getröstet und gestärkt.

Eine himmlische Freude verklärte ihr Antlitz. Sie sammelte all' ihre Kräfte und drückte als ewiges Lebewohl einen letzten Kuß auf die Hand, welche die ihrige festhielt.

„Klara, wo bist Du?“ fragte sie ein wenig nachher, und zwar mit noch größerem Nachdruck.

Und durch die ihr innewohnende Mutterliebe gestärkt, richtete sie sich zur Hälfte im Bette auf. Dann drückte sie das Haupt ihrer Tochter mit beiden Händen an ihre Brust und sprach fest und deutlich:

„Alfred, ich empfehle Dir das Glück unseres Kindes, schütze es gegen die Bosheit der Welt. Dich Schwester aber bitte ich, ihr eine liebende Mutter zu seyn, damit ich ruhig in den Schooß der Erde hinuntersteigen kann.

Versprecht mir dieß, Beide! Im Himmel werde ich für Euch Alle beten.“

Alle schluchzten laut auf; die Sterbende fiel wieder in Ohnmacht und kam nicht zum Bewußtseyn zurück.

Der Arzt ging ängstlich auf und ab; er fühlte ihren Puls und sprach:

„Der Todeskampf beginnt; er wird sanft und schmerzenlos seyn.“

„Laßt uns beten!“ sagte der Geistliche, und Alle sanken auf die Knie.

Die vortreffliche Frau lag bewußtlos und ohne alle Bewegung da.

Um zwei Uhr begann ihre Seele sich von den Banden des Irdischen loszumachen. Nach dreiviertelstündigem Kampfe stieß die Sterbende einen letzten schwachen Schrei aus, der jedem Anwesenden wie ein schneidendes Schwert ins Herz dringen mußte. Man glaubte die Worte: Ludwig! Klara! aus ihrem Munde zu hören.

Klara fiel betäubt zu Boden, ihr Vater erbleichte und konnte nur mit Mühe seinen Schmerz und seine Thränen verbergen.

Das ernste Gesicht des alten Priesters wurde von einer geheimen und überirdischen Freude erfüllt und um die Silberlocken des ehrwürdigen Greises schien ein himmlischer Strahlenkranz zu schweben. Er erhob seine zitternden Hände und sprach:

„Herr, sey der Verstorbenen gnädig! Sie half dem Armen, der zu ihr rief und dem Waisen, der keinen Beistand hatte; sie gab nicht zu, daß die Augen der Wittwen vor Thränen vergingen.“

. . . .

Als es im Osten tagte, verließen der Priester und der Arzt das Schloß. Tante Therese sorgte dafür, daß ihr Bruder und ihre Nichte sich aus dem Sterbezimmer entfernten; Johann und die Mägde beteten bei der Leiche.

Der greise Diener näherte sich weinend und wankenden Schrittes dem Bette. Indem er ehrerbietig die Hand der Todten küßte, sagte er voller Wehmuth zu sich selbst:

„Herr! Warum lässest Du mich, das arme, veraltete und nutzlose Werkzeug, noch auf der Erde, während Du den Nothleidenden ihre Trösterin und Wohlthäterin nimmst?“

Augustin führte jetzt die Armen, welche die ganze Nacht draußen zugebracht hatten, hinauf. Sie hatten die Erlaubniß erhalten, die Züge ihrer guten Mutter, wie sie Frau van Straelen nannten, noch einmal anzuschauen.

Als sie die bleiche Stirne, die eingefallenen Wangen und die blauen Lippen der Hingeschiedenen sahen, kannte ihre Betrübniß keine Gränzen mehr und die in diesem Augenblicke den Nebel durchbrechende Morgensonne spiegelte sich in den Thautröpfchen der Erde, so wie in den Thränen dieser Armen, welche der Engel der Barmherzigkeit sammelte, um sie als ein Zeugniß zu Gunsten der Verstorbenen vor Gottes ewigem Richterstuhle erscheinen zu lassen.

Die Todesglocke verhallte in der Ferne und verbreitete die traurige Kunde.

Tiefe Seufzer stiegen aus den dürftigen Hütten auf; die Eltern hielten ihre Kinder zum Gebete für die Hingeschiedene an und sagten in ihrer Traurigkeit:

„Herr! Wer wird nunmehr unsere hungrigen Kleinen speisen und ihnen Kleider geben, ihre Blößen zu bedecken? Wer wird unsere Kranken besuchen und die kraftlosen Alten versorgen und trösten?“

. . . .

Klara und ihre Tante gingen über den großen Platz zur Kirche. Das Mädchen gab, in einen weiten Mantel gehüllt, ihrer Begleiterin maschinenmäßig den Arm und wurde von derselben fast fortgezogen. Alle, die sie vorbeigehen sahen, fanden sich in ihrem Innern getröstet; denn der Allgütige hatte ihre Fragen nicht unbeantwortet gelassen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gebrauch des Anstoßens beim Weine.

(Aus M. G. Saphir's „Blauen Blättern für Humor, Laune, Witz und Satyre. Vierte Lieferung.“)

Ich bin letzthin gefragt worden, woher der Gebrauch des „Anstoßens“, des „Gläserklirrens“ beim Weintrinken kömmt und ich antwortete wie folgt:

Einst kamen bei einem Glase Wein
Die fünf Sinne zusammen im schönen Verein,
Um beim Politisiren und Kannengießen
Das Blut der Trauben zu vergießen.

Und wie sie so sitzen zur fröhlichen Stund',
Hat seinen Genuß jeglicher Sinn im Grund;
Das Sehen nimmt das Glas vor das Gesicht,
Hält's zum Licht empor und spricht:
„Wie sich der Lichtstrahl in dem Golde bricht,
Man sollte glauben, es wäre ein Sonnen-Fluß!"
Und so hat das Sehen beim Wein seinen Genuß.
Darauf greift der liebe Geruch zu seinem Glase,
Führt es hin und wieder unter der Nase,
Und spricht erfreut, zu des Weines Ruhme:
„Welcher Duft! Welch' eine Blume!
Es riecht wie Moschus und wie Muskatnuß!"
Und so hat der Geruch beim Wein auch seinen Genuß!
D'rauf kömmt das Schmecken, der lock're Junge,
Versucht den Wein, schnalzt mit der Zunge,
Und sagt: „Das ist süß und feurig wie ein Liebeskuß!"
Und so hat das Schmecken auch beim Wein seinen Genuß!
Ein wenig später kommt das Gefühl auch herfür,
Nachdem es getrunken Gläschen drei oder vier,
Und sagt: „Nun wird mir so wohl und so laulich,
Ich hege Gedanken, die gar nicht erbaulich,
Das ist so wonniglich, also: "bibamus",
Und so hat das Gefühl auch beim Wein seinen Genuß!
Nur das Gehör schaut ganz verdrießlich drein,
Nur das Gehör hat keinen Genuß beim Wein,
Darob von Zorn und Unmuth höchlich entbrannt,
Will es das Glas ihnen schlagen aus der Hand;
Jedoch wie es mit seinem Glas an die andern schlägt,
Klingt es so lieblich, so melodisch bewegt,
Daß das Gehör sich an dem Wohllaut labt und letzt,
Und versöhnt ruft es zu den andern Sinnen jetzt:
„Stoßt an, stoßt an, zum Friedensschluß!"
Und so haben alle fünf Sinne beim Wein ihren Genuß!

Mannigfaltigkeiten.

Es kann freilich nur zufällig seyn, daß das an Erdbeben in verschiedenen Theilen der Erde so überreiche Jahr 1855 gerade durch einen hundertjährigen Zeitraum von demjenigen Jahre getrennt ist, in welchem das große verheerende Erdbeben von Lissabon am 1. Nov. (1755) sich ereignete und sehr zahlreiche gleichartige Erscheinungen in vielen Ländern im Gefolge hatte, die selbst bis in das Jahr 1756 gereicht haben. Merkwürdig ist es indeß doch, daß gerade in dem gegenwärtigen Jahre an die zerstörenden, sehr lange andauernden Erdbeben, welche im Orient, vorzüglich in der Gegend von Brussa, gewüthet haben, sich der Zeit nach die Schweiz-Erdbeben mit ihrem Zentralsitze an der Visp im oberen Wallis unmittelbar anschließen. Die letzteren haben am 25. Juli begonnen, und nach den neuesten schweizer Zeitungsnachrichten hatten sie und die damit zusammenhängenden Detonationen am 9. Nov. noch nicht aufgehört. Nunmehr erhalten wir auch aus Niederländisch-Indien Kunde von Erdbeben, welche auf den dortigen Eilanden in den Monaten Juni und Juli vorgekommen sind. Auf Banda sind am 4. Juli um halb zwölf Uhr Vormittags und um halb zehn Uhr Abends Erdbeben verspürt worden; die Stöße gingen von Osten nach Westen. Am 13. Juli erfolgten abermals in verschiedenen Zeiten heftige Erdbeben, wovon eines fast eine halbe Stunde dauerte; die Bewegungen waren ebenfalls nach der vorerwähnten Richtung. Auch von Ternate werden heftige Erdbeben gemeldet. Sie erfolgten am 14. Juni (vielleicht muß es Juli heißen), Vormittags 11 Uhr, ferner Nachmittags 5 Uhr und dann mit Unterbrechungen die ganze folgende Nacht hindurch, und selbst noch weitere sechs Tage lang fühlte man von Zeit zu Zeit die Stöße. Sie hatten ihre Richtung von Nord nach Süd; viele waren aber vertikal aufstoßend. Seit dem Jahre 1840 hatte man keine so heftigen Stöße erlebt. Gleichfalls auf Dodinga (Halmaheira) hat man diese Erdbeben verspürt; hier erfolgte das stärkste am 14. Juli des Nachmittags um 4 Uhr; es begann mit horizontalen Bewegungen, und endete mit vertikalen. Alle Gebäude haben daselbst gelitten; die Residenz und das Kompoir sind fast nicht mehr brauchbar, viele Häuser sind ganz eingestürzt und der Krater des Vulkans ist beschädigt. Am 17. Juli dauerten die Boden-Erschütterungen mit kurzen Zwischenpausen noch fort. Auf Tidore war der Schaden noch größer, als auf Halmaheira. Auf jener Insel sind 25 Häuser eingestürzt, und 10 Männer und 14 Frauen fanden ihren Tod durch von dem Berge Dojado herabgerollte Steinmassen.

Von Brisbane in Australien aus hat sich am 1. August unter Führung eines Herrn Gregory eine Gesellschaft kühner Männer, darunter der Botaniker Dr. F. Müller, der Arzt Esley und der Geologe J. S. Willson, aufgemacht, um eine Entdeckungsreise den Viktoria-Fluß hinauf zu unternehmen. Die Reisenden beabsichtigen, von der Mündung des Flusses aus durch das Innere des Landes nach der Moreton-Bai (im Nordosten von Neu-Süd-Wales) durchzudringen. Sie rechnen darauf, daß ihr Unternehmen nicht weniger als drei Jahre Zeit erfordern wird.

Auflösung der Doppel-Homonyme in Nro. 275:

Paris. — Helena.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei **Lisette Wailandt** in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 279. Donnerstag, 22. November 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

„Mir diese Schmach? Mir diese Ueberlistung!" jammerte Alma, „mir, der Liebenden, der Stolzen, mir, mir!" Ihre Brust hob sich mühsam. Ihr ganzer Zustand war ein fast zum Wahnsinn gesteigerter Schmerz, ein Zorn, der der Energie der Wilden gleichkam. Sie war kalt wie der Tod, eisig wie er, unfähig und verarmt vor dem aus allen Angeln gehobenen Willen, diese herbste Erfahrung betrachtend und sie nur halb, wie im Traume, begreifend. An der Stelle des geliebten Franz stand plötzlich ein brutaler Mensch, vor dem sie sich wie vor einem wilden Thiere hätte schützen mögen. Und indeß Alma mit den heftigsten Gefühlen kämpfte, erhielt dieser von Eduard folgenden Brief:

„Lieber Franz.

Ich reise in einer Stunde nach Rom und will Dich nicht wiedersehen. Gedrängt von den Umständen und meiner Schwäche, habe ich Alma den zwischen uns verabredeten Besserungsplan in der Hoffnung mitgetheilt, daß das offene Geständniß sie ehren und milder stimmen würde. Ich habe mich getäuscht. Statt mir Dank für meine Aufrichtigkeit zu wissen, hat sie in ihr nur Nahrung für ihre Heftigkeit, für ihren Haß gefunden, hat sie mich mit der ganzen in ihr wohnenden Härte und Kälte behandelt und endlich auf immer mit mir gebrochen. Ich habe sie treu und aufrichtig geliebt, ich liebe sie vielleicht noch, aber ich verhehle mir nicht, daß ich diesen wilden Stoff nie hätte bewältigen und wir uns früh oder spät hätten trennen müssen. Leid thut es mir, daß ich gegen Dich ihren Groll geweckt habe. So wie sie sich in der Abschiedsstunde gezeigt hat, glaube ich, daß sie Dir und mir nie unsere Erziehungsversuche vergeben wird. Sie ist weniger eitel, als stolz. Solche Charaktere haben für die ihnen zugefügten Beleidigungen keine Verzeihung, können sie nicht haben. Die ächte, rechte Verzeihung fließt aus dem ewigen Born der Liebe und Alma, guter Franz, liebt wenig oder nicht, ist ein eigenthümliches Wesen, das einen eigenthümlichen Weg zu gehen, große Erfahrungen zu machen hat. Ich fürchte sehr für sie. Ich fürchte die Isolirung, den Verlust jenes höhern Glaubens, den jede Frau als Stützpunkt nöthig hat; ich fürchte, daß sie nicht den Rahmen, der ihre Grundsätze einschließt, finden wird. Ihr ganzes Daseyn ist einem ungeheuren Zweifel anheimgefallen. Ob sie aus ihm heraus zu einer gesunden Lebensansicht oder zu der Zerstörung ihres bessern Wesens übergehen wird, ist ungewiß. Ach, Franz, wie ist unser Leben doch so seltsam, wunderlich! Wie habe ich geträumt, mit dem Herzen leben zu können, und wie einsehen gelernt, daß man nur mit dem Verstande fortkommen kann. Meine innerlichsten Fiebern sind wund. Ich hoffe auf Italien, auf die grandiosen Eindrücke dieses schönen Landes; ich hoffe auf geistige Zerstreuung, auf ein Ablenken von Alma, die mich jetzt nur unglücklich machen kann. Die zauberhaften, tausendfarbigen Tage des Südens müssen mir die farblosen, engen und dürftigen meines jetzigen Lebens zudecken. Ich muß mich losreißen von dieser Verzauberung und werde es.

Dir, lieber Franz, steht ein anderes Leben, eine andere Laufbahn bevor. Ich höre so eben, daß Du meine Stelle bekommen und zum Rath ernannt worden bist. Das wird Dir, neben vielen großen und kleinen Geschäften, die Besorung der Recknitz'schen Angelegenheiten, die Annäherung an die doch gewiß noch immer geliebte Helene verschaffen. Ich wünsche Dir Glück dazu. Du wirst ihr nützlich seyn, die etwas verworrenen Vermögensumstände sichten, sie wie einen Schutz mit Rath und That umgeben. Ich finde nichts Süßeres als dem zu helfen, was man liebt. Das gibt dem Leben Bedeutung. Alles Andere ist nichtig oder ist Egoismus. Du fühlst das mit mir. Es gehe Dir wohl. Wie oft werde ich an Dich denken, mir Dein Zimmer vorstellen, mich im Geiste an Deine Seite setzen. Wir haben mit einander schöne Stunden verlebt, die Süßigkeit eines ehrlichen Bewußtseyns besprochen, oft den Satz aufgestellt, daß wer den Leidenskelch bis zur Hefe austrinkt, auch die Gnade Gottes, den Hauch seines Segens empfängt. Laß mich nach diesen aufgeregten Tagen, nach diesen Scheingründen ohne Ueberzeugung, nach diesen Rathschlägen ohne Macht, denken,

daß ich plötzlich glücklich werden könnte. Gewisse Gedanken, schnell wie der Blitz, vorüberrauschend wie der Wind, genügen, um unsere Schmerzen zu entführen, um Berge von Klagen, Berge von Hindernissen einzureißen. Wir wissen nicht, woher der Trost kam; wir staunen über das Himmelsmanna, das unerwartet auf uns herniedersinkt, aber wir sagen uns, daß das Gefäß in das es fällt, rein seyn muß. Weisen wir nicht von uns, nehmen wir an; zweifeln wir nicht, glauben wir. Wir werden uns wiedersehen, Franz. Denke an mich. Behalte mich lieb.

Dein Eduard."

Franz hatte diesen Brief mit Rührung gelesen. Er empfand Schmerz über diese plötzliche Trennung, Schmerz über sich und Alma, Ungewißheit über dieß Schicksal Helenen gegenüber. Seine Gedanken irrten von einer Möglichkeit zur andern, wie auf einem endlosen, nicht zu übersehenden Meere. Und wie er in stiller Stunde sich vorbereitete auf sein Zusammentreffen mit Helenen, und die Wunde, die ihm Eduard unwillkürlich geschlagen hatte, ausbluten ließ, so saß auch Alma mit blassen Wangen in ihrem Kabinet, den Körper und das Gemüth gebrochen und schrieb mit fieberndem Herzen in ihr Tagebuch:

"Ich hatte in Haiderode gehofft, daß die Natur mich in ihre Arme nehmen und mich heilen würde. Die stillen Beschäftigungen hatten Reichthümer über mich ausgeschüttet. Die Schönheiten des Sommers, die Einflüsse der Luft und der Sonne hatten mich weich gemacht. Ich fühlte mich weichlich warm werden und war halb beglückt, halb traurig über das, was in mir vorging. Der Schrecken über die gemachte Erfahrung, das über mich hereingebrochene Unglück haben mich wach gerüttelt. Welche Nächte habe ich durchlebt, wie gelitten, wie die Phantasie an mich heranstreifen und mich krallenhaft packen fühlen. Es sind einige anscheinend ruhige Stunden gekommen. Ich habe schlafen können, habe mich stumpf mit Opium gemacht. Eine solche Ruhe verkürzt aber das Leben, statt es zu verlängern, denn mitten in ihr bleibt mir das Gefühl meiner Ohnmacht und die Arbeit des Geistes, losgelassen im Schlafe, jagt sich mit bittern Empfindungen, mit Qualen, die ins Unendliche gehen. Ich wohne den entsetzlichsten Schauspielen bei; ich kann die Wahrheit nicht mehr vom Traume unterscheiden. Wie ein Wahnsinn, so schwebt es über mir. Mein Körper zittert und krümmt sich, ich erwache in Thränen gebadet, ich verzweifle an mir und an Franz. O wohl ist das wahr, daß der Mensch, der nicht gelitten hat, ein unvollkommenes Geschöpf, eine unnütze Kraft ist. Könnte ich mich erheben, mächtiger als das Leiden oder die Güter dieses Lebens werden . . . könnte ich . . . ich kann nicht. Ich habe weder den Muth des Hasses, noch die Geduld der Liebe, ich habe nur ihre Schmerzen.

Statt fortzuschreiten bin ich rückgeschritten, statt Anlehnung habe ich Hohn gewonnen. Ein solches Komplott gegen mich einzuleiten! So gewissenlos, so hart zu seyn! Ich hatte in dieser Neigung ein neues Leben, in diesem Vertrauen eine frische Kraft gewonnen. Das Alles wälzt mich um, hieß mein Herz hoch auf vor Freude schlagen, heilte es vom Unnatürlichen, vom Unwahren und nun muß ich erleben, daß das, was ich ein neues Daseyn, eine neue Aera nannte, nur Komödie, nur Galvanismus war. Ich stürze zurück in den alten Schmerz, in die alte Unruhe; ich habe Verzweiflung im Herzen; ich fühle mich losgerissen von Allem, ich möchte fliehen, mich zehntausend Meilen weit von hier verbergen und sehe doch ein, daß ich Franz Trotz bieten, ihm nicht das Schauspiel dieses gebrochenen Herzens gönnen darf. Umsonst würde ich versuchen, diesen Kampf, dieses Zagen zu schildern, umsonst beweisen, daß ich wohl Energie, aber keine Kraft habe.

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

Ludwig an Joseph.

„Bester Freund! Erlaube dem vom Schicksale Niedergebeugten, seinen Schmerz zu erleichtern und seine Qualen durch einige vertrauliche Worte der Freundschaft und der Zuneigung zu lindern. Du weißt ja, wie tröstlich es ist, seine Leiden einem Freunde klagen zu dürfen. Mancher würde es selbstsüchtig nennen, einen Andern zu betrüben; doch ich kenne Dein Herz zu wohl, um diesen Verweis zu fürchten.

Seit meiner Abreise aus dem geliebten Vaterlande habe ich schmerzlich gelitten. Was mir indeß Kummer machte, war nicht so sehr die Vernichtung meiner Hoffnung, als vielmehr das Bewußtseyn der Einsamkeit.

Du mußt dieß begreifen, guter Joseph; denn Dein Herz versteht das meine. In uns Beiden wohnt derselbe göttliche Trieb für all' das Schöne und Edle, das des Schöpfers Hand selbst inmitten des Unkrautes ausgesäet hat.

Erinnerst Du Dich noch der glücklichen Tage, wo unsere jugendlichen Gemüther, des irdischen Lebens unbewußt, frei und fröhlich, und ohne Hintergedanken die Wohlthaten des Lebens genossen und wir, gleich den Lämmchen auf der Wiese, tanzend und singend durch die Welt hüpften?

Erinnerst Du Dich noch, welche Pläne wir für

die Zukunft machten und wie die äußern Wunder der Schöpfung auf unsere jugendliche Vorstellung einwirkten? O Du weißt es noch, wie wir in Allem Stoff zur Bewunderung fanden, den Schöpfer anbeteten und sowohl in der kleinen Ameise, als in dem brüllenden Könige der Wälder, in dem Thautröpfchen wie in dem unerschöpflichen Ozean, in dem Sandkörnchen wie in dem unermeßlichen Quell des Lichtes und der Wärme, sein Werk erkannten.

Sag an, Joseph, erinnerst Du Dich noch, wie Alles in jener Zeit eine Stimme annahm, die zu unsern Herzen sprach? Welche Wohlklänge fanden wir im Pfeifen des Windes, wie im Murmeln des Baches, im Rollen des Donners, wie im herbstlichen Rauschen des abfallenden Laubes!

Wer gibt uns je die wonnigen Tage der Kindheit zurück? Wer stellt uns jene harmlose Poesie wieder her, nachdem dieselbe durch die materiellen harmlose Sorgen und Beschwerden längst verwischt worden?

Niemand!

Von diesem Allen bleibt uns nichts als das Gedächtniß, und die Philosophen nennen dieß Thorheit. Mein elendes Herz betrauert indeß den Verlust seiner Thorheit, und ich beneide die bloß materiellen Menschen um ihren seel- und glücktödtenden Verstand nicht.

Und doch haben so manche grausame Enttäuschungen meinen Geist bestürmt, und meinen Glauben an das Schöne und Gute wankend gemacht, daß, wäre nicht Dein Bild und das meiner guten Pflegemutter zwischen meine Seele und den Feind ihrer Ruhe getreten, ich längst der Versuchung würde erlegen und in Verzweiflung gefallen seyn.

Du weißt auch, daß es mir damals, als ich mit dem Tode im Herzen den mir durch eine lange Gewohnheit und die ersten kindlichen Eindrücke theuer gewordenen Gegenständen Lebewohl sagte, nicht möglich war, meiner eigenen Anschauungen bewußt zu werden. Ein tyrannisches Gefühl beherrschte mich und die Denkkraft war in meinem glühenden Schädel wie vom Schlage gerührt.

Jetzt ist mein Herz ruhiger und mein Geist schöpft neuen Muth.

Dennoch bin ich nicht glücklich. Immer fehlt meinem Leben etwas; Alles ist mir eintönig und langweilig: die Musik, welche ich so sehr liebte, hat all ihren Reiz für mich verloren. Ihre Klänge ertönen zwar noch harmonisch und wohllautend in meinen Ohren, aber sie dringen nicht tiefer ein.

Vielleicht ist es auch deßhalb, weil ich die heilige Stimme habe entweihen müssen, indem ich sie als ein Subsistenzmittel zu betrachten genöthigt war, und mich für dieselbe bezahlen ließ. Doch dieß Alles wäre nichts, hätte ich nur die anmuthigen Felder und die grünen Triften meines lieben Flanderns zurück.

Hier ist die Natur wohl auch schön; hier gibt's auch silberne Bäche, aber ihr Gemurmel ist nicht das der Bäche meiner Heimath. Auch hier gibt es schattenreiche Bäume; aber sie erinnern mich nicht an die glücklichen Tage meiner Kindheit. Auch hier gibt es bevölkerte Dörfer und berühmte Städte; aber ich kenne ihre Geschichte nicht und ihr Ruhm geht mich nichts an.

Joseph, Joseph, wie glücklich ist der, der mit Wenigem zufrieden, keinen andern Kreis kennt, als den Horizont seiner Kinderjahre!

Du kannst Dir keinen Begriff davon machen, was Dir Alles in der Fremde entgeht, und was es heißt, ohne Ziel allein und verlassen in der Welt umher zu irren.

Drei Monate bin ich hier. Man beweiset mir, das muß ich gestehen, Höflichkeit und Achtung; doch dieß Alles ist keine Freundschaft, und das Herz bleibt stets für den Fremden geschlossen.

Vor ihm schweigt der Großvater, der ein Mährchen oder eine Sage erzählt, und die Kleinen scheinen ihm die Unterbrechung ihrer Lieblingsgeschichte zum Vorwurfe zu machen.

Und wenn man dazu bereits einen scharfen Dorn im Herzen hat, o dann ist es hart, von Niemanden verstanden zu werden und stets nur sich selbst überlassen zu seyn.

Es ist so schmerzlich, Alles in Freuden zu sehen, die Vögel in der Luft singen und jubeln zu hören, die Fische im Wasser spielend und plätschernd zu erblicken, und durch das eigene Schicksal aller Lebenswonne beraubt zu seyn.

Uebrigens gedenke ich mich nicht lange mehr hier aufzuhalten. Sobald ich, mit Beihülfe der Zeit, mich werde stark genug fühlen, sie am Arme eines Anderen vorbeigehen zu sehen, ohne meine innern Wunden von Neuem aufzureißen, komme ich in's Vaterland zurück. Dieß aber, mein guter einziger Freund, wird eher geschehen, als Du vielleicht glaubst.

Ich frage Dich nicht, wie es Dir und Lena geht; denn über eine kurze Zeit werde ich bei Euch seyn. Eure Freundschaft wird die Wunden meines Herzens heilen, und fehlt es mir noch an Glück, so werde ich wenigstens Ruhe und Zufriedenheit bei Euch finden.

Ludwig.

Dieser Brief war ein großer Trost für den guten Joseph, denn er ersah aus demselben, daß Ludwig, wenn er auch nicht ganz von seiner Liebe genesen war, doch sich derselben nicht mehr ausschließlich hingab.

. . . .

Ein Monat war seit dieser Zeit verflossen. Joseph und Lena saßen nach ihrer Gewohnheit wieder zusammen und sprachen von ihrer Liebe und von Ludwig.

Keiner von Beiden wußte, was bei van Strae-

len vorgefallen war. Sie kannten den Mann nur dem Namen nach, und überdieß war sein Schloß zu weit von B. entfernt, als daß das Gerücht von dem Tode der Frau von Straelen zu ihnen hätte dringen sollen.

Inmitten ihres Gesprächs wurde heftig an der Klingel gezogen.

„Was mag dieß späte Schellen bedeuten?“ fragte Lena und beeilte sich, die Thüre zu öffnen.

Ein Reisender, der in einen weiten Mantel gehüllt war, trat herein.

„Ist Joseph nicht hier, Lena?“ fragte er in einem Tone, der bewies, daß er sehr angegriffen war.

„Gott, das ist Herr Ludwig!“ rief Lena überrascht aus, und noch war nicht das letzte Wort aus ihrem Munde, als auch schon Joseph, der durch die Glasthüre der Küche in den Laden geschaut hatte, seinem Freunde in den Armen lag.

„Kommt doch herein,“ rief Lena's Mutter, „es ist kalt im Laden. Zugleich ließ sie es sich angelegen seyn, schleunigst Brod, Fleisch und Bier auf den Tisch zu bringen, und Ludwig mußte, trotz seinem Widerstreben, dort essen und trinken.

Nachdem es bereits sehr spät geworden war, verließen die beiden Freunde das Haus und Ludwig fragte Joseph, ob er ihn den andern Tag nach dem Schlosse seines Pflegevaters begleiten wolle. Da dieß indeß wegen Joseph's Geschäften nicht möglich war, so begab sich Ludwig allein hin.

Sein Herz klopfte heftig, als er das alterthümliche Gebäude in der Ferne bemerkte und er fand, daß seine Liebe zu Klara noch keineswegs genug von der Vernunft beherrscht, noch durch Zeit und Abwesenheit geschwächt worden war.

Gleichwohl hatte er sich zu weit gewagt, um unverrichteter Sache wieder umkehren zu können; dazu war es seine Pflicht, seine Pflegemutter zu besuchen.

Er schritt deßhalb muthig auf's Schloß zu. Mit zitternder Hand schellte er, als er an der Pforte angekommen war.

Augustin öffnete ihm. Der arme Schlucker war wie von Gottes Hand geschlagen, als er Ludwig vor sich stehen sah.

„Nun, wen haben wir denn da!“ rief er aus, und eilte hinein, um Johann zu benachrichtigen.

Ludwig's Beine wankten, als er die Treppe bestieg, auf der er die, seiner Meinung nach, ewig für ihn verlorne Klara so oft hatte auf- und abspringen sehen.

Er beugte das Haupt und heiße Thränen liefen über seine bleichen Wangen.

Johann kam ihm im Vorsaal entgegen. Der gute Alte hatte unter den letzten Vorfällen schwer gelitten; er ging nicht mehr so aufrecht wie früher und sein Gesicht war sehr schwach geworden.

Er nahm Ludwig's Hand und drückte sie, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

So standen Beide einige Augenblicke da.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ueber den am 18. in Paris stattgehabten Brand wird folgendes Nähere mitgetheilt: Gestern Abend gegen 6 Uhr brach in einem der am Quai Billy, in der Nähe der Exposition des beaux arts gelegenen Magazine der großartigen Militär-Bäckerei (Manutention) aus welcher die ganze Garnison von Paris und der Umgegend mit Brod und selbst ein Theil der Orient-Armee mit Zwieback versehen wird, wahrscheinlich durch eine der Dampfmaschinen oder Oefen, eine heftige Feuersbrunst aus. — Alle Hoffnung dieses Gebäude zu retten, mußte gleich Anfangs aufgegeben werden und die Anstrengung nur dahin gerichtet seyn, die übrigen Magazine und einen Theil der Vorräthe an Mehl und dgl. zu retten. Um 9 Uhr war man so weit Herr des Feuers, daß eine weitere Verbreitung nicht mehr zu befürchten war, doch noch um Mitternacht waren 20 bis 25 Spritzen in Thätigkeit. — Der Schaden an verbranntem Getreide und anderen Vorräthen wird auf 8—10 Millionen Franks angegeben. Das Feuer war in ganz Paris und der Umgegend sichtbar. Eine ungeheure Menschenmasse, ganze Regimenter der Garnison waren der Brandstätte zugeeilt. Der Kaiser selbst, mehrere der Minister, Marschall Magnan u. s. w. waren gleichfalls anwesend. Mehrere der Hülfeleistenden, darunter der Oberstlieutenant der Garde-Kürassiere wurden verwundet. Für den Brodbedarf der Garnison, wurden sofort bei allen Bäckern von Paris entsprechende Quantitäten in Auftrag gegeben. Der Brand soll, nach Einigen, dadurch entstanden seyn, daß in ein zur Ventilation des Gebäudes bestimmtes Rohr, glühende Kohlen gerathen und eines der obern Stockwerke gehoben worden waren. Der Inhalt der geretteten Gebäude ist großentheils gleichfalls verdorben.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 280 Freitag, 23. November 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

Ich möchte eine Freundin haben, der ich meine Schmerzen erzählen könnte: ich möchte mich ausweinen, ausschreien. Die Freundschaft würde mich heilen, eine zarte, erfinderische Freundschaft, die eher trösten als rathen könnte. Mein Verstand ist ohnedieß geschäftig genug in Anklagen; der Verstand ist hellsehend und scharf, nur mein Herz ist weicher, liebebedürftiger, anschmiegender; es will sich anlehnen, ausruhen und ich bin allein, gescheitert an den Klippen des Lebens, auf einer wüsten Insel, weit ab von dem getrieben, was Ruhe und Sicherheit gibt. Die Menschen beneiden mich. Meine Stellung ist glänzend. Ich bin unabhängig, ich könnte reisen, ich könnte die Güter des Lebens erschöpfen, die Wünsche, jene kleinen, hüpfenden Wünsche der Frauen befriedigen und ich habe keine Wünsche, ich habe nur Ueberdruß. Vor einer Stunde fühlte ich mich leidlich; ich war in eine Art von Apathie, in eine gewisse Gefühllosigkeit versunken, aber es war eben nur wieder eine Stunde! Mit dem Glauben an Franz hätte ich Berge versetzt; ohne diesen fühle ich mich gesteinigt, mit Hohn und Schimpf bedeckt! O mein Gott, wenn mir vom Himmel herab nur eine Freude, nur ein heiterer Gedanke fallen könnte! Aber es ist Alles leer, Himmel und Erde und nur Eines wacht noch — mein Stolz. Wer hat blutigere Beleidigungen erduldet als ich, wer sich mit mehr Schmerz an die Ueberzeugung angeklammert, daß es eine göttliche Gerechtigkeit geben müßte? Und dennoch sich sagen sollen, daß die Hand da oben, die das Kind an der Mutterbrust, den Grashalm auf dem Felde schützt, sich fortwendet, wenn von Ehre, von Frauenehre die Rede ist! Gott, Gott, an was denkst Du? Was hast Du mit mir vor? Du kennst mich, Du weißt, ob in diesem zerrissenen Gemüthe niedrige Leidenschaften, Feigheiten wohnen; Du weißt auch, daß, wenn etwas mich aus der Menge hervorhebt, das nicht der leere Schall meines Namens, der Reichthum, die Aeußerlichkeit, daß es ein besseres Gefühl, das Gefühl für Gerechtigkeit, für Wahrheit ist. Was mit diesem Charakter beginnen? Was von dieser unbändigen Kraft erwarten, die mich beständig angetrieben hat, die Meinung der Welt nicht da zu überspringen, wo sie gut und weise, nein da, wo sie lächerlich und erniedrigend ist. Wer wird mich hören? Wer mir glauben? Wen werde ich mit dem Gedanken, mit jenem Herzblut nähren, das in mir siedend strömt? O dürfte ich reden, dürfte ich erziehen, leiten, dürfte ich Menschen bilden, die nicht wie Spielpuppen den Vorurtheilen, sondern der Ueberzeugung folgen, die sich nicht erstaunt über jede Wahrheit umblicken und das Einfachste für eine Verirrung halten, die fähig sind, für eine Idee ihr Leben zu geben und für die Liebe ein wahres Märtyrthum auf sich zu nehmen!«

In dieser Weise strömte Alma ihren Schmerz auf's Papier. Er stumpfte sich nicht ab; er zerrieb und reizte sie nur, riß sie beständig empor, daß sie aufgelöst in Ermüdung die Hände rang und weinend rief: »Wie verändert ist Alles in mir! Wie beschämt muß ich mir gestehen, daß die Tugend ihre Frechheit gleich dem Laster hat! Glaubte Franz, daß man mit und durch Festigkeit siegt? Glaubte er, daß ich wirklich nur Egoismus, nur Eitelkeit bin? Ist er im Gegentheil nicht von Eis? Ist sein Verstand nicht kalt? Sein Herz nicht arm? Denkt er nicht, daß sein Athem mich vergiftet, sein Betragen meine besten, edelsten Vorsätze in Haß verwandelt hat?«

* * *

Was war aber aus Helene geworden? In ihr war eine Sinnesänderung vorgegangen, die Niemand geahnt, geschweige denn erwartet hatte. Seit dem Tode ihres Gatten hatte sie sich mehr und mehr von der Welt zurückgezogen und allmählich an dem Gedanken Gefallen gefunden, sich trotz ihrer Jugend dem Irdischen zu entfremden, allen Familienbanden zu entsagen und ihr Augenmerk nur auf das Jenseits zu richten. Wohl stieg hiebei zuweilen der Gedanke an Franz in ihr auf. Sie mußte sich sein gutes, treues Wesen, seinen Schmerz um sie, seine Entsagung vorstellen. Eine Stimme in ihr rief ihr beständig zu, daß sie ihm Ersatz schuldig

sey, jetzt, wo sie ihm solchen leisten könne; aber gleich darauf warf sie sich wieder die Liebe zu einem Manne als etwas Irdisches, Verwerfliches vor und diese letztere Gedankenrichtung behielt die Oberhand.

Helene saß in ihrem kleinen, schon halb von Möbeln entblößten Morgenzimmer. Sie trug ein schwarzes, wollenes, hoch an den Hals gehendes Kleid. Ihre schönen blonden Locken, die sonst üppig die zarten Wangen beschatteten, waren durch eine schwarze Trauerhaube verborgen, an der ein langer Schleier rücklings hinabfloß. Sie hatte geweint. Ihr Gesicht bleich, fast wächsern, trug den Ausdruck ruhiger Wehmuth. Sie erwartete Franz, mit dem sie nach Eduards Abreise ihre Angelegenheiten zu besprechen hatte. Sie mußte mit ihm in Berührung kommen, so wollte es Gott, meinte sie, um sie und ihre Ruhe zu prüfen. Deßwegen hatte sie eben gebetet und die kleine mit Edelsteinen verzierte Bibel lag aufgeschlagen vor ihr auf einem sammtnen Tisch.

Franz hatte sich indeß mit hochschlagendem Herzen zu dem Gange zu Helene gerüstet. Er konnte den Augenblick, wo er eintreten und sie als Wittwe begrüßen würde, nicht erwarten. Bald fühlte er sich vernichtet, bald glücklich. Hatte er beim ersten Abschied von Helene in Ems sich mit tiefem Schmerz gesagt, daß es für lange aus mit ihm im Leben mit der Hoffnung, mit der Sehnsucht sey, so war er jetzt wieder zurück in die alte Ungewißheit geschleudert. Er verfiel in eine wirklich fürchterliche Angst, als er sich in Helenens Vorzimmer sah, der in tiefe Trauer gehüllte Diener zum Anmelden gegangen war und er sich ermattet auf einen Stuhl mit dem Gedanken niederließ: „O wie ist das Leben reich an erschütternden Kontrasten, an schweren Momenten. Ein Vater, der seinen Sohn als todt und verschollen beweint, findet ihn wieder in Ketten. Ein Geliebter, der entzückt in die Arme der Braut nach langjähriger Trennung fliegt, entdeckt sie im Verhältniß mit seinem besten Freunde. Und ich, der ich hier jetzt im Vorzimmer Helenens stehe, wie werde ich sie treffen? Wird sie mir jubelnd entgegenfliegen, werde ich sie in meine Arme wie sonst schließen und aus tiefgepreßter Brust „Endlich!“ rufen?“ Indem kam der Diener zurück; schweigend folgte er ihm durch die todten, leeren Gemächer, schweigend, wie ein Schatten, zog er seine Gedanken und Erwartungen mit sich bis an die Schwelle vor Helenens Zimmer. Hier schlug der Diener die Portiere zurück und entfernt sich. Franz stand vor Helene. Sie erhob sich leise und langsam, schritt ihm still entgegen, streckte die weiße, zarte Hand nach ihm aus und sagte kühl und freundlich: „Es ist schön von Ihnen, daß Sie kommen, recht schön, nehmen Sie Platz.“

Franz sah sie vernichtet an. „Helene,“ hätte er rufen mögen, „geliebte, theure Helene, besinne Dich doch, ich bin es ja, bin Dein Franz, wie sonst, bin hier vor Dir, erwartungs-, hoffnungsvoll,“ aber als sie mit blasser Schönheit sich vor ihm auf das Sopha niederließ, ihn mit so stillen, beruhigten Augen ansah, so verklärt, so unirdisch, da nahm auch er einen Stuhl, setzte sich ihr gegenüber und seufzte mehr, als er sagte: „Euer Durchlaucht befehlen . . .“

„Ich befehle nichts,“ sagte sie sanft, „ich bitte nur, daß Sie mir behülflich in meinen kleinen Geschäften sind. Das Testament des Fürsten setzt mich in eine Lage, daß ich Manches überlegen, Vieles beseitigen muß. Da hier sind Papiere, die ich mit Ihnen durchzugehen, dort Rechnungen, über die ich mich mit Ihnen zu verständigen habe. Ich habe Alles zusammengelegt und möchte es gern mit Ihnen abmachen, mit einem Male, denn es ist schmerzlich, immer auf denselben Gegenstand zurückkommen zu müssen. Die Zeiten haben sich geändert, die Verhältnisse beherrschen den Menschen . . .“

Sie stockte. Franz, über und über mit Eiseskälte übergossen, spielte mit seinem Hute und sagte dann matt: „Der Tod des Fürsten, der Ihnen ein treuer Freund war, muß Sie erschüttert haben.“

„Ja,“ entgegnete sie milde, „aber der Gedanke, daß er bei dem ist, der es gut mit uns meint, ist so wohlthuend, daß ich nur danken, nicht weinen kann.“

„Waren Sie glücklich mit ihm?“ fragte Franz immer mehr erstaunt.

„Im Anfang,“ entgegnete sie ruhig, „habe ich Mühe gehabt, mich an die neue Lage, an die neuen Gedankengänge zu gewöhnen. Glücklicherweise war der Fürst fromm. Er hat mir, was die Meinen nicht konnten, den Gedanken an Gott tief eingeprägt, hat die Fähigkeit zum Lieben umgewandelt in Ergebung, hat mir bewiesen, daß die Welt wenig und die Religion Alles sey. Jetzt bin ich an die Einsamkeit, an die mir dienliche Entbehrung gewöhnt. Hätte ich ohne diesen Leitstern die Gesellschaft kennen gelernt, so hätte der Athem der Menschen das ausgelöscht, was der Athem Gottes angefacht hat. Der äußere Glanz hätte mich geblendet. Meine Eitelkeit, genährt durch die unausbleibliche Schmeichelei, hätte den Schwindel der falschen Freuden, das Vergessen des wahren Seelenheils zugelassen.“

Sie blickte zum Himmel und ließ dann ihre freundlichen Augen auf Franz haften, der ganz zerknirscht da saß. Er konnte Helenens Wesen nicht begreifen, er empfand Verzweiflung, sie so reden zu hören. „Helene,“ brach er endlich aus, „ist keine Erinnerung an früher in Ihnen, haben Sie mich, haben Sie unsere Vergangenheit ganz vergessen?“

(Fortsetzung folgt.)

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

„Wo ist mein Pflegevater?" fragte Ludwig endlich, um aus dieser drückenden Spannung herauszukommen.

„Der Herr und Fräulein Klara", antwortete Johann, „sind zu M... bei Herrn Vanderklaveren."

„Ist Frau van Straelen denn auch mit hin?" fragte Ludwig.

Johann sah den Fragenden mit einem so sonderbaren Blicke an, daß Ludwig ihn nicht begreifen konnte und zu glauben anfing, der Alte könne wohl kindisch geworden seyn.

Er wiederholte indeß seine Frage.

Jetzt antwortete Johann mit feierlichem Ernste: „Der Körper von Madame ruht auf dem Kirchhofe und ihre Seele ist bei dem Herrn."

„Großer Gott!" schrie der Jüngling auf und er fühlte, wie seine Kräfte schwanden. Dieser Schlag war zu unerwartet gekommen. Die Worte des alten Mannes hatten mit Einemmale die reinsten Erinnerungen aus der Vergangenheit, wie die tröstliche Quelle der Dankbarkeit für die Zukunft in der schmerzlich verwundeten Seele des armen Ludwigs vernichtet.

Er hatte sich einsam und verlassen unter Fremden gefühlt und das Andenken an seine Pflegemutter, die er wie seine leibliche Mutter liebte, war die Hauptursache seiner Rückkehr gewesen.

Jetzt begriff er erst recht, was er an der Verstorbenen verloren. Ja, alle anderen Empfindungen seines Herzens traten nunmehr bei dem Gedanken an die Hingeschiedene in den Hintergrund.

Wie bitter warf er sich jetzt seine Muthlosigkeit vor, die ihn verhindert hatte, der guten Pflegemutter bei seiner Abreise Lebewohl zu sagen!

Der gute Alte konnte, als er Ludwig weinen sah, auch seine Thränen nicht zurückhalten und er fand keine Worte, um dem Jüngling Trost und Muth einzusprechen.

„Ich will an ihr Grab und dort um Verzeihung bitten, daß ich sie so undankbar verlassen habe", sprach Ludwig.

Johann begleitete ihn zum Kirchhofe.

Ein hölzernes Kreuz war über der Gruft der Verstorbenen errichtet. Es trug die einfache, aber vielsagende Aufschrift: „Wohlthuend und heilend wandelte sie durch's Leben hin!"

Die Beiden knieten auf dem grünen Hügel, unter dem die gute Frau ruhte, nieder, und beteten unter bitteren Thränen lange Zeit.

Nachdem sie sich ausgeweint und ihre Herzen in Andacht vor dem Herrn ausgeschüttet, fanden sie sich einigermaßen erleichtert.

Als sie den Kirchhof verließen, kamen von der andern Seite her zwei Damen auf den Gottesacker, von denen die jüngere einen Todtenkranz in der Hand trug. Sie sah die beiden Männer vorübergehen und hielt plötzlich still, wie wenn eine geheime Macht sie am Weitergehen gehindert hätte.

„Was ist Dir, Klara?" fragte theilnehmend die andere Dame.

Das Fräulein wies mit dem Finger nach der Stelle hin, wo sie Johann und den Jüngling hatte verschwinden sehen und sagte halblaut: „Ich habe Ludwig gesehen!"

Die andere Dame sah das Mädchen verwundert an. Sie schien nicht zu begreifen, was diese Worte sagen wollten; aber das feurige Roth, das plötzlich die seit dem Tode ihrer Mutter gebleichten Wangen Klara's überzog, war für die scharfsinnige Tante hinreichend, um das Geheimniß ihrer Nichte zu errathen.

Sie fragte deßhalb auch nicht weiter, sondern dachte bei sich selbst: „Nun weiß ich, weßhalb das Mädchen von ihrem Vetter nichts wissen wollte und warum es diesem plötzlich in den Kopf gekommen ist, das Land zu verlassen. Ich sehe übrigens gerne, daß es so ist; denn nun ist zum Mindesten ein Gegenstand da, der das arme Kind aufrichten und am Leben halten wird. Wir werden diese Sache binnen Kurzem ordnen."

Eine Stunde nachher schellte sie an der Pforte des Schlosses, welche Augustin zu öffnen kam.

„Ist Niemand hier gewesen?" fragte Klara.

„Ja, Fräulein Klara, Ludwig ist hier gewesen", antwortete der Diener.

„Hat er nichts sagen lassen?" fragte Tante Therese in einem Tone, welcher zu beweisen schien, daß sie wenig Gewicht auf die Antwort lege.

„Nein, Frau Vanderklaveren, sagte er zu Johann: Du mußt mir die Thüren des Schlosses öffnen; ich will nämlich die Räume nochmals durchwandeln, in denen ich Anfangs so glücklich gewesen bin und später so viel gelitten habe. Ja, das sagte er gerade so, ich habe es wohl behalten. Er ist dann mit Johann hineingegangen und ich habe ihn auf dem Piano spielen hören und er hat dabei gesungen: Sie wissen wohl, Fräulein Klara, die schöne Arie, welche Sie so oft mit ihm gesungen haben und die wir Alle so gerne hörten."

Klara und ihre Tante traten in's Schloß. Das Mädchen begab sich sofort an's Klavier, um noch einmal ihr Lieblingslied zu spielen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Sobald sich die Chinesen einmal dem Spiel ergeben haben, so ist es schwer, sie davon zurückzubringen. Wenn sie ihr Geld verloren haben, setzen sie ihr Haus und ihre Felder, und zuletzt ihre Frau auf das Spiel, so daß deren Schicksal von einem Wurf der Würfel abhängt. Der chinesische Spieler begnügt sich indeß damit noch nicht. Er verspielt selbst seine Kleider, und der heillose Gebrauch, Alles ohne Ausnahme zu verspielen, gibt zuweilen zu den scheußlichsten Auftritten Anlaß. In den nördlichen Provinzen, namentlich in der Nähe der großen Mauer, findet man zuweilen während des strengsten Winterfrostes Leute in einem Zustande der gänzlichen Nacktheit, die, nachdem sie alle ihre Kleider im Spiel verloren, ohne Barmherzigkeit aus den Spielhäusern weggejagt worden sind. Sie laufen dann wie die Wahnsinnigen umher, um sich gegen den Frost zu schützen, oder legen sich auf die Schornsteine, die in jener Gegend in gleicher Höhe mit der Erde an den Mauern der Häuser angebracht sind. Sie suchen sich dann bald auf dieser, bald auf jener Seite zu erwärmen, während ihre Mitspieler sie ruhig gewähren lassen und sich über sie lustig machen. Dieses entsetzliche Schauspiel währt indeß nicht lange, denn die Kälte ergreift bald die Unglücklichen, die man dann umsinken und sterben sieht. Die übrigen Spieler gehen dann in den Spielsaal zurück, und setzen sich mit größter Kaltblütigkeit wieder zum Spiel nieder. So erstaunlich diese Thatsachen auch seyn mögen, so treiben die chinesischen Spieler ihre Leidenschaft für das Spiel doch noch weiter, ja, man möchte sagen bis zum Wahnsinn. Wenn sie nichts mehr zu verlieren haben, so setzen sie sich an einen besonderen Tisch, und spielen um ihre eigenen Finger, die sie mit einem entsetzlichen Stoizismus einander abschneiden. In der „Kette der Chroniken“ (einem arabischen Geschichtsschreiber), kommt eine Stelle vor, wo es heißt: Unter den leichtsinnigen Leuten der niederen Klassen und die kein Geld besitzen, spielen einige zuweilen um die Finger ihrer Hände. Während des Spiels hält man ein Gefäß mit Nuß- oder Sesamöl bereit. Unter dem Gefäße brennt ein Feuer. Zwischen den beiden Spielern liegt ein kleines, sehr scharf geschliffenes Beil. Der Gewinner ergreift die Hand des Verlierenden, legt diese auf einen Stein und haut dem Andern dann den Finger ab. Dieser fällt zur Erde und der Verlierende taucht nun seine Hand in das heiße Oel, wodurch die Wunde sogleich kauterisirt wird. Diese Operation hindert indeß den Spieler nicht, das Spiel fortzusetzen.

Folgende deutsche Künstler sind bei der Pariser Welt-Ausstellung durch Preise ausgezeichnet worden: Cornelius (Preußen) große Ehrenmedaille; Ehrenmedaillen erster Klasse erhielten: Achenbach (Preußen), Knaus (Nassau); Medaillen zweiter Klasse: Hildebrandt (Preußen), Magnus (Preußen), Meierheim (Preußen), Ritscher (Sachsen), Steinle (Oesterreich); Medaillen dritter Klasse: Blaas (Oesterreich), Krüger (Preußen), Röting (Preußen), Steffeck (Preußen). Ehrende Erwähnungen wurden folgenden deutschen Künstlern: Achenbach (Preußen), Gauermann (Oesterreich), Grab (Preußen), Hübner (Preußen), Dominik und Hieronymus Induno (Oesterreich), Kalkreuth (Preußen), Kunasseg (Oesterreich), Leu (Preußen), Lindemann-Frommel (Baden, Lithogr.), Pape (Preußen), Rosenfelder (Preußen), Waldmüller (Oesterreich), Wilman (Baden). Zimmermann (Bayern). Von den deutschen Bildhauern erhielten Medaillen erster Klasse: Fraccaroli (Oesterreich); Medaillen zweiter Klasse: Fernkorn (Oesterreich), Miglioretti (Oesterreich); Medaillen dritter Klasse: Cäsar (Oesterreich), delle Torre (Oesterreich). Ehrende Erwähnungen erhielten: Drake (Preußen), Max (Oesterreich), Pierotti (Oesterreich), Radnitzki (Oesterreich), Vela (Oesterreich), Voigt (Bayern). Von den Architekten Deutschlands erhielten Auszeichnungen: v. Arnim (Preußen) Med. 2. Kl. 1. Katheg., Zanth (Würtemberg) Med. 2. Kl. 1. Katheg., Hesse (Preußen) ehrende Erwähnung.

Bekanntlich ist es bei den Seeleuten Sitte, daß, wenn man die Linie passirt, jeder Passagier getauft wird, wofür man dann noch ein Trinkgeld geben muß. Dieser Taufe entging auch der Botaniker Klug aus Heilbronn nicht, der diesen Sommer nach Lima, der Hauptstadt Peru's reiste. Er ging Morgens 4 Uhr auf das Verdeck, war jedoch noch nicht ganz die Treppe oben, als ihm vom Steuermann ein ganzer Eimer Wasser über den Kopf geschüttet wurde, worüber er sich heftig erzürnte. Er ging zum Kapitän und beklagte sich bitter hierüber, worauf dieser ihm lachend entgegnete: „Ja, Herr Professor, und wenn Sie die Königin von England selbst wären, so müßten Sie heute getauft werden.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 281 Samstag, 24. November 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

Helene schwieg einen Augenblick, dann antwortete sie: „Ich denke an sonst, wie an eine längst versunkene Sache, wie an einen Todten. Die Helene, die in Ems mit Ihnen so fröhlich herumging, die einen kleinen blonden Bruder zur Seite hatte, die so heiter ins Leben blickte, die lebt nicht mehr. Ich bin nicht mehr das Wesen von damals, ich gehöre meinen Ueberzeugungen und dem Himmel, sonst Niemandem."

Es entstand eine lange, schmerzliche Pause. Franzens inneres Leben schien die ganze hohe Gestalt zu erschüttern, doch nahm er sich heftig zusammen und sagte mit trübem Ernste: „Ew. Durchlaucht sprachen von mir mitzutheilenden Papieren?"

„Das ist freundlich von Ihnen, daß Sie daran denken," sprach sie, stand auf und holte eine ganze Mappe voll Akten, die sie nach und nach auf dem Tische vor sich ausbreitete. Nachdem er das Testament durchlaufen und auch die Ausfertigung, die Pension betreffend, gelesen hatte, bemerkte er gesammelt: „Ich freue mich, daß Sie eine geregelte, sichere Zukunft haben, das wird Sie ruhig erhalten."

„Es ist mir angenehm," entgegnete sie, „aber nicht für mich, sondern für meine Armen. Schon zu Zeiten des Fürsten nahm ich Theil an Frauenvereinen. Das kann ich nun fortsetzen. Deßwegen auch wollte ich Sie bitten, bei der Auszahlung der Pension meine Wünsche zu berücksichtigen und sich gleich die Summen aufzuschreiben, die davon abgezogen und zu milden Zwecken verwendet werden sollen."

„Denken Sie gar nicht an Ihre Eltern und Geschwister?" schaltete Franz ein.

„Sie haben das Unentbehrliche und das Mehr nährt den Egoismus," sprach sie kalt.

Franz strich sich die Haare aus dem Gesichte, sagte kein Wort, ergriff Tinte und Papier und schrieb, indem er dann und wann in Helenens marmorartiges Gesicht blickte.

„Schreiben Sie, daß ich hundert Thaler für die indische Gesellschaft —"

Franz schwirrte es vor den Ohren. „Hundert Thaler für die indische Gesellschaft!" dachte er schmerzlich, „ihre Geschwister würden sich mit diesem Gelde eine Erholung, eine Freude gemacht haben. Aber da fühlt sie sich berufen, die, die sie liebt, zu kasteien und die, die ihr fern stehen, zu beglücken. Seltsamer Irrthum das."

„Schreiben Sie auch auf, daß ich — und nun folgte eine ganze Reihe von Stiftungen und Vermächtnissen.

„Aber Durchlaucht," bemerkte Franz, „Sie treiben die Wohlthätigkeit in einem zu großen Style. Wo soll das hinaus mit Ihren Einkünften, wenn Sie bereits so beträchtliche Summen fortgeben und dabei noch gar nicht die Hausarmen und die unerwarteten, nicht zu berechnenden Ansprüche berücksichtigt haben?"

Allein Helenens Anordnungen gingen so fort. Sie sprach von Garn, das sie den Waisenkindern zum Strumpfstricken übermachen würde, von Erklärungen der heiligen Schrift, von so Vielem, was Franz achten mußte, was ihn aber entnüchterte und Helene zu einem Wesen zusammenschrumpfen ließ, das ihm fremd war. Er versuchte, ihr über dieses und jenes Vorstellungen zu machen, sie blieb dabei, daß, wer Christus im Herzen trage, freudig durch gottgefällige Thaten ihn anerkennen müsse. Sie sprach auch von der Verstocktheit der Welt, von der Wüste des Unglaubens, vom Hochmuth der Vernunft und vertiefte sich dermaßen in dieses Thema, daß Franz endlich aufstand und sich mit wehmüthigem Ernste zum Gehen anschickte. „Ich reise morgen," sagte Helene, Abschied nehmend. „Wir werden uns vorläufig nicht wiedersehen. Aber im Himmel, in der Religion, im Jenseits wird sich auch für uns eine Form der Vereinigung finden. Leben Sie wohl. Ich werde innig und oft für Sie beten."

Sie sandte einen langen Blick nach Oben, reichte ihm noch einmal die Hand und trat, um jeder weitern Rührung vorzubeugen, zurück in ihr Schlafgemach, dessen Thüre sie hinter sich zuzog. Franz aber schritt beklommen, bestürzt, halb besinnungslos

durch die weiten Gemächer die Treppe hinab und als der Diener ihm die Thorflügel geöffnet und er über den mit Gras bewachsenen Hof in die Straße und von da ins Freie lief, wo ein sonniger Herbsttag die Bäume, das Gras, die Blumen, die Ferne mit Jauchzen und Jubel bestreute, da fiel es plötzlich wie Schuppen von seinen Augen und er rief außer sich: „Alma! O Alma!“

* * *

Frau von Wallsee war voller Besorgniß für ihre Nichte. Jetzt eben hatte sie den geschicktesten Arzt der Stadt zu sich beschieden und besprach mit ihm die wunderlichen Zustände Almas. „Sie schläft keine Nacht,“ sagte sie betrübt. „Sie ist so aufgeregt, so fieberhaft, daß ich das Aeußerste, eine Nervenkrankheit, befürchte. Sie sollen nur sehen, wie sie von einer Beschäftigung zur andern, von einer Zerstreuung zur andern greift. In dieser Stunde will sie dieß, in jener jenes. Sie ist wirklich nicht bei Sinnen.“

Der Arzt lächelte schweigend, dann entgegnete er: „Naturen, wie die Ihrer Fräulein Nichte, bedürfen Gemüthsbewegung. Sie ist ihr Element, deßwegen ist ihnen die Aufregung nicht schädlich. Es sind feine, nervöse Organisationen, auf die das Leben wie der Champagner wirkt. Lassen Sie sie ihren Weg gehen, widerstreben Sie ihr nicht, das ist das Beste.“

Indem trat Alma ein. Sie war im Reitanzug; mit der kleinen, zierlich behandschuhten Hand hielt sie den langen, schwarzsammtnen Rock, mit der andern, die ohne Handschuhe war, strich sie sich die Haare von der glühenden Stirne. „Doktor,“ sagte sie laut und lachend, „ich habe einmal wieder einen kühnen Ritt nach alter Weise gemacht. Gestern ist das Racepferd aus London angelangt und heute habe ich es versucht. Das setzt über die Gräben, wie wenn es Pegasus wäre. Nur einmal habe ich den Sporn brauchen müssen, aber da machte es auch einen Satz, als wollte es mit mir über den Kirchthurm springen.“

„Aber Alma,“ wandte die Tante ein, „Du wagst Dein Leben und, was schlimmer als das ist, Deine Weiblichkeit.“

„Bah,“ rief sie lachend, „was sprichst Du von Weiblichkeit? Wer applaudirt seyn will, muß schon ein Bischen Aufsehen machen. Du hast keine Geschichte studirt, sonst würdest Du wissen, daß die Frauen in alter Zeit frei waren, die Waffen führten, mit in den Krieg zogen. Und ich, die ich unabhängig bin, ich sollte nicht ein Bischen Emanzipation spielen, ein neues Pferd reiten, eine Cigarre rauchen?“

Sie griff in ihre Tasche, holte Pahitos heraus, bot davon, auf die flache Hand gelegt, dem Arzte, zündete einen Wachsstock an und blies herzhaft Rauch von sich. Die Tante seufzte. „Beweisen Sie doch Alma, daß das Rauchen schädlich für die Zähne ist,“ sagte sie zum Arzte gewandt. Allein dieser lächelte und meinte, das, was er sehe, sey unschuldige Spielgefechterei. Alma würde nächstens einen kleinen Schwindel bekommen und dann das Rauchen lassen.

„Glauben Sie?“ rief sie lustig. „Das wäre ja entsetzlich für heute Abend, wo ich auf den Ball gehen und Furore machen will.“ Sie warf die Cigarre weit von sich und setzte sich neben Frau von Wallsee. „Tantchen,“ sagte sie schmeichelnd, „ich habe mir eine Toilette für diesen Abend bestellt, wie ich sie noch nicht getragen und wie sie überhaupt noch nicht dagewesen ist. Das soll ein Geflüster geben, wenn ich eintrete. Das muß den Prüden der Stadt die Galle in das Blut treiben.“

Die Tante schüttelte unmuthig den Kopf und der Arzt erzählte im Weggehen: „Ich habe Briefe von der Fürstin Helene. Sie ist glücklich in Barmen angelangt. Aus dem frommen Ton, den sie anstimmt, geht deutlich hervor, daß sie Wittwe bleiben und schwerlich an eine Verheirathung, wenigstens nicht mit Herrn von Brinkmann, denken wird.“

Alma horchte hoch auf und der Arzt empfahl sich. Kaum war er fort, so fiel sie der Frau von Wallsee freudeglühend um den Hals. „Tante, Tante,“ rief sie, „wäre es doch Abend und träte ich glänzend und strahlend unter die gaffende Menge!“

„Du bist unsinnig!“ sagte Frau von Wallsee.

„Vielleicht nur unglücklich,“ entgegnete Alma schwermüthig, indem sie aufstand und das Zimmer verließ.

Der Abend war herangerückt. Alma stand fertig gekleidet vor einem großen Spiegel in ihrem kleinen Toilettenzimmer. Die Eleganz, die sich hier als Grundsatz und Element entwickelte, die matte Opallampe, die in der Mitte des Kabinets hing und in diesem Augenblick von hellstrahlenden Lichtern ausgelöscht wurde, die seidenen Drapperien und Vorhänge, die keinen Laut in dieß Heiligthum eindringen ließen, die niedrigen Divans, das eher sich errathen lassende als sichtbare Bett, die duftenden und doch nicht nervenangreifenden Blumen, die mit dem Fußteppich und den Tigerdecken an Farben wetteiferten, das Alles trug einen Stempel der Persönlichkeit, der unbeschreibbar war. Alma, getrieben von einem wirklichen Schönheitssinne, hatte in sich die Kraft, nie irgend einen Gegenstand den Anstrich der Nachlässigkeit gewinnen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Soden bei Aschaffenburg und seine Mineralquellen.

Von Dr. Ludwig Herrmann.

Reich ist das heilige Land Thuiskons, reich an des Halmes
Frucht nicht allein, an Trauben, Gewild, Bergwäldern und Landseen,
Auch ergiebiger sind an weitgefeierten Quellen,
Als die besungensten Höh'n des Auslands, seine Gebirge.

Neubeck.

Südöstlich von Aschaffenburg, 1½ Stunde von da auf dem direkten, nicht fahrbaren Wege über Schweinheim, 3 Stunden auf der Landstraße über Sulzbach am Main, in dem Schooße eines berg- und waldumgürteten Thales liegt einsam und idyllisch das Dorf Soden. Von Sulzbach bis Aschaffenburg ist die Straße gut; von da führt ein sanfter, aber doch fahrbarer, ¾ Stunden langer Feldweg, der leicht in eine Chaussee umgewandelt werden kann, nach Soden. Es gehört zu dem Landgerichte Obernburg, und hat 94 Häuser mit 500 Einwohnern.

Schon der Name Soden deutet darauf hin, daß sich hier einstens eine Saline befunden.

Das älteste Dokument, welches hiervon Kunde gibt, ist ein von dem Kurfürsten Schwikardus in Mainz am 6. Juni 1605 unterschriebener Pachtbrief, worin er dem Amtmann Krügern und dem P. W. von Sturmfelds die in dem Vizedomamt Aschaffenburg, Sodener Markung, begriffenen Salzquellen erblich verleiht.

Nach anderen Verpachtungen wurde das Sodener Salzwerk zuletzt im Jahre 1722 an einen jüdischen Hoffaktor, der auch Pächter der Orber Saline war, in Pacht gegeben.

Wahrscheinlich im Jahre 1754 ging die Saline ein. Die Gebäulichkeiten wurden eingerissen, und aus den Materialien derselben unter andern Gebäuden auch die Oberjägerei zu Aschaffenburg — das jetzige Landgerichtsgebäude — erbaut. Die Gründe, warum die Saline eingegangen, scheinen folgende zu seyn:

1) weil die Salzquellen wegen ihrer geringen Ausbeute die Kosten nicht mehr verlohnten;
2) weil man wegen hinreichend erachteter Ausgiebigkeit der Orber Saline erstere für entbehrlich hielt und deßhalb keine besonderen Kosten und Aufmerksamkeit mehr auf die Gebäulichkeiten verwendete, so daß sie allmählig zerfielen;
3) sollen mehrere der letzten Pächter eine schlechte, verschwenderische Wirthschaft geführt haben, und deßhalb verdorben seyn.

Die Quellen, wie auch sämmtliche zur Saline gehörigen Gebäulichkeiten befanden sich auf einer der kurfürstlichen Hofkammer gehörigen Wiese von 11 Morgen, welche damals die Salzsudwiese hieß und jetzt auf der Katasterkarte von Unterfranken und Aschaffenburg mit dem Namen „Herrnwiese" bezeichnet ist.

Nach dem Eingang der Saline ging der Grundbesitz in Privathände über.

Nach der Erzählung alter Leute soll das Wildpret, so lange noch in der dortigen Gegend vorfindlich gewesen, sich immer nach den Orten, wo sich die verschütteten Quellen befanden, hingezogen, und man manchmal bei 50 Stück dort beisammen gesehen haben.

Nur in einem Werke findet sich eine etwas ausführliche Erwähnung der Sodener Salzquellen, nämlich in der Skizze der geognostischen Verhältnisse der nächsten Umgegend Aschaffenburgs von M. B. Kittel, Aschaffenburg 1840. Die darauf Bezug habende Stelle sagt Nachstehendes:

„Die bei Soden unter dem bunten Sandsteine, wenn gleich sparsam hervorsprudelnde Salzquelle läßt vermuthen, daß in der Tiefe dieser Formation, in dem großen Becken, welches dieselbe aufgenommen hat, ein ausgedehntes Salzsteinlager die Sohle bilden müsse. Denn von Kissingen am Fuße der Rhön über Brückenau in das Kinzigthal über Salz, hessisch Soden, Salmünster, Orb, nach Main-Soden und Sulzbach zieht sich eine Kette von salinischen Quellen um das bunte Sandsteingebirge, und ich stehe keinen Augenblick an, zu behaupten, daß Bohrversuche hier lohnend seyn werden, daß die Wiederaufnahme dieser Quelle in den ärarialischen Betrieb, wegen der Nähe des Mains, demnach wohlfeilen Zufuhr von Holz, Steinkohlen und Torf als Brennmaterial, und wenig kostspieligen Abfuhr des gewonnenen Salzes eine gewiß lohnende Rente abwerfen wird. Jedenfalls verdiente die Quelle wenigstens gefaßt und in heilbringende Benutzung gebracht zu werden, wenn auch nur, um ihre Kräfte den armen Leidenden der Gegend zur Genesung zugängig zu machen.

Es ist wirklich ewig Schade, daß sie unbekannt und unbenutzt in diesem herrlichen Thale in den Main rinnt, und bedeutende Summen für Mineralwasser dieser Qualität in entfernte, zum Theil ausländische Orte fließen.

Das Wasser dieser Quelle hat bei 28'' Luftdruck und + 20° R. ein spezifisches Gewicht von 1,043. Es enthält daher nach der Tabelle Bischoffs (Gehlers phys. Wörterbuch) 5,94 Prozent Salze. Diese sind: vorherrschend: Chlornatrium, Chlormagnesium, Chlorcalcium, schwefelsaueres Natrum und Magnesia, dann in geringerer Menge auch Chloraluminium, schwefelsauere Kalke und Chloreisen. 1 Pfund zu

12 Unzen enthält 4,27 Drachmen an wasserfreien Salzen."

Die Geschichte und Beschreibung von Aschaffenburg und dem Spessart von St. Behlen und Dr. J. Merkel (Aschaffenburg 1843) enthält nur die einfache Notiz, daß sich in dem Thalgrunde bei dem Dorfe Soden eine schwache salzhaltige Quelle befinde, woran sie eine Bemerkung für Geognosten knüpft, die ich weiter unten mittheilen werde.

In diesem Jahre unternahmen es die Herren Moldenhauer und Steigerwald aus Aschaffenburg, die verschütteten Quellen aufzusuchen. Zwei unfruchtbare sumpfige Stellen von einigen Ruthen auf der sogenannten Herrnwiese zeigten den Ort an, wo die gefaßten Quellen vermuthet wurden. Das auf ihnen stagnirende Wasser kam größtentheils von dem umliegenden höheren Boden, woher auch der nur schwach salzige Geschmack derselben. Durch mühsames Nachgraben wurden die Schachtbrunnen aufgefunden, aufgeschlossen, gereinigt und so die gerade ein Jahrhundert verschüttet gewesenen Quellen wieder zu Tage gefördert.

Der Schachtbrunnen der Quelle Nro. I. hat 50′ Tiefe, 30′ Länge und 13′ Breite. Er ist in Syenit gehauen. Die Quelle rieselt durch das Erdreich zwischen den Felsenspalten in das Syenit-Bassin, und könnte so zu der Täuschung Veranlassug geben, als entspringe sie unmittelbar aus dem Urgebirge. Sie liefert in der Stunde 32 Kubikfuß Wasser.

Die Quelle Nro. II. ist auf der Katasterkarte von Unterfranken und Aschaffenburg mit dem Namen „Sauerbrunnen" bezeichnet. Sie liegt etwa 250 Schritte von der Quelle Nro. I. entfernt, ganz nahe an dem Ortsfuhrweg. Hier stand ehemals die sogenannte Roßmühle, und in ihr befand sich der gleich zu beschreibende Schachtbrunnen, aus welchem das Salzwasser durch ein Pferd in die Höhe gezogen wurde. Der obere Theil dieses Brunnens hat auf 12 Fuß im Quadrat 14 Fuß Tiefe, und dessen unterer 15 Fuß tiefer Ausbau verjüngt sich auf 5 Fuß im Quadrat. Sie gibt 212 Kubikfuß Wasser in der Stunde. Die Quelle entspringt aus Sandboden. Mit ihrem Wasser vermischt sich eine hinzuströmende Süßwasser-Quelle, welches der Grund, daß sie ungefähr ⅔ schwächer an mineralischen Bestandtheilen ist, als die Quelle Nro. I. Man ist in diesem Augenblicke damit beschäftigt, die Süß-Wasser-Quelle von der Salzquelle zu trennen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus Tyrol berichtet der Tyroler Bot[e] den ersten Unglücksfall durch Schneeverwe[hung]. Am 26. v. M. verließen zwei rüstige Bauer[mäd]chen von Haid ihre Heimath und wanderten [guten] Muthes westwärts über das Gebirg in's En[gadin] hinüber, Willens, am folgenden Tage auf dem [näm]lichen Wege heimzukehren. Aber die guten Mäd[chen] kamen nicht mehr zurück, sondern sind bis zur Stu[nde] vermißt und ohne Zweifel verunglückt. Die l[etzte] Kunde, die man über sie einzuziehen vermo[chte], reicht bis zum 27. Morgens 8 Uhr; dort wa[ren] sie bereits auf der Rückreise begriffen, nahmen i[n] einem einsamen zum Dorfe Sins gehörigen u[nd] diesseits des Inns gelegenen Hofe ein Frühstü[ck] und stiegen sodann bei hängendem Nebel in östlic[her] Richtung bergauf der Heimath zu. Sie mußt[en] einen sehr beschwerlichen und gefährlichen Weg [von] beiläufig fünf Stunden zurücklegen, und zwar üb[er] einen hohen, mit tiefem Schnee bedeckten Gebirgskamm, und da es am selbigen Tage später auch zu schneien begann und dichte Nebel die Aussicht sperrten, so läßt sich mit Grund vermuthen, daß sie sich im Gebirge verirrten, und entweder ermattet hinsanken und im Schnee den Tod fanden, oder über eine der schauerlichen Felswände stürzten, deren es in dieser Gegend viele gibt. Die wackeren Männer und Junggesellen von Haid stiegen zu wiederholtenmalen in großer Anzahl auf jene verhängnißvollen Gebirgshöhen und wateten bei allem Ungestüm der Witterung ganze Tage im Schnee herum, alle Winkel und Schluchten in Kreuz und Quer durchspähend, aber alle Bemühungen dieser Braven blieben leider erfolglos. Da es inzwischen fast alle Tage schneite, dürften die unter tiefer Schneedecke liegenden Leichen wohl erst von den Strahlen der Frühlingssonne an's Tageslicht gefördert werden.

[Entdeckungen und Erfindungen.] Glasfenster wurden erfunden im Jahre 1180, Schornsteine 1236, Talglichter 1290, Brillengläser 1299, Papier von leinenen Lumpen 1302, Oelmalerei 1410, Buchdruckerkunst 1440, Taschenuhren 1477, Stricknadeln 1543, die erste Zeitung 1613, die Dampfmaschine 1646, Feuerspritzen 1663, Stereotypdruckerei 1785, der animalische Magnetismus 1788, die Daguerreotypie 1826, der elektrische Telegraph 1832.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Nikolaus Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 282 Montag, 26. November 1855.

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

Ludwig's Finger waren noch auf dem mit Staub bedeckten Instrumente gezeichnet und die Tasten waren noch warm von seiner Hände Druck.

Klara setzte sich hin, spielte und sang:

„In des Gartens stillen Hallen
Von der Mittagssonne Macht
Sind die Rosen schon gefallen,
Wie die Nelk' in ihrer Pracht.

Auch viel' andre Blumen starben,
Sanken traurig in den Sand;
Traurig floh'n die lieben Farben,
Selbst der Blätter Grün verschwand,

Doch da drüben, grün wie immer,
Prangst, mein Rosmarin, so mild;
Deine Farben sterben nimmer,
Bist Du doch der Hoffnung Bild.

Ja, Du sagst: Wenn Alle scheiden,
Wenn entflieht der Blumen Glanz,
Biete ich in Deinen Leiden
Dir den dunkeln Wehmuthskranz."

Klara schwieg, aber ihre beiden Hände ruheten noch immer unwillkürlich auf den Tasten. Eine unwiderstehliche Macht schien sie abzuhalten, das Instrument zu verlassen. Die letzten Töne klangen noch in ihrer Seele, nachdem sie bereits lange aufgehört hatten, dem Ohre vernehmbar zu seyn.

Traurig und mit niedergebeugtem Haupte schien sie den innern Klängen zu lauschen.

„Klara, Du liebst Ludwig," sprach jetzt ihre Tante in ernstem, aber liebevollem Tone.

Wie von einem elektrischen Schlage gerührt, sprang das Mädchen auf. Der Boden wankte unter ihren Füßen; Alles, was sich im Zimmer befand, schien in einem weiten Kreise um sie her zu tanzen; sie wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihr den Dienst. Ihre blassen Wangen wurden feurig roth, und, von der Macht der Gefühle überwältigt, fiel sie ihrer Tante regungslos in die Arme, während ein Angstschrei ihrer Brust entflog. Die von dem Gewicht ihrer Hände befreiten Tasten ließen gleichsam einen letzten dumpfen Sterbeseufzer erschallen, der an den Wänden wiederhallte.

„Böses Kind!" sagte Frau Vanderklaveren, „warum hast Du denn nur seufzen und leiden wollen? Warum hast Du so wenig Vertrauen in Deine Pathin gehabt? Warum hast Du ihr diese Liebe nicht bekannt?"

„Beste Tante," schluchzte Klara, „ich hatte, glaube ich, dieß bis jetzt mir selber nicht bekannt." Und sie verbarg ihr erröthendes Antlitz an den Busen der guten Pathin.

* * *

Der Winter hatte ausgewüthet, die Erde hatte ihr weißes Kleid abgeschüttelt und die ganze Natur war von ihrem Scheintode erstanden. Der Rosenstrauch auf dem Grabe der Frau van Straelen begann zu knospen und die jungen Schwalben waren bereits zum elterlichen Neste zurückgekehrt.

Van Straelen und seine Tochter befanden sich noch immer bei ihrem Verwandten, dem Herrn Vanderklaveren.

Der alte Johann, Augustin und Anna Maria bewohnten allein den Vorhof des Schlosses, in dem jetzt Todesstille herrschte.

Obschon von Hause entfernt, hatte Klara die Schützlinge ihrer seligen Mutter nicht vergessen, und dem alten Johann war der Befehl geworden, stets der Nothleidenden zu gedenken und dafür zu sorgen, daß die Dürftigen den Tod ihrer Wohlthäterin nicht zu sehr empfinden würden. Daher wurde denn auch der Name des Mädchens mit Ehrerbietung ausgesprochen, und jederzeit, wenn sie den Kirchhof besuchte, wurde sie mit Segnungen begrüßt.

Gewiß mußte die Mutter mit Wohlgefallen aus der Höhe auf ihre Tochter herabsehen und sich über deren Wohlthätigkeit erfreuen.

Wer übrigens Herrn van Straelen früher gekannt hatte, würde Mühe gehabt haben, ihn, den hochmüthigen Mann, jetzt in dem kraftlos einherwandelnden Gerippe wieder zu erkennen.

In sechs Monaten waren seine grauen Haare

ganz weiß geworden, das Fleisch hing ihm schlaff und farblos über die scharf hervorstehenden Backenknochen und seine sonst so kräftige Gestalt war unter der schrecklichen Last der Gewissensbisse niedergebeugt und gekrümmt.

Das Hinscheiden der musterhaften Frau hatte das Herz des unglücklichen Mannes aus seinem Todesschlafe aufgeweckt; Gottes Gnade hatte seine Seele gerührt, und jetzt erst begriff er, welche Schätze von Tugend und Liebe er unterdrückt hatte.

Umgeben von seiner Tochter, die er immer durch sein trotziges und unzugängliches Wesen in einer ehrerbietigen Entfernung von sich gehalten und die ihn zu sehr fürchtete, um diese Kluft zu überschreiten; von seiner Schwester, deren guter, aber etwas sonderbarer Charakter nicht mit dem seinigen harmonirte, so wie endlich von dem nicht sehr scharfsinnigen Vanderklaveren, der ihn nur mitunter anredete, um ihn zu fragen: Schwager, was denken Sie zu dem Wetter? oder: Glauben Sie, daß die Kartoffeln dieses Jahr gut gerathen u. s. w., war der büßende Wittwer, um sich dieses Ausdruckes zu bedienen, ganz sich selbst und seiner Qual überlassen. Selbst der Trost der Erinnerung war ihm versagt, denn das Vergangene zeugte gegen ihn.

Kein Wunder also, daß er traurig und gesenkten Hauptes die Felder durchwandelte, als ob der Fluch auf seinem Haupte ruhete.

Die Kinder, die ihn von Weitem kommen sahen, machten einen Umweg, denn sie fürchteten ihn; die Frauen, welche ihm begegneten, durften ihm keinen guten Tag wünschen, und die Männer, die an ihm vorbei gingen, sahen ihm nach und sagten: der strenge Herr dort sucht sich einen Platz für sein Grab.

An einem frühen Morgen des lieblichen Maimonates spazierte er wieder in Gesellschaft seines Schwagers langsam über die Landstraße einher.

Das Wetter war sanft und angenehm, die Lerchen sangen hoch in der Luft, die nach Honig ausfliegenden Bienchen summten über die Felder hin und bunte Schmetterlinge flatterten im Zickzack auf und nieder; doch dieß Alles wurde von den beiden Spaziergängern nicht bemerkt. Van Straelen, in schwermüthige Gedanken vertieft, sah nichts als den Sand des Weges, hörte nichts als die Stimme seines Gewissens; sein Schwager aber hatte nicht Augen genug, das außerordentliche Wachsthum der Kartoffel zu bewundern.

Klara und ihre Tante waren zu Hause mit dem Necken der Leinwand beschäftigt.

Das junge Mädchen, obschon es jetzt einigermaßen gefaßt war, hatte doch noch immer seinen fröhlichen Charakter nicht wieder. Eine Art von Wehmuth schien noch immer unter dem fast unmerklichen Roth der zurückkehrenden Rosen auf ihren Wangen durchzublicken.

„Wo mag jetzt Arthur sitzen?“ fragte Frau Vanderklaveren; „er ist bereits drei Monate abgereist und wir haben noch nichts von ihm gehört.“

Klara antwortete nicht. Sie dachte vielmehr bei sich selbst: „Wo mag Ludwig seyn?“

Wie wenn die Tante die Gedanken ihrer Nichte errathen hätte, fuhr sie fort: „Und wohin mag Ludwig geflogen seyn? Es scheint mir sehr undankbar von ihm, seinen Pflegevater nicht einmal besuchen zu kommen.“

Das Mädchen, welches nie recht gewußt hatte, was zwischen Ludwig und ihrem Vater vorgefallen war, fand des Jünglings Betragen auch sehr befremdend; aber es durfte seine Gedanken nicht äußern.

„Ja, fuhr Tante Therese fort, ich hätte schon längst über dieß Alles einmal mit Deinem Vater sprechen sollen; doch Du weißt, er befindet sich in solch' traurigem Zustande, daß ich, aus Furcht ihm Verdruß zu versuchen, bis jetzt den Muth nicht gehabt habe, ein derartiges Gespräch anzuknüpfen.“

„Thue es auch nicht, liebe Tante, wir wollen lieber diese Sache auf sich beruhen lassen,“ sprach Klara, mit Thränen in den Augen; „Ludwig liebt mich doch nicht, sonst wäre er schon lange hier gewesen. Ich werde suchen, ihn zu vergessen, und Gott wird mir den Muth verleihen, meinen Kummer geduldig zu ertragen.“

„Nun das ist etwas Neues“, fiel Tante Therese ein, „Ludwig sollte Dich nicht lieben! Das möchte ich wissen, er sollte ein junges, flinkes und reiches Mädchen, wie Du bist, verschmähen! Das wäre wirklich etwas Schönes.“

„Wenn er mich nur um dieser drei Eigenschaften willen gerne sähe“, sagte Klara, „dann wäre ich doch nicht zufrieden mit ihm, Tante, und ich würde nicht weniger unglücklich seyn als jetzt. Aber laß uns davon schweigen“, fügte sie seufzend hinzu, „ich denke nur zu häufig daran.

„Wohl, meine Liebe,“ sagte Frau Vanderklaveren, und stemmte beide Arme in die Seite, „was werden wir nicht noch Alles hören, und was für eine artige Welt erleben wir! Zu meiner Zeit ging das Alles so nicht her. Als Jakob, Dein Oheim, zu mir freien kam, hieß ich ihn einen andern Gang gehen. Er mußte in jener Zeit tanzen wie ich pfiff; und doch hatte er noch siebenhundert Pfund Wechselgeld in klingender Münze und zwei Pachtgüter. Frage ihn nur, wenn er nach Hause kommt; er wird Dir davon zu erzählen wissen.“

(Fortsetzung folgt.)

Soden bei Aschaffenburg und seine Mineralquellen.

Von Dr. Ludwig Herrmann.

(Fortsetzung.)

Die Analyse beider Mineralquellen, in dem chemischen Laboratorium des Herrn Professors von Liebig in München ausgeführt, gab nachstehende Resultate:

	Quelle Nr. 1 sp. Gewicht = 1,01684 Temperatur = 13 Grad C.		Quelle Nr. 2 sp. Gewicht = 1,0052 Temp. = 12,5 Gr. C.	
	Auf pCt. berechnet.	Auf 16 Unzen oder 7680 Gran Wasser berechnet.	Auf pCt. berechnet.	Auf 16 Unz. od. 7680 Gr. Wasser berechnet.
		Gran.		Gran.
Chlorkalium	0,0495	3,8016	0,0164	1,2595
Chlornatrium	1,4572	111,9129	0,4465	34,2932
Chlormagnesium	0,0648	4,9612	0,0125	0,9600
Chlorcalcium	0,5140	39,4752	0,2125	16,3200
Brommagnesium	0,0067	0,5145	0,0017	0,1305
Jodmagnesium	0,0000075	0,00063	Spur.	Spur.
Schwefelsaurer Kalk	0,0712	5,4681	0,0241	1,8508
Kohlensaurer Kalk	0,0117	0,8985	0,0157	1,2057
Kohlensaure Magnesia	0,0005	0,0384	0,0003	0,0230
Kohlensaures Eisenoxydul	0,0004	0,0307	Spur.	Spur.
Kieselsäure	0,0005	0,0384	0,0032	0,2457
Kohlensäure	0,0166	0,2748	0,0161	1,2364
Phosphorsäure	Spuren.	Spuren.	—	—
Borsäure	"	"	—	—
Ammoniak	"	"	—	—
Mangan	"	"	Spur.	Spur.
Org. Substanzen	"	"	"	"

Das Wasser beider Quellen ist klar und farblos; der Geschmack von Nro. I. stark salzig, bitterlich; von Nro. II. weniger salzig, angenehmer; der Geruch, vorzüglich von Nro. I., dem Meerwasser ähnlich.

Die Sodener Mineralquellen dürften nach obiger Analyse zu den bromhaltigen Soolenwässern zu rechnen seyn. Das Wasser der Quelle Nro. I. enthält zwar auch Jod, aber in nicht hinreichender Menge, um den jod-bromhaltigen Soolenwässern zugetheilt werden zu können.

Die chemische Analyse einer Quelle kann nur die Grundlage abgeben, annähernd über die Wirkungsweise derselben Vermuthungen auszusprechen. Die einzig gültigen Resultate liefert aber die Erfahrung. Die Gesammtwirkung der Quelle muß durch vielfache Anwendung an dem gesunden und kranken menschlichen Organismus festgestellt werden. Da dieses bis jetzt bei den Sodener Mineralquellen noch nicht geschehen ist, so können hier einstweilen nur Vermuthungen hierüber ausgesprochen werden, geschöpft, theils aus der bekannten Wirkung der einzelnen Bestandtheile, theils aus der durch die Erfahrung erprobten Wirkungsweise von Quellen mit ähnlich zusammengesetzten Verbindungen.

Die hervorragenden Bestandtheile unserer Quellen sind: das Kochsalz, Brom und reichlich darin vertretenes Chlorcalcium *). Diese Arzneistoffe sind Reizmittel für die Thätigkeit der in die Organe der Plastik sich einsenkenden Gefäße und Nerven. Sie haben eine vorwiegende Richtung auf das Lymphgefäß- und Drüsensystem, deren abnorme Thätigkeiten sie reguliren. Sie greifen mächtig in den organischen Stoffwechsel ein, führen eine vortheilhafte Umänderung desselben herbei und beseitigen krankhafte Stockungen und Ablagerungen. Ihre Wirkung ist eine umändernde, blutverbessernde, auflösende, die Aufsaugung abgelagerter Materien anregende.

Vergleichen wir die chemische Analyse unserer Sodener Quellen mit der von andern mit ähnlich zusammengesetzten Verbindungen, so finden wir eine große Uebereinstimmung in den Hauptbestandtheilen mit der Kreuznacher Elisen-Quelle, deren Analyse wir hier zur Vergleichung beifügen.

Analyse der in der Kreuznacher Elisen-Quelle vorgefundenen festen Bestandtheile, ausgeführt von Loewig.

In einem Zivilpfund = 16 Unzen sind enthalten:

Chlorcalium	0,624	Gran
Chlornatrium	72,883	"
Chlormagnesium	4,071	"
Chlorcalcium	13,389	"
Chorlithium	0,613	"
Brommagnesium	0,278	"
Jodmagnesium	0,035	"
Kohlensaurer Kalk	1,693	"
Kohlensaurer Baryt	0,017	"
Magnesia	0,106	"
Eisenoxyd	0,154	"
Manganoxydul	0,806	"
Kiesel-Erde	0,129	"
Phosphorsaure Thonerde	0,025	"

Beide Quellen zeigen mithin in ihrer chemischen Zusammensetzung, sowohl in der qualitativen, als quantitativen wesentliche Aehnlichkeiten. In beiden bilden Kochsalz, Brom und Chlorcalium die hervorragenden Bestandtheile, die Hauptagentien, in ähnlichen quantitativen **) Verhältnissen, während die Verschiedenheiten auf untergeordnete Stoffe von geringerer Bedeutung fallen.

Die Kreuznacher Soolenquellen finden aber nach Trautwein — die Soolquellen zu Kreuznach und ihre medizinische Wirkung von Dr. Trautwein, Kreuznach 1853 — ihren Wirkungskreis in denjenigen Krankheiten, welche in abnormer Thätigkeit des

---

*) In der Quelle Nro. I. für einen lang fortzusetzenden innerlichen Gebrauch fast zu reichlich vertreten.

**) Die Kreuznacher Elisen-Quelle enthält etwas mehr Jodmagnesium, dagegen weniger Brommagnesium als unsere Quelle Nro. I.; letztere mehr Kochsalz und Chlorcalcium als jene.

Lymph- und Drüsensystems oder deren Folgen begründet sind und zwar vorzüglich in den Krankheiten dieses Systemes, welche zur krankhaften Erzeugung des Eiweißstoffes und des mit ihm verwandten Fett- und Faserstoffes und deren Ablagerungen in die verschiedenen Gewebe hinneigen, oder deren Ablagerungen bereits zur Folge gehabt haben. Hierher gehört vor Allem die Skrophelsucht mit ihren verschiedenen Formen; dann jene krankhaften Eiweiß- und Faserstoff-Ablagerungen, welche als Folge reiner oder rheumatischer Entzündung entweder im Parenchyme oder den Höhlen der Organe entstanden, nachher eine dauernde Funktionsstörung, Anschwellung und einen schleichend entzündlichen Zustand an ihrem Absatzorte unterhalten.

Zu den besonderen Krankheitsformen, welche sich vorzüglich für die Kreuznacher Quellen eignen, gehören:

1) chronische Hautausschläge,
2) krankhafte Fettbildung,
3) Leberskropheln, Leberstearosen, chronische Entzündung der Leber mit Ablagerung von plastischem Exudat im Leber-Parenchyme,
4) Krankheiten des Genitalien-Systemes, Anschwellung und Verhärtung der Testikel, Vorsteherdrüse, Brustdrüse, Geschwülste des Uterus und seiner Anhänge ꝛc. ꝛc.,
5) Krankheiten der Knochen und Gelenke, englische Krankheit, skrophulöse Gelenkentzündungen, weiße Kniegeschwulst ꝛc. ꝛc.,
6) chronische Rheumatismen, besonders bei skrophulösen Individuen,
7) gonnorrhoische Rheumatismen.

Obgleich Trautwein keine heilsamen Wirkungen bei der wahren Gicht gesehen haben will, so dürften doch hierher auch die chronischen gichtischen Ablagerungen in den Gelenken und ihre Folgen, Steifheit und Unbeweglichkeit der Gelenke, zu zählen seyn, für welche Bäder, Umschläge von mit dem Soolenwasser getränkten Kompressen wohl nicht ohne Nutzen seyn werden.

Nach diesen Voraussetzungen können wir nach dem logischen Gesetze der Analogien die Vermuthung, auszusprechen wagen, daß unsere Sodener Quellen, weil sie mit der Kreuznacher Elisen-Quelle in ihrer chemischen Zusammensetzung wesentliche Aehnlichkeiten und nur außerwesentliche Verschiedenheiten darbieten, auch in denselben Krankheiten, wie diese, mehr oder minder heilkräftige Wirkungen entfalten werden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Bukarest machte letzter Tage ein Vorfall großes Aufsehen. Ein russischer Deserteur, Namens Pawlow, aus Bessarabien stammend, hatte während der ersten Begebenheiten auf der taurischen Halbinsel eine bedeutende Rolle gespielt, und war in türkische Dienste getreten. Nachdem er zweimal die Fahne des Islam verlassen, flüchtete er sich nach der Moldau und später nach der Walachei, wo er nicht nur das Vertrauen eines angesehenen Bojaren, sondern auch die Hand von dessen Tochter zu gewinnen wußte. Nicht lange darauf glaubte man sichere Anzeichen zu haben, daß Pawlow ein russischer Spion sey. Durch seine schlechte Aufführung noch mehr erbittert, schritt der Schwiegervater gegen den Schwiegersohn bei der Lokalbehörde klagend ein. Es begann eine Untersuchung über Pawlow's gegenwärtiges und vergangenes Leben. Unterdessen schritt jedoch die Polizei ein und sendete denselben nach der Türkei zurück. Aus dem Verhör ergab es sich, daß Pawlow thatsächlich ein russicher Spion gewesen, und wurde demzufolge wegen des Verbrechens des Hochverraths vor wenigen Tagen in Silistria kriegsrechtlich erschossen.

Die Luft ist eine arme Person, die Niemanden ernähren kann; sie macht es daher wie andre Mädchen, und sucht zu heirathen, und wird Windsbraut, um sich etwas herauszureißen. Aber man merkt bald, daß sich ihr ganzes Wesen um Nichts dreht, und es gibt wohl Windsbräute, aber noch aus keiner ist eine Windsfrau geworden. Wenn der Wind verheirathet wäre, wüßte man doch, warum er manchmal so heult! Der Wind wäre übrigens ein schlimmer Ehemann; er nimmt sich die Freiheit, das schöne Geschlecht arg zu necken, bricht gern etwas vom Zaun ab, um Skandal zu machen, schlägt die Thüren zu, und gibt nicht eher nach, als bis er sich niederlegt.

Bemerkung.

In neuester Zeit kommt uns wieder eine große Anzahl von Gedichten zur Aufnahme in die Erheiterungen zu.

So gerne wir nun auch in dieser Beziehung dem an uns gestellten Ansinnen Rechnung tragen möchten, so versteht sich doch wohl von selbst, daß dieses im Interesse unserer Leser nur mit Auswahl geschehen kann, da einerseits, wie überall, so auch hier, „allzuviel schadet“, andererseits gar Mancher und Manche vielleicht mit allen möglichen Vorzügen, nur nicht — mit einer poetischen Ader begabt sind. Ohne uns daher gegen derartige Zusendungen, die uns unter Umständen sogar willkommen sind, im Allgemeinen zu verwahren, müssen wir uns daher die Befugniß vindiziren, das, was uns nach Umfang, Form oder Inhalt zur Aufnahme nicht geeignet scheint, unbenützt zurückzulegen. Die Red. d. Erheiterungen.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 283 Dienstag, 27. November 1855.

Die Bekehrte.

(Fortsetzung.)

Bis jetzt hatte sie Sorge getragen, daß sie wo möglich noch schöner in diesem Kabinette als außerhalb sey. Sie hatte die Kunst, in einem bereiteten Bade die Ermüdung des Tags von sich zu streifen und duftend und frisch mit den weißen Mußlinen um sich zu wetteifern; sie sorgte auch dafür, daß Alles, was zur Maschinerie der Toilette gehörte, jene fischbeinernen und gesteiften Hüllen, jene Haar- und Stecknadelgeheimnisse schnell entfernt wurden und sie sich selbst die Illusion machen konnte, daß sie keiner Künstelei bedürfe. Heute besonders hatte sie sich mit dem Gedanken beschäftigt, sie wolle die ganze Fülle einfach antiker Schönheit mit in die Welt nehmen. Als sie fertig war, ließ sie die Tante zu sich herüberbitten. „Wie gefalle ich Dir?" fragte sie hastig.

„Du bist schön," entgegnete die sanfte Frau, „aber ich wollte, Du bliebest zu Hause. Deine Augen strahlen im Fieber."

„Das bildest Du Dir ein! Schnell den Hermelinüberwurf und in den Wagen."

Sie zog die Tante mit fort. Als sie im Koupé rechts und die Tante links saß, die in Dunkelheit getauchten Häuser betrachtete, dem gleichmäßigen Trabe der Pferde horchte, bewegten sie Gedanken, von denen die Tante da neben ihr keine Ahnung hatte, Gedanken, die die tiefste Leidenschaft, die ernstesten Betrachtungen bargen. Sie hatte sich gleichsam innerlich in Schmerz gehüllt, hatte unzählige Wünsche unterdrückt, hatte so zarte, so tiefgehende, so flüchtige, so starke Gefühle gehabt, daß diese den Düften, den Wolken, den Sonnenstrahlen, den Schatten, die kommen und schwinden, vergleichbar waren. Seit Monaten hatten sie ein Daseyn verbraucht; seit Wochen sich mit einer ungeheuern Lüge herumgeschlagen, mit einer nothgedrungenen, vergifteten, fürchterlichen Lüge, die ihr die Gesellschaft, der Stolz, die Nothwendigkeit aufgedrungen hatte. Sie verabscheute sich, wenn sie sich eingestehen mußte: „Auch ich spiele Komödie!" Sie haßte die Sitte, die sie mitten in diesem Kampf schön, graziös, wahr erscheinen ließ, die sie lehrte, daß die Verstellung die Sprache der Frauen und die Wahrheit nur die Ausnahme ist. „Gewisse Frauen heucheln das Lächeln, Andere weinen, noch Andere empören sich, aber sie lügen Alle, Alle, und auch ich lüge..." Das dachte Alma schwermüthig, wenn sie sich die Vergangenheit zurückrief. Sie mußte die anscheinende Herrschaft über sich, diese Freiheit der Bewegung in den größten Konflikten des Lebens, verachten; verachten, daß die Frauen eben so viel Varianten für das Ja als für das Nein besitzen, und doch saß sie jetzt eingehüllt in ihrem Hermelinüberwurf und träumte und träumte. Was bewegte Alma? Was schlummerte oder bäumte sich in ihr? War es das Herz, das liebt, der Stolz, der haßt? Warum das Zucken der kleinen blauen Zornesader auf der Stirn? Warum diese eiskalten flatternden Hände? Warum diese brennende Sehnsucht, Franz zu begegnen? Wozu dieses Streben, ihm strahlend wie eine Göttin entgegenzutreten? Leben dieselben Wünsche wie vor wenig Tagen in ihrer Seele, wo sie in einer Fiebernacht wachend ein Gedicht machte, das ihr das Schild Minervens, den steinernen Blick Medusens, die Schauer ihres Schlangenhaars lieh? Rang sie mit dem Speere wie eine Amazone, griff sie nach dem Dolch wie eine Spanierin? Oder ist die Stimmung gewichen? Warum starrt sie auf die Straße? Warum schrickt sie zusammen, als der Wagen vor einem in Lichter und Lampen getauchten Hotel hält, die gallonirten Diener den Tritt herablassen und sie hinter der Tante her die große mit Teppichen und Blumen geschmückte Treppe hinansteigt?

Alma trat in den glänzend dekorirten Saal. Auf den erhöhten Sitzen hatte sich ein Kranz Frauen gebildet, die dem Tanze zuschauten und, in Seide und Edelsteinen schimmernd, lieblich anzusehen waren. Die Musik schallte von oben herunter, die Paare wirbelten und drehten sich; die nicht tanzenden, in Uniformen mit Orden gekleideten Männer wandelten hin und her, um dort ein Gespräch und hier ein Geschäft anzuknüpfen. Die Einen unterhielten sich über die vorgegangenen Staatsveränderungen, über die neuen in den Dienst getretenen Beamten,

in welche Kategorie Franz gehörte, die Andern über an- und abwesende Frauen. O wüßten diese, wie Männer, in ihrer Gegenwart fromm und gut, von ihnen entfernt cynisch, zum Erschrecken cynisch sind, wie sie das, was sie zu lieben scheinen, zu verspotten wissen! Wie sie die zartesten, lieblichsten Geschöpfe durch rohe Gespräche entheiligen und verunehren, es würde sie vorsichtig machen!

„Was halten Sie von Fräulein Alma?" fragte ein Lieutenant nachlässig an einen Candelaber gelehnt und strich sich seinen Schnurrbart.

„Sie ist wie die Thränenweiden, die vom Sturme geschüttelt sich tief beugen, gebrochen scheinen und plötzlich wieder grade sind," antwortete eine auf Witz und Schärfe Anspruch machende Dame. „Sehen Sie nur, wie sie heute strahlt. Gestern wollte sie sich todtweinen!"

„Sie ist eine Taschenspielerin, sie escamottirt sich und Andere," bemerkte ein Referendarius.

„Es ist wahr," meinte ein alter Hofmarschall, „die Damen heute Abend geben dem Auge einen Götterschmaus, ich möchte diese Toiletten-Leckerbissen für den Geschmack nennen. Sehen Sie nur den Tanzsaal, die Nebenzimmer, die mit den schönen Damen zu wetteifern suchen. Mir kommt das Ganze wie eine Theaterdekoration vor; ist es nicht, als wenn der Stab einer Fee hier gewaltet und diesen Duft von Blumen, Tönen, von Schönheiten und Kleidern bunt durcheinander geworfen hätte?"

Wirklich hatte sich an jenem Abend Alles, was die Stadt an Frauenschönheit barg, wie in einem Keepsake zusammengefunden. Die hübschesten Füße waren zum Tanze ausgestreckt. Die elegantesten Taillen überließen sich dem Taumel des Walzers. Das Geflüster der sanften Stimmen, das Rauschen der seidenen Kleider, der Lärm des Tanzens, das Aneinanderrennen und wieder Auseinanderfliehen wurde phantastisch durch die Musik begleitet, die bald lärmend, bald leise auf- und abwogte. Diese geputzte, parfümirte, frisirte Gesellschaft überließ sich der Lust eines Festes, wie man sich einem unverhofften Glücke in die Arme wirft. Freilich hatte dieß nicht allein Farben, Kleider, Musik zu bieten, es schien auch eine Seele, einen Geist, Gedanken, Gefühle zu haben. Verborgene Leidenschaften gaben ihm eine scharfausgeprägte Physiognomie; spöttische Blicke wechselten mit neugierigen Mädchenaugen, die wie Gazellen dahin flogen; eifersüchtige Betrachtungen stemmten sich gegen die Hingebung der Liebe.

In einem der bewegtesten Augenblicke war Alma in den Saal getreten und gleich von einem halbdutzend Tänzern und Verehrern umringt worden. Sie hatte ihre lauteste, ihre glänzendste Laune mitgebracht. Sie schwamm förmlich in Schmeicheleien, in bon mots, in Plänkeleien, in Anflügen von Vertraulichkeiten, von gesellschaftlichen Schmerzen und Wonnen, von Vorwürfen und süßen Abgöttereien. Sie empfand jene heftigen Pulsschläge, die nicht ohne Zauber sind und die alle Kräfte beanspruchen, war in die sprudelndste Heiterkeit versenkt und schien einem Genuß nachjagen, ein Glück finden zu wollen, das doch nicht auf dem Polster des Reichthums oder auf den Schwingen der Ballmusik ruht. Den Kammerjunker, der sie eine abgründliche Seele genannt hatte und der sich ihr mit Bücklingen, auf Spinnfüßen nahte, hatte sie kalt abgefertigt. Jetzt hatte sie einen Tanz mit dem Erbprinzen anzutreten und lachte und scherzte mit ihm, als die Musik von Neuem begann. Aller Augen waren mit Neid auf das wunderbar schöne Paar gerichtet. Man flüsterte sich in das Ohr, man sprach von einer morganatischen Ehe. Da plötzlich, im Augenblick, als Alma zu tanzen begann, gewahrte sie Franz an eine Säule gelehnt, der sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Zorn, Schmerz, Wehmuth und Trauer anblickte. Diese Augen auf sich geheftet sehen, blaß werden, vor der Gewalt dieser Nähe wanken, seufzen und stockend sagen: „Ich bin nicht wohl, ich bitte Ew. Hoheit mich zu entschuldigen, wenn ich abtrete," war Eins. Sie haßte sich, ihre Schwäche; aber sie sah Franz und erblickte vor sich einen Abgrund, in welchem Alles, Alles, ihre Entschlüsse, ihre Gefallsucht, ihre Rache wie umgewirbelt waren. Der Erbprinz hatte sie schweigend zu einem Sitze geführt und sich kalt entfernt. Im Tanzsaal war es sehr beklommen. In der Angst suchte sie ein stilleres Zimmer und fand endlich eines, in dem sie sich allein sah. Hier athmete sie tief und schmerzlich auf. Eine Zentnerlast hatte sich auf sie gewälzt, sie wollte sie herunter von der Brust, von dem Herzen haben. Indem bewegte es sich vor ihr und Franz stand erschüttert in ihrer Nähe. Sie sah nicht auf; erschöpft, bleich, lehnte sie im Sopha. Er sollte den Dolch in ihrer Brust nicht erblicken, deßwegen rupfte sie an den Blumen, die sie in der Hand und am Kleide trug. Aber Franz trat fest an sie heran und sagte mit seiner tiefen, von Empfindungen vibrirenden Stimme: „Alma, was thaten die Blumen, daß Sie sie so grausam tödten?"

Sie lächelte bitter. Mit unbeweglicher, schauerlicher Kälte entgegnete sie: Blumen sind Blumen. Wozu diese Sentimentalität in dem Munde eines strengen Sittenrichters?"

„Alma, Sie verkennen mich; darf ich kommen, Sie besuchen, darf ich mit Ihnen reden?" fragte er aufgelöst in Rührung, indem er ihre Hand ergriff. Sie entzog sie ihm. Sie hätte schreien, ihm ihren ganzen Haß, ihre ganze Verachtung fühlen lassen mögen, und sprach doch wie von einer seltsamen unwiederstehlichen Macht getrieben: „Wann wollen Sie kommen?"

„Befehlen Sie," entgegnete er weich mit der

innerlichen Sehnsucht, mit der strahlenden Gewißheit seiner Liebe. „Darf ich kommen wie sonst um eilf Uhr oder noch früher?"

„Kommen Sie um eilf Uhr," sagte Sie erschöpft, „und gehen Sie jetzt. Ich will allein seyn."

Sie schlug langsam die Augen auf und begegnete Franzens, die mit melancholischer Gluth auf sie gerichtet waren. Er verbeugte sich mit rascher, graziöser Bewegung, zauderte, wollte reden, sie winkte wieder und als er noch immer nicht gehen wollte, stand sie halbtodt vor Ermattung und Anstrengung auf und trat an einen Whisttisch, woran sie Frau von Wallsee fand. Da ging er, leicht, geflügelt, erwartungsvoll, traurig und doch aufgeregt. Alma rief nach ihrem Wagen und als kurz darauf die ganze, glänzende Gesellschaft in einer Polonaise durch die Nebenzimmer tobte, war sie plötzlich unbemerkt verschwunden.

(Schluß folgt.)

Soden bei Aschaffenburg und seine Mineralquellen.

Von Dr. Ludwig Herrmann.

(Fortsetzung.)

Ich finde mich veranlaßt, hier eine wohlmeinende Bemerkung einzuschalten. Ich habe nämlich in Erfahrung gebracht, daß unser Sodener Wasser von hiesigen Einwohnern als Purgirmittel benützt wird, wovor ich warnen muß. Es bewirkt zwar, schnell hinter einander und in großen Gaben genommen, wie das Kreuznacher Wasser, Stuhlentleerungen, aber es stellen sich, wenn dieß längere Zeit fortgesetzt wird, wie bei diesem, nachtheilige Folgen für die Gesundheit ein. Seine heilsamen, oben angedeuteten Wirkungen wird es nur dann entfalten, wenn es in kleinen Gaben und in größeren Zwischenräumen, ohne einseitige schnelle Anregung einer Absonderung, allmählig in die Blutmasse übergeführt wird.

Die Herren Moldenhauer und Steigerwald beabsichtigen, im kommenden Frühjahre Bohrversuche anzustellen, wozu schon Herr Rektor Dr. Kittel in seinem oben angeführten Werke räth. Sie dürften aller Wahrscheinlichkeit nach die Zahl der bereits vorhandenen Salzquellen vermehren.

Nebst diesen Soolenquellen befindet sich auch eine etwas eisenhaltige Schwefelquelle im Dorfe selbst, in der Behausung des Schullehrers, von der noch keine genaue Analyse vorhanden ist, aber in Bälde gemacht werden wird.

Es dürfte wohl erlaubt seyn, jetzt schon die Vermuthung auszusprechen, daß ihr Gebrauch als Trinkkur mit dem gleichzeitigen der Salzbäder für einige Krankheitsformen nicht ohne Nutzen seyn möge.

Das Thal von Soden wird von Bergen eingeschlossen, deren geognostische Formation sich in Schichtungen von buntem Sandsteine, Zechsteine und Syenit-Gebirge zu erkennen gibt.

Herr Rektor Dr. Kittel bemerkt hierüber in seinem Werke Folgendes:

„Das Syenit-Gebirge erstreckt sich von Schweinheim bis Oberbessenbach, und von da zum Schlusse bis Soden, in einem Dreiecke von beträchtlichem Umfange das Grundgebirge bildend. Dem Syenit-Gebirge sind in der Regel Kuppen oder Sättel von buntem Sandsteine aufgelagert, so bei Soden. Der Sandstein legt sich sogar gegen Westen nach Obernau und Sulzbach hin mantelförmig über es und übergreift den zuweilen, z. B. bei Soden auf den Flanken desselben ruhenden Zechstein, so daß es auf eine große Strecke zwischen Schweinheim und Soden gar nicht zu Tage ausgeht, sondern nur durch sein Anstehen am südlichen Abhange des westlichen Gebirgszweiges im Sodener Grunde seine südliche Erstreckung kundgibt."

In der Nähe der Kirche von Soden findet sich eine Gruppe von Syenit-Blöcken. An den Weinbergen ist der Zechstein unmittelbar auf das Grautodtliegende gelagert. An der Gränze zwischen dem Zechsteine und dem darüber gelagerten bunten Sandsteine geht der bunte Thon als unterste Schichte des letzteren zu Tage.

Interessant *) für Geognosten ist es, daß in diesem Thale eine Salzquelle nahe an dem Punkte sich befindet, wo das Urgebirg, sich wieder unter den aufgelagerten jüngeren Gebilden hervordrängend, entblößt sich zeigt; denn es wird wenige Stellen geben, wo man eine Salzquelle so nahe am Urgebirge, und scheinbar in demselben entspringend, bemerken kann. Ich habe dieses bereits oben, wo von dem Schachtbrunnen der Quelle Nro. I. die Rede war, angedeutet.

Die klimatischen Verhältnisse Sodens haben mit denen von Soden am Taunus große Aehnlichkeit. Die Sohle des Thales von Soden liegt 440 Fuß über der Meeresfläche, Soden am Taunus 436 Fuß. Gleich diesem hat es eine durch seine Umgebungen sehr geschützte Lage. Das Thal, in welchem die weit auseinander liegenden Häuser sich befinden, hat beinahe eine Stunde Länge, ist am nördlichen

*) Der Spessart von St. Behlen, Leipzig 1823. — Beschreibung und Geschichte von Aschaffenburg und dem Spessart von St. Behlen und Dr. J. Merkel, 1843.

und östlichen Ende durch 800 bis 1500 Fuß hohe (d. h. über der Meeresfläche) Berge, z. B. den Pfaffenberg, geschlossen, zieht sich von da in schlangenförmigen Windungen zwischen einer auf beiden Seiten ununterbrochen fortlaufenden Reihe von Bergen und anmuthigen Hügeln hin, und hat, sich erweiternd, seinen offenen Ausgang nach Südwesten auf den Wiesengrund von Sulzbach am Main, welcher dort den Spessart vom Odenwalde scheidet. Es ist ein Längenthal, dessen es bildende Bergkette nirgends von Einschnitten, Spalten unterbrochen wird. Seine Breite schwankt zwischen 300 und 600 Fuß. Nach Norden und Osten gegen rauhe Winde gänzlich abgeschlossen, öffnet es sich gegen Südwesten nur einer milden, weichen, warmen Luftströmung. Ferner wird es von mehreren trefflichen kalten Süßwasser-Quellen *) und einem eine Mühle treibenden Bache, Sulzbach genannt, bewässert. Durch die Verdunstung dieser Wässer erhält die Luft im Thale einen mäßigen Grad von Feuchtigkeit. Auch bewahrt die hier nicht durch heftige Strömungen bewegte Luft eine größere Wärmemenge, als jene von Gegenden, die dem Wehen der kalten, stürmischen Nord- und Ostwinde offen stehen.

Daher die milde, warme, etwas feuchte Atmosphäre Sodens, die Abwesenheit von plötzlichen Temperatursprüngen, die große Gleichmäßigkeit seiner Temperatur, lauter Momente, welche einen so wohlthätigen, erquickenden Einfluß auf gewisse krankhafte Verhältnisse, namentlich auf Krankheiten der Athmungsorgane mit dem Charakter der Irritation ausüben. Für ebenerwähnte Krankheiten dürfte das Sodener Klima, vereint mit dem Gebrauche der Molken, von großem Nutzen seyn. Für das milde Klima Sodens spricht auch der ergiebige Obst- und Weinbau. Die Sodener Trauben sind von vorzüglicher Güte, ganz geeignet für Traubenkuren, und geben den besten Wein in der ganzen Gegend. Für die Anwendung dieses Klimas als Heilmittel bietet sich ein umfassender Wirkungskreis dar, worüber ins Detail einzugehen der Raum dieser Blätter nicht gestattet.

*) Das Sodener Thal ist sehr für die Errichtung einer Kaltwasser-Heilanstalt geeignet. Es ist diese um so wünschenswerther, als sich in unserem ganzen Kreise keine befindet.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Parallelen.] Die Französin heirathet aus Rücksichten, die Engländerin aus Herkommen, die Deutsche aus Liebe. — Die Französin liebt Flitterwochen, die Engländerin lebenslänglich, die Deutsche ewig. — Die Französin führt ihre Töchter auf den Ball, die Engländerin die ihre in die Kirche und die Deutsche die ihre in die Küche. — Die Französin hat Geist, die Engländerin Verstand und die Deutsche Gemüth. — Die Französin putzt sich mit Geschmack, die Engländerin ohne Geschmack und die Deutsche kleidet sich. — Die Französin schwatzt, die Engländerin spricht und die Deutsche plaudert. — Die Französin gibt dir eine Rose, die Engländerin eine Dahlia und die Deutsche ein Vergißmeinnicht. — Die Französin hat Zunge, die Engländerin Kopf und die Deutsche Herz.

Der Wiener Magistrat hat sich mit dem Herrn v. Lucam, welchem es gelungen ist, nach jahrelangem Forschen solchen Anzeichen auf die Spur zu kommen, die den bisher unbekannt gewesenen Ort, wo Mozart's Leiche versenkt wurde, mit voller Gewißheit zu bestimmen gestatten, in das Einvernehmen gesetzt, um das von Hrn. Lucam dießfalls verfaßte Elaborat zu prüfen. Der Magistrat gedenkt sonach den nächsten Todestag Mozart's (5. Dez.) durch Aufstellung eines Grabsteines auf dem gefundenen Begräbnißplatze zu feiern.

Charade.

Die Erste ist ein Thor, meist groß und ungeschlacht,
Am Besten wär' es wohl, man hielt' es zugemacht;
Doch stehen offen gern die beiden großen Flügel,
Und ganz vergebens sucht man oft dafür den Riegel.

Euch zu ergötzen, sind die andern Zwei geschickt,
Woferne ihr Bild des Menschen d'rin erblickt;
Allein, wenn umgekehrt ein Mensch will ihnen gleichen,
So steht es euch wohl an, ihm gänzlich auszuweichen.

Liegt wo ein todtes Pferd, schlug wo der Blitz ins Haus,
Zieht ein ein fremder Prinz, zieh'n die Soldaten aus,
So seht ihr einen Markt sich schnell dabei gestalten,
Auf dem das Ganze wird freigebig feil gehalten.

Berichtigung. In dem gestrigen Blatte muß es in der Analyse auf Seite 1127 Spalte 1 bei der Kohlensäure im zweiten Felde 1,2748 statt 0,2748 heißen; ebenso lese man in der Analyse auf derselben Seite, Spalte 2 Chlorkalium statt Chlorcalium.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Ottilie Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 284 Mittwoch, 28. November 1855.

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

Klara weinte und lachte zu gleicher Zeit.

Die scherzende Pathin aber, welche keine andere Absicht hatte, als das Mädchen zum Lachen zu bringen und den Strom seiner traurigen Gedanken abzuleiten, fuhr fort: „Ja, behalte das, Mädchen, nur so kann es in der gegenwärtigen Zeit einem armen Frauenzimmer gelingen, ihre Parthie zu machen.“

. . . .

Mittlerweile setzten van Straelen und sein Schwager, Ersterer seinen finstern Vorstellungen preisgegeben und Letzterer mit jener glücklichen Gedankenlosigkeit und Unempfindlichkeit, an der der Angelhaken des irdischen Jammers abstumpft und zerbricht, ihren Weg fort.

Ein Bauernkarren erschien in der Ferne.

In demselben saßen fünf Personen. Auf der Vorderbank befand sich Lena zwischen Joseph und Ludwig.

Joseph und Lena, welche den Tag vorher geheirathet hatten, machten nach vlaemischer Sitte ihre „Spielreise.“

Sie sahen Beide sehr glücklich und vergnügt aus.

Ludwig theilte gleichwohl ihre Freude nicht. Er war sehr niedergeschlagen und es reuete ihn, daß er sich hatte mitschleppen lassen, um durch seine Traurigkeit das Glück der Neuverehelichten zu verbittern und dunkele Farben auf das Gemälde ihrer Hoffnung zu weesen.

Nach hinten zu saßen Lena's Mutter und die Tante von Joseph.

Auf der Vorderbank begnügte man sich damit, einander in den Augen zu lesen; auf dem hintern Sitze aber ging es anders zu.

Die beiden stattlichen Frauen waren, zumal sie etwas Wein getrunken hatten, gesprächiger als je. Uebrigens war der schlotternde Karren auf dem holperigen Wege keineswegs der geeignete Platz, eine ordentliche Unterhaltung zu führen.

Joseph's Tante hatte jetzt das Wort.

Sie war bereits eine gute halbe Stunde und zum hundertsten Male damit beschäftigt, all' die Widerwärtigkeiten und Abenteuer ihrer letzten Reise nach Gent zu erzählen. Ihr Vortrag war dabei, nach ihrer Gewohnheit, mit „sagte ich also“ und „sagte er also“ stark gewürzt.

Als sie nur noch um einige Schritte von unsern zwei Spaziergängern entfernt waren, gerieth eins der Räder auf einen großen Stein, so daß der Karren einen heftigen Stoß erhielt. Joseph und Lena merkten die Erschütterung nicht einmal; eigen aber war die Wirkung, den dieselbe auf die Hinterbank ausübte.

Der Stoß fiel gerade nach einem wohlangebrachten: „der Kommissär sagte also“ vor und war dabei so gewaltig, daß die Erzählerin den Faden ihrer Geschichte verlor und den begonnenen Satz mit den Worten endigte: „Der teufelische Karren dürfte einem Menschen die Eingeweide aus dem Leibe schütteln.“

Dieß Quiproquo war so komisch, daß Joseph und Lena wohl zwei Minuten lang unterließen, sich einander in die Augen zu sehen, und daß der melancholische Ludwig selbst seinen Ernst verlieren mußte.

Das Gelächter, das hierauf erfolgte, war so geräuschvoll, daß der vorbeigehende van Straelen unwillkürlich umsah und einen verwilderten Blick auf die Lachenden warf.

Er hatte indeß Ludwig nicht gesehen; dieser aber hatte seinen Pflegevater erkannt.

Beim Anblicke der Zerstörung, welche der Kummer auf dieß früher so blühende und imponirende Gesicht, so wie auf den ehemals so kräftigen Körperbau ausgeübt hatte, vergaß der Jüngling plötzlich die Mißachtung, unter der er so lange niedergebeugt ging und die seine Seele so sehr kränkte. Sein Stolz schmolz vor dem Mitleiden wie der Schnee unter der Sonne zusammen und als der Karren die ersten Häuser des Dorfes erreicht hatte, sagte er zu seinem Freunde:

„Du mußt hier einmal stillhalten, Joseph, denn weiter kann ich nicht mitfahren.“

„Warum nicht?“ fragten Alle zugleich.

Ludwig antwortete:

„Ich werde es Euch später sagen. Kümmert Euch nicht um mich; ich habe hier im Dorfe eine heilige Pflicht zu erfüllen und morgen werde ich Euch in Gent aufsuchen.“

Joseph entgegnete nichts mehr, sondern hielt den Karren still.

Ludwig drückte Allen die Hand, stieg von seinem Sitze herab und schlug alsbald eine Seitenstraße ein, während Joseph ihm mit den Augen theilnehmend folgte und Lena sagte:

„Der arme Freund! Ihr werdet sehen, daß seine böse Liebe ihn noch in's Grab bringen wird. Joseph, wie müssen wir nicht Gott danken, daß er uns vor solcher Prüfung bewahrt hat!“

Joseph schauete seine Frau mit einer unbeschreiblichen Liebe an. Dann trieb er das Pferd, der krachende Karren tanzte über den unebenen Weg und war bald in der Ferne verschwunden.

* * *

Klara war immer trauriger geworden, nachdem ihre Tante zu scherzen aufgehört und sich einer andern Beschäftigung im Garten wegen hinausbegeben hatte. Jedesmal, wenn die geistreiche Frau aus der Küche verschwunden war, verfiel ihre Nichte in eine drückende Schwermuth und in diesem Zustande durfte sie weder an die Vergangenheit, noch an die Zukunft denken.

Ludwig's Bild erfüllte allein ihr Gemüth und das bleiche Angesicht des jungen Mannes schwebte stets vor ihren Augen. Lange hatte das Mädchen sich selbst getäuscht, seine Wahrnehmungen falsch gedeutet und den eigenen Geist irre geführt. Seit dem Tode ihrer Mutter aber hatte Klara, die sich jetzt mehr selbst überlassen war, besser in ihrem Herzen lesen gelernt. Sie fand nunmehr, daß Ludwig's Andenken ihr Herz mehr und mehr erfüllte und all' ihre Kräfte beherrschte.

Frau van Straelen war in den letzten Monaten ihres Lebens hinter dieß Geheimniß gekommen; doch durch die Krankheit erschöpft und in der Vorempfindung ihres nahen Todes von allen irdischen Bemühungen abgezogen, hatte sie nie mit ihrer Tochter davon gesprochen. Gleichwohl mußte der Mutter diese Sache sehr am Herzen gelegen haben, da ihre letzten Worte auf dem Sterbebette die Namen Ludwig und Klara waren. Diese Namen waren in die Ohren ihres Mannes als die letzte Bitte gedrungen, welche die Hinscheidende für das Glück ihrer Tochter an ihn zu richten hatte.

Klara hatte sich mit ihrer Nähterei an's Fenster gesetzt. Sie dachte an Ludwig, während ihre Augen die Nadelspur über dem weißen Leinen nicht verloren.

Die Thüre wurde geöffnet und Ludwig trat herein.

Das Mädchen, welches glaubte, daß es seine zurückkehrende Tante sey, wagte nicht die Augen aufzuschlagen, denn sie waren roth vom Weinen.

Ludwig war so betroffen, daß er kein Wort hervorbringen konnte. Ja, er mußte sich an einem Stuhl halten, um nicht hin zu stürzen.

Der Stuhl krachte unter dem Drucke, den der bebende Jüngling auf denselben ausübte.

Klara erhob das Haupt.

Der einzige Ruf: Ludwig! war Alles, was sie hervorbringen konnte. Ihr Blut trat zurück, und, wie von des Jünglings dunkeln Augen bezaubert, blieb sie geängstigt und regungslos da sitzen.

Ludwig trat auf sie zu.

„Fräulein Klara,“ stammelte er endlich, „verzeihen Sie mir, wenn ich durch meine Gegenwart Ihre Wunden aufgerissen und Sie an Ihren schmerzlichen Verlust erinnert habe. Der Zufall allein hat mich in dieß Dorf geführt; ich habe nämlich Ihren Vater im Felde gesehen und bei mir gedacht, daß . . . ich habe gedacht — daß mein Besuch für Sie Beide tröstlich seyn werde. Ihre Bestürzung beweiset mir indeß das Gegentheil.“

Vergebens wartete der Jüngling auf eine Antwort. Klara war zu sehr von dem plötzlichen Erscheinen Ludwig's betroffen, als daß sie ein einziges Wort hätte äußern können. Sie schaute vielmehr, wie alles Gefühls beraubt, den Gefährten ihrer Kindheit an.

Dieser aber fuhr mit Bitterkeit fort: „Empfangen Sie denn mein Lebewohl! Ich muß fort, gleichviel wohin. Erst dann, wenn der Arme und Elternlose Ihnen keinen Kummer mehr verursacht und Ihnen keine traurigen Erinnerungen mehr mitbringt, werden Sie ihn wieder zurückkehren sehen... Wandeln Sie denn an Arthur's Seite froh und glücklich durch's Leben hin; aber ich bitte Sie, vergessen Sie mich nicht ganz und gar, damit ich mich wenigstens in etwas, wie gering es auch sey, erfreuen möge.“

„Ludwig, Ihre Worte sind grausam!“ antwortete das Mädchen schluchzend.

„Grausam ist mein Loos auf Erden, Fräulein Klara, aber meine Worte sind es nicht. Ich danke Ihnen indeß für das Gesagte, denn es beweiset mir, daß Sie an meinem Leide theilnehmen. Höre Klara und verzeihe mir, wenn ich auf einen Augenblick die schuldige Ehrerbietung vergesse, verzeihe, wenn ich zum ersten und letzten Male seit ich denken und fühlen kann, Deinen Namen ausspreche, wie ein Bruder den Namen seiner Schwester aus-

spricht; höre und urtheile, ob ich anders handeln kann und darf.

(Fortsetzung folgt.)

Soden bei Aschaffenburg und seine Mineralquellen.

Von Dr. Ludwig Herrmann.

(Schluß.)

Dem Freunde der Natur gewährt Soden großen Genuß. Allenthalben sind malerische Berg- und Hügelgruppen, leicht besteigbar, selbst für Schwache und Kranke, wenn durch des Menschen Hand die schon vorhandenen Wege nur etwas ausgebessert und hie und da neue angelegt werden.

An schattigen, vom Sange der Vögel belebten Waldspaziergängen fehlt es nicht. Hier bedarf es nicht der genialen Ideen eines Skell's oder Pückler-Muskaus, um eine öde, einförmige Gegend in einen durch Naturfrische, angenehmen Wechsel und überraschende Aussichten entzückenden englischen Park umzuwandeln; hier reicht schon die glückliche Benutzung der natürlichen Anlagen durch die Kunst hin, um an einzelnen Punkten reizende, den Blick des Wanderers fesselnde Parthien zu schaffen und hiedurch das Ganze zu verschönern, zu veredeln.

Der Glanzpunkt der Berge, welche das Thal von Soden einschließen, ist jener, auf dem die Ruinen der sogenannten Altenburg liegen, und ich rathe Jedem, der diese Gegend besucht, ihn zu besteigen. Er gewährt ihm einen Ueberblick über das ganze Thal und zugleich bezaubernde Fernsichten.

Der Gipfel dieses Berges ist mit einem zweifachen, nicht gemauerten Ringwalle umgürtet. Der äußere Ringwall hat im Längendurchmesser 1210 Fuß und im breitesten Querdurchmesser 560 Fuß. Der innere Ringwall ist im ganzen Umkreis 60 Fuß enger, als der äußere. Nirgends findet sich eine Spur von behauenen Steinen oder Mauerwerk. Die Volkssage bezeichnet diesen Wall als die Reste der ehemaligen Burg Ebersbach, worüber sich aber keine geschichtliche Notiz vorfindet. Wahrscheinlicher ist es, daß die Celten oder ein anderes germanisches Volk diesen Ringwall als eine Zufluchtsstätte für ihre Familien und Heerden in Kriegszeiten errichtet haben. Auf dem Altkönig (bei Homburg vor der Höhe) befindet sich ein ähnlicher, aber dreifacher Ringwall, welcher ebenfalls für celtischen Ursprungs gehalten wird.

Welch' köstliche Aussicht hier! Welch' großartiges, mannigfaltiges Rundgemälde entrollt sich vor dem Auge hier! Schweift es in die Ferne, so erblickt es im Südwesten die blauen Berge des Odenwaldes, das alte Schloß Breuberg, die Kette der Berge der Bergstraße mit dem Melibocus; hinter ihnen mehr nach rechts den Donnersberg, mit seinem breiten Rücken sich erhebend, und noch weiter rechts am Rande des Horizonts aus den Wellen des durch die fernen Berg- und Wolkengruppen gebildeten Meeres als einen dunkelgrauen breiten Streifen auftauchend den Hundsrück; vom Westen gegen Nord-Osten ziehend, die Rheingauer Gebirge und die Höhenzüge des Taunus und in Nord-Osten in der Gegend von Orb die Ausläufer des Spessarts. Nach Osten und Süd-Osten ist die Fernsicht durch den 1576 Fuß hohen Pfaffenberg und andere nahe liegende Berge geschlossen.

Macht das Auge mehr in der Nähe die Runde, abermals im Süd-Westen beginnend, so entwickelt sich vor ihm nach und nach das Mainthal, dann die gegen Hanau und Frankfurt sich ziehende Mainebene mit ihren vielen Dörfern und der Stadt Aschaffenburg, die mit ihren stolzen Schloßthürmen aus dem Dunkel der sie umgebenden Anlagen und Gärten emporsteigt; hinter ihr in dunstiger Ferne das eigenthümliche hohe Giebeldach der französischen Kirche Hanaus *), in dieser langen, breiten Ebene der Main hie und da gleich einem silbernen Bandstreifen aufblitzend; gegen Nord-Westen aus ihr sich eine nähere Reihe von Bergen mit sanften Konturen erhebend, und im Halbkreise gegen Nord-Osten ziehend, deren vorzüglichste der hohe Hahnenkamm (1641 Fuß), der Sternberg (1600 Fuß), der Johannisberg (1570 Fuß), mit seinem weit sichtbaren Kirchlein, der kegelförmige Gräfenberg (1327 Fuß) und der Klosterberg, dann noch näher einzelne schöne Berge, in harmonischer Abstufung zerstreut, wie der Gottelsberg, Büchelberg, Findberg, Stengerts, Erwis rc. rc.

Blickt das Auge hinab auf Soden und seine nächsten Umgebungen, so bieten sich ihm in buntem Farbenwechsel fette Wiesengründe dar, von einem klaren Bache durchrauscht; im Schooße des Thales zerstreute Häuschen, freundlich und bescheiden mit ihren rothen Dächern aus dem sanften Grün der Bäume hervorschauend; üppige Saatfelder, Aecker, Weinberge und Obstbäume auf den Abhängen der Hügel; mit Buchen, Eichen und Nadelhölzern bekleidete Höhen; nirgends die Gipfel der Berge nackt, allenthalben mit Gebüsch und Wald geschmückt. Stiller Friede und freundliche Ruhe ist über diese abgeschlossene, von einem milden Himmel angehauchte Landschaft ausgegossen. Der Ort ist würdig, daß sich hier ein der Göttin der Gesundheit

---

*) An sehr hellen Tagen sieht man auch den bienenkorbähnlichen Thurm des Frankfurter Domes.

geheiligter Tempel erhebe; denn nicht minder wohlthätig, als die von der Hand der Natur in ihrem geheimnißvollen Laboratorium bereiteten und in flüssiger Lösung hier dem Schooße der Erde entsprudelnden Arzneien, werden wohl die milden Lüfte, die körperliche Bewegung und die geistige Ruhe, die reinen, kalten Süßwasser-Quellen, und der Genuß der süßen, saftreichen Trauben, frisch vom Weinstocke gebrochen, wirken, und ich schließe, wie ich begonnen, mit Versen des Arztes und Dichters Reubeck:

Hier der Gebrechliche wieder empfängt das goldene Kleinod,
Dessen Besitz den Genuß der holden Güter des Lebens
Einzig würzt und dessen Verlust der Sterblichen letzte
Letzte Reise zum Lande der nichtigen Schatten beschleunigt.

Mannigfaltigkeiten.

Dem »Nord« wird aus Petersburg geschrieben, daß ein Herr *** in Moskau von der Post einen rothen Koffer erhielt, der ihm verdächtig vorkam; er ließ deßhalb die Polizei rufen, und der Koffer wurde in Gegenwart mehrerer Polizeibeamten geöffnet. Nachdem mehrere denselben umgebende Umhüllungen vorsichtig abgenommen waren, steckte Herr *** den Schlüssel ins Schloß, hatte aber noch nicht Zeit gehabt, den Deckel zu öffnen, als eine Explosion erfolgte, in deren Folge Herr *** mehrere Schritte weit fortgeschleudert und einige Polizeibeamte so verletzt wurden, daß der eine auf der Stelle und zwei andere in den nächsten Tagen starben. Selbst Personen, die sich im Nebenzimmer befanden, erhielten Quetschungen, und in zwei Zimmern waren die Fensterscheiben zertrümmert. Der Verdacht ruht auf der Frau des Herrn ***, die denselben verlassen hat, nachdem sie ihm mit ihrem tödtlichen Hasse gedroht. Herr *** ist mit dem Schrecken davon gekommen. »Dieser Vorfall hat die an die Ruhe eines regelmäßigen Lebens gewohnten Bewohner Moskau's sehr in Aufregung gebracht«, setzt der Petersburger Korrespondent des Nord hinzu.

Der beabsichtigte Bau einer stehenden Brücke bei Mainz hat den Pfeilerresten im Strom an der Stelle der Schiffmühlen eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewandt. Herr Architekt Heim hat im verflossenen Jahre, durch kleinen Wasserstand begünstigt, dieselben genau gemessen und untersucht und im sechsten Heft der Schriften des rheinischen Geschichts-Vereins eine interessante Abhandlung darüber veröffentlicht. Die Streitfrage, ob die stehende Rheinbrücke, deren Trümmer noch vorhanden sind, Römerwerk, oder ob sie von Karl dem Großen erbaut sey, entscheidet er zu Gunsten des letzteren. Außer den von den französischen Baumeistern bei Gelegenheit des von Napoleon I. beabsichtigten Brückenbaues aufgefundenen 18 Pfeilern im Flußbett findet man noch eben so viele Landpfeiler, 7 auf Mainzer, 11 auf Kasteler Seite. Die Wasserpfeiler sind sämmtlich sehr beschädigt, zum Theil nur noch Steinhaufen zu nennen, daher bei einem Neubau nicht zu benutzen. Zwei schöne Tafeln erläutern die interessante Abhandlung und geben ein getreues Bild der vorhandenen Reste.

Eine gefährliche Luftreise machte in diesen Tagen ein Arbeiter in Kassel, der bei einem eben zur Auffahrt fertigen Luftballon beschäftigt, in die Stricke gerieth und in der Noth sich mit beiden Händen an einem derselben festhielt. Der Luftschiffer rief ihm Muth zu, er werde den Ballon wieder sinken lassen, und die Todesangst verlieh dem Herabbaumelnden Riesenkräfte, die gerade so lange reichten, bis nach einer Viertelstunde der Ballon wieder im Kasseler Theaterhof zur Erde kam; da sank der arme Mann besinnungslos nieder. Die bei allem Willen nicht helfen könnenden Zuschauer aber hatten während der ganzen Zeit lautlos dagestanden, bei einem Anblick, der wahrhaft grauenhaft war.

Charade.

Die Erste ist ein Wort, bei dem man viel empfindet;
Bei Dichtern aber war es niemals sehr beliebt,
Weil nur ein solcher Schmerz wird durch das Wort verkündet,
Der in der Wirklichkeit auch wirklich sich begibt;
Die Dichter aber, die von ihren Schmerzen singen,
Woll'n fühlen sie ja nicht, es soll wie Schmerz nur klingen.

Die zweite Sylbe ist ein Ding von mächt'ger Größe,
Und dennoch scheinet nichts fast in der Welt so klein;
Fragst du nach der Gestalt, an sich ist's die der Klöße,
Doch malt man sie zumeist wie die vom Stachelschwein.
Mit solchen Klößen füllt zum Nachtmahl sich die Schüssel;
Verzehrt sind alle früh bis auf das letzte Bissel.

Damit ihr rathet frisch, versprech ich Dem zum Lohne,
Der mir das Ganze räth, vom Ganzen hundert Stück.
Holt selbst sie von der Bank, die ihnen dient zum Throne;
Warum, o Freunde! bleibt ihr alle doch zurück?
Ihr wollt, ich weiß es ja, doch sonst nur von den frischen;
Wenn ihr die frisch'sten wollt, müßt ihr sie selber fischen.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Watlandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 285 Donnerstag, 29. November 1855.

Die Bekehrte.

(Schluß.)

Der Morgen grauete schon und noch hatte Franz keinen Schlaf gefunden. Das war nicht eine üppige italienische Nacht, voll Zwiegespräche mit den Sternen, sondern eine Nacht voll Erwartung und Furcht, voll Gedanken, voll Fragen, die keine Antwort fanden. Innerlichst bewegt, wollte Franz Fassung und Ruhe erringen und konnte doch kaum zu einer äußern Haltung, zu einer gewissen Entscheidung kommen. Als es nahe an eilf Uhr war, hüllte er sich fröstelnd in seinen Mantel und eilte zu Alma. Wie schlug ihm das Herz beim Anblick des Hauses, wie überkam es ihn mit Athemlosigkeit, als er die Treppe hinanstieg, die wohlbekannten Räume ihm ein Willkomm zuriefen! Er mußte sich einen Augenblick im Vorzimmer an die Wand lehnen, so zitterte er. Da hörte er Almas Stimme, die dem Bedienten sagte: „Führen Sie Herrn von Brinkmann in mein Kabinet." Hastig riß er die Thüre auf, dann noch eine und nun stand er vor Alma, die weich, mit verweinten Augen auf ihrem Divan Platz genommen hatte. Franz vergingen die Worte, die Stimme. Ihm war zu Muthe, wie noch nie; er begriff, daß auch ein Mann Freudenthränen vergießen könne, und doch wollte er jede an Sentimentalität streifende Scene vermeiden. Deßwegen schöpfte er tief Athem und sagte ernst: „Sie haben ein Recht mir zu zürnen." „Nein," entgegnete sie lieblich, „Sie übten Strenge, aber Wahrheit. Ich muß Ihnen danken."

„Alma, spotten Sie nicht . . ." „Es ist mein heiliger Ernst," sagte sie nachdenkend. „Ich habe das, was ich Ihnen eingestehe, noch in den letzten Tagen gefühlt. Ich wollte, aus Trotz, aus Unverstand wie sonst seyn; ich wollte Aufsehen machen, die Heldin des Tages bleiben, alle jene lächerlichen Künste der großen Welt treiben, es ging nicht mehr. Sie haben mich gebessert . . ."

„Sprechen Sie das beschämende Wort nicht aus," bat Franz, der sich in stiller Beseligung zu ihr gesetzt und tausendmal in einem Athemzug gedacht hatte: „Es ist doch seltsam, daß ich erst nur theilnehmende Gesinnungen gehabt habe, mich aufrichtig über Eduards Glück freuete und nun plötzlich voll staunender Verehrung für ein Geschöpf fühle, das ich gekränkt, beleidigt habe," aber Alma fuhr fort, sich ihm von der sanften, weiblichen Seite zu zeigen, indem sie ihm wiederholte: „Daß Sie mich besserten, beschämt mich nicht, jetzt nicht, wo ich die Wahrheit Ihrer Ansichten erkannt und empfunden habe, daß das Weib nur durch Hingebung, durch Treue und Einfachheit glücklich ist. Ach es schmerzt mich, wenn ich an Eduard denke, der meinetwegen gelitten hat, meinetwegen gegangen ist. Er war mein Spielwerk. Meine Beziehung zu ihm war eine untergeordnete; ich glaubte den Scepter auf ihn anwenden zu dürfen und zehrte so hin an der Oberflächlichkeit des Lebens. Jetzt aber, wo ich in die Tiefe des Lebens hinabgestiegen bin, wo ich die Neckerei, die Gefallsucht gegen Wahrheit eingetauscht habe, jetzt verabscheue ich mein kaltes dämonenhaftes Wesen, jetzt möchte ich gut werden und gut machen, was ich schlimm gemacht habe," sagte sie.

Sie sprach so fort, einfach, kindlich, klar und Franz hörte ihr zu mit wonnigem Gefühl. Plötzlich sprang er auf. „Alma," rief er mild, „lassen Sie mich Ihnen knieend ein Geständniß thun, knieend, weil das der Ausdruck meiner Gefühle für Sie ist. Mit dem Leid, daß ich Thor über Sie verhängt habe, versank ich immer tiefer in Ihr Leben, erkannte ich immer klarer, daß Sie eine große, edle Natur sind. Ich habe mich gesträubt gegen dieses Verständniß, habe mir Ihre kleinen aristokratischen Schwächen als Fehler vorgespiegelt, habe mit Wehmuth dem Andenken an Helene nachgehangen und bin doch heute so vollkommen von Ihnen besiegt, daß ich Sie jetzt feierlich frage, haben Sie mir in dem Maße vergeben, daß Sie die Meine werden könnten?"

„Er fragt, er zweifelt," entgegnete Alma in tiefer Erregung, mit dem Ausdruck schüchterner Zärtlichkeit, fast traurig und doch durch und durch verklärt. Da schloß Franz sie mit glühender Liebe in die Arme und stammelte wonnetrunken: „Mein, Alma, Mein?"

Sie legte den Kopf auf seine Schulter und antwortete leise: „Dein!"

So, unter diesem sonnenhellen glühendblauen Himmel, wo keine Wolken am Horizont lagerten, kein Gewitter den süßen Frieden scheuchte, fand sie die Tante.

„Das ist der Freund, den ich suchte, das das Gemüth, dem ich mich unterwerfen, das mein Herr und Gebieter, das ist mein Verlobter," sagte Alma mit glanzvollem Auge und triumphirendem Munde.

Franz lächelte: „Ich hoffe, Sie versagen mir nicht Ihre Einwilligung zu Almas Besitz. Ich biete ihr nicht ein oberflächliches, in allen Farben schimmerndes Glück, sondern ein Verhältniß, wie es zwischen zwei ernsten Menschen stattfinden muß, ein innerliches, ein wahres, eine Zukunft reich an Schmerz und Freude, entfaltend, verklärend, über der Verwirrung des Lebens aber doch mitten im Daseyn und in der Wirklichkeit."

„Glückliches Kind," rief die Tante überrascht aber freudig, „beneidenswerther Franz! Ihr geht einer schönen, sicheren Zukunft entgegen. Auf dem Boden, auf dem Ihr Euch festbaut, wurzelt das Höchste, die Liebe in der Wahrheit. Welche Kraft, die zwei starke Willen in einen verbindet; welches Ideal, das so plötzlich in die Gegenwart tritt! Ja so und nicht anders wollte Gott die Ehe, so frei von Selbstsucht, von Frivolität, von Verblendung. Ewig ist das Wort der Liebenden," setzte sie bewegt hinzu. „Denkt, daß die Ehe, entheiligt durch Mißgriffe mancherlei Art, einer Wiederherstellung bedarf. Legt Hand an das große Werk, beweist, daß ohne die Treue, die Wahrhaftigkeit jedes Bundes äußerlich morsch ist, zeigt daß die Ehe ein nothwendiges, freies, ein den Wünschen der edlen Gemüther angemessenes ist."

Sie sprach lange noch so, aufgeregt und begeistert wie Alma und Franz sie noch nie gesehen. Die Arme hatte grade durch die Ehe den bittern Schmerz des Lebens empfunden, jenen der aus ihr das Grab der Liebe, des Glücks und der Wahrheit macht. Aber sie hatte das Ideal derselben deßwegen doch nicht aus dem Auge verloren und konnte nun jetzt aus der Fülle ihres reichen Herzens Franz und Alma eine schöne Zukunft wahrsagen.

* ▪ *

Einige Wochen nachher befand sich der Kammerjunker in einer Gesellschaft und erzählte tänzelnd und lachend mehrere Neuigkeiten. „Können Sie sich denken, daß Fräulein Alma sich herabgelassen hat, ihrem Verlobten, dem Rath Brinkmann, eigenhändig kalte Umschläge, Kopfschmerzen halber, an denen er leidet, zu machen?" sagte er einer alten hochaufhorchenden Dame. „Aber noch mehr, die Stolze, Unüberwindliche saß sogar bei einer Fahrt nach Haiderode auf dem Rücksitz, weil Brinkmann unwohl war und gepflegt werden mußte. Die Welt geht unter!"

„Aber die Wahrheit geht auf," sagte ein stiller, in sich gekehrter Mann, der immer gegen Almas Emanzipation geeifert hatte.

Der Kammerjunker schwieg verdrossen. Acht Tage nach diesem Gespräch berichtete er Almas Vermählung auf Haiderode, der er beigewohnt hatte. „Sie war schön wie ein Engel," erzählte er, „weich, sanft, gütig, sogar gegen mich. Ich glaube, sie ist im Stande, und wird eine gute Hausfrau!"

Ein Jahr rollte um. Niemand sprach mehr von Alma. Niemand mehr von Franz, selbst nicht der Kammerjunker; ein Beweis, daß beide glücklich waren.

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

Als wir Beide, unbekannt mit der Welt, fröhlich durch's Leben flatterten; als wir Hand in Hand in den Wiesen scherzten und Blumen pflückten, die wir mit kindlicher Freude Deiner Mutter brachten und zum Lohne einen Kuß empfingen: sag an Klara, liebten wir uns damals nicht einander wie Bruder und Schwester? War nicht meine Freude die Deinige und Dein Schmerz der meinige?

Als ich später das gastfreundliche Haus Deiner Eltern verließ, segnete mich da nicht Deine Mutter, wie wenn ich ihr eigenes Kind gewesen wäre und sagtest Du mir nicht bei der Abreise: Welches auch unser beiderseitiges Schicksal seyn möge, laß uns nie einander fremd werden!"

Klara schluchzte lauter; aber sie konnte nicht antworten.

„All' diese Worte sind unauslöschlich meinem Gedächtniß eingeprägt und tausendmal hab' ich gesagt: Besser wäre es gewesen, man hätte mich meinem Schicksale anheimgegeben und vor Kälte sterben lassen, als mein Leben zu retten, um es später durch das Feuer der Verzweiflung verzehrt zu sehen."

Klara sprang plötzlich auf, nahm den Jüngling bei der Hand und sagte: Widerrufe Deine Worte, Ludwig! Du lästerst Gott und meine Mutter!

Die Berührung ihrer zitternden Hand stillte augenblicklich sein kochendes Blut und seine Begeisterung wich vor dem Blick, den das Mädchen ihm zuwarf. Es lag in demselben so viel Mitleid und

so viel Weh verschlossen, daß der Jüngling sogleich hinzufügte:

„Du hast recht, engelreine Seele; ich bin nicht befugt, gegen meine Bestimmung aufzustehen, und doch fühle ich mich sehr unglücklich! Morgen werde ich bereits weit von hier seyn, an Dich denken und nicht mehr durch meine Traurigkeit die Sonne Deines Lebens verfinstern.“

„Warum willst Du denn fort, und was habe ich Dir gethan, Ludwig, daß Du mir Dein Unglück vorwerfen zu wollen scheinst?“

„Was Du mir gethan hast, Klara? O nichts, nichts. Es ist freilich Deine Schuld nicht, daß Du reich bist und ich kein Vermögen habe. Es ist Deine Schuld nicht, daß Gott mir ein Herz gegeben, Dich zu lieben und daß Er gleichzeitig eine unübersteigliche Scheidewand zwischen uns Beiden aufgerichtet hat. Es ist Deine Schuld nicht, daß Dein Bild mich stets begleitet und Dein Andenken mich nie verläßt. Nein, Klara, alles dieses ist Deine Schuld nicht, und doch hat es in meinem Leben Augenblicke gegeben, wo ich gesagt habe: wollte Gott, daß sie mich verachtete; dann könnte ich sie wenigstens hassen, nun aber kann ich sie einzig und allein lieben!“

„Das war ein böser Gedanke, Ludwig! Das habe ich an Dir nicht verdient.“

„Du hast Recht, Klara; es war schlecht von mir. Aber Du wirst es mir vergeben: Du bist besser als ich. Die Seele Deiner Mutter lebt wieder auf in Dir, und Du wirst die Worte meiner Verzweiflung nicht gegen mein Herz zeugen lassen!“

Ludwig's Betrübniß war während dieses Gespräches allmälig etwas gewichen.

„So, so, das — dünkt mich — geht gut!“ klang es ihnen plötzlich in die Ohren.

Klara that einen Sprung zurück und Ludwig blieb wie in den Boden gewurzelt da stehen. Tante Therese trat näher.

„Nun, einfältig Ding,“ bemerkte die gute Frau, „wer von uns Beiden hat nun Recht gehabt, als ich vor einer Stunde sagte, daß Du Unrecht habest, so traurig zu seyn, indem es sicher sey, daß Ludwig Dich gerne sehe?“

„In Gottes Namen, schweig Tante,“ sagte Klara und legte ihrer Pathin die Hand auf den Mund.

„Ich bitte Sie zu sprechen,“ sagte Ludwig und eine unbeschreibliche Freude klärte sein Gesicht auf.

„Gewiß werde ich sprechen. Habe ich doch Recht, und wenn ich Recht habe, schweige ich vor Niemanden, selbst vor dem Könige nicht.“

Und Tante Therese erzählte jetzt Alles, was sie wußte, während Ludwig fast unter den Gefühlen der Freude erlag, und Klara die Röthe ihrer Wangen mit beiden Händen zu verbergen suchte.

Als Frau Vanderklaveren aufhörte, stürzte Ludwig zu Füßen der innig Geliebten hin.

„Verzeihung, Klara, meine Klara!“ sprach er, „Verzeihung! Ich habe Dich verkannt und an Deinem Herzen gezweifelt. Aber warum hast Du mich so lange leiden lassen!“

„Ludwig,“ sagte das Mädchen, „Du warst auch zu stolz, mir Deine Liebe zu bekennen, und ich konnte Dir von selbst doch nicht sagen, wie sehr ich Dich liebe.“

„Nun, Kinder! Genug hiervon,“ unterbrach die Tante. „Ich sehe dort meinen Bruder und Jakob, und da gibt's Anderes zu denken.“

„Ich habe mich zu früh gefreut,“ sagte Ludwig, der, durch diese Worte aus seinem Entzücken aufgeschreckt und zur Erkenntniß der wirklichen Hindernisse geführt, plötzlich seine ganze Angst von Neuem empfand.

„Laßt mich nur machen,“ sagte Frau Vanderklaveren, ich werde schon Alles in's rechte Geleise bringen.“

Klara, welche zu aufgeregt war, um der Unterhaltung beizuwohnen, ging in ein anderes Zimmer.

Van Straelen und sein Schwager näherten sich langsam.

„Was hat sich mein Pflegevater verändert,“ bemerkte Ludwig.

„Er ist fast derselbe Mensch nicht mehr; und sein Charakter hat sich beinahe eben so, wie sein Körper verändert,“ sagte Frau Vanderklaveren.

Der Jüngling faßte wieder Muth.

Mittlerweile war van Straelen eingetreten, während sein Begleiter sich einmal in den Stall begeben, um nach den Kühen zu sehen.

Klara's Vater wollte sich durch die Küche in sein Kabinet begeben; er hatte das Haupt nicht erhoben und folglich auch Ludwig nicht bemerkt, der ihm niedergeschlagen nachsah.

„Bruder, hier ist ein alter Bekannter, der dir guten Tag zu sagen wünscht,“ sagte Frau Vanderklaveren.

Ludwig trat näher. Van Straelen reichte ihm schweigend die Hand; der Jüngling drückte sie ehrerbietig und sprach:

„Ich habe geglaubt, mein Herr, daß in Folge der traurigen Umstände der letzten Zeit mein Besuch Ihnen vielleicht angenehm seyn könnte, deßhalb bin ich gekommen, um durch meine Theilnahme an Ihren Leiden Ihren Kummer möglichst zu lindern.“

„Ich danke dir, Ludwig,“ antwortete Herr van Straelen; es ist mir angenehm, daß Du gekommen bist. Während Deiner Abwesenheit habe ich oft an Dich, als an einen Freund, gedacht, und ich habe es bedauert, daß meine selige Frau Dich nicht bei ihrem Sterbebette sehen konnte; denn Du weißt, Sie liebte Dich wie ihr eigenes Kind.“

Ludwig hätte sich in Betreff seiner Abwesenheit bequem entschuldigen können; doch aus Ehrfurcht,

vor der Trauer seines Pflegevaters schwieg er. Gleichwohl war seine Rührung so groß, daß seine Hand in der des alten Mannes zitterte.

„Du siehst, Jüngling," sagte van Straelen, „wie Gottes Hand auf mich drückt und meinen Geist umnebelt. Ich habe Mühe, mein Gedächtniß zu sammeln."

Der Greis schwieg, und Ludwig fand nicht einen einzigen Trostgrund, um auf diese Worte zu antworten.

„Hast Du Klara bereits gesehen?" fragte van Straelen.

Ludwig wollte antworten, doch Frau Vanderklaveren trat dazwischen und sagte:

„Herr Ludwig hat nur einige Augenblicke mit Klara gesprochen. Das arme Kind war von seiner plötzlichen Erscheinung so sehr ergriffen, daß sie im Zimmer hierneben ein wenig Ruhe suchen mußte; doch es wird, hoff' ich, nicht viel zu bedeuten haben."

Mit einer Behendigkeit, welche man nicht von ihm hätte erwarten sollen, öffnete der Vater die Thüre des Nebenzimmers.

Klara kniete vor einem Tische, auf dem sie mit gesenktem Haupte und gefaltenen Händen ruhete.

Als die Thüre geöffnet wurde, stand sie auf. Sie war bleicher als ein wächsernes Bild, und Thränen bezeichneten die Stelle, wo ihr Haupt geruht hatte.

Als sie indeß bemerkte, daß des Vaters Blicke mit einer Zärtlichkeit auf sie gerichtet waren, die sie nicht an ihm gewohnt war, da begriff sie mit jener Scharfsinnigkeit, welche die Frauen im Allgemeinen charakterisirt und ganz besonders die Eigenschaft edler und gefühlvoller Herzen ist, daß das Glück ihres Lebens beschlossen war. Betäubt stürzte sie an die Brust ihres Vaters, welcher, als sie in seinen Armen ohnmächtig wurde, ausrief:

„Hilf, Schwester, sie stirbt! Sie geht ihre Mutter nach."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Rheims hat man unter Bauschutt interessante Alterthümer gefunden. Sie bestehen aus einer Wasserkanne mit dem zugehörigen Schwenkkessel, zwei Wagen, wovon eine mit Aufzug und Schalen, die andere aber eine römische ist; ferner siebenzehn Instrumente für Augenärzte, Zangen, Scalpelmesser, Aetzeisen, Spateln, Alles aus Bronze, von trefflicher Arbeit. Neben diesen Sachen hat man etwa 30 Gramm von Täfelchen und Brocken gefunden, welche sich nach ihrem Aeußeren und bei der chemischen Analyse als vertrocknetes Augenwasser zu erkennen gaben, so wie eine Flasche, welche die nämlichen Stoffe wie die Täfelchen enthielten, endlich das Petschaft eines Augenarztes, und Goldmulden, worin sich zwei Brozemünzen des Antoninus befanden. Diesen für die Kenntniß der medizinischen Wissenschaften im Alterthume so wichtigen Fund hat ein Herr Duquenette in Rheims für seine Museen erworben.

Die Nachrichten von den massenhaften Hinrichtungen in China stammen aus guter Quelle. In Canton wurden, wie bereits gemeldet, über 70,000, in Kankinsu 27,000 Menschen hingerichtet, und 25,000 blieben dort bei der Einnahme des Forts Blenheim. Am 9. Juli wurde ein Insurgentenchef langsam zu Tode gemartert, indem man ihn in 108 Stücke zerschnitt! Die Strafe des Zerschneidens hat 3 Grade, bei den beiden leichtern wird der Verurtheilte in 24, bezüglich 36 Stücke zerschnitten!

Einer der größten Bäume der Welt ist wahrscheinlich eine Eucalypte amFuße des Berges Wellington bei Hobart Town auf Vandiemensland. Ihr Durchmesser beträgt 30 engl. Fuß. Ihre Höhe konnte bisher nicht gemessen werden, weil die Regierung, aus Furcht, dem Riesen zu schaden, nicht verstatten wollte, das Gehölz an seinem Fuße wegzuschlagen. In jedem Falle darf man ihm aber 250 Fuß zutrauen, die halbe Höhe des Straßburger Münsters.

Ein Familienfest seltener Art wurde dieser Tage in einem Hause in Schmiedeberg (Königreich Sachsen) begangen: Die Eltern feierten ihre goldene, ihr zweiter Sohn die silberne und der fünfte Sohn seine erste Hochzeit.

Auflösung der Charade in Nr. 283:

Maulaffen.

Berichtigung. In Nro. 282: „Soden und seine Mineralquellen" lese man auf Seite 1127, Spalte 2, in der 10. Zeile des Textes von unten Chlorcalcium statt Chorkalium.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 286 Freitag, 30. November 1855.

Geld oder Liebe.

(Fortsetzung.)

Die Tante kam zur Hülfe herbei. Bald hatte sie das Vergnügen, Klara wieder zu sich kommen zu sehen.

Ludwig, der, die Stirne wider die Ecke der geöffneten Thüre gelehnt, Zeuge dieses Auftrittes gewesen, konnte sich nur mit Mühe aufrecht erhalten.

„Es ist Zeit zum Sprechen," flüsterte Frau Vanderklaveren ihm in's Ohr.

Und der Jüngling trat näher, faßte Klara's Hand und sagte: „Im Namen ihrer seligen Mutter, mein Herr, verstoßen Sie mich nicht; lassen Sie mich mein Leben dem Glücke Ihrer Tochter opfern und verschmähen Sie meine kindliche Liebe nicht."

Er wollte noch mehr sagen, aber es war ihm nicht möglich.

In dem Herzen des Greises entstand jetzt ein heftiger Streit zwischen seinem zurückkehrenden Stolze und dem ihn zur Demuth stimmenden Andenken an seine verstorbene Frau.

Die Erinnerung an die Hingeschiedene trug indeß den Sieg davon.

„Kommt in meine Arme, Kinder!" sagte er, „und empfanget meinen Segen. Um Eures Glückes willen wird Euere Mutter im Himmel mir verzeihen und Gott uns Alle dort oben vereinigen. Vergesset nie, daß Ihr Beide für Euer gegenseitiges Glück verantwortlich seyd und lasset nie Eure Herzen einander fremd werden."

Die jungen Leute knieeten vor ihrem Vater nieder; er legte ihnen die Hände auf und ein feuriges Gebet stieg aus seiner Brust zum Himmel empor.

Eine neue Blume öffnete ihren Kelch über dem Grabe der Mutter und in der Höhe jauchzte ihre Seele über das Glück ihrer Tochter und die Reue ihres Mannes.

* * *

Zum zweiten Male hatten die Rosen auf dem Grabhügel der Frau van Straelen geblüht; Klara hatte ihr Trauerkleid abgelegt und den Brautschmuck angezogen.

Ihr Vater war zwar noch immer nicht ganz ruhig geworden; gleichwohl schmolz das Eis seines Herzens durch die liebevolle Zärtlichkeit seiner beiden Kinder, so wie durch den tröstlichen Einfluß der Religion immer mehr. Fehlte es ihm auch noch an beständigem Glück und Frieden, so war doch sein Geist ruhiger geworden. Seit vier Monaten bewohnte der alte Herr wieder sein Schloß.

An einem Morgen des Heumonats war das ganze Dorf V. in Bewegung.

Klara und Ludwig wurden von ihrer Hochzeitsreise zurück erwartet.

Ueberall hingen Flaggen und Wimpel, hunderte von Tannenbäumen waren aufgepflanzt. Die Mädchen machten Blumenkränze und die jungen Burschen zierten Ohren und Schweif ihrer Pferde mit Rosen und andern Blumen.

Ein grüner Maienbaum, ganz mit papiernen Fähnchen und Blumen geschmückt, ragte zum Schallloche des Kirchthurms hervor, wie wenn es Kirmeß gewesen wäre.

Zehn zum Bersten voll geladene und mit Papier verstopfte Kanönchen standen beim Eingange des Dorfes und die Kanoniere, mit sechs Fuß langen Lunten bewaffnet, hatten in ehrerbietiger Entfernung hinter ihren Stücken Posto gefaßt.

Einige Minuten weiter, außerhalb des Dorfes, stand auf einem Mühlenberge ein in fleischfarbigen Tricot gekleideter Mann, welcher eine Schürze von Kuhfell trug und sich auf eine schwere Keule stützte.

Ein kleiner dicker Kupido, aus derselben Fabrik gekleidet, stand mit Pfeil und Bogen neben ihm.

Der Herkules hielt sich gut und begriff seine Rolle vollkommen; der unbeständige Knabe aber schien sich keineswegs behaglich zu fühlen und der Riese hatte Mühe, ihn in den Gränzen seiner Würde zu halten.

In diesem Dorfe jauchzte und lärmte man, daß man hätte taub werden können. Tausend sich einander widersprechende Befehle wurden von den Festordnern in einer und derselben Viertelstunde gegeben.

Die Jungen, welche an diesem Tage von Strafe frei waren, liefen überall in den Weg.

Gegen acht Uhr bildete man eine Ehrenwache. Diese bestand aus etwa fünfzig Bauernburschen zu Pferde, mit rothen Fähnchen, Strohhüten, blauen Kitteln, gelben Schärpen und weißen Hosen.

Der Hauptmann, mit dem bloßen Degen in der Hand und einem kupfernen Sterne auf der Brust, begleitete seine Mannschaft bis zum Mühlenberge, auf dem unser Herkules und der kleine heidnische Gott aufgestellt waren.

Die anderen Bauern schaarten sich um die Kanoniere.

Ein wenig später sah man eine Staubwolke sich in der Ferne erheben, und ein Fuhrwerk kam auf das Dorf zu.

Die, welche im Dorfe geblieben waren, sahen, wie die Reiter sich auf der anderen Seite des gepflasterten Weges in Reih und Glied aufstellten; der Herkules machte sich bereit, zur Abstattung der militärischen Ehre seine Keule anzuschlagen und Kupido legte einen Pfeil auf die Sehne seines Bogens. Lärmende Vivats stiegen aus der Menge auf, die Kanonen donnerten und die Glocke wurde in Bewegung gesetzt.

Das Fuhrwerk kam näher.

Plötzlich sah man den Herkules unter wüsten Geberden seine Keule schwingen und telegraphische Zeichen geben, die gleichwohl im Dorfe nicht verstanden wurden.

Ein Reiter kam mit verhängtem Zügel in das Dorf geritten und rief von Weitem: „Geht auseinander, es sind die Brautleute nicht! Es ist Cieske, der Strumpfhändler, welcher nach dem Waereghemer Feste fährt."

Die Kanonen schwiegen, und der Bürgermeister sagte:

„Janpeter, lauf einmal schnell nach dem Thurme und befiehl, mit dem Läuten einzuhalten. Und Du, Bursche", sagte er zum Feldhüter, „mache Dich mit Deiner Kanone auf den Vorposten und schieße wenn es Zeit ist. Wir werden Deinem Zeichen folgen."

Der Angeredete nahm seinen Böller auf die Schulter und eilte dem Mühlenberge zu.

Cieske, der Strumpfhändler, fuhr im Schritt durch das Dorf. Er wunderte sich besonders über die Kälte, mit der man seinen: „Guten Morgen," welchen er nach allen Richtungen anbot, beantwortete.

Eine halbe Stunde später erschienen nicht ein, sondern drei Wagen auf der Straße. In dem ersten saßen Ludwig, seine Frau und sein Schwiegervater nebst Tante Therese; im zweiten erzählte Vanderloveren, nicht mehr in gelben Nankin, sondern in braunes Wolltuch gekleidet, dem Notar van A... die Geschichte eines lahmen Pferdes, und im dritten, einem sogenannten Spielwägelchen (Korbwagen) saßen Joseph van Halle mit Lena, deren Mutter und seiner Tante.

Die Kanoniere warfen sich in Positur. Wenn sie auch dieses Mal den ersten Wagen für den erwarteten erkannt hatten, so brannten sie doch nicht eher ihre Geschütze ab, als bis Peter, der Feldhüter, von dem Mühlenberge aus, allen Zweifel unmöglich gemacht hatte.

Die Ehrenwache ritt zu beiden Seiten der Wagen, welche nun langsamen Schrittes näher kamen.

Als das Brautpaar bei den ersten Häusern angekommen war, hörten die Vivats auf, die Kanonen schwiegen und der Redner des Dorfes, eine große Rolle Papier aus der Tasche hervorlangend, las mit kräftiger Stimme einen in überschwengliche epische Verse gekleideten Willkommgruß vor.

Als Schlußrede rief er überlaut:

„Herr und Madame, so wie all' die braven Menschen des Kirchspiels sollen leben!"

Dieß wurde hundertmal wiederholt. Ludwig drückte den Männern die Hand; Klara dankte den Frauen, die ihr Glück wünschten, und ein kleines liebes Mädchen, deren Mutter sie im vorhergegangenen Winter besonders beigestanden hatte, bot der jungen Frau einen schönen Blumenstrauß mit folgenden Worten an:

„Seyen Sie willkommen, Frau, inmitten Ihrer dankbaren Freunde und leben Sie noch lange und glücklich zum Troste der Armen und Leidenden!"

Dieser kurze Glückwunsch verursachte Ludwig's Gemahlin mehr Vergnügen, als die langweiligen Alexandriner des frühern Redners.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung, geräuschvolle Vivats begleiteten ihn; die Alten und Kranken grüßten die Vorbeifahrenden von ihren Fenstern oder der Thürschwelle aus, denn Klara war wie ihre Mutter zum barmherzigen Engel im Dorfe geworden.

Bald zeigte sich das Schloß im Hintergrunde.

Die warme Julisonne beschien den frisch bemalten Giebel, neue rothe Seidenvorhänge prangten an den Fenstern, die vergoldeten Spitzen auf dem eisernen Gitter des Gartens glänzten im Sonnenlichte und die Vögel jubelten in den majestätischen Bäumen des Parkes.

Johann und Anna Maria, so wie Augustin und Rosalia, welche Letztere seit van Straelen's Rückkehr auch in dessen Dienst getreten war, erwarteten ihre neue Herrschaft an der Gartenhecke.

Der alte Johann war sehr gerührt. Er hatte große Mühe, an sich zu halten und drehete und wendete, als wollte er dem Wagen entgegen eilen. Augustin, den die Art des Festes auch zum Heirathen gestimmt hatte, fragte Rosalie, wann denn nun ganz sicher ihre Trauung stattfinden werde. Sie gab hierauf folgenden bedingungsweisen Bescheid:

„Dieß Jahr noch, wofern die Kartoffeln nicht mißrathen."

Augustin war mit dieser Erklärung zufrieden, und Anna Maria, welche vor Ungeduld trippelte, wiederholte fortwährend, daß die Pferde doch so langsam gingen. Man müsse ob solchen Wartens wohl die Geduld verlieren.

Peterchen, der Hirnpicker, und die lange Therese hatten in der Küche bleiben müssen, um die Speisen bereit zu halten.

(Schluß folgt.)

** Cunz Schott, der von Nürmberg Feindt.

(Ein Zeitbild aus einer handschriftlichen Chronik von Nürnberg vom Jahre 1610. Der Redaktion von freundlicher Hand mitgetheilt.)

Im 1499 iahr wurdt Cunz Schott, ein Edelmann vnd ein Pfleger vf dem Rottenberge, der von Nürmberg Feindt vnd spann süch die sach also an. Es war einer zu Nürmberg am Soldt, Herzog genannt, der namb ein Wittfrau vnd Wirthin zu Greuenberg, daß er offt von Nürmberg von ihr auß vnd einreith. Aineßmals kam er diesen Cunz Schott vnd dem Christoff von Gich in die Händte, die schlugen vnd verwundten ihn biß vff dem Todt, das sollt ihme Raütters mähr sein, die von Nürmberg wolten es aber für keinen Schimpf nicht annehmen, vnd stellten ihme nach, da ward Schott noch uiel bößer vnd eineß tages reith herr Wilhelmb Dörer, ein Burger zu Nürmberg, von seinem Süez, da bekam in dießer Cunz Schott, vnd hieb ihn ein Handt ab, vnd stieß ihm die in den Bußem, vnd rennet biß zum Lauffer thor, vnd schues ein Pfeyl nach dem Zolluer. Da ruffteu die von Nürmberg 800 fl. vber dießen Schotten auß, wer ihn brecht, lebendig oder todt. Also wuchs die sach ie länger zum bößen. Der Keyser sahe durch die Fienger, dann man hett dißmal ein vngnedtigen Keyser an Ihm, es wurd ihm dauer etlüch geldt zu leyhen versagt, daß darnach mancher Mann entgelten muest.

Vnd kam in Summa dahin, daß Schott denen von Nürmberg absaget, vnd prennet zum Stain Wirthshaueß vnd Hammer alles ab, ehe der absag Brief gen Nürmberg kam. Also schlugen süch viel bößer von Adel zu diesem Schotten, prennten, raubeten, führten die Leuth auff ihre schlösser vnd schächten die hart, daß etlüche in ihrer gefangnus sturben, vnd machten uiel armer Leuth, vnd geschah alles in deß Schotten Nahmen, da er schon nit dabey war. Es stundte dißfalls fürwahr gar übel vmb Nürmberg. Man hett lieber einen Füersten zum Feindt gehabt, denn dießen Schotten, da hett man gewuest, wo man süch wieder hett rechnen sollen vnd wehren, dann man da nicht fundt.

Im 1502 iahr an Montag zu Nachts nach der heyligen 3 König tag zog man zu Nürmberg auß mit uiel Fueßuolkh, Püchßen vnd Wägen für ein schloß, Brunn genanndt, das man hernach lang Bößes Brunn nennet, nit weit von der Newenstatt, war daß von Buchaw, deß Schotten Geseelen einer, vnd man gewahn das schloß mit dem Sturmb vnd pranndts auß, vnd man fandt etlüche gefangene darinnen, die führet man gen Nürmberg sambt dem Pfleger. Aber die rechten Vögel wahren außgeflogen. Man bracht uiel schaaf vnd Wägen mit allerley geplundter gen Nürmberg, vnd der Pfleger lag lang gefangen.

Im 1502 Jahr, am Dienstag nach Walburgis, zog man zu Nürmberg auß mit einen großen Zeuge, Püchßen vnd Wägen für das schloß Cadolzburg. Der von Nürmberg Bawren hetten etlüche Feindt hinein geiagt, vermeinten sie alda zuerheben, aber man thet ihnen Thüren vnd Thor auf, sie solten suchen. Da zog man wieder ab. Etlüche wollen, es hab ein haimblichen Außgang im Waldt, der nicht weith dauon iß.

Es wurden auch sonst zween Güeßübel hinter Gunzenhaußen, Lauffenburg, der Vestenberger, vnd Steinhard, der Gundolzhaimer, hernieder geleget vnd zerstört.

Vnd in mittler Zeit wurdt die sach mit dem Schotten vertragen. Da rüchtet der Adtel einen Andern an, damit sie einen Nahmen hetten, darunter sie ihre Plackherey trieben. Das war ein Fuhrmann von Pruckh, Kelz genandt, der sagt denen von Nürmberg ab von eineß Pferdts wegen, vnd alleß, so zuuor vnter dem Schotten geschahe, das geschahe iezundt vnter dießen Kelzen, es war mit Raueb, Prandt, Leuth hinfüren vnd schäzen:

Da nun die sach so übel stundte vnd ie länger ie bößer wurdt, vnd man süch an Niemandts rechen kundt, da fandt süch ein Mitburger zu Nürmberg, der Beringer genandt. Dieser hett ein sach zum Marggrauen, sagt Ihme ab, vnd wardt sein Feindt, vnd alles das, so Kelz denen von Nürmberg thet, das that dießer Beringer dem Marggrauen auch mit Raueb vnd Prandt, vnd überkam auch baldt uiel Knecht, denen er etwan nicht uiel Soldts gab. Da wurdten alle Nacht uiel Fewer gesehen vnd uiel armer Leuth gemacht, daß vf die Letzt dem Marggrauen auch schmerzen wardt vnd sagt also: sie haben das vnser Kunst abgelehrnet, wür müessen Friedt machen, wür behüelten in die läng sonst kein Dorff mehr.

Dieße Kunst soll herzog Albrecht von Sachsen erfundten haben. Der hat vf ein Zeit bey den Fürsten gesagt: Es sey schon erfunden, wue man die groß-

sen stätt trügen soll, daß den Fürsten nicht viel darauff gehet, vnd hat also die sach gemeinet, daß etwan ein loßer Bueb: — soll absagen, der vil uiel zuuerliebren habe, vnd darnach ein Jeder in desselben Namen zugreiffen, wüe dann mit diesen Schotten vnd Kelzen geschehen ist.

Vnd da nun des Prennens zu beedersaiths so uiel war, da legten sich etlich Fürsten darein, also Herzog Friedrich Churfürst zu Sachsen die ein Erbarmung darob hatten.

(Schluß folgt.)

Kunst und Literatur.

Weber's Volkskalender ist auch für das Jahr 1856 erschienen und reiht sich dieser Jahrgang den früheren würdig an. Elegante Ausstattung, schöner Druck, ebenso reichhaltiger wie sorgsam ausgewählter und belehrender Inhalt, in welchem namentlich allen wichtigen Ereignissen des verflossenen Jahres Rechnung getragen ist, endlich zahlreiche und gelungene Holzschnitte, von denen die auf den Kriegsschauplatz und die dort hervorragenden Persönlichkeiten Bezug habenden besondere Erwähnung verdienen, weisen dem Werkchen einen hervorragenden Platz in diesem Genre der Literatur an und lassen solches jeder Empfehlung werth erscheinen.

Mannigfaltigkeiten.

Nachstehend folgt eine ausführliche Zusammenstellung der bei der Pariser Ausstellung den bayerischen Ausstellern zu Theil gewordenen Auszeichnungen: Eine große Medaille d'honneur: Th. Böhm in München, eine (etwas kleinere) Medaille d'honneur: Steigerwald in München und Schachtenbach. 10 Medaillen I. (Silber): Manuhardt in München, F. Bartholme in Augsburg, A. W. Faber in Stein bei Nürnberg, J. A. Kuchenreuter in Regensburg, Birkner und Hartmann in Nürnberg, Fuchs und Söhne in Fürth, G. C. Schäzler in Nürnberg, Weißbart und Sohn in Nürnberg, Fr. Hanfstängl in München, v. Eichthal (J. Mayer) in München. 30 Medaillen II. (Bronze): k. General-Bergwerks- und Salinen-Administration in München, Mannhardt in München, M. Baader in München, v. Eichthal in Penzberg, Gademann und Komp. in Schweinfurt, W. Sattler in Schweinfurt, H. J. Fehr in Augsburg, Schmid in Pöl bei München, A. Schweizer in Fürth, Klett und Komp. in Nürnberg, Kaltenecker und Sohn in München, J. P. Amon in Nürnberg, J. Brandeis jun. in Fürth, Heckels Erben in Allersberg, C. Kuhn in Nürnberg, C. Meyer in Fürth, G. Merk in München, H. Hechinger in Fürth, L. Heilbronn in Fürth, A. Sievers in München, C. Frank in Fürth, C. G. Hahn in Fürth, J. H. Ißmayer in Nürnberg, L. Meuner in München, Schreiner und Winter in München, C. Trimborn in München, J. Hentich in Lindberg bei Zwiesel, H. Simon in Zweibrücken, Klemann und Sohn in Schweinfurt, Leo Schöninger in München. 36 ehrende Erwähnungen: Lamarche und Schwarz in St. Ingbert, L. Wolfmüller in München, J. Koß in München, J. Steiner in München, C. Wassermann in München, P. Zeiler in München, Fanny Zeiler in München, Josephine Groll in München, J. L. Linz in Fürth, J. P. Leber in Fürth, A. Herb in Pirmasenz, J. J. Hartmann in München, Sterne und Komp. in Landau (Pfalz), P. Kathan in Augsburg, C. H. Röser in Nürnberg, A. Graßl in München, N. Fleisch in Ensheim (Pfalz), J. F. Jordan in Fürth, Lang's Erben in Oberammergau, C. C. Neitsch in Erlangen, F. Knopf in Erlangen, J. Rogler in Erlangen, L. D. Warbach in Nürnberg, Fischer und Kluge in Pappenheim, J. B. Merz in München, Escherich in München, Beer in München, J. H. Lurtz in Bamberg, J. A. Schwarz in Solnhofen, G. Ottensteiner in München, P. Schulz in Regensburg, G. Tiefenbrunner in München, Lichtenauer in Kreuth, Gebr. Eckales in Zweibrücken, A. Schutzmann in München, Minna Prätzsch in Hof. Die Gesammtzahl der bayerischen Aussteller zu Paris war 125.

Die Ausgrabungen, welche der Bergwerksdirektor Ramsauer in der Nähe des sogenannten Rudolphsthurms bei Hallstadt leitet, sind von dem glänzendsten Erfolge gekrönt. Es sind beinahe 345 vorrömische Gräber geöffnet. In jedem fanden sich Gerippe und Vasen, Säulen, Helme, Kesseln, Lampen, Wappen und Schmuck. Den Gerippen nach zu urtheilen, müssen die Beerdigten Riesenmenschen gewesen seyn. Man hält den Fundort für den Begräbnißplatz eines Keltenvolks.

Auflösung der Charade in Nr. 284:

Austern.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 287 Samstag, 1. Dezember 1855.

Geld oder Liebe.

(Schluß.)

Endlich hielt der Zug beim Schlosse still. Ludwig half seiner Frau aus dem Wagen und Johann und Anna Maria traten auf sie zu. Der ergraute Diener wollte die Hand seines neuen Herrn ergreifen; doch dieser öffnete die Arme und der Alte sank mit dem Haupte an die Brust dessen, den er sechszehn Jahre vorher aus dem Schnee gerettet hatte.

Sich zu Klara wendend, sprach der brave alte Mann: „Da Sie nun glücklich sind, Frau, so möge der gute Gott mich nach seinem Willen zu sich holen. Ich werde ruhig und ohne Murren zu ihm zurückkehren, denn ich habe die Tugend auf der Erde belohnt gesehen."

Ein neues „Vivat für den Herrn und Madame!" erscholl aus der Menge.

Ludwig und seine Gemahlin traten in's Schloß, die andern Gäste folgten und die Ehrenwache begab sich auf den öffentlichen Platz zurück. Die fröhlichen Bauern eilten der Schenke zu, um ihren Durst an dem Biere zu löschen, das auf van Straelen's Rechnung den Tag über gezapft wurde.

Unser Herkules saß bereits in der Herberge an der Brücke und erwartete die Andern.

Der kleine Kupido erhielt ein neues Kamisol für seine Mühe, und zog, mit Bogen und Pfeil wohl bewaffnet, an der Hand seiner höchst zufriedenen Mutter lustig nach Hause.

In dem geräumigen Saale des Schlosses war eine große Tafel gedeckt, an welcher die Brautleute, van Straelen, Herr und Frau Vanderklaveren, Joseph und Lena, Joseph's Tante und Lena's Mutter, der Pastor und der Bürgermeister van B. . ., der Notar van A. . . . . und der alte Johann Platz nahmen. Ludwig und Klara wollten, daß der alte Diener fortan als ein Glied der Familie angesehen werde und von allem Dienste frei bleiben solle.

Als es darauf ankam, sich nieder zu setzen, kam es Vanderklaveren in den Kopf, nicht mit essen zu wollen. Es befremdete dieß um so mehr, als er als ein besonderes Leckermaul bekannt war, und bereits drei- oder viermal die Nase in die Küche gesteckt hatte, um zu sehen, ob die Speisen noch nicht bereit seyen.

Man wünschte von ihm eine Erklärung dieses seltsamen Benehmens; er aber weigerte sich halsstarrig, solche zu geben.

Der alte Johann dachte einen Augenblick, der reiche Bauer fühle sich gekränkt, mit einem Knechte zu Tische zu sitzen; doch diese Meinung war nicht anzunehmen, denn der Mann von Tante Therese war bei Weitem nicht im Stande, einen so wichtigen Gedanken in seinem Geiste zu unterhalten. Auf alle Fragen, die man an ihn that, antwortete er nur mit einem trockenen: Darum, das ist so meine Meinung; lassen Sie mich nur in Ruhe, ich werde schon zu essen finden.

Seine Frau hatte gut sagen: Jakob, Du beleidigst dadurch die Gesellschaft; er antwortete stets: „Lassen Sie mich nur in Ruhe und geben Sie nicht Acht auf mich, ich werde schon zu essen finden."

Des Streitens müde, ließ man ihn endlich in Ruhe, nahm ein Küchlein aus der Pfanne, schnitt sich ein großes Stück Brod ab und begann lustig zu speisen.

Man sprach noch über diese Sache, als ein neuer Gast sich von selbst anbot.

Es war Arthur, welcher Tags zuvor aus Paris in Brüssel angekommen war, wo er die Heirathsankündigung, so wie die Einladungsbriefe zur Hochzeit gefunden hatte. Der junge Mann trat mit folgenden Worten ein:

„Guten Tag, werthe Gesellschaft, mein lieber Onkel, meine liebe Tante, meine Herren und Damen," und bei diesem Worte machte er eine Verbeugung! „Wie geht es? und Sie mein schöner Vetter und meine schöne Base, genehmigen Sie meinen Glückwunsch. Auf Ehre! das hat mir Vergnügen gemacht, Eure Hochzeit zu vernehmen.

Er schüttelte Ludwig die Hand und setzte sich zu Tische.

Der junge Advokat war eine ächte Modepuppe geworden und glich vollkommen jenen steifen Männ-

chen, welche man an den Fenstern aller fashionablen Kleidermacher bewundern kann.

Vanderklaveren kam jetzt mit einem wohlgefüllten Teller, und noch wacker im Essen begriffen, wieder in den Saal.

„Mein Onkel Vanderklaveren“, sagte Arthur, indem er aufstand und dem Eintretenden die Hand gab; „immer wohl, wie ich sehe!“

„Ich glaube es ist so, wie Sie sagen Vetter; übrigens seyen Sie ein Bischen vorsichtig, Vetter! Sie machen, daß ich den Teller fallen lasse.“

Nachdem all' diese Komplimente gemacht waren, setzten sich wieder Alle nieder und man aß fort.

Vanderklaveren, den man über seine frühere Weigerung nochmals zur Rede stellte, antwortete jetzt: „Nachdem jetzt Alles in Ordnung ist, werde ich Ihnen den Grund sagen. Bevor Vetter Arthur hier war, waren wir dreizehn am Tische; deßhalb wollte ich nicht dabei bleiben. Sie wissen nämlich, daß, wenn se dreizehn zu Tische sind, immer einer davon sterben muß.“

„Das ist nicht zu verwundern, Jakob,“ sagte seine Frau, „es wäre wunderbarer, wenn alle dreizehn in demselben Augenblick stürben.“

Ein lautes Gelächter entstand ob dieser Worte, und Jakob sagte:

„Das ist bei meiner Seele auch wahr; daran hatte ich nie gedacht.“

Das Gespräch ging fort, man lachte, man sang; Tante Therese, Lena's Mutter und Joseph's Muhme machten nähere Bekanntschaft miteinander. Johann gerieth in Unterhaltung mit dem Bürgermeister, van Straelen sprach mit Arthur und dem alten Priester.

Ludwig und Joseph, Lena und Klara konnten über ihr Glück nicht schweigen, und der Notar saß wieder in der Klemme bei Vanderklaveren, der ihn nicht losließ, bis er ihm die Geschichte seiner kranken Kuh von Anfang bis zu Ende erzählt hatte.

Nachdem man tüchtig auf die Gesundheit des jungen Ehepaars getrunken hatte, ging die Gesellschaft auseinander.

* * *

Alle Gäste waren abgereist. Das Gerassel der heimfahrenden Wagen war in der Ferne verklungen; die Dorfbewohner, vom Tanzen und Springen ermüdet, hatten die Schenke verlassen.

Der Vollmond breitete sein unbeständiges blasses Licht über die Landschaft aus und tanzte in langen gelben Strichen über das rieselnde Wasser des breiten Flusses, der, einige Bogenschüsse weiter, wie ein silberner Streifen durch das abgemähete Marschland flutete und den Kirchhof bespülte.

Ein sanfter Wind sauste durch die Bäume des Parks und beugte die Zweige der Weiden nieder.

Das Geräusch der lebhaften Welt hatte aufgehört, und die herrliche Stimme des Universums, welche allein dem Herzen vernehmbar ist, sandte ihr Friedenslied zum Schöpfer empor.

Die Sterne kreiseten funkelnd in dem unendlichen Raume und sandten ihre Lichtwellen durch das himmlische Feld.

Von Zeit zu Zeit erhob sich, wie hingeschleudert, irgend ein brennbarer Dunst in die Luft. Schlichte Leute, die dieß sahen, bezeichneten sich mit dem christlichen Zeichen der Erlösung und sprachen: dort fällt ein Stern aus der Luft und es geht eine Seele in den Himmel ein.

In die Betrachtung der Naturwunder vertieft, standen Ludwig und Klara auf dem Balkon, der, nach der Straße zu vorstehend, zugleich die Aussicht auf den Kirchhof bot.

Durch ihre Betrachtung fortgerissen, schwiegen ihre Lippen; ihre Herzen aber pochten freudiger in der erweiterten Brust.

Ein Irrlicht erschien für einen Augenblick auf dem Grabe der Frau van Straelen.

„Lieber, der Geist unserer Mutter winkt uns,“ sprach Klara, und sie zeigte Ludwig mit dem Finger auf das tanzende Lichtchen.

„Du hast Recht, Klara,“ sagte ihr Mann, „unser erster Besuch hätte dorthin gerichtet seyn müssen.“

Er trat in's Zimmer zurück, legte seiner Frau ein schweres wollenes Umschlagtuch über die Schultern und sagte:

„Komm, wir wollen an's Grab gehen und einen Augenblick beten.“

Sie begaben sich zur besagten Gruft, knieeten auf der Rasenbank nieder und hielten daselbst ihr Abendgebet.

Als sie aufstehen und zurückkehren wollten, ließ sich ein leichtes Geräusch zwischen den Palmsträuchen hören; Klara schloß sich inniger an Ludwig und sagte:

„Höre, Lieber! welches Geräusch; es hat mich so ängstlich gemacht.“

„Aengstlich gemacht, an meiner Seite!“ sprach der junge Mann, und er schloß auf dem Grabe der Mutter die Zärtlichgeliebte in seine Arme, als wollte er sie gegen jegliches Unheil schützen.

„O ja, Du hast Recht; bei Dir habe ich nichts zu fürchten, aber es ist doch des Nachts so schauerlich auf dem Kirchhofe.“

„Warum denn, meine Liebe? Der Böse allein muß sich fürchten und vor Angst erzittern, wenn er die geweihte Erde durch seine Tritte entheiligt.“

„Dem Braven sind alle Orte, alle Stunden gleich sicher. Schlägt nicht die Nachtigall ihr Liebesliedchen so hell und so klar in den Rosensträuchen,

die ein Grab beschatten, wie in dem Laubwerke unseres Parks?"

„O nun ist meine Angst verschwunden, und ich bin zufrieden gestellt," antwortete die junge Frau.

„Und Du darfst es wohl immer seyn, so lange ich lebe. Kein abzuwehrendes Unglück wird Dich treffen, kein Mensch Dich benachtheiligen, kein Dorn Dich verletzen, so lange ich im Stande bin, Dich mit meiner Brust zu schirmen und mit meiner Hand Dich zu vertheidigen, oder Dich mit meiner Liebe glücklich zu machen.

„Höre Klara, am Grabe kann das Herz sich nicht täuschen; wenn zwei Seelen so miteinander verbunden sind, daß sie, ineinander verschmolzen, gleichfalls nur eine ausmachen: dann sieht Gott väterlich und gnädig auf sie hernieder und das Mißgeschick hat gegen sie keinen Bestand.

„Was vermögen denn die irdischen Leiden gegen die himmlischen Freuden der in jener Liebesgluth geläuterten und gleichsam zu den Engeln erhobenen Menschenkinder?

„O, meine Liebe! Laß uns stets über uns selbst wachen, daß keine bösen Triebe unsere Seelen verdunkeln und keine irdische Lust unsere Herzen umstricke und entadele.

„Mag dann die gefühllose Weltweisheit uns verspotten und uns Schwärmer nennen; wir werden ihre spottende Stimme unbeantwortet lassen und in dem Heiligthum unseres Gewissens unser Glück vor Aller Augen verbergen. Die böse Welt würde uns darum beneiden, denn es liegt in ihrer verdorbenen Natur zu begeifern und zu lästern, was sie nicht begreifen, zu hassen, was sie nicht genießen kann.

„Deßhalb laß uns stets des Ursprungs unserer Seele eingedenk seyn, uns unter dem wachsamen Auge Gottes einander unterstützen und trösten; gestatten wir nicht, daß Mißtrauen unsere Herzen trenne, und, durch den Geist Deiner seligen Mutter geleitet, durchziehen wir wohlthuend und in Liebe thätig diese irdische Wüste. Säen wir hier Schätze der Liebe, um einstens jenseits des Grabes Friede und beständiges Glück zu ernten!"

Aus dem Thurme klangen zwölf schwere Töne herüber. Ludwig schwieg; seine Frau sank an sein Herz, und die Gebeine der Mutter zitterten vielleicht vor Freude in ihrem kalten Grabe.

** Cunz Schott, der von Nürmberg Feindt.

(Schluß.)

Also wurdt ein tag gen Erfurth gelegt, vff St. Veitstag. Dahin kam Marggraf Friederich vnd die von Nürmberg mit Namen Anthoni Tucher, Martin Geuder vnd Hanß Herstörffer. Marggraf Caßimir zu Brandtenburg must damalß anheimbs bleiben vnd die sawre Müllich bestellen, so man zu Afalterbach vff der Kürchwey anrüchtet vnd das Opffergeldt helffen außtheilen.

Nun war ein Span vnd Zwittracht dieser Kürchwey halben mit der Fraisch. Die stundt denen von Nürmberg zu, die wolt der Marggraf haben, vnd diese Kürchwey gefält jehrlich vf den Sontag zu St. Veitstag, wurdt vielleicht vff die Zeit angerücht, damit er denen von Nürmberg vor eines vf die Hauben mocht geben, ehe der Friedt gemacht wurdt.

Im 1502 Jahr, am Sambstag vor St. Johannistag, zogen die von Nürmberg auß vf die Kürchwey mit 3000 Mannen zu Fueß vnd mit einer Wagenburg, die zu beschützen, vnd man zog darumb so starckh auß, man hett Kundtschafft, daß dem Marggrauen uiel Volckhs zu Roß vnd Fueß zuzogen.

Vnd am Sambstag am Außziehen, da man den Knechten Puluer außgab vor dem Zeughaueß wardt vngeuehr vom windt ein Fünkhlein in die Puluerthonen gewehet, das gieng an vnd waß in der Nehe dabey stund, das wardt alles jämmerlich zerrißen vnd zerstoßen, daß Stückh vnd Kopff über die Mawren hinüber biß zum Frawenhaueß geführet wurdte. Niemandts wuest, wer sie wehren, vnd war wohl ein bösser Anfang, der kein guts Endt deutet.

Alß man nun so starckh zu Nürmberg außzog, deß hett der Marggraff auch seine gute Kundtschafft, vnd hett einen Edelmann zum Haubtmann, Paulus von Absperg, ein bösser Nürmberger, der trawet ihnen auff der Kürchwey nit abzubrechen, denn sie Ihme zu starkh waren vnd in gueter Ordtnung gangen, deßhalben suchet er einen andern Weg.

Nun hetten vnßere Herren von Nürmberg am Sambstag zu Nacht vf ein Fürsorg vnd Hinterhuet in der Gemain vff Bödten bey 800 Mannen, ob es darzue keme, dennen vff der Kürchwey Hülf zu thuen. Das war schon hinauß verrathen. Da das Paulus von Absperg erfuhr, da machet er am Sambstag frühe ein gegeren bey dem Liechtenhoef vnd trieb das Viehe hinweg, in Hoffnung, es würdten die 800 hinauß wieschen, wie dann geschah, vnd da das geschrey in die statt kam, da wardt der Vlmann Stromer auff vnd zog hinauß mit diesem heuflein biß an den waldt. Da wardt ihme von einem Rath verbotten, nit weiter zu ziehen, bis die vf die Kürchwey zu ihme kemmen. Hett er geuolgt, wer wol guet gewest, er war zu jehen, das war nit guet.

Alß nun der Stromer da lag, da theten süch die Feindt auß dem waldt vnd ließen süch sehen. Da hett der Vlmann Stromer 6 Schlänglein, die lies er vf die Marggräffischen abgehen, da wurdten sie fliehendt vnd fielen eineß theils über die Geuls ab, vnd das fliehen macht den Stromer freudig, daß

er ihnen nacheylet vnd in waldt zog. Das war nit wohl gethan. Da hetten die Marggräffischen über die Nürmbergischen Puluer in waldt gestreuet vnd vermainten sie darin zuuerprennen, vnd das wardt vom wiendt angangen, ehe die Nürmbergischen in waldt kamen, vnd alß nun die von Nürmberg in waldt kamen, da sprenget Paulus von Absperg auf sie mit einem raissigen Zeug, 800 zu Roß. Da wardt nichts anderst, als hawen vnd stechen, was sie erlangen mochten. Es war auch so ein haisser tag, alß er in diesem Jahr mag gewest seyn, vnd ein so grosser Staueb, daß etlüche in staueb erstückhten vnd von Pferden ertretten wurdten, daß man an etlüche weeder stüch noch wundten sahe. Also kamen der von Nürmberg ob 300 Mann umb.

Waß dann die von Nürmberg auf dem landt fiengen, mueßt ein ieder seinen herrn nennen, wer ihn geschickht hatte. Da fundte süch ein Reichsstatt in schwaben, die hieher auch leuth wieder sie geschafft hetten. Man weiß wohl, wer sie ist, stehet im Regifter, ist noch nicht gar vergessen.

Vnd dieweilen die thaten geschehen, handtelt man in Erfuth vmb Friedt, vnd wurdt Friedt gemacht. Wer lag, der lag vnd am Donnerstag zu Nachts zog dauor der Berninger auß mit seinen Knechten, mehr denn vf ein Rotth, vnd gab dem Marggraffen auch ein Lez, vnd wurdten dieselbe Nacht vff der Veste viel Fewer gesehen vnd an Freytag früehe hieng man den Pannier zum Rathaues herauß vnd wurdt der Friedt öffentlich verkhünndt. Man fand lang darnach uiel todter Leuth vnd Pferdt, auch kommen die Marggräffischen auch nit all wieder heimb.

Im 1523 Jahr, alß die Rauberey mit Cunz Schotten vnd anderen bößen von Adiel, seinen Gesellen und Anhang, viel Jahr hero gewehret hat vnd kein Auffhören seyn wolt, da bracht man zuwegen vom Keyser, daß man sie daheimb solt suchen vnd zerstören, zog derhalben der hochlöblich Bundt von Schwaben inß Frankhenlandt mit Herrskraft vnd zerstöret vnd verprennet daselbst bei 23 vester vnd wohlgebaweter schlösser, welcher Nahmen vnd wem sie zuständig, hernach volget:

1 Velberg, ligt ein Meil von Schwäbischen hall, ist herr Wilhelmbs thail, vom schwäbischen Bundt abgebrochen worden 2c.

22 Absperg, hat herr Hannß Georgen von Absperg zugehöret, ist vom Pundt zerrissen und verprennet wordten.

Perolzhaimb, an der Altmühl gelegen, hat Georgen von Embs zugehöret, hat auch sollen verprannt werdten, dieweil aber damalß sein Hausfraw im Kindtbeth gelegen, ist solches vermitten geblieben vnd demnach vergessen wordten.

Streitberg, das Schlos, ist auch im Register gestanden, vff welchem Cunz Schott alß ein Marggräfischer Ambtmann haueß hielt, vnd man war schon dauor, da soll er süch vnd das schloß mit einem falschen Aydt purchirt haben, daß man wieder abzog vnd das schloß stehen lies. Wie aber Schotte ein endt genommen, will ich jetzt anzeigen.

Der Bundt vnd die Bundts herrn wuesten wohl, wer dieser Schott war vnd daß er dieser bössen sachen aller ein Anfänger war. Derohalben schrieb der Bundt Marggraff Caßimiren zu Brandtenburg: er solt gedenkhen vnd diesen Schotten von Brodt thuen vnd abrüchten. Wo aber er solches nit thuen würdte, solt er wiessen, daß man ihme darumb wolt haimb suchen, welches ihm nicht wohlgefallen sein solte. Derohalben oll der Marggraff nach diesem Schotten geschückht haben vnd ihn erfordern lassen, zu Ihme gen Cadolzburg zu kommen, welches er dann gethan. Darauf ihme der Marggraf den Handtel hat für halten lassen vnd den nachrüchter haimblich bestellen vnd zu ihm gesagt: Es ist besser, du sterbst, dann daß ich vnd mein ganz Landt verderb. Da het Cunz Schott bey Nachts vf einen Teppich nieder knien müessen vnd soll alßbaldt darauf enthaubt worden sein.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Sitten (Wallis), 19. Nov.: „Im Aosta-Thal in Piemont, südwestlich vom Monte Rosa, sind die Wirkungen des Erdbebens denjenigen des Visptbales ähnlich. Noch immer bebt der Boden an der Visp, und die Erschütterungen werden zum Theil in Sitten verspürt. Man vernimmt, daß die Zentral-Regierung der Schweiz den ausgezeichneten Geologen Professor B. Studer beauftragt hat, das Erdbeben-Gebiet naturhistorisch zu untersuchen. Ueberhaupt sind mehrere unserer Naturforscher damit beschäftigt. Das Phänomen wird von allen Seiten studirt, und mehrfache Publikationen sind darüber zu erwarten. Der Zustand der Bewohner bleibt aber leider unausgesetzt höchst bedauerlich.“

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 288 Montag, 3. Dezember 1855.

Bianca Lorzy, oder Liebe und Fanatismus.

Eine Erzählung nach dem Holländischen von ***n.

1.

Die Sonne verschwand am Horizont und die Abendlüfte, die aus dem Golf von Tarent herüberwehten, erfüllten die Atmosphäre mit lieblichem Duft. In einer Oleanderlaube saß Bianca Lorzy und flocht mit ihren zarten Händen einen netzförmigen spanischen Kopfputz nach der Mode, die seit einiger Zeit Eingang in Italien gefunden hatte. Neben ihr stand ein junger Mann, der über dem Anschauen des schönen Mädchens Alles rings umher vergessen zu haben schien. Hätten seine bleiche Gesichtsfarbe, seine blauen Augen und blonden Haare nicht schon genügend sein Vaterland angedeutet, so würde seine mit kostbarem Pelzwerk verbrämte Kleidung ihn als einen Sohn des hohen Nordens bezeichnet haben.

Beide beobachteten eine Weile tiefes Stillschweigen. Endlich erhob Bianca das Haupt und ihr Blick glitt wie eine Liebkosung über den jungen Mann. Dieser machte eine unwillkürliche Bewegung.

Gott! wie schön seyd Ihr! rief er im begeisterten Ton. — Das junge Mädchen lächelte erröthend. — Ja, jetzt glaube ich an das irdische Paradies, fuhr er fort. Es muß ein Land gewesen seyn, wie dieses, eine Sonne wie die, welche dort untergeht, und sicherlich ist Eva, als Adam sie aus den Händen des Schöpfers empfing, Euer Ebenbild gewesen! — Ihr habt unser Italien also lieb? fragte Bianca. — Sollte ich Italien nicht lieben? erwiderte Jener begeistert. Habt Ihr denn vergessen, woher ich komme? Euer Himmel gleicht einem seidenen Zeltvorhange, der meines Landes einem eisernen Gewölbe; Eure Gärten sind Feengärten, die unsrigen Wälder oder Wüsten. Der herrlichste Sonnenschein funkelt nur auf unsre unermeßlichen Eisfelder herab, unsre schönsten Blumen pflücken wir im Schnee. Unsre kleinsten Ströme toben, während selbst Eure größten Meere zu singen scheinen. Bei Euch finde ich Gott groß und gut, ich fühle, daß er mich liebt, denn ich bin glücklich; bei uns dagegen wird man versucht, ihn als geizig und böse zu betrachten, denn die einzigen Gaben, die er uns geschenkt hat, sind Ruthen zum Kasteien. Darum ist auch die Schöpfung, welche hier ein ewigströmender Freudenquell ist, dort unser aller Feind; wir müssen uns gegen sie vertheidigen, sie überwinden oder sie betrügen. Wir sind genöthigt, uns eine andere Welt zu bauen, um uns gegen die zu schützen, welche uns umgibt. — Weßhalb verlaßt Ihr denn nicht Euer Vaterland und erwählt Euch ein anderes zum Wohnsitz? fragte Bianca schüchtern.

Der junge Mann schwieg eine Weile, dann aber näherte er sich heftig bewegt dem schönen Mädchen, setzte sich neben sie und sagte: Ich kann nicht länger schweigen!

Bianca erhob die Blicke, schlug sie aber sogleich verwirrt nieder. Der Fremdling fuhr fort: Als ich vor drei Monaten zu Crozia ans Land stieg und in das Haus des Signor Paolo geführt wurde, war ich Euch unbekannt, Signora; als Ihr aber vernahmt, daß ein Fremdling in Eurer Nähe sey, um dessen Leiden sich Niemand kümmere, seyd Ihr gleich herbeigeeilt, um mir Hülfe und Trost zu bringen; Eure Sorgfalt hat mich gerettet. — Wart Ihr denn nicht aus einem Lande, worin mein Vater lange gewohnt und welches er mich als mein Heimathland zu betrachten gelehrt hat? — Ich hab' Euch dieß auch nicht ins Gedächtniß zurückgerufen, um Euch zu danken — wozu sollte das nützen? Die Engel thun das Gute, wie die Menschen das Böse aus Lust. Aber als ich Rußland verließ, hatte ich ein Ziel. Als ich, Dank Eurer Sorgfalt, wieder hergestellt war, hätte ich meine Reise fortsetzen müssen — ich habe dieß nicht gethan. Ich bin geblieben und fühlte jeden Tag, daß sich mein ganzes Wesen verändre. — Ja, sagte Bianca lächelnd, noch vor einem Monat fürchtete ich mich vor Eurer Heftigkeit . . . — Das konnte nicht anders seyn, Signora. In meiner Heimath bildet sich der Mensch nach der Natur, und ihre Kraft offenbart sich nur durch Gewalt. Der Russe muß wählen zwischen Sklaverei und Macht, und um mächtig zu seyn, muß er brechen, was Widerstand leistet, unterdrücken, was nachgibt, und wie eine Schnee-

lawine Alles unter sich begraben. Solch ein Leben hab' ich geführt, so lange ich kein anderes kannte; ich bin schlecht gewesen, um glücklich zu seyn. — Was sagt Ihr?! rief Bianca. O, Ihr lästert Euch selbst!

Jener schüttelte den Kopf mit schmerzlichem Lächeln und fuhr fort: Man kann sich nicht vorstellen, wie die Thiere in wildem Zustand beschaffen gewesen, wenn man sie gezähmt sieht. Eh' ich Euch kannte, wußte ich nicht, daß man gut seyn könne; ich weiß nicht, welche Veränderung mit mir vorgegangen ist; Eure Gegenwart ist wie ein Zauber, der meine Leidenschaft in den Schlaf singt. — Diese Kraft, welche Ihr mir zuschreibt, liegt in Euch selber, entgegnete Bianca. Eure gute Neigungen betrachtet Ihr als Eingebungen von mir. — Nein, Signora — wenn ich besser geworden bin, so ist es dadurch bewirkt, daß ich in Eurer Nähe ein Glück fand, welches mich hinderte, das Böse zu wollen. Das kann Euch nicht verborgen geblieben seyn; mein neues Wesen hab' ich Euch zu danken — Ihr seyd mein Gewissen. Aber warum erröthet Ihr? Warum wendet Ihr Euer Angesicht von mir ab? fuhr er fort, indem er ihr näher rückte. Habt Ihr mich endlich verstanden, Signora? Wißt Ihr endlich, daß die Veränderung meines ganzen Wesens nur davon kommt, daß ich Euch liebe?

Bianca wollte aufstehen, allein Jener ergriff ihre Hände und rief mit leidenschaftlicher Stimme: O bleibt, bleibt und antwortet mir! Bis jetzt hab' ich geschwiegen; ich habe mich selbst prüfen wollen; ich habe den Grund meines Herzens erforscht und nur Liebe darin gefunden. Ich träumte einst von Ruhm und Ehre — jetzt hab' ich diese Träume vergessen. Sagt mir, daß Ihr mich liebt, Signora, und ich lasse meine Vergangenheit dort drüben, um hier ein neues Leben zu beginnen. Aber um aller Heiligen willen antwortet mir — schaut mich an — was beschließt Ihr? Muß ich von hinnen ziehen, oder darf ich bleiben?

Bianca schien einen Augenblick zu zaudern; endlich erhob sie die Augen, schlug sie aber sogleich wieder nieder und senkte ihr Haupt auf die Schulter des jungen Mannes. Dieser stieß einen Freudenschrei aus, zog sie an seine Brust und hielt sie lange fest umschlungen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht unter den Wölfen.

Die ersten Ansiedler in Neu-England wurden nicht selten von der Menge und Wildheit der Wölfe, die um ihre rohen Niederlassungen herum laut nach Beute spürten, belästigt. Der Jäger überwältigt sie leicht, und mit einem Schusse aus seiner Büchse vertrieb er sie aus der Nähe seiner Wohnung. Sie flohen selbst vor dem furchtsamen Kinde im klaren Lichte des Tages; aber in finsterer und einsamer Nacht, weit entfernt von den Wohnungen der Menschen, waren sie sowohl wegen ihres feindseligen als wilden Blutdurstes schrecklich.

Ich habe eine furchtbare Geschichte von Wölfen aus dem Munde alter Ansiedler in Vermont gehört, und es ist vielleicht das Beste, sie in der Sprache eines Augenzeugen dieses Ereignisses zu geben:

„Es war eine Nacht im Januar des Jahres 18—. Ungefähr zwei Meilen von unserer kleinen Niederlassung, die aus ungefähr vier bis fünf Loghäusern bestund, hatten wir einer angenehmen Nählustbarkeit (quilting frolick) beigewohnt; es war schon ziemlich spät, ich möchte annehmen um zwölf Uhr ungefähr, als die Gesellschaft ausbrach. Kein Mond war zu sehen und ein betäubender grauer Schatten oder Nebel lag rings um den Horizont, während uns über unsern Köpfen einige blasse und kränkelnde Sterne ihr zweifelhaftes Licht wie durch einen Vorhang zusandten. Unsere Gesellschaft bestand aus sechs Personen: Harry Masan, ich und vier so hübsche Mädchen, als jemals diesseits der grünen Berge aufgeblüht sind; nämlich meine beiden Schwestern, Harry's Schwester und seine Geliebte, die Tochter unsers Nachbars. Sie war ein recht liebenswürdiges Mädchen, diese Karoline Allen, ich habe nie ihres Gleichen gesehen, obgleich ich kein Fremdling schöner Gesichter bin; sie war zuvorkommend und von solcher Herzensgüte, so gebildet und so klug, daß Jedermann sie lieben mußte. Sie hatte ein Auge so blau als ferne Hügel, und ihre Lippen glichen einer rothen Rosenknospe im Juni. Kein Wunder, daß Harry sie liebte, obgleich er nur noch ein Knabe war, denn noch hatte Keiner von uns den siebenzehnten Sommer gesehen.

Unser Pfad führte durch einen dicken Eichenwald, worunter hie und da eine schlanke Fichte ihren dunkeln, vollen Schatten gegen den Himmel erhob, und deren Umrisse wegen der dicken Finsterniß nicht genau zu erkennen waren. Der Schnee lag tief — ein großes Theil tiefer, als er in den letzten Jahren jemals gefallen war; — aber der Boden war fest genug gefroren, um unsere Schwere zu tragen und wir eilten über den weißen Fußsteg mit schnellen Schritten. Wir waren auch noch nicht weit vorwärts gekommen, als ein langgezogenes Geheul in unsere Ohren drang. Wir alle erkannten es in einem Augenblick; und ich konnte einen Schauer fühlen, der den Arm durchrieselte, welcher sich eng an den meinigen angeschlossen hatte, als der plötz-

liche Ruf: „die Wölfe! die Wölfe!“ von allen unsern Lippen brach.

Sahest Du jemals einen wilden Wolf — nicht eines eurer gefangenen, ausgemergelten Menagerie-Thiere, die für sechs Cents zur Ansicht aufbewahrt werden, sondern einen wilden, grimmigen, halbverhungerten Spurwolf des winterlichen Waldes, heulend über den nahrungslosen Schnee, wirklich toll vor Hunger, dahinrennen?

Es gibt kein anderes von Gottes Geschöpfen, das ein so schreckliches, grimmiges Aussehen hat, als dieses Thier.

Ein anderes und noch ein anderes Geheul; — und dann konnten wir genau den schnellen Trab der Füße hinter uns vernehmen. Wir alle wendeten uns schnell um, und spähten in der Richtung des Schalles.

„Die Teufel sind hinter uns,“ sagte Mason, indem er auf eine Reihe dunkler, daher gleitender Körper zeigte. Und sie waren es in der That; — ein ganzer Trupp derselben, heulend wie eben so viele Indianer auf dem Kriegspfade.

Wir hatten keine Waffen irgend einer Art; und wir kannten die Natur der schändlichen Geschöpfe, die uns verfolgten, gut genug, um zu wissen, daß es nutzlos seyn würde, ohne solche sich mit ihnen einzulassen.

Kein Augenblick durfte verloren werden; die wilden Bestien waren dicht hinter uns. Die Flucht zu versuchen, würde ein hoffnungsloses Unternehmen gewesen seyn; es gab nur Eine Möglichkeit des Entrinnens, und wir schritten augenblicklich zur Ausführung derselben.

„Auf die Bäume! Laßt uns diesen Baum erklimmen!“ schrie ich, auf eine niedrig geästete und knorrige Eiche zuspringend, von der ich auf einen Blick sah, daß sie leicht zu ersteigen seyn möchte.

Harry Mason sprang mit Leichtigkeit auf diesen Baum und leistete seinen Beistand, die erschreckten Mädchen in eine Lage verhältnißmäßiger Sicherheit auf den dichten Aesten zu bringen. Ich war der Letzte auf dem Boden, und der ganze Trupp heulte um meine Fersen, ehe ich die Uebrigen der Gesellschaft erreichte.

Ein Augenblick war es, daß wir tief aufathmeten und unzusammenhängende Ausrufungen ausstießen, und dann überließen wir uns einem Gefühle ruhiger Dankbarkeit für unsere Rettung. Die Nacht war kalt, und wir fingen bald an zu zittern und zu frieren, gleich den Matrosen am Topmast eines isländischen Wallfischfängers.

(Schluß folgt.)

Ein Cypressen-Kränzchen
auf das Grab der Frau Johanna Kälig.

Wer möchte nicht die fromme Trauer theilen,
Die über uns der Tod der Edeln bringt —
Nicht ehrfurchtsvoll an heil'ger Stätte weilen,
Die guter Thaten Blumenkranz umschlingt? —
Die Todtenglocke hör' ich wieder schallen —
Ach, man begräbt ein braves, edles Herz;
Ich seh' ins Grab der Freunde Thräne fallen,
Sie tragen schwer all des Verlustes Schmerz.
Was die Verklärte still in sich getragen,
Es war der Seelengüte Sonnenschein;
Rechtschaffen hat ihr biedres Herz geschlagen,
Treu dem Beruf', dem sie sich durfte weih'n.
Nun steht es stille unter Staub vergraben —
Nicht leuchtet mehr das häuslich stille Glück;
Denn ach! sie ließ den Schmerz, den Alle haben,
In eines treuen Gatten Brust zurück.
O Guter, schöpf' aus einer höhern Quelle,
Wenn Deine Lieb' bekümmert um sie weint!
Der Gattin Tod war leicht und sonnenhelle,
Ein Gott ist's, der die Guten wieder eint.
O sie umfängt ein zauberischer Schlummer,
Die Küste hinterm sturmbewegten Meer;
Da ruht sie aus von Erdenmüh' und Kummer,
Da schweigt der Wunsch, da trocknet Aug' und Zähr'. —

Aschaffenburg am 27. November 1855.

Caritas.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber den im Alter von 59 Jahren, mit Hinterlassung einer Wittwe und dreier noch jungen Töchter gestorbenen Admiral Bruat berichtet ein Pariser Blatt: „Sehr jung in die Marine eingetreten, fand das Jahr 1830 Herrn Bruat als Schiffslieutenant und Befehlshaber der Brigg Aventure bei der Blokade von Algier. Diese Brigg scheiterte im Anfange jenes Jahres nebst dem [illegible] an der afrikanischen Küste, und Bruat saß bis zur Eroberung von Algier als Gefangener in den dortigen Kerkern. Später erhielt der Schiffskapitän Bruat die Aufgabe, auf den Marquesasinseln das französische Protektorat zu begründen und zu befestigen, was er mit der ihm eigenthümlichen Energie und Gewandtheit vollführte. Im Jahre 1848 wurde er Kontreadmiral und war einige Monate Seepräfekt zu Toulon. Von da ward er nach den Antillen geschickt als Generalgouverneur und zugleich als Oberbefehlshaber des Geschwaders im Golf von Mexiko. Martinique und Guadeloupe waren ihm in gleicher Weise untergeben, er war jedoch der spezielle Gouverneur der erstgenannten Insel. Seine Wirksamkeit ward schon nach wenigen Monaten verspürt. Er hatte dort Unordnung und Gährung

gefunden, die Werkstätten waren von den plötzlich frei gewordenen Sklaven verlassen und die Wahlen für die gesetzgebende Versammlung ließen Ruhestörungen, so wie ein schlechtes Ergebniß befürchten. Bruat stellte durch kräftige Maßregeln die Ordnung her, setzte seine geregelte Verwaltung ein und bewirkte es, daß die Arbeit wieder aufgenommen wurde. Zuletzt ward der zum Vizeadmiral beförderte Bruat berufen, Hamelin als Oberbefehlshaber des Mittelmeergeschwaders zu ersetzen. Als er dieses Kommando verließ, wo er als Soldat und Seemann stets Beweise von Muth und Tüchtigkeit gegeben hat, wurde er, der eben den Admiralstab empfangen hatte, der Marine und Frankreich auf der Rückfahrt nach Frankreich durch eine Krankheit entrissen, die, wie Einige behaupten, ein Anfall von Gicht, wie Andere dagegen meinten, die Cholera war."

Vor einigen Jahren wurde dem Kaufmann D. zu Paris sein dreijähriger Sohn geraubt; alle Nachforschungen der Polizei blieben vergebens, und die Vermuthung gewann Raum, daß irgend ein Seiltänzer das Kind gestohlen habe. Ein glücklicher Zufall wollte, daß Herr D. vor einigen Tagen zu einer Jagdpartie im Departement der Seine und Marne geladen war. Die Jagdgesellschaft kehrte in einer Dorfschenke ein. Plötzlich bemerkte Herr D. einen Knaben von etwa acht Jahren, der mit aufwartete und den Wirth mit Papa anredete. Wunderbar, sagte Herr D. zu einem Freunde, das Kind gleicht dem meinigen, und ich schwöre darauf, es ist mein Kind. Die Wahrheit kann ich leicht herausfinden, sagte er, denn mein Kind trägt auf der Brust einen rothen Fleck, ein Muttermal, welches ich selbst habe. Als der Wirth die Stube verlassen, rief D. das Kind und fragte: Hast du noch immer den Flecken auf deiner Brust? Gewiß, sagte das Kind, er geht nicht fort, und dabei entblößte es
[illegible] seine Rührung kaum
[illegible] der Behörde Anzeige
[illegible] wieder
[illegible] Die

störbar, und die Lesbarkeit der Aufschriften leidet auch nicht durch atmosphärische Einflüsse, da die Farben binnen wenigen Minuten mit geringer Mühe gereinigt und aufgefrischt werden können. Die k. k. Statthalterei hat von dieser durch zahlreiche Proben bewährten Erfindung Veranlassung genommen, hiernach im ganzen Lande gleichmäßige Ortstafeln herstellen zu lassen, deren gefälliges Aeußere den Fremden gleich bei der Einfahrt auch über Jurisdiktionszugehörigkeit, Kataстral- und Steuerbezirk unterrichten wird. Außerdem wird bei den Gemeinden dahin gewirkt werden, in den Orten selbst die Gassenbezeichnung und Numerirung der Häuser überall gleichmäßig mit jenen unverlöschbaren und nur durch starkes Feuer zerstörbaren Platten herzustellen.

[Das Harlemer Meer.] Der Präsident des Ausschusses für die Trockenlegung des Harlemer Meeres hat einen Schlußbericht über die Arbeiten veröffentlicht, welche noch in diesem Jahre zu Ende gehen werden. Die Ausgaben von 1839 bis einschließlich 1855 belaufen sich auf 8,981,344 holländische Gulden und die Einnahme von den zu verkaufenden Ländereien wird auf 8 Millionen Gulden geschätzt. Man hatte Anfangs nur gerechnet, daß der Hektar des eroberten Landes für etwa 200 Gulden zu verkaufen wäre, im Jahre 1855 wurde aber durchschnittlich eine Summe von 733 Gulden beim Verkauf erzielt. Dieses Ergebniß übersteigt alle Erwartungen, weil man die Austrocknung durchaus nicht als eine Spekulation ansah, sondern nur weiteren Einbrüchen der See Schranken ziehen wollte. Auf dem fruchtbaren ehemaligen Meeresboden beginnen schon hie und da Pachtungen sich auszubreiten. Im Ganzen hat man etwa 18,000 Hektaren Ackerland dem Meere abgewonnen, welche reichlich 100,000 Menschen mit dem entsprechenden Viehstand ernähren könnten.

Man schreibt aus Paris, 26. Nov.: "Einige Sensation erregt hier die Verurtheilung einer jungen Dame von großer Schönheit, die unter dem Namen „la belle Hongroise" ein etwas zweideutiges und zugleich glänzendes Leben führte. Sie gab sich für eine Gräfin von Himini aus, die von ihrem Gemahl, Vizekönig von Ungarn, getrennt lebe, und [illegible] diesem Romane gelang es ihr, binnen einem [illegible] 100,000 Franken Schulden zu machen. Diese Abenteurerin, die früher Komptoir-Dame im [illegible]cati war, ist aus Ungarn gebürtig und [illegible]n. Ihr eigentlicher Name ist Marie Friede[illegible]el. Sie wurde zu 3 Jahren Gefängniß [illegible] Franken Geldstrafe verurtheilt."

Redakteur: Gustav Meffert.
[illegible]ag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 289 Dienstag, 4. Dezember 1855.

Bianca Lorzy, oder Liebe und Fanatismus.

(Fortsetzung.)

2.

Das Geständniß Bianca's verursachte dem jungen Russen mehr Freude als Ueberraschung. Die Neigung derselben zu ihm hatte sich zu ungekünstelt geoffenbart, als daß er sie nicht hätte bemerken sollen. Er hatte sich nicht früher erklärt, da er lange mit sich gekämpft hatte. In seiner Seele mußte in der That erst eine furchtbare Krisis vorgehen, ehe sie für eine reine Liebe empfänglich werden konnte. Die Leidenschaft, welche die Schönheit Bianca's in ihm erregt, hatte erst eine Läuterung bestehen müssen, ehe sie sich von Sinnlichkeit zu reiner Liebe zu erheben vermochte. Und als dieselbe endlich so weit gekommen war, stellte sich ihr die Vernunft als Widersacherin entgegen. Wenn Alexis — das war der Name des jungen Russen — der schönen Bianca sein Herz weihte, so mußte er nicht allein alle seine Pläne für die Zukunft aufgeben, sondern auch seine ganze Vergangenheit dahinten lassen und ein neues Leben beginnen. Er mußte Hoffnungen entsagen, welche auf dem Punkt waren, verwirklicht zu werden; er mußte sein Vaterland und seine bisherigen Verhältnisse vergessen, um ein anderes Vaterland zu erwählen.

Durch die Schwierigkeiten einer solchen gänzlichen Umwandlung war Alexis Anfangs abgeschreckt worden; allein unter dem Einfluß Bianca's hatte diese fast ohne sein Wissen stattgefunden. Viele bis dahin schlummernde Empfindungen waren in ihm erwacht, während die seines früheren Lebens eingeschlummert waren. Er begann das zu fürchten, was er einst begehrt, und das zu lieben, was er einst gehaßt hatte. Der Osten hatte sich für ihn verändert, wie er sich ausdrückte; das Licht beschien ihn nicht mehr von derselben Seite. Jetzt beschloß er, Allem Lebewohl zu sagen, um mit Bianca in irgend einem Winkel Italiens das Glück zu suchen. Er wußte wohl, daß man ihm nachspüren und ihn aus seinem Paradies zu reißen streben werde, darum nahm er sich vor, sich so sorgfältig zu verbergen, daß jede Entdeckung unmöglich werden mußte.

Bianca hatte sich von Anfang an ganz ihrer Liebe überlassen und darin eine Quelle süßer Gefühle gefunden. Froh, daß sie die Schmerzen des jungen Russen lindern, seine Leidenschaften mildern und seine Bestrebungen unterstützen konnte, hatte sie mit der Ruhe eines Engels und mit all dem Feuer einer ersten Liebe seine innere Umwandlung mit bewirken helfen.

Die Vorbereitungen zu ihrer Vermählung erforderten einige Tage; die Liebenden verlebten diese in ungestörtem Entzücken. Da Beide zu Crozia fast ganz unbekannt waren, so legte ihnen die Welt keinerlei Zwang auf, und sie konnten sich ganz den süßen Träumen der Liebe hingeben.

Eines Abends verließ Alexis die Geliebte früher als gewöhnlich. Ihre Vermählung sollte am folgenden Morgen stattfinden, und Beide fühlten das Bedürfniß, allein zu seyn. Alexis schlug den Weg nach seiner Wohnung ein. Es ist seltsam, daß das Nahen eines langersehnten Glückes uns oft mit einer unbestimmten Beklemmung erfüllt. So hatte sich auch des jungen Russen eine Art von schmerzlicher Furcht bemeistert; er empfand das Verlangen nach Einsamkeit und Stille, welches uns mitunter überkommt, ohne daß wir uns einen Grund dafür anzugeben vermögen. So richtete er denn seine Schritte nicht nach Signor Paolo's Hause, sondern nach dem alleinstehenden Pavillon, den er bewohnte. Mit Verwunderung sah er Licht darin; er stieß die Thüre halb auf und erblickte einen Fremden, der ihm den Rücken zukehrend am Tische saß. Das Geräusch, welches Alexis beim Eintreten machte, schreckte Jenen auf. Alexis fuhr bestürzt zurück und stieß einen Schrei des Erstaunens aus; er erkannte Iwan Borgo.

Ihr hier? rief er. — Ich erwartete Euch, entgegnete der Russe, sein Haupt entblößend. — Woher kommt Ihr? — Von St. Petersburg. — Bringt Ihr Briefe mit? fragte Alexis. — Hier sind sie, versetzte Jener und reichte Alexis die Briefe hin, deren Kouvert dieser mit Heftigkeit abriß.

Gut, sagte er nachdem er dieselben überflogen

hatte. Habt Ihr weiter nichts für mich mitgebracht? — Nichts. — Und wie seyd Ihr hierher gekommen? — Zu Schiffe, entgegnete Iwan. — Ist das Schiff, mit dem Ihr gekommen, noch nicht wieder abgesegelt? — Es liegt im Hafen. — Gut, dann werde ich Gregorius antworten und Ihr müßt sogleich mit meinem Briefe heim eilen.

Iwan machte eine abwehrende Bewegung.

Nein, ich bleibe hier, sagte er; ich habe Befehl, Euch nicht mehr zu verlassen. — Und wer hat Euch diesen Befehl gegeben? fragte Alexis verwundert. — Euer Bruder. — Zu welchem Zweck? — Er fürchtet, daß Ihr Eure Mission vergessen möchtet, versetzte Iwan. — Mein Bruder ist allzu ängstlich in Betreff des Erfolges, erwiderte Alexis beleidigt; ich bedarf weder eines Wächters noch eines Kameraden. — Seyd Ihr dessen wohl sicher?

Alexis wandte sein Antlitz ab; Iwan lächelte.

Ich habe bei meiner Ankunft Alles vernommen, fuhr er fort; Ihr heirathet Signora Lorzy. — Nun? fragte der junge Mann mit stolzem Tone. — Diese Heirath ist unmöglich. — Weil Ihr dieselbe nicht billigt? — Weil sie Eure Zukunft ungewiß macht und die Pläne Eures Bruders vereitelt. — Und wenn ich die Heirath dennoch vollzöge? — Das wird nicht geschehen. — Wer würde mich daran hindern? Ich, versetzte Iwan.

Alexis fuhr zornig auf, faßte sich aber sogleich wieder.

Hört, Borgo, sagte er mit entschiedenem Tone, wenn der Zufall uns nicht zusammengeführt hätte, so würdet weder Ihr noch Gregorius etwas von mir gehört haben; aber da Ihr einmal hier seyd, so sollt Ihr Alles wissen. Ich liebe Bianca Lorzy; sie wird meine Gattin, und um ihretwillen sage ich dem Hofe Lebewohl. Kehrt Ihr zu Katharina zurück, setzt mit meinem Bruder ein Leben voll Verrath und Mord fort; mir flößt die Vergangenheit Abscheu ein, ich habe sie wie ein blutiges Kleid von mir geworfen und will für immer von derselben geschieden seyn. — Und was soll dann aus Eurem Gelübde werden? — Welches meint Ihr? — Habt Ihr vergessen, daß eine Tochter Elisabeths in Italien lebt, und daß Ihr geschworen habt, sie aufzusuchen und auszuliefern?

Alexis erröthete fast unmerklich.

Das ist wahr, versetzte Alexis; ich hatte diese Mission übernommen, aber Gott hat mich glücklich vor deren Ausführung bewahrt; Katharina mag dieselbe einem Andern übertragen, welcher mehr als ich gegen Gewissensbisse abgehärtet ist. Ich sage mich von allen Verbindungen los; ich bin weder Russe, noch Höfling mehr; ich bin ein Mensch, der nach Ruhe verlangt und das Glück sucht.

Ihr habt das Recht nicht, dieß hier zu suchen, antwortete Iwan mit festem Ton. Der eine Bruder kann inmitten des Streites den andern nicht verlassen, um im Schatten auszuruhen. Wenn Ihr es mit Gregorius haltet, so dient ihr einander zum Schilde; wenn der Eine wacht, kann der Andere schlafen, und eure Feinde werden stets ein Schwert entblößt finden; aber was soll er allein beginnen? Ihr gehört sowohl ihm, als Euch selber an, denn ihr Beide seyd die Hälfte eines Namens; diesen Namen müßt Ihr vereint vertheidigen; Ihr seyd verpflichtet, die Macht Eures Hauses zu bewahren. Warum von Ruhe sprechen, so lange man noch in voller Lebenskraft steht? Habt Ihr denn keinen Haß oder keinen Ehrgeiz mehr? Ach! der Himmel Italiens hat Euer Herz weich gestimmt; man athmet in diesem Lande nur betäubende Düfte und entnervende Lüfte ein. Aber Ihr müßt wieder aus dieser Betäubung erwachen, um die Tochter Elisabeths aufzuspüren. Wenn Euch dieß gelingt, so hat Euer Bruder eine Heirath für Euch in Aussicht, welche Euer Haus zu dem mächtigsten in Europa machen wird. Trennt Euch drum von Bianca Lorzy, es ist Eure Pflicht.

Alexis vermochte während dieser Worte Iwans kaum seinen Grimm zu bezwingen. Als der Letztere schwieg, packte er ihn heftig beim Arm und sagte mit zornbebender Stimme: Ich habe nur dieß zu erwidern: noch in dieser Nacht, kurz nach Mitternacht, führe ich Bianca Lorzy in der St. Paulskirche zum Altar. Die Thüren werden offen seyn; Ihr könnt uns demnach mit eigenen Augen vor dem Altare stehen sehn.

Ich erscheine, erwiderte Jener. — Auf Wiedersehen denn, Borgo! — Auf Wiedersehen, Alexis!

Damit winkten sie einander mit der Hand einen Gruß zu, und Iwan schritt davon.

(Fortsetzung folgt.)

Die wunderbare Erscheinung.

Als sich in den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts in Edinburg die Kunde von den Wunderthaten eines Magiers verbreitete, welcher sich in dem Kanongate genannten Viertel der Stadt niedergelassen, entschloß sich unter Andern auch Lady Eleanor Primrose, die Tochter eines Earl von London, von seiner Kunst für ihre Lage Nutzen zu ziehen. Sie war nämlich nach einer kurzen und nicht eben glücklichen Ehe plötzlich von ihrem Manne verlassen worden und so ganz und gar ohne Nachricht von ihm geblieben, daß sie keine Ahnung davon hatte, ob er irgendwo gestorben oder noch am Leben sey. Da sie nun aber begreiflicher Weise doch gerne wissen wollte, ob sie sich noch als Gattin oder schon als Wittwe zu betrachten habe, so glaubte sie nichts

Besseres thun zu können, als sich an jenen Zauberer zu wenden, um von ihm darüber eine Auskunft zu erhalten. Nachdem sie eine Freundin mit ihrem Vorhaben bekannt gemacht und bereit gefunden hatte, das Abenteuer mit ihr zu bestehen, verließ sie mit ihr eines Abends in der Dunkelheit und aus Vorsicht in die Kleider ihrer Dienerin gehüllt, ihre Wohnung, um sich in den engen und finsteren Stadttheil zu begeben, in dem jener Wahrsager sich niedergelassen. Das Wetter war kalt und der Himmel trübe; dunkle Wolken überzogen den Horizont und von Zeit zu Zeit ließen sich Windstöße hören, welche die Erde in ihren Grundvesten erbeben machen zu wollen schienen. Natürlich waren aus dieser Ursache nur wenig Menschen auf den Straßen, und die beiden ängstlich und fest sich an einander pressenden Frauen daher völlig unangefochten selbst hier in den einsamen, dunklen und schmutzigen Gassen, in denen Elend und Verbrechen nah zusammengedrängt, nur selten einen verspäteten oder verirrten Wanderer unbelästigt passiren ließen. Trotz dieser Unbehelligtheit und Menschenleere weit umher ängstigte sich Lady Eleanor an der Seite ihrer zitternd einherschreitenden Begleiterin aber doch so sehr, daß sie sich, ungeachtet der genauen Beschreibung, die sie sich von der Straße und dem Hause des Zauberers hatte machen lassen, dennoch in der Richtung dahin irrte und einen Weg einschlug, der sie nie zum Ziele gebracht hätte, wenn nicht eine Stimme hinter ihr erschollen wäre, die, sie zurechtweisend, sagte: „Sie gehen fehl, Myladies; Ihr Ziel liegt schon hinter Ihnen."

Diese unerwarteten und den Damen plötzlich im Rücken erschallenden Worte, machten sie natürlich so in die Seele hineinerbeben, daß sie beide einer Ohnmacht nahe sich nur dadurch auf den Füßen zu halten vermochten, daß sie sich krampfhaft die Eine an der Andern festhaltend zur gegenseitigen Stütze gereichten. Erst nachdem die Stimme die Worte wiederholt und diese Wiederholung die erste Bestürzung einigermaßen gemildert, gewannen sie Kraft und Besinnung genug, sich umzuwenden und nach dem, der sie auf so seltsame Weise zurechtwies, auszusehen. Sie erblickten, als sie das thaten, einen langen hageren Mann vor sich, der Kleider von einem fremdartigen und sehr ungewöhnlichen Schnitte trug. Seine Haltung hatte, so viel sie wahrnehmen konnten, etwas Strenges und Gebieterisches, die Mienen seines Gesichtes aber so starre und feste Züge, daß sie beinahe wie in Erz gegossen erschienen. Seine Hautfarbe war tief gebräunt und seine Augen glühten unter buschigen Brauen wie Kohlen hervor.

„Sie gehen fehl, Myladies", wiederholte er, als er bemerkte, daß die von ihm Angeredeten ihn mit Erstaunen und Verwunderung musterten, „Ihr Ziel liegt, wie gesagt, bereits hinter Ihnen!"

„Aber, mein Gott", entgegnete Lady Eleanor, die sich zuerst so weit gefaßt und gesammelt hatte, daß sie des Wortes wieder mächtig wurde, „aber, mein Gott, mein Herr, von welchem Ziele reden Sie denn?"

„Von der Wohnung des Magiers", entgegnete der Fremde ruhig, und ohne auf den durch diese Angabe bei den Damen erregten Schrecken zu achten, fuhr er fort, mit der Hand nach einem erleuchteten Hause deutend, zu sagen: „Dort, Myladies, ist sie, wo Sie durch die Fenster ein Licht hervorschimmern sehen."

„Dieses Licht ist ein sehr unzureichendes Merkmal", replizirte Lady Eleanor, „es brennen da mehr als ein Dutzend, wohin Sie zeigen."

„Nun gut", redete der seltsame Zurechtweiser weiter, „so behalten Sie alle diese Lichter im Auge und wo sie eines auf meinen Befehl im Moment werden erlöschen sehen, da ist meine Wohnung. Geben Sie Acht, Myladies. Sie bemerken, noch brennen die Lichter überall. Aber nun, wenn ich gesagt haben werde, du hast deine Pflicht gethan Flamme, nun" . . . . .

Die Damen stießen einen Schrei des Erstaunens und der Verwunderung aus, denn kaum, daß der Mann, der sich auf so räthselhafte Weise zu ihnen gefunden, jene Worte gesprochen, erlosch plötzlich und mit Einemmale in dem oberen Stocke des Hauses, nach welchem er hinüber gezeigt, ein Licht, als wenn es ein Geisterhauch ausgeblasen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht unter den Wölfen.

(Schluß.)

Aber es war kein Gemurre, keine Klage unter uns; denn wir konnten genau die abgemagerten dürren Körper der Wölfe unter uns sehen und dann und wann die großen, glänzenden Augen erblicken, welche immer in den Baum hinaufstarrten, auf dem wir saßen. Dazu ihre Töne; sie waren laut, gedehnt und teuflisch.

Ich weiß nicht, wie lange wir schon in dieser Lage verweilt hatten, denn wir besaßen keine Mittel, uns dessen zu vergewissern, als ich einen Ast des Baumes knacken hörte, wie wenn er unter dem Gewichte eines von uns bräche und einen Augenblick nachher drang in meine Ohren ein Schrei, als durchbohre sie ein Messer. Eine weiße Gestalt sank durch die nackten Zweige, und fiel mit einem dumpfen Geräusch auf dem starren Schnee nieder.

„Ach Gott! ich bin verloren!"

Es war die Stimme von Karoline Allen. Das

arme Mädchen sprach nie wieder! — Schrecklicher Schwindel und Verwirrung bemächtigte sich meines Gehirns; ich sprach nicht und rührte mich nicht, — denn alles war mir zu dieser Zeit wie ein häßlicher, unwahrer Traum. Ich kann mich nur erinnern, daß Geschrei und Entsetzen um mich herum war; — vielleicht stimmte ich mit ein, — und daß unter uns sich gedämpftes Aechzen und furchtbares Geräusch vernehmen ließ. In einem Augenblick war Alles vorüber. Arme Karoline! — Sie wurde buchstäblich lebendig gefressen. Die Wölfe hatten ein schauderhaftes Fest, und durch den Geschmack des Blutes wurden sie rasend toll.

Als ich völlig zu mir selbst kam — als der entsetzliche Traum wich (und er dauerte nur einen Augenblick) versuchte ich mich von den Armen meiner Schwestern, die mich rund herum festhielten, zu befreien; hätte ich dieses durchsetzen können, so würde ich unter die wüthenden Thiere hinunter gestürzt seyn. Aber als ein zweiter Gedanke sich meiner bemächtigte, erkannte ich, daß jeder Hülfeversuch nutzlos seyn würde. Was den beklagenswerthen Mason betrifft, so war er außer sich vor Schrecken. Er hatte ihr zu folgen versucht, als sie fiel, aber er konnte sich nicht von seiner erschrockenen Schwester losmachen, welche ihn festhielt. Seine Jugend, seine schwache Gesundheit und Konstitution waren unfähig, dem schrecklichen Vorgange zu widerstehen; — er stand dicht an meiner Seite, indem er niederstarrte auf die dunkeln, zankenden Kreaturen unten, seine Hände fest gefaltet, seine Zähne zusammengepreßt, mit dem stieren Blicke eines Wahnsinnigen.

Es war in der That ein schrecklicher Auftritt, rund um uns die dicke, kalte Nacht, und unten — die wilden, rasenden Bestien, ihre blutigen Schnauzen leckend, und heulend für ein anderes Opfer.

Endlich brach der Morgen an, und unsre furchtsamen Feinde flohen bei der ersten Dämmerung gleich feigen Mördern. Wir warteten, bis die Sonne sich erhoben hatte, ehe wir unsern Zufluchtsort verließen. Wir waren durch und durch erfroren; jedes Glied erstarrt vor Kälte und Schrecken. Der arme Mason war wahnsinnig und raste wild über die schreckenvollen Dinge, von denen er Augenzeuge gewesen war. Blutige Spuren fanden wir rund um den Baum, und zwei oder drei Locken des schwarzen Haares, die in den Schnee getrampelt waren.

Wir waren nur eine kleine Strecke vorwärts gegangen, als wir unsern Freunden aus der Ansiedelung begegneten, die durch unsre Abwesenheit beunruhigt worden waren. Unser wildes und erschrecktes Aussehen erschütterte sie, und oft haben mir meine Brüder nachher gesagt, daß wir beim ersten Anblick Alle wie zerrüttete und geistesverwirrte Wesen ausgesehen hätten. Sie leisteten uns Beistand, unsre Wohnungen zu erreichen; Harry Mason erholte sich nie wieder gänzlich von diesem schrecklichen Vorfalle.

Er vernachlässigte seine Geschäfte, seine Studien, seine Freunde, und pflegte Stunden lang allein zu sitzen, immer und immer murmelnd von dieser entsetzlichen Nacht. Bald nachher ergab er sich dem Trunke und starb als ein bejammernswerther Trunkenbold, ehe das Alter ein Haar auf seinem Kopfe gebleicht hatte.

Was mich betrifft, so muß ich bekennen, daß ich nie gänzlich die Schrecken dieses melancholischen Ereignisses, welches zu beschreiben ich mir Mühe gegeben habe, überwinden konnte. Der Gedanke daran hat mich wie mein eigener Schatten gejagt; und selbst noch jetzt erscheint mir der ganze Auftritt lebhaft in meinen Träumen, und ich schrecke empor mit etwas Aehnlichem der Gefühle des Entsetzens, die ich empfand, als ich, nun bereits länger als ein halbes Jahrhundert, eine Nacht unter den Wölfen verlebte!"

Mannigfaltigkeiten.

Wie stark der Verbrauch von Hohlkugeln während der Belagerung von Sebastopol gewesen ist, wird man aus Folgendem ersehen: Vor acht Monaten schloß die Gießerei von Kenards, eine der größten Englands, mit der Regierung einen Kontrakt ab, ihr Hohlkugeln für die Krim zu liefern, und seit dieser Zeit beschäftigte dieses Etablissement allein an 2000 Menschen Tag und Nacht mit dem Gusse derselben, so daß täglich 150 Tonnen (3000 Zentner) abgeliefert werden konnten. Seit Abschließung des Kontraktes hatte diese einzige Firma für die Regierung angefertigt: 120,000 Stück 13zöllige Kugeln, im Gewicht von 11,000 Tonnen; 90,000 zehnzöllige, 4000 Tonnen; 60,000 achtzöllige, 1500 Tonnen; zusammen 270,000 Stück von 330,000 Zentnern. Der Kontrakt mit dieser Firma ist jetzt abgelaufen; doch waren gleichzeitig andere mit anderen abgeschlossen worden.

In Paris soll man jetzt ein Verfahren entdeckt haben, Oelgemälde und Aquarelle in einer so täuschenden Weise zu vervielfältigen, daß selbst Künstler dadurch überrascht wurden. Bei Cremetti in Brüssel sind mehrere solche Reproduktionen ausgestellt, welche von den Journalen außerordentlich gelobt werden.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 290 Mittwoch, 5. Dezember 1855.

Bianca Lorzy, oder Liebe und Fanatismus.

(Fortsetzung.)

3.

Allein zurückbleibend, überdachte Alexis unruhig die Folgen, welche die unerwartete Ankunft Iwan Borgo's für ihn haben konnte. Der letztere war in Betreff seines Standes und seines Charakters keineswegs ein gewöhnlicher Mensch. Er war ein alter Kriegskamerad des eben erwähnten Gregorius und hatte sich mit einem schwer zu erklärenden Eifer an dessen Geschick gekettet. Man konnte dieser sklavischen Anhänglichkeit nicht den Namen Freundschaft geben, und doch besaß sie zwei Kennzeichen derselben, Treue und Eifer. Diese Anhänglichkeit war übrigens nicht das Verhältniß, in welchem ein minder bedeutender Geist zu einem ausgezeichneten steht, denn Iwan besaß einen scharfen, durchdringenden Verstand. Sein Wesen war ein seltsames Gemisch von Instinkt, Hochmuth und Gewohnheit. Gleichgültig gegen seine eigne Erhöhung, setzte Borgo all' seine Ehre darin, die der beiden Brüder zu fördern: das war das große Werk, woran er unaufhörlich arbeitete. Weder Verrath, noch Verbrechen schreckten ihn ab, um dieß Ziel zu erreichen. Uebrigens ging ihm wie jedem Schwärmer seine Idee über Alles, und er würde seine Schützlinge eher getödtet haben, als daß er im Stande gewesen wäre, ihren Glücksstern sinken zu sehen. Er liebte nicht ihre Person, sondern seine Idee.

Alexis kannte Iwan und fürchtete nicht ohne Grund, daß der letztere in seiner sklavischen Anhänglichkeit Alles versuchen werde, um seine Verbindung mit Bianca zu hintertreiben. Er wußte außerdem, welche herrschsüchtige Pläne Gregorius entworfen hatte. Bis jetzt hatte Alexis gehofft, daß er allen Nachforschungen entgehen werde, wenn er gleich nach seiner Vermählung Crozia verlasse; aber wie konnte er jetzt entkommen, da sein Aufenthaltsort entdeckt worden war? Wie schnell er seine Flucht auch bewerkstelligte, er mußte erwarten, daß Iwan dennoch seine Spur auffinden werde.

Was Borgo gesagt hatte, war überdieß schreckliche Wahrheit. Alexis gehörte mehr Katharinen an als sich selber. In furchtbare Geheimnisse eingeweiht, konnte er sich nicht von seinen Genossen trennen, ohne sich selbst zu verderben. Sein Geschick glich dem der Fürsten in „Tausend und eine Nacht", welche, nachdem sie in die schreckliche Grotte hineingelangt waren und deren Geheimnisse kennen gelernt hatten, bei Todesstrafe den Rückweg nicht wieder antreten durften.

Alexis wußte dieß Alles, aber dennoch verlor er die Hoffnung nicht. Wenn man aufrichtig das Gute will, wird man selten muthlos. Er besaß überdieß eine große Energie, und begierig nach Glück, verweilte er nicht lange bei schmerzlichen Erfahrungen. Er kämpfte seine Unruhe nieder und bereitete sich zu der feierlichen Handlung vor.

Der Verabredung gemäß begab er sich nach Bianca's Wohnung, wo diese bereits seiner harrte. Die Mitternachtsstunde hatte eben geschlagen, als sie einsam nach der St. Paulskirche schritten. Die Thür stand offen, die Wachskerzen brannten und der Priester harrte ihrer am Altare. Beim Anblick dieser Scene blieb Bianca plötzlich stehen und krampfhaft den Arm des Geliebten umklammernd, schaute sie diesen mit einem Ausdruck von Angst und Liebe an.

Warum hemmst du deine Schritte Bianca? fragte Alexis. Was beängstigt dich? — Nichts, nichts, flüsterte sie, aber ich bin zu glücklich — das verursacht mir Furcht. — Während sie diese Worte sprachen, glitt ein dunkler Schatten neben dem Paare hin.

4.

Alexis und Bianca knieten vor dem Altare; die Zeremonie hatte begonnen. Das ängstliche Vorgefühl, welches Bianca auf dem Wege nach dem Gotteshause überkommen, war auf den Bräutigam übergegangen. Er wußte nicht, welch' ein Hinderniß Iwan seiner Vermählung in den Weg legen werde, aber daß der letztere es thun würde, erwartete er.

Die Wachskerzen verbreiteten nur ein schwaches

Dämmerlicht rings um den Altar; der übrige Theil der Kirche war in tiefes Dunkel gehüllt. Der junge Mann wandte sich zu wiederholten Malen um, und seine Blicke irrten suchend umher; plötzlich zitterte er; ein Schatten bewegte sich im dämmernden Hintergrunde und näherte sich mit langsamen Schritten dem Altare. In diesem Augenblicke fragte der Priester, wie es vorgeschrieben ist, ob Jemand gegen die Einsegnung, die er vollziehen wolle, etwas einzuwenden habe.

Ja, ich, sagte eine ruhige und feste Stimme. Es war Iwan.

Bianca stieß einen Schrei aus, und der Priester schaute erstaunt den Sprechenden an.

Wer ist der Fremde? fragte er. Er trete herzu.

Iwan näherte sich dem Priester und sprach, auf den Bräutigam deutend: Dieser junge Mann ist ein Unterthan der Kaiserin Katharina von Rußland und als solcher bedarf er zum Abschließen einer gültigen Heirath die Zustimmung seiner Gebieterin. — Ihr lügt! rief Alexis; ich bedarf deren nicht, wenn ich mein Vaterland verleugne, und das thu' ich. — Ein katholischer Priester kann Eure Kopulation mit der Signora nicht vollziehen, denn Ihr gehört einer andern Konfession an. — Ich schwöre diese ab! entgegnete Alexis.

Iwan machte eine Bewegung des Erstaunens.

Ist das Alles? fragte der Priester.

Der Russe schwieg wie versteinert.

Alexis faßte darauf Bianca's Hand und warf Iwan einen verächtlichen Blick zu.

Ihr wußtet nicht, wozu ich im Stande war, Borgo, sagte er mit einem bitteren Lächeln. Ihr glaubtet nicht, daß man einem geliebten Wesen Alles opfern kann; Ihr begreift nicht, daß die Welt fortan keinen Werth für mich hat, daß ich alle Erdengüter dahingeben kann, um Bianca lächeln zu sehen. Bemüht Euch nicht ferner, sie von mir zu trennen — es würde Euch weniger Schwierigkeit verursachen, mir die Hälfte meines Herzens aus der Brust zu reißen. Und sich zum Priester wendend, fügte er hinzu: Beendet, was Ihr begonnen habt, ehrwürdiger Vater, denn ich bin frei und Katholik wie Ihr. — Haltet ein! rief Iwan. Ich muß mich jetzt an die Signora wenden. Weiß dieselbe, mit wem sie sich vermählen will? — Ist dieß denn nicht Alexis von Fürstel? fragte Bianca verwundert. — Nein, Signora, erwiderte Iwan.

Erschrocken schaute sie den Geliebten an; aber dieser, obgleich einige Augenblicke aus der Fassung gebracht, entgegnete ruhig: Dieser Mann hat Recht. Ich glaubte mein Geheimniß besser bewahren zu können, wenn mein Name Allen, selbst dir, Bianca, unbekannt bleibe; aber da man mich jetzt zwingt, denselben zu nennen, so wisse, ich heiße nicht Alexis von Fürstel, sondern Alexis Orloff.

(Fortsetzung folgt.)

Die wunderbare Erscheinung.

(Fortsetzung.)

„Sie haben es bemerkt, Myladies,“ sprach er weiter, „und nun wissen Sie, wohin Sie mir zu folgen haben. Sie gingen ja doch in dieser Verkleidung nur aus, mich zu suchen und sich von mir sagen zu lassen, was aus Viscount James, Ihrem davon gegangenen Gemahl, geworden,“ fügte er, sich speziell zu Lady Eleanor wendend, gelassen hinzu.

„Wer sind Sie, mein Herr?“ fuhr Lady Eleanor heraus, indem sie sich von einem Schauer durchrieselt fühlte. „Wer macht Sie unsere geheimsten Gedanken und Vorhaben errathen?“

„Myladies,“ erwiderte der Räthselhafte, „Jemand, der gewohnt ist, hinter den dunklen und grauenvollen Vorhang zu blicken, der uns arme Sterbliche von der Geisterwelt scheidet, muß wohl auch Verkleidungen und Absichten wie die Ihrigen zu durchschauen im Stande seyn. Ich bitte, kommen Sie, Ihre Wünsche sollen befriedigt werden.“

So sprechend, wandte er sich dem vorhin von ihm bezeichneten Hause zu, indem er sich nicht ein einziges Mal umblickte, um zu sehen, ob die Damen ihm folgten. Wie es schien, war er seiner Macht über sie so gewiß, daß er nicht einen Augenblick an ihrem Nachkommen zweifelte, und obschon allerdings die Begleiterin von Lady Eleanor sich eifrig bemühte, ihre Freundin von einer weiteren Verfolgung des Abenteuers abzubringen, so zeigte sich diese doch so sehr von dem Einflusse der Begegnung und dem Wesen des Fremden gereizt, daß sie, auf keine, noch so dringend vorgebrachten Vorstellungen hörend, dem Vorangehenden, wie von einer magischen und unwiderstehlichen Gewalt angezogen, nachschritt, die Widerstrebende gewaltsam mit sich fortziehend.

Als Beide die Schwelle des Hauses, in welche der Adept eingetreten war, erreichten, sahen sie denselben schon oben an einer Treppe stehen und ihnen winken, was sie ganz deutlich wahrnehmen konnten, da sich zu beiden Seiten seines Hauptes zuckende Flämmchen befanden, die, als er sich wieder wandte und eine andere zweite Treppe hinaufschritt, unerklärlicher Weise ihn begleiteten.

Als die ihm Nachkommenden ihn den zweiten Stock erreichen sahen, bemerkten sie, daß sich vor ihm in der Wand eine Pforte öffnete, die er mit keinem Finger berührt hatte. Ihm nachgehend und gleich ihm diese Pforte durchschreitend, befanden sie

sich plötzlich in einem Gemach, in welchem die Flammen von dem Kopfe des Geisterbanners hinweg und auf zwei seltsamgeformte Leuchter glitten, von denen herab sie den langen, dunklen Raum, den die Stube bildete, mit einem gespenstisch weißen Lichte wunderbar und geheimnißvoll bestrahlten.

Während die Damen diese eigenthümliche Erhellung benutzend, sich neugierig nach allen Seiten umsahen, rückte ihr Führer ihnen mit einer aufmerksamen Zuvorkommenheit ein Paar Stühle zurecht, und indem er sie ersuchte, sich darauf ausruhen zu wollen, entfernte er sich durch eine andere, jener ersten gegenüberliegende Thür, um, wie er sagte: für die vorzunehmende Operation einige nöthige Vorbereitungen zu treffen.

„Um des Himmels Willen,“ rief die Begleiterin der Lady Eleanor, sobald sich nur die Thür hinter dem Hinausgehenden geschlossen, „um des Himmels Willen laß uns von hier entweichen und das Freie suchen. Dieß Haus ist nichts mehr und nichts weniger als die Höhle des leibhaftigen Bösen selbst!“

„Es ist zu spät,“ erwiderte Lady Eleanor bangend und zitternd, aber doch etwas besonnener, als jene. „Die Thüre hat sich hinter uns zugethan und ohne Handgriff und Schloß, wie sie ist, werden wir sie zu öffnen nicht im Stande seyn, auch wenn wir größere Ruhe und Geistesgegenwart errängen, als wir in der That jetzt inne zu haben uns rühmen dürfen. Es bleibt uns nichts übrig, als auszuharren und alle die teuflischen Prozeduren durchzumachen, in die wir uns eben so tollkühn als frevelhaft eingelassen.“

Nachdem diese Unterredung stattgefunden und Lady Eleanor kaum gelungen, ihrer zagbaften Freundin einigen Muth einzuflößen, öffnete sich die zweite Thüre und der Zauberer kam wieder, nun aber ganz für das Werk, das er vorzunehmen hatte, kostümirt, zurück. Arme, Beine und Füße waren nackt, außer, daß er schwarze Sandalen trug, die um die Knöchel gebunden, durch einen Knopf festgehalten erschienen. Eine schwarze, faltige Tunika mit rothem Besatze reichte bis weit über seine Kniee herab, war auf der Brust aber so gefaltet oder ausgeschnitten, daß man einen großen Theil der letzteren darunter bloß gelegt erblicken konnte. In der Hand trug er einen langen weißen Stab, der mit allerlei seltsamen Charakteren bemalt, sehr abenteuerlich und seltsam aussah.

„Haben Sie die Güte,“ wandte er sich an Lady Eleanor, „Geld und etwaige Schmucksachen hier bei Ihrer Freundin zurückzulassen, denn Gold und Silber, das Sie zufällig bei sich tragen, dürfen nicht mit in jenes andere Gemach kommen, in das ich Sie sogleich führen werde.“

„Gott im Himmel,“ rief die Begleiterin der Lady aus: „also soll ich hier allein zurückbleiben, allein, in diesem entsetzlich einsamen Zimmer?“

„Ja, das werden Sie, meine Theure,“ erwiderte der Zauberer. „Die Geister sind ein trübseliges Geschlecht und durchaus nicht geneigt, sich vor einer Gesellschaft zu zeigen. Sie zeigen sich nur denen, die in einem gewissen geistigen Rapport zu ihnen stehen, aber nicht solchen, die sich nur aus Neugierde ihnen nähern.“

„Aber ich werde krank, ich werde ohnmächtig werden,“ sagte schaudernd die Zurückgewiesene. „Vielleicht, daß die Angst mich tödtet!“ stöhnte sie schluchzend hinterdrein.

„Sie werden leben, meine Theure,“ beruhigte sie der Adept, indem ein unheimliches Lächeln seinen Mund umspielte, „Sie werden leben und zwar ohne irgend eine Beängstigung zu empfinden, denn Sie werden sogleich in einen tiefen und nicht unangenehmen Schlaf versinken.“

Und während er dieß sagte, hob er die Hand mit dem Stabe gegen die zaghaft und zitternd dasitzende Frau, welche denn auch sogleich die Augen schließend, in einen tiefen und, wie es schien, ganz ruhigen Schlummer versank.

Nachdem dieß geschehen, ergriff der Wundermann Lady Eleanor bei der Hand und führte sie in das nächste Zimmer, das völlig leer war und an der Hinterwand nur einen Altar von schwarzem Marmor zeigte, über dem sich ein großer, seltsam eingerahmter Spiegel, ihm zur Seite eine Art eiserner Ofen und nicht weit davor ein Armsessel befand, auf welchem der Magier seine Begleiterin niedersitzen hieß.

Dieser Armsessel war von dem Altar und Allem, was dazu gehörte, durch eine Linie getrennt, die aus Knochen und andern schauerlichen Gegenständen gebildet, quer über den Fußboden von der einen Wand zur andern lief. Fenster konnte Lady Eleanor nicht wahrnehmen, denn die Wände zeigten sich rings mit einem dunkelrothen, faltig gereiheten Zeuge behangen, auf welchem eine kleine blaue Flamme, die auf dem Ofen brannte, mit wunderbaren Streiflichtern hin- und wiederspielte.

(Fortsetzung folgt.)

Die große Explosion vom 17. Nov. im Lager der Verbündeten.

Aus dem englischen Lager veröffentlichen die „Daily News“ und der „Herald“ Berichte vom 17. Nov., welche eine Schilderung der furchtbaren Explosionen im französischen und englischen Lager enthalten. Die Veranlassung zu diesem schweren

Schlag ist nicht in verläßlicher Weise ermittelt worden; doch ist die glaubhafteste der verschiedenen Versionen die, daß ein französischer Soldat aus Neugierde eine russische Bombe untersuchte, daß diese sprang und die in der Nähe befindlichen Pulvervorräthe in Brand steckte. Das Hauptdepot der letztern, nebst einer Masse Voll- und Hohlkugeln befand sich im Lager des Generals de la Motte-Rouge bei der oft erwähnten Windmühle, zu deren Rechten der Belagerungstrain der Engländer stand, der nur durch einen offenen Raum von etwa 450 Fuß von jenem getrennt war. Hier befand sich auch das Hospital der Franzosen für ihre rechte Angriffslinie und man kann von großem Glück sagen, daß die Kranken vor acht Tagen daraus entfernt worden waren, das Unglück wäre sonst noch schrecklicher gewesen. Die Wirkung und Kraft der Explosion übertrafen Alles, was man selbst bei der Belagerung von Sebastopol erlebt hatte. Das Auffliegen des Redans und aller andern russischen Werke zehnfach genommen, war mit diesem Stoße nicht zu vergleichen. Er erschütterte den Boden auf Meilen in der Runde, warf das mächtigste Mauerwerk um und fegte sämmtliche Zelte in einem einzigen Momente nieder. Schwere Belagerungsgeschütze wurden in die Höhe gerissen, die Röhre bei Seite geschleudert und die Laffetten hoch in die Luft geworfen, bis sie zertrümmert niederfielen. Die schwersten Kugeln — so schreibt der Korrespondent der „Daily News" — scheinen ebenfalls durch den Stoß allein hoch in die Lüfte geschnellt worden zu seyn; 1500 Fuß von der Stelle, wo die Explosion stattfand, sah ich sie als schweren Eisenhagel auf das Lager unserer leichten Division in solcher Menge herabfallen, als ob die Batterien aller russischen Forts sie gegen diesen Punkt ausgespieen hätten. Zum Glück war dieser furchtbarste Akt der grauenvollen Tragödie bald vorüber. Auf die große Explosion des französischen Magazins folgten die kleineren der vereinzelten Depots wie Pelotonfeuer; sie waren bei weitem nicht mehr so furchtbar, aber eine Unmasse von Bauholz und Faschinen, die von den Franzosen aufgehäuft worden waren, wurden allmälig durch sie in Brand gesteckt, und mit Einbruch der Nacht stand diese Masse in lichterlohen Flammen. Ein scharfer Nordwind fachte diese mächtig an; sie wälzten sich mit Sturmeseile unaufhaltsam fort und sprengten jetzt ihrerseits alle kleineren Magazine in die Luft. So verging die Nacht; an Rettung war nicht zu denken; denn Alles floh die mörderische Brandstätte, die aus ihrem Schooße Kugeln und Raketen in die Luft sandte und in den Elementen, die sie zerstörte, fortwährend neuen Nahrungsstoff erhielt. Erst um 8 Uhr Morgens waren die Brennstoffvorräthe zu Aschenhaufen zusammengebrannt, aber auch dann noch wars nicht rathsam, sich dem rauchenden Herde zu nähern, da noch dann und wann kleine Explosionen stattfanden. Das große in der Windmühle befindliche englische Pulvermagazin, in dem an 3600 Zentner Pulver lagen, ist nur durch die Todesverachtung einiger englischen Soldaten gerettet worden. General Straubenzee war nämlich unmittelbar nach dem Auffliegen des französischen Hauptmagazins nach dem Lager des 7. Füsilierregiments geeilt und hatte dort gefragt, ob einige von der Mannschaft es wagen wollten, mitten in der Verwüstung das Dach der Windmühle zu erklettern, um sie durch nasse Zeltdecken u. dgl. vor dem Brande zu schützen. Nun war überdieß kaum noch ein Stück vom Dach des alten Gebäudes vorhanden, da es durch den Stoß der ersten Explosion theils fortgetragen, theils in sich selbst zusammengestürzt war, so daß das Pulver mitten im sprühenden Funkenregen beinahe frei lag. Trotz dieser augenblicklichen Gefahr meldeten sich unverzüglich Lieutenant Hope (der Aeltere) und 25 Füsiliere zu dem Wagestück, denen sich noch andere Soldaten von den Jägern und dem 34. Regiment anschlossen. Zehn Minuten nach der ersten Explosion stand Lieutenant Hope mit einem halben Dutzend seiner Leute auf dem Mauerwerk der Mühle und breitete nasse Decken über sie hin, die Andern hatten vollauf zu thun, das nöthige Wasser herbeizuholen. So wurde das englische Magazin gerettet. Trotz der Hingebung der Soldaten war dieß dennoch ein wahres Wunder, denn wie leicht hätte eine herabfallende Bombe durch die Decken hindurchschlagen können! Die Wirkung wäre furchtbar gewesen. General Straubenzee stattete dem Lieutenant öffentlich Dank ab; er und seine wackeren Kameraden werden wohl noch weiter belohnt werden. Die Verluste kannte man am 17. Nov. im Lager noch nicht, wohl erzählte man sich verschiedene merkwürdige Rettungsfälle. So schlug unter anderen eine Kugel gerade ins Zelt des Majors Strange ein und zertrümmerte einen Stuhl von dem dieser eben aufgestanden war.

Homonyme.

Der Erde ganzen Unbestand vereine
Ich in mir, und du zwingst zum Steh'n mich nicht;
Doch wenn ich schwarz auf weiß vor dir erscheine,
Dann fesselt dich mein lastendes Gewicht.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert,
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 291 Donnerstag, 6. Dezember 1855.

Bianca Lorzy, oder Liebe und Fanatismus.

(Fortsetzung.)

Als Bianco diesen Namen hörte, trat sie mit einem Ausruf der Verwunderung zurück und rief: Alexis Orloff! Und dieß hieltest du vor mir geheim? — Wirst du mich deßhalb weniger lieben? fragte Alexis, ihr die Hand reichend. — O du wolltest mir das Opfer verheimlichen, das du mir brachtest — du bist edel, Alexis! — Ja, begann Iwan mit finstrem Blick, Alexis Orloff vergißt, durch die Schönheit eines jungen Mädchens bethört, welchen Namen er trägt; aber er ist jung, und früher oder später wird sein natürlicher Charakter wieder den Sieg davontragen. Die Orloff's sind Adler, Signora: sollten sie auch einen Augenblick unter Blumen einschlummern, bald werden sie wieder ihren Flug zu den Wolken nehmen. Die Liebe dauert nicht lange; überdieß kommt, wenn die Opfer alle von einer Seite gebracht werden, eine Zeit, wo man sich deren erinnert, und dann ist die Reue nicht weit!

Das junge Mädchen zitterte.

Glaub' ihm nicht, Bianca! Glaub' ihm nicht! rief Alexis.

Mir braucht Ihr nicht zu glauben, sondern der Erfahrung, fuhr Iwan fort, den Kopf schüttelnd. Bedenkt, Signora, daß Eure Liebe Alexis mehr entziehen wird, als der Haß eines Feindes ihm würde rauben können: Macht, Ehre und Ansehen wird er allein verlieren. — Genug! rief Orloff, indem er Bianca wieder zum Priester führte.

Iwan schien seine gewisse gewohnte Ruhe nicht mehr bewahren zu können.

Nehmt Euch in Acht, Signora! sagte er; zwingt Orloffs Freunde nicht zu gewaltsamen Maßregeln.

Bianca wandte sich erschrocken ab.

Ja, rief Borgo heftig aus, Alexis möge eher sterben, als daß solch eine Heirath ihn beschimpft! Welches Recht habt Ihr, das Glück einer edlen Familie zu stören? Wer seyd Ihr, daß Ihr Euren Namen neben dem der Orloffs zu setzen wagt? — Elender! rief Alexis aus, indem er auf Iwan zueilte.

Bianca hielt Alexis zurück. Ihr Antlitz hatte plötzlich einen wunderbaren Ausdruck von Würde und Entschlossenheit angenommen; sie schaute Iwan an und sagte mit ruhigem Ton: Ihr fragt mich, wer ich bin? Auch ich beabsichtigte darüber zu schweigen, ich habe es meinem Vater auf seinem Sterbebett gelobt; allein ich ziehe die Gefahr der Verunglimpfung vor. Fürchtet nicht, daß die Orloffs durch diese Heirath beschimpft werden; Bianca Lorzy kann ein Glied ihrer Familie werden, ohne daß sie darüber zu erröthen brauchen. Ich bin die Tochter Elisabeth Petrowna's, Eurer früheren Kaiserin.

Ein zweifacher Schrei folgte auf diese unerwartete Enthüllung; der eine war ein triumphirender, der andere ein Schrei der Angst. Iwan und Alexis wechselten einen Blick, der den Letzteren erbleichen machte. Jener bemerkte es nicht.

Und nun sagt mir, fügte sie mit sanftem Lächeln hinzu, welche Hindernisse unserer Verbindung noch entgegenstehen. — Ich sehe keine mehr, versetzte Borgo, sich verneigend.

Bianca wandte sich lächelnd zu Alexis, ergriff seine Hand und trat vor den Altar.

Verzeiht mir, ehrwürdiger Vater, sagte sie, nur die Namen haben sich geändert.

Die Entdeckung, welche Alexis gemacht, hatte ihn mächtig ergriffen. Als er hörte, daß Bianca Lorzy die Tochter Elisabeth Petrowna's sey, diejenige, welche er ausliefern sollte, bemeisterte sich seiner eine Art abergläubischer Unentschlossenheit. Es schien ihm, als ob diese Begegnung kein Spiel des Zufalls, sondern ein Wink der Gottheit sey. Er wußte, welches Interesse Katharina dabei hatte, sich der Tochter Elisabeths zu bemächtigen; diese war gleichsam die letzte Standarte, um welche sich die Unzufriedenen im Lande schaaren konnten; darum durfte auch derjenige, welcher die Tochter Elisabeths Katharina's Händen überlieferte, Alles von der Gunst der letzteren erwarten, und Gregorius hatte seinen Bruder nur deßhalb mit dem Aufsuchen Jener beauftragt, weil er das Gelingen dieser Mission als

nothwendig für seinen Einfluß betrachtete. Alexis erkannte nur zu wohl, welch ein Unglück es sey, daß Iwan Borgo Bianca's Geheimniß erfahren habe, indem dieser ohne Zweifel Gebrauch davon machen werde. Was kümmerte den letztern auch das Verderben Bianca's, wenn dieß nur zur Erhebung der Orloffs diente? War er nicht gerade deßhalb nach Italien gekommen, um Alexis in seinen Nachforschungen zu unterstützen? Alle Bemühungen, Bianca vor ihm zu verbergen oder sein hartes Herz zu erweichen, mußten demnach vergeblich seyn; Iwan kannte weder Entmuthigung, noch Mitleiden: er hatte nur e i n e n Willen und e i n Ziel.

5.

Die Zeremonie war vorüber. Alexis hatte seine junge Gattin nach seiner Wohnung geführt; er war allein, als Iwan eintrat.

Ich erwartete Euch, sagte Alexis mit kurzem Ton, überzeugte sich, daß Binaca das Gespräch nicht hören könne, verschloß die Thür und stellte sich vor dieselbe. Jetzt sagt mir, Borgo, fuhr er fort, welch einen Gebrauch Ihr von dem Geheimniß zu machen gedenkt, welches Ihr so eben entdeckt habt.

Mir kommt es zu, diese Frage zu thun, sagte Iwan. Ist diejenige, welche Ihr sucht, nicht in Euren Händen? — Nun? fragte Alexis mit forschendem Blick. — Was beabsichtigt Ihr zu thun? — Fragt Ihr noch so, Unglücklicher? Hab' ich Euch nicht gesagt, daß ich sie liebe? — So wollt Ihr sie den Nachforschungen Katharina's zu entziehen suchen? — Mit Aufopferung meines Lebens, versetzte Alexis. — Es wird i h r vielmehr das Leben kosten. — Was wollt Ihr damit sagen? forschte Alexis. — Glaubt Ihr denn, daß die Kaiserin so leicht ihre Pläne aufgeben wird? — Nein; aber Bianca steht unter meinem Schutz, und keine Macht der Erde soll sie mir entreißen! — Ihr vergeßt den Tod! bemerkte Iwan. — Wie? sollte man wagen . . . .

Erinnert Ihr Euch nicht mehr, welch ein Loos Peter III. zu Theil geworden ist? Ihr werdet vergebens die Tochter Elisabeths schützend in Eure Arme schließen: zwischen Eure Lippen wird das Gift, zwischen Eure Herzen der Dolch dringen.

Aber wer wird ihren Aufenthaltsort anzeigen? fragte Alexis, jenen scharf anblickend. Seyd Ihr Willens, uns zu verrathen? — Man ist kein Verräther, wenn man hält, was man geschworen. — Und wenn ich Euch nun zuvorkäme, rief Alexis, die Hand an den Dolch legend, und diesen Stahl ins Herz stieße?! — Es würde bereits zu spät seyn. — Weßhalb? fragte Alexis. — Meine Leute sind benachrichtigt; sie umringen das Haus und würden weder Euch, noch Eure Gattin ziehen lassen. — Ihr seyd also gekommen, um uns gefangen zu nehmen? rief Alexis. — Ich bin gekommen, um Euch das einzige Mittel zu unserer Verständigung mitzutheilen. — Es ist kein Mittel dazu vorhanden. — Ich kenne eines, erwiderte Iwan. — Wollt Ihr Bianca denn nicht der Kaiserin ausliefern, während ich sie retten will? — Und wenn nun ihre Auslieferung eben das Mittel wäre, um sie zu retten? — Wie ist das möglich?!

Borgo näherte sich Orloff.

Hört, Alexis, sagte er, jetzt könnt Ihr die Herkunft Eurer Gattin nicht mehr verheimlichen; ich habe Euch bereits gesagt, daß, wenn Ihr mich hier niederstoßt, draußen zehn meiner Diener stehen, welche wissen, daß die Tochter Elisabeths sich hier befindet. Diese, den Priester, der euch einsegnete, die Zeugen, die bei der Zeremonie zugegen gewesen, Alle müßtet Ihr tödten. Ihr seht demnach, daß Ihr nicht mehr Herr dieses Geheimnisses seyd; was Ihr auch beginnen mögt, es wird Katharina bekannt werden. Wenn Ihr zu entkommen sucht, wird man Euch verfolgen; Eure Flucht wird als Verrath erscheinen, und Ihr und Bianca werdet den Tod erleiden. Wenn Ihr dagegen Euer Gelübde erfüllt und Eure Gattin der Kaiserin ausliefert, so wird diese beruhigt Alles vergessen. Beabsichtigte Katharina deren Tod, so würde sie dieß wohl befohlen haben. Es wäre gewiß bequemer, die Tochter Elisabeths zu tödten, als sie gefangen wegzuführen; aber die Kaiserin hat Euch stets gesagt, daß sie sich nur gegen Verschwörer sicher stellen wolle. Bedenkt deßhalb wohl, daß Ihr Bianca's Tod herbeiführt, wenn Ihr mit ihr flüchtet, während Ihr sie retten könnt, wenn Ihr sie nach St. Petersburg bringt. Erwägt dieß wohl und wählt dann!

(Fortsetzung folgt.)

Die wunderbare Erscheinung.

(Fortsetzung.)

„Sie wünschen zu erfahren, wie und in welchen Verhältnissen sich Ihr Gemahl, Viscount James befindet, Mylady?" wandte sich der Magier nun an die erstaunt das Gemach musternde Frau, und nachdem sie ein leises „Ja" gehaucht, fuhr er fort: „Nun wohl, ich will versuchen, Ihren Wunsch zu befriedigen; nur müssen Sie, so lieb Ihnen Ihr Leben ist, sich weder durch Furcht noch durch Neugierde verleiten lassen, irgend einen Laut von sich zu geben, denn ein einziges Wort, ein bloßer Ausruf des Schreckens oder der Verwunderung könnte sehr verhängnißvoll für uns Beide werden. Die heilige und göttliche Stille allein, ist das Element,

in welchem die Geisterwelt lebt und webt; eine Sylbe, die unvorsichtig oder frevelhaft von Menschenlippen hineinschallt, macht sie zornig verschwinden. Darum noch einmal, Mylady, was Sie auch sehen und hören mögen, schweigen Sie. Mein und Ihr eigenes Leben stehen auf dem Spiele. Es ist nicht ohne Gefahr, daß man die Geister beschwört."

So sprechend und wohl sehend, daß Lady Eleanor Willens war, sich genau seinen Vorschriften zu unterziehen, nahm er aus einem Körbchen, das er bei sich trug, vier kleine, weiße Licht-Enden, die er an der Flamme auf dem Ofen ansteckend, eines nach dem andern in den vier Ecken des Gemachs auf dort befindliche Wandleuchter aufsteckte, einen Vers dabei zitirend, welcher die guten Geister anrief, alles Böse abzuhalten.

Wie zur Antwort auf diese Aufforderung erschallten oder zitterten vielmehr einige wimmernd-klagende Töne durch das Gemach, die den Zauberer, wie es schien, mit einer Art von Genugthuung erfüllten, denn er wartete, so wie er das Licht aufgesteckt, mit sichtlicher Spannung darauf und lächelte zufrieden, so wie er sie vernommen. Als auch in der vierten Ecke das Licht aufgesteckt und der wimmernd-klagende Ton auch von hier aus erklungen war, kniete er mit gebeugtem Haupte vor dem Altare nieder, und nachdem er hier still, wie sich annehmen ließ, gebetet oder eine Zauberformel gesprochen, stand er auf, um drei Mal mit seltsamen Geberden und Zeichen den Halbkreis um den Spiegel hin und zurück zu machen. Hierauf den Altar mit einem rothen Pulver bestreuend, griff er mit der bloßen Hand in die blaue Flamme, die auch sogleich, wie ein gezähmter Vogel sich auf seine Fingerspitzen setzte, und sich auf diesen zu dem Pulver auf dem Altare hinübertragen ließ. Kaum jedoch war sie damit in Berührung gekommen, als sich auch sogleich ein ganz heller, blendend weißer Schein über die Stube verbreitete und unter dem Spiegel selbst blaue Dunstwolken sich zu bilden begannen, die sich phantastisch zusammenballend, über die Oberfläche des Glases zogen und wie Blitze zuckten, so wie sie den Rahmen erreichten, über den sie niemals hinaus kamen. Als der Dunst ganz dicht und so geworden war, daß man von der ganzen Fläche des Spiegels nichts gewahrte, sondern nur eine dicke Nebelschicht darüber gelegt bemerken konnte, ließ sich ein scharfer, klirrender Klang vernehmen, der sich anhörte, als wenn das Glas des Spiegels in tausend Scherben zersplittert wäre.

Lady Eleanor, die mit sich steigerndem Entsetzen alle diese Vorgänge beobachtet hatte, hatte Noth, bei diesem Klange einen Schrei der fürchterlichsten Beängstigung zu unterdrücken, denn ihr war, als müßte nicht nur der Spiegel, sondern auch die Decke, das Haus, ja ihr eigenes Herz von diesem Klange bersten.

Zu ihrer Verwunderung aber fand sie, nachdem sie sich mühsam von ihrem Schrecken erholt, daß nicht nur noch Alles war und stand, wie es gewesen, sondern daß sogar mit oder vielmehr auf dem, durchaus unbeschädigten Spiegel eine äußerst merkwürdige Veränderung vorgegangen war. Der Nebel darauf war nicht verschwunden, aber er hatte sich, wie es schien, verdünnt, und so tief in das Glas hineingezogen, daß er nun darin ein Gemälde mit lebenden Figuren bildete, das die Dame, wie aus einer ungeheueren Ferne zu beobachten Gelegenheit hatte. Sie sah in das Innere einer gothischen Kirche, durch deren Fenster herein die Abendsonne ihre letzten, alle Gegenstände sanft vergoldenden Strahlen warf, die auch eine Gruppe von Menschen umspannen, unter denen zuerst ein Priester, dann Hochzeitgäste und endlich ganz deutlich ein Brautpaar zu erkennen war.

Die Braut trug ein weißes, schweres Atlaskleid, und einen langen, weißen Schleier, der in dem blonden Haar mit einer Myrthenkrone festgehalten, die jugendlich-zarte Gestalt wie ein schwellender Duft oder eine leichte Wolke umgab. Der Bräutigam war in ein prächtiges Hofkostüm jener Zeit gekleidet und trug einen Degen an der Seite. Die Tracht der Umstehenden schien niederländischen Genre's zu seyn.

Während Lady Eleanor noch mit dem Mustern dieser Menschengruppe beschäftigt war, schien plötzlich das Ganze durch unsichtbare Mittel eine hellere Beleuchtung zu erhalten, und da durch diese die Gestalten schärfer und deutlicher hervortraten, war sie nun auf einmal in den Stand gesetzt, in der Person des Bräutigams ihren Gemahl, Sir James Viscount Primrose, zu erkennen. Bevor sie sich jedoch von dem Schrecken, den ihr diese Wahrnehmung verursachte, erholen konnte, trat ein Fremder, das Gesicht in den Mantel gehüllt, mit dem eiligen Schritte eines Menschen, der zu spät zu kommen fürchtet, in die Kirche. Niemand von den darin Anwesenden schien ihn wahrzunehmen, und er selbst stand eine Weile regungslos hinter einem Pfeiler, um aller Vermuthung nach, sich vor einem zu thuenden verzweiflungsvollen Schritte auch Gewißheit über die Veranlassung desselben zu verschaffen; in dem Momente aber, in dem der Priester im Begriffe war, die Hände des Brautpaares in einander zu legen, ließ er den Mantel von Gesicht und Schultern zur Erde niedergleiten und stürzte vor, als wolle er gegen die Ceremonie protestiren. In der Gestalt dieses Vorstürzenden erkannte Lady Eleanor ganz deutlich das Ebenbild ihres Bruders, den sie nun sehr lebhaft agiren und endlich gegen den Bräutigam, das heißt also gegen ihren Gatten,

den Degen ziehen sah. Da auch jener den seinigen aus der Scheide riß, so schien ein Zweikampf hier an den geheiligten Stufen des Altars unzweifelhaft, als alle Diejenigen, die Zeugen dieses Auftrittes waren, bestürzt und überrascht davon, weder Muth noch Geistesgegenwart genug zu besitzen schienen, denselben durch Einspruch oder Dazwischentreten zu verhindern.

Die Braut war ohnmächtig niedergesunken und von den Frauen umringt; von den Männern eilten einige hinweg, andere blieben unschlüssig stehen. Während dessen begannen die Degen sich zu kreuzen und Lady Eleanor hörte sogar, oder bildete es sich ein, zu hören, wie die Klingen an einander schlugen, wiewohl es allerdings wie aus weiter Ferne war.

In ihrem Schrecken und in der Angst, entweder ihren Gatten oder ihren Bruder todt zu Boden stürzen zu sehen, vergaß sie der Warnung des Magiers und ihre Hände vor das Gesicht haltend, rief sie: „Um des Himmels Willen trennt sie, sie tödten einander!“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Nach amtlichen Berichten verbrauchten die bayerischen Bahnen im Jahre 1852/53 auf die Wegstunde $5\frac{7}{10}$ Loth Knochenöl und $4\frac{2}{10}$ Loth Talg zum Schmieren. Dieser bei den vortrefflichen Einrichtungen der Maschinen und Wagen sehr große Verbrauch erklärt sich aus der Art, wie das Material herbeigeschafft wird. Es geschieht durch Lieferung an den Wenigstnehmenden, der sich natürlich für den geringen Preis durch Verschlechterung der Waare entschädigt. So wurden im laufenden Betriebsjahr 2000 Zentner Knochenöl, das im Handel 50 fl. kostet, zu 38 fl. 30 kr. geliefert, 2000 Ztr. Talg, der im Handel 47 fl. kostet, zu 39 fl. Die Lieferanten verlieren daher, wenn sie auch bloß gewöhnliche Marktwaare liefern, bloß an diesen beiden Artikeln 39,000 fl. gegen den Marktpreis. Aber in der Wirklichkeit gewinnen sie doch, da sie statt Knochenöl rohes Pflanzenöl liefern, das mit Steinkohlenöl oder Harzöl versetzt ist, statt reinen Talg mit Kokosöl und andern wohlfeilen Fetten, so wie mit Seife und Wasser versetzten. Die Verwaltung aber gewinnt durch die Wohlfeilheit nichts, da sie von dem ungenügenden Material ungleich mehr verbraucht, als sie von gutem nöthig gehabt hätte. (Allg. Z.)

Auf der Eisenbahn von New-York nach Albany ereignete sich am 10. Nov. ein schrecklicher Unglücksfall. Der Schnellzug hatte um halb 6 Uhr Abends die Station Chatham-four-Corners verlassen und fuhr mit gewöhnlicher Schnelligkeit gegen Boston-Corners zu, als er in dem Augenblicke, wo der Train über einen 35 Fuß hohen Damm dahinbrauste, von einem heftigen Windstoß von der Seite gepackt und alle Wagen den Damm hinuntergeworfen wurden. Lokomotive und Tender allein blieben auf den Schienen. Die darauf folgenden Scenen, durch tiefe Finsterniß, furchtbaren Regen und Sturm noch schrecklicher gemacht, lassen sich nicht beschreiben. Man bedurfte mehrere Stunden, um die Reisenden, unter denen sich viele Beschädigte und Todte befanden, unter den Wagentrümmern hervorzuziehen.

In Leipzig macht gegenwärtig der plötzliche Tod des Besitzers vom „Hotel de Baviere“, des ersten Gasthauses der Stadt, des Hrn. Redslob, bedeutendes Aufsehen. Man fand denselben am 28. Nov. Abends todt in seinem Komptoir. Am 30. zeigt dessen Gattin seinen in Folge „eines Schlagflusses“ erfolgten Tod an. Trotzdem laufen üble Gerüchte umher, welche sein auffallendes Benehmen an jenem Tage, seine Unruhe in Zusammenhang bringen wollen mit den Nebenumständen, unter denen man den Todten fand, dem verschlossenen Zimmer 2c. (S. Bl.)

Die engl. Admiralität hat jetzt eine vollständige Uebersicht der im Jahre 1854 an den englischen Küsten vorgefallenen Schiffbrüche veröffentlicht. Es ist dieß ein so trauriges Register, wie wir es seit vielen Jahren nicht gesehen haben, wie denn auch die Stürme des vorigen Winters ungewöhnlich in ihrer Dauer und Heftigkeit gewesen sind. Die Einzelnheiten des Ausweises übergehend, wollen wir hier nur erwähnen, daß die Zahl der gescheiterten Schiffe 987, der dabei ums Leben gekommenen Menschen 1559 beträgt. (155 Schiffe und 560 Menschenopfer mehr als im Jahr 1853).

Zu dem Dichter Marivaux brachte ein Bauer ein Bund Spargel zu verkaufen und forderte 6 Groschen. „Bist Du es zufrieden, wenn ich Dir für die Hälfte 3 Groschen gebe?“ sagte der Dichter. „Warum nicht!“ antwortete der Bauer. Geschwind nahm der Dichter ein Messer, schnitt das Bund mitten durch, gab dem Bauer die grüne Hälfte zurück und behielt die eßbare für sich.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 292 Freitag, 7. Dezember 1855.

Bianca Lorzy, oder Liebe und Fanatismus.

(Fortsetzung.)

Alexis hatte mit gesenktem Haupte diesen Worten gelauscht. Er hatte sogleich die Unmöglichkeit einer Flucht erkannt; Alles, was Iwan anführte, befestigte ihn nur in seiner eignen Ansicht; allein das ihm vorgeschlagene Rettungsmittel verwarf er, obgleich er kein anderes sah.

Nein, sagte er nach kurzem Schweigen, ich selbst mag Bianca ihren Feinden nicht überliefern.

Was fürchtet Ihr? fragte Iwan. Sie werden keinen nutzlosen Mord begehen. — Wer bürgt mir davor, daß sie denselben nicht als nothwendig betrachten? Wer vergewissert mich über ihre Absichten? — Diese Depesche, versetzte Iwan. Ich bin beauftragt, dieselbe Euch zu überreichen, falls sich die Tochter Elisabeths bereits in Euren Händen befände. — Was enthält sie? — Den Befehl, dieselbe nach der Festung Kanzoff zu bringen, deren Gouverneur Ihr seyd. — Ist es möglich! rief Alexis. — Hier ist die Depesche — lest nur.

Alexis nahm das Schreiben, welches Iwan ihm überreichte.

Ihr seht, fuhr dieser fort, daß man der Tochter Elisabeths nicht nach dem Leben trachtet. Kanzoff gewährt Euch die Einsamkeit, welche Ihr für Eure Liebe wünscht; Ihr könnt dann in sicherer Abgeschiedenheit bei Eurer Bianca leben; kein Unglück kann Eure Gefangene bedrohen, was Euch nicht zuvor bekannt würde; sollte der eine oder der andere unerwartete Umstand sie in Gefahr bringen, so könnt Ihr sie desto leichter retten, da ihre Bewachung Euch anvertraut ist.

Ihr habt Recht, sagte Alexis, nachdem er eine Weile überlegt hatte; ja, Ihr habt Recht, ich muß der Gefahr entgegen gehen, das ist das einzige Mittel, derselben zu entrinnen. Aber damit Bianca nichts zu fürchten habe, ist es vor Allem nöthig, daß Gregorius nicht erfährt, welche Bande mich an sie fesseln. Versprecht Ihr mir, nichts davon offenbaren zu wollen? — Das gelobe ich Euch, versetzte Iwan.

Euer Schiff liegt zur Abfahrt bereit, nicht wahr? — So ist es.

Alexis reichte Iwan die Hand und sagte: Morgen reise ich mit Euch nach St. Petersburg.

6.

Die Sonne war hinter den finstern Dezemberwolken verborgen; ein kalter Regen strömte auf das überschwemmte Land hernieder, welches dichte Morgennebel umhüllten. Hin und wieder erblickte man zwischen kleinen Tannenwäldchen halb unter Wasser gesetzte Dörfer und hohe Deiche, welche die Fluth jeden Augenblick zu durchbrechen drohte. In der Ferne erschienen dann und wann für kurze Zeit einige Nachen, aber in der Nähe des Stroms gewahrte man weder Fahrzeuge, noch Häuser, noch Bäume — die Fluthen hatten Alles verschlungen; nur die Festung Kanzoff erhob sich mit ihren bemoosten Thürmen aus der weiten Wasserfläche.

Da öffnete sich ein Fenster in einem der Thürme, und Bianca erschien an demselben. Es war nicht mehr das blühende junge Mädchen von Crozia; sie glich einem Marmorbilde auf einem Mausoleum. Alles Leben schien aus ihr entflohen zu seyn. Sie lehnte sich an den Fensterposten und ließ ihre Blicke über die verwüstete öde Landschaft gleiten, welche vor ihr lag. Ach! seitdem sie dem schönen Italien Lebewohl gesagt, hatten ihre Augen nichts Anderes erblickt; Anfangs hatte sie dieß jedoch nicht beachtet: die Liebe, welche ihr Herz durchglühte, hatte Alles ringsumher zauberisch verklärt. Aber der Wille Katharina's hatte ihr stilles Glück bald vernichtet. Alexis war an den Hof gerufen worden und nach Petersburg gereist; von diesem Augenblicke an fehlte Bianca Alles; in ihrem Herzen wie auf der Erde herrschten Nacht und Kälte. Zum Erstenmal bemerkte sie, daß Rußlands Sonne nicht so hell strahlte als die Italiens, und daß es auf den russischen Schneefeldern keine Vögel und keine Blumen gab.

Dann und wann kam Alexis zwar nach Kanzoff, aber nur für kurze Zeit. Seine Besuche glichen den

Wintersonnenstrahlen, welche nur einen Augenblick wärmen, um hernach die Kälte desto mehr empfinden zu lassen. Alexis, dessen Liebe noch eben so feurig war, wie sonst, hatte vergebens darum gebeten, nach Kanzoff zurückkehren zu dürfen; Katharina und Gregorius waren mit großen Reformationsplänen beschäftigt, zu deren Ausführung sie seine Hülfe nöthig hatten; um keinen Argwohn zu erregen, mochte er Anfangs auch nicht auf der Erfüllung seiner Bitte bestehen. Als aber Bianca sichtlich dahinschwand, drang er darauf, daß man ihm die Rückkehr nach Kanzoff gestatte. Von dem argwöhnischen Gregorius ins Verhör genommen, bekannte er endlich seine Liebe und flehte Jenen an, ihn, wenn auch als einen Gefangenen, nach der Festung zurückzusenden.

Der Günstling Katharina's hörte ihn geduldig an und erwiderte dann kalt: Ich gebe Euch sechs Monate Zeit, damit Ihr von Eurer Narrheit genest. — Und wenn in sechs Monaten keine Veränderung mit mir vorgegangen ist? — Dann werde ich Eure Genesung auf mich nehmen, erwiderte Gregorius kurz.

Alexis sah ein, daß Bianca verloren sey. Flucht war unmöglich, da Beide zu scharf beobachtet wurden; er mußte darum auf ein kühneres Rettungsmittel sinnen. Lange grübelte er darüber nach und glaubte es endlich gefunden zu haben. Seit seiner Rückkehr aus Italien hatte er nur für Bianca gelebt und den Umgang mit den jungen Edelleuten gemieden; jetzt begann er wieder deren Gesellschaft aufzusuchen, nahm an ihren Vergnügungen Theil und bemühte sich, durch verschiedene Gefälligkeit ihr Vertrauen zu gewinnen. Er schien auch allgemach seine frühere Fröhlichkeit wiederzufinden, und seine Reisen nach Kanzoff wurden seltener.

Einen dieser seltenen Besuche hatte so eben ein Bote gemeldet; darum war Bianca ans Fenster getreten und ließ ihre Blicke über die öde Landschaft gleiten, in der Hoffnung, Alexis einige Minuten früher zu sehen. Länger als eine Stunde hatte sie bereits dort spähend gestanden, als sie endlich in der Ferne einen Reiter erblickte, welcher in vollem Galopp auf die Festung lossprengte. Dann hielt er plötzlich sein Pferd an, richtete sich im Sattel empor und winkte mit der Hand nach dem Thurm hinüber. Bianca stieß einen Freudenschrei aus. Wenige Augenblicke später lag sie in Alexis Armen. Fast überwältigt von Glück, hielt dieser sie lange umfangen, endlich aber rief er, sie anschauend, mit unnennbarer Zärtlichkeit: Bianca! was ist dir? Fasse dich und blicke mich an — ich habe dein liebes Angesicht noch nicht gesehen!

Sie erhob das Haupt unter Thränen lächelnd empor.

Großer Gott! wie bleich bist du! rief Alexis; noch bleicher als bei meinem letzten Besuch! — Deine Abwesenheit hat so lange gedauert! stammelte sie. O, mit jeder Stunde fühle ich, wie das Leben aus mir entwich; aber jetzt ist mir's, als ob mich wieder neue Lebenskraft durchströme. Ich fühle deine Gegenwart — ich athme sie wie die Luft ein — sie erquickt mein Herz gar wunderbar! Sage mir nicht, ob du bald wieder von hinnen mußt — sage mir's nicht! Es ist so lange her, daß ich mich ganz glücklich gefühlt habe — laß' mich einen Augenblick die Fülle meines Glücks genießen!

(Fortsetzung folgt.)

Die wunderbare Erscheinung.

(Fortsetzung.)

Kaum waren diese Worte einer nur allzubegreiflichen Besorgniß über ihre Lippen gekommen, als auch sogleich ein schrillendes Zischen und etwas wie ein dumpfer Schlag durch das Gemach erschallte, von dem die ganze Scene im Spiegel sich verwirrte und wie in Rauch zerstob. Lady Eleanor, der Worte des Zauberers sich erinnernd und das Fürchterlichste erwartend, sank bewußtlos in den Sessel zurück und schloß die Augen.

Als sie wieder zu sich kam, herrschte rings um sie her Dunkelheit und Stille, nur der Wahrsager befand sich, wie sie wahrnehmen konnte, ihr zur Seite, sich bemühend, sie wieder zu sich zu bringen. Kaum war ihm dieß gelungen und er zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie sich ihrer Sinne und Kräfte wieder zu bedienen im Stande war, als er auch sofort sie drängte, sich zu erheben und von ihm aus dem Zimmer geleiten zu lassen.

„Alles ist vorbei für diese Nacht,“ sagte er, indem er sie, nachdem sie aufgestanden, mit sich fortzog, „und je schneller wir diesen Ort verlassen, desto besser. Die Störungen der Geisterwelt pflegen, wie ich Ihnen schon früher sagte, für uns Sterbliche verderblich zu werden. Der Himmel gebe, daß die, welche Sie, Mylady, verursachten, ohne Folgen bleibe.“

Während dieser Worte hatte man die Thür und jenes erste Zimmer wieder erreicht, in dem die Begleiterin der Viscounteß zurückgeblieben war und in welchem man diese noch ruhig schlummern fand. Als der Magier auf sie zuging und sie mit einem Auflegen seiner Hand auf ihre Schläfe weckte, sah Lady Eleanor, daß er sich selbst in einem sehr übel zugerichteten Zustande befand. Sein Haar und Bart waren in Unordnung, ebenso wie seine Kleider, denen man deutlich ansehen konnte, daß ihr Träger mit ihnen zu Boden geschleudert worden war.

Nicht ohne eine gewisse Tonlosigkeit seiner Stimme

und ein ängstliches Zittern geschah es, daß er jetzt die Schlafende wieder zum Wachen bringend, sagte: „Stehen Sie auf, Mistreß Jane und entfernen Sie sich mit Mylady. Es ist ziemlich spät in der Nacht und schon zieht sich drohend ein Unwetter am Himmel zusammen, das Sie zu eilen zwingt, wenn Sie vor seiner Entladung noch nach Hause gelangen wollen.“

Mistreß Jane, die sich erhoben und nicht ohne Schrecken die düstere Wandlung in den Gesichtszügen ihrer Freundin sah, eilte auf diese zu, sie besorgt und wie tröstend an sich zu drücken, während der Magier ging und ein Zeichen gegen die Thüre machte, die sich in Folge dessen augenblicklich öffnete.

„Eilen Sie, eilen Sie,“ sagte er, indem er die Damen so höflich wie möglich über die Schwelle drängte. „Es ist hohe Zeit, daß ich zurückkehre, die Erzürnten durch Buße und Sühne auszusöhnen.“

Als Lady Eleanor und ihre Begleiterin die Hälfte der Treppe hinunter waren, und nothdürftig die Hausthüre erkennen konnten, schloß sich oben die Pforte, hinter welcher hervor sie einen so klagenden Jammerschrei sich folgen hörten, daß sie ganz entsetzt und von Schauer erfaßt, die Stufen der Stiege mehr hinunterflogen, als schritten und endlich athemlos und völlig im Schweiß gebadet, eine Stunde nach Mitternacht und nur eben noch vor dem Ausbruch eines fürchterlichen Unwetters in der Wohnung der Viscounteß ankamen.

Die erste Sorge derselben, als sie sich wohlbehalten wieder in ihrem Zimmer und zu völliger Besonnenheit und Ruhe zurückgelangt fand, war, die genauen Umstände ihres Abenteuers, mit Angabe von Tag und Stunde aufzuzeichnen. Dieses Dokument, das sich in der Familie der Earls of Stair (Lady Eleanor heirathete nämlich in zweiter Ehe John Dalrymple, Earl of Stair) erhalten, ließ sie von ihrer Freundin Mistreß Jane Hamilton unterzeichnen, und nachdem es von ihr versiegelt war, in einem geheimen Fache ihres Sekretärs verbergen.

Bald darnach kam ihr Bruder, Sir Archibald Campbell, dritter Earl von Loudon, von einer Reise nach Holland zurück, und man kann sich wohl denken, daß sie sogleich die erste, sich darbietende Gelegenheit benutzte, ihn auszufragen und besonders darnach zu forschen, ob er nichts von Viscount James gehört oder gesehen, worauf er anfangs nur ausweichend Bescheid gab, endlich aber entgegnete, wie er hoffe, einer so unzweifelhaft ehrlosen Person nie in seinem Leben wieder zu begegnen.

Da diese Antwort, weit davon entfernt, Lady Eleanor zu befriedigen, dieselbe natürlicher Weise nur immer aufmerksamer und gespannter machte, so ließ sie mit Bitten, Drängen und Nachfragen nicht nach, als bis Sir Archibald Campbell endlich die Geduld ausging und er nun der Schwester berichtete, daß er in Amsterdam einen unermeßlich reichen Kaufmann kennen gelernt habe, welcher eine einzige Tochter besaß. Da er sie hübsch und liebenswürdig gefunden, sey er eben Willens gewesen, sich um die Hand derselben zu bewerben, als er grade noch zur rechten Zeit vernommen, daß die junge Dame bereits versprochen und zur Zeit im Begriffe stehe, sich zu vermählen. Der Bräutigam, ein Engländer, der längere Zeit verreist gewesen, sollte zur Hochzeit wieder eintreffen und Sir Archibald, als Freund des Hauses, Zeuge der feierlichen Handlung seyn.

„Ich weiß nicht,“ lautete die Erzählung des Earl von Loudon, „was mich veranlaßte, der Bekanntschaft mit dem Bräutigam so lange als möglich aus dem Wege zu gehen. Es scheint, daß ich von der Fatalität derselben eine mir unangenehme Ahnung hatte. Genug, ich zögerte mich bei der Familie meines ehrwürdigen Freundes am Tage der Vermählung einzufinden und erschien erst spät in der Kirche, in welcher die Trauung vor sich gehen sollte und wo ich sofort in dem Bräutigam des armen, unschuldigen Mädchens Viscount Primrose, Deinen ehrlosen, davongelaufenen Gatten erkannte. Du kannst Dir leicht denken, Schwester, daß diese Wahrnehmung mein Blut sieden machte und daß ich mich nicht ohne eine Art von Genugthuung erinnerte, einen Degen an der Seite zu haben. Ich zog ihn und — —“

(Schluß folgt.)

Treu im Positiv, Comparativ und Superlativ.

Es gibt im Leben Manches, was kurze Zeit man hat;
Das ist, nach meiner Meinung, nur treu im ersten Grad. —
Treu ist, so in der Regel, ein Roß, — ein Freund, — ein Hund, —
Auch Mädchen und die Katzen, — sind treu gar manche Stund'; —
Die Hoffnung, das Gedächtniß, die Liebe und der Glaub',
Sogar auch das Gewissen, das oft ist stumm und taub, —
Der Magen, der doch Nahrung — der Leib, der Wärme hat. —
Sind all' — wer kann's bestreiten — nur treu im ersten Grad.
Und so ist was betrachtet ich je auf Erden hab',
Beständig und ausdauernd nichts bis an unser Grab;
Kann auch darunter Manches umfallen ganz nur schwer, —
Es ist doch ziemlich locker, und schwanket hin und her —

Viel treuer ist der Schatten, der Einz'ge, der hält aus,
Er geht mit uns, wohl traurig — in Friedhof noch hinaus,
Schaut — ist erreicht das Ende — still in das Grab hinein,
Dann geht auch er zurücke, — läßt die Begleitung seyn;
Denn droben in dem Himmel, wo so viele Lichter sind,
Da würde wohl der Schatten vergeh'n — schnell wie der Wind. —

Gewiß am allertreu'sten, das sind die Schulden, — Freund,
Sie bleiben an dir kleben, wenn Blut dein Auge weint.
Glaubst, daß du auf der Erde hast Alles schön bezahlt;
Wirst — wenn du strenger rechnest — den Irrthum finden bald,
Daß du in deinem Eifer da unrecht subtrahirt,
Und dort — der Vorsicht wegen — hast zu viel dividirt; —
Machst du dann noch am Schlusse, die Prob' mit eig'ner Hand —
So werden dir die Schulden erst recht genau bekannt,
Und hast du nicht gerechnet gewissenhaft, nach Pflicht,
Der Revident des Himmels zieht es schon an das Licht, —
Dann, Freund, wirst du dich hurtig umseh'n nach viel Geduld;
Denn — **ewigtreu** wird brennen dich die verhaßte Schuld.

Julius Gustav Adolph.

Mannigfaltigkeiten.

Ein nordamerikanisches Blatt, the Clinton County Expreß, erzählt von einer kürzlich stattgefundenen Hinrichtung eines Indianers und beweist uns damit, daß heute noch Dinge geschehen, die wir ganz und gar der Schauder-Romantik anheim gefallen glaubten. Dieser Indianer hatte sein Weib im Rausche erschlagen und wurde von den Aeltesten seines Stammes verurtheilt, den schrecklichen Tod zu sterben, den der Indianerkoder blos denen vorschreibt, die sich an Blutsverwandten vergreifen. Der Verurtheilte erhielt vor Allem ein Beil, um bei der Anfertigung seines Sarges mitbehülflich zu seyn, der aus einem ausgehöhlten, mitten entzwei gesägten Baumstamme bestand. Nach vollbrachter Arbeit erst wurde er an einen Baum, seinen Leidenspfahl, gebunden. Im weiten Kreise rings um ihn wurden Feuer angezündet, deren Schein auf seine Gestalt fielen; an den Feuern im Kreise saßen seine Stammesgenossen, betranken sich im Feuerwasser, sangen wilde Kriegslieder, tanzten ihre wilden Tänze und unterbrachen sie nur von Zeit zu Zeit, um einen Pfeil in das Fleisch des verurtheilten Mörders abzusenden, Nase und Ohren waren ihm früher abgeschnitten worden. So stand er blutend am Baume angebunden; die Rächer schliefen den Tag über, um bei Einbruch der Nacht Tanz, Spiel, Trinken und Pfeilschießen von Neuem zu beginnen. Das dauerte sieben Tage und Nächte; so lange lebte der Gefolterte und stand aufrecht am Baume; erst am siebenten Tage sank sein Haupt auf die Brust; er war todt. Seine Brüder hüllten ihn in ein weißes Leintuch, legten ihn in den Sarg und zogen von dannen. Die Erschlagene war gerächt."

Die englisch-chinesischen Blätter bringen ausführliche Einzelheiten über die Schicksale der Bremer Brigg „Greta", die von den Engländern genommen und mit den an ihrem Bord befindlichen schiffbrüchigen Russen (266 Mann und 11 Offiziere) nach Honkong gebracht wurde. Die „Greta", von 203 Tonnen, hieß früher, als sie englisches Eigenthum war, „Jane Gnavy" und wurde von dem Kapitän des Bremer Schiffs „Deutschland", Laun, in Hongkong gekauft. Das Kommando derselben erhielt ein früherer Lieutenant der deutschen Flotte, G. Thaulow. Nach einer Fahrt nach Schanghai und zurück wurde die „Greta" gemiethet, um dem Geschwader der Vereinigten Staaten in Hakodadi Vorräthe zuzuführen, und nahm zugleich eine Ladung Waaren an Bord, womit sie den Handel mit Japan als erstes fremdes Schiff eröffnet. Da kein Bremischer Konsul in Hongkong sich befand, der die nöthige Formation vornehmen konnte, so segelte die „Greta" nach Hakodadi unter amerikanischer Flagge. Dort machten ihr die japanischen Behörden das Anerbieten, nach Simoda zu gehen, um die schiffbrüchigen Russen an Bord zu nehmen — ein Vorschlag, der von den Amerikanern lebhaft unterstützt wurde, und zugleich Gelegenheit darbot, den Rest der Waaren vortheilhaft abzusetzen. Die „Greta" ging also darauf ein; die Russen gingen in Heda, ungefähr 20 Meilen nördlich von Simoda, an Bord; aber als die „Greta" etwa 3 Tagreisen von Ayan, ihrem Bestimmungsorte, entfernt war, begegnete sie dem britischen Dampfer „Barracouta," der sie nahm und nach Hongkong schickte. Dortige Blätter sprechen indessen selbst den Zweifel aus, ob das gekaperte Schiff als gute Prise zu betrachten sey, oder daß ein Gerichtshof in Hongkong es aburtheilen könne.

Vor ungefähr einem Monate ließ der französische Kriegsminister eine Familie in Villefranche benachrichtigen, daß ihr Sohn vom 5. Artillerie-Regiment am 9. August vor Sebastopol gefallen sey. In vergangener Woche sah man nun in Lyon ein Mädchen plötzlich von einem Soldaten unter den heftigsten Freudenbezeugungen umarmen. Das erstaunte Mädchen besieht sich diesen Menschen näher, der sich solch eine sonderbare Freiheit nimmt, und erkennt in demselben ihren Bruder, der ihrer Familie einige Zeit früher offiziell als todt gemeldet wurde.

Auflösung der Homonyme in Nro. 290:

Wechsel.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei **Lisette Wailandt** in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 293 Samstag, 8. Dezember 1855.

Bianca Lorzy, oder Liebe und Fanatismus.

(Fortsetzung.)

Alexis zog sie an seine Brust und rief: Ja, genieße dein Glück und gib der Hoffnung Raum, denn bessere Tage stehen uns bevor! — Ich werde dich öfter sehen? — Immer, Bianca. — Was sagst du? rief Bianca mit strahlenden Augen. Sollten wir, wie einst, wieder vereint leben können? — Aber gib mir diese Hoffnung lieber nicht — es wäre schrecklich, wenn sie vereitelt würde, nachdem ich sie so lange gehegt — — ich würde das nicht überleben! — Diese Hoffnung wird nicht vereitelt werden, Bianca! — Aber wie bleich sind deine Wangen geworden! Wie blühten sie dazumal, als ich dich in Crozia fand! Wie fröhlich blicktest du damals in die Welt hinein! O, hättest du mich doch niemals gesehen! — O schweige, Alexis! Du lästerst die Vorsehung! Ist ein einziger Sonnenstrahl unserer Liebe nicht mehr werth als Schönheit, Kraft und Gesundheit? Die genossenen glücklichen Stunden gebe ich nicht um meine ganze lachende Jugend dahin! O, drücke mich an dein Herz, Alexis — laß mich deine Wange auf meiner Stirn, deinen Athem in meinen Locken fühlen, und ich werde Gott danken, daß ich das Licht der Welt erblickt habe! — Bitte Gott dann auch wenigstens, daß er dich aus diesem Gefängniß befreit. Bianca! Ach, hier gleichst du dem schwachen Moose, welches in den Spalten der Mauern wächst; um leben zu können, bedarfst du der Freiheit in der weiten, unbegränzten Natur. — Nach dir nur, mein Alexis, sehn' ich mich. Was ist mir das Gefängniß, wenn du mein Wächter bist; was ist mir das Grab, wenn du es mir nur mit Blumen schmückst! — Nein, Bianca, die Freiheit an meiner Seite, die süße Hoffnung, die Macht, große Thaten vollbringen und Andere glücklich machen zu können, sieh, das fehlt dir, und das wird dir bald zu Theil werden. — Ist es möglich! Hat Katharina endlich Mitleid mit mir? — Frage mich nicht — ich darf noch nichts sagen, aber binnen einigen Wochen wird Alles entschieden seyn. Gedulde dich darum und vertraue auf die Zukunft.

Mit diesen Worten umarmte er Bianca und erhob sich.

Wohin gehst du? fragte Bianca erschrocken. — Ich reite wieder davon. — Jetzt schon, Alexis?! rief sie, ihn fest umklammernd. Nein, nein, das ist nicht möglich! — Man erwartet mich, Bianca, und die Erfüllung unserer Wünsche und Hoffnungen hängt von meinem Gehen und Kommen ab; ich kehre morgen zu dir zurück. — Täuschest du mich nicht? — Ich komme so gewiß als ich dich liebe.

Geh' denn, weil es seyn muß, sagte sie, indem sie ihn tiefseufzend küßte; aber gewiß nicht, daß deine Gegenwart mein Leben ist, und daß ich deiner harre.

7.

Bianca blieb lange regungslos auf derselben Stelle sitzen. Der kurze Besuch ihres Alexis däuchte ihr ein Traum; es war, als ob sie keine Bewegung zu machen wage, aus Furcht, dadurch wieder in die Wirklichkeit versetzt zu werden und ihre Freude verschwinden zu sehen. Allgemach erwachte sie jedoch aus diesem traumartigen Zustande und begann sich mit den süßen Hoffnungen zu beschäftigen, welche Alexis in ihrem Herzen erregt hatte. Sie überließ sich denselben mit der sorglosen Leichtgläubigkeit, die aus einem langen Kummer entspringt. Alles, was Alexis ihr gesagt hatte, vereinigte sich bei ihr zu einem Gedanken und dieser war: Bei ihm seyn! Das war das Meer, in welches sich all' ihre Quellen der Freude ergossen. Sie fühlte sich plötzlich von aller Angst befreit, ihre überspannten Nerven kamen zur Ruhe und ihre Kräfte kehrten zurück.

Sich nach Bewegung in freier Luft sehnend, begab sie sich nach der Terrasse des Thurmes, in welchem sie wohnte. Die Fluth schwoll noch fort und fort, und das Gebrause der Newa ward mit jedem Augenblick schrecklicher. Der Regen hatte aufgehört, aber ein eiskalter Wind fegte jetzt über die weite Wasserfläche hin. Die Wellen schlugen mit Macht gegen den Fuß der Feste, welche mit ihren hoch-

emporragenden Thürmen einem halbversunkenen Schiff glich. —

Bianca heftete ihre Blicke geraume Zeit auf dieß Schauspiel; das gewaltige Brausen der Wogen verscheuchte ihre Grübeleien. Sie setzte sich auf die Lafette einer Kanone und schaute unverwandt in den Kampf der Elemente hinein.

Plötzlich schlugen Schritte an ihr Ohr. Sie blickte auf — Iwan stand vor ihr. Erschrocken sprang sie von ihrem Sitz empor; sie hatte diesen Mann nur selten gesehen, aber auf seine Erscheinung war stets irgend ein Unheil gefolgt. Iwan, der sie mit der ihm eigenen trotzigen Demuth gegrüßt hatte, lächelte fast unmerklich bei ihrer Aeußerung des Schreckens.

Vergebt mir, Signora, sagte er mit fester heller Stimme; ich würde es nicht gewagt haben, Eure Einsamkeit zu stören, wenn es das Interesse Eures Gemahls nicht erheischt hätte. Um sich umschauend, fügte er hinzu: War er nicht so eben hier? — Ja, versetzte Bianca. — Und er kommt morgen zurück? — Wie . . . Ihr wißt . . . — Ich weiß Alles, Signora, erwiderte Iwan, indem er sie mit einem durchdringenden Blick anschaute. — Ich verstehe Euch nicht, sagte Bianca erstaunt. — Hat Alexis Euch nicht eine baldige Erlösung verheißen? — Wer hat Euch gesagt? . . . — Und wißt Ihr auch, durch welche Mittel er dieselbe zu bewirken denkt? — Was soll diese Frage? stammelte Bianca. — Das Leben Eures Gemahls hängt davon ab, Signora. — Sein Leben?! rief Bianca angstvoll. — Ihr wißt demnach nicht um seine Pläne? forschte Iwan. — Ich weiß nicht das Geringste. — Das vermuthe ich mit Sicherheit. Nicht wahr, er hat nur von Freiheit, Glück und Wiedervereinigung gesprochen? — Ja. — Und hat er Euch nichts gesagt von den Gefahren, denen er sich aussetzte? — Nichts, nichts! rief Bianca mit steigender Angst. Aber welche Gefahren meint Ihr — was will Alexis beginnen? — Er will, daß Ihr, ehe acht Tage vergangen sind, in Petersburg als Kaiserin ausgerufen werden sollt, erwiderte Iwan. — Ich?: rief Jene entsetzt aus. — Ja, Ihr, Signora. Alle Maßregeln sind verabredet, die Verschworenen sind auf ihrem Posten; jeder, der Widerstand leistet, wird umgebracht, jeder, der flieht, wird ins Gefängniß geworfen. Euer Gatte ist das Haupt der Verschwörung und soll Zeichen geben. — Das ist unmöglich, erwiderte Bianca. Ihr wollt mich betrügen oder mir Schreck einjagen! — Morgen kann Euch Alexis selbst Alles sagen. — Aber woher wißt Ihr das Alles? Wer hat Euch . . . . — Die Augen, welche stets offen stehen, werden endlich scharfsichtig, entgegnete Iwan lächelnd — Und welchen Gebrauch werdet Ihr von diesem Geheimniß machen? — Das hängt von Eurer Entscheidung ab. — Von meiner Entscheidung? — Ja, Signora. Die Unternehmung Eures Gemahls kann nicht glücken, denn ich bin nicht der Einzige welcher darum weiß; außerdem gibt es im Augenblick der Ausführung eines solchen Plans stets einige wankende Gemüther; ich kenne bereits Feiglinge, welche nur die letzte Stunde abwarten, um Alles ungestraft zu verrathen. Wenn man ihnen Zeit zu diesen verrätherischen Mittheilungen läßt, so wird Gregorius durch Euren Gemahl mit ins Verderben gestürzt, und die Orloffs sind verloren.

Wie ist dieß zu verhüten? forschte Bianca hastig. — Indem man den Verräthern zuvorkommt. Gregorius muß Alles wissen; er selbst muß die Schuldigen bezeichnen und ihnen das Urtheil sprechen lassen. — Welche Schändlichkeit! rief Jene mit Abscheu aus. — Es muß so seyn, fuhr Iwan ruhig fort, die Macht der Orloffs läßt sich nur auf diese Weise erhalten: der Arm muß geopfert werden, um das Haupt zu retten. — So soll der eine Bruder den andern dem Henker überliefern? — Ja — es sey denn, daß Ihr dieß Opfer dadurch unnöthig macht, daß Ihr die Auflösung der Verschwörung veranlaßt. — Was kann ich dazu thun? rief Bianca. Fordert, befehlt nur — ich bin bereit — — was verlangt Ihr von mir? Soll ich erklären, daß ich den Rechten entsage, welche meine Geburt mir verleiht?

Iwan schüttelte den Kopf und erwiderte: Man würde behaupten, daß diese Erklärung Euch gewaltsam abgedrungen worden sey. — Nun, dann laßt mich fliehen — sendet mich fort von hier, sey's auch in eine Wüste, entgegnete Bianca. — Und befändet Ihr Euch gleich am Ende der Welt, Euer Name wird genügen, um die Mißvergnügten zu vereinigen. — Gott! was muß ich denn thun? stieß Bianca mit steigender Angst hervor. Verbergt mich vor allen Menschen — sagt, daß ich gestorben sey! — Die Verschwörer werden ihren Plan nicht eher aufgeben, als bis sie Eure entseelte Hülle sehen.

Bianca fuhr schaudernd zurück.

O, nun begreif' ich Euch, sprach sie erbleichend; Ihr verlangt meinen Tod!

Alexis liebt Euch heftig, fuhr Iwan ruhig fort; er wird niemals aufhören, für Eure Befreiung thätig zu seyn, und um dieß Ziel zu erreichen, muß er eine Verschwörung anzetteln. Ihr seyd die Ursache, er ist das Werkzeug derselben; nun muß entweder das Werkzeug vernichtet werden, oder die Ursache muß verschwinden.

(Schluß folgt.)

Die wunderbare Erscheinung.

(Schluß.)

„Genug," rief hier Lady Eleanor, erschüttert durch die Erinnerung an das, was sie selbst erlebt, „genug, mein Bruder, erlaube, ehe Du weiter erzählst, daß auch ich Dir eine Mittheilung mache."

Nachdem Sir Archibald Campbell, erstaunt über diese Unterbrechung, ihr achtsam zuzuhören versprochen, berichtete sie ihm haarklein und genau Alles, was sie bei dem Zauberer in Canongate erlebt, und holte am Ende das darüber von ihr aufgesetzte und von Mistreß Jane Hamilton unterschriebene Dokument hervor, in welchem er, wie er zu seiner Verwunderung eingestehen mußte, den Vorfall in der Kirche ganz so angegeben fand, wie er ihn selbst erlebt, nur daß natürlich der Ausgang desselben fehlte, der durch den Aufschrei der Lady bei der Erscheinung im Spiegel verhindert worden war.

Earl v. Loudon ergänzte ihn, indem er berichtete, daß er mit Viscount Primrose gefochten und denselben nach ein paar hitzigen Gängen am Halse und in der Brust ziemlich gefährlich verwundet habe.

„Nachdem ich ihn, in seinem Blute gebadet, hatte fallen sehen," sagte Sir Archibald, „ergriff ich die Flucht, um die Sache nicht noch öffentlicher und ärgerlicher zu machen, als sie es schon geworden war. Von Paris aus aber schrieb ich an den Vater der Braut, um ihm die Ursache meines Benehmens zu erklären und die ganze Schändlichkeit Viscount Primrose's kennen zu machen. Seine mich noch in der französischen Hauptstadt antreffende Antwort dankte mir verbindlich für mein energisches Auftreten und berichtete mir zugleich, daß der schändliche Betrüger, so elend und leidend er sich auch durch meine, ihm zugefügten Verwundungen befunden, dennoch gleich nach mir in der Stille, Niemand wisse wohin, abgereist sey."

Somit war nun Alles gut und die Sache im Klaren. Wie aber hatte der Zauberspiegel des Magiers in Canongate so treu und richtig den ganzen Hergang der Begebenheit zeigen können? Sollte da wirklich die Magie und Geisterwelt im Spiele gewesen seyn? So abergläubig und gespensterfürchtig man damals noch war, Sir Archibald Campbell, dritter Earl of Loudon, mußte doch wohl darüber sein Bedenken gehabt haben, denn er ließ sogleich die emsigsten Nachforschungen nach dem Adepten anstellen, konnte aber nichts weiter erfahren, als daß er einige Monate in jener berüchtigten und später durch Walter Scott so berühmt gewordenen Stadtgegend Edinburgs sein räthselhaftes Wesen getrieben und gleich nach jenem Abend mit Lady Eleanor spurlos verschwunden war.

Lady Eleanor, die noch bis 1759 in Edinburg gelebt und in dem High-life der schottischen Aristokratie eine bedeutende Rolle gespielt hat, obschon sie allerdings stets etwas Schroffes und Finsteres in ihrem Benehmen und Wesen zu Tage legte, glaubte Zeit ihres Lebens, wie Ohrenzeugen versichert haben, an die Aechtheit der Zaubergewalt, von welcher jener Magier ihr Belege gegeben und zeigte sich sehr entrüstet über ihren Bruder, der in dem Adepten entweder nur Viscount James selbst oder irgend eine demselben treu ergebene Kreatur erblicken wollte.

Eine Aufklärung des ganzen so wunderbaren und räthselhaften Vorganges hat sich leider niemals dargeboten. Viscount James, der kurz nach seinem Verschwinden durch den Tod seines Vaters als Lord Primrose von Castlefield zur Herrschaft gelangt war, starb 1706, es läßt sich nicht recht absehen, wie und wo, denn die, in den Familienpapieren aufbewahrten Todtenscheine sind so seltsam undeutlich und verworren ausgestellt, daß sich kaum irgend eine Gewißheit daraus entnehmen lassen will. Schon 1746 war die Familie erloschen.

Die Familie der Stair's, in welche Lady Eleanor unter ganz eigenthümlichen Verhältnissen eintrat (John Dalrymple, zweiter Earl of Stair, nöthigte Lady Eleanor, die sich nicht wieder vermählen wollte, dadurch in die Ehe mit ihm, daß er einen treulosen Dienstboten bestach, der ihm Nachts Eingang in ihr Haus verschaffte, an dessen Fenstern er sich dann am andern Morgen halb entkleidet blicken ließ), ist ein berühmtes, schottisches Geschlecht, das noch heute blüht.

Zur Kenntniß des Kriegsschauplatzes in Kleinasien.

Alle russischen Provinzen diesseits des Kaukasus haben furchtbare Wege, die im Nothfalle die strategischen Straßen bilden und deren sich die Generale Yermoloff, Paskewitsch in den persischen und türkischen Feldzügen bereits mit Erfolg bedient haben. Das Armeekorps Omer Pascha's, welches seine Operationsbasis auf Batum, Redut-Kale und Sukhum stützt, befindet sich somit im Besitze des Ausgangspunktes einer der wichtigsten und besten dieser Kommunikationsstraßen, jener, welche von Redut-Kale direkt nach Tiflis führt. Sie ist auf den russischen Karten unter dem Namen der „großen strategischen Straße von Imeretien" verzeichnet, und Folgendes sind die Hauptorte (nebst ihren Entfernungen von einander), welche man, vom schwarzen Meere kommend, auf dieser Route antrifft: Von Redut-Kale nach Kutais sind 21 Stunden, wovon 11 Stunden

auf mingrelisches Gebiet treffen, wenn man am rechten Ufer des Rion (Phasis) bis zum Flusse Tykhehes-Tykahle hinaufgeht, der sich da in den Rion ergießt, und die Gränze zwischen Mingrelien und Imeretien bildet. In Kutais, dem Hauptorte der letztgenannten Provinz, führt inmitten der Stadt eine Brücke über den Rion; furchtbar ist er an verschiedenen Punkten in der Umgebung dieser Stadt. Von Kutais nach Bokhane, einem Dorfe in Gurien, sind 15 Stunden, wenn man den Lauf des Kvirilla bis zu seinen Quellen verfolgt, also die ganze Länge des von ihm durchflossenen Bakhane-Thales. Von Bakhane nach dem Dorfe Surama sind 12 Stunden, wenn man eine Gebirgskette, deren größte Höhe 1000 Fuß beträgt, zuerst entlang geht und dann überschreitet. Diese Berge durchschneiden das Bassin des Kvirilla und scheiden ihn vom Fluß Kur. Die Straße, welche diese bergigen Gegenden durchstreift, führt über sanfte Abhänge, ist breit, gut angelegt und zu allen Jahreszeiten fahrbar. Die sie beherrschenden Höhen können leicht armirt werden, und da es unmöglich ist, sie zu umgehen, so haben die russischen Generale diese Passage immer als den strategischen Schlüssel zu Tiflis angesehen. In der That hat man vom Dorfe Surama, welches schon am linken Ufer des Kur liegt, nichts vor sich, als die ebenen und geräumigen Flächen dieses Flußgebietes. Von Surama zur Stadt Gori, der Hauptstadt der Provinz, sind 9 und von Gurien nach Tiflis 16 Stunden, immer längs des linken Ufers des Flusses Kur hinab, in einer von Weingärten und bebauten Feldern bedeckten Ebene, welche die zahlreichen Dörfer dieser fruchtbaren Gegend umgeben. In Surama mündet die strategische Straße von Acholzik in jene von Imeretien. Aus einem Ueberblicke über diese Details wird man ersehen, daß der beste und kürzeste Weg vom Ufer des schwarzen Meeres nach Tiflis 73 (französische) Stunden beträgt und daß er die Provinzen Mingrelien, Imeretien und Gurien durchschneidet, die hauptsächlich von christlicher Bevölkerung, georgischer Race, bewohnt sind. Mingrelien ist ein von eingebornen Fürsten regierter Staat, unter russischer Oberherrschaft. Beim Beginne des gegenwärtigen Krieges wurden alle Glieder der fürstlichen Familie nach Petersburg gebracht. Mingrelien hat 60,000 Einwohner, der Hauptort Senakh hat deren 500. Redut-Kale und das ganze zu Mingrelien gehörige Küstengebiet wurde vor 10 Monaten von den Russen geräumt. Imeretien hat 81,000 Einw. in 503 Dörfern. Der Hauptort ist Kutais mit 1061 Einw. und 428 Häusern. Gurien, dessen Klima eben so gesund, als jenes der beiden anderen Provinzen ungesund ist, hat 258 Dörfer und 31,225 Einw., die 1563 Einw. des Hauptorts Gori mitbegriffen.

Mannigfaltigkeiten.

Von 1846 bis 1851 sind jährlich in England über 12,000 Verbrecher unter 17 Jahren von den Geschworenen schuldig gesprochen worden, und im Jahr 1849 kamen über 4000 bestrafte Kinder zum zweiten, dritten und selbst vierten Mal vor die Schwurgerichte, während die zur Besserung jugendlicher Verbrecher in England bestehenden Anstalten alle zusammen nur für 600 Knaben Raum haben.

Charaden-Kranz.

Von Edmund.

I. Dreisilbig.

Aus seinem stolzen Drei entwich,
Kaum schlief der strenge Mentor ein,
Der Junker Adalbert und schlich
Zu Röschens nieder'm Fensterlein.
Er sah' der Lieblichen Gestalt —
Obschon von Eins und Zwei umwallt,
Wie sie vor ihrem Spiegel stand,
Ihr blondes Haar in Flechten wand,
Und arglos ihrer Reize Fülle
Entfesselte der knappen Hülle.
Der Junker wollt' ins Kämmerlein,
Da ließ das Ganze ihn nicht ein.
Viel süße Worte ließ er hören;
Doch Röschen war nicht zu bethören.

II. Dreisilbig.

Erste Silbe.

Der Wunsch des Kindes — wo die Mutter geht,
Der Wunsch des Jünglings — wo sein Liebchen wandelt,
Der Wunsch des Kriegers — wo das Schwert verhandelt,
Des Lebens müden Wunsch — wo Todesathem weht.

Zweite und dritte Silbe.

So lang es Körper nur in Anspruch nimmt,
Thuts wohl und weh' — wie kann ein Jeder sagen:
Doch wenn die Seelen es harmonisch stimmt,
Möcht' Frevel nur, es zu beschreiben wagen.
Der Wüstling nennt den Born es seiner Freuden,
Die unbeneidet ihm der Weise gönnt,
Doch ist's auch Nahrung allen Erdenleiden,
Quell jeden Schmerzes, den das Unglück kennt.

Erste, zweite und dritte Silbe.

Der beiden Letzten edler Zweig,
War stets mein Ganzes Trost für wunde Herzen.
Er machet Bettler Fürsten gleich;
Es weint mit dir und wird auch mit dir scherzen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 294 Montag, 10. Dezember 1855.

Bianca Lorzy, oder Liebe und Fanatismus.

(Schluß.)

Ja, wahrlich, sagte Bianca bebend, so lange ich lebe, wird er Euer Feind seyn — und man ist nicht ungestraft ein Feind Katharina's! O warum hat man mich in meiner Abgeschiedenheit aufgesucht! Dort lebte ich verborgen und glücklich; Niemand kannte meinen Namen. Ihr habt mich gezwungen, denselben kund zu machen. Ihr habt mich aus meinem Vaterlande gerissen, mich in ein Gefängniß eingeschlossen, mich von demjenigen getrennt, den ich über Alles liebe! Ich habe keine Klage laut werden lassen! ich habe so still und so heimlich geweint, daß selbst meine Wächter meine Thränen nicht gewahrt haben — — und dennoch seyd Ihr nicht zufrieden! Jetzt waffnet Ihr Euch mit meiner Liebe gegen mich und heißt mich sterben, um Alexis zu retten. Ach! meine Geburt ist denn wohl ein großes Verbrechen, daß sie mir selbst das Recht, zu leben, versagt!

Thränen erstickten ihre Stimme; sie bedeckte ihr bleiches Angesicht mit den Händen, und Beide schwiegen geraume Zeit. Iwan brach endlich das Schweigen.

Was beschließt Ihr, Signora? fragte er.

Bianca zitterte und vermochte anfangs vor verzweiflungsvollem Schmerz keine Silbe zu erwidern; endlich aber bemeisterte sie ihre stürmischen Gefühle, erhob ihr thränenüberströmtes Antlitz und sagte mit wunderbarer Ruhe zu Iwan: Ich bitte Euch nur um zwei Tage Frist, dann sollt Ihr erfahren, was Euch zu thun übrig bleibt.

So lebt denn wohl bis dahin! erwiderte Iwan mit einer Verbeugung und eilte raschen Schrittes von dannen.

8.

Alexis saß mit seiner jungen Gattin neben dem Kamin; er heiter und fröhlich, sie bleich und von Verzweiflung erfüllt. Sie konnte nicht mehr daran zweifeln, daß Iwan die Wahrheit gesagt: sie hatte ihrem Gemahl bereits am Morgen das ganze Geheimniß der Verschwörung entlockt, und selbst jetzt noch redete er von der letztern. Bianca schien nichts zu hören; ganz ihrer Verzweiflung hingegeben, schaute sie Alexis an, drückte seine Hände und weinte leise. Durch ihr Schweigen beunruhigt, hielt Alexis endlich inne und gewahrte ihre Thränen.

Um Gotteswillen, Bianca, was fehlt dir? rief er aus, sie in seine Arme schließend; weßhalb so ängstlich, jetzt, wo die Zeit der Freiheit und des Glücks so nahe ist? Hast du mich nicht verstanden?

Bianca schüttelte den Kopf und erwiderte: O, ich habe sehr wohl begriffen, daß du, nachdem du deinen Ehrgeiz und deine Ruhe mir geopfert, nun auch dein Leben für mich aufs Spiel setzen willst. — Würdest du nicht auch das deine für mich lassen? — Ja! schluchzte sie, Gott weiß es! — Auch ich, Bianca, sagte Alexis mit tröstendem Ton. Aber fasse Muth; unser Plan muß unfehlbar gelingen; alle Maßregeln sind getroffen; die Befehlshaber der Garde selbst sind auf unserer Seite. — Und fürchtet Ihr keine Verräther? — Das Interesse Aller sichert mir ihre Treue; sie können mich nicht verrathen, ohne sich selbst ins Verderben zu stürzen. — Wie so? forschte Bianca. — Die eidliche Zusicherung, mich treulich unterstützen zu wollen, haben sämmtliche Verschworene eigenhändig unterzeichnet, und diese Schrift befindet sich in meinem Besitz.

Mit diesen Worten zog er ein Papier hervor und fuhr fort: Lies diese Namen — es sind die der edelsten und mächtigsten Familien.

Bianca ergriff die Liste mit zitternder Hand und sagte, nachdem sie dieselbe hastig gelesen: Also würde das Blut der vornehmsten russischen Edlen in Strömen fließen, wenn dieß Papier in Katharina's Hände fiele? — Wozu dieser Gedanke, Bianca? — Ist dieß der einzige Beweis der Verschwörung? — Der einzige, erwiderte Alexis. — Und so viele Menschen setzen ihr Leben aufs Spiel, um das meinige zu retten! rief Bianca aus, schritt rasch an den Kamin und warf das Papier in die lodernden Flammen.

Alexis stieß einen Schrei aus und wollte die Schrift dem Feuer entreißen, allein Bianca hiel-

ihn zurück und sagte mit feierlicher Stimme, indem sie ihr Antlitz an seine Brust preßte: Es ist zu spät! — Zu spät?! wiederholte Alexis erschrocken. Was willst du damit sagen? Um Gottes Willen, Bianca! sprich!

Sie vermochte vor Schluchzen keine Silbe hervorzubringen.

Alexis hob ihr Haupt empor, schaute sie forschend an und rief: Großer Gott . . . wie bleich bist du . . . noch bleicher wie zuvor! Weßhalb pressest du deine Hände an die Brust? Fühlst du Schmerzen? — Ich leide sehr, stammelte Bianca. — Dann soll sogleich ein Arzt . . . — Nein, nein, Alexis . . . verlaß mich nicht . . . ich muß dich sehen . . . dich an mein Herz drücken!

Mit diesen Worten schlang sie die Arme um den zum Tod geängstigten jungen Mann. Dieser ließ sie sanft auf einen Stuhl nieder und sank vor ihr auf die Kniee.

Bleib' hier, Alexis, sagte sie mit schwacher Stimme; komm noch näher heran . . . so will ich sterben! — Was sprichst du von Sterben, Bianca! rief Alexis mit steigender Angst. O, schau' mich nicht mit diesen Blicken an . . . sie erfüllen mich mit Entsetzen. Komm wieder zu dir selbst, Bianca! Glaubst du denn nicht, daß du bald frei seyn wirst . . . daß wir einander nie wieder verlassen werden? Bianca! diese Hoffnung allein wird dich gesund machen! Liebst du mich denn nicht mehr?

Bianca schlang die Arme leidenschaftlich um seinen Hals und sagte: O, ich liebe dich so sehr . . . aber was hat dir diese Liebe geholfen? Wozu hat sie dich gebracht? Zu einer Verschwörung, welche dich unglücklich gemacht haben würde. Dieses Komplott, das du um meinetwegen angezettelt hast, wird nutzlos seyn, wenn ich nicht mehr bin, und du wirst nicht mehr daran denken.

Ich geb' es auf, Bianca, falls dieß dich zu beruhigen vermag. Ueberdieß hast du so eben alle Bande desselben gelöst. Durch die Vernichtung jener Schrift ist die Verschwörung unmöglich geworden. — Ist das wahr? rief Bianca. Gott sey gelobt, dann bin ich ruhig! Alexis, ich danke dir, daß du mich geliebt hast . . . die Menschen haben mich vergebens verfolgt! Du hast mich alles Süße und Reizende, was das Leben darbietet, kennen gelehrt! Möge die Erinnerung an mein Glück dir als ein Segen von mir bleiben!

Sie hielt inne, ihr ganzer Körper zitterte und ihre Arme fielen schlaff nieder.

Bianca! schrie Alexis, laß mich um Hülfe rufen. — Es würde nutzlos seyn, Alexis! Deine Hände . . . ich fühle sie nicht mehr! Ich sehe dich nicht mehr, Alexis! O, mein Herz wird kalt!

Diese letzten Worte sprach sie mit einer kaum vernehmlichen Stimme. Alexis wollte in tödtlicher Angst um Hülfe rufen, allein Bianca drückte noch einen letzten Kuß auf seine Lippen, dann sank ihr Haupt leblos auf seine Schulter nieder.

Iwan hatte seinen Zweck erreicht: die Gefahr, welche den Orloffs drohte, war abgewendet.

Nähere Nachrichten über das Unglück auf der Pacific-Eisenbahn.

Der Redakteur des St. Louis Evening Mirror, welcher Augenzeuge war, gibt darüber folgende Beschreibung: Dreizehn Wagen bildeten den Bahnzug. Alle waren angefüllt mit den achtungswerthesten Männern des Landes. Frohsinn leuchtete von jedem Gesichte, und obschon das Wetter sich verschlechterte und der Tag rauh und schaurig war, so sahen wir noch nie eine Gesellschaft vergnügter als die unsrige, als wir unter glänzenden Hoffnungen auf die Vergnügungsfahrt — dafür nämlich nahmen wir sie — den Bahnhof verließen. Inmitten freudiger Unterhaltung, ungeahnt und ungewarnt, machten wir den schrecklichen Sturz. Wir hörten nicht mehr denn einen einzigen Ausruf unserer Nachbarn, als wir des Niederschießens gewahr wurden. Doch war es Anfangs so sanft, daß wir kaum darob erschracken. Wir (der Berichterstatter) saßen im vierten Wagen, der fast am meisten Noth litt, und so plötzlich war Das geschehen, daß wir an ein Uebles gar nicht dachten, bis wir fühlten, daß wir abwärts stürzten. Jetzt erfolgte ein furchtbarer Stoß, das Holzwerk krachte, die Trümmer flogen umher, als ob eine Kanonenkugel durch den Wagen wühlte; dann hörten wir Jammergeschrei und Gewinsel und ein wildes Rufen. Sehen konnten wir nichts. Wir fuhren rücklings, stürzten mit dem Kopf zuerst zu Boden und wurden mit Trümmerstücken im Augenblick zugedeckt. Ueber uns lag ein Mann und auf ihm der Heizofen des Wagens. Wir flehten ihn an, seine Last von uns wegzuschaffen, doch vergingen Minuten (uns dünkten sie ein Jahr), bis es ihm gelang. Endlich konnten wir auf die Füße kommen, und nun übersahen wir die gräßliche Scene. Da war beinahe kein Antlitz, von dem nicht das Blut hernieder rollte; Alles rang mit Hand und Fuß, um aus dem zerrissenen Wagen loszukommen. Endlich wandten auch wir uns ins Freie, und jetzt that sich ein Anblick vor uns auf, der unser Blut erstarren machte. Acht Wagen, sammt der Lokomotive, lagen in der Tiefe, zertrümmert in tausend Stücke und in einander gehaspelt; mitten darunter zwanzig bis dreißig Menschen, zermalmt, verstümmelt und gräßlich entstellt. Nicht weniger denn hundert Schwerverwundete, die

sich nicht rühren, sich nicht helfen konnten, riefen um Beistand. Wer unverletzt geblieben, lief von Wagen zu Wagen, um das Schicksal seiner Befreundeten zu erfragen, und Ausrufe des Jammers und der Verzweiflung vermischten sich mit Freudegrüßen. Hier hieben Einige die Wagen ein, um die Todten und Verwundeten herauszuziehen, dort waren Andere beschäftigt, sie auf Tragbahren, wozu die Polstersitze verwendet wurden, auf die Seite zu schaffen. Die Aerzte McDowell, McPherson und Webb thaten Alles nach ihren Kräften, um die Leiden der Verwundeten zu mildern, allein es waren deren zu viel. Das Elend zu vermehren, raste zur Stunde ein schweres Gewitter, der Regen floß in Strömen, die Blitze zischten, und der Donner brüllte — als ob der Himmel seine Zornesschale auf einmal auf die armen Sterblichen in dieser Tiefe ausgießen wollte. Und wahrhaftig, es ist unmöglich, sich eine trostlosere, verlorenere Lage zu denken, als worin wir uns befanden. Zwei Stunden arbeiteten wir im Regensturme ohne Unterlaß für die Rettung unserer Freunde. Die Lokomotive hatte sich überstürzt, alle unsere Anstrengung, sie umzukehren, war vergebens — herzzerreißend genug, denn unter ihr jammerten Menschenstimmen um Hülfe.

Das Unglück ereignete sich ungefähr um halb zwei Uhr. Um drei Uhr hörten wir die Hülfszeichen der Lokomotive von Hermann. In die Wagen dieses Zuges setzten wir unsere Verwundeten und traten mit ihnen unsern traurigen Rückweg an. Einige blieben zurück, um für die Todten zu sorgen und unter den Trümmern nachzusehen, ob nicht noch Einer darunter begraben sey.

In Hermann, acht Meilen von der Unglücksscene, ließen wir solche Verwundete zurück, welche den Transport nicht ertragen konnten. Ein Kleines vor Mitternacht erreichten wir St. Louis. Eine große Menschenmenge erwartete uns, Alle begierig, das Schicksal ihrer Anverwandten zu erfahren. Ein Frachtzug hatte die Nachricht zur Stadt gebracht, daß alle Wagen in die Tiefe gestürzt und mehrere Hundert Menschenleben verloren seyen. Dem war nicht so. Nach unserem Dafürhalten sind höchstens dreißig todt und etwa siebenzig ernstlich verwundet, obwohl Jeder, der den Sturz mitmachte (etwa 500), eine größere oder kleinere Beschädigung erhielt. Auch in St. Louis, als wir ankamen, floß der Regen reichlich und veranlaßte keine geringe Schwierigkeit in der Beischaffung der Fuhrwerke zum Transport der Kranken. Die Hauderer fingen an zu feilschen, und forderten unmäßigen Fuhrlohn. Anders indeß als diese Blutsauger handelte Herr Tornton, von der Firma Tornton und Thomas, indem er alle seine Gefährte unentgeltlich zum Gebrauch der Verwundeten stellte. Die Ursache des Unglücksfalls ist einfach und war für uns handgreiflich, als wir die schmächtigen, dünnen Tragbalken der Brücke in's Auge faßten. Sie mußte nachgeben unter dem ungeheuern und plötzlich auftretenden Gewichte — denn wir fuhren beträchtlich schnell auf die Brücke ein. Daß die Brücke schon zwischen dem ersten und zweiten Pfeiler brach, war noch ein großes Glück, denn hätte sie erst in der Mitte nachgegeben, so wäre der ganze Wagenzug in den Fluß gestürzt, und wer nicht zerquetscht wurde, wäre ertrunken.

Aus St. Louis, 4. Nov., wird geschrieben: In der vorletzten Nacht gegen halb ein Uhr traf der so ängstlich ersehnte Zug hier ein. Er bestand aus einer Lokomotive und vier Waggons und führte 150 Passagiere. Unter diesen war Kapitän Prosser, welcher Folgendes berichtete: „Die Mehrzahl der Ueberlebenden, nebst den Verwundeten und Todten, verließen gestern Nachmittag gegen zwei Uhr in dem regelmäßigen Zug Hermann. Dieser Zug war derselbe, welcher von unserer Stadt in der Nacht vom Donnerstag auf Freitag nach der Scene des Unfalls abging. Auf dem Hinweg wurde an der über den St. Johns oder Bocuff Creek vier Meilen hinter Washington führende Brücke Halt gemacht und ein Theil des Zuges für den Fall zurückgelassen, daß diese Brücke, welche in Folge des großen Anschwellens des Creeks unsicher schien, zusammenbrechen sollte. Die übrigen Waggons fuhren nach Hermann, nahmen daselbst die Ueberlebenden, Verwundeten und Todten auf und fuhren um zwei Uhr wieder von dort ab. Kurz vor fünf Uhr wurde die vorerwähnte Brücke erreicht. Der Zug hielt eine Zeit lang an, und eine Anzahl unverletzter Personen stiegen aus und gingen über die Brücke. Sobald sie die andere Seite erreicht hatten, setzte sich die Lokomotive in Bewegung, jedoch hatte dieselbe kaum die Brücke berührt, als der ganze Bau zusammenbrach und sämmtliche Waggons mit der Mehrzahl der Unverletzten und mit den Verwundeten und Todten auf der andern Seite des Creek stehen blieben. Die Personen, welche über die Brücke gegangen waren, bestiegen die beim Hinwege zurückgelassenen Waggons und fuhren sogleich nach unserer Stadt ab. Es ist, während wir dieses schreiben, noch unmöglich, zu sagen, wie bald die Verwundeten und Todten herbeigebracht werden könnten. In der Nähe der Scene dieses zweiten Unfalls befand sich kein Kahn oder Boot, und eben so wenig boten sich Mittel dar, den Uebergang auf irgend eine andere Weise bewerkstelligen zu können. Die einzige Aussicht war, daß Fährboote von Washington den Creek heraufgeschickt und die Leute vermittelst derselben nach jenem Orte befördert würden. Die Verwundeten befanden sich in einem Waggon, und die Todten, 28 an der Zahl, waren in Särgen in einen andern Waggon gestellt.

Die Brücke über den Gasconadefluß selbst, deren

Einsturz das Unglück veranlaßte, wird wie folgt geschildert: Die Stein- und Maurerarbeit dieser Brücke war von den Herren Schulenburg, Saler und Komp. unter Kontrakt genommen und so solid und fest aufgeführt, wie nur sehr wenige derartige Bauten in den Vereinigten Staaten zu finden seyn mögen. Die Holzarbeit indessen, von Stone, Boome und Komp. gefertigt, war, wie glaubwürdige Personen versichern, in der allernachlässigsten Weise aufgesetzt. Zwischen den sechs Steinpfeilern waren etwa 8 oder 9 Zoll im Durchmesser haltende Balken in das Bett des Flusses getrieben. Die oberen Enden dieser Balken waren nicht einmal abgesägt, sondern abgehauen, und über sie sodann Schwellen gelegt. Auf den Schwellen standen, fast unbefestigt, andere Balken, die bis zur Höhe des Steinpfeilers reichten, und auf diesen Balken, die von keiner Seite gestützt waren, lagen die Schienenschwellen.

Mannigfaltigkeiten.

Nach den bis zum 15. Nov. offiziell bekannt gewordenen Daten sind in den von der Cholera ergriffenen Kronländern Oesterreichs im Ganzen 549,099 Personen erkrankt, hievon 288,030 genesen. 230,861 gestorben und 30,208 in Behandlung verblieben. Die Epidemien einzelner Orte sind bei Weitem noch nicht erloschen, im Gegentheil werden in einzelnen Gebietstheilen noch immer neue Orte ergriffen, und es ist sonach ein nicht unbedeutender Zuwachs zu obigen Summen in Aussicht. Steyermark ist das einzige Kronland, in welchem die Cholera gar nicht epidemisch auftrat, sondern nur einzelne wenige, von Flüchtlingen verschleppte Fälle vorkamen.

In Königsberg hat am 1. Dezember sich ein Unglücksfall ereignet, welcher dort die allgemeinste Theilnahme erregt. Die Frau eines geachteten Kaufmannes, Mutter von vier Kindern, litt an einem untergeordneten Uebel, gegen welches der Hausarzt ein Pillen-Rezept verschrieben hatte. Kaum hatte die Patientin die erste Gabe von zehn Pillen zu sich genommen, als sie in Konvulsionen verfiel und nach fünfzehn Minuten den Geist aufgab. Es stellte sich sogleich heraus, daß der Apotheker bei Bereitung des Rezeptes einen Mißgriff gemacht und eine starke Dosis Krähenauge statt der vorgeschriebenen unschädlichen Substanz beigemischt hatte.

In Genua nehmen die Selbstmorde auf eine bedauerliche Weise überhand. Meistens sind es gebildete Töchter aus bessern Ständen, die sich wegen angeblicher Untreue ihrer Geliebten durch Herunterstürzen aus den thurmhohen Stockwerken der Genueser das Leben nehmen. Die Bedauernswürdigen scheinen es mit einer Art Aufsehen thun zu wollen. Denn die Meisten derselben haben sich vorher bräutlich geschmückt, und um der Sittsamkeit ihres Geschlechtes noch im Tode Rechnung zu tragen, weiße Unterbeinkleider angethan.

Wenige Hausfrauen werden wissen, woher der Beihau beim Fleischverkaufe, welchen die Franzosen „réjouissance" nennen, seinen Ursprung hat. Als unter Heinrich IV. das Fleisch einen ungewöhnlich hohen Preis erreicht hatte, bestimmte eine königliche Ordonnanz, daß dem Volke das Fleisch ohne Knochen verkauft werden solle und daß diese den besseren Fleischsorten beizugeben seyen. Die Ordonnanz wurde vom Volke mit Jubel aufgenommen, Abends die Stadt beleuchtet und daher der Beihau réjouissance genannt.

Der Nachtzug, der von Antwerpen nach Breda führt, ist wie durch ein Wunder einem furchtbaren Unglücke entronnen. Bei Höven hatten Bösewichte einen Balken auf die Bahn geworfen, und hätte die Lokomotive denselben nicht glücklich seitwärts geschleudert, so wäre der Zug aus den Schienen gerissen worden. Dieß ist schon das zweite Mal, daß in kurzer Zeit sich ein solcher Vorfall ereignet, ohne daß man den Thäter bisher ausfindig gemacht.

Räthsel.

Ich mache dünn, ich mache glatt,
Ich trockne aus, was Wasser hat;
Ich schwitze, seufze, strahle Licht,
Und Mancher liebt die Helle nicht;
Ich spreche freundlich, doch im Grimme
Schallt gleich dem Donner meine Stimme.
Wer mich will sachte schläfern ein,
Muß alt und klug und mächtig seyn.
Mich fesselt, rühr' ich mich einmal,
Nicht glattes Gold, nicht rauher Stahl!
Zu solchem Werk ist Keiner klug,
Ist Keiner alt und mächtig g'nug.
Beugt Euch! denn wißt Ihr, wer ich bin?
Ich bin Europas Königin.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 295 Dienstag, 11. Dezember 1855.

Morley-Hall.

Novelle von Pauline Schanz.

„Sahra, wenn du mich liebtest, wie ich dich, wenn du dasselbe fühltest, was in meiner Seele tobt, dann könntest du nicht kalt und ruhig mir die Hand zum Abschiede reichen, dann könntest du nicht ohne Thränen von einer Trennung für das ganze Leben sprechen. Sarah, noch einmal, nimm dein Wort zurück, bleibe die Meine unter allen Verhältnissen. Was sind die Begriffe von Reich und Arm, Hoch und Niedrig? Wie leichte Nebel zerfließen sie, wenn die Sonne der Liebe darauf scheint. Sind wir Beide auch arm, so sind wir ja auch noch jung; das Leben liegt noch so unermeßlich weit vor uns, und wir werden glücklich seyn, ja Sarah, wir werden noch glücklich seyn!"

Sarah sah den Geliebten an, sie erhob das Antlitz, welches lange bleich und starr auf den gefalteten Händen in ihrem Schooße geruht hatte. Ihr Auge war trocken, nur ein leises Zucken der blutlosen Lippen verrieth den Kampf ihres Innern, doch ein langer Blick dieser trockenen Augen sagt mehr von ihrer Liebe, als Thränen je vermocht hätten.

„Warum immer wieder diesen Kampf erneuern, Arthur, warum uns diese Trennung so schwer, so namenlos schwer machen? Daß ich dich liebe, und in Ewigkeit lieben werde, weißt du; diese Liebe wird, auch wenn ich von dir gehe, mein Lebenslicht und mein Trost bleiben, sie wird mir eine öde, düstere Zukunft erhellen; aber mein Entschluß steht fest. — O es war ein schöner Traum, nicht wahr, Arthur, den wir träumten? — Das Leben lag wie ein lachendes Paradies vor mir, und jetzt gleicht es einer Wüste, einer Einöde! — Ich hatte Eltern, eine Schwester, eine Heimath und dich, Geliebter! — Ein Schlag hat Alles zertrümmert, ich bin eine elternlose Waise, eine heimathlose Fremde geworden. Die Liebe, die ich mir von Vater und Mutter gespendet glaubte, war nur Barmherzigkeit gegen die arme Waise, die sie einst als schwaches Kind von einem sterbenden Vater anvertraut erhielten. O wie zart machten sie mich mit dem Geheimnisse bekannt, obgleich ihnen selbst Vieles von meiner Herkunft dunkel ist. Sie versicherten mir, daß nie ein Unterschied zwischen mir und ihrer Tochter stattfinden solle, aber doch, das Wort war gesprochen, der Frieden meiner Seele war zertrümmert. Ich fühlte, daß ich nicht länger Tochterrechte in Anspruch nehmen könne; meine hülflose Kindheit hatten sie bewacht, hatten mich in glücklicher Ungewißheit den Traum der ersten Jugend austräumen lassen — Dank sey ihnen dafür! — aber nun fühle ich, daß ich mir selbst eine Zukunft suchen müsse. Ich war mir genug moralischer Kraft bewußt, mich den Wellen des Lebens entgegen zu werfen, zu kämpfen und zu ringen mit dem widrigen Schicksale. Das Wie? war mir noch dunkel. Auf welche Weise sollte ich mir eine unabhängige Stellung in der Welt erobern? — Ich flehte zu Gott um Rettung und Licht. Da kam jener Brief aus England. Eine alte, reiche Dame bot mir eine Stellung in ihrem Hause an; sie sey, wie sie selbst sagt, mürrisch und menschenscheu, und lebe seit langer Zeit fern von der Welt auf ihrem Schlosse. Vorigen Sommer habe sie mich zufällig im Bade G . . . . getroffen, als sie sich einer Familienangelegenheit wegen auf dem Kontinent befand. Ich besinne mich auch unbestimmt, unter den Fremden dort, einer seltsamen bleichen Frau, die ich gesprochen. Sie suchte mich öfters auf, wenn ich früh mit Helenen spazieren ging. Die Idee, ein junges Mädchen zu sich zu nehmen, das ihre öden Stunden erheitern könne, sey nach und nach in ihr entstanden, und ihre Wahl auf mich gefallen, da ich sie besonders angesprochen. Das Ganze kann wohl ein Zufall seyn, doch in jener Stunde nahm ich es als einen Fingerzeig Gottes, der mir einen neuen Lebenspfad zeigen wolle. Schwer war der Kampf, ehe ich von meinen Eltern die Erlaubniß erhielt, das Anerbieten anzunehmen, und nur mein fester Vorsatz bestimmte sie endlich, nachzugeben. Sie meinen wohl, daß es kein Entschluß für das Leben sey, den ich gefaßt, daß ich es der Veränderung halber thue, daß ich zurückkehren würde, wenn — Arthur, wenn — deine Carrière vollendet seyn wird. Laß ihnen diesen Glauben,

unsere Trennung mag ihnen für jetzt noch verborgen bleiben. Dir allein, Geliebter, vertraue ich mich an, an deiner starken Seele will ich mich aufrichten in der schwersten Stunde. Die Zeit wird kommen, wo du mich für das Opfer, das ich dir bringe, segnen wirst. Statt daß meine Liebe dein Glück wäre, würde sie sich demselben hemmend und lähmend in den Weg stellen. Und wollten mich meine Eltern nicht so arm, wie ich zu ihnen kam, von sich gehen lassen, so würden sie Helenens Erbtheil zwischen mir und Helenen theilen müssen, und das soll, das darf nicht geschehen! — Helene, meine Schwester, wird weinen um mich, doch sie ist ja Braut, neue Pflichten und neue Freuden werden sie die verlorene Freundin entbehren lehren und vergessen lassen. Noch einmal, Geliebter, lebe wohl! sey fest und stark, laß mich den Eltern gegenüber meine Ruhe behaupten, damit sie die ganze fürchterliche Trennung nicht ahnen mögen. Unsere Liebe stirbt nicht, Arthur, aber die eisernen Mauern, die unübersteiglichen Wälle, die sie umgeben, sind die Verhältnisse, und diesen muß man sich beugen."

Das Mädchen erhob sich langsam von der Moosbank, ihr Geliebter stand ernst und düster vor ihr. Auf seiner Stirn waren Wolken, trüb wie sie der Sturm über den grauen Himmel peitschte. Ein schneidender Herbstwind jagte die feuchten Blätter vor sich auf den Boden her, und rüttelte die kahlen Bäume. Sarah blickte um sich; sie dachte an den kommenden Frühling, wo diese alten Bäume wieder grün werden und glückliche Herzen unter ihren Laubdächern schlagen würden, wo der öde Garten wieder aufblühen werde wie sonst; sie selbst aber weit, weit von Allen, in der fremden fernen Welt allein, als eine Selbstverbannte, leben würde. Noch war es Zeit; Liebe und Glück bot ihr die Hand, und drüben? — Sie schauderte zusammen, ihr Entschluß wurde wankend, ihre Kraft brach, und lautweinend stürzte sie an die Brust des Geliebten. Aber es währte nur einen Augenblick, — mit Riesenkraft richtete sie sich wieder auf, ihre Thränen stockten und ein edler Stolz röthete ihre Wangen. Noch ein Blick, ein Druck der Hand — und sie riß sich los und glitt schnell hinter den kahlen Stämmen dahin, bis sie an den Weg kam, der nach dem Wohnhaus führte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Egestorff'sche Speiseanstalt.

Der Fabrikant Georg Wilhelm Egestorff hat, mit uneigennützigem, von der Humanität getragenem Streben, in der Vorstadt Linden bei Hannover eine große Speiseanstalt errichtet und im August d. J. in Betrieb gesetzt, welche den Zweck verfolgt, durch Ersparung der Kosten und Mühen, welche der Einzelhaushalt auf Zurichtung der Speisen verwendet, den minder wohlhabenden Klassen eine wohlfeile Ernährung zu bieten; er hat es versucht, und sein Versuch ist von den glänzendsten Erfolgen gekrönt worden; und jetzt sind wir im Stande, auf seine Rechnungen und Erfahrungen gestützt, dem wirthschaftlichen, Gewinn suchenden Unternehmungsgeist unserer Kapitalisten die Nachahmung seiner Anstalt zu empfehlen und ihnen nicht nur das Bewußtseyn, zur Linderung der Noth das Ihrige gethan zu haben, sondern auch baaren Gewinn in Aussicht zu stellen. Die Egestorff'sche Speiseanstalt kauft Gemüse, Kartoffeln, Mehl, Butter und Fleisch im Großen ein, beschäftigt 34 Menschen in einer Dampfküche mit der Zubereitung der Speisen, und bewirthet täglich 2100 Menschen, theils in ihren Speisesälen, theils mit Portionen, welche für den häuslichen Bedarf abgeholt werden. Es ist unglaublich, welche Ersparnisse durch dieses einfache Verfahren erzielt werden. Man berechne! Die 2100 Portionen werden vielleicht auf 500 Familien vertheilt. Fünfhundert Hausfrauen müßten also zu Markte gehen, und zum Kaufmann schicken, müßten den Preisaufschlag des kleinen Verkehrs zahlen und die Qualitätsfälschungen desselben ertragen; fünfhundert Hausfrauen müßten den ganzen Morgen mit Zurichtung der Gemüse beschäftigt seyn, müßten am Herde stehen, jede ihre Töpfe und Geschirre verbrauchen, auf fünfhundert Herden müßte stundenlang kostspieliges Feuer unterhalten werden, die Abfälle der fünfhundert kleinen Küchen würden ohne Erlös verkommen. Jetzt besorgen 34 Arbeiter im Laufe eines ganzen Arbeitstages, wozu 500 Hausfrauen jede einen halben Arbeitstag verbraucht hätten; es werden also 216 Arbeitstage täglich erspart. Der Kohlenverbrauch für die Speisung von 2100 Menschen beträgt nach den durch Hrn. Egestorff veröffentlichten Rechnungen 1 Thlr. 10 Sgr. den Tag, während in den 500 Haushaltungen vielleicht für 15 Thlr. Holz, Torf und Kohlen in Rauch und Asche verwandelt worden wären. Die baaren Auslagen für zehnfach schlechtere Speisen würden in den einzelnen Haushaltungen vielleicht um 10 oder 12 Prozent mehr betragen haben, als die Egestorff'sche Speiseanstalt dafür ausgibt, und die 2—4 Thlr., welche diese aus den Abfällen täglich realisirt, wären in den 500 zersplitterten Haushaltungen vielleicht ganz verloren gegangen. Die Egestorff'sche Speiseanstalt hat in Nord- und Süddeutschland rasch zahlreiche Nachahmungen hervorgerufen. In Hamburg sind bereits zwei solcher Anstalten in's Leben getreten, und der Zudrang der Käufer war bei Eröffnung der ersten derselben so stark, daß die Polizei zur

Aufrechterhaltung der Ordnung einschreiten mußte. (In Bayern sind vom k. Ministerium sämmtliche Lokalbehörden aufgefordert, die Gründung ähnlicher Anstalten anzuregen.)

Der Glockengießer.

Hört ihr dort den schönen Klang?
Höret Ihr des Thurmes Sang?
's ist die Glock', die unverdrossen
Ich zu Gottes Lob gegossen.

Höret ihr, wie's weithin hallt,
Ueber Felder, durch den Wald?
's ist mein Kind, das ruft hinaus:
Kommt herein in Gottes Haus!

Hört ihr, wie „Maria" singt,
Wie's in alle Herzen dringt?
Meines Erzes Wundermacht
Klinget hell bei Tag und Nacht.

Und zur späten Abendstund'
Spricht es mit geweihtem Mund:
Betet Alle, arm und reich,
Betet Alle jetzt zugleich!

Und der Bauer auf dem Feld,
Wie der Jäger in Waldes-Zelt,
Alle Menschen, groß und klein,
Soll'n nun eines Sinnes seyn.

Schwinge, klinge denn, mein Kind;
Daß den Ruf der Abendwind
Schlinge, bringe, ein tönend Band,
Weit hinaus in Stadt und Land!

Mannigfaltigkeiten.

Aus Gotha vom 29. Nov. wird berichtet: „Das vorgestern versandte neunte Heft von Doktor Petermann's Geographischen Mittheilungen gibt unter Beigabe einer größeren Karte den ersten zusammenhängenden und umfassenden Bericht über die wichtigen Arbeiten Doktor Vogel's in Afrika. Die Karte vereinigt mit den Ergebnissen der Reise von Vogel auch die Resultate der Forschungen von Barth, Overweg und Richardson in dem Gurian-Gebirge, auf der Hamuda, in Fessan und dem Lande der Tuareg bis zu dem hohen wilden Gebirgszuge südlich von Ghat. Sie gibt eine Veranschaulichung der Bodengestaltung der durchzogenen Strecken, bezeichnet alle wichtigen Momente der Geologie, der Verbreitung des Thier- und Pflanzenlebens, und ist besonders dadurch bemerkenswerth, daß sie die ersten Profile über Gegenden Inner-Afrikas zwischen dem Mittelmeere und der Cap-Kolonie und zwischen dem Nil und den atlantischen Küsten enthält, drei Profile, die, auf die zahlreichen Höhenbestimmungen von Vogel und Overweg gestützt, zeigen, wie irrig die frühere Vorstellung von der Wüste als einem Tieflande war. Bericht und Karte sind von Dr. Petermann. Von demselben ist ferner ein Aufsatz über die „politische und statistische Geographie von Australien im Allgemeinen, und von der Provinz Viktoria im Besondern" nach den neuesten offiziellen Dokumenten. Die Totalbevölkerung von ganz Australien mit Tasmania und Neuseeland, die Eingebornen nicht mitgerechnet, wird für das Jahr 1853 auf 042,365 angegeben; Schulen 784, Viehstand: Schafe und Schweine 18,034,042 Stück, Hornvieh und Pferde 2,472,709, Goldausfuhr 12,725,247 Pfund Sterling, oder nicht viel unter 100 Million Thaler in einem Jahre."

In Berlin wurde kürzlich ein jüdischer Handelsmann auf dem Hamburger Bahnhof von einem Polizeibeamten angehalten, weil das Visa auf dessen Paß mit seiner Reiserichtung nicht recht übereinstimmte. Als der Angehaltene hörte, daß er mit auf das Polizeipräsidium gehen solle, suchte er dem dadurch zu entgehen, daß er dem Beamten 5 Hundert-Thalerscheine und dem dabei stehenden Polizeidiener 1 Hundert-Thalerschein in die Hand drückte. Die Beamten nahmen zwar das Geld, lieferten den Reisenden aber mit solchem ihrer Behörde nun erst recht ab. Bei näherer Untersuchung fand man am Leibe des Arrestanten gegen 10,000 Thaler baarer Gelder versteckt vor. Die angestellten Recherchen haben ergeben, daß der Mann aus einer kleinen Stadt nach der russischen Gränze zu ist. Demselben war von einem Geschäftsfreunde die vorgefundene Geldsumme zum Einwechseln anvertraut, er hatte es aber vorgezogen, sich mit solcher aus dem Staube zu machen.

Ein bedeutender, nahe an 20,000 Thaler betragender Diebstahl von Staatspapieren fand in der Zeit vom 3. bis 20. Nov. — denn an dem letztgedachten Tage wurde man erst den Verlust gewahr — bei der verwittweten Hofkommerzienräthin Straßburger in Dresden auf eine bis jetzt noch unerklärliche Weise, wahrscheinlich aber durch Nachschlüssel, statt. Die Polizei entfaltete alle mögliche Thätigkeit. Umsonst. Auch eine am 28. Nov. großes Aufsehen machende Haussuchung in der noch jetzt polizeilich überwachten Wohnung eines höheren Staatsbeamten gab keine Spur und war nur durch Verdachtsgründe, über welche sich zur Zeit noch nicht sprechen läßt, herbeigeführt. Weil der Betreffende mit dem

Polizeidirektor das Haus verließ, nahm man des Ersteren Verhaftung als ausgemacht an, was sich doch nicht bestätigte. Am 30. Nov. hat die Polizeidirektion 500 Thaler Belohnung für die Entdeckung bei vollständiger Wieder-Erlangung, im Namen der Bestohlenen, und 50 Thaler auf höhere Ermächtigung für Auffindung einer Spur ausgesetzt.

Ein riesenhafter Prozeß wird, wie die „Gerichtszeitung" meldet, in den nächsten Tagen beim Stadtgericht zu Berlin eingehen. Ein hiesiger Rechtsanwalt ist nämlich von einer am Rhein ansässigen Familie beauftragt worden, gegen den Fiskus eine Klage auf Herausgabe einer ihren Namen führenden Herrschaft von bedeutendem Umfang oder auf Zahlung von 31 Mill. Thaler Entschädigung zu erheben. Welche Kosten durch diesen Prozeß entstehen, namentlich wenn die Kläger verlieren, da der Fiskus Sportelfreiheit hat, möge man daraus ermessen, daß als Kostenvorschuß — und dieser beträgt stets den niedrigsten Kostensatz — allein eine Summe von etwa 80,000 Thlrn. zu zahlen seyn wird.

Die Versuche, welche in Berlin angestellt worden sind, für die Soldaten ein besseres Brod als das bisherige Kommißbrod zu backen, haben einen sehr befriedigenden Erfolg gehabt. Dieses neue Brod, welches den Namen „Soldatenbrod" erhalten wird, dürfte vorerst bei den Berliner Regimentern zur Ausführung kommen und alsdann im ganzen preußischen Heere an die Stelle des Kommißbrods treten. Das Brod wird von Sachkennern als vortrefflich bezeichnet. Es enthält weniger Kleie, ist nahrhafter, wohlschmeckender und auch verdaulicher als das Kommißbrod.

In Nürnberg geht man gegenwärtig damit um, eine Anstalt ins Leben zu rufen, die in allen größern Städten Nachahmung verdient. Es handelt sich um eine Pensionskasse für alte Handwerker. Jeder beitretende Handwerker steuert je nach Verhältniß des Lebensalters, wo er eintritt, monatlich einen gewissen Betrag bei und erhält dadurch das Recht, vom 55. Lebensjahre an, jährlich eine mit den weiteren Jahren zunehmende Unterstützung zu genießen. Wer vor diesem Jahre stirbt oder nicht mehr fortzahlt, ist seiner Beiträge zu Gunsten der Kasse verlustig.

Der Sultan hat die Prägung von goldenen und silbernen Medaillen zur Erinnerung an den Fall von Sebastopol befohlen, die an alle betreffenden Offiziere der verbündeten Heere ausgetheilt werden sollen. Dieselben tragen auf der einen Seite das Bild des Sultans mit der Inschrift „Sebastopol" und zeigen auf der andern einen verwundeten russischen Adler, überweht von den Fahnen der alliir. Mächte, außerdem eine Lancasterkanone, eine Karte der Krim und das Wort „Sebastopol".

Man schreibt aus Wien, 3. Dez.: „Gestern bald nach Mittag lustwandelte der Baron L* mit einer jungen Dame Arm in Arm auf der Stadtbastei. Plötzlich reißt sich diese von ihrem Begleiter los und springt über den Wall in den Stadtgraben. Die zufälligen Zeugen dieser gräßlichen That eilten mit Blitzesschnelle hinab, um der Unglücklichen Hülfe zu leisten, aber vergebens, man hob sie als Leiche auf. Dem Vernehmen nach war die Dame vor Kurzem erst eines Kindes genesen und hatte seitdem öfter Anfälle von Irrsinn gehabt."

Nach den „Neuesten Nachr." wäre in Kämpfenhausen bei Starnberg ein Goldadler gefangen worden, indem ihm der Flügel durch eine Kugel gelähmt wurde, so daß man seiner mittelst Stangen und Stöcken habhaft werden konnte. Der königliche Vogel, der nur ganz selten in der Ebene gesehen wird, mißt von einer Flügelspitze zur andern zehn Schuh, ist also eines der größten Exemplare, und befindet sich wohl in seinem Käfig zu Starnberg.

Ein amerikanisches Blatt meldet: „Es soll demnächst eine Wett-Billard-Parthie zwischen zwei Kreolinnen von guter Familie um den Preis von 3000 Dollars in New-Orleans gespielt werden. Die beiden Damen sollen die besten Spieler in den Vereinigten Staaten seyn."

Auflösung des Charaden-Kranzes in Nro. 293:

I. Vorhangschloß. II. Mitgefühl.

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 296 Mittwoch, 12. Dezember 1855.

Morley-Hall.

(Fortsetzung.)

Sarah an Helene.

Morley-Hall.

„Könnte ich dich festhalten, du holder, duftiger Schatten, du glänzender Thautropfen, der du dich in Millionen Funken zerstäubend über die verschmachtende Seele gießest, könnte ich euch bannen, ihr sonnigen Lichtstrahlen, die ihr, wie durch einen dichten Nebel brechend, aus einer traumhaften Vergangenheit zu mir herüberglänzt. Fern bin ich dem holden Paradies meiner Kindheit, unter trüben Nebelhimmel versetzt, schauert mein Herz hier in kalter Einsamkeit. Ich sehe Dich vor mir, Helene, Schwester, Freundin meines Herzens, Du tauchst aus den Nebeln der Vergangenheit als lichter Stern, ich möchte die Hand nach Dir ausstrecken, aber ich greife in die kalte Leere und besinne mich, daß ich allein, ganz allein bin. Wie Du schön und glücklich bist, Helene! — Trübt keine Erinnerung an die verlorne Freundin Deine Stirn? — Doch nein, ein dunkler Kranz liegt auf Deinem glänzenden Haar, und die geheimnißvollen weißen Blüthen sagen mir, daß Du meiner Liebe nicht mehr bedarfst. So gehe hin, rosige Braut, werde glücklich, und ich —"

Sarah legte die Feder weg, schob den angefangenen Brief weit von sich und blickte, wie von einem Gedanken erschreckt, düster vor sich hin. Ein mattes Lampenlicht beleuchtete die Gesichtszüge der Schreiberin; es waren eigenthümliche Züge, fein und zart. Ihre Augen waren groß und dunkel, ihr langes schwarzes Haar fiel fessellos über Nacken und Schulter und erhöhte noch die seltene Schönheit des jugendlichen Gesichtes.

Sie stand auf und öffnete ein Fenster, es waren seltsame, gothisch geformte Bogen in dem kleinen Gemach, wo wir die Schreiberin finden. Dicht davor standen riesig hohe Bäume, die vielleicht schon Jahrhunderte lang in die runden bleigefaßten Scheiben hineingelauscht hatten. Wie graue Riesen breiteten sie ihre Arme aus, ein eisiger Nordwind trieb sie knarrend an einander und stäubte den Schnee, der sie bedeckte, funkelnd durch die Lüfte. Das Mädchen schauderte in dem dünnen, weißen Nachtgewand, das sie umhüllte, sie schloß das Fenster wieder und begann von Neuem zu schreiben.

O wie oft sind Feder und Blatt die stummen und gefühllosen, die einzigen Vertrauten und die letzten Freunde einer armen, unverstandenen Menschenseele. Wie oft fließen in die todten Buchstaben all die ungeweinten Thränen, die heißen Tropfen eines verblutenden Herzens! Träume und Wünsche, die nie Gewährung finden, legen sich schlafen als todte Worte auf das Papier. Die müden Augen leuchten auf in stillen Nächten, die Seele breitet die Flügel, während die Hand mechanisch die geheimnißvollen Zeichen malt. Und wie oft blühen in einem jungen Menschengeiste frische, lebendige Gedankenblumen auf; wie ein bunter Garten wogt es tiefinnen, sie drängen empor reg und mächtig; doch ihr Schmelz verfliegt, wenn er von dem Hauche der Sprache berührt wird, und der ätherische Stoff zerbröckelt unter den ungeübten Händen, die denselben nicht zu handhaben wissen, und so gehen tausende von Saatkörnern noch schönerer Gedankenblumen für die Welt verloren.

Sarah schrieb, aber weder ein Gedicht noch ein Tagebuch, in das sie den Kummer ihres sehnsüchtigen Herzens zu legen gedachte; es war nur ein Brief, der nach der fernen glücklichen Heimath hinübergehen sollte, ihre Grüße nach dem geliebten Deutschland zu tragen, nach den blauen Bergen Tyrols, in das stille liebliche Thal, über welchem sich wie ein duftiger Schleier die Träume ihrer Kindheit wiegten. Ihres Gemüthes hatte sich jenes krampfhafte unerklärbare Gefühl bemächtigt, welches unsere Sprache so schön und sinnig mit dem Namen „Heimweh" bezeichnet.

Wie sich die Pflanze mit tausend zarten Wurzelfasern an den heimathlichen Boden klammert, so auch verwächst das Menschenherz fest und innig mit den Umgebungen der Kindheit, und die zerrissenen Seelenwurzeln zittern und bluten, wenn sie herausgerissen und in ein fremdes Land versetzt werden.

„Und ich —“ war das letzte Wort, bei dem sie stehen geblieben war. Sie sammelte sich schnell, um ihre Freundin die tiefe Trauer ihrer Seele nicht blicken zu lassen, und fuhr fort:

„Ja, ich möchte Dir Viel von mir sagen, Du Herzensfreundin. Wie kommt es nur, daß es mich dünkt, als ob schon Jahre zwischen unserer Trennung lägen. Als ich vor einem Monate hier ankam, starr vor Kälte, Angst und Erwartung, und der Wagen an dem alten epheuumlaubten Portal hielt und Lady Seymour mir entgegenkam, mit dem blassen, geisterhaften Gesicht, dem weißen Haar und den Trauerkleidern, welche sie nie ablegt, als wir uns ansahen, wie wenn wir uns fragen wollten: werden wir uns auch lieben, werden wir auch zusammenleben können? — da pocht mein Herz, und ich suchte vergebens in dem kalten Gesicht die Liebe, deren ich bedürftig war, wie die Pflanze des Lichts. Sie stützte sich auf meinen Arm, als wir die große steinerne Treppe hinaufstiegen und durch die Korridore gingen. Welche Räume! welche Hallen! — Hier sind keine alten spinnenumwebten Galerien, keine äußern unheimlichen Fenster, keine verblichenen Goldtapeten und vergilbten Sammtmöbel, — Alles ist hell, glänzend und feierlich, Alles sieht so geschmückt und erwartungsvoll aus, wie am Vorabend eines Festtags, von dem alten Bedienten an in Grün und Gold bis zu den Blumen in glänzenden Töpfen und den Papageyen in vergoldeten Käfigen. Es ist, als harrten die prächtigen Räume auf die lustigen Gäste, die sich in ihnen versammeln sollen, als lauschten die hohen Krystallspiegel, die kostbaren Gemälde, die seltsam geformten Möbel, die Schränke mit gewundenen verschnörkelten Säulen, die in ihren durchsichtigen Fächern unzählige Kostbarkeiten hegen, auf das Lachen der Freude, auf das Rauschen der seidenen Gewänder, auf Jubel und Becherklang. Aber Alles ist still, todtenstill. Wie ein Bann scheint es in der Luft zu liegen.

Wir traten in ein hellerleuchtetes Zimmer, wo ein lustiges Feuer im Kamin brannte. Die duftende Wärme thaute mein Herz auf, mir ward leichter und freier zu Muth, und ich ging auf Lady Seymour zu und sagte ihr einige herzliche Worte. Sie küßte mich auf die Stirne und sagte ungläubig:

„Miß Anna, sind Sie auch g e r n zu mir gekommen? Haben Sie Vaterland und Familie verlassen, um einer alten Frau ihre einsamen Tage zu erheitern?“

„Ich heiße Sarah,“ entgegnete ich befremdet, als sie mich Anna nannte.

Seltsam und erschrocken sah sie mich an, ihre hellblauen Augen wurden mit einemmal so groß und ihr ganzes Gesicht fast unheimlich.

„So will ich Sie Anna nennen,“ sagte sie endlich langsam und nachdenklich, „der Name Sarah thut mir schneidend weh, und wenn Sie nicht wollen, daß dieser Eindruck auch auf Sie übergehen soll, so lassen Sie mich Sie Anna nennen.“

Ich schwieg, wie wenn ich damit einverstanden wäre! aber ich fühlte mich verletzt, daß das Erste, was man mir in der Fremde raubte, mein Name war. In diesem Augenblick fiel mein Auge auf einen Spiegel, der über dem Kamin angebracht war. An jeder Seite desselben hing ein Bild, ein männliches und ein weibliches Porträt, und obgleich schwarze Flöre darüber gezogen waren, konnte ich sie doch deutlich erkennen. Ich weiß nicht, wie mir war, als ich das rosige Mädchengesicht mit dem kohlschwarzen Haar auf dem Bilde und meines zugleich in dem Spiegel sah.

Es gibt manchmal Empfindungen, die man nicht wiedergeben kann, gleichwie, wenn der Reisende in dunkler Nacht durch eine unbekannte Gegend geht, ein greller Blitzstrahl herniederschießt, die ganze Landschaft in Tageshelle umwandelt, doch augenblicklich wieder verschwindet und ihn in der vorigen Nacht zurück läßt.

Etwas Aehnliches fühlte ich in diesem Augenblick; oft habe ich seitdem wieder vor diesen Bildern gestanden, ohne dasselbe bei ihrem Anblicke wieder zu empfinden. Da kam die Haushälterin, ein gutmüthiges Mütterchen, mit der weißen Haube auf dem Kopfe, dem klappernden Schlüsselbund in der einen Hand und einem Lichte in der andern, um mich nach meinem Zimmer zu führen.

O das kleine, traute, liebliche Stübchen! Alle düsteren Gedanken waren verscheucht, als ich eintrat; es blickte mich so bekannt und vertraut an; für jeden, auch den kleinsten Luxusgegenstand war mit einer Zartheit gesorgt, die mir wohl that. Auch meine Lieblingsblumen, prächtige Hyazinthen, dufteten mir von einem kaum zärtlichen Tischchen entgegen. An einer Wand hing eine Reihe Bilder, ich kannte sie wohl, es war Paul und Virginie. Ich hörte das gutmüthige Geschwätz der alten Haushälterin, mein Herz flog fort, über Berg und Meer, Jahre zurück, zu Dir, meine geliebte Helene!

Weißt Du noch, wie wir Beide an einem Sommerabend ganz hinten im Garten unter dem Ahornbaum auf einer Bank saßen, uns fest umschlungen hielten und Beide in einem Buche lasen? — Es war Paul und Virginie. Erinnerst Du Dich noch, wie wir uns mit aller Seligkeit der erwachenden Empfindungen in diese idyllische Tropenwelt tauchten? — Ich fühlte noch einmal all die süßen Schauer jener Stunde durch, wie wir den Beiden auf jedem Schritte folgten und bis zuletzt mit ängstlicher Spannung auf ihre Wiedervereinigung hofften, der Mutter Ruf zum Abendbrod überhörten, und als wir endlich spät am Abend ins Wohnzimmer traten, uns die Thränen verstohlen

aus den Augen wischten und um keinen Preis sagen wollten, wem diese Thränen galten? Entsinnst Du Dich Helene? O diese Zeit, wo die erste Morgenröthe einer neuen Welt ins Menschenherz fällt, wie weit, wie unerreichbar dünkt sie mir. Still und einsam gehen wir jetzt die Tage hin, Lady Seymour ist stets ernst und finster, sie lacht nie und fast däucht es mich, als laste auf ihr irgend etwas Schweres.

Im zweiten Stockwerke des Schlosses wohnt ein Verwandter von ihr. Es ist etwas Geheimnißvolles um den jungen Mann; er verläßt fast nie seine Zimmer und ist entweder sehr krank, oder sehr unglücklich.

Wenn der Lenz in Euer Thal kehrt, Helene, dann gedenke mein, und wenn diese Bäume hier, diese Riesenbäume, wie sie nur England in seinen Parken hegt, grün werden, dann will ich von meiner lieben Heimath träumen, von unseren Linden, von Euch Allen. Lebe wohl, mein Freundin!«

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Ehezwist.

Von Ottilie Wildermuth.

1.

Ein Regentag.

Ein Regentag im Bad, das ist kein Scherz! Im Bade, wo man keinen Beruf hat, als sich zu erholen und zu amüsiren, ein Regentag, der Beides rein unmöglich macht. Sey's noch darum in einem großen Bad, das Bibliothek und Kunstsammlung, Konversationssäle, Spieltische, Musik und bedeckte Promenaden hat, da geht es allenfalls einen Tag oder zwei auch ohne Sonnenschein. Aber in einem kleinen vaterländischen Bad, dessen Kurgäste nicht weit her und fast lauter Frauen sind, wenn's da nicht einen, sondern zwei und drei Tage regnet, wenn die grünen Berge voll schwerer Nebelwolken hängen und die Pfützen, die sich vor dem Hause sammeln, die einzige Aussicht bleiben, wenn nicht einmal der Bote mit Briefen und Zeitungen über den angeschwollenen Bach kann, da ist es kein Wunder, wenn es am Ende innen und außen nebelgrau aussieht, und ein schwerfälliges Heimweh sich ansetzt.

Schon zwei Tage regnete es fort und fort in dem sonst so anmuthigen Bad Frauenthal, und es sah aus, als ob es noch wochenlang regnen wolle. Am ersten Tage hatte man sich leidlich darein ergeben, sämmtliche Frauenwelt hielt sich in ihren Zimmern, die jungen Damen hatten die englischen und französischen Bücher aus dem Boden des Koffers hervorgeholt und begannen eifrig die versäumten Studien wieder aufzunehmen, in der Küche glühten den ganzen Morgen Bügelstähle, um zerknitterte Kleider, Aermelchen und Chemisetten auszubügeln, alte Briefschulden wurden abgetragen, die Lücken der Tagebücher ergänzt, und der einzige Herr des Bades, ein brustkranker Lehramtskandidat, der hier zum ersten Mal in seinem Leben der Hahn im Korbe war, hatte den ganzen Tag vollauf zu thun mit Federnschneiden.

Nun aber schlich der Nachmittag des zweiten Tages herbei, die Tafel war aufgehoben, alle Ressourcen der Unterhaltung, der letzte Rest guter Laune erschöpft. Eintönig plätscherte draußen der Regen, eintönig pickte die Wanduhr, eintönig übte der Kandidat mit einem Fräulein eine endlose vierhändige Sonate ein. Mit langweiligen Häkel- und Strickarbeiten saßen die Damen langweilig auf den Stühlen an den Wänden des Saales; keine von ihnen hielt es für möglich, daß dieser Nachmittag auch einmal zu Ende gehen könne.

Da trat mit ihrem alten freundlichen Lächeln die Badmama ein, und ein schwacher Hoffnungsstrahl dämmerte in den Gesichtern auf, die ihr begrüßend zunickten. Die Badmama war nur eine Schullehrerswittwe, die ein paar bleichsüchtige Nichten, die Töchter ihres Bruders, der Kaufmann im Ausland war, hierher begleitet hatte; sie selbst hatte in ihrem Leben kein Wasser getrunken, als klares Brunnenwasser, kein Bad gebraucht als das Neckarbad, wo sie eben Zeit und Gelegenheit dazu gefunden. Sie hatte ein so gutes mütterliches Aussehen, ihre weißen Haare, die sich unter dem Wittwenhäubchen scheitelten, lagen über dem milden Gesicht mit den klaren, freundlichen Augen, wie der Schnee über einem Hause, aus dessen Fenstern die Weihnachtslichter glänzen. Man mußte sie Mama heißen, und es war nicht zu wundern, daß sie in kurzer Zeit eine solche Geltung gewonnen, ohne daß sie sich je darum bemüht.

Die Mama hatte noch nicht viel Zeit gehabt, an den Regentag zu denken. Sie hatte einen Sack voll Strümpfe zu stopfen mitgebracht von ihrem Sohn, einem Kaufmann, der erst von Reisen heimgekommen war, sie hatte nebenbei in der Hinterstube der Wirthin einen hoffnungslosen Flickkorb entdeckt, an dem die alte Hausnäherin erlegen war, dessen hatte sie sich mit tapferem Muthe angenommen. Daneben hatte auch sie ihre Badelektüre, die sich besser für's stille Kämmerlein als für die Promenade eignete: den alten Arndt, Scriver und Kempis, das Starkenbuch und das Habermännlein; darum war ihr nicht leid um die trüben Tage, an denen sie nicht verpflichtet war, die theuer empfoh-

lenen Nichten zu begleiten. Heute aber war Elise hinauf gekommen mit dem Seufzer:

„Tante, nächstens sterben wir vor Langweile, kommen Sie nur auch ein Bischen herunter.“

„Ei, wird nicht so schlimm seyn, will doch einmal zusehen,“ meinte die immer heitere alte Frau. „Ei, wie trübselig, Ihr Frauenzimmer,“ — begann sie — „noch keinen Kaffee getrunken?“

„Wir haben schon auf's Zimmer bestellt,“ ertönten einige Stimmen.

„Ei, was Zimmer, wer wird in solcher Trübsal den Kaffee allein trinken? Und wie sitzen wir da an der Wand, wie lauter tanzlustige Jungfern, von denen Niemand was will, das ist keine Anstalt! Wie, Herr Kellner!“

Der Kellner, dessen Locken heute ungekräuselt um seine umwölkte Stirn hingen, flog herbei, die Badmama wurde stets zuerst bedient.

„Jetzt, Herr Kellner, lassen Sie den großen runden Tisch aus der untern Wirthsstube herauf tragen.“

„Den tannenen Tisch hierher in den Saal?“ fragte der Jüngling zweifelhaft.

„Ja, gerade den, wir können kein so schmales, langes Ding brauchen, Sie decken ihn dann schön zu mit einem großen Teppich, dann sieht es ihm kein Mensch mehr an, daß er tannen ist, wenn er auch noch seine unschicklichen Füße herausstreckt, nach denen sieht man nicht.“

Der Tisch ward hergeschleppt und arrangirt. Mit einiger Verwunderung warteten die Damen der Dinge, die da kommen sollten.

„So, nun bringen Sie Kaffee für uns Alle, nicht in Tassen und dergleichen, in einer rechten ordentlichen Kaffeekanne, wir wollen es dann schon vertheilen, und lassen ein Bichsen einheizen.“

„Einheizen im Juli?“ fragten einige Stimmen erstaunt.

„Ja, gewiß, ich lasse einbrennen, wenn mich friert, geben Sie acht, ob es dann nicht heimlich wird.“

Bis der Saal warm und der Kaffee fertig war, sah die Mama nach den jungen Damen. Die hatten inzwischen die glückliche Entdeckung gemacht, daß der Kandidat englisch verstand und die Lallah Rookh bei sich hatte, die er sich erbot, ihnen vorzulesen und zu erklären; die zwei unter ihnen, die nicht englisch lernten, saßen in einer Ecke, in eifrige Mittheilungen vertieft, jede mit einem Schooß voll von Stammbuchblättern, dazwischen gepreßte Vergißmeinnicht und Immergrün. Denen brauchte sie nicht für Unterhaltung zu sorgen. Uebrigens wurde doch unter ihrer Anleitung ein Kaffeetisch für die Jugend in das Nebenzimmer gestellt, den sie eigenhändig ordnete.

Nun hatte es im Saal ein ganz anderes Ansehen genommen, als die Frauen so recht behaglich, wie in einer Kaffeevisite, um den runden Tisch saßen, wo die Mama einschenkte und servirte.

„Da wären wir ja ganz nett beisammen,“ — sagte sie vergnügt — „wo ist denn aber unser jung's Fraule?“

Das „junge Fraule,“ von der Mama vorzugsweise so genannt, obgleich die Mehrzahl der Frauen noch nicht alt war, war eine Neuvermählte, deren bleiche Wangen das Bad röthen sollte, bis ihr Gatte, der fürstlicher Rentbeamter war, von einer unaufschieblichen Reise zurückkehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

** Aus Paris wird uns unterm 9. Dez. geschrieben: Gestern kam ein kleiner Küchenjunge, einen Korb voll Eier und Butter auf dem Kopfe, vom Markte. In der Nähe der Kirche St. Eustache war das Gedränge so groß, daß es dem kleinen Manne nur mit großer Mühe gelang, sich und seine Waare durch die Menge zu bugsiren, als, aller angewandten Vorsicht zum Trotze, ein Vorübergehender so hart an den Korb stieß, daß er schwankte und herabfiel. Beim Anblick seiner zerbrochenen Eier und der beschmutzten Butter, fing das arme Kind an zu weinen und sich vor Verzweiflung die Haare auszuraufen. Einer der Umstehenden, vom Schmerze des Knaben gerührt, zieht ein 50 Centimes-Stück aus der Tasche und schenkt es dem Jungen. Das Beispiel findet Nachahmnng, und bald regnet es Kupfer- und Silber-Münzen in die Schürze des Kleinen. Der wieder getröstete, angehende Kochkünstler, dankte den Gebern, machte sich sofort daran, seinen Kassenbestand zu revidiren und findet 23 Fr. 35 Cent. Aber anstatt, wie man erwartete, die Summe einfach einzustecken und sich davon zu machen, holt das Kind die Rechnung der verunglückten Waaren hervor, die nur 14 Fr. betrug. Er nimmt diese Summe von der Baarschaft weg, geht gerade auf eine dastehende, in Lumpen gehüllte, alte Frau zu, und behändigt ihr den Rest. — Ein solcher Zug eines Knaben darf erwähnt werden.

Auch in Wien greift die Gewohnheit des Pferdefleisch-Essens seit Kurzem stark um sich. Die Pferdefleisch-Bänke verkaufen mehr als das Doppelte der früheren Fleischmengen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 297 Donnerstag, 13. Dezember 1855.

Morley-Hall.

(Fortsetzung.)

O wie gern hätte sie ein Wort, nur ein Wort von dem hinzugefügt, der ihrer Seele Licht war. Doch sie faltete still den Brief zusammen, trocknete schnell die Thräne, die auf das Kouvert gefallen war, und — fort trugen ihn die dampfenden Boten, fort in die geliebte deutsche Heimath.

Bald kam Helenens Antwort. O wie glücklich war Helene, wie ein Schauerregen von Wonne und Seligkeit fielen ihre Worte in das Herz der armen Verbannten.

Die Tage wurden länger, die Vögel suchten ihre Nester wieder auf in den gewaltigen Bäumen. Aber still und einsam blieb es auf Morley-Hall. Nur die alten Gänge und Hallen, die seit Jahren bloß den schlurrenden Gang und die heisern Stimmen des Alters gehört, horchten hoch auf bei dem elastischen Schritt und der jugendlichen Stimme, die in ihnen erschallten, und unbewußt verbreitete Sarah Sonnenschein und Wärme in dem alten Schlosse. Selbst über die erstarrten Züge der alten Dame glitt ein linder Schimmer, wenn sie von Weitem Sarah's Gewand über das glatte Getäfel rauschen hörte, und warum sollte der Sonnenschein des jungen Lebens seinen wohlthätigen Schimmer nicht auch auf das Alter werfen? Warum sollte der warme Glanz der schönen Augen, wenn sie sich so theilnehmend, so kindlich, so herzlich auf die alte Dame richteten, nicht auch durch die Eisrinde eines verbitterten kranken Herzens dringen?

Trotzdem die Launen der Lady Seymour's täglich und stündlich wechselten, glitt nie ein Schatten über das holdselige Gesicht ihrer jugendlichen Pflegerin, und Niemand vermochte zu ahnen, daß heimlich, ganz heimlich eine giftige Schlange hinter diesen Rosenknospen zehrte.

Wenn der Abend dämmerte und die hellen Lampen im Parlour brannten, dann holte Sarah wohl ein Buch aus den reichvergoldeten Bücherschränken im prächtigen Bibliothekzimmer, und die herrlichen Gedanken der Dichter Altenglands klangen noch lieblicher und ergreifender aus ihrem Munde, und die Zuhörerin träumte tiefsinnend von den fernen, fernen Tagen ihrer Jugend, und mit einem Blick, der fast wie Liebe schien, ruhten ihre Augen auf dem seelenvollen Gesicht der Jungfrau. Manchmal, aber nur selten, saß noch ein Dritter in dem stillen Kreis, ein junger Mann von ungefähr acht und zwanzig Jahren. Tief neigte sich sein Haupt auf die Brust hernieder, regungslos und unbeweglich sitzt er da. Plötzlich richtet er sich mit einer eigenthümlichen Kopfbewegung auf, und jetzt ist sein Gesicht zu sehen, dieses schöne, unvergleichlich schöne Gesicht, der edle Schnitt der Züge, diese weichen und doch so kräftigen Formen, die hohe weiße Stirn mit dem glänzenden Haar und den schöngezeichneten Brauen! — Doch, etwas liegt in diesem Gesicht, was du nicht verstehst, oder was, wenn du es verstündest, dir ins Herz schneiden würde wie ein scharfer Stahl. Er schlägt die Augen auf, sie sehen dich an so seelen-, so glanzlos, und doch haben sie einen Schimmer, der einer fremden Welt anzugehören scheint. Plötzlich theilt ein Lächeln seinen Mund, der eine glänzende Reihe schöner Zähne blicken läßt. O dieses Lächeln! Hast du es einmal gesehen, dieses Lachen, hast du es einmal gehört, so wirst du es nie vergessen!

Undurchdringliches Dunkel lag auf der Seele des jungen Mannes, der Edward hieß. Ein dichter Schleier hatte seinen Geist umhüllt, stumpf und unempfindlich lebte er ein theilnahmsloses Pflanzenleben. Staunend und fragend, forschend und voll Verwunderung hingen oftmals Sarah's Augen an Edward's Antlitz, vergebens mühte sich ihre Seele ab, sich ein Licht durch diese Nacht zu bahnen, oder die Absicht des Schöpfers zu errathen, der solche Verirrungen der Natur geschehen ließ. Sie sann und sann über einen Zustand nach, der in ihren Augen etwas Geheiligtes, etwas Geweihtes hatte.

Edward sprach selten, aber wenn ein Wort über seine Lippen kam, so war es ein Wort der Liebe und Güte, und dabei flog ein Ausdruck über seine Züge, von so himmlischer Freundlichkeit, wie wir sie selten oder nie auf einem Menschenantlitz finden.

Der Frühling, diese ewig wiederkehrende Jubelhymne, dieser nie verklingende Wonneruf des Weltalls, war wieder gekommen. Die knorrigen Aeste mit ihren schwellenden Knospen schauten lustig in Sarah's Stübchen, der Park schmückte sich mit üppigem Grün, über den schön gepflegten sammtglatten Rasenplätzen lag der gelbe Sonnenschein und seine lustigen Funken hüpften mit den Wassertropfen der schäumenden Kaskaden. Der Saft stieg in die Bäume, und die Sehnsucht, die brennende Sehnsucht erwachte mächtig in Sarah's Herzen. Schön wohl war der Frühling in dem majestätischen Park von Morley-Hall, aber wie viel tausendmal schöner mußte er drüben seyn, drüben in der lieben theueren Heimath? Nun mußten ja wohl die Linden wieder grün seyn, und auf den Bergen, auf den lieben alten Bergen mußte ja der Schnee geschmolzen, mußten Primeln und Veilchen wieder erwacht seyn. O wie schwoll und wogte es in Sarah's Brust! Ungeduldig warf das Herz, der rebellische Vasall des Verstandes, den eisernen Zügel der Selbstbeherrschung ab und forderte gewaltsam seinen Tribut, die warmen lindernden Thränen.

Und weit, weit in den tiefgeheimen, verschwiegenen Schooß des Waldes flüchtete Sarah mit ihrem Weh, mit den schmerzlichsüßen Bildern der Erinnerung. Und einmal, im Uebermaße des Schmerzes, dünkte ihr das Opfer, welches sie brachte, zu groß, und der finstere Gedanke zuckte durch ihr Herz, daß Das, was sie gethan, der schwere Kampf, welcher ihr die heißesten Tropfen ihres Herzbluts gekostet hatte, überflüssig, wo nicht gar thöricht gewesen sey. Aber zu ergeben, um solchen Gedanken lange nachzuhängen, schüttelte Sarah diese krankhaften Ideen, die sich in ihr Herz drängen wollten, wieder ab und ward endlich ruhiger. Sie hatte ja diesen Schritt mit klarer ruhiger Ueberlegung gethan, sie hatte ja ihren Lieben dadurch den größten Beweis ihrer Liebe geben wollen und sich von der Vorsehung dazu bestimmt gefühlt, und endlich hatte sie ja auch hier Pflichten zu erfüllen, die sie befriedigen konnten. That es denn ihrem verwaisten Herzen nicht auch wohl, einer trüben Seele heitere Stunden zu verschaffen und Morley-Hall mit ihrer Gegenwart zu erhellen?

Vor dem Schloß in den Park hinaus lag eine Terrasse, mit hohen Orangen- und Myrthenbäumen besetzt; zwischen den Steinplatten und um die Füße der steinernen Bänke herum wuchs üppiges Gras; die Wände waren mit wildem Clematik und Rosen überwuchert, darüber die Bäume einen grünen Laubhimmel bildeten, und aus der offenen Thüre des Blumenhauses, welche sich auf die Terrasse zu öffnete, drangen die süßeinschläfernden, berauschenden Düfte der Tropenpflanzen, die dort in unvergleichlicher Pracht prangten.

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Ehezwist.

(Fortsetzung.)

„Madame Schröder schreiben," bemerkte der Kellner mit unterdrücktem sarkastischem Lächeln.

„Auch einmal wieder," — sagte etwas spöttisch Frau Lenz, eine hübsche, stattliche Frau, aber die Verdrießlichste der Gesellschaft — „liegen ja schon drei Briefe von ihr im Botenstübchen unten."

„Freilich," bestätigte der Kellner, „Sie haben vorgestern einmal und gestern zweimal geschrieben, und die Botin kann erst übermorgen fort."

„Nun, das muß ich sagen . . .", begann wieder, etwas schärfer, Frau Lenz.

„Laßt mir mein Fraule in Ruh!" befahl die Mama, „besser zu viel als zu wenig. Da, hebt ihr ein Plätzchen neben mir auf!"

In dem Augenblick trat die Besprochene ein, mit einiger Verlegenheit dem Kellner ein ziemlich dickes, aber zierlich gefaltetes Briefchen in die Hand schiebend, der mit einverständigem Lächeln damit abtänzelte.

„So, Fraule, geschwind, der Kaffee ist eben noch warm!" rief die Mama, „eben auch einmal wieder 's Herzlein ausgeleert?"

„Da sieht man freilich, wie kurz Sie verheirathet sind," meinte die Frau Doktorin, eine noch gut erhaltene Frau, nahe an vierzig, mit einem hausbackenen, gutmüthigen Gesicht, „in ein paar Jahren ist das ganz anders, da ist man froh, wenn man alle vierzehn Tage zum Schreiben kommt."

„Das kann ich doch nicht ertragen!" rief plötzlich erglühend die sonst so bleiche und schüchterne Frau, „dieses ewige Predigen, wie es anders kommen müsse! Also mit der Stunde, wo man sich ewige Liebe vor Gott verspricht, soll man die Liebe zu Grabe tragen? Und all dieß Gerede von Flitterwochen! Bei uns gibt es keine Flitterwochen, es soll bei uns nicht anders werden, in Ewigkeit nicht!"

Erstaunt über diesen Eifer sahen sich die Frauen an, und Frau Kaufmann Schweizer, die ihre Badkosten hier durch den Ertrag eines kleinen Waarenlagers zu decken suchte, begann nicht allzuleise von Romanheldinnen zu sprechen; die Mama aber kam begütigend dazwischen:

„So so, das soll nicht anders werden bei Euch, das habt Ihr so ausgemacht? Ja, das ist schön. Wissen Sie, wie mir das vorkommt? Wie wenn Sie im schönsten Blüth' im Garten gehen und sagen: Ach, das ist so schön, das soll gar nicht aufhören, es soll nicht! Und wenn der liebe Gott Ihren Wunsch erhörte und Sie sähen im Herbst alle die andern Bäume, die ordentlich ihre Blüthe fallen ließen zur Zeit, recht schön voll mit Aepfeln und Birnen, was gilt's, Sie gäben Ihre blühenden

Bäume auch drum? Lieb's Fraule, ich habe wo gelesen, daß im Paradiese Bäume stehen in voller Blüthe und doch voll schöner Frucht, aber auf der Welt wachsen solche nicht."

„Aber wenn die Liebe aufhören soll, dann bleibt a dem Baum auch kein grünes Laub!" seufzte die junge Frau.

„Ei, die braucht gar nicht aufzuhören; fragen Sie einmal alle die Frauen da, wenn sie auch nur einmal in vierzehn Tagen schreiben, ob sie nicht heute noch, wie die Weiber von Weinsberg, wenn ihnen gestattet würde, ihr Liebstes und Bestes zu retten, den Mann davon tragen würden, und ob sie nicht seither in vielen schweren und traurigen Stunden, und an vielen schönen Freudentagen gespürt haben, daß man sich nicht vergeblich Liebe und Treue versprochen, auch wenn man sich nimmer alle Tage küßt."

Mit inniger Zustimmung sahen Aller Augen, auch die der Frau Schweizer, auf die Mama. Fräulein Karoline, die sich dem Frauenkreis angeschlossen, sah still vor sich nieder, und auch Frau Lenz heftete ihre Blicke mit einem etwas verbissenen Ausdruck fest auf ihre Arbeit.

„Das glaube ich gern, aber wie wenig sieht man oft von dieser Liebe;" sagte die junge Frau, „ist es denn nothwendig, daß man äußerlich kalt und trocken wird, wenn man sich doch im Herzen das Theuerste und Liebste ist?"

„Ei bewahre," fiel Marie, eine heitere, lebensfrohe Frau, ein, „das ist gar nicht nöthig; freilich läuft man oft tagelang recht altbacken herum, da ist aber auch die Frau schuld, wir müssen daheim das Flämmlein pflegen, daß es der Mann brennend antrifft, er kann es von draußen nicht mit hereinbringen. Und es kommt viel darauf an, wie man den ersten Zwist überwindet."

„Den ersten Zwist? ach, wann kommt der?" fragte ängstlich die junge Frau.

„Wann? — unterschiedlich; bei uns kam er sehr bald."

„Aber aus welchem Grunde denn?"

2.

Der Tag nach der Hochzeit.

„Ja, sehen Sie," erzählte Marie, „wir haben einander so lieb gehabt, wie nur irgend ein Brautpaar, und wenn ich die Briefe aus unserer Brautzeit verbrennen wollte, ich könnte einen Ochsen dabei braten. Von einer Hochzeitreise wollte mein Mann nichts hören. ‚Nicht in der Fremde, daheim, am eigenen Tisch will ich mein liebes Weib zuerst eigen haben. So fuhren wir denn von der Hochzeit weg in die neue Heimath, in der ich noch ganz fremd war. Mitnehmen wollten wir auch Niemand. Daß die Magd nicht gleich eintreffen konnte, war uns eben lieb.

Am Morgen, in der Frühe, mußte mein Mann in seine Kanzlei; nun sah ich mich erst recht um in unserer Wohnung. Da standen im Wohnzimmer die Meublen kreuz und quer durcheinander, nothdürftig ausgepackt, die Stuhlfüße noch in Papier, der Boden mit Stroh und Heu besäet, der Gang voll Kisten. Es sah Alles recht trostlos aus. Ich machte mich daran, Ordnung zu schaffen, aber die schweren Meublen konnte ich nicht allein schieben, Niemand war zu Hülfe da, wo ich ein Fach öffnete, fiel mir ein Haufen von Dingen entgegen, für die ich keinen Platz wußte. — Daheim war ich an eine besorgte Mutter, an hülfreiche Schwestern gewöhnt. — Es ward mir etwas heimwehartig und weinerlich zu Muthe, aber ich bezwang mich tapfer; jetzt kam ja bald mein Liebster; wie wird der mich so freundlich trösten und mir so lieb helfen. Ich ordnete und rückte zurecht so gut ich konnte, dann öffnete ich alle Fenster, um die Heu- und Strohmassen auszukehren. Es war ein sehr kühler Herbsttag, ich hatte das in der Hitze des Geschäfts nicht gefühlt und war eben in vollstem Eifer, als die Thüre aufging und mein Mann eintrat.

(Fortsetzung folgt.)

Auszüge aus den Berichten des Münchner Vereins gegen Thierquälerei.

Von Hofrath Perner.

Am 18. November 1846 wurde in Zweibrücken der 15jährige Peter Untersteller wegen Ermordung der vierjährigen Barbara Lang verurtheilt. Er brachte ihr 4 Stiche in den Hals, und Wunden in Brust und Finger bei. Da sie noch nicht ganz todt war, bedeckte er das verwundete Kind, dem er die Kleider vom Leibe nahm, mit Stroh in einer Scheune, wo es im Hemde vom Morgen bis zum Abend unter schrecklichen Qualen lebte, bis es entdeckt wurde, und worauf bald der Tod eintrat. Um Barbara Lang abzustechen, hatte er sie an einem Haken des Rollseiles aufgehängt; er verstopfte ihr den Mund und schlachtete sie nach langer Marter. Die tödtliche Wunde hatte nach dem ärztlichen Gutachten Aehnlichkeit mit dem Stich der Schweine, wo zuerst ein Hautschnitt gemacht, dann der Schnitt in die Tiefe geführt wird, und der 15jährige Mörder war bei vollem Bewußtseyn, voller Entscheidungskraft, er verübte die That mit kalter Ueberlegung, war nach der That ganz gleichgültig, aß mit gutem Appetit, ging darauf in die Schule, sodann in die Kirche. Bei der öffentlichen Verhand-

lung zeigte er das Benehmen eines verstockten und verschmitzten Menschen; auf die Frage, ob er bereue, beobachtete er hartnäckiges Schweigen. „Er bewährte, „wie ausdrücklich bemerkt ist, ein ganz verwildertes, „jeder Regung des Mitleids unzugängliches Gemüth, „Mordsucht, kein anderes Motiv, hatte ihn zur „That verleitet." Er wurde, „wegen Mords mit Vorbedacht", bloß weil noch nicht 16 Jahre alt, statt zum Tode zu 20jährigem Gefängniß verurtheilt. Nach allen Zeugenaussagen, namentlich seines Pfarrers und seiner früheren und jetzigen Lehrer, war er von vorzüglichen Verstandesfähigkeiten und von jeher voll Lust, die Thiere zu quälen. Einmal kam ihm auf der Weide ein Ochs etwas dick vor. Um ihn dünn zu machen, wie er sagte, zog er ihm die Zunge aus dem Maul und zerrte ihn lange Zeit so auf der Wiese herum. Wenige Tage vor der That sollte der Hofhund seiner Mutter abgeschafft werden. „Kaum vernahm er es, als er mit „Entsetzen erregender Lust das Geschäft zum Gräuel „anderer Leute verübte. Er schlug dem Hund mit „einem Holze auf den Kopf, hing ihn lebend an den „geschlitzten Hinterfüßen, an einen Stock gespießt, „auf; der Hund zappelte, dann schlug er ihn todt, „zog ihm mit einem alten Barbiermesser die Haut „ab und weidete ihn aus." Auf eine nach eröffnetem Urtheil gehaltene Anrede des Präsidenten, bei der viele Thränen flossen, — weinte der Verurtheilte auch n i ch t.

Ein paar Jahre früher wurde in Frankreich ein Brudermörder guillotinirt, dessen Lieblings-Unterhaltung es war, s. g. Pulverfrösche (Pétards) dem Zugvieh anzuheften und dann anzuzünden.

Uns, und durch uns der Polizei, wurde angezeigt, daß einige Abdecker die ihnen zur Tödtung übergebenen Pferde bisweilen noch an Fuhrleute verkaufen, so daß die armen Thiere dann noch eingespannt werden, bis sie vom Karren wegfallen, ja daß einer die Pferde, die er wirklich abstach, nach dem Stiche auf dem Felde, um dieses mit Blut zu düngen, herumtrieb, bis sie todt zusammenstürzten! Wie kann ein solcher Vater Kinder erziehen, und wie können die Lehrer in der Schule Mitleid in Kindern hervorrufen, wenn diese außer der Schule solche Scenen sehen oder erfahren. Oder wenn sie die noch viel größere, weit länger dauernde Mißhandlung des Schlachtviehes täglich, am hellen Tage und auf offener Straße als eine erlaubte, sich gleichsam von selbst verstehende Sache ganz gleichgültig mitanzusehen gewöhnt werden! Das geknebelte Schlachtvieh steht Tage und Nächte lang, oft 3 bis 4 Tage und Nächte lang, wahre Folterqualen aus, die von Minute zu Minute unerträglicher werden und die Verzweiflung des Opfers menschlicher Grausamkeit bis ins Unglaubliche steigern. Die Füße zusammen geschnürt, die Köpfe hinabhängend, oft vom Rade gestreift, die Augen herausgetrieben und mit Blut unterlaufen, sind sie dem Hunger und Durste, der Hitze, dem Staube, der Kälte und dem Ungeziefer wehrlos preisgegeben, das ihnen in Maul, Ohren und Nasenlöcher kriecht und das Blut aussaugt! Und das Tage und Nächte lang!! Möchte, sagt der Kanonikus Stanig in seiner jüngsten Schrift, der barmherzige Gott jenen Quälern, und jenen, die dieses Quälen verhindern könnten und es nicht thun, die Schmerzen, die sie ohne Noth den schuldlosen Geschöpfen verursachen, auf ihrem Sterbebette nicht vergelten.

So wurde angezeigt, daß ein junger Mensch Mäuse fängt und dann mit einem Kerzenlicht todtbrennt. Möge hierüber lachen wer es kann, wir aber finden hierin die Anlage zu einer unbeugsamen Härte, den Funken, der, wenn man ihn nicht früh genug erstickt, später in hellen Flammen loszubrechen und in den grausamsten Verbrechen an den Menschen die mißhandelten Thiere zu rächen droht!

Wie kann man die schlimmen Folgen für die Menschen selbst mißkennen; wie es bezweifeln, daß ohne die in den jugendlichen Herzen wurzelnde Gleichgültigkeit zu den Leiden oder erst gar Freude an den Leiden der Thiere die ganze Menschheit von jeher glücklicher gewesen wäre; daß die ächte himmlische Tugend des Mitleids, ohne die keine andere denkbar ist, sich dann der menschlichen Herzen bemächtigt und jene wahnsinnigen und schauderhaften Verfolgungen, mit denen gegeneinander wüthend die Geschichte der Menschen zeigt, so wie jene Marmorkälte, mit der Menschen oft der Verzweiflung ihrer Mitmenschen zusahen und noch zusehen, — unmöglich gemacht hätte!

Mannigfaltigkeiten.

In einem alten Dresdner Anzeiger wurde ein Kalkulator Müller zum Ober-Trank-Steuer- und Donativ- auch Kautions-Zins-Gelder-Hauptkassirer befördert. — Nach demselben Blatte avancirte der bisherige Obersteuer-Kalkulator und Brandschaden-Versicherungs-Anstalts-Buchhalter Hr. Sachse jun., zum „Ober-Quatember- und Mahlgroschen-Steuer-Haupt-Kassirer."

* * * *

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 298 Freitag, 14. Dezember 1855.

Morley=Hall.

(Fortsetzung.)

Es war Abend. Welch' ein Sonnenuntergang! Welch' ein flammendes Gemisch von Azur, Purpur und Gold! Wie die Sommerschwüle allmählig der wohlthätigen Frische des Abends wich, so verlor sich nach und nach das Geräusch des Tages. Sarah saß allein auf der Terrasse. Eine Unpäßlichkeit hatte Lady Seymour ans Bett gefesselt, und mit innigem Behagen schwelgte Sarah in dem seltenen Genuß der Einsamkeit, dieser trauten Freundin der Unglücklichen. Einzelne rothe und blaue Lichter glitten durch die dichten Blätter und fielen auf Sarah's Antlitz. Zum Erstenmal hatte sie ihre Harfe, die sie aus der Heimath mitgebracht, aus dem Futteral genommen und die alten bekannten Töne daraus hervorgelockt. Mit welchem Gemisch von Wonne und Weh trank ihr Ohr diese Klänge! Die deutschen Lieder ihrer Kindheit, die Nationalmelodien ihres Vaterlandes, wie bewegten sie stürmisch ihre Brust! — Und immer lauter und voller quollen die Töne, und mit weicher süßer Stimme sang sie die trauten deutschen Strophen dazu. Sie vergaß sich selbst und Alles, Alles, was auf ihrem Herzen lag. Ihre Seele breitete die Flügel und flog dahin, weit, weit hinaus in das rothe Abendgold. Die alten Bäume stimmten leise rauschend ein, und der Abendwind schaukelte auf goldenen Schwingen die lieblichen fremden Klänge. Sarah hörte nicht, wie aus der Thür Schritte hallten und leise, leise auf sie zukamen, wie es sich über sie bog, wie ein horchendes Ohr sich näher und näher neigte, wie dunkle Locken fast ihre Stirn berührten und athemlos, starr und unbeweglich lange, lange ein wunderschönes Antlitz dem ihren nahe war. Plötzlich zuckte sie zusammen, auf ihre Schulter fiel eine Hand, sie blickte auf in zwei dunkle, in Thränen schwimmende Augen. O sie kannte sie wohl, diese geheimnißvollen Augen, aber so wie heute hatte sie dieselben noch nie gesehen. „Edward," stammelte sie erschrocken. Er sah sie an mit einem hellen durchgeisteten Blicke, durch die Nacht seiner Seele war ein Strahl gedrungen, ein Licht war in derselben aufgegangen. Die Musik, die Tochter des Himmels, die Sprache der Verklärten, der Klang der Sphären, sie hatte sich Bahn gebrochen durch das jahrelange Dunkel und den Weg in diese Seele gefunden, die Allem verschlossen war. —

„Gib," sagte er leise, „o gib," indem er sich neben sie auf die Bank setzte und seine Hände nach der Harfe ausstreckte. Sarah legte sie ihm in den Schooß und die Saiten erklangen unter seinen Händen wundersam und melodisch. Sarah's Lieder, die er eben gehört, tönten wie ein fernes Echo, jeden Ton, jede Note, hatte sein horchendes Ohr erhascht. Sie staunte und bebte fast vor der wundersamen Erscheinung. Ein hoher, geisterhafter Ausdruck lag auf seinem Gesicht, seine Seele schien aus den weitgeöffneten Augen zu strahlen, und Sarah war die Schöpferin des unaussprechlichen Entzückens dieser armen, umnachteten Seele. O wie glücklich war sie in diesem Augenblick! — Doch als die Harfe schwieg, die Töne verstummten, verlosch das seltsame Feuer seiner Augen wieder, seine Gesichtsmuskeln wurden schlaff, sein Haupt neigte sich und sein ganzes Wesen sank in die vorige Apathie zurück. Doch oft hörten seit diesem Abend die alten Bäume diese Klänge wieder, und Edward lauschte Sarah's Spiel, oder spielte selbst und Sarah sang dazu. Es waren schöne und glückliche Stunden für Beide, die Lehrerin wie den Schüler.

Diese Beschäftigung verlieh Sarah's Geist einen frischen Schwung und gab ihrem einsamen freudlosen Leben ein neues Interesse, erfrischte und belebte sie, indem ihre Gedanken dadurch zugleich von dem heimlich nagenden Kummer abgezogen wurden. Die krankhafte Sehnsucht wurde milder, der Schmerz verklärte sich nach und nach, und still und ergeben konnte sie jetzt an den fernen Geliebten denken, wie an einen lieben Dahingeschiedenen, den sie einst wiederzufinden hoffte. Ihr Herz, welches nahe daran gewesen war, zu erstarren und zu verkümmern, dessen feine Fühlfäden bei den ersten rauhen Stürmen des Lebens schmerzhaft zusammenzuckten, welche vergebens Etwas gesucht, an das sie sich umklammern, das sie umschlingen konnten, öffnete sich von Neuem dem Lichte, der Hoff-

nung und dem Glauben. In ihren Briefen an die Heimath hatte sie nach und nach die Ihrigen mit ihrer Trennung von Arthur und ihrem Entschluß, nicht wieder zurückzukehren, bekannt gemacht. Wie leid that es denen Allen; ihre Briefe athmeten noch dieselbe Freundschaft und das Verlangen, sie wieder zu sehen, wie sonst; doch deutlich fühlte Sarah heraus, daß sie ihre Entsagung, das große Opfer, welches sie gebracht, und die Ursache, um derwillen sie sich geopfert, nicht ahnten, vielmehr glaubten, daß Sarah erst später den Entschluß gefaßt habe, nachdem sie sich auf Morley-Hall glücklich fühlen gelernt. Das that ihr weh und füllte ihr Herz auf Augenblicke mit einer gewissen Bitterkeit.

Doch, sollte es nicht so seyn? Hatte sie nicht selbst gewollt, daß Alles so kommen mußte?

So gingen die Tage hin, spurlos, ohne besondern Schmerz, aber auch ohne bemerkenswerthe Freuden. Wochen, Monden strichen vorbei, die Jahreszeiten gingen und kamen, auf Morley-Hall veränderte sich Nichts. Nur Lady Seymour ward kränklicher, matter und sichtbar mit jedem Tage älter. Ihr Haar wurde zuletzt schneeweiß, ihr blasses Gesicht ward magerer, ihre Hände wurden welk und tiefer sanken die Augen in ihre Höhlen. Langsam und zitternd ging sie auf Sarah's Arm gestützt umher, aber unbemerkt hatte sie ihre Pflegerin immer lieber gewonnen, deren zarte Sorgfalt ihr Herz erwärmt hatte und deren Umgang ihr nach und nach werth, theuer, unentbehrlich geworden war. Es gab jetzt Momente, wo sie weich und mild war, wo sie mit der abgemagerten Hand Sarah das Haar von der Stirn strich, sie küßte und lange, lange in ihre schönen Augen sah, als ob sie darinnen das Geheimniß ihrer Seele lesen wollte. Doch solche Lichtblicke gingen schnell vorüber, wie das Leben der grünen Halme, die durch die Eisdecke brechen und an der kalten Luft erstarren.

Zum Drittenmal streute der Winter seine Flocken über Morley-Hall, seit Sarah in seinen Mauern verweilte. Es war eine Dezembernacht voll Bangen und Grauen, der Sturm peitschte die Schneewolken durch die Lüfte, er rüttelte heulend an den Fenstern und Simsen, pfiff in den Kaminen und warf Regen und Schneemassen an die Scheiben. Lady Seymour war in ihrem Lehnstuhl am Fenster eingeschlafen, Sarah blickte ängstlich um sich und ihr Herz schauerte und bebte bei den unheimlichen Tönen, welche die Luft erfüllten. Lady Seymour mußte fest geschlafen, wohl gar geträumt haben; denn als sie bei einem heftigen Windstoß erwachte, blickte sie wirr und verstört um sich.

„Komm, Kind!“ sagte sie, „rücke näher zu mir her; hörst du, wie der Sturm heult und die Wetterfahne sich kreischend dreht? Fühle meine Hand an, wie sie kalt wird, und horch, wie leise und unhörbar mein Puls geht, wie mein Blut träg durch die Adern fließt. Weißt du, was das bedeutet Kind? O, er kommt, langsam und still, doch er kommt endlich, endlich,“ — und mit einem langen schweren Seufzer sank sie zurück und schloß die Augen, als ob sie sich im Voraus in die süße Wonne des Vergessens, welche sie erwartete, versenken wollte. „Wie du zitterst, armes Mädchen,“ fuhr sie fort, „o wenn man den Frühling im Herzen trägt, dann mag es grausig seyn, solche Stürme zu hören, aber wenn es innen tobt und brandet, wenn das Hirn brennt und die Brust springen will, dann ist es Wonne; da hinaus zu horchen auf das Geschrei der entfesselten Luftgeister, und sich die heiße Stirn von ihren schwarzen Flügeln kühlen zu lassen. Horch, die große Uhr in der Halle schlägt Mitternacht; rufe Ellen, daß sie das Feuer schürt, denn es wird grausig kalt; dann setze dich her zu mir und höre mir zu, es ist eine lange trübe Geschichte, die ich dir heute Nacht erzählen will.“

Nachdem das Feuer frisch flackerte und die Thüre sich hinter der Dienerin geschlossen hatte, begann Lady Seymour ihre Erzählung.

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Ehezwist.

(Fortsetzung.)

„Aber um Gotteswillen, welcher Unsinn, jetzt die Fenster aufzusperren!“ lautete sein Eintrittsgruß.

Ich schluckte noch meine Thränen mühsam hinunter und sagte mit erzwungenem Lächeln: „Sieh', wie ich schon so fleißig gewesen bin! Komm, probiere, wie unser Sopha ist.“

„Habe nicht Lust im Staub zu ersticken,“ sagte er verdrießlich und ging hinauf in seine alte Stube, die er schon zuvor bewohnt hatte.

Jetzt aber brachen meine Thränen los, da saß ich inmitten meiner staubigen Stube und weinte zum Herzbrechen. Es war mir, als sey es nun mit allem Glück zu Ende auf immerdar. Das also war die Liebe bis in den Tod, so rauh konnte er mich anfahren und schon am Morgen nach der Hochzeit? Dazwischen hinein wartete ich im Stillen, ob er nicht komme, reumüthig, Versöhnung suchend. Er kam aber nicht. Da raffte ich mich auf, ergeben, resignirt. So wollte ich denn nur meiner Pflicht leben, auch ohne Liebe, ohne Freude, ohne Dank, — und ging in die Küche. Was war da anzufangen? Ich hatte noch kein Fleisch, keine Butter, keine Kartoffeln, Milch aber hatte die Nachbarin gebracht und Mehl war auch da von Hause. So beschloß

ich denn, Brei zu kochen. Albert hatte ja einmal mit mir und den kleinen Geschwistern Brei in der Laube gegessen und ihn so gelobt. Dann hatte ich auch noch kalten Braten, den uns die Mutter mitgegeben. Ich machte mich an's Werk, und die Geschäftigkeit vertrieb in etwas meinen Herzenskummer. Der Brei, der mußte ja die Erinnerung an die schönen Tage der ersten Brautzeit in ihm erwecken, mußte ihn mahnen, wie hart, wie lieblos sein Betragen diesen Morgen gewesen. Aber daß er nicht ein einziges Mal herunter kam, um nach mir zu sehen! Ach, ich wußte nicht, daß er ein verdrießliches Geschäft zu schleuniger Vereinigung von der Kanzlei mit heimgenommen hätte, wußte nicht, daß er seit der gestrigen kühlen Heimfahrt am Halsweh litt und sich gefreuet hatte, nun daheim ein behagliches Stübchen zu treffen.

„Ja warum hat er Ihnen das nicht gleich gesagt?“ meinte Frau Schweizer.

„Das ist es eben; wo wir oft zu viel sagen, da sagen die Männer oft zu wenig, auf's Errathen verstehen wir uns aber besser als sie, darum soll das unsere Sache seyn. Nun, ich trug also meine Mahlzeit hinauf. Der Mann rückte freundlich sein Tischchen zurecht, sah aber gar nicht zerknirscht aus.“

„Und was bringt meine Frau Gutes?“

Ach, der Brei war auf einem offenen Feuer gekocht, da mein Herd noch nicht im Stande war, und schmeckte entsetzlich nach Rauch. Ich spürte das selbst, aber Albert, meinte ich, sollte es doch nicht spüren am ersten Tage nach der Hochzeit. Er zog aber ein entsetzliches Gesicht und schob den Teller zurück. Tiefgekränkt stellte ich ihm schweigend den Braten hin.

„Eine kuriose Mahlzeit das,“ — sagte er halb scherzhaft, halb verdrießlich, — „wenn Du es nicht besser kannst, Frau, so daure ich mich.“

Ich ging schnell hinaus mit dem verschmähten Brei und drunten floß auf's Neue unaufhaltsam meine Thränenfluth, und die allerschönsten Verse von begrabenem Glück und unverstandener Liebe, die nur je in einem Mädchen-Album standen, kamen mir zu Sinne. Ich legte mein thränenmüdes Haupt auf das Sopha und dachte an meine Mutter daheim, die nicht ahnen werde, wie unglücklich ihr armes Kind sey. Da fiel mir in meinem schwermüthigen Sinnen ein, wie Albert vorhin einen alten Shawl um den Hals gebunden hatte, und ich begann zu ahnen, daß er unwohl seyn könnte. Ich schlich wieder hinauf. Er lag auf seinem Sopha.

„Fehlt Dir etwas?“ fragte ich leise und schüchtern.

„Fehlt Dir etwas?“ fragte er lächelnd, indem er mich zu sich zog und in meine verweinten Augen sah. Nun kam es zur Erklärung; ich leerte mein Herz aus und erzählte ihm unter Lachen und Weinen, was ich Alles gedacht und wie ich so unglücklich gewesen, und er erzählte mir, wie er sich, als er sein Halsweh gespürt, so gefreut habe, daß ihn nun sein Weibchen daheim pflegen und versorgen werde, und wie es ihn dann gekränkt, daß ich nicht einmal nach ihm gesehen und ihn mit Staub und Zugluft empfangen hätte. Wir lachten zusammen, daß wir alle Zwei so dumm gewesen, und er mußte zu Bett und ich kochte ihm Thee und Limonade, und verpflegte ihn nach Herzenslust.

Ich könnte nicht eben sagen, daß dieser erste Zwist der letzte gewesen sey; aber so oft mich das Gefühl des Unverstandenseyns überschleichen wollte, so dachte ich auch an jenen thränenvollen Morgen und besann mich zuerst, ob mein Mann nicht etwa auch unverstanden sey.

3.

Die Feier der Genien.

Die Gesellschaft lachte herzlich über dieses erste Herzenleid.

Frau von Linden, eine fein aussehende Wittwe in mittleren Jahren, die sich Anfangs etwas vornehm isolirt hatte und erst, seit die Mama da war, sich der übrigen Badgesellschaft mehr anschloß, begann darauf folgendermaßen zu erzählen:

„Ich erlebte das erste Herzenleid meines Ehestandes im Garten. In meinem elterlichen Hause herrschte viel Kunstsinn, viel geistiges Leben. Es war reich an Festen, und meine Mutter namentlich war unerschöpflich in sinnigen Erfindungen, diese Feste mit immer neuem Schmuck zu verschönern. Mein Mann, der als Oberförster nahe bei unserem Landsitz wohnte, war als ein etwas prosaisches Element in unsere poetische Welt gekommen. Aber seine männliche Schönheit, sein freies ritterliches Wesen hatten mich bald gewonnen. Ich folgte ihm mit Freuden in das romantisch gelegene alte Schloß, das uns zum Wohnsitz angewiesen war, und hoffte, ihn bald neben der strengen Diana, für den Dienst der Musen und Grazien zu gewinnen. Daß er hie und da Abends einschlief, wenn ich ihn mit dem Neuesten der Literatur bekannt machen wollte, kränkte mich wohl, doch zeigte er wieder so viel frischen, hellen Sinn für alles wahrhaft Schöne, und begleitete mich zu Zeiten mit seiner kräftigen Stimme so herrlich zum Klavier, daß ich auch das geistige Element bei ihm nicht vermißte. Nur ging er viel zu oft fort, so manchesmal, wenn ihn auch der Dienst nicht zwang. Ich machte ihm darüber nie Vorwürfe; ich hatte die schönsten Vorsätze, ihn mit Liebe zu gewinnen.

Im Mai war sein Geburtstag. Bis dahin hatte ich mir einen glänzenden Coup ausgedacht, der eine neue, glückselige Periode für unser häusliches Leben

heraufführen sollte. Zwar wußte ich, daß mein Mann kein besonderer Freund der verzierten Altäre, Blumengewinde und Ehrenpforten war, mit denen man bei uns zu Haus Feste beging, aber diese Feier hatte ich so schön und sinnreich ausgedacht, daß sie ihn gewinnen mußte.

Unsere Gartenlaube wurde mit Hülfe des Gärtners und Jägerburschen so hergestellt, daß sie auf einer Seite eine Rosenlaube, auf der andern einen Wald bildete. Aus der Waldseite sollte unsere Cousine, die eben auf Besuch bei uns war, als Genius des Waldes mit Jagdattributen treten und ihn in einem Gedicht hinauslocken zum Waidwerk. Dann wollte ich aus der Rosenlaube erscheinen und ihn in einem noch viel schöneren Gedicht zurückrufen zu den Freuden des häuslichen Herdes. Er wußte noch nicht, daß ich Dichterin war. Diese neue Entdeckung mußte den Sieg der Häuslichkeit vollenden."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die engl. Blätter veröffentlichen den unterm 29. Nov. an die Admiralität gerichteten ausführlichen Bericht des aus der russischen Gefangenschaft zurückgekehrten Lieutenants Louis Geneste über den Vorfall bei Hangö vom 5. Juni. Die Art, wie die Niedermetzelung der Mannschaft des englischen Bootes geschildert wird, stimmt ganz mit der ersten Darstellung des Ereignisses in den englischen Blättern überein. Nach seiner Gefangennehmung ward Lieutenant Geneste Anfangs schnöde behandelt. Der auf der russischen Telegraphenstation befindliche Offizier hielt ihm in der beleidigendsten Weise die geballte Faust vors Gesicht, und einer der Kosaken, welche den Gefangenen eskortirten, trieb ihn mit wiederholten Lanzenschlägen zu rascherem Vorwärtseilen an. Später wurden die Gefangenen, nachdem ihnen die Hände mit einem Stricke fest auf dem Rücken zusammengeschnürt worden waren, in einen Karren gepackt, zum Theil zu Fuß nach Eckeneß weiter getrieben. Die Fußgänger mußten sich dabei die Hiebe der Kosaken-Lanzen gefallen lassen. In der Nähe von Eckeneß lagerte ein russisches Regiment. Als die Offiziere desselben die Gefangenen bemerkten, durchschnitten sie sofort die Stricke, mit welchen sie gebunden waren, und sprachen sich entrüstet über die unnöthige Barbarei aus, mit der man sie behandelt hatte, daß die Spuren des Zusammenschnürens noch drei Wochen lang an ihren Armen zu sehen waren. Auch General Möller, der zu Eckeneß befehligte, schien sehr unwillig über die Behandlung zu seyn, welche man den Engländern hatte angedeihen lassen, und Lieutenant Geneste hat Grund zu der Annahme, daß er den Offizier, welcher den Angriff auf die Bootsmannschaft leitete, noch an demselben Abend verhaften ließ. Zwei Tage nach der Ankunft in Eckeneß wurden Geneste und der Schiffs-Arzt Sullivan nach Helsingfors geschafft, wo sie fünf Wochen in strenger Haft in ihren Zimmern gehalten wurden. Nach dieser Zeit ward ihre Gefangenschaft eine ziemlich erträglichere. Schließlich behauptet Lieutenant Geneste, sein und seiner Gefährten Verhalten habe durchaus in Einklang mit dem unter ähnlichen Umständen geltenden Kriegsbrauche gestanden, und es sey von ihnen den Russen auch nicht der geringste Vorwand zu ihrem verrätherischen und feigen Angriff auf eine unbewaffnete und wehrlose kleine Schaar geboten worden.

Unter den bei der Erstürmung Sebastopols Verwundeten befand sich auch ein Musiker, dem eine Kugel in's Knie geschossen worden, und der sich daher das Bein abnehmen lassen mußte. Wie gewöhnlich wurden Anstalten gemacht, ihn festzubinden, damit er sich nicht rühren könne. „Was nehmen Sie vor, Herr Doktor?" fragte der Verwundete. „Ich muß Ihnen das Bein abnehmen und Sie daher festbinden lassen." „Nimmermehr!" ruft der Verwundete, „das Herz aus der Brust mögen Sie mir reißen lassen, aber binden lasse ich mich nicht! Ist eine Geige bei der Hand, so bringt sie her!" Es ward eine herbeigeholt, und nachdem er sie gestimmt hatte, sprach er: „So, Herr Doktor, jetzt können Sie anfangen," und spielte während der Operation, die etwa dreißig Minuten dauerte, ohne eine falsche Note zu greifen. (?)

Die Madrider Epoca vom 30. Nov. meldete, daß man beim Nachgraben zur Legung der Springbrunnen-Röhren auf dem Inkarnations-Platze zu Madrid an der Stelle, wo früher der Kirchhof des St. Klaren-Klosters war, eine wohl erhaltene Leiche gefunden habe, worin man allen Anschein nach, und in Uebereinstimmung mit Ueberlieferungen und Aufzeichnungen, die des berühmten Malers Diego Velasquez entdeckt habe. Die Regierung hat der Akademie Auftrag ertheilt, weitere Untersuchungen anzustellen.

* * *

Redakteur: Gustav Meßert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 299 Samstag, 15. Dezember 1855.

Morley-Hall.

(Fortsetzung.)

„Nicht immer war Morley-Hall so öde, einsam und verwaist, wie du es kennst. Es gab eine Zeit, wo diese gewaltigen Räume die Zahl der Gäste kaum zu fassen vermochten, wo sie Tage und Nächte widerhallten vom Jauchzen der Freude, wo Bälle, Feste und Bankets einander drängten, und der weite Schloßhof, zwischen dessen Steinplatten jetzt wildes Gras sprießt, unter dem klirrenden Huf der prächtigsten Pferde erdröhnte, wo diese Spiegel die Schönheiten aller benachbarten Grafschaften wiederstrahlten und die riesigen Waldungen von Morley-Hall das wilde Hurrah der Jagd vernahmen.

Damals lebte der selige Lord Reginald Seymour. Er war ein schöner stolzer Mann, und seine Freude war es, wenn er den Reichthum und die Pracht seiner Güter entfalten konnte, so daß seine gastlichen Thore, seine kostbaren Pferde und der Glanz seines Hauses sprüchwörtlich geworden waren. Früh hatte er sein Weib verloren und seine beiden Töchter waren der Stolz seines Herzens. Sie waren als die schönsten Mädchen der Grafschaft bekannt. Margaret war eine strahlende Blondine, ihr goldenes Haar umschloß in reicher Fülle das feine Oval ihres Gesichtes, ihre Haut hatte die Farbe der Aepfelblüthe, sie war fast durchsichtig weiß und nur zuweilen von einer matten Röthe angehaucht. Sie war ziemlich acht Jahre älter als ihre Schwester, und hatte dieser deßhalb die schon im ersten Lebensjahre verlorne Mutter ersetzt. Ein innigeres Band, als bloße Geschwisterliebe flechten kann, umschloß die Beiden. Margaret war stolz und kalt, und nur über dieses Kind goß sie die ganze Fülle ihrer Liebe. Der Glanz, die Pracht, womit ihr Vater sie überschüttete, die Huldigungen, die man ihrer Schönheit brachte, ließen sie unbewegt und vermochten ihr kaum ein Lächeln zu entlocken. Aber wenn sie fern dem lustigen Getreibe der Welt die kleine süße Schwester zu sich auf den Schooß zog, die weichen lieben Arme um ihren Nacken fühlte, und der frische junge Mund ihr Gesicht mit Küssen bedeckte und sie mit tausend lieben Namen nannte, dann war sie glücklich, namenlos glücklich. Ohne daß es Margaret gewahr wurde, hatte sich indeß das schüchterne, fünfzehnjährige Mädchen zur herrlichsten Blume entfaltet, die ihr, der gefeierten Königin der Feste, den Preis der Schönheit streitig machte. O schön, namenlos schön war diese Sarah, schwarz wie die Nacht ihr Haar und Auge, ihre Gestalt elfenhaft schlank und biegsam, fast — fast wie die deine. Natürlich fehlte es unter den zahllosen Gästen auf Morley-Hall nicht an Freiern, die sich um die Gunst der reichen Erbinnen bewarben, doch in Margaret's stolzes Herz vermochte der Sonnenschein der Liebe nicht zu dringen. Kalt wies sie jeden Bewerber ohne Unterschied zurück, und Sarah war ja fast noch ein Kind. Sie wußte, sie ahnte ja noch kaum, was Liebe ist. Aber die Liebe ist die Blüthezeit des Lebens, früh oder spät, einmal kömmt sie doch, und auch die Zeit kam, wo Margaret's Herz in glühender leidenschaftlicher Liebe schmolz. Der Mann, dem sie dieselbe zuwandte, hieß Philipp. Er war, obgleich aus edler Familie, fast ohne Vermögen, da er ein jüngerer Sohn war und seine Familie durch Unglücksfälle einen großen Theil ihrer Güter eingebüßt hatte. Sein Vater war ein Freund des alten Lord Seymour gewesen, und deßhalb wurde Philipp von ihm mit väterlicher Liebe aufgenommen, als er Morley-Hall zum Erstenmal besuchte. Anfangs hielt er sich dem Zauberkreis, den Margaret's Schönheit um sie gezogen, ziemlich fern; er drängte sich nicht unter die Schaar ihrer Bewunderer, und eben das erregte mehr als alles Andere Margaret's Interesse, und sie fühlte bald den magischen Einfluß seiner Nähe. Sie waren Beide stolz und waren sich doch Beide des gegenseitigen süßen Geheimnisses bewußt. Kurze Zeit nur hatte Philipp auf Morley-Hall verweilt, als er, seines Sieges nur zu gewiß, um Margaret warb, und sie, die Fürsten ihre Hand verweigert hatte, ihm ihre Liebe gestand. Seine männliche Schönheit, sein ritterliches, kühnes und doch so unbefangenes Wesen fesselte nach und nach auch den alten Lord, der ihn von Tag zu Tag lieber gewann, so daß die Glücklichen, die ihre Liebe aus Furcht vor seinem Zorne lange geheim gehalten

hatten, es endlich wagten, um den Segen des Vaters zu flehen.

Der alte Lord erstaunte, zürnte, und — gab endlich der Stimme seines Herzens gehorchend, das heißersehnte Jawort. Welch' ein Rausch der Wonne für das junge Paar, besonders für Margaret! Es war, als ob die Liebe, die so lange verachtete, sich an dem spröden, kalten Mädchen rächen wollte, so gewaltsam, so mächtig nahm sie Besitz von ihrem Herzen. Im Uebermaß ihres Glückes bemerkte Margaret nicht, wie sich das Benehmen ihrer jüngern Schwester nach und nach änderte. Sie ward stiller und ernster, ihre Augen wurden trüber, ihre Wangen bleicher, ihr leichter, schwebender Gang langsamer und schwerer, es war, als ob ein heimlicher Wurm an der Blüthe des Herzens nage. Sie ward so scheu, so seltsam und reizbar gegen Margaret, wich ihr aus und küßte sie nicht mehr herzlich wie sonst. Lange schon klangen ihr silbernes Lachen und ihre heiteren Lieder nicht mehr an Margaret's Ohr. Indeß fiel ihr Alles weniger auf, als es sonst wohl der Fall gewesen seyn würde, wo ihr Sarah noch Alles war; jetzt aber war sie zu sehr mit sich und ihrer Liebe beschäftigt. Sie nahm sie wohl theilnehmend bei der Hand, frug sie liebreich, was ihr fehle, doch wenn Sarah dann erröthend und erschrocken sich aus ihren Armen wand und davoneilte, indem sie ihr versicherte, daß sie wohl sey, so sann Margaret auch nicht mehr lange über Sarah's Zustand nach.

Der Hochzeitstag war bestimmt, in fürstlichem Glanze prangend lag Margaret's Brautschmuck bereit, und der alte Lord ließ, verjüngt durch das Glück seines Kindes, die größten Vorbereitungen zu glänzenden Festen treffen. Es war Winter und eine Nacht, schauervoll wie diese, als Margaret schlaflos und von einer ihr unerklärlichen Unruhe gefoltert auf ihrem Bette lag. Der Sturm heulte und beugte krachend die alten Eichen im Park, das Schloß schien in allen Grundvesten zu wanken, in Strömen stürzte das Wasser aus den Schleusen des Himmels. Die Schlafzimmer der beiden Schwestern lagen dicht neben einander. Lange schon hatte Sarah's heller Gesang Margaret nicht mehr aus dem Morgenschlummer geweckt, aber heute war es ganz still, so eigenthümlich still, wie in einem Grabe. Margaret lauschte, lauschte, aber kein Laut, kein Tritt war zu vernehmen; sie sprang auf, eilte in den Korridor und horchte an Sarah's Thür; sie stürzte in Sarah's Zimmer, es war leer — leer bis heute. Sarah war nicht mehr zu finden und auch Philipp war vom Schlosse verschwunden. — — — — —

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Ehezwist.

(Fortsetzung.)

In den letzten Tagen vor dem Fest hatte ich gar nichts dawider, wenn Hugo den ganzen Tag abwesend war; es war so viel zu rüsten und zu thun. Am Vorabend aber war Alles auf's Schönste bereit, der Tempel, unsere Garderobe sammt der Poesie.

Ich war früh am Morgen wach. Das Frühstück sollte im Garten eingenommen werden, wo ich als häuslicher Genius am Schluß meines Gedichtes den Frühstückstisch hinter der Blumenwand enthüllen wollte.

„So früh, liebes Kind," begann Hugo, „das ist eben gut, ich wollte Dich heute bald um's Frühstück bitten, ich bin zur Auerhahnfalz auf das Jagdschloß geladen, da sollte ich bald fort."

„Heute?" fragte ich betroffen; wie konnte man nur seinen Geburtstag fern von daheim zubringen wollen! Aber ich sagte Nichts mehr, war ich doch sicher, daß er bald mir, dem Genius mit dem Rosenkranz, in die Arme sinken und Jagd und Wald heute im Stich lassen werde.

„Warte nur ein halb Stündchen," bat ich, „wir frühstücken im Garten, ich lasse Dich dann gleich rufen."

Ich hörte nimmer, was er brummelte und schlüpfte fort, um meine und der Cousine Toilette zu besorgen. Unsere sonst etwas unschöne Minna nahm sich in dem grünen Gewand, mit Pelzwerk verziert, ganz hübsch aus. Mich umhüllte ein faltenreiches weißes Gewand, ein weißer lichter Schleier, einen Rosenkranz auf dem Haupte, ein brennendes Lämpchen, als Symbol der Häuslichkeit, in der Hand, vollendete die Ausstattung des Genius.

Wir eilten in den Garten und versteckten uns hinter das Gebüsch; ich schickte den Jägerburschen, der das Ganze ziemlich blödsinnig anstarrte, hinauf, um den Herrn zu holen, und erwartete klopfenden Herzens die große Stunde.

Hugo kam, bereits in vollem Jagdkostüm, hinter ihm sein großer Hühnerhund. Etwas verwundert bemerkte er die verwandelte Laube, Minna trat hervor und begann:

„Siehst Du auf's Neu' die Wälder grünen?"

Da fuhr Tiras, wahrscheinlich durch das Pelzwerk an ihrem Kleide gereizt, mit wüthendem Bellen auf sie los; der arme Genius des Waldes floh heulend und schreiend mit zerrissenem Gewand. Hugo versuchte unter erstickendem Lachen ihn zurück zu rufen, ich stürzte hervor, stieß an den Frühstückstisch, der klirrend umfiel, dazu goß ich mir die Oellampe über das Kleid und wäre beinahe angebrannt.

Durch Tiras Gebell angelockt, sprang die Schaar der andern Hunde herbei, Mägde und Knechte ebenfalls. Es war ein Geschrei und Gebell und Durcheinander, das beispiellos ist. Hugo stand in der Mitte mit endlosem Lachen und rief dazwischen:

„Aber sag' mir, Kind, was habt Ihr denn im Sinne gehabt? Was hat die Minna gewollt? Wer Gukuks hat die jungen Tannen da aus dem Wald gestohlen? Und was ist's mit dem Frühstück?"

Ich ergriff den einzigen Ausweg, der zu machen war, und weinte und schluchzte zum Erbarmen. Die Magd räumte die Trümmer auf, Hugo that sein Bestes, mich zu trösten, da er aber immer wieder dazwischen zu lachen anfing, so flossen meine Thränen stets auf's Neue. Endlich sagte er:

„Höre, Kind, ich glaube, es ist besser, Du erholst Dich in aller Ruhe, Frühstück bekomme ich, scheint es, doch hier keines mehr, da will ich selbst zusehen, wo ich es bekomme. Lebe wohl, morgen komme ich bei Zeiten heim."

So ließ er mich allein in meinem Leid, an dem Tag, auf den ich mich so sehr gefreut. Ich eilte in mein Zimmer, schloß mich ein, warf die Gewänder des Genius ab und hüllte mich in ein Hauskleid. Ich wollte Nichts essen, keinen Menschen sehen, und hätte es wohl auch gehalten, wenn nicht um Mittag die Fräulein Tante gekommen wäre, Hugo's Tante, eine Dame fast wie Sie, liebe Mama.

„Bin keine Dame," sagte die Mama, in ihrer gutmüthig trockenen Weise.

Nun, die Tante hörte all den Jammer und dießmal mußte ich selbst mitlachen, wie sie so herzlich darüber lachte.

„Aber sind Sie nicht ein einfältiges Kind, liebe Helene, den Hugo mit Rosenkränzen und Genien anzufeiern! Braten Sie ihm das nächste Mal einen guten Rehziemer und sehen Sie dann, ob es nicht besser geht."

Dieser Vorschlag kränkte mich tief.

„So niedrig schätzen Sie Hugo, daß nur der roheste Sinnengenuß Werth für ihn haben kann?"

„Das glauben Sie selbst nicht, Kind, und so schlimm ist es gar nicht. Eine behagliche Mahlzeit, die man mit gutem Gewissen verzehrt, paßt recht wohl für ein häusliches Fest, sonst hätte der Heiland nicht Wasser in Wein verwandelt an einem Hochzeitsfeste. Wenn Sie Ihrem Mann ein Leibgericht kochen, das er ja auch im Wirthshause haben könnte, so schätzt er es, nicht wegen des rohen Sinnengenusses, sondern weil Sie ihn so lieb haben, daß Sie an das denken, was er gern mag, auch wenn es Ihnen sonst gleichgültig wäre. Von so einer Liebe, die sich in das Andere hineindenkt, geben Sie keinen starken Beweis, wenn Sie ihm Altäre und Genien in den Weg stellen."

Die Tante hat noch viel gesagt, was ich mir gemerkt habe. Ich empfing meinen Mann am andern Tag mit einem freundlichen Gesicht und mit dem besagten Rehziemer, und habe ihn gebeten, mich nimmer auszulachen mit dem verfehlten Tempel, und er hat mich recht bedauert um die verunglückte Herrlichkeit. Er war als Waise stets in fremden Häusern erzogen worden, wo der Sinn für Familienfreude nie in ihm genährt wurde.

Ich habe später keine Tempel mehr gebaut, aber die Feste ließ ich mir nicht nehmen, und er selbst bekam eine herzliche Freude daran und hat mir eigenhändig oft grüne Zweige gebracht, um einen Festsaal zu schmücken.

Eine helle Thräne stand in dem Auge der Wittwe, die nun mit einem Mal dem kleinen Kreis so nahe gerückt war.

(Fortsetzung folgt.)

Auf den Tod des Herrn Pfarrer Martin Breunig zu Niedernberg.

† 12. Dezember 1855.

Traurig ertönt das Geläut' zum neblichen Himmel vom Kirchthurm,
Feierlich still und ernst nahet der Trauernden Zug.
Trauernde jeden Geschlechts, sie folgen der Bahre des Todten,
Der sonst im Priestergewand selbst oft den Todten gefolgt.

Kalt und schaurig enthüllt sich den Blicken die Tiefe des Grabes,
Langsam senkt sich der Sarg bis ihn die Scholle verschließt.
Stumm und weinend umsteh'n den errichteten Hügel der Erde
Alle die Glieder des Dorfs, Jeder empfindet den Schmerz.

Mancher der Armen erhebt zum Himmel die bittenden Augen,
Da ihm entrissen der Tod Jenen, der Vater ihm war.
Mancher der Reichen, er hört jetzt wieder die Worte des Todten,
Die ihn zur Tugendbahn, die ihn zum Glücke geführt.

Einsam stehet am Grab des Geschied'nen ein dankbarer Schüler,
Faltet die Hand zum Gebet für den verstorbenen Freund;
Nicht durch Grabesgesang und Blumen verehrt er den Lehrer,
Aber die Thräne, die rollt, wächst als Cypresse empor!

Obernburg am 13. Dezember 1855.

Ein dankbarer Schüler.

Mannigfaltigkeiten.

In dem dieser Tage erstatteten Jahresberichte über die Geschäfte der Peninsular and Oriental Company befinden sich folgende Angaben über den Eisenbahnbau in Aegypten: „Die Bahn zwischen Alexandria und Kairo ist fast vollendet und wird den letzten Nachrichten zufolge noch im Laufe dieses Monats für Passagiere und Waaren eröffnet werden. Die Wichtigkeit dieser Verbindung, welche sowohl die Kanal- wie die Nil-Passage ersetzt und den Transit zwischen den beiden Städten auf etwa acht Stunden verkürzt, wird von Jedermann, der durch Aegypten gereist ist, gewürdigt werden. Der Bau der Bahnstrecke von Kairo bis in die Nähe von Suez, wodurch die Eisenbahn-Verbindung zwischen dem mittelländischen und dem rothen Meere vervollständigt wird, ist im rüstigen Fortschreiten. Die Direktoren (der oben besagten Gesellschaft) bemühen sich, Se. Hoheit den Vizekönig zu bewegen, daß er an den Endpunkten dieser Bahnen, zu Kairo und am rothen Meere, bequeme Hotels für die nach und aus dem Oriente zurückreisenden Passagiere erbauen lasse. Auch ist die Anlegung eines elektrischen Telegraphen durch Aegypten von Sr. Hoh. beschlossen worden, und wird dieselbe einen wichtigen Fortschritt in der Ueberland-Verbindung mit Indien, China u. s. w. bilden.

In einem Dorfe bei Furth spaltete kürzlich ein Mann vor seinem Hausfenster im Hofe Holz. Da es Mittagszeit wurde, rief ihm sein Weib zum Fenster hinaus zu, er solle zur Suppe hereinkommen, die nun fertig sey. Der Mann war aber noch eben bemüht, ein Holzstück ganz zu zerklieben, und sagte, sie sollten nur essen, bis er fertig würde. Das Weib wartete ein wenig und rief ihm wieder zu, hereinzukommen, da die Suppe kalt würde, worauf er ihr sagte, sie sollte ihm seinen Theil zurückstellen, er könne jetzt nicht aufhören. Da erboste das Weib und warf die Schüssel sammt der Suppe zum Fenster hinaus; dieß ergrimmte den Mann so, daß er mit der Hacke in die Stube eilte und dieselbe dem Weibe in den Kopf schlug, so daß dieselbe gegen Abend verschied.

[Mittel, nicht auf die Hühneraugen getreten zu werden.] Man kaufe sich einen tüchtigen Knittel, lasse seinen Bart so lang wie möglich wachsen und sehe allen Leuten trotzig ins Gesicht.

Charaden-Kranz. *)

Von Edmund.

III.

Dreisilbig.

Mein Erstes weilt in Nordamerika,
Auch in Britanien sind solche Wesen
Vollauf im schönsten Flore da.
Im Völkerlexikon kannst du es lesen.
Durch beide Andern kommen wir zur Schau
Beim Eingang in die große, bunte Welt;
Nur Adam und auch seine liebe Frau
Wurden, wie wir wissen, Anders hergestellt.

Ohn' Wehmuth, und nicht ohne Grauen,
Kannst du das Ganze wohl nicht schauen.

IV.

Zweisilbig.

Erste Silbe.

Werd' ich nie gerupft, geschoren,
Freß' gleich Unflath jeder Zeit. —
Schätzen mich doch Weis' und Thoren
In der ganzen Christenheit.
Krumm, wie Hacken, baumeln meine Füß',
Die Mistkuhle ist mein Paradies.

Zweite Silbe.

Wenn der Spanier im kalten Norden,
Und der Schweizer auf dem flachen Land
Traurig wird, und klagt in bangen Worten,
Möcht' er — was die Zweite macht bekannt.

Das Ganze.

Ein kleines Dörfchen, in dem fränk'schen Bogen,
Dahin zur Kirchweih' eh'mals Viel' gezogen,
Von Nah und Fern,
Damen und Herrn —
Nennt's Ganze dir.

Auflösung des Räthsels in Nr. 294:

Presse.

*) An den Herrn Einsender! Sie haben den Grund unseres Verfahrens errathen. Lassen Sie über geschichtliche Personen auch nur die Geschichte urtheilen! Auf der andern Seite ist auch unsere Pflicht, möglichst alle Darstellungen ferne zu halten, die der Imagination, namentlich jener der jüngeren Leser, einen zu weiten Spielraum bieten. Im Uebrigen sind uns Ihre Mittheilungen angenehm. Die Redaktion.

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 300 Montag, 17. Dezember 1855.

Morley-Hall.

(Fortsetzung.)

Die gastlichen Thore von Morley-Hall schlossen sich für immer, der Schreck, die Schmach und das Entsetzen warfen Lord Seymour auf das Krankenbett, seine Kraft, der Kern seines Lebens, war gebrochen. Er ließ die Flüchtigen verfolgen. Sie hatten sich nach dem Kontinent gewandt, in Deutschland verlor man ihre Spur, und der Lord ließ die Nachforschungen einstellen. Sie sollten todt seyn für ihn wie er für sie.

Und Margaret? Sie hatte keine Thränen, keine Klagen. Nur in den Nächten, in den gräßlich stillen Nächten wiederhallte ihre Kammer von dem Gestöhne der Verzweiflung. Die Geister der Hölle, Rache, Haß und Zorn stritten sich um ihre Seele, sie lag auf den Knieen und rang die Hände; aber sie flehte nicht um Hülfe, Kraft und Trost, sondern um Wahnsinn oder Tod, und wenn der Morgen kam, dann mußte sie ihren Jammer ins Herz schließen und mußte ein Lächeln haben und ein liebreiches Wort am Krankenbett ihres Vaters.

Nie ward zwischen Vater und Tochter Sarah's Name wieder in Erwähnung gebracht. Nach einem langen schweren Todeskampf ging Lord Seymour in eine bessere Welt; sein letztes Wort war ein Fluch für Sarah und ihren Entführer.

Sie legten ihn in die stille dunkle Gruft da unten, und Margaret, den dreifachen Tod im Herzen, mußte leben, leben, leben! Sie vergrub sich in die Mauern von Morley-Hall und blieb allein für immer. In wenig Jahren war ihr goldenes Haar grau, ihre Gestalt gebeugt und die erste Schönheit des Landes eine Greisin. Frage nicht nach den langen, langen Jahren, die sich still und spurlos über Morley-Hall hinzogen, über das frohe, glückliche Morley-Hall, das zur Todtengruft geworden; aber der Befreier, um den sie täglich flehte, kam nicht, sie mußte leben.

Doch ward es nach und nach stiller in ihrer Brust, die Gewalt der Zeit dämpfte ihre Martern, ihr Herz starb ab.

Nach langen, langen Jahren konnte sie wieder an die Verlorenen denken, ohne das Pochen der Verzweiflung zu fühlen. Sie merkte, wie das Alter, der Vorläufer des Todes, ihre Glieder lähmte und ihre Schritte hemmte. Die unermeßlichen Reichthümer, die Schätze und Güter, die sich mit der Zeit ins Unendliche gehäuft hatten, sollten in fremde Hände fallen, denn der einzige Erbe, der alleinige Erbe von Morley-Hall war — blödsinnig. Sie stellte von Neuem Nachforschungen an, um vielleicht doch noch Etwas über das Schicksal ihrer Schwester zu erfahren; sie scheute keine Summen, keine Mühen, und nach langer Zeit fand sie denn auch die verlorenen Spuren wieder auf. Der Vaterfluch war auf eine gräßliche Weise in Erfüllung gegangen. Beide waren todt, in Elend und Armuth gestorben, lange, lange schon gestorben, aber ein zweijähriges Kind, eine Tochter, hatten sie hinterlassen, und dieses war verschollen und verschwunden.

Margaret's Zorn und Haß war gedämpft, denn sie war furchtbar gerächt worden. Nur ein Gedanke noch erfüllte ihre Seele, nur ein Wunsch, eine Sehnsucht, die mit jedem Tage mächtiger wurde: sie wollte, sie mußte dieses Kind haben. Sie verließ ihre jahrelange Einsamkeit und reiste selbst nach dem Kontinent, nach Deutschland, nach Wien, sie versuchte Alles und endlich ward ihre Mühe belohnt. Man wußte von einer Familie, die ein Kind hinterlassen hatte, einen Mann und eine Frau, in deren Beschreibung sie Philipp und Sarah wieder erkannte. Aber wie mußten Kummer und Weh ihr Leben vergiftet haben, ehe sie so sinken konnten, wie sie von ihnen reden hörte! Ein Freund des sterbenden Vaters, der seine Gattin nur kurze Zeit überlebte, hatte dieses Kind zu sich genommen; er lebte in Tyrol auf einem Landgut. Sie reiste hin und erfuhr durch Zufall, daß sich das Mädchen in einem Badeorte befinde, folgte ihr dort hin, fand sie — und erkannte beim ersten Blick Sarah, ihre Schwester, wieder. Die Aehnlichkeit mit dieser erschütterte sie so, daß all die schlafenden Furien ihres Herzens wieder erwachten. Sie reiste zurück und vergrub sich von Neuem in ihren großen steinernen Sarg. — Endlich schrieb sie ihr, schrieb ich dir, Sarah. Du kamst

In dir schien der Geist deiner Mutter wieder nach Morley-Hall gekommen zu seyn. Ich wollte dich prüfen und dich kennen lernen, um zu wissen, ob du des Glückes, welches dich erwartete, auch würdig seyst. Welche Kämpfe, welche Qualen haben seit deiner Anwesenheit meine Seele durchwühlt, ehe ich mich an deinen Anblick gewöhnen konnte. Ich verbarg diese Bewegungen meines Innern unter einer starren eisernen Kälte, die dich oftmals gekränkt haben wird. Deine Liebenswürdigkeit, deine Sanftmuth und Aufopferung besiegte mein Herz, ich begann dich zu lieben wie ich einst deine Mutter geliebt!"

Die Greisin schwieg; Sarah war zu Boden gesunken, hatte die Kniee der Lady umfaßt und ihr Gesicht lautweinend in ihren Schooß verborgen. „Meine Mutter! Meine Eltern!" — schluchzte sie. Doch indem sie sich schnell besann, erhob sie sich und sah ängstlich mit dem bleichen, thränenüberströmten Gesicht auf ihre Tante.

„Und Edward," rief sie, „wer ist Edward?" —

Die Greisin fuhr zusammen, ein leises Roth schlich über ihre eingefallenen Wangen.

„Edward, Edward — ist dein Bruder; sein Vater war der deinige, und seine Mutter — bin ich! — Der wahnsinnige Schmerz der Mutter vor seiner Geburt hat seine Seele in ewige Nacht gehüllt. Liebe ihn, er ist dein Bruder; theile mit ihm nach meinem Tode die unermeßlichen Reichthümer deines Großvaters. Wenn die Müde da unten schlafen wird, dann wird auf Morley-Hall wieder Freude und Jubel seyn, dann, Sarah, werde glücklich, wie ich — es nie gewesen!" —

(Schluß folgt.)

Der erste Ehezwist.

(Fortsetzung.)

4.

Die unglückliche Frau.

Frau Lenz, die sich immer etwas abstoßend und zurückhaltend benommen hatte, begann nach längerem Zögern:

„Ich weiß nicht, warum mich es heute treibt, vor Allen zu sagen, was ich bis jetzt keiner Einzigen anvertraut habe. Aber ich meine, heute müsse heraus, was mir wie ein Stein auf dem Herzen liegt. Ich fürchte, ich habe nicht vom ersten, sondern vom letzten Zwist zu erzählen.

Ich habe keine Eltern gehabt, bin aber als Pflegetochter recht im Wohlstand aufgewachsen, und habe, ich darf es wohl sagen, Freier genug gehabt. Ich besann mich lange, einen zu wählen, weil ich dachte, ich wolle nur heirathen, um es recht gut zu bekommen. Mein Mann gefiel mir. Er hatte ein schönes Gut mit einem Schlößchen darauf, das mir auch gefiel. Ich sagte ihm aber, daß ich mich mit der Oekonomie nicht plagen könne und daß er dazu seine Leute halten müsse. Er meinte, das werde sich schon geben.

Nun darf ich aber wohl sagen, es muß bei mir Alles recht seyn, und der Haushaltung habe ich mich angenommen, wie sich's gehört; aber befehlen lassen wollte ich mir nicht. Wenn mein Mann sagte: Bis Abend sollten Bohnen gesteckt werden, so durfte er gewiß seyn, daß das nicht geschah; ich wollte schon selbst thun, was nöthig war. Wenn er mich recht behandelt hätte, so wäre Alles gut gegangen, aber er wollte überall den Herrn spielen.

Einmal fuhren wir mit Revierförsters zu einem Liederfest. Es war aber langweilig, und wir erfuhren, daß zwei Stunden davon, in Bergstatt, ein Ball sey. Wir zwei Frauen hatten Lust hin zu gehen, die Männer aber nicht. Als nun diese eben an einem andern Tisch saßen, sagte die Revierförsterin:

„Jetzt wollen wir einmal einen Spaß machen: Sie lassen Ihren Knecht anspannen und wir fahren hinüber auf den Ball, die Männer können mit unserer Droschke dann nachkommen, wenn sie wollen."

Das war mir auch recht; wir ließen in aller Stille anspannen und fuhren davon. Dem Wirth gaben wir einen Gruß auf, und auf dem Ball könnten uns die Herren treffen. So ganz vergnügt war ich nicht auf dem Ball und mit einem guten Wort hätte mich mein Mann dießmal leicht gewinnen können. Ich sah oft aus dem Fenster, ob er nicht komme. Die Revierförsterin fing eben eine Galopade an, da flog ihr ein Plumpsack auf den Rücken. Es war ihr Mann, der unter lauter Lachen und Scherz kam, um sie abzuholen. Der meinige war zu Fuß vom Liederfeste heimgegangen und ließ mir kein einziges Wörtlein sagen. So fuhr ich Nachts allein heim. Vor mir fuhren Revierförsters und ich hörte ihr lautes, fröhliches Gelächter. Das drückte mir fast das Herz zusammen; hätte denn mein Mann nicht auch einen Scherz daraus machen können?

Wie ich heimkam, sagte er wieder Nichts, nicht in Gutem, nicht in Bösem. Ich hätte mir's vielleicht dießmal gefallen lassen, wenn er gescholten hätte. Den Knecht zankte er und befahl ihm, ein andermal nur anzuspannen, wenn er, der Herr, es befehle. So brachte er mich auch noch bei den Dienstboten um das Ansehen. Das verbitterte mich vollends, und wenn ich später einmal gern gefahren

wäre, so ließ ich mir ein Gefährt von der Stadt bringen.

Es hätte anders werden können, als wir Kinder bekamen, und ich muß sagen, er hat da recht für mich gesorgt. Aber auch bei den Kindern hat er Alles nach seinem Kopf haben wollen, und hat mir den Buben in eine Kost gethan, während ich doch dachte, er hätte bei unserem Provisor noch genug lernen können. Bei unserem Mädchen, da habe ich dann meinen Willen durchgesetzt, die hat eine Französin. Mein Mann hat eine Pfarrerstochter von dem Land für sie in's Haus nehmen wollen.

Ich darf wohl sagen, daß ich in vielen Jahren keine recht frohe Stunde gehabt habe, — fuhr sie düster fort — und wir hätten so glücklich leben können! Ein so schönes Gut, keine Nahrungssorgen und gesunde brave Kinder. Aber so weit kann es ein Mann bringen, der die Frau Nichts will gelten lassen. Schon gar lang wäre ich gern einmal in ein Bad gegangen. Es hat mir immer gefallen, daß da die Frauen so ihr eigener Herr sind; auch wäre ich gern von daheim fort gewesen, und nahe Verwandte habe ich nicht. Ich hatte letzten Winter viel Kopf- und Zahnweh; die Revierförsterin meinte, da würde mir Frauenthal gewiß gut thun. Zum Erstenmal wieder seit lange gab ich meinem Mann ein gutes Wort darum, und sagte ihm meinen Wunsch; auf die Kosten hatten wir ja nicht zu sehen. Statt daß er sich aber gefreut hätte, mir auch wieder einen Gefallen thun zu können, fragte er den Doktor. Der ist aber gerade so Einer wie mein Mann. Er lachte und sagte, wenn ich mich viel im Freien aufhalten und Flußbäder brauche, so sey mir das viel gesünder; meine Natur sey viel zu hitzig für ein warmes Bad.

Was weiß so ein Doktor von meiner Natur! Wie ich so recht in bitterem Verdruß darüber war, fiel mir ein kleines Erbe von einem entfernten Vetter zu, das an mich geschickt wurde. Das kam mir eben recht. Am selben Tag, wo es kam, schrieb ich um drei neue Kleider, um eine Schneiderin und um eine Haushälterin in die Stadt. Als das geschehen war, sagte ich meinem Manne:

„Daß Du es weißt, ich will Dich nicht inkommodiren mit meiner Badreise; ich gehe, um mein eigen Geld. Eine Haushälterin habe ich bestellt bis ich wieder komme.“

Ich kann es Ihnen nicht beschreiben, wie er mich darauf angesehen hat.

„Du kannst überhaupt um Dein Geld thun, was Du willst;“ sagte er, „wenn Du in's Bad gehst, mir zum Trotz, so kommst Du in mein Haus nimmer zurück. So lange Du fort bist, werde ich Sorge tragen, daß Dir das Deinige unverkümmert gesichert wird. Also merke Dir's, wenn Du dießmal gehst, so gehst Du für immer.“

Nun sagen Sie, ist das auch der Mühe werth, wegen so einer Kleinigkeit! Ich war wie vom Donner gerührt; aber das wäre ja niederträchtig gewesen, wenn ich jetzt zum Kreuz gekrochen wäre! Gott weiß, es war mir zu Muthe, als ging es zu einer Leiche, als ich mich in das Bad rüstete, und wenn er ein freundliches Wort gesagt hätte, so hätte er mich gewonnen. Aber das that er nicht, obgleich er aussah wie der Tod.

Seit acht Tagen bin ich nun hier und weiß Nichts von daheim und weiß nicht, ob ich noch eine Heimath habe. Nun aber sagen Sie, ob nicht mein Mann an Allem Schuld ist?

Die arme Frau verhüllte ihr Gesicht und brach in heftiges Weinen aus. Die Andern alle waren ganz still geworden. Die Mama aber sprach sachte:

„Liebe Frau, Ihr eigen Herz sagt Ihnen besser, als ich es kann, daß Sie sich schwer verfehlt haben. Und ich muß sagen, daß ich vor Ihrem Manne Respekt habe und glaube, daß er ein rechter Ehrenmann ist. Er ist von Gott zum Herrn und Haupt seines Hauses gesetzt, und nicht nur zum gehorsamen Diener seiner Frau. Wenn ich noch ein Mädchen wäre, ich sage Ihnen, den nehme ich zehnmal lieber, als einen wie Ihr Revierförster, der sich und seine Frau so wenig respektirt, daß er aus einem Unrecht einen Scherz macht.“

„Aber sollen die Frauen allzeit Unrecht haben; soll der Mann befehlen wie ein Pascha?“ fragte Frau Lenz, deren Thränen still standen.

„Das sage ich nicht und das will unser Herrgott nicht, der die Männer ermahnen läßt: Ihr Männer, liebet Eure Weiber. Wir Frauen haben alle ein gar liebebedürftig Herz. Wo ein Mann das versteht, wird er viel erreichen. Mancher hat das versäumt, Mancher hat es schon schwer mißbraucht. Wo und wie Ihr Mann gefehlt, kann ich nicht bestimmen; nur etwas will ich Ihnen sagen. Mein Mann selig hat mir einmal erzählt von einem König von Spanien, dem eine glühende Kohle auf den Fuß gefallen. Er wollte sie wegwerfen, als ihm einfiel, daß sich das für einen König nicht schicke; so hieß er es den Minister. Der Minister sagte, das sey nicht sein Geschäft und befahl's dem Pagen. Der Page aber war adelig und holte den Kammerdiener, bis der aber kam, hatte die Kohle den Schuh und den halben Fuß durchgebrannt. Liebe Frau, wenn Ihnen ein Weh wie eine brennende Kohle auf's Herz fällt, so besinnen Sie sich ja nicht, wer eigentlich verpflichtet sey, sie wegzunehmen, sonst könnte sie Ihnen derweil das Herz durch und durch brennen. Frisch mit Gottes Hülfe selbst ergriffen, und weggeworfen, auch wenn das Fingerchen ein wenig schmerzt, die Wunde heilt gewiß.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Wir haben bereits gemeldet, daß sich Prinz Albert und Herzog von Cambridge kürzlich, nachdem sie sich von dem Könige Viktor Emanuel verabschiedet hatten, nach Shorncliffe begaben. An diesem Besuche, welcher die Vertheilung neuer Fahnen an zwei Regimenter der deutschen Legion durch den Prinzen Albert zum Zweck hatte, nahmen auch der Prinz Eduard von Sachsen-Weimar und der Kriegs-Minister Lord Panmure Theil. Von Folkestone aus ward Prinz Albert durch eine Schwadron leichter deutscher Kavallerie eskortirt und kam um 11 Uhr im Lager an, wo die von Oberst v. Stutterheim befehligten Truppen, bestehend aus zwei Regimentern leichter Kavallerie, zwei Infanterie-Regimentern und einem Jäger-Korps auf drei Seiten eines Karré's aufgestellt waren. Nachdem die Truppen an dem Prinzen vorbeidefilirt waren, wobei die Sicherheit und Präzision ihrer Bewegungen einen sehr günstigen Eindruck machte — namentlich zeichneten sich die Jäger durch treffliches Aussehen und gute Haltung aus —, erfolgte die Fahnen-Vertheilung unter den herkömmlichen Feierlichkeiten. Prinz Albert hielt bei dieser Gelegenheit eine kurze Ansprache an die Truppen, in welcher er sie daran erinnerte, daß die Sache, für die sie das Schwert zögen, die der Freiheit sey, und die Hoffnung ausdrückte, daß die ihnen anvertrauten Fahnen in einem so gerechten Kampfe stets in den vordersten Reihen der Schlacht wehen würden. Die höheren Offiziere der Legion wurden hierauf Sr. Königl. Hoheit vorgestellt, und der Prinz unterhielt sich mit mehreren derselben einige Zeit lang.

Zwei im Arsenal von Woolwich nach dem Lancaster'schen Prinzip gegossene Feldgeschütze, 68-Pfünder, $19\frac{1}{2}$ Fuß lang, wurden kürzlich erprobt, und der Versuch fiel befriedigend aus. Man hat bei der Anfertigung derselben eine wesentliche Verbesserung vorgenommen; es wurde nämlich das Metallgewicht von den Schildzapfen bis zur Mündung vergrößert, weil dieß der Punkt war, wo der Fehler der früheren Lancaster-Kanonen lag, die deßhalb zersprangen. Dem soll nun abgeholfen seyn; indeß werden noch mehrere Proben damit gemacht.

Die gegenwärtige Bevölkerung China's kann mit erträglicher Genauigkeit auf 350 bis 400 Millionen abgeschätzt werden. Der beständig aus dem Reich der Mitte sich ergießende Strom einer kolossalen Auswanderung, verbunden mit dem Mangel jeder Einwanderung, liefert einen schlagenden Beweis für das ungeheuere Maß der dortigen Volksmenge; denn obschon die Auswanderung sich ausschließlich auf die beiden Provinzen Kanton und Fokien beschränkt, die zusammen eine Bevölkerung von 34 bis 36 Millionen repräsentiren mögen, so dürfte dennoch die Zahl der im Auslande sich aufhaltenden Personen aus diesen Provinzen allein eher noch 3 als 2 Millionen betragen. Im Königreich Siam halten sich wenigstens $1\frac{1}{2}$ Millionen Chinesen auf, von denen an 200,000 in der Hauptstadt Bangkok wohnen. In Java finden sich ihrer nach einem genauen Zensus an 136,000. Cochinchina wimmelt von Chinesen, und alle Inseln des indischen Archipelagus sind von der chinesischen Emigration dicht besetzt. Massen begeben sich alljährig nach den Sandwichsinseln, nach den Philippinen, nach Australien, nach dem britischen Ost- und West-Indien, namentlich auch nach Habana. In Singapur wandern alljährlich an 10,000 Chinesen ein, während etwa 2000 nach China zurückkehren.

Offiziellen Angaben zufolge bestehen in Großbritannien 148 Miliz-Regimenter, und zwar 79 in England, 7 in Wales, 17 in Schottland und 45 in Irland. Die Offiziersstellen sind meist in Händen jüngerer Gutsbesitzers-Söhne, die vom Dienst nicht mehr verstehen als der gewöhnliche Rekrut. Glücklicherweise indeß befinden sich gediente Unteroffiziere in ziemlicher Zahl bei den Regimentern, wodurch diesem Uebelstande einigermaßen abgeholfen wird. — Der Earl von Lucan ist zum Obersten des 8. Husaren-Regiments ernannt worden. Man scheint ihm dadurch eine Art Genugthuung für die heftigen Angriffe haben geben zu wollen, denen er in Folge des unglücklichen Reitergefechtes bei Balaklava ausgesetzt war.

Das bisher bekannte mächtigste Steinkohlen-Flöz ist wohl dasjenige, auf welchem in Siebenbürgen, in der Nachbarschaft des Vulkan-Passes, vier Stunden von Hatzeg, Bergbau getrieben wird. Es hat laut Nachrichten, welche die k. k. geologische Reichs-Anstalt darüber jüngst mitgetheilt, die ungeheuere Mächtigkeit von 46 Klaftern (nahe 276 preußische Fuß) und kommt mit 75° Neigung vor. Die Steinkohle ist eine trefflich backende Kohle, hat zwar 18,2 Prozent Asche, brennt indeß sehr gut und liefert 58,8 Prozent Kokes. Dieser Steinkohlen-Reichthum ist eine ganz hervorragende geologische Merkwürdigkeit.

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 301 Dienstag, 18. Dezember 1855.

Morley-Hall.

(Schluß.)

Lange, lange dauerte es, ehe Sarah Das, was sie in dieser Nacht gehört, fassen und in ihren Gedanken ordnen konnte; so gewaltig waren die Eindrücke, die sie bewegten. Doch als endlich der Strudel sich klärte und die Ruhe wieder kam, da konzentrirte sich der Schmerz, die Trauer und die Freude, die in ihrer Seele auf- und niederstiegen, in einen Schrei des Entzückens: „Arthur, Arthur!" jauchzte es in ihrem Herzen.

Die Schranke, die sie von ihm trennte, war gefallen, sie war reich, unermeßlich reich; sie konnte ihn durch ihre Hand um Das, was sie besaß, glücklich machen. Aber wie sollte sie zu ihm? Waren sie nicht für immer von einander geschieden? Wo sollte sie ihn suchen? Wo weilte er jetzt? Und liebte er sie noch, er, der in dem Strudel der Welt lebte? Konnte er sie nicht lange vergessen haben? Und konnte, durfte sie ihm jetzt ihre Hand bieten? Und wenn sie ihm mit dieser Hand Millionen böte, durfte sie es, ohne den Brauch der Welt, die Sitte, die Weiblichkeit zu verletzen? — —

Alle diese Fragen bestürmten sie mit einemmal. Zitternd und weinend sank sie zusammen, und ein heißes flehendes Gebet rang sich aus ihrer Brust zum Himmel auf, zum Vater der Liebe. Dann öffnete sie ein Kästchen und nahm mit bebender Hand ein weißes, feinbeschriebenes Blatt heraus. Sie küßte es und las es wieder und wieder. Es war Arthurs Hand, der einzige Brief von ihm, der ihr nach England gefolgt war, und diesen Brief hatte sie nicht beantwortet. Doch ihr Herz klopfte mild, als sie die Schwüre seiner Liebe las, sie wieder las und immer wieder, bis ihr bangendes Herz glaubte, und der letzte Zweifel sich in eine glühende Dank- und Freudenthräne auflöste, die auf das Papier in ihrer Hand herniederfiel.

Wenige Wochen darauf hallten die Sterbglocken durch den schneebedeckten Park von Morley-Hall. Eine müde Pilgerin ging schlafen. O wie sanft mußte der Schlummer seyn, den diese Töne begleiteten; wie still und selig lag das bleiche Gesicht der Lady Seymour in dem prächtigen Sarg. Und Sarah? — Ihre kostbaren Trauerkleider rauschten durch die öden, langen, goldgeschmückten Säle und hundertfach strahlten die Spiegel die schöne, schlanke Gestalt der Herrin von Morley-Hall wieder.

Mit dem nächsten Frühjahr wollte sie nach Deutschland reisen, um den lang gehegten tiefen Wunsch ihres Herzens zu befriedigen und Arthur vielleicht wiederzusehen. Doch ehe noch die Vorbereitungen zur Reise getroffen wurden, kam unerwartet ein Brief aus Tyrol; er hatte ein schwarzes Siegel, die Adresse war von Helenens Hand geschrieben. Sie erbrach ihn; ihr Athem stockte, ihr Puls stand still; ihr ahnte ein großes Unglück. Es war eine Todesanzeige, Helenens Vater war gestorben. Helene schrieb Viel von ihrem Mann, ihrem häuslichen Glück und dem Wunsch, Sarah wieder zu sehen. Und unten, ganz unten standen noch ein paar Worte, so klein und undeutlich, daß Sarah sie kaum lesen konnte; Helene mußte sie vergessen und ganz zuletzt geschrieben haben. Es war eine Vermählungsanzeige, Arthur war unlängst getraut worden. Er hatte ohne Liebe, aus irgend welchen zwingenden Gründen ein reiches Mädchen geheirathet und sollte sich seit einigen Jahren sehr verändert haben; sey sehr ernst und bleich geworden und habe sehr gealtert.

Sarah reiste nicht nach Deutschland; sie widmete sich mit treuer, unermüdlicher Sorgfalt der Pflege ihres Bruders. Die Harfe aus Tyrol war ihre stete Freundin, und ihre Töne verbreiteten noch oft über Edwards Antlitz jenes himmlische Entzücken, welches Sarah, als sie es zum Erstenmal sah, fast erbeben machte. Der Bruder schloß sich fest und innig an die Schwester an. Auf der schönen, blumengeschmückten Terrasse saßen die Geschwister noch oft an klaren Sommerabenden beisammen.

Sarah sieht träumend ins Abendroth; ob sie wohl auf einen schönen Morgen wartet?

Und einst kam wieder, wie Lady Seymor es vorausgesagt, Freude und Jubel auf Morley-Hall, aber fremde Gesichter, fröhliche lachende Kinder begegneten uns. Nur ein Gesicht unter allen scheint uns bekannt zu seyn, es ist ein ernster alternder Mann, den wir vor Jahren einmal flüchtig gesehen haben.

Zwei Särge stehen unten in der alten Familiengruft neben dem, der die Hülle der Lady Seymour birgt, zwei Geschwister, ihr Sohn und ihre Nichte, schlafen darin. Ein neues Geschlecht blüht auf Morley-Hall, und jener Mann — es ist Arthur, Sarah's erste und einzige Liebe, der Morley-Hall mit all seinen Reichthümern von ihr erbte, als sie ihrem vorangegangenen Bruder in die Gruft nachfolgte. Seine Kinder spielten oft mit Sarah's alter Harfe, — seine Lieblingstochter führte ihren Namen.

Der erste Ehezwist.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Aber," sagte zögernd Frau Lenz, „wenn ich nun mich ganz und gar unterwerfen wollte, wer weiß, wie es mein Mann aufnähme, und ob ich mich nicht vergeblich erniedrigt hätte."

„Ich glaube, Sie haben es noch nie mit der Liebe und dem Gehorsam versucht, mit denen die Frau sich eine mächtige Stimme im Haus erwerben kann. Ein rechter Mann wird selbst demüthig, wo er ein demüthiges Herz sieht. Ich kenne Ihren Mann freilich nicht, aber ich halte ihn für einen rechten. Wenn Sie sich vor Gott bewußt sind, daß es recht ist und gut, und eine heilige Pflicht, daß Sie umkehren und in sich gehen, so gehen Sie in Gottes Namen, und fragen Sie nicht, was nachher wird. Der Herr wird Ihren Weg segnen; und wenn es doch nicht gut würde, so wird er Sie trösten, wie eine Mutter tröstet."

Die arme Frau erwiderte Nichts und weinte ganz still. Aber in diese Pause brachen die jungen Mädchen ein, die längst genug hatten an der Lallah Rookh, und die an dem Lehramts-Kandidaten die neue werthvolle Entdeckung gemacht hatten, daß er Walzer und Polka's zu spielen verstehe. Nun wurde der Kaffeetisch aufgehoben; in Ermangelung von Herren machte sich die Hälfte der jungen Damen hübsche Mützchen von Sacktüchern und engagirte die andere Hälfte. Die Empfindsamen hatten ihre Stammbücher nebst Herbarium längst eingepackt; das Alter mußte der Jugend weichen. Aber zu würdigem Schluß dieses geselligen Abends schlug die Mama gemeinsamen Gerstenschleim nebst Pfannkuchen vor, während sonst jede Dame appart ein Wassersüppchen oder Täßchen Thee genossen hatte.

„Ja, das ist schön," rief Frau Marie, „und zum Nachtisch muß die Frau Mama ihr Geschichtchen erzählen, die allein ist es noch schuldig."

5.

Der Mama Geschichte.

Das Abendessen war zu Ende; die Mama wurde auf's Neue bestürmt.

„Ist kaum der Mühe werth, daß ich expreß noch einmal anfange," meinte sie, „ich habe blutwenig zu sagen.

Ich war eine Waise und aß das Gnadenbrod einer Tante, bei der mich mein Mann kennen lernte, der Stunden im Hause gab. Als er einen Dienst hatte und mich fragte, ob ich Frau Schulmeisterin werden wolle, brauchte ich keine drei Minuten Bedenkzeit. Die Frau Tante war aber nicht damit zufrieden, und obwohl sie es nicht hindern konnte, so hat sie sich doch sehr ungnädig gezeigt und nicht einmal die Hochzeit bei sich gehalten: „es hätte sie sonst so angegriffen!" So feierten wir in unserer neuen Heimath eine gar stille, bescheidene Hochzeit. Einen königlichen Hochzeit-Text haben wir aber gehabt: „Die Liebe ist stark, wie der Tod. Ihre Gluth ist feurig und eine Flamme des Herrn, daß auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch Ströme sie ersäufen. Wenn einer alles Gut in seinem Hause um die Liebe geben wollte, so gälte es alles Nichts."

Auf unserer Hochzeit-Tafel, an der noch eine Freundin und der Herr Pfarrer saß, stand kein Champagner, aber ein guter Apfelmost, den mein Mann aus unserem eigenen Baumgut gezogen. Als wir anstoßen wollten, waren nur drei Gläser auf dem Tisch, ich stand auf und wollte noch eins holen, wußte aber nur nicht wo, da wir keines mehr hatten; da hielt mich mein Mann bei der Hand:

„Laß gehen, lieber Schatz, wir zwei trinken aus Einem. Wenn wir zum ersten Mal Streit haben, dann soll Jeder sein eigenes nehmen."

So stand denn von da an Ein Glas auf unserem Tische, Tag für Tag, auch als uns der liebe Gott so weit gesegnet hatte, daß wir uns an Ehrentagen ein Gläschen guten Wein verstatten durften. So oft einem ein unfreundliches Wort über die Lippe wollte, so sah es das Andere an und fragte: „Brauchen wir heute zwei Gläser?" und dann schämte sich's und war still.

Und wenn wir Kindtaufe feierten, oder meines lieben Bruders Heimkehr aus fernen Landen, oder sonst ein Freudenfest, und die Andern klingelten die Gläser zusammen, da sagte mein Alter: „Wir kön-

nen nicht anstoßen, gelt Weib?" und bot mir das Glas; und ich trank, und er trank, und wir sahen uns in die Augen; da war mir es jedesmal, als ob wir heute wieder Hochzeit hätten.

So haben wir vierzig Jahre lang in Liebe und Frieden mit einander aus Einem Glas getrunken, Most und klares Wasser, guten Wein und auch manchen bittern Leidenstrank, immer aus Einem Glas.

Und als mein lieber seliger Mann auf seinem Sterbebette lag und fast nimmer sprechen konnte, netzte ich noch seine heißen Lippen mit einem kühlen Trunk. Da bot er mir das Glas, sah mich noch einmal an und sagte leise:

„Es ist eins geblieben."

„Und eins soll es bleiben in alle Ewigkeit," wollte ich sagen, aber sprechen konnte ich nimmer; da falteten wir die Hände ineinander bis die seinen kalt waren. Der Abschied hat mir so wohl gethan, daß mir seitdem Nichts auf der Welt mehr zu schwer geworden ist."

Die Mama schwieg und Aller Augen waren feucht und Alle sagten sich herzlich, ohne viele Worte, gute Nacht.

* * *

Der Regen war vorüber und der allerschönste, sonnenhelle Morgen ging auf nach jenem Abend. In durchleuchtendem weichem Sommergewand lag die Wiese, und die Waldbäume glänzten, wie mit Diamanten besetzt.

Nur wenige Badgäste waren auf, die Mama aber stand schon auf der Terrasse und sah mit ihren klaren Augen in die neue Herrlichkeit hinaus. Sie dachte wohl eines noch herrlicheren Morgens nach längeren trüben Tagen.

Im Hof war der Knecht beschäftigt, die Badkalesche herzurichten.

„So früh auf, Johann?" fragte die freundliche Mama.

„Muß einspannen," erwiderte er, „eine Madame geht heute Früh schon heim."

Und nach einer Viertelstunde sah sie die Frau Lenz reisefertig heraustreten.

„Meine weiteren Effekten lasse ich abholen," sagte sie dem begleitenden, etwas verblüfften Badwirth.

Die Mama verstand wohl, warum sie so früh in der Stille gehen wollte. Harte und scheue Gemüther verschließen sich noch fester als zuvor, nach einer unwillkürlichen Vertraulichkeit. Leise ging sie hinunter und legte ihre Hand auf den Arm der Scheidenden:

„Gott geleite sie, liebe Frau," sprach sie herzlich.

Erstaunt blickte diese auf, ihr bleiches Gesicht trug Spuren schlafloser Stunden und schwerer innerer Kämpfe.

„O, wünschen Sie mir Glück auf den Weg!" bat sie.

„Gehen Sie mit Gott, liebe Frau," wiederholte sie, „es wird Sie nicht gereuen!"

Und die Mama blickte dem Wagen nach mit gefaltenen Händen, so lang sie ihn sah, dann ging sie hellen Blickes in ihr Kämmerlein.

Fränkischer Gruß an den Grafen Moriz von Bentheim-Tecklenburg in Würzburg.*)

Exegi monumentum aere perennius.
Horatius.

Feierlich mein Lied ertöne, preise hoch mit süßem Klang
Einen Mann, deß Namen klinget unser Vaterland entlang,
Dessen deutsches Herz so bieder und voll Bruderliebe schlägt,
Der ein Genius für die Armen Hilfs- und Rettungspläne trägt.

Edler Graf! könnt' ich Dich preisen, wie es Dein Verdienst begehrt,
Könnt' ich es in Worte kleiden, wie Dein Wohlthun stets sich mehrt! —
Deine Thaten zu beschreiben, ist zu schwach der Sprache Wort,
Für die fernste Nachwelt leben sie unsterblich alle fort.

Als im Spessart, auf der Rhöne herrschte Elend rings und Noth,
Als mit grauenhaften Bildern drohte dort der Hungertod:
Da warst Du's, der Rettung brachte, gründete den Hülfsverein,
Ringsum sammelt' milde Spenden, stillte Hunger, Noth und Pein.

Tausende auf Spessart's Höhen, auf der Rhön', im Kahlagrund
Preisen heut' noch Deinen Namen hoch mit dankerfülltem Mund.
Edler Graf! Du warst ihr Retter, und ihr frommes Dankgebet
Für Dein Heil und das der Deinen zu dem Weltenherrscher fleht.

---

*) Derselbe hat sich um die arme und leidende Menschheit unseres Kreises sehr große Verdienste erworben. Er war es, der 1852 den Zentral-Hülfsverein für Spessart und Rhön gründete und als unermüdet thätiger Vorstand an dessen Spitze stand; er war es, der die erste Idee zur Gründung einer Kreis-Blindenanstalt in Würzburg faßte, einen Blinden-Verein gründete und durch den Ertrag eines Bandes von Gedichten den ersten Fond zu dieser seit zwei Jahren bestehenden Anstalt legte; er ist es, der vor Kurzem das zweite Bändchen seiner lyrischen Gedichte herausgegeben und dessen Ertrag zur Gründung eines Krankenhauses im Landgerichtsbezirke Alzenau bestimmt hat. Er wurde wegen seiner Verdienste von Seiner Majestät dem Könige mit dem Ritterkreuze des Verdienstordens vom heil. Michael und dem Ritterkreuze des königl. Verdienstordens der bayer. Krone dekorirt.

Und das Loos der armen Menschen, die der Sonne Licht nicht seh'n,
Ging mitleidig Dir zu Herzen; dieser Zustand sollt vergeh'n
Deiner Harfe Klänge weihtest Du dem Werk, ein hehres Gut,
Und entflammtest edle Männer zu des Wohlthuns gleicher Gluth.

Und Dein Werk kam bald zu Stande, rasch entstand die Anstalt dort,
Wo den Blinden Unterstützung wird und Unterricht sofort.
Edler Graf, die armen Blinden danken ihre Bildung Dir,
Deinen Namen hoch sie feiern in der Anstalt immer hier.

Deine neuen Sangesspenden bringest Du als Opfer dar,
Daß ein Rettungshaus entstehe für die arme Krankenschaar
Dorten in dem Kahlagrunde, daß auch ihnen werd' zu Theil
Ruh' und Pflege, sichres Obdach und von Leibesübeln Heil.

Edler Graf! — Nicht blieb verborgen Dein Verdienst um's Vaterland,
Dort an König Maxens Throne ward Dein Wirken anerkannt;
Und zwei Orden hat verliehen huldvoll Dir des Königs Wort,
Deine Brust sie ward geschmücket mit dem Königslohn sofort.

Bentheim! schallt's im Herzensgrunde, edler Graf! verdienter Mann!
Dich zu feiern und Dein Wirken wagen fast mein Lied nicht kann;
Doch Du wirst ihn nicht verschmähen, meiner Leier schwachen Klang,
Den begeistert ich gesungen aus des Busens Gluthendrang.

Julius Ruttor.

*** Kunst und Literatur.

Zu den Büchern, die sich vorzüglich zu Weihnachts- und Neujahrsgeschenken eignen dürften, gehören folgende, im Verlage von Otto Spamer in Leipzig erscheinende:

Illustrirte neue Jugend- und Hausbibliothek, wovon bereits der 12. Band erschienen ist. Der letztere ist betitelt: „das Buch der Wunder II.," verfaßt von Lehrer Louis Thomas, enthält nebst 100 in den Text gedruckten Abbildungen eine ebenso anziehende, wie belehrende Schilderung der Schöpfungswunder des Festlandes und des Erdinnern, der Ebenen, der Gebirgswelt, der Felsengassen, Schluchten und Gründe, Felsenthore, natürlichen Brücken, Felswände, Bergstürze und Lawinen, Höhlen, Grotten und Vulkane. Preis pro Band geheftet: 22½ Sgr.

Das Vaterlandsbuch, illustrirte geographische Bilder aus der Heimath, herausgegeben von Dr. C. Vogel in Leipzig, Schulrath Jos. Wenzel in Prag und Friedrich Körner in Halle. Derselbe wird 12—15 Bände mit 1000 bis 1200 Illustrationen umfassen und in folgende Abtheilungen zerfallen: Illustrirte geographische Bilder aus Oesterreich, Preußen, Norddeutschland, Mitteldeutschland, Westdeutschland mit dem Rhein, endlich Süddeutschland, worunter Bayern, Württemberg und die Pfalz. Der uns vorliegende 1. Band enthält getreue Schilderungen aus Nieder- und Oberösterreich, Salzburg und Steyermark, mit mehr als 60 trefflichen Abbildungen, und ist ebenso belehrend wie unterhaltend. Preis per Band, eleg. geheftet: 22½ Sgr.

Empfehlenswerth ist auch folgendes, in demselben Verlage erschienene kleine Werkchen, betitelt:

Der kleine Rothschild, oder Buch für kleine Leute, welche durch Geschäftskenntnisse, Erlangung geschäftlicher Routine und ordnungsmäßigen Geschäftsbetrieb wohlhabend werden wollen. Preis 15 Sgr.

Mannigfaltigkeiten.

In der k. k. geologischen Reichsanstalt zu Wien ist jetzt ein ganz vollständig Skelett des fossilen irischen Riesenhirsches aufgestellt, das erste ganze Exemplar, welches Deutschland besitzt; auf dem ganzen europäischen Kontinent ist nur noch ein ganzes Exemplar in Stockholm zu finden. Das Wiener Skelett ist bei Killowen in der Grafschaft Wexford gefunden worden, und wurde von dem Grafen von Breuner durch die Vermittlung des Earl von Enniskillen angekauft. Herr Dr. Karl Peters hat es in dem neuesten Hefte des „Jahrbuches der k. k. geologischen Reichsanstalt" beschrieben und eine treffliche Abbildung davon gegeben. Der riesige Geweihbogen desselben, über den Schädel gemessen, beträgt über 11 Fuß 7 Zoll. Fragmente dieses Thieres hat man früher in verschiedenen Theilen von Deutschland gefunden, nie aber ein ganzes Skelett; England besitzt deren indeß einige, z. B. in den Museen zu Edinburgh, Dublin und Yorkshire.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 302 Mittwoch, 19. Dezember 1855.

Die Rose von Saron.

Erzählt von Christian Hoeppl.

Es war ein schwüler Sommertag gewesen. Die Sonne senkte sich allmählig tiefer und tiefer. Ein leichter Wind hatte sich erhoben, und der Abend wurde so lau, so träumerisch mild, wie er nur manchmal im Frühling oder Spätherbst uns entzückt. Aus dem feuchten Moosboden, der zu beiden Seiten das Rinnsal des Flusses, welcher durch das Thal sich hinschlängelte, umgab, wehte es so erquickend kühl und das saftige Grün, das selbst die glühende Hitze des Tages nicht versengen konnte, machte einen wohlthuenden, erfrischenden Eindruck auf die müden Wanderer, welche die breite Landstraße entlang zogen.

Die Landschaft war weit und frei, nur nach der einen Seite hemmte eine sanft anschwellende Hügelkette die weitere Aussicht. Aber eben bei diesen Hügeln verweilte der Blick des Schauenden länger als auf der Ebne.

Vielleicht mehr durch menschliche Nachhülfe als von Natur war einer dieser Hügel, der nicht eigentlich mit den andern verbunden etwas weiter in die Gegend hereinstand, fast steil an einer Seite emporsteigend und schien stolz vor den übrigen zu prangen, denn auf seinem Gipfel erhob sich, weit durch die Gegend hin sichtbar, von alterthümlich befremdender Bauart in graulichem Gemäuer eine Burg. Freilich waren die Mauern zerfallen, der stolze Bogen des Thores herabgestürzt und statt der einst schlanken Thürme ragten an den Ecken nur einzelne Trümmerhaufen über die morschen Mauern empor. Ein einziger Thurm erhob fast noch ganz erhalten seine glänzende Kuppel in den blauen Abendhimmel. Er war im maurischen Styl, wie die Sage kündet, von einem der alten Besitzer nach seiner Rückkehr von den Kreuzzügen erbaut. Und mit wunderbarer Vorliebe suchten die späteren Nachfolger, als sie längst schon den weiten Rittersaal und die lustigen Thurmgemächer der Eule und dem Schuhu zur Wohnung hatten überlassen müssen, doch noch immer jenen Thurm gleichsam als den letzten Zeugen des vergangenen Ruhms ihrer Ahnen zu erhalten.

Es sah einen so wehmüthig an, dieses Bild einer verklungenen Zeit. Mir zumal ist es immer beim Anblick der zerfallenen Burgen unseres Vaterlandes, wie wenn ich an die Märchen meiner Kindheit denke, an freundliche Elfen und goldlockige Seejungfrauen mit ihren süßen, lockenden Liedern, und dann wieder an tückische Kobolde, die nächtlich dem einsamen Wanderer auflauern am Wege. — Hoch oben auf dem Söller sitzt ein zartes Ritterfräulein, die sanftblauen Augen sehnsüchtig nach der Ferne gerichtet, wo des Liebsten Burg thront. Die Laute in der Hand und ein leichtes Windspiel oder ein alter Wolfshund, der seinen zottigen Kopf auf ihre Knie legt und mit treuen Augen sie anschaut, darf natürlich nicht fehlen, um das ganze Bild vollkommen zu machen.

Und der Liebste, wo weilt er? Sitzt er auch die Laute im Arm sehnsüchtig blickend nach dem Söller? — Holla, ho! hört man's rufen, und der Ritter jagt mit seinem Gefolge über die grünenden Saaten des Landmanns, hell klingt statt der Laute der schrillende Ton des Jagdhorns, und vorüberfliegen im Lauf der alte Wolfshund und das Windspiel, Blutgier im funkelnden Blick. — Und da drücke ich immer die Augen zu, ich mag nicht weiter hinschauen und ich denke wieder an die Jungfrau auf dem Söller, an die Laute und an die treuen Augen des Hundes.

Auch dem kleinen Marktflecken am Fuße des Hügels, so wenig die meisten Gebäude einer alten Zeit angehörten, konnte man doch etwas Alterthümliches, ich sollte sagen Gedrücktes, Düsteres absehen. Vielleicht war es der Schatten der alten Burg, der gerade über die Häusergruppe fiel, und er mahnte fast wie ein Raubvogel, der drohend über einer Heerde Lämmer schwebt.

Die Sonne war im Untergehen, ein duftiger Schimmer färbte den abendlichen Himmel, und die Luft besonders nach dem Flusse hin, wo leichte Dünste sich erhoben, glühte in sanftem Roth. Leise klangen auf einmal vom Thurme des Ortes die zitternden Töne des Abendglöckleins herüber, und

andächtig entblößten die heimkehrenden Landleute ihre Häupter. Ein Muttergottesbild stand am Wege. Es war mit Blumen bekränzt, aber sie waren welk, fast verdorrt in der Mittagsgluth, denn das Bild gab keinen Schatten und die armen Blümlein mußten sterben ein Opfer für die Heilige. Die frommen Beter dachten nicht an die Blumen; wer kümmerte sich auch um Blumen, wenn sie sterben, wenn sie duftend ihr Leben aushauchen? Die Zweige sprossen, die Knospen schwellen und neue Blüthen ersetzen die welken; und so manche Menschenblume welkt und neigt erbleichend das Haupt, und sie bleibt unbeachtet, unbemitleidet wie die Blumen am Bilde der Heiligen.

Etwas seitwärts vom Wege näher dem Flusse lehnte an einem halbvermorschten Weidenstamme ein junges Mädchen. Sie trat nicht wie die Uebrigen zum Muttergottesbilde, auch bewegten sich ihre Lippen nicht zum Gebet. Und doch betete sie, vielleicht inbrünstiger als die am Bilde; denn die Unschuld ist ja eben selbst ein stetes heiliges Gebet. Und Unschuld lag auf dem lieblichen Gesichte der Jungfrau, die Unschuld, wie wir sie an den Frauenbildern unserer alten deutschen Meister so oft sehen, zugleich gepaart mit jener Grazie in Raphaels und Tizians Gebilden. Es war ein herrliches Gemisch geistreicher und körperlicher Schönheit in diesem Gesichte, noch gehoben durch den malerischen, fast abenteuerlichen Anzug der lieblichen Gestalt.

Leicht um das Haupt, dessen Flechten lose darunter hervorquollen, hatte sie ein rothseidenes Tuch turbanähnlich geschlungen; die herabhängenden Enden bewegten sich leise flatternd im Abendwind. Der reine, zartgebaute Hals war ganz frei. Ein kurzes Oberkleid von schwarzem Sammt nur bis über die Hüften herabreichend, dessen Aermel von der Mitte des Armes geschlitzt wallend niederhingen, ein rothwollener Rock, der mehr eng als faltenreich unter dem Oberkleid bis tief an den Boden fast schleppartig herabfiel, und eine blauseidene Schürze, die um die schlanke Taille sich wand, vollendeten den fremdartigen, malerischen Anzug. Dazu die Abendröthe, die ihr volles Licht auf sie warf und die reizenden Formen mit einer wunderbaren Glorie umspielte: dieß Alles gab der ganzen Gestalt etwas Märchenhaftes, Feenartiges. Wenn auch die rabenschwarzen Haare, die tiefdunkeln Augen und die sanft gebogene Nase an kein blondes, deutsches Mächen, so mahnten sie doch unwillkürlich an eines aus „Tausend und eine Nacht“.

Die Jungfrau hatte kaum das Kindesalter überschritten, und noch schwebte jenes sanfte heitere Lächeln der Glückseligkeit um ihre Lippen, das der letzte Engel über die Schwelle der Kindheit uns folgt, dem wir aber auch oft so bald, ach nur zu bald, auf ewig Lebewohl sagen müssen. Noch hatte keine Bitterkeit des Lebens diese reinen Züge entweiht und ihr Ausdruck blieb selbst dann so ruhig und sanft, als die Landleute im Vorübergehen wohl hier und da mit fromm verächtlichen Blicken seitwärts sahen nach der Jüdin.

Miriams Vater war der reichste Mann in dem Flecken, aber es waren nicht aufgespeicherte Schätze, die er, gierig errungen, wie so mancher Andere noch gieriger bewahrte; sondern sie waren die Quelle, woraus Nothleidenden Hülfe floß; und was der thätige Mann durch Anstrengungen jeder Art erworben, glaubte er mehr als Eigenthum Anderer, als für sich selbst bewahren zu müssen. Und wenn sein reger rastlos thätiger Sinn stets neu zu erringen strebte, so war es nicht Freude an Besitzthum, Hang zum Erwerben, sondern er versenkte sich in das thätigste Treiben des Lebens, um so manche schmerzliche Erinnerung vergangener Zeit dadurch zurückzudrängen.

Denn früh hatte ihm das Schicksal das Theuerste, was er im Leben besessen, von der Seite gerissen; und der Mann, der scheinbar kalt und klug berechnend das Leben übersah, trug im verborgenen Schrein seines Innern ein tiefes, zartes Gefühl, ein unnennbares Weh. Aber wie starke Seelen thun, gab er nicht weichlich sich hin seinem Schmerze, dem Leben entfliehend, sondern trat muthig demselben entgegen und lernte beherrschen sich und Andere. Nur in der Nähe seiner Tochter entfaltete er alle jene zarte, fast mütterliche Liebe, die seinem Volke eigen ist; war sie ja auch die letzte sichtbare Erinnerung an sein verlorenes Glück. — Ohne Unterschied des Glaubens Allen in gleicher Weise hülfreich, mußte es ihn tief schmerzen, wenn selbst solche, die er vom Elend errettet, in thörichtem Glaubenswahn als auf den Abkömmling eines verfluchten Stammes stolz auf ihn herabsahen. Doch er fühlte ja nichts von einem Fluch, der auf ihm liege und zürnte den Irrgeleiteten nicht.

Ihm gleich war seine Tochter eine freundliche Helferin aller Unglücklichen. Und wenn ein Kranker nach Erquickung lechzte, so eilte der kleine Engel schon als Kind mit einem stärkenden Tranke aus dem reichversehenen Keller ihres Vaters zu ihm, und die Labung war noch tröstender aus den Händen eines so lieblichen Wesens. — Ihre Glaubensgenossen nannten sie wegen ihrer wunderbaren Schönheit nur die Rose von Saron, und „die Rose“ wurde das Mädchen bald von allen Bewohnern des Ortes genannt.

Wenn so „die Rose“ den heimkehrenden Landleuten als ein milder, tröstender Engel bekannt war, und mancher von ihnen vielleicht schon die Hülfe ihres Vaters genossen hatte, so war ihnen doch grade während ihres Gebetseifers der Anblick der Nichtbetenden, der Ungläubigen anstößig, und so

war es gekommen, daß sie Blicke der Mißachtung auf die Jungfrau geworfen hatten.

Ruhig blieb das Mädchen am Weidenstamm lehnen und sah unbewegt hinaus in die weite abendliche Landschaft. Träumerisch schaute ihr Blick; mahnte sie doch selbst wie der lieblichste Traum unserer Phantasie. Manchmal, besonders wenn ihre Augen auf den Thurm in maurischer Bauart fielen, zuckte ein melancholisches Lächeln um ihren schöngeformten Mund. War es vielleicht die Erinnerung an die Erzählungen ihres Vaters von der Pracht der Alhambra und dem glücklichen Leben seiner Ahnen unter der milden Herrschaft der Mauren und an die Schilderungen der reizenden Ufer des Guadiana und Guadalquivir?

Es war das ganze Wesen Miriams anders als das der übrigen Mädchen ihres Alters; immer liebreich und freundlich, suchte sie doch gerne die Einsamkeit und war am liebsten fern von Menschen. Entweder lauschte sie im stillen Zimmer den Erzählungen ihres Vaters von dem einstigen Glanze ihres Volkes unter Palästina's herrlichem Himmel, oder sie überließ sich, die Gegend durchstreifend, einsam ihren Träumen, die den Andern unverständlich waren. Doch wie an ihre auffallende Kleidung hatte sich ihre Umgebung auch allmälig an ihr besonderes stilles Wesen gewöhnt, da der Zauber ihrer Liebenswürdigkeit jedes Herz ihr geneigt machte.

(Fortsetzung folgt.)

Sankt Heinrich.

Eine Kunde aus alten Tagen, erzählt von Franz Trautmann.

Wenn Einer von München gen Starnberg wandert, sich dort in einen Kahn setzt und auf den tiefen, klargrünen Wassern des Würmsees fort und fort fährt, kömmt er allerletzt auf Seeshaupt zu. — —

Davon liegt links ab in anmuthiger Landschaft ein freundliches, stilles Dörflein, und weitaus, den Bergen entgegen, ist kein zweites zu sehen.

Also ruht es da träumerisch, ganz allein und für sich, und wenn die Sonne drüben sinkt, und die kühlen Schatten über die Wälder, Halden und die leise brandenden Wasser darnieder ziehen und weiter und weiter sich dehnen und strecken — so umgibt Landschaft und Dörflein eine wundersame Glorie der Abendpracht, und ist's als ob eine Opferflamme emporlodere.

Das ist die Kirche.

Die glimmt, glüht und leuchtet im rothen Strahl der scheidenden Tagesleuchte.

Also haftet das Auge der Menschen gar gerne auf der Gegend und dem Dörflein. Das heißt Sankt Heinrich und hat seinen Namen von einem Einsiedler, der da lange lebte und da starb.

Mit Dem war so — —

Vor viel hundert Jahren kam's über eines mächtigen Grafen von Andechs und Wolfrathshausen Sohn, den Heinrich, also daß er des Getümmels der Fehden und alles Ruhm' und Glanzes der Welt satt ward. Ihrer nichtigen Lust auch mehr und mehr. Nächst verlor er viel der Seinen, die schieden von dannen auf ihren Burgen — dort oder da — oder im Schlachtgetob, nah oder ferne. Zuletzt blieb ihm nur noch Einer, dem er ganz von Herzen ergeben war. —

Der hieß Bruno von Steineck. Ein Ritter aus Schwabenland war er.

Zu diesem Bruno ritt der Heinrich mehr und oft, und verweilte längere Zeit bei ihm. So er dann wieder heimkehrte, war ihm schier weh zu Muth und nahm er sich jeder Zeit vor, wieder einzusprechen, sobald es sich füge und richten lasse. All bei Dem glaubte er, wie ihm, sey dem Bruno, und setzte so sein ganzes Vertrauen auf denselben.

Es sind aber die Menschen gar verschieden.

Der Bruno ließ sich des Heinrich's Geneigtheit wohl gefallen. Als aber die Zeit der Prüfung kam, bestand er nicht, wie das wohl der Heinrich gethan hätte.

Also wie ihm der Heinrich einer Zeit anvertraute, er habe sein Auge auf eines Grafen und Ritters Töchterlein, die schöne Irmentraud, geworfen und habe vor, um die Jungfrau, die ihm ganz gewogen sey, zu werben, sobald er aus einem Streite heimkehre, zu dem ihn Lehenspflicht verbinde, warf der Bruno selbst das Auge auf die Irmentraud und konnt' sich in Kurzem heißer Minne nimmer erwehren.

Als Das so war, der Heinrich aber sich weitab und in fernem Lande herumschlug, ließ der Bruno Kunde ergehen, Der von Andechs- und Wolfrathshausen sey in der Schlacht gefallen. Darauf warb er selbst bei der Jungfrau Vater, und wiewohl die Irmentraud flehte, sie eh' in ein Kloster geh'n zu lassen, als sie zu zwingen, das Andenken an den Heinrich zu befreveln und einem zum Altar zu folgen, den sie nie lieben könne, half ihre Bitte dennoch nichts.

Denn die Zeiten waren gar rauh und der alte Graf litt keinen Widerspruch.

Als der Heinrich seiner Zeit das Alles erfuhr, schwoll ihm allererst die Brust in Rachelust, gedacht er zum Schwert zu greifen und dem Verräther seinen Lohn zu geben.

Doch er ließ von dem Vorhaben ab.

Denn er erwog, daß die Irmentraud ihres Lebens wohl unfroh sey. Wenn sie aber sähe, er sey nicht todt, meint' er, müsse sie trostlos werden, weil

sie ihn nimmer ihr Eigen nennen könne, vielmehr einem Andern angehöre, der sie Beide so bitter getäuscht hatte.

Darauf faßte er Entschluß, der Welt Fahrwohl zu sagen.

Dem Bruno aber ließ er durch einen vertrauten Knecht heimliche Kunde entbieten.

Die lautete: Er hab' ihn treu geliebt und auch ihn für einen Freund gehalten. Nun sey ihm sein Wahn zerstoben, und was da geschehen, das verdiene wohl Straf' und Rache. Der Irmentraud wegen sollte jedoch nichts geschehen, damit sie ihren Herrn und Gebieter nicht hassen müsse, den sie zur Zeit nur nicht lieben könne. Also sey nun seine, des Heinrich's, letzte Bitte im Leben zum Bruno diese: Er möge in Treu, Liebe und Sorgfalt an der schönen und frommen Irmentraud zu vergüten suchen, was er am Freund gefrevelt und an der Jungfrau nicht minder, deren Glück er zerstört. Alldamit sag' er ihm Lebewohl für hienieden, und die Irmentraud sollte sicher nie erkunden, daß er, der Heinrich, noch lebe.

Als der Bruno Dieß vernahm, ward er über und über roth vor Grimm und Scham, und wußte fürerst schier kein Wort zu erwidern.

Dann sagte er: Die Botschaft sey herumgekommen, daß der Heinrich gefallen und todt sey. Da sey er mit Allen getäuscht worden. Also wo der Heinrich sich friedlich verhalte, woll' er's annehmen. Wo es ihn jedoch reue und daß er dann anrücke, Fehde anzuheben, sey er bereit, sie nicht von sich zu weisen. Im Ganzen aber sey er in gleichem Recht, wo nicht besserem. Denn er, der Bruno, hab' um des Vaters Wort geworben und es mit Freuden erhalten, der Heinrich aber hätt' es nimmermehr gewonnen, und all der Irmentraud Geneigtheit hätt' ihm nichts gefruchtet.

Solches sprach der Bruno von Steineck. Dann wollte er dem Boten reichen Lohn geben.

Der nahm ihn aber nicht an, machte sich auf, bestieg sein Roß, das stand gesattelt im Burghof, also ritt er hinaus, über die Zugbrücke den Schloßberg danieder und von Land Schwaben heraus gen Bayern und Wolfrathshausen.

Als er da auf dem Berg und in der Burg eintraf, fand er den Heinrich nimmer, und es wußte Niemand, wohin er gekommen.

Er hatte sich aber aufgemacht, in stiller Nacht die Burg seiner Väter verlassen, ein rauhes Gewand umgenommen, und war seines Pfades fürder und fürder gewandert; sich einen Ort zu suchen, an dem er einsam leben und sterben möchte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Von einem Raubanfalle, der inmitten einer belebten Stadtgegend in Berlin vorgekommen, erzählt der neueste Polizei-Bericht: Am 13. Dez., Abends gegen 8 Uhr, traten zwei Männer aus dem Arbeiterstande in den Laden des Wechslers Lewent, Bischofsstraße 13, hinein, sprangen über den Ladentisch hinweg und faßten den in dem Laden anwesenden L. und dessen Frau an die Gurgel. Durch das Geschrei der Frau erschreckt, ließen sie das L.'sche Ehepaar wieder los, ergriffen ungefähr 500 Thlr., welche auf einem Tische lagen, und dann eiligst die Flucht. Einer der beiden Thäter, der, neue Friedrichsstraße wohnende, bestrafte Kupferschmiedegeselle T., wurde in der kleinen Poststraße erfaßt und durch den L. wieder erkannt. Der T. ist zum Arrest abgeliefert. Er ist geständig, den Raubanfall verübt zu haben. Ein Bruder desselben, dringend verdächtig, der zweite Thäter zu seyn, ist ebenfalls verhaftet. Von dem Gelde, welches die Diebe vor der Thür von sich geworfen, wurden etwa 150 Thr. aufgefunden.

Die Einwanderung aus Europa hat in diesem Jahre, in Vergleich zu den vorhergehenden, bedeutend abgenommen. Im Jahre 1853 war die Gesammtzahl der Einwanderer 284,045, und 1854 kamen deren 319,223 nach den Vereinigten Staaten; dagegen in den ersten zehn Monaten dieses Jahres nur 119,420. Aus Deutschland waren bis Ende Oktober d. J. nur 46,288 Personen eingewandert, statt 176,986 im vorigen Jahre. Die irländische Emigration nach den Vereinigten Staaten ist seit einigen Jahren, namentlich seitdem durch den Verkauf der überschuldeten Güter in Irland die Lage der Landbauer sich gebessert hat, beständig im Abnehmen.

Neu-Seeland kann in Zukunft ein bedeutendes Honigland werden. Die dortige Biene arbeitet das ganze Jahr und macht Frühlingshonig, der flüssig, und Winterhonig, der steif und oft völlig krystallisirt ist. Dieser Honig ist vortrefflich, wechselt jedoch nach dem Standorte und nach den Pflanzen, so daß der Honig aus dem Süden der Insel, wo es schönere Blüthen gibt, besser zu seyn pflegt. Ueberhaupt kann Australien auch in diesem Artikel in Zukunft noch viel leisten.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 303 Donnerstag, 20. Dezember 1855.

Die Rose von Saron.

(Fortsetzung.)

2.

Der junge Graf Alfred kehrte von einem mehrjährigen Aufenthalt im Ausland in seine Heimath zurück, um die Mühe der Verwaltung der weitläufigen Güter mit dem Vater zu theilen. Im letzten Orte hatte er den Reisewagen zurückgelassen, um, wie er scherzend sich ausdrückte, unbekannt als einsamer Pilger in die Burg seiner Väter einzuziehen. Doch wenn auch die Burg längst schon keine menschlichen Inwohner mehr hegte, so stand doch am oberen Ende des Marktes ein stattliches, schloßartiges Gebäude, und wenn auch der Graf außer seinen Dienern über Niemand mehr zu gebieten hatte, so hieß er doch immer noch in der ganzen Gegend der „Herr", und die Ruine auf dem Hügel nannte man noch immer mit einer gewissen Ehrfurcht das „Grafenschloß".

So schwer vergißt das Volk alte Gewohnheiten, und wenn ihr ihm zu seinem Besten auch neue Einrichtungen genehm zu machen wißt, so wird es ihm doch schwer, auch die alten Namen zu missen. Diese wenigstens müßt ihr ihm lassen. Es ist ja so eigentlich die einzige Poesie des Volkes, die Erinnerung an die Vergangenheit, sey diese auch trüb und düster gewesen; hat doch die Phantasie volle Freiheit, ihre finstern Ueberreste mit klarem Lichte zu umgolden. Und wenn selbst die Gegenwart schön ist, so war die Vergangenheit doch schöner, und immer spricht das Alter mit Entzücken von „seiner Zeit". Es sind sonderbare Wesen diese Menschen, sie wollen nicht erwerben, sie möchten immer schon Vorrath besitzen. Die Gegenwart steht vor ihnen groß und mächtig, sie sollten sie sich erkämpfen zum Eigenthum; aber da drücken sie die Augen zu, flüchten in die Welt ihrer Phantasie — die Vergangenheit, und spinnen sich ein in Träume von Ehemals. Und das halten sie für ihr Eigenthum, wie der Adelige die Thaten seiner Ahnen; und so verscherzen sie die Gegenwart und verträumen die Zukunft. Und wenn der Donner des Gerichtes dröhnt und der Genius der Weltgeschichte sein Pannier entrollt, und der Ruf des Kampfes sie aus dem Traume schreckt, da stehen sie da, kraftlos, schlafbefangen alle Glieder. Der Sand ist verronnen, die Stunde ist vorbei. „Es ist zu spät!" rufen sie aus und hüllen sich wieder ein in ihre Träume und buhlen mit den Schatten der Vorwelt.

Einsam wanderte Alfred weiter auf der Landstraße, und wenn er mit scherzenden Worten den Wagen zurückgelassen hatte, so war es ihm in der Seele um so mehr Ernst, ohne Aufsehen, ohne Gepränge wiederzukehren in die Heimath. Drei Jahre waren verflossen, seit er Deutschland verlassen. Er war ein Anderer geworden in jeder Beziehung; wenn seine Gestalt höher und männlicher ward, sein Gesicht ernster, und braun von der südlichen Sonne versengt, so war auch sein Geist ein anderer geworden. Abgestreift hatte er die Fesseln, die man der jugendlichen Seele anlegt, daß sie ja nicht über die herkömmlichen Gränzen der Wissenschaft und des Denkens hinausstrebe, nicht verlange nach der verbotenen Frucht der Erkenntniß; daß sie fein hübsch wie der Körper gleich sich daran gewöhne, sich ferne zu halten von der Freiheit, die eine gefährliche Flamme, in der nur thöricht die Motte die Flügel sich verbrenne. Aber wie Wenigen gönnt das Schicksal, ihrer Ketten sich zu entledigen! Wie müssen die Meisten hinschleichen durchs Leben, geknickt die frische Blume des Geistes, verloschen die Flamme des Jugendmuthes!

So sind die Menschen! Dem jungen Adler, der aus ihrem Dunstkreise entfliehen will zur Sonnennähe, beschneiden sie die Flügel. Wehmüthig bleibt er am Boden. Seine Fittige wachsen allmählig wieder, erfreut will er sich emporschwingen: siehe da kommen sie von Neuem, ergreifen ihn, und noch einmal werden seine Fittige zerschnitten. Und so fahren sie fort, bis sein edler Muth gebrochen, bis er endlich freiwillig in ihrem elenden Banne bleibt und verkümmernd hinstirbt. O wären sie doch so barmherzig, ihn auch zu blenden, damit er nicht schaue, wie seine freien glücklichen Genossen dahinschiffen durch die Wogen des strahlenden Himmelsmeeres!

Alfred hatte England; Frankreich und Italien durchpilgert, nicht im Vertrauen auf seinen Rang und seinen Reichthum. Er wollte bloß als Mensch gelten und den Menschen als solchen kennen lernen. Ihm galt der Flitter eines erlauchten Namens, das morsche Wappen vermoderter Ahnen wenig; Werth hatte für ihn nur der Mensch, wie er im Leben durch die That sich bewährt. Hatte er die glänzenden Feste der Reichen nicht gemieden, und wo es seyn mußte, seinen Rang mit Würde vertreten, so war er doch auch nicht fern geblieben dem Leben, wie es das Volk lebt, hatte gern auch im niedrigsten Gewande den Menschen gesucht.

Jung, liebenswürdig, reich, ohne Führer war Alfred hinausgezogen in die weite Welt, hatte sie kennen gelernt die stolzen Weisen, die sich groß erscheinen im Hohlspiegel ihres Aberwitzes, hatte sie kennen gelernt diese Frommen, die sich brüsten mit ihrer Demuth. Dagegen hatte er schätzen lernen die verachteten Tugenden des Volkes, die nicht schimmern in Gold und Seide, sondern sich verhüllen hinter Lumpen.

In Gedanken an seine Ankunft im Vaterhause und an so Manches, das ihm dort nun gar anders vorkommen möchte wie früher, war er ohne aufzusehen bis in die Nähe des Muttergottesbildes gekommen. Da blickte er auf, hineinzuschauen in die liebliche Landschaft, der er, kaum den Knabenjahren entwachsen, Lebewohl gesagt hatte. Er dachte jener seligen Jugendzeit und mußte lächeln, da er fühlte, er könnte sich wieder zurücksehnen nach jenen harmlosen Tagen, könnte mit Freuden Alles, was er erlebt, hingeben für eine jener glücklichen Stunden der Kindheit. Dort erhoben sich ja noch die grauen Ruinen, der Schauplatz der Spiele des Knaben; wie oft saß er einsam träumend, im alten Rittersaal, und ließ mit geschäftiger Fantasie die buntgeschmückten Damen und kecken Ritter im schwindelnden Tanze an sich vorüberfliegen, oder außen im weiten Burghof die muthigen Kämpen turnirend mit gesenkten Lanzen gegen einander sprengen. Dort glänzte sie noch die Kuppel des Maurenthurmes, dessen morsche Treppe er so oft mit Lebensgefahr erklettert, wo er hinausgeblickt hatte in die Weite und zuerst das Knabenherz sehnsüchtig schwoll bei dem Gedanken an die Ferne, an die Wunder der Fremde; und dann wieder versank in Träume an vergangene Zeiten, und sie einziehen sah durch das gewaltige Burgthor die Ritter auf ihren muthigen Rossen, blinkend der Harnisch im Sonnenstrahl, wehend im Winde der flatternde Helmbusch. — Die Träume waren längst vorbei, sie hatten dem Leben den Platz räumen müssen.

Rings über die Gegend hin ließ er sein Auge schweifen, plötzlich blieb er überrascht stehen. War es ihm doch, als wäre es noch damals und er träume wieder von Gestalten der Vorzeit. — Wie eine Lichterscheinung, sanft vom Schimmer des Abendrothes umwoben, stand noch immer unbewegt „die Rose“ an dem Weidenstamm, ihre Blicke nach der Hügelkette gewendet. Alfred sah hin und immer wieder hin nach ihr, bis er sich überzeugte, es sey kein Traum, was er schaue. An den malerischen Trachten Südfrankreichs und Italiens gewöhnt, hatte er oft fast unwillig die vorübergehenden Landleute in ihrer plumpen, ungefälligen Kleidung angesehen; um so angenehmer überraschte ihn jetzt der Anblick dieser romantischen Gestalt.

(Fortsetzung folgt)

Sankt Heinrich.

(Fortsetzung.)

Da kam er dort und dahin, bald näher, bald ferner ab. Zuletzt kam er von weiter weg wieder herzu — bis an den Würmsee und zu dessen Haupten. Da sah er zur Linken Dieß und Jenes, was ihn ansprach, als mahne es ihn, nimmer weiter zu ziehen. Der wundersamen Mahnung gab er nach, hielt mit weiterem Pilgern ein, richtete sich ein Schilfdach an einer viel herrlichen, frischgrünen Buche auf, die stand auf einem sanften Hügel, und siedelte sich da an.

Dazumal war's um den ganzen Würmsee noch gar wild, öde und einsam. Nichts war rings, als Wald und wieder Wald, etliche Spiegelwiesen und grüne Hänge ausgenommen, die sich zu den Wassern niederzogen, und nur hier und dort standen ein paar Hütten, drin etliche Fischer lebten.

Die fuhren zu Zeiten aus. Dahinauf aber richtete Keiner sein Ziel, und hätte der Graf Heinrich leicht all sein Daseyn verbringen können, ohne daß ein sterblicher Mensch erfahren, es weile da Einer in der Wildniß.

Aber es war anders bestimmt.

Denn etwan kam doch solch ein Fischer, den Wind und Wetter verschlugen und da hinauftrieben, die Länge des Sees her oder schräg herüber — es fuhr etwan auch sonst Einer, ein Recke oder Reisiger, über's Wasser, drüben seinen Pfad fortzusetzen. Und wie da solch Einer dahinglitt und einherschwankte über die tiefe Gluth, durch säuselndes, röthlichtes Schilf und grünes Röhricht, drüber schon die Abendschatten gesunken waren, mittlerweil' in der Ferne noch die Stirnen der Berge glühten — sah er links einen grünen Hügel. Drauf stand dieselbige Buche; an der war ein rothes Kreuz; und vor dem Kreuz kniete Einer, rauh gewandet und in Gebet versunken.

Da hielt der Recke, Reisige oder Fischer etwan ein und sah in der Dämmerung hinüber.

Ob er dann auch fürder zog und schier in der Nacht dahin fuhr bis ans Ufer, da, wo die Buche auf dem Hügel stand, da wollt' es nicht dunkeln und nicht nachten. Vielmehr war's, als ob der Baum von einem himmlischen Lichte verklärt sey. Wenn dann Jener landete und näher kam, sah er, daß Dem so sey, wie er gemeint, und daß der Baum glimm' und leuchte.

Drüber ging die Kunde allgemach da und dorthin, und im Lauf der Zeiten weiterhin bis fernab vom See, und dann und wann gar in fremde Gaue.

Da kam dann Mancher, der Sorg' und Kümmerniß auf dem Herzen hatte, faßte Muth, sobald er den Baum glimmen sah — denn es war ihm ein gutes Zeichen und verkündete, daß ihm Erhörung werde — begab sich zum Einsiedler Heinrich und vertraute dem all seinen Kummer an. Der wußte und kannte aber sein Leid schon zumeist; denn er hatte eine wunderbare Kraft überkommen, zu erkennen, und gar oft betete er schon für Den, der ihm noch nichts mitgetheilt hatte.

Stets aber spendete er Rath und Trost.

Doch auch sonst ward des Heinrich's Daseyn zum Segen.

Denn so hie und da Einer jenseit des Wassers etwas Böses im Sinn führte, daß er etwa schon aus der Hütte trat, sich auf den Weg zu machen und es zu vollführen, schaute aber in der Nacht hinaus — und hinüber — und sah den wunderbaren Schein am anderen Ufer, wo der Heinrich weilte — da ergriff ihn heilige Scheue vor sich selbst. Nicht anders war's, als ob das geheimnißvolle Licht in seine Seel' zu tiefst hineinleuchte und ihm das Ungethüm seiner Verbrechenslust zeige.

Da hielt dann Derselbige ein, sah stets fester und fester hinüber, faßte allgemach einen anderen Entschluß, also ließ er von seinem bösen Vorhaben ab und kehrte gerettet in seine Hütte zurück.

So war's.

Und wie die Jahre verstrichen, kamen von näher und weiter her gar Manche und Mehr' und Mehre, denen der Heinrich mit Rath und Gebet half, oder die es zu ihm trieb, zu sagen, wie sie seinetwegen ein und das Andere nicht gethan, sondern unterlassen hätten.

Und die Zeit rückte fürder, und Jahre und Jahre zogen dahin — schier unbemerkt, wie Wolken der Nacht — gar viele, viele Jahre.

Die Irmentraud war längst nicht mehr. Der Kummer hatte ihr das Herz gebrochen.

Der Bruno von Steineck lebte noch immer.

Aber die Ruhe war dahin und stets ernst und tiefsinniger war er geworden. Denn was vorerst den Heinrich betroffen, daß alle die Seinen um ihn wegstarben, traf ihn deßgleichen — und was sonst das Geschick Herbes verhängen konnte, das ward über ihn verhängt. Also stand er schier allein, freud- und freundlos, zernagt im innersten Herzen von bittersten Vorwürfen, und was ihn da betroffen und weiters traf, das galt ihm als Strafe für Freundesverrath, und daß er einer edelreinen Jungfrau Liebesglück vernichtet!

Nun war er ein Greis, lebensmüd' und lebenssatt.

Nur ein Verlangen war noch in seiner Seele wach für hie auf Erden. Das war, den Heinrich aufzufinden, daß er ihm vergebe.

Aber Der war verkommen und verschwunden.

So lebte der Bruno dahin, gebeugt von der Last der Jahre — gebeugt von Kümmerniß und Reue.

Das ist das Loos des Bösen.

Denn in der Schuld ist kein dauerndes Glück, und die Tochter des jachen Frevels ist die stumme Verzweiflung.

Das Alles sah der Heinrich im Geiste gar wohl.

Oft betete er für den Bruno und bat um ein Zeichen, daß dem vergeben werde. Aber es kam nie eines. Und wenn der Baum noch so schön glomm und glänzte, für wen der Heinrich auch zum Himmel flehte; sobald es dem Bruno galt, ward des Baumes Licht bleich und blasser. — — —

Nun war wieder Jahr um Jahr verflossen.

Vom Heinrich ging die Sage, daß er nimmer lang leben werde, und begriff's Jeder, denn er war schon gar alt und seine Kraft gebrochen.

Eines Abends waren, auf eine Stunde hin, der Jahre ein halbes Hundert entschwunden, seitdem sich der Heinrich unter seinem Baum angesiedelt. Es war aber unweit demselben ein Kirchlein erbaut worden. Denn es hatten sich etliche Bauersleute und Fischer angeheimst, und Die hatten dem Heinrich versprochen, ihn Eingangs des Gotteshauses zu begraben, so er von hinnen scheide.

Letzt an dem Tag war's gar schwül gewesen.

Am Abend aber saß der Heinrich auf einem moosigen Felsenstein des Hügels, drauf die Buche emporragte mit dem Schilfdach und einem harten Pfühl darunter. Da saß er, auf seinen schlichten Waldstock gestützt — die Bauern, die Fischer, ihre Weiber und Kinder saßen und standen um ihn herum, und mittlerweil' die Sonne glühpurpurn darniedersank, hob er an und sagte: Mit dem heutigen Abend und dieser Stunde sey er achtzig Jahre alt geworden, und wie gern er Allen und ihnen, die da um ihn versammelt, christliches Wort und Rath gespendet habe! Nun sinke die Sonne. Und seines Daseyns Sonne deßgleichen. Sein Ende sey gekommen und er werde in kürzester Frist von Erden scheiden. Das wisse und empfinde er, und habe sich in christlicher Weise dazu gerüstet. Nun aber

sollten sie auch Kunde all seines früheren Lebens haben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

An eigenthümlichen Aberglauben sind die skandinavischen Länder, vor allen namentlich die Nordhälfte von Festlandsskandinavien (am meisten Finnmarken) und Jütland, ungefähr so reich als vor tausend Jahren. Daher gewinnt auch in jenen Ländern der Mormonismus und jeder andern Sekte neue Lehre willigen Eingang und einen fruchtbaren Boden. Der Mormonismus und Anabaptismus wetteifern seit längerer Zeit mit einander auf skandinavischer Erde in Eroberung neuen Terrains, und beide erfreuen sich eines bedeutenden Gelingens, jener besonders in Dänemark und Jütland, dieser vorzugsweise in Schweden. In der letzten Novemberwoche d. J. fand das Verhör des Baptistenpredigers Heidenberg wegen der von ihm gehaltenen, in Schweden gesetzlich nicht gestatteten Zusammenkünfte und begangenen Uebertretungen des Sakramentalgesetzes vor dem Rathhausgerichte statt. Heidenberg bekannte sich zu dem Vergehen, dessen er angeklagt worden. Im Verlauf der Untersuchung stellte es sich heraus, daß bereits gegen hundert Personen aus Sundvalls und den nächstliegenden Gemeinden von ihm umgetauft, und daß in der Stadt Sundsvall (am bottnischen Golf in Schweden) unter seiner und Brauer Engbergs Leitung eine ordentliche Baptistengemeinde gegründet worden. Auf die Frage des Richters an Heidenberg, welche Personen umgetauft worden, versetzte er: darauf wolle er keine Antwort geben, indem sie alsdann Geldbußen und Strafen ausgesetzt seyn würden, aber sie selbst, fügte er hinzu, würden sicherlich ihre Taufe und ihren Glauben nicht verläugnen.

Am 28. Nov. erstattete in der königlichen Gesellschaft für Literatur in London, Herr Loftus, Bericht über seine Ausgrabungen in Susa. Derselbe war der unter dem damaligen Obersten und jetzigen General Williams zur Gränzregulirung zwischen Persien und der Türkei ausgesandten Kommission als Geolog beigegeben und erhielt von seinem Chef die Erlaubniß, die von Oberst Rawlinson auf Kosten der englischen Regierung unternommenen Ausgrabungen fortzusetzen. Loftus entdeckte ein 345 Fuß langes Gebäude, das 212 Fuß hoch war und von 36 Säulen mit viereckigem Fuße getragen wurde. Die Verhältnisse dieses Säulenganges sind genau dieselben, wie die des großen Xerxes-Palastes in Persepolis, so daß man annehmen darf, beide Gebäude seyen von demselben Architekten gebaut. An mehreren Säulenfüßen fand man Keil-Inschriften in drei Sprachen mit den Namen Darius, Artaxerxes und Xerxes; auch fand man eine Anzahl kufischer Münzen, welche ausgezeichnet gut erhalten sind. Auch an dem Platze, wo die Burg von Susa gestanden haben soll, grub Loftus nach und entdeckte unter Anderem eine griechische Säulen-Inschrift, worin gemeldet wird, daß Arneides Statthalter von Susiana geworden. Loftus betrachtet diese Entdeckungen nur erst als Anfänge großer Enthüllungen über die persische Geschichte.

Die nach Ava geschickte englische Gesandtschaft, welche zum 25. Okt. in Rangun zurückerwartet wurde, hatte unter anderen auch die Ehre, den berühmten weißen Elephanten sehen zu dürfen. Sie fand das heilige Thier in einem schönen Gebäude an Stricken befestigt, die mit rothem Sammt überzogen waren, unter einem weißen Schirmdache. Es gehört jedenfalls der Beschreibung nach zu den schönsten seiner Race und ist, wenn auch nicht ganz weiß, doch von einer der Milch sehr nahe stehenden Farbe. Als eine besondere Merkwürdigkeit wurde der Gesandtschaft auch ein ganz mit Haaren bedecktes Weib gezeigt. Auf dem Gesichte erreicht das Haar eine Länge von 4 bis 8 Zoll und hat ein seidenartiges Ansehen. Innerhalb der Ohren erreicht es eine Länge von 8 Zoll und hat eine bräunliche Farbe. Sonst sollen die Züge keineswegs unangenehm seyn. Das Weib trug ein Kind von 14 Monaten auf dem Arme, das ebenfalls mit flachsartigem Flaum bedeckt war, und überhaupt sollen derlei Naturspiele in Birma nicht selten vorkommen.

In der Gegend von Indramai zu (zwischen Batavia und Scheribon, an der Nordküste von Java) wurden laut einer Mittheilung des Standard in den ersten acht Monaten dieses Jahres 83,573 schädliche Thiere getödtet, darunter 60 Tiger, 9000 wilde Schweine, 13 Alligatoren, 2000 Eichhörnchen, 100 Fledermäuse der größten Art, 67,000 Ratten und 5400 Moschusratten.

* * *

Redakteur: Gustav Meßler.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 304 Freitag, 21. Dezember 1855.

Die Rose von Saron.

(Fortsetzung.)

Obwohl noch etwas entfernt, konnte er in der klaren Beleuchtung ihre lieblichen Züge wohl unterscheiden und er mußte sich gestehen, ein reineres, vollendet schöneres Gesicht hatte er noch nie gesehen. Er hatte in den Hauptstädten Europa's in jugendlicher Gluth der Schönheit gehuldigt, er hatte geliebt und ward wieder geliebt, und hatte oft den Sieg errungen, wo Andere beschämt weichen mußten. Aber das Gefühl, das in diesem Augenblick sein ganzes Wesen durchdrang, war ein weit anderes als damals, es war ihm ganz neu, er kam sich plötzlich selbst fremd vor. Konnten wenige Minuten ihn so völlig umwandeln, oder hatte der Anblick der Heimath, die Erinnerungen an die Kindheit ihn so empfänglich gemacht für solche Empfindungen? Er war wieder so rein, so kindlich gesinnt wie einst, wenn er träumend dort auf jenem Hügel in den dämmernden Abend hineinsah; all die stolzen Pläne für die Zukunft, all jener Muth, mit dem er noch vor wenigen Minuten einer Welt entgegentreten zu können glaubte, war dahingeschmolzen in ein weiches, unerklärliches Gefühl der Sehnsucht. Der Ruhm, ein Beglücker seines Volkes, ein Reformator seiner Zeit zu werden — bisher die gewaltigsten Regungen seiner Seele — dünkte ihm klein gegen das Anschauen dieser lieblichen Gestalt. Das ist eben der hohe Zauber der wahren Liebe, daß sie plötzlich uns erfaßt, wie ein mächtiger Geist Wohnung in uns macht und alle unsere Gedanken konzentrirt in diesem einen Gefühl.

Indeß war die Sonne hinabgesunken hinter der Hügelkette, da erhob sich die Jungfrau, ohne Alfred zu bemerken, und ging nach der Straße dem Orte zu. Alfred folgte ihr und hatte sie bald erreicht. Kaum hörbar sagte er ihr einen guten Abend, sie blickte freundlich auf und erwiderte seinen Gruß. Der Mann, der in der großen Welt so leicht sich bewegt hatte, war in Verlegenheit, wie er mit diesem Mädchen, mehr noch Kind, ein Gespräch anknüpfen solle.

Ihr seyd wohl aus dem Orte? fragte er endlich, mehr befangen als selbst das Mädchen. Schüchtern bejahte sie seine Frage. — Wie heißt Ihr? fragte er weiter. — Miriam, entgegnete sie mit wunderbar weichem Accent.

Das Gespräch entwickelte sich weiter und Alfred erfuhr bald die äußeren Lebensverhältnisse der Jungfrau, und erinnerte sich ihrer als eines Kindes, da er das Vaterhaus verließ. Denn einer eigenthümlichen Maxime seines Vaters zufolge war er seitdem nie in den Ort zurückgekehrt und hatte selbst diesen nur einigemal in der benachbarten Stadt gesehen. Bis an das Dorf hin plauderten die Beiden, und dabei war „die Rose" so kindlich zutraulich, es kam ihr selbst vor, als wäre dieser Mann ihr nicht fremd, als wäre sie immer in seiner Nähe gewesen. Es waren vielleicht unbedeutende Worte, die sie im Gehen wechselten, aber Beiden schien es, als hätten sie nie über so Bedeutungsvolles gesprochen, nie so sehr ihre innersten Gedanken und Gefühle geäußert, und sie überließen sich willig diesem wohlthuenden Eindruck.

Alfred, der über jedes Vorurtheil erhaben war, fand es natürlich, mit Miriam durch den Ort zu gehen, aber fein ausweichend schied sie am Anfange desselben von ihm unter dem Vorwand, im Garten vor der Mauer noch nach einigen Lieblingsblumen sehn zu wollen.

Schon in der Mitte des Ortes angelangt, dachte Alfred erst wieder an seine Ankunft, an seinen Vater, an sich selbst. Es that ihm weh, wenn er sich gestehen mußte, daß er gegenwärtig nicht in der Stimmung zur Frier eines Empfangs sey, denn er wußte wohl, daß sein Vater, der seinen einzigen Sohn wahrhaft zärtlich liebte, doch zu sehr die Ehre seines Hauses wie er glaubte, aufrecht zu erhalten suchte, um nicht die Ankunft des gräflichen Stammhalters und zukünftigen „Herrn" durch ein glänzendes Fest zu feiern. Und so war es auch; schon von fern sah er alle Fenster des Hauses erleuchtet, die Thore mit Triumphbogen geschmückt. O wie sehnte er sich fort aus diesem lauten Gepränge! Am liebsten wäre er wieder zurückgekehrt in die stille Landschaft, in die dämmernde Nacht hinaus nach dem

Strome zu, wo das Muttergottesbild stand. Allein, im traulichen Zimmer, mit welcher Liebe hätte er den Vater umarmen können! Aber seine Empfindungen preisgeben der Schaar geputzter Gäste, dieser Gedanke zog ihm die Brust zusammen. Doch schon stand er vor dem Gebäude, er war bemerkt worden, und unter dem Jubel der Gäste ward er hinaufgeführt in den Saal, wo rings die Kerzen flackerten in blendendem Lichte.

3.

„Die Rose“ war heimgekehrt in die stille Wohnung ihres Vaters, und es schien ihr heute in den trauten Räumen doppelt heimlich. War es ihr doch, erst jetzt sey dieser Ort wirklich ihre Heimath, erst seit heute sey er ihr recht theuer. Und wie lauschte sie heute doppelt selig den Erzählungen ihres Vaters, der ehrwürdig nach Art der Patriarchen im Kreise seiner Hausgenossen lebte. Fremd aller Eitelkeit, war ihm das Höchste, seine Umgebung möglichst glücklich zu machen und Wohlthaten zu verbreiten unter Leidenden. Einfach war sein Haus, einfach sein Benehmen, mild und versöhnlich gegen Jeden, nur nicht, wenn er sah, daß man ihn seines Glaubens wegen verachte. Die Güter der Erde schätzte er gering, außer daß er Dürftigen damit helfen konnte, aber sein Glaube galt ihm als Adel und das ganze israelitische Volk waren seine Ahnen.

So glich er, nur in entgegengesetzter Weise, ganz Alfreds Vater, dessen höchster Ehrgeiz war, daß seine Ahnen für den Glauben gekämpft hatten in den Kreuzzügen; und ihm däuchte sein gräfliches Geschlecht noch heute überstrahlt von dem Glorienscheine jener heiligen Kämpfer. Er war stolz, aber noch weit mehr glaubens- als adelsstolz.

Als Miriam spät Abends in ihr einsames Zimmer kam, da ward ihr so wunderbar zu Muthe. Bisher ungekannte Gefühle wogten in ihrem Busen, sie fühlte ein neues herrliches Leben in sich aufgehen; und wenn sie über diese seltsame Veränderung ihres ganzen Wesens nachdenken wollte, so stand immer wieder das Bild des jungen Mannes von heute Abend vor ihren Blicken. Es war ihr so wohl bei der Erinnerung an ihn, ihr Sinn, sonst still und ruhig, wurde jetzt auf einmal lebhaft und erregt. Es durchschauerte sie eine süße, unnennbare Freude, ein reines noch nie gefühltes Entzücken. Ohne Rückhalt gab sie sich völlig diesen Gefühlen hin, gab sich hin dem seligen Gedanken an ihn. War sie ja so glücklich in dieser Erinnerung, warum sollte sie dieses Glück nicht voll und rein genießen! Ihr kindliches Herz ahnte nicht, daß diese Empfindung etwas anderes seyn könne, als eben Freundschaft für ihn, Wohlgefallen an seiner Unterhaltung.

Mit männlicher Fassung hatte Alfred seine Stimmung überwunden. Sein Vater wie alle Gäste waren entzückt von seinem sprudelnden Witz, von seiner glänzenden Unterhaltungsgabe, wenn er mit feinem Humor Scenen aus den Ländern, die er durchreist, Züge von ausgezeichneten Männern, deren Bekanntschaft er gemacht, erzählte. Er schien der heiterste, glücklichste aller Anwesenden. — Als aber die Gäste verrauscht, sein Vater zur Ruhe gegangen war, da war ihm all der sprudelnde Witz, all diese erheuchelte Heiterkeit verflogen. Wehmüthig sah er hinaus in die helle Mondnacht. — Gespensterhaft in fahlem Schimmer schaute vom Hügel die Ruine fast drohend auf ihn herab; die verwitterten Mauern schienen ihm belebt von ihren alten Bewohnern, deren grinzende Todtenschädel ihn verhöhnten, während mächtige alte Fahnen mit großen Kreuzen in der Mitte schauerlich flatterten über den spuckhaften Gestalten. Wie gebannt mußte sein Blick immer wieder hinschauen, und immer höhnischer grinzten dann die Schädel und immer schauerlicher flatterte die Fahne des Kreuzes. — Heftig rieb sich Alfred die Stirne, diese düstere Träume zu verscheuchen. Er suchte sich durch die starken Weine, die er während des Abends getrunken, diese seltsame Aufregung zu erklären. Er ahnte wohl, daß Schweres ihm bevorstehen würde, aber ebenso fest war seine Ueberzeugung, daß er nie dem Willen Anderer nachgeben, dieser seiner Empfindung bis zum letzten Lebenshauche treu bleiben werde. Und um seine Weichheit, die Gefühle, die ihn ganz bewältigten, sich selbst zu verheimlichen, hüllte er sich in Trotz und spiegelte sich vor, sein Muth, sein jugendlich wagender Sinn triebe ihn an, gerade nach dem zu streben, was so schwer erreichbar für ihn seyn werde. Er kannte ja die Ansichten seines Vaters nur zu gut. — Aber warum jetzt schon sich darüber quälen? Und bald versank er wieder in seine sehnsüchtigen Träume.

(Fortsetzung folgt.)

Sankt Heinrich.

(Fortsetzung.)

Darauf eröffnete er, was bis zur Zeit Niemand wußte. Erzählte demnach, was ihn betroffen, bekannte manche Thorheit und manch gehabten, irdischen Hochmuth, auch gab er kund, was er gestritten und gekämpft, wie er durch Gottes Rathschluß alle seine Liebsten verloren, alles Irdischen überdrüssig geworden sey, wie er dann noch Eines zu finden geglaubt, was ihn irdisch beglücken könne — damit meinte er die Irmentraud — und wie ihm dieß sein gehofftes Glück Einer zerstört habe, den er noch

allein für ganz ergeben und für einen treuen Freund gehalten.

Also ward da Alles kund von ihm, der Irmentraud und dem Bruno, der an ihm zum Verräther geworden und der Irmentraud ihr Herz gebrochen.

Als er das Alles gesagt und offenbart hatte, setzte er bei: Nun liege ihm Eines an. Er habe auf Gottes Fügung einen Traum gehabt. Der treffe auf die Stunde seines Todes und in dem Traum sey ihm Etwas angezeigt worden. Es sey aber dieß. Der Bruno hab' sich in seiner Unruh' dort und dahin gewendet und nirgends den rechten Trost gefunden. Nun aber sey ihm Kunde geworden, daß weit, weitab, von wo er zuletzt war, und in Land Bayern Einer des Namens Heinrich sey, der schon Vielen Versöhnung und Herzensruhe gespendet.

Da hab' der Bruno wieder zum Wanderstab gegriffen, da her in die Waldeseinsamkeit am See, schon lange sey er auf dem Weg und in Kürzestem werde er eintreffen, ihm all seine Vergangenheit offen und treu zu bekennen — so wie er selbst All' und Jedes ihnen eröffnet, die rings um ihn. Wenn aber nun der Bruno komme, so werde er, der Heinreich, nicht mehr am Leben, sondern todt seyn. Also wolle er nun für seinen reuegequälten Freund beten wie schon oft. Und sämmtlich, wie sie da seyen, die Bauern, die Fischer, ihre Weiber und ihre Kinder, die möchten mit ihm zugleich beten!

Drauf erhob er sich schier mühselig an seinem Waldstock, wandte sich gegen die Buche und kniete vor dem rothen Kreuz nieder. Die Bauern, die Fischer und ihre Weiber und Kinder, die Alle gar traurig geworden, weil sie ihren lieben, gewohnten Vater und Freund verlieren sollten, die Alle knieten auch nieder ins Gras und beteten mit dem Einsiedler Heinrich.

Das war eine gar heilige Abendstille.

In der zog, erst schier unmerklich, ein Wölklein drüben um das andere herauf und blieb stehen, daß sich eins zum anderen sammelte, bis allgemach ein verhängnißvolles Gewölk da stand.

Auch erhob sich ein sonderlich geheimnißvoller Luftzug.

Der spielt' und neckte rings und flickerte durchs Laub der Bäume, daß es dort und da blinkt' und winkte im Wenden der Blätter und glitzerte, wie flüssiges Silber — und über's Gras haucht' es hin, daß es sich zeitweis leis rührt' und regte; und die rothen Blumen drin und die weißen neigten das Haupt träumerisch hin und wieder. Draußen aber im See kräuselte es sich im Anhauch des Windes, der dahin strich über die verdüsternden Wasser — und über des Röhrichts und Schilfs weite Flächen, daß es sich beugte zur dunkelnden Fluth — und immer dunkler ward sie und immer düsterer —

Also zog das Gewitter langsam und langsam herauf in einsinkender Dämmerung.

Zuletzt ward's nächtig weitaus — und nah.

Denn des Heinrich Buche, die da sonst glomm und glänzte, wenn er betete und Erhörung fand — sie glomm und glänzte nicht.

Drob waren Alle still betroffen und flehten in größter Inbrunst.

Der Heinrich aber lag mählig auf dem Angesicht, und glaubte Jeder, er sey im Herzen beschämt und wolle Gott Erhörung abringen.

Dem war nicht so.

Vielmehr erhob er sich langsam ein Weniges und sagte laut, daß es Jeder vernehmen konnte:

„Ich habe dem Bruno verziehen. Der Himmel aber will ihm nicht verzeihen. So bedünkt mich. Es kann aber auch anders seyn. Das ist, Gott will nicht, daß ich im Schein eines Wunders dahinscheide — sondern in tiefster Demuth. Sein Wille geschehe. Aber mein Gebet wird nicht enden. Alsobald ich von hinnen geschieden bin, will meine und der Irmentraud Seele vereint flehen, daß Gott dem Bruno doch verzeihe!“

Drauf richtete er sich schwankfrei ganz empor, wandte sich zu Denen ringsumher und setzte bei:

„Das sagt ihm, wenn er kommt!“ Er breitete dann seine Arme, sah Ein um den Anderen noch einmal liebevoll und lange an und sprach feierlich, doch aus tiefsten Herzen:

„Gott sey mit Euch. Ich segne Euch und Euere Kinder. Ich segne Euch für Eueren Glauben bis in die fernsten Geschlechter! Bleibt im Guten, auf daß Ihr keine Schuld in Euch traget und im Hoffen auf den Frieden scheiden könnt — weil Ihr ihn Keinem hienieden geraubt! Vergeßt das nie! Seyd gesegnet, o Ihr Lieben! Lebt wohl!“

Als er Das gesprochen, wandte er sich langsam ab, faltete seine Hände, neigte sein ehrwürdig Haupt zum letzten Gebet, schritt gar schwank und mühselig dem Baume zu und unter das Schilfdach.

Da ließ er sich auf seinen harten Pfühl nieder.

Als er Das that, waltete rings tiefes Dunkel. Drin grollte hier und da leiser Donner. Und in der Dunkelheit knieten die Bauern, die Fischer und ihre Weiber und Kinder in tiefster Betrübniß und schluchzten in schmerzlichster Wehmuth, daß nun die Zeit wirklich da seyn sollte. Denn sie liebten den Heinrich treu und wahr.

Und Verlieren und Scheiden thut so weh.

Also knieten sie sämmtlich da und schauten etwan in heiliger Scheue empor und zum Baum hin in der Nacht — und sahen lange nichts.

Uebereins zuckte es feurig — und ein mächtiger Donner rollte darauf — über den Himmel. Das erhellte den Ort. Da erkannten Die rings, daß des Heinrich Wort schon erfüllt sey.

Denn er lag entseelt und verklärten Antlitzes auf seinem Pfühl — die Hände auf rauhem Gewand über die Brust gekreuzt.

Drauf sank die Dunkle wieder ein.

Aber Der da entseelt ruhte, ward dem Blick nicht ganz entzogen. Denn es war, als woll' ihm ein unsäglich feines Licht entkeimen, das ganz mählig heller würde und nicht abblasse.

Nah' um aber und überm See waltete Finsterniß — und wild wiegt' und wogt' und dröhnt' es da urplötzlich auf. Denn die Donner rollten gewaltig, die Windsbraut fuhr schnaubend einher in tobendem Grimm, daß die Wasser sich bäumten mit Tosen und Gebraus — das ward zum grauengebärenden Sturm, wie unfürdenklich keiner gehaust — all in Wogengetümmel und unbändigem Windstoß auf die sausenden Wasser und weitaus am Gestade in die Wälder hinein — daß es drin rauscht' und kracht' und heult' und aufhallte wie aus schaurigem Völkerkampf. Das rang, tobt' und toste ineinander in schwärzester Nacht — hinwieder in blendendem Blitzstrahl, auf und ab und in die Länge der heulenden Fluthen entlang, daß es war, als schlag' Wasser, Erd' und Himmel in blutiger Loh empor, drein's polter' und hall' wie Zerkrachen der Berge und abertausend entstürzender Felsen Getümmel.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Nach einer Abwesenheit von fünf Jahren hat Jenny Lind am 10. Dez. zum ersten Male wieder in London gesungen, und zwar in Haydn's Schöpfung. Das Konzert, das erste in einer Reihe von Konzerten, welche Hr. Mitchell veranstaltet, fand in Exeter Hall unter Leitung Benedikt's statt. Die schwedische Nachtigall entzückte die musikliebenden Söhne und Töchter Albions ganz in demselben Grade, wie zur Zeit ihres ersten Auftretens, und trotz der hohen Eintrittspreise, die noch durch massenhafte spekulative Billet-Aufkäufe bedeutend in die Höhe getrieben waren, war der riesenmäßige Saal gedrängt voll. Ueber die Stimme der Sängerin schreibt der Times-Korrespondent: „Sie klingt ganz so, wie wir uns ihrer von früherher erinnern. Die höheren Töne sind hell, schmelzend und stark; die Mitteltöne müssen sich (wie die Mario's) ihren Weg brechen durch das, was die Musiker bildlich einen Schleier nennen, und die tiefen sind einiger Maßen schwach und klanglos.“ Was den Vortrag angeht, so weiß ihn der Rezensent im Allgemeinen nicht genug zu rühmen. Doch findet er in der Ausführung der Koloraturen „eine gewisse Schwerfälligkeit, wie sie den deutschen Sängerinnen eigen ist,“ zu tadeln. Nächster Tage wird Jenny Lind in Mendelssohn's Elias singen.

Vom 23. Okt. 1853 bis 8. Juni 1855 wanderten aus den chinesischen Häfen 36,692 Chinesen auf ausländischen Schiffen aus. Von den 133 Schiffen, welche sich bei diesem Geschäfte betheiligten, nahmen englische Schiffe 16,581, amerikanische 7526 an Bord. Frankreich war nur mit Einem Schiffe betheiligt, welches 259 Arbeiter von Hongkong nach San Franzisko brachte. Von diesen 133 Schiffen gingen 65 nach Kalifornien, 61 nach Australien. Auch holländische Schiffe nahmen am Auswanderer-Transporte Theil. Die chinesische Auswanderung nach Kalifornien ist erst vier Jahre alt; seit dieser Zeit gingen 7000 Chinesen direkt aus chinesischen Häfen nach Kalifornien. Die Auswanderung nach Australien, wohin erst seit anderthalb Jahr Massen gehen, ist mindestens schon 20,000 Köpfe stark. Die Chinesen zahlen 45 bis 75 Piaster für Ueberfahrt, Wasser und Lebensmittel (225 bis 375 Franken.)

Der „Ausschuß für Verkehrsmittel in der Hauptstadt Englands“ hat jetzt seinen Bericht veröffentlicht, woraus sich ergibt, daß täglich London 200,000 Personen zu Fuß betreten und 15,000 von den Themsebooten ausgeschifft werden. Im Jahre 1850 stiegen auf den Bahnhöfen an der Londonbrücke 548,000 Personen aus, im Jahre 1854 bereits 11 Mill. Um diese Ziffer nicht übertrieben zu finden, muß man wissen, daß jetzt viel Londoner in London gar nicht mehr, sondern an nahen oder fernen Eisenbahn-Stationen, ja, selbst in Brighton am Kanal wohnen, Morgens in die Stadt und Abends wieder nach Hause fahren. Solche Personen besitzen Billets, die auf ein ganzes Jahr lauten und natürlich viel billiger abgegeben werden. In diesem Sinne wirken die Eisenbahnen wieder ein wenig der Korpulenz großer Städte entgegen.

Man schreibt aus Paris: Die Wiege des zu erwartenden kaiserlichen Kindes ist schon fertig, wenigstens in der Zeichnung, welche der Architekt der Stadt Paris, Baltard, angefertigt hat, nach dem Muster der Wiege, welche die Stadt Paris dem Könige von Rom verehrte.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 305 Samstag, 22. Dezember 1855.

Die Rose von Saron.

(Fortsetzung.)

Der folgende Tag verfloß rasch, indem der alte Graf seinem Sohne alle neuen Einrichtungen im „Schlosse", wie er das Wohngebäude so gerne nannte, zeigte, und dann einen Ritt mit ihm machte durch die weiten Felder und Gründe seines Eigenthums und mit selbstzufriedenem Lächeln von den herrlichen Verbesserungen, die er getroffen, sprach. — Manches wohl, besonders die Art, wie er sich gegen die Bewohner der Gegend benahm, berührte Alfred unangenehm, doch er überwand sich und schien es nicht zu bemerken. — Der Graf, den man in der Gegend einen edlen, menschenfreundlichen Mann nannte, war nie hart gegen seine Untergebenen, er war ein Feind jeder Bedrückung und freute sich über den Wohlstand der Wenigen, die von ihm abhängig waren. Aber dabei ließ er nur zu sehr bei jedem Anlaß merken, daß er der Graf sey, der Abkömmling von Kämpfern für das heilige Grab, und wie tief diese namen- und ahnenlosen Landleute unter ihm stünden. Wäre es nicht sein Vater gewesen, Alfred hätte über einen so eitlen Wahn gelacht: aber er selbst mußte Vorwürfe hören, wenn er Allen in gleicher Weise freundlich und zutraulich begegnete, und hatte schon heute manche Lektion über das Benehmen eines Abkömmlings so gefeierter Ahnen hinzunehmen.

Auch ein großer Theil des zweiten Tages ging hin mit Besichtigung der gräflichen Güter; und erst Abends, als sein Vater einen Bekannten in der Nachbarschaft besuchte, war Alfred sich selbst überlassen. Er hatte des Abends seiner Ankunft nicht vergessen und unwillkürlich wandten sich seine Schritte der Landstraße zu nach dem Heiligenbilde. Schon von ferne erkannte er die liebliche Gestalt Miriams. Wie beseligte ihn der Gedanke, sie sey ebenfalls der Erinnerung jenes Abends zu Liebe hierhergekommen. Er wußte nicht, daß sie fast jeden Abend diesen Platz besuchte. Und doch that es ihr zum Erstenmal wehe, als sie gestern allein den Abend hier zubrachte; sie hatte im Stillen gehofft, ihn hier zu treffen, sie gab sich nicht Rechenschaft darüber, warum sie dieses erwartete, aber sie war betrübt, als sie ihn nicht traf. Um so freudiger überraschte sie jetzt seine Ankunft, sie wagte sich zu sagen, er komme um ihretwillen.

In süßem Geplauder verstrich der Abend und Alfred sah mit Entzücken, welch' herrlicher Geist in dieser lieblichen Gestalt wohne, und noch inniger durchdrang die Neigung zu ihr sein ganzes Wesen.

Ohne Abrede, nur durch ihr Herz dahin gezogen, trafen sich die Liebenden jeden Abend an dieser Stelle. Und wie erquickend war für Alfreds Gemüth der Umgang mit diesem reinen, unschuldigen Wesen, wie sänftigend auf so manche peinliche Scene des Tages. — Es war nicht zu vermeiden; nur zu bald zeigte sich, wie verschieden in ihren Ansichten Vater und Sohn waren. Wenn der Sohn mit Begeisterung von der Gleichberechtigung Aller, von der Würde des Volkes sprach, so lächelte Anfangs der alte Graf, dann aber spottete er über thörichte Ansichten junger Schwindelköpfe, die vom Leben noch nichts erfahren und die man bei Zeiten gehörig zurechtweisen müsse. Und wenn es sich traf, daß man von Religion sprach, und Alfred mit Ernst die verschiedenen Glaubensmeinungen in Schutz nahm und Gewissensfreiheit als das höchste unentreißbare Gut des Menschen pries, so drohte Anfangs der Vater mit dem Finger und sagte scherzend, er müsse seinen Burgkaplan — so pflegte er den Geistlichen des Orts zu nennen — kommen lassen, daß er dem jungen Ketzer den Text lese. Aber bald wurden solche Andeutungen ernstlicher und der Graf glaubte hier mit väterlicher Autorität einschreiten zu müssen. So wurde die Spannung zwischen Vater und Sohn immer bemerkbarer, die Kluft zwischen beiden immer weiter.

Vielleicht hätte Alfred Gelegenheit gesucht, sich zu entfernen, wieder hinauszuziehen in die Welt, aber eine süße Hoffnung, ein mächtiges Gefühl hielt ihn fest in dieser Gegend mit unzertrennlichen Banden. Und „die Rose" war es auch, deren liebliches Lesen die düsteren Falten des Unmuths immer wieder von seiner Stirne verscheuchte. Sollte er die Glückseligkeit des holden sorglosen Kindes mit seinen

trüben Ahnungen stören; ihr das drohende Gewitter, das am Horizont sich zusammenzog, zeigen, da noch freundlich die Sonne ihren Pfad beschien? Und dann hoffte er ja immer noch; er schmeichelte sich, wenn Miriam Christin würde, seinen Vater durch festen Willen zur Einwilligung zu vermögen, oder im äußersten Falle mit der Geliebten in ein fernes glücklicheres Land zu flüchten, wo kein Glaubenszwang die Herzen mehr schied.

Wo wäre die Liebe, die nicht hoffte und sich freiwillig mit Hoffnung betrügt? —

Der Herbst schwand, die Abende wurden rauher, kürzer und der Winter beschränkte bald die Zusammenkünfte der Liebenden auf wenige Minuten. Miriam war glücklich, wenn sie nur den Geliebten sah, ihr Herz stets freudig und selig erregt, und sie hatte bis jetzt noch nicht empfunden, daß die Liebe Schmerz sey, und, wer liebt, unglücklich. Das Einzige, was zuweilen sie wehmüthig stimmte, war, daß sie noch nie zu ihrem Vater von Alfred gesprochen, daß sie vor ihm, dem sonst alle ihre Gedanken und Gefühle offenbar waren, ein Geheimniß habe. Schon oft hatte sie den Versuch gemacht, ihren Vater darauf hinzuleiten, daß er über den jungen Grafen sich ausspräche; es war jedoch immer nur bei kurzen Bemerkungen geblieben, an die das schüchterne Kind die Erklärung ihres Verhältnisses zu ihm nicht anzuknüpfen wagte, und sie suchte und fand Trost in dem Bewußtseyn, daß nur weibliche Schüchternheit, nicht Gefühl eines Unrechts sie hier so zurückhaltend mache.

Alfred wurde von Tag zu Tag ernster, und trüber sein Blick, nur der Geliebten gegenüber schien er heiter und ruhig.

Es war ein trüber Wintertag. Die Liebenden hatten sich eben an der ihnen so theuer gewordenen Stelle getroffen. Wunderbarerweise waren bis jetzt ihre Zusammenkünfte immer unbemerkt geblieben. Miriam lebte nur für den Geliebten, ohne an Anderes zu denken; Alfred war allmählich sorgloser geworden, vielleicht sehnte er sich sogar nach einer Entscheidung, die er selbst herbeizuführen sich scheute.

So hatte den Beiden, von ihnen unbemerkt, vom Orte her langsam ein Mann sich genähert. Die Sonne war eben aus den verhüllenden Wolken hervorgedrungen und der Schnee erglänzte im glitzerndem Schimmer. Der Mann hielt plötzlich die Hand über die Augen. Blendete ihn der Glanz des Schnees, oder wollte er die beiden Personen vor ihm genauer betrachten? Er war einfach bürgerlich gekleidet, und obwohl seine schwarze Haare schon stark mit Grau vermischt waren, zeigte doch seine hohe schlanke Figur noch jugendliche Kraft, und über der kühn gebogenen Nase erglänzte ein Augenpaar, dessen durchdringendes Feuer einen unbeugsamen Geist und ernste Entschlossenheit beurkundete. Er sah noch einmal nach den beiden Gestalten, dann blieb er stehen und ein leises Zittern schien die kräftige Gestalt zu durchbeben.

Miriam! rief er mit unsicherer Stimme.

Die Liebenden kehrten sich rasch um.

Mein Vater, rief das Mädchen erschreckt und in ihre Augen traten Thränen.

Dein Erröthen, meine Tochter, sagt mir, daß dieß kein zufälliges Begegniß, ich ahne, daß es nicht das erste ist. Habe ich verdient, Kind meiner Liebe, daß du mich hintergingst, daß du einem fremden Manne mehr Vertrauen schenktest als deinem Vater? Doch sey ruhig, ich zürne dir nicht.

Sich zu hierauf zu Alfred wendend, sagte er. Hier ist nicht der Ort zu gegenseitiger Erklärung, Herr Graf; morgen erwarte ich Sie in meiner Wohnung.

Dann nahm er seine Tochter bei der Hand und kehrte nach dem Orte zurück.

Nur zu bald erkannte er, wie tief die Neigung zu Alfred bereits in dem lieblichen Kinde wurzle, und mit wehmüthigem Schmerze sah er, daß ein hartes rasches Verfahren ihr den Tod bringen würde. Mit zärtlicher, muttergleicher Liebe hing er an seiner Tochter, und ihr Glück war ihm das Höchste, Wichtigste auf der Welt. Wie gerne hätte er sie mit Alfred vereinigt gesehen, den er nach dem Urtheile Aller für einen edlen, liebenswürdigen Charakter halten mußte; aber er kannte ja das Gesetz, die Unmöglichkeit einer solchen Verbindung.

(Fortsetzung folgt)

Sankt Heinrich.

(Fortsetzung.)

Da lagen die Bauern, die Fischer und die Weiber und die Kinder voll Schrecken auf dem Antlitz und gedachten des Bruno's sicheren Untergangs, so er auf dem Weg sey.

Dem war er auch nahe.

Denn er war drüben eingetroffen, mit einem Fährmann bis zur Hälfte des See's gekommen, hatte dessen Worten entnommen, es sey selbiger Heinrich etwan sein alter Freund, trug bangste Sorge und hoffte auf ein Zeichen, daß er ihn am Leben fände — deß sollt' ihn das Licht aus der Ferne versichern.

Aber er sah keines.

Denn der Baum leuchtete nicht.

Drüber toste der Sturm urplötzlich herein, der schleuderte den Kahn her und hin auf den schäumenden Wellen, daß der Bruno wähnte, seines Lebens Ende s.y da und ihm bestimmt, sonder Vergebung zu sterben. Ueber Dieß riß er sein innerstes Herz auf und bekannte laut vor Gott all die Schuld seines Lebens, was er am Heinrich verübt und wie er der Irmentraud Glück zerstört — das bekannt' er, flehte um des Himmels Vergebung und ergab sich in's Geschick, in dem Abgrund der tobenden Wasser seinen Tod zu finden und der Fährmann mit ihm.

Der rang in schier wunderbarer Gewalt mit den Wellen. Aber sie hätt' ihn nichts gefrommt, wär's Gottes Will' und Schickung nicht gewesen. Die waren für ihn und den Bruno, daß der Sturm sich wandte und den Kahn fort trieb und fort und bis an's Ufer drüben — da schleuderte er ihn an's Gestad'. Da lagen der Bruno und der Fährmann alles Schreckens und Staunens voll auf den Knie'n und auf dem Angesicht.

Drauf erhob der Fährmann den Bruno, und da sie hinsahen, wo des Heinrich's Buche stand, erkannten sie jene feine Helle.

Das bedünkte ihnen kein irdisches Licht.

Dem Bruno aber schlug das Herz, denn er glaubte nun sicher, der Heinrich sey am Leben. Also folgte er schwanken Trittes seinem Führer, da kam er näher und näher und als er anlangte und die Bauern, die Fischer, ihre Weiber und Kinder umherknie'n sah und wie sie ihre Antlitze zu ihm wandten, rief er:

„Ihr betet zu Gott in dieser Nacht des Schreckens?! Auch ich hab' gefleht und bekannt und gebetet, daß mir Gott vergebe, eh' ich in den Tod führ'! Da hat er mich errettet, daß mir Der noch auf Erden vergebe, an dem ich schnöden Verrath verübt! Hörst du meinen Ruf? Tritt hervor, Heinrich — ich bin da — kennst du mich —?"

Aber der Heinrich kam nicht — und Alle rings schwiegen — mittlerweil' sich Einer erhob und auf den Baum hindeutete.

Da fuhr sich der Bruno in sein graues, zausiges Gelock und schwankte näher. Und als er noch einen Schritt dahin schwankte — sah er den Heinrich im Heiligenschein auf seinem Pfühl liegen.

Da überkam ihn hohes Staunen, aber auch unsäglicher Schmerz.

Den Hügel schwankt er hochathmend hinan, sank unterm Schilfdach nieder und lallte: „So ist mein Ringen und all meine Sehnsucht für nichts, dir meine Reue zu verkünden — und sonder Vergebung und Versöhnung bist du von hinnen?! Da ruhest du und Licht entströmt noch deiner Leiche. Ich trag die Nacht der Schuld in mir und kein Strahl der Vergebung will sie erhellen!"

Als er Dieß gesprochen, sah er ihn wehmüthig an, und viele Zähren rollten von den grauen Wimpern auf die gramgefurchten Wangen.

Wie er aber so dakniete, nicht ahnend, daß er gar wohl gekannt sey, geschah etwas Wunderbares.

Denn mittlerweil' der Sturm, so draußen getobt, noch stets anwährte und die tiefste Nacht wieder einsank, sobald eines Blitzes jache Flamme verzuckte — um den Hügel und den Baum ward lichter und lichter und stiller und ruh'samer, daß sich schier kein Blatt und Hälmlein mehr regt' und rührte. Die Lichte aber war alle dem heiligen, leisen Schein des Heinrich entquollen — und stets heller ward's umher.

Dann kam's über die Buche. Die entklomm mit einem Mal, und zu leuchten begann sie. Drauf war's, als ob von Engelshänden Lichter auf den Zweigen angezündet würden, dort und da und zu öberst und weiter herab. Und wie Das anwährte, glänzte die Buche immer schöner und leuchtete und strahlte zuletzt in abertausend funkelnden, wunderbunten Lichtern und im Schimmer glitz-blitzender Früchte, damit sie behängt und geschmückt erschien, unsäglich herrlich und lieblich wie ein Christbaum; und in den Zweigen war's, als neigt' es sich darnieder in holdesten Engelsgestalten mit lustigem, bunten Gefieder, das zog sich durch das ausduftende Gelaub, wie der schönste Regenbogen — und die Engel flüsterten mit unbeschreiblich süßen Stimmen das Lob Gottes und die Freude des Jenseits — zu öberst aber auf dem strahlflackernden Wipfel des Baumes, da ruhte eine Engelsgestalt. Die war erhabener, denn alle andern, die war umflossen von güldenem Flaggewand und ihre Schwingen strebten weitaus — zwiefach weißer waren sie, denn der Schnee im hellsten Strahl der Sonne — die Gestalt sah darnieder, himmlisch milden Antlitzes und lenkte die Blicke all Derer, so um den Baum knieten, mit mahnendem Fingerzweig empor, hinweg von Erden und hinauf in das Dunkel!

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Unter der Aufschrift „Theurung und Patentfleisch" bringt die Wiener „Presse" einen mehrfach beachtenswerthen Aufsatz. Es handelt sich hierbei um die Einpressung von Luft in die Lungen des Schlachtthieres nach vollbrachtem Genickstoße, wodurch das Blut in der Fleischmasse zurückgehalten wird. Schlagend ist die in dem gedachten Aufsatz enthaltene Bemerkung, daß Hausfrauen sehr unrecht

thun, das Fleisch zu wässern, bevor es gekocht wird, indem die Wässerung nur den Fleischsaft extrahirt und somit die Ernährungsfähigkeit und Geschmacksfülle des Fleisches verringert. Zum Behufe der Reinigung von etwa anklebendem Staub u. dgl. ist daher bloß ein rascher Sturz-Aufguß von Wasser zu empfehlen. Auch auf das Geflügel sollte ein Verfahren, wodurch der Blutverlust vermieden wird, sich ausdehnen. Bei Abschlachtung der Hühner wird das zarte Blut, welches aufgefangen und geröstet ganz wohlschmeckend ist, im eigentlichen Sinne des Wortes verschwendet. Wer hätte nicht wahrgenommen, daß Hühnerfleisch ungeachtet seiner Zartheit und Weichheit, eben wegen des gänzlichen Blutmangels, trocken und saftlos schmeckt? Kräftige Ernährung liefert unter den meisten Zonen einen kräftigen Menschenschlag. Die Wahrnehmung, daß Engländer unter allen Himmelsstrichen ausdauern und überhaupt einer respektablen Stärke und glücklichen Gesundheit sich erfreuen, dürfte nicht mit Unrecht der Art ihrer Verköstigung zugeschrieben werden, und da hierbei blutreiches Fleisch eine Hauptrolle spielt, so dürfte ihr Beispiel in dieser Hinsicht um so mehr Nachahmung auf dem Kontinente verdienen. Blut enthält neben den bekannten Bestandtheilen des Fleisches, Faser- und diversen Extraktivstoffen, insbesondere auch Eisenlösungen, und daß diese stärkend, konsolidirend auf Korperkonstitutionen wirken, ist eine hinlänglich durch die Erfahrung festgestellte Wahrheit.

Die Schiffsbewegung im Hafen von Sydney in Neu-Süd-Wales erreichte im Jahre 1854 die Höhe von 2079 Schiffen von 740,956 Tonnen Gehalt, von denen 1006 Schiffe ein- und 1073 ausliefen. Der Verkehr mit England allein betrug 558,999 Tonnen Gehalt, wobei die britische Flagge mit 442,661 vertreten war. Der Verkehr mit den Vereinigten Staaten betrug 95,823, der mit Bremen, Hamburg, Amsterdam und Kopenhagen zusammen 52,667 Tonnen Gehalt. Der Verkehr mit Frankreich war nur durch 4 Schiffe von 9249 Tonnen Gehalt vertreten.

Die Vermischten Nachrichten meldeten den Tod der Tänzerin Julie durch Feuer in Plymouth. Ein gewisser Morris, bei welchem sie gewohnt hatte, wollte sie nicht beerdigen lassen, da er 11 Pf. St. forderte wegen Beschädigung seiner Möbel. Der Direktor des Theaters Newcombe ließ die Sache vor Gericht kommen, und die Beerdigung wurde aus Gesundheits-Rücksichten befohlen gegen das Gesetz, da nach demselben in England Jeder eine Leiche als Bürgschaft der Bezahlung einer Schuld behalten kann.

Charaden-Kranz.

Von Edmund.

V.

Viersilbig.

Erste Silbe.

Willst du nicht in den Abgrund gleiten,
Der schlängelnd links den Fuß bethört,
So halt dich, auf dem schlimmen Wege,
Nur streng so, wie mein Erstes lehrt.

Zweite, dritte und vierte Silbe.

Laß dich das Warten nicht verdrießen,
Mein Schätzchen, ewig währt es nicht,
Noch ist dein Auge frisch und strahlend,
Und rosig noch dein Angesicht.
Getrost bis wieder ein Jahrzehend,
Im raschen Flug entschwunden ist
Bin ich gewiß beim hohen Amte —
Geheimer Vize-Kanzelist.
Dann harren gerne voll Ergebung
Wir auf ein weit'res zehntes Jahr,
Und bis dahin, Frau Kanzelistin,
Da hung're ich als Aktuar.
Und schwindet dann im Strom' der Zeiten —
Ein weiteres Jahrzehend hin,
So bin ich endlich Herr Assessor
Und du bist Frau Assessorin.
Und schenkt der Himmel noch zehn Jahre,
Erleben wir es in der That,
Daß du mich eines schönen Morgens —
Begrüßest als Regierungsrath.
Und geht es dann vielleicht noch weiter —
O weh', mir schwindelt, nein, nein, nein:
Stets muß im Wünschen und im Hoffen
Zwei, drei und Vier bescheiden seyn.

Erste und vierte Silbe.

„Wie göttlich! zu steh'n auf juridischem Boden,
Zur Seite das feu'rige, flammende Schwert,
Die Menschen zu wiegen, als wären sie Noten
Verschieden im Tone, verschieden im Werth."

So dacht ich, als Haare mein Haupt noch bedeckten,
Die Brust noch umschlang das gefeierte Band,
Durchlief im Galoppe der Wissenschaft Sekten,
Und wurde — was dir macht das Ganze bekannt.

Auflösung des Charaden-Kranzes in Nro. 299:
III. Mißgeburt. IV. Schweinheim.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 306 | Montag, 24. Dezember | 1855.

Die Rose von Saron.

(Fortsetzung.)

Plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke. Doch schnell suchte er ihn zu unterdrücken, aber immer von Neuem drängte er sich ihm auf.

Er sah in das schmerzbewegte Antlitz seiner Tochter, wie sie niedergebeugt im Stuhle lehnte und Thräne um Thräne aus ihrem Auge quoll. Rasch wendete er sich weg, als wolle er ihren Anblick vermeiden, doch wieder sah er nach ihr hin; ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust. Es schien, er kämpfe mit einem gewaltigen Entschluß. Er kannte das innige, hingebende Wesen seiner Tochter zu wohl, als daß er glauben konnte, ihre Liebe zu Alfred ließe sich unterdrücken. Entweder mußte er diese Blüthe zerstören, das letzte Glück seines Lebens mit rauher Hand selbst vernichten oder ein tiefinneres Vorurtheil, vielmehr einen eigensten Theil seines Wesens und Charakters, die Begeisterung und schwärmerische Anhänglichkeit für seinen Glauben ersticken. Innige Liebe zu seinem Kinde und heilige Inbrunst für die Religion seiner Väter zerspalteten schmerzlich sein Inneres.

Er sah noch einmal nach dem Gesichte seiner Tochter, dann nach einem verschleierten Bilde, das an der Wand hing. Leise hob er den Schleier, sein Blick weilte auf einem wunderschönen, aber todtbleichen Frauenantlitz. Feucht glänzte es in seinem Auge er ließ den Schleier wieder sinken.

Hierauf zu seiner Tochter tretend, legte er ihre Hand in die seinige: Mein Kind, mein einziges, geliebtes Kind, du sollst nicht leiden um meinetwillen; deine Mutter überwand aus Liebe zu mir die Vorurtheile der Welt und ihres eignen Herzens und folgte dem heimathlosen Flüchtling aus fernem, herrlichen Lande hierher. Miriam, dein Glaube soll dich nicht von dem Geliebten trennen, wenn dein Herz es dir gebietet, sage dich los von dem Glauben deines Vaters, aber — und seine Stimme zitterte — nicht zugleich auch von seiner Liebe, seinem Herzen. Ich wäre nicht stark genug, auch dieses zu ertragen! Möge Gott das Herz des Grafen lenken, daß solches Opfer ihm genüge.

Zärtlich, tiefbewegt küßte er seine Tochter, eine Thräne perlte in seinem Auge und rasch verließ er das Zimmer.

Ein wehmüthiges Gefühl wogte in dem Busen der Jungfrau. Der Schmerz ihres Vaters stimmte sie so traurig, traurig, ja ängstlich der Gedanke, dem Glauben entsagen zu sollen, in dem sie bisher sich so glücklich gefühlt hatte. Doch war ja dieser neue Glaube auch der Alfreds und schon deßhalb ihr theuer; und dann kam er ihr auch wieder so mild, so tröstend vor. Schon früher hatte wohl manchmal die inbrünstige Andacht der Beter vor dem Bilde der schönen milden Frau mit dem lächelnden Kinde auf den Armen eine himmlische, unerklärliche Sehnsucht in ihr erregt, sie unwiderstehlich in die Nähe desselben gezogen. Und dann hatte sie von den Christenmädchen des Ortes gehört von Einem, der für die Menschen gelitten und gestorben; fühlte sie sich nicht ihm verwandt bei dem Gedanken für den Geliebten ihres Herzens freudig Alles zu leiden, selbst den Tod?

Träumend von künftigem Glück sank sie allmälig in Schlummer. — Es sollte anders kommen.

Alfreds Entschluß war gefaßt, noch denselben Abend wollte er Gewißheit haben; er war froh, daß der Vorfall des heutigen Tages zu so rascher Entscheidung drängte. Ernst und fest, ohne alle leidenschaftliche Aufregung setzte er seinem Vater sein Verhältniß zu Miriam auseinander und erklärte kurz seinen unveränderlichen Vorsatz, entweder seine Geliebte, die seinen Glauben annehmen würde, mit Einwilligung seines Vaters als seine Gattin heimzuführen, oder wenn er ihm selbe verweigere, allen Ansprüchen auf seinen Namen und sein Erbe zu entsagen und mit der Geliebten eine andere Heimath zu suchen.

Ruhig hörte ihn sein Vater an, keine Miene veränderte sich in dem leidenschaftslosen Gesichte.

Dann sprach er: Gut! Morgen sollst du meinen Willen erfahren. Jetzt laß mich allein!

Kaum war Alfred fort, da funkelten wild die Augen des Grafen, hoch schwoll die Ader des Zornes auf seiner Stirne und seine Lippen bebten in wildem Grimm. Nun glaubte er sich die religiösen Ansichten seines Sohnes erklären zu können, er glaubte eine schändliche Intrigue des Juden zu entdecken, deren Zweck sey, den reinen Namen eines Abkömmlings der Kämpfer des Kreuzes zu besudeln, den Sohn vom heiligen Glauben seiner Ahnen abwendig zu machen.

Der sonst so verständige Mann ließ sich ganz von seinem Zorne befangen, und anstatt das ganze Verhältniß auf die nächstliegende, natürliche Weise sich zu erklären, sah er darin eine Verschwörung gegen seinen Adel und seinen Glauben, und verachtete seinen Sohn als ein blindes Werkzeug listiger Gauner. Wie sehnlich wünschte er das goldene Zeitalter seines Standes zurück, wo noch Folter und Marterkammer zum Geständniß arger Zauberei zwingen konnte, denn nur durch Zauberei schien ihm die Verführung des Abkömmlings so erlauchter Ahnen möglich — jene goldene Zeit, wo im feuchten Burgverließ der Gegner lebendig vermoderte, indeß oben bei Paukenschall und Hörnerklang der Burgherr die Schönste zum Tanz führte, und lustig die Becher klangen bis der Morgen graute. Sie ist vorbei jene erlauchte, ritterliche Zeit; aber es gibt noch andere Mittel, Herzen zu martern und Gegner zu vernichten.

Fest überzeugt von einer niederträchtigen Absicht des Juden, schrieb er in diesem Sinne sogleich ein Billet an denselben, worin er ihn und seine Tochter der schändlichsten Verführung seines Sohnes bezüchtigte und sich in Schmähungen und Drohungen jeder Art gegen den braven Mann erging.

Empört über eine so schmähliche Mißkennung, wo er selbst ein so großes Opfer zu bringen entschlossen war, tief in seiner Ehre gekränkt, geschmäht in seinem Glauben und seiner Nation waren plötzlich alle weicheren Gefühle in Salomo erloschen, und mit der Gluth seiner orientalischen Natur gab er sich ganz seinem Hasse, dem Gefühle der Rache hin. Hastig ließ er seine Tochter zu sich kommen, und das arme Kind, ohne alle Ahnung dessen, was vorgegangen, tief erschreckt über den wilden Ausdruck in den Zügen ihres Vaters, mußte ihm feierlich schwören, nie den Glauben ihrer Väter zu verlassen, oder sie lade seinen schrecklichsten Fluch auf sich; auch nie ohne seine Einwilligung den jungen Grafen wieder zu sehen. Bebend leistete sie den Schwur, dann war ihre Kraft zu Ende. Ohnmächtig sank sie zu Boden.

Es war der erste Sturm, der über das arme Kind dahinbrauste, er beugte sie nieder und nie wieder vermochte sie sich aufzurichten. Der Zweig der Rose war geknickt und ihre Blüthe begann zu welken.

In ernstem Tone kündete der Graf seinem Sohne gleich nach Absendung jenes Billets an, daß er fort nach der Hauptstadt zu reisen habe, um in eine für ihn passende Stellung zu treten. Der Unterredung vom gestrigen Abend ward keine Erwähnung gethan.

Nur zu bald erfuhr Alfred das unedle Benehmen seines Vaters, und wenige Zeilen von Miriams Hand sagten ihm, daß alle seine Hoffnungen vernichtet seyen. Sie sagte ihm auf ewig Lebewohl und bat ihn flehentlich, nie einen Versuch zu machen, sie wieder zu sehen. — Er gehorchte, um das arme Kind nicht noch unglücklicher zu machen.

Willkommen war ihm nun seine rasche Entfernung aus dieser Gegend, willkommen der Gedanke, im geschäftigen Treiben des Lebens sich selbst zu vergessen.

(Schluß folgt.)

Die Festung Kars.

Die Stadt Kars hatte schon lange vor der russischen Besitznahme im Jahre 1828, wo Paskiewitsch am neunten Tage nach seinem Ausbruche von Gumri sie schon am 25. Juni mit Sturm nahm, in Folge der so verheerenden türkisch-persischen Kriege an Größe, Bevölkerung und Wohlstand bedeutend verloren. Als Tournefort sie im Jahre 1700 besuchte, war sie noch um die Hälfte größer als Erzerum, obwohl der Handel durch die Räubereien der Kurden und Lasen gelitten hatte. Die Stadt hat eine dominirende amphitheatralische Lage mit mehrstöckigen Häusern von Stein, welche mit Holzbalkonen versehen sind und eine mehr europäische als asiatische Form haben. Auf steiler gewaltiger Felshöhe thront die alte Citadelle. Die Stadtmauern zogen (zur Zeit des Ker-Porter'schen Besuchs 1819) in gerader Linie von West nach Ost und stiegen dem Fels entgegen bis sie den Gipfel erreichten, wo sie, durch starke quadratische und runde Bastionen vertheidigt, an die mächtigen Mauern der Veste stießen — ein vollkommenes Specimen früherer asiatischer Befestigungskunst. Außerhalb der Mauern breitete sich die große Vorstadt gegen Ost aus, geschützt durch drei oder vier in Pentagonen erbaute Batterieen, die erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts hinzugefügt waren. Alles dieß gab damals der Stadt aus der Ferne ein sehr imposantes Ansehen, dazu noch die erwähnte Citadelle auf der Höhe. Dagegen war das Innere der Stadt, von

etwa 10,000 Familien (also etwa 50,000 Menschen) Türken, Kurden, Armeniern, Georgiern, Juden und einigen persischen Kaufleuten bewohnt, eingeengt wie ein Gefängniß, voll Schmutz und Koth, voll Gewühl von Menschen und Vieh, überall von frei umherlaufenden Schweinen und zahllosen Schaaren ausgemagerter Hunde durchzogen. Nach dem genaueren russischen Berichte bildet der obere Theil der Citadelle beinahe ein Viereck, die beiden unteren, am Abhange des Berges über der Stadt gelegenen Theile machen eine Art von Parallelogramm und sind gut mit Kanonen versehen. Die verlängerte äußere Mauer der Citadelle stößt in Ost und Süd an die der Festung. Die Festung hat vier durch irreguläre Linien verbundene Hauptecken, deren Seiten 260 bis 350 Faden betragen. Die Nord- und Nordwestseiten auf dem Felsen haben eine einfache Mauer. Gegen Südwest und Ost stehen doppelte Mauern, von denen die inneren höher als die äußeren sind. Citadelle wie Festung sind von Stein, die erstere mit größter Sorgfalt und solcher Vollendung gebaut, daß sie wohl erst in späterer Zeit ergänzt zu seyn scheint; 150 Geschütze bestreichen die umliegende Gegend, deren steiniger Boden und Lage eine regelmäßige Belagerung und Einnahme ohne Erstürmung fast unmöglich macht.

Der Hauptgründer von Kars war Sultan Murad III., der im Jahre 1579 diese Gränzveste gegen Perser und Georgier mit großem Aufwande von Kosten und Mühe zu Stande brachte. Der Umfang der zu bauenden Mauer des oberen Schlosses und der unteren Festung beträgt nach den türkischen Geschichtschreibern bis 40,000 Ellen. Sieben Beglerbege und Paschas übernahmen den Bau, je eines der sieben Bollwerke. Zwei Kirchen wurden in Moscheen verwandelt, die größte, von einem Serasker erbaut, diente zum Begräbnisse eines Scheichs und wurde von Wallfahrern besucht. Während des Baues wurde eine Marmorplatte gefunden, deren Inschrift schon ein halbes Jahrtausend früher die Namen von Erbauern einer Veste nannte; sie wurde nach Ewlia über dem Kiblathor (gegen Mekka) der unteren Vorstadt eingemauert.

Bei der russischen Eroberung im Jahre 1828 war Kars von Mohamedanern bewohnt und in siebenzehn Magols (Quartiere) getheilt, jedes mit einer Moschee, mit 850 Häusern, einer armenischen Kirche, einem Karawanserai des Gouvernements, 126 Kaufbuden und zwei Bädern. Die Vorstädte gegen Ost und Süd sind tatarische, die dritte Vorstadt, im Westen, auf der anderen Seite des Karsflusses, ist eine armenische. In dieser zählte man 600, in den beiden mohamedanischen Vorstädten 1174 Häuser; zusammen genommen hatten sie vier Karawanserais, 430 Kaufbuden, und waren in 11 Magols getheilt, deren jedes eine Moschee und eine Kirche hatte. In der armenischen Vorstadt gab es Bäder, Gerbereien, Seifensiedereien und Ziegelhütten. Andere Fabriken fehlten, aber die Bewohner bereiteten sich zu Hause ihre wollenen Zeuge, Filzdecken und Teppiche ꝛc.; sie hatten auch Färbereien und Wassermühlen. Die Stadt, zwischen Grusien, Persien und der Türkei gelegen, trieb nicht unbedeutenden Handel, zumal Transit. Aus Grusien bezog sie Kaffee, Tuch, Seide, russische Leinwand, Kattun, Rum, Wein, getrocknete Fische, Naphtha, Teppiche, Leder, Mühlsteine und Pferde; aus Eriwan, also über Persien, ihre seidenen, wollenen und baumwollenen Zeuge, Baumwolle, Reiß, Zucker, Rauchtabak, getrocknete Fische, Früchte, Seifenpulver und Farben. Achalzizk lieferte Wachs, Honig, Leinwand, Früchte, Bauholz; aus Erzerum, also aus der Türkei, kamen Tuch, Gold- und Silberstoffe, Waffen, Pulver, Tabak, seidene und leinene Waaren. Die aus Persien und Grusien nach Erzerum durchgehenden Waaren zahlten einen Zoll an den Pascha, der 4 Kopeken vom Rubel betrug und damals das geringe Gesammt-Einkommen von 2500 Silber-Rubeln gab. Ausfuhr-Artikel waren Korn, Salz und Holz. Nach dem russischen Ueberfalle war Kars nur als ein Ruinenhaufe übrig geblieben, den ein großer Theil der stets sehr turbulenten Türken-Bevölkerung verlassen hatte. Dazu kam die große Emigration der Mehrzahl seiner armenischen Bewohner auf das russische Territorium.

Die Zugvögel.

(Aus dem Schwedischen von Magnellus.)

Siehe die Schaaren der Vögel mit Seufzen vom gothischen Strand zieh'n
Hin zu entlegenem Land, mit dem Winde vermischend ihr Klaglied:

Wohin sollen wir flieh'n, wer wird zum erwarteten Ziel uns
Leiten? So rufen die flüchtigen, hilflosen Schaaren zum Schöpfer.
Kummervoll flieh'n wir die skandische Klippe, wir waren so glücklich
Dort und so froh im traulichen Nest auf der blühenden Linde.
Von balsamischen Winden gewiegt, jetzt aber im öden
Schrankenverachtenden Raum flieh'n wir die herrliche Heimath.
Golden gescheiteltes Haar und rosigen Hut auf dem Kopfe
Saßen im Walde die somm'rigen Nächte Freija vergleichbar,
Schlaf' uns raubend vor Schöne, mit süßer Lust uns betäubend,
Bis der entflammende Morgen uns klar mit der Sonne erweckte.
Ueber den hüglichten Grund wölbt hold der Baum seine Schatten

Ueber den Boden mit Perlen bespritzt, von Rosen durchduftet.
Jetzt ist die Eiche verwüstet, die Rosen verschwanden und drohend
Hat sich des Lüftchens Gekos zum wüthenden Sturme verwandelt;
Eisige Blumen des Frost's durchzieh'n das umnebelte Maifeld.
Was hält uns an den Nord? sein Pol erweitert sich täglich,
Sein Licht dunkelt. Was nützt, die verlassenen Gräber beklagen.
Schwingen verlieh' uns der Herr, damit das Entleg'ne zu suchen,
Sey uns gegrüßt drum jetzt, du weltumwogende Meerfluth!

So ertönet der Vögel Gesang auf eilender Luftfahrt.
Bald erreichen die Zarten ein schöneres Land, dort zittern
Ranken am Gipfel der Ulmen, es wälzen kristallene Flüsse
Plätschernde Wogen im Myrthengebüsch, es jauchzet der Palmwald.

Wenn dein irdisches Wohl unglücklich sich wendet, o Mensch, wenn
Herbstlich heulet der Wind und drohend verkündet den Schneesturm,
Weine nicht! Ueber dem Meer lacht jenseits ein Ufer den Vögeln,
Jenseits des Grabes ein Land von dem Lichte des Morgens vergoldet.

*** Kunst und Literatur.

Es wurde schon mehrmals in diesen Blättern der Monatsschrift: Illustrirte Welt, Blätter aus Natur und Leben, Wissenschaft und Kunst, zur Belehrung und Unterhaltung für die Familie, Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart, lobend Erwähnung gethan. Von diesem Werke liegt nun der dritte Jahrgang komplett vor uns, und wir können dem früher von uns hierüber ausgesprochenen Lobe nur beifügen, daß die Redaktion mit Recht sagen kann, sie habe bezüglich dessen, was sie in ihrem Vorworte versprochen, vollkommen Wort gehalten, indem der reiche, gediegene Inhalt, verbunden mit den gelungensten Illustrationen das Unternehmen zu einem der gelungensten auf dem einschlägigen Gebiete der Literatur macht. Der Preis des Monatsheftes beträgt 18 kr.

Bei dieser Gelegenheit sey es eines anderen, der ernsteren Muse geweihten literarischen Unternehmens gedacht, nämlich der alle zwei Monate in einem Hefte und zwar im Verlage von Friedr. Korn in Nürnberg erscheinenden „Blätter für gerichtliche Anthropologie für Aerzte und Juristen", von J. B. Friedreich. Das vor uns liegende dritte Heft des sechsten Jahrganges bringt, außer dem übrigen äußerst gediegenen Inhalte, eine merkwürdige Verhandlung vor dem schottischen hohen Gerichtshofe, über die Zurechnungsfähigkeit eines der Brandstiftung angeklagten Arztes, mitgetheilt von Prof. Mittermaier in Heidelberg, Abhandlungen zur Lehre von der Zurechnungsfähigkeit nach den Entscheidungen der obersten Gerichtshöfe Deutschlands, über die Rechte der Taubstummen, Tödtung auf Verlangen des Getödteten 2c. 2c. Es kann natürlich nicht in der Aufgabe dieser Blätter liegen, den Inhalt des vorliegenden Heftes, wie den wissenschaftlichen Werth des bisher Gelieferten, einer ausführlichen Kritik zu unterwerfen, sondern es muß uns genügen, darauf hin zu weisen, daß der Name des Herausgebers in der wissenschaftlichen Welt einen guten Klang hat, daß Kräfte, die zu den Besten gehören, sich thätig für das Unternehmen interessiren und deßhalb Letzteres während seines fast 6jährigen Bestehens sich des Beifalles aller Fachmänner zu erfreuen hatte. Der Preis beträgt 40 kr. für jedes Heft, in 4 bis 5 Bogen bestehend.

Endlich sey noch einer kleinen uns vorliegenden Broschüre gedacht, deren Inhalt nicht allein in den dabei speziell interessirten, sondern auch in den weitesten Kreisen Aufmerksamkeit erregen dürfte, da der darin behandelte Gegenstand einzig dasteht und die volkswirthschaftlichen Interessen im Allgemeinen, wie die der Landwirthschaft im Besonderen auf's Innigste berührt. Die Broschüre handelt nämlich von Bauer's Dampfgrabmaschine, durch welche die Uebertragung der Spatenkultur auf den Feldbau mittels des Dampfes bezweckt wird, und würdigt die Folgen dieser Erfindung vom nationalökonomischen Gesichtspunkte. Dieselbe, mit einer korrekten Prospektivzeichnung versehen, kostet 10 Ngr.

Mannigfaltigkeiten.

Einem Fall in der Solothurner Gemeinde Aeschi, wo Großvater und Kleinsohn Stampfli während 111 Jahren alle Kinder des Dorfes unterrichteten, fügt die basellandschaftliche Zeitung ein Beispiel aus ihrem Kanton bei. Lehrer Jundt in Binningen führt hier das Schul-Zepter seit dem Jahr 1798. Im Jahr 1721 hatte sein Großvater die Schule daselbst übernommen, ihm war sein Sohn gefolgt: so daß seit 134 Jahren sämmtliche Binninger von Großvater, Vater oder Sohn Jundt unterwiesen worden sind.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lifelte Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 307 Mittwoch, 26. Dezember 1855.

Die Rose von Saron.

(Schluß.)

4.

Alfred war bereits längere Zeit in der Hauptstadt. Mit wilder Hast hatte er sich den Arbeiten seines neuen Berufes hingegeben, durch stete Geschäftigkeit, durch unermüdliche Thätigkeit wollte er jede Erinnerung in sich ersticken. Er wollte bloß seinem Berufe und damit, wie er glaubte, dem Wohle seiner Mitmenschen leben. Nur zu bald wurde er enttäuscht. Er mußte einsehen, daß ein Streben, ein Handeln, wie es ihm bei dem Zustande seines Vaterlandes allein möglich war, ein fruchtloses Mitwälzen am Stein des Sisyphus sey, eine geschäftige Unthätigkeit, wie es ihn nie befriedigen konnte. — Wohl ahnte er, der dunkeln Nacht müsse ein heller freudiger Morgen folgen; aber noch kein Dämmern zeigte sich am Horizonte, und statt heller, wurde es immer dunkler und dunkler.

Es ekelte ihn an ein solches Leben, er wollte entfliehen dieser ruhe- und thatenlosen Zeit; und da die Gegenwart so schaal und leer war, so flüchtete er sich in seine Welt, in den Traum von seiner Liebe.

Und wenn der Schmerz zu gewaltig wird in unserer Brust, da erfaßt uns ein mächtiger Drang nach der Ferne, eine heiße Sehnsucht, zu entfliehen unserer Umgebung — uns selbst. Und Reisen ist die letzte Zuflucht einer gequälten Seele, und das Herz lebt wieder auf beim Anblick neuer Gegenden, fremdartiger herrlicher Länder, wie am Baume frische Knospen sich regen, wenn der Frühlingshauch zu wehen anfängt, wenn die Natur eine andere, eine neue wird. Aber wehe, wenn die mächtige Sehnsucht nach der Ferne das Herz schwellt und sein Schicksal hat ihn verdammt, an der heimathlichen Scholle zu kleben, und er darf nicht hinausstürzen mit seinem Schmerze in die weite unendliche Welt, sondern muß bleiben mit ihm in derselben Hütte und muß ihn hegen und pflegen, wie die Mutter ihr sieches Kind pflegt!

Bald verließ Alfred sein Vaterland; er durchstreifte Italien in abenteuerlichen Zügen, das Land, wo er einst im seligen Jugendmuth geschwärmt und geträumt hatte. — Umsonst suchte er im alten Zauberland Etrurien einen Zauber gegen seinen Schmerz. Die Meister vergessener Weisheit waren verschollen und ihre Tempel waren in Schutt und Trümmer gefallen vor den Bekennern einer anderen Weisheit.

Unwiderstehlich trieb es ihn weiter und immer weiter, bis er gelangte nach dem gelobten Lande seiner Liebe — nach Palästina.

Fern am Strande, wenn Abends die Sonne golden ins Meer hinabsank, ein duftiges Roth die Luft färbte und die zahllosen Inseln im Abendschein gleich lichten Sternen auf der tiefblauen Fluth schwammen, saß er unter den dichten Palmengruppen, und wenn ihre mächtigen Blätter leis im Winde sich regten, klang es ihm wie Grüße aus ferner Heimath.

Wohl kam ihm zuweilen Kunde, daß es sich rege in seinem Vaterlande, daß die Nacht zu Ende gehe und ein schöner leuchtender Morgen heraufziehe; aber er glaubte ihnen nicht, den Verkündigern so süßer Botschaft; er glaubte an nichts mehr als an seine melancholischen Träume.

Da erhielt er die Nachricht von dem Tode seines Vaters und daß er sehnlich erwartet wurde in der Heimath. Und dabei wurde ihm auch die sichere Kunde, daß der Morgen wirklich angebrochen sey in seinem Vaterlande, und daß die Sonne der Freiheit beginne zu leuchten.

Mit mächtigem Sehnen zog es ihn nun wieder dahin zurück, und in seinem Herzen keimte neues Hoffen. Die Schranken zwischen ihm und der Geliebten waren ja gefallen, kein weltliches Gesetz trennte mehr die Genossen verschiedenen Glaubens.

Schon wehte frostig der Herbstwind über die öden Felder und röthlich schimmerte in den Bäumen das Laub, ein leichtes Spiel des Windes, von den Zweigen geknickt weit umherflatternd durch die Luft. Leise tönte die Abendglocke, ein einzelner Wanderer kam des Weges. Fern stand das Muttergottesbild, kein Beter kniete vor demselben, ringsum war das

Feld einsam, von Arbeitenden verlassen. Kein Blumenkranz schmückte heute das Bild; eine welke Rose war das einzige Opfer für die Heilige. Bleich lehnte am Weidenstamm eine weibliche Gestalt. Der Wanderer kam allmählig näher, er blieb stehen und sah forschend hin nach dem Weidenstamm. Die Gestalt schien ihn nicht zu bemerken. Still näher tretend, sagte er mit sanfter Stimme: Miriam! — Sie war es; ein helles Roth flog über ihr liebliches, kummerbleiches Gesicht; o wie tief hatte sich der Schmerz eingegraben in diese schönen, regelmäßigen Züge!

Bist du es, mein Alfred? sagte sie leise, als fürchte sie, diesen Traum zu zerstören; denn noch glaubte sie nicht daß es Wirklichkeit, keine Täuschung ihrer Phantasie sey. Alfred bemerkte kaum den schmerzlichen Ausdruck in den geliebten Zügen, er gab sich auf einmal ganz hin dem Glücke des Wiedersehens, der Hoffnung für die Zukunft.

Aber Miriam war nicht mehr das heitere glückliche Kind von ehemals, still und ernst war das ganze Wesen der Jungfrau geworden. Ohne Erregung seinen freudigen Worten und Liebensversicherungen zuhörend, ging sie an seiner Seite hin bis zum Orte. Alfred bat, sie zu ihrem Vater begleiten zu dürfen. Sie traten in die Wohnung des Juden. Alfred war überrascht, als er sah, welch ungeheure Veränderung mit dem kräftigen stattlichen Manne in dieser kurzen Zeit vorgegangen war. Eingefallen, bleich war sein Gesicht, weiß sein Haar, und als er sich vom Stuhle erhob, um den Gast zu begrüßen, war seine Gestalt gebückt, fast hinfällig. Nur sein Auge hatte das Feuer und den Glanz früherer Zeit beibehalten. So hatte der Schmerz um sein theueres Kind diese gewaltige Natur zerstört. Alfred wurde es unheimlich bei dem Gedanken, daß sein Vater es war, der das Glück dieses Mannes vernichtet. Er suchte solchen Gedanken zu entfliehen.

Salomon empfing den jungen Mann mit Freundlichkeit, die jedoch die schmerzliche Empfindung, die in seinem ganzen Wesen sich aussprach, nicht zu verwischen vermochte. Der arme Vater war durch das Leiden seiner Tochter tief gebeugt, er war weich und versöhnlich geworden.

Alfred sprach von künftiger, schöner Zeit, von Schranken, die nun gefallen, von einem Glück, das wieder erblühen würde. Der alte Mann lächelte bitter und sah dann mit wehmüthig besorgtem Blick nach dem Antlitz seiner Tochter. Alfred hatte in der Freude des Wiedersehens nicht bemerkt, wie „die Rose“ sich verändert; das Roth einer krankhaften Reizbarkeit, das auf ihren Wangen spielte, däuchte ihm ein Zeichen blühender Gesundheit; ach, bald mußte auch er bemerken, daß diese holde Blume geknickt sey, daß der Hauch des Todes sie umwehte.

Aber er suchte sich selbst zu täuschen, er sprach immer wieder von einer glücklichen Zukunft, und hoffte zuletzt, Miriam würde in seiner Nähe wieder neues Leben gewinnen, der düstere Engel des Todes könne sie nicht fassen in den Armen des Geliebten.

Täglich kam Alfred nun zu Beiden. Unheimlich ward es ihm zu Hause, wo traurige, quälende Erinnerungen wie Gespenster ihn stets verfolgten. Das liebliche Kind schien sich wirklich zu erholen in der Nähe des Geliebten, ein gesünderes, dauerhaftes Roth färbte allmählig ihre Wangen. Und der Vater lebte wieder auf in seiner Tochter, er wagte wieder zu hoffen und weilte gerne bei dem Gedanken, daß sie nun Alfreds Gattin werde, werden könne, ohne den einst gegebenen Schwur brechen zu müssen. In stillem, beseligenden Frieden brachten die Drei den Winter hin. Wenigstens schien es, daß auch „die Rose“ ihre frühere Heiterkeit wieder erlange. Warum sollte sie die seligen Hoffnungen des Vaters und des Geliebten zerstören, so lange das Schicksal sie ihnen gönnte? Sie selbst glaubte nicht mehr an das Glück, das jene träumten; aber schweigend duldete das herrliche Wesen, kein Seufzer verrieth die Qualen ihrer Brust, die schmerzliche Ahnung, ihre Geliebten auf immer verlassen zu müssen. Nur als sie beim Herannahen des Frühlings sich wirklich körperlich kräftiger und wohler fühlte, als seit langer Zeit, da schlich auch in ihr Herz eine leise Hoffnung sich ein, und sie wagte zu träumen von Genesung, von dem Glücke, bei ihren Lieben noch länger bleiben zu dürfen, und wie der Schimmer des Morgenroths umglänzte die neue Lebenshoffnung ihr ganzes Wesen.

Der Schnee schmolz, die Luft ward lauer und weit umher fingen die Felder an zu grünen. In den Bäumen knisterte es, Knospen brachen hervor, Blüthen folgten, und lauer, immer lauer wurde die Luft und immer lieblicher strahlte der Himmel. In den Zweigen der Bäume klang es in wunderbaren Melodien, die Lerche schwang sich singend empor in die Bläue und allabendlich klagte im Busch die Nachtigall die Sehnsucht der Liebe. Roth und frisch prangte die Apfelblüthe; ein liebliches Roth färbte das sanfte Antlitz „der Rose“, es war so rein, so duftig wie das Abendroth.

Und es wurde immer wärmer in der Luft und die rosige Apfelblüthe wurde bleich in den Strahlen der Sonne und immer bleicher, und der Frühlingshauch zerstreute ihre Blättchen und wie Träume vom Winter bedeckten sie weiß den Rasen. Durchsichtiger wurde das Roth auf den Wangen „der Rose“, geisterartiger, körperloser immer ihre Gestalt wie ein Traum vom Leben.

Der Tag neigte sich und die Sonne sandte ihre letzten Grüße auf die Erde. Wehmüthig hatte der

laue Frühlingsabend jede Seele gestimmt, wehmüthig zuckte es in Alfreds Brust. Er saß in der Gartenlaube, sanft mit dem Arme stützend die Geliebte, die bleich und stumm an seiner Seite lehnte. Träumerisch sah er in ihr dunkles, sehnendes Auge und dann wieder, Gram im Blick, hin nach dem Himmel und nach der untergehenden Sonne. Ach, war ja auch die Sonne seines Lebens im Untergehen. Ein leiser Seufzer entwand sich plötzlich ihrer Brust und matter sank ihre Gestalt in seinen Arm. Angstvoll blickte er sie an, doch schön und lieblich, wie seit langem nicht, strahlte ihr Antlitz von einem sanften, milden Roth; ach, und schon wagte er wieder zu hoffen, schon träumte er von Genesung. Liebevoll neigte er das Haupt und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Sie waren kalt und starr. Auf den Schwingen des Abendroths war der Todesengel herabgekommen und sanft verklärte sein letzter Schein die lieblichen Züge der Leiche.

Alfred sah ruhig auf die hingesunkene Gestalt, kein Schmerzenslaut kam über seine Lippen. Immer noch saß er unbeweglich den schönen Traum seines Lebens fest in den Armen haltend, als könnt' er ihn entreißen der Vernichtung. Aber der Traum war aus, die Menschen hatten ihn gestört; ihn endete kein Morgen, kein Sonnenaufgang, dunkle schmerzenvolle Nacht folgte endlos auf ihn.

Fern vom Orte in der Nähe des Flusses, der leise durch das Schilf sich windet, wo der morsche Weidenbaum steht, hebt sich einsam ein Hügel. Ein einfacher Rosenstock ziert ihn und leise flüsternd säuseln die Frühlingslüfte hin über dem Grabe der Rose von Saron.

Der Arsenik als Genußmittel.

(Aus Freiherrn v. Bibra's kürzlich erschienener Schrift: „Die narkotischen Genußmittel und der Mensch".)

Der weiße Arsenik, das Giftmehl, die arsenige Säure, ist ein allgemein bekanntes und gefürchtetes Gift. Der größte Theil aller Vergiftungen, bei welchen Absicht und ein verbrecherischer Wille zu Grunde liegt, werden mit Arsenik begangen, trotzdem, daß dessen Spuren ziemlich leicht sich im Körper nachweisen lassen und daß es eine Menge anderer Gifte gibt, welche viel schwerer in der Leiche des Vergifteten aufzufinden sind. Aber der Arsenik ist das am allgemeisten bekannte Gift, und weil Jedermann seine gefährlichen Eigenschaften kennt und man sich denselben, trotz aller Verbote, doch immerhin unter allerlei Vorwänden zu verschaffen vermag, so greift der Verbrecher doch stets wieder zum Arsenik. Es klingt nach allem Diesem fast fabelhaft, wenn man hört, daß eine nicht unbedeutende Menge von Menschen absichtlich Arsenik essen und sich wohl dabei befinden. Aber dennoch ist es nicht anders, und es geschieht dieß hauptsächlich in den Gebirgsgegenden von Oesterreich, in Steyermark namentlich im Salzburgischen und in Tyrol. Der Zweck, warum es geschieht, ist ein doppelter. Einmal, und dieß nähert sich gewissermaßen dem Gebrauche, den man von der Coca und in einigen Fällen auch vom Opium und vom Haschisch macht, um beim Bergsteigen einen leichten Athem zu haben, um sich, wie die Bergbewohner sagen, „lüftiger" zu machen. Alle Erfahrungen treffen dahin zusammen, daß dieß wirklich der Fall ist, aber wie es zugeht, ist jetzt noch ein Räthsel, für welches man, so viel mir bekannt, nicht einmal eine Theorie erfunden hat. Man kann annehmen, daß unter ungünstigen Verhältnissen ein Mensch durch 1 Gran Arsenik sterben kann, eine größere Dosis ist immer sehr gefährlich. Jene Bergbesteiger aber nehmen ihn in Dosen zu 4 und mehr Gran. Man erfährt nicht viel über die Spezialitäten der Angewöhnung und der Art und Weise des Nehmens überhaupt; denn fast alle Arsenikesser verheimlichen den Gebrauch des Mittels, wozu sie wohl durch verschiedene Gründe bewogen werden. Eine religiöse Bedenklichkeit, sich eines so abnormen Mittels zu bedienen, vielleicht auch die Furcht vor dem Gesetze, da der Besitz des Arseniks verboten ist, bei den Arsenikessern der zweiten Klasse auch Eitelkeit mögen sie vorzugsweise bestimmen, verschwiegen zu seyn. Was man weiß, ist, daß die Bergbewohner entweder den Arsenik in einem ganzen Stückchen in den Mund nehmen und ihn, ähnlich wie Kandiszucker, langsam zergehen lassen, oder sie streuen ihn gepulvert auf Speck oder Brod und essen ihn auf diese Weise. Meist beginnen sie mit einem Achtel oder Viertel Gran und nehmen diese Menge einige Mal in der Woche, und das längere Zeit, um sich daran zu gewöhnen, wie sie sagen. Anfängern erleichtert diese Gabe schon bedeutend das Bergsteigen. Nach und nach werden größere Mengen genommen, und es soll ganz überraschend seyn, wie solche Menschen, schwer belastet, die steilsten Anhöhen flüchtig besteigen, ohne die mindeste Athmungsbeschwerde zu empfinden. Man hat Beispiele von Leuten, die ein hohes und kräftiges Alter erreichten und für jede Dose 4 Gran Arsenik nahmen. So wird von Tschudi ein Bauer angeführt, der 40 Jahre lang Arsenik in der angegebenen Quantität nimmt und sich dabei ganz vollkommen wohl befindet. Er erlernte die Gewohnheit von seinem Vater, und seine Söhne werden in seine Fußstapfen treten. Der zweite Grund, warum Arsenik gegessen wird, ist der, um ein gesundes und wohlbehäbiges Aussehen zu bekommen und robust

und kräftig zu scheinen. So nehmen häufig junge Leute beiderlei Geschlechts aus Liebe Arsenik, nicht im tragischen oder poetischen Sinne, um vereint sich im Tode wenigstens angehören zu dürfen, wie romantische Subjekte sich bisweilen auszudrücken pflegen, sondern ganz ordinär, um fett zu werden. Keine Idee von einer „matten Limonade.“ Aber Michel ist verzweifelt mager und unscheinend, und trotz seiner übrigen guten Eigenschaften zieht Liese doch den vierschrötigen Seppel vor. Man liebt im Gebirge die Derbheit. Da greift Michel zum Arsenik, nicht um den Nebenbuhler aus dem Wege zu schaffen, sondern um das Gift selbst ganz gemüthlich auf Speck zu verspeisen, und schon nach einigen Wochen ist er rund und blühend geworden, hat rosige Wangen und das behäbigste Ansehen. So toll dieß klingt, ist es doch unleugbare Wahrheit; aber es treten auch nicht selten traurige Folgen ein, und erst auf dem Todtenbette erfahren dann meistens die Geistlichen den Mißbrauch, welchen das unglückliche Opfer der Eitelkeit mit dem gefährlichen Gifte getrieben. So erzählt ebenfalls Tschudi einen Fall, wo ein sonst gesundes, aber blasses und schmächtiges Mädchen, um ihrem Liebhaber zu gefallen, Arsenik nahm. Am Anfang ging Alles gut, die gewünschte Fülle trat ein, und die Wangen der Eitlen wurden rund und blühend. Aber, mit den Erfolgen nicht zufrieden, steigerte sie die Dosis bis zur unverständigen Höhe, erinnere ich mich recht, bis zu 10 Gran, und starb eines jammervollen Todes unter allen Anzeichen einer Arsenikvergiftung.

(Schluß folgt.)

Am Weihnachts-Abend.

Es strahlt der Baum von bunten Kerzen
Und ruft die Wundernacht zurück,
Wo allen glücksbedürft'gen Herzen
Erschien des Himmels schönstes Glück:

Das Glück der Eintracht und der Liebe,
Des reinen Herzens Heiterkeit,
Und, wenn uns nichts hienieden bliebe,
Einst hohe Himmels-Seligkeit.

Wir feiern jetzt durch uns're Gaben
Das einzig hohe Wiegenfest
Des göttlich reichen Wunderknaben,
Der uns das Schönste hoffen läßt.

Ein Jeder reicht mit Lieb' und Milde,
Was er besitzt dem Andern dar:
Und so wird uns im schwachen Bilde
Der Welt-Geheimniß offenbar.

Wir fühlen es: das schönste Leben
Enthält sich in der Liebe nur.
Drum laß uns lieben, laß uns geben,
So zeigt sich uns der Gottheit Spur.

Julius Gustav Adolph.

Mannigfaltigkeiten.

Einige Blätter haben die Nachricht von einem im nächsten Jahre erwarteten ungewöhnlich großen Kometen gebracht. So sicher ist indeß die Sache nicht. Vielmehr beruht die Erwartung auf bloßen, wenn auch ziemlich berechtigten Vermuthungen der Astronomen, die aber über die Zeit seiner Ankunft zwischen den Jahren 1856 bis 1860 schwanken. Der Sachverhalt ist nach einem Artikel in Webers illustrirtem Kalender in Kürze folgender. In der Mitte des Jahres 1264 erschien einer der größten in der Geschichte erwähnten Kometen. Europäische und chinesische Geschichtschreiber jener Zeit preisen seine Größe und seinen Glanz. Sein 100° langer Schweif hatte die Gestalt eines krummen Säbels. Er verschwand am 2. Okt. jenes Jahres, in der Todesnacht des Papstes Urban IV., welche Ereignisse man natürlich zu einander in Beziehung setzte. In den ersten Monaten des Jahres 1556 wurde wieder ein Komet sichtbar, der, wenn auch nicht ganz so hell als der Komet von 1264, doch ein großes und glänzendes Gestirn war. In Europa wurde er bis gegen Ende April gesehen, während er den chinesischen Beobachtern erst am 10. Mai entschwand. Schon sehr frühe, im Anfange des 18. Jahrhunderts, suchten Astronomen die Bahnen dieser beiden Kometen zu bestimmen und alle wurden zu dem Schluß geführt, dieselben seyen identisch, d. h. es liege eine zweimalige Erscheinung desselben Kometen vor. Man berechnete seine nächste Wiedererscheinung auf das Jahr 1848. Neuere Untersuchungen während des letzten Jahrzehntes, bei denen eine größere Anzahl Notizen über den Lauf des Kometen im Jahr 1264 und 1556 aus europäischen und chinesischen Schriftstellern benützt werden konnten, haben in jenen ersten Berechnungen mehrere bedeutende Fehler nachgewiesen und als mittleren Termin der nächsten Wiedererscheinung des berühmten Kometen den August 1858 gefunden, jedoch so, daß wegen der mangelhaften Notizen der Termin um zwei Jahre zu früh oder um zwei Jahre zu spät angenommen seyn könne. So ganz unbedenklich können wir also das vor der Thüre stehende Jahr noch nicht ein Kometenjahr nennen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 308 Donnerstag, 27. Dezember 1855.

Sankt Heinrich.

(Schluß.)

Und da sie Alle hinaussahen von Erden in die Nacht — da schwand Etwas über dem strahlschimmernden Wunderbaum hinauf, wie zwei Lichtstreife, die sich umschlangen. Die schwanden stets höher und höher empor — und weiter fort und hinauf, bis sie vernebelten und verschwanden.

Die Lichtstreife waren des Heinrich's Seele und die der Irmentraud, die sie zu Gottes Himmeln entführte.

Ueber das Alles rann süßheiligstes Entzücken in die Herzen der Bauern, der Fischer, ihrer Weiber und Kinder und des Fährmanns.

Den Bruno aber überlief's in Schauer und Wonne zugleich. Denn er wagte es nicht, all das Wunder zu deuten, wie er sich sehnte.

Da erhob sich der Aelteste von Denen rings, schritt zum Bruno hinan und sagte: Du siehst und bist dennoch in Zweifeln. Du möchtest fragen und bekennen und find'st das rechte Wort nicht. Aber du meinst, es sey mit Allem zu spät. Sag' nichts! Denn wir wissen Alles! Der da liegt, hat dir im Leben noch vergeben und verzieh'n. Was du aber siehst, ist ein Zeichen und ist die Verzeihung des Himmels, das du der frommen Jungfrau Herz gebrochen. Ihre Seel' hat mit der des Heinrich ihr Flehen vereint. Da hat Gott ihr Gebet erhört, daß der Baum glänzt und strahlt und daß die Engel niedergestiegen sind. Die bringen dir frohe Botschaft. Hörst du denn nicht und glaubst du noch nicht, was sie flüstern? Dir ist verziehen, Bruno v. Steineck."

Da erhob der Bruno langsam seine Arme, sah mit nassen Augen empor und lauschte und konnte nimmer zweifeln — aber er konnte nicht sprechen, hoch schlug ihm sein Herz, wie in wildem Kampf mit einer argen Macht, die aus seiner Seele gebannt würde und die nicht ablassen wolle. Dann war's, als ob der Engel zu Haupten seine lichtweiße Hand senke, und als ob er in unwiderstehlicher Gewalt hernieder deute: Da ward es mit einemmale selig, friedlich und ruhig im Herzen, das da kämpfte und rang — und als Die rings hinsahen, da war's — als ob vom alten Bruno etwas hinwegschwebe.

Aber es war kein Lichtstreif — sondern war etwas Düsteres.

Das zog auch nicht empor zu den Himmeln, sondern über Alle hinweg, die da waren, stille Schauer verbreitend, hinaus und entlang, fort und fort über See und Lande hinweg, schwärzer als die Nacht. So zog's und schwand es dahin auf der Fahrt, eine neue Heimath zu suchen in eines andern Menschen Brust.

Wißt Ihr was das war?

Das war die Schuld — —

Lange kniete der Bruno.

Nächst überkam's ihn wundersam, also daß er sich erhob; und in unsäglicher Sehnsucht triebs ihn zu des Freundes Leiche. Auf die beugte er sich nieder und drückte den Kuß der Versöhnung auf die selig lächelnden Lippen des Heinrich.

Da war's, als zuckten sie leise.

In heiligstem Befremden sah der Bruno auf, breitete seine Arme, daß sie den verklärten Freund umschlossen, und in brechender Lebenskraft sank er leise am Pfühl darnieder.

Sein Haupt lehnte auf Heinrichs Herzen.

So lehnte er da, wie in tiefst seligen Sinnen.

Der Sturm hatte verathmet. Die Gloria des Baumes verglomm in sternbesäeter klarer Nacht — die Zeit entschwand — und der Bruno lehnte noch immer an des Freundes Brust.

Als sie hintraten und ihn tröstend ansprachen — antwortete er nicht mehr.

Denn sein Herz hatte aufgehört zu schlagen —

An des Freundes Brust hatte er seine Seele ausgehaucht.

Das ist die Kunde von Sankt Heinrich und wie dem Bruno für schwere Schuld Vergebung wurde.

Des nächsten Tages legten sie den Heinrich zu Grab im Kirchlein. Den Bruno gruben sie in den Friedhof.

Da ruhen sie Beide bis zu seliger Urständ.

Die Seelen Derer, die gut waren, wohnen in

den Himmeln. Den Reuigen bleiben sie nicht verschlossen.

Der Baum stand noch gar lang. Dann ward er recht alt und morsch, und da neigte er sich stets mehr gegen das Kirchlein, wie in Sehnsucht nach dem Heinrich.

In einer stürmischen Nacht glänzte er noch einmal auf. Am Morgen aber war er umgesunken.

Nun ist er längst verkommen.

Aber das heilige Licht, so ihn erhellte, ist nicht verglommen in den Herzen der Menschen — nicht im stillen Dörflein — nicht weitaus in der Welt.

Das ist das Licht des Christenthums.

Der Arsenik als Genußmittel.

(Schluß.)

Während Jene, welche den Arsenik der leichteren Respiration beim Bergsteigen halber essen, sich weniger an gewisse Zeiten binden, sondern beim Beginne der Wanderung ihre Dose nehmen, beobachten Die, welche ihn konsumiren, um ein behäbigeres Aussehen zu erlangen, meist eigene Perioden, indem sie sich nach dem Mondwechsel richten und gewöhnlich beim abnehmenden Monde nur sehr spärliche Gaben oder gar nichts nehmen. Dieß ist aber fast Alles, was man Näheres über den Gebrauch weiß. Ob am Anfange nicht gelinde Symptome von Vergiftung auftreten, natürlich aber verheimlicht werden, ist nicht bekannt. Hat aber das Individuum sich einmal an den Arsenik gewöhnt und nimmt denselben in nicht allzugroßen Mengen fort, so treten keinerlei üble Erscheinungen ein, und bei einem blühenden Aussehen erfreuen sich solche Menschen meist wirklich einer guten und dauerhaften Gesundheit. Es ist hier kaum darauf hinzudeuten, wie in manchen Krankheiten der Arsenik wirklich mit dem besten Erfolge gegeben wird, denn ich glaube, daß auch hier der eigentliche physiologische Grund der Wirkung kaum klar entwickelt ist. Aber ganz eigenthümlich ist die Erscheinung, daß, wird das Arsenikessen, wenn man einmal daran gewöhnt ist, allzu lange ausgesetzt, Erscheinungen eintreten, die viel Aehnlichkeit mit einer Arsenikvergiftung haben, und daß diesen nicht anders zu begegnen ist, als eben wieder durch Arseniknehmen. Es zeigt sich in solchen Fällen ein großes Unbehagen und bei einer vollkommenen Gleichgültigkeit gegen Alles, was den Kranken umgibt, eine ängstliche Sorgfalt für sich selbst, dann Mangel an Appetit, vermehrte Speichelabsonderung, Krämpfe, Leibschmerzen, Verstopfung und Athembeschwerden. Ganz überraschend schnell erreichen aber alle diese Symptome ihr Ende, wenn wieder die gewohnte Dosis Arsenik genommen wird. Man kann sagen, daß es noch einen dritten Beweggrund gibt, weßhalb gewisse Menschen Arsenik nehmen. Es sind Dieß jene Hüttenleute, welche in Arsenikwerken arbeiten, und die zum Theil sich durch kleine Mengen Arsenik auf die Atmosphäre vorbereiten, in welcher sie sich später aufhalten sollen. Der Direktor eines Arsenikbergwerkes nimmt, nach den Berichten von Tschudi, täglich 3 bis $3\frac{1}{2}$ Gran Arsenik, und zwar des Morgens zum Kaffee. Er ist dabei frisch und gesund und gibt seinen neuen Arbeitern Anleitung, wie sie sich durch vorhergehenden Arsenikgenuß gegen das Gift schützen können, welches sie später einathmen müssen. Es ist in der That kaum möglich, in einem Arsenikwerke sich längere Zeit zu bewegen, ohne verhältnißmäßig bedeutende Mengen des allenthalben in der Luft suspendirten Staubs zu verschlucken und denselben sowohl in die Lungen als auch in den Magen zu bringen. Aber die Erfahrung hat bewiesen, daß die Arbeiter, welche einmal die erste Zeit überstanden haben, meist ein gesundes und blühendes Ansehen besitzen und unbeschadet ihrer Gesundheit auch in der Folge ihrem Geschäfte vorstehen können. Es geht hieraus wieder hervor, daß man sich allmählich an eine gewisse Menge Arsenik gewöhnen kann, ohne nachtheilige Folgen zu empfinden, und daß sogar ein gewisses körperliches Wohlbehagen nach dem längeren Genuß desselben eintritt, welches sich durch eine frische Gesichtsfarbe und vermehrte Körperfülle kund gibt. Die Erfahrung, welche man an Thieren gemacht hat, bestätigt Dieß vollkommen. In Wien bekommen fast alle Herrschaftspferde Arsenik. Man mengt ihn entweder in Gaben von 3 bis 4 Gran gepulvert unter das Futter oder bindet ihn in einem Stückchen Leinwand an die Stange des Gebisses. Meist geschieht aber Dieß ebenfalls, wie es die Arsenikesser im Gebirge thun, bei zunehmendem Monde. Auch Pferde, welche Lastwagen über steile Gebirge ziehen müssen, erhalten Arsenik. Im ersten Falle werden die Thiere fett, haben eine glänzende Haut und schäumen stark, was bekanntlich für eine Zierde gilt, im andern ziehen sie mit Leichtigkeit ihre Last bergaufwärts, ohne den Athem zu verlieren. Ganz also wie beim Menschen. Auf ähnliche Weise gibt man in einigen Gegenden Oesterreichs dem Mastvieh Arsenik, wodurch es ebenfalls rasch zunimmt und wohlbeleibter wird, als bei gewöhnlichem Futter; indessen soll das Gewicht der auf solche Art gemästeten Thiere nicht ihrem äußeren Ansehen entsprechen, und die Fleischer sind beim Kaufe vorsichtig, wenn man den Bauer im Verdachte der Arsenikmast hat. Daß man Gänsen, welche man mästen will, Spießglanz unter das Futter mengt, ist bekannt; auf gleiche Weise gibt man in Frankreich an manchen Orten den Pferden Spießglanz, um sie gutgenährt aussehen zu

machen. Wahrscheinlich ist auch hier Arsenik das wirkende Prinzip, indem der rohe Spießglanz (Schwefelantimon) fast immer gewisse Mengen Arsenik enthält. Genau wie beim Menschen fallen alle diese Thiere, wie man zu sagen pflegt, rasch vom Fleische, sie werden schnell mager und hinfällig, erhalten sie keinen Arsenik mehr. In physiologischer Beziehung kann bloß vermuthet werden, daß der Arsenik, in kleinen Dosen gegeben, den Stoffwechsel verlangsamt; dieß kann gewissermaßen sowohl das Fettwerden der Individuen, welche ihn nehmen, erklären, als auch die leichtere Respiration. Wie man sich aber eben an ein korrosives Gift gewöhnen kann, scheint vorläufig immer unerklärbar. Denn daß der Arsenik korrosiv ätzend wirkt und heftige Entzündungen des Magens und der Eingeweide hervorruft, zeigen fast alle Leichenbefunde durch Arsenik vergifteter Personen. Tritt vielleicht durch den anfänglich in geringen Quantitäten genommenen Arsenik eine Verdickung der Schleimhäute ein, welche schützend gegen die spätere größeren Mengen auftritt und die texturzerstörende Wirkung des Giftes hemmt? Sektionsbefunde an alten Arsenikessern, welche nachweisbar nicht in Folge ihrer Gewohnheit gestorben sind, müssen hier ohne Zweifel Anhaltspunkte geben, an welche sich sehr wahrscheinlich erfolgreiche weitere Forschungen knüpfen ließen. Wir beschließen den Artikel über diesen eigenthümlichen Gebrauch des Arsenikessens mit einer nicht weniger auffallenden Notiz über das Sublimatessen der Türken. Der Sublimat, eine Verbindung von Chlor und Quecksilber, ist ein nicht viel weniger heftiges Gift wie der Arsenik und wird dennoch von alten Opiumessern in der Türkei, bisweilen in unglaublichen Dosen, ohne Schaden verschluckt, angeblich um die üble Nachwirkung des Opium zu modifiziren. Landerer (Hofapotheker in Athen) hat hierüber höchst interessante Berichte gegeben, welche das Faktum unleugbar erscheinen lassen. Auch hier läßt nur ein sehr allmählich steigender Gebrauch die späteren mächtigen Mengen vertragen, aber das Wie ist bis jetzt in denselben Schleier des Geheimnisses gehüllt, wie es beim Genusse des Arseniks der Fall ist, und es läßt sich nur vermuthen, daß die Lösung des Räthsels sich in beiden Fällen sehr ähnlich sehen würde.

Eine seltene Naturerscheinung.

Wir entnehmen dem „Courrier du Nord“ folgende Beschreibung eines Phänomens, welches ein Veterinär-Arzt, Namens Crasquin aus Seburg, diesem Blatte zugehen ließ: Am 5. d. M., Abends gegen 6 Uhr, bemerkte ich zwischen Orsenval und Jenlain, auf der Straße von Quesnoy nach Valenciennes, südöstlich, von Villerspol kommend, eine sehr niedrig ziehende, rauch-schwarze Wolke. Der Tag neigte sich und einige Regentropfen mahnten mich, daß es Zeit sey, meinen Cautschuk-Mantel umzuhängen. Als ich ihn aufrollte, bemerkte ich an ihm leuchtende Streifen; ich hatte jedoch kaum Zeit, mich zu umhüllen, als ein Sturm von Hageln, Schnee und Regen losbrach. Zu sehen vermochte ich in diesem Augenblicke nichts; Himmel und Erde waren verschwunden und hatten der tiefsten Finsterniß Platz gemacht.

Auf einmal gewahrte ich, daß die Spitze meiner Reitpeitsche ganz im Feuer war, ich griff danach, weil ich es für irgend einen leuchtenden Käfer hielt — aber denken Sie sich mein Erstaunen, alle Finger meiner Hand, an welcher ich einen Pelzhandschuh trug, funkelten und leuchteten wie Lichter, die, jedoch nicht hörbar, knisterten.

Ich erkannte ein elektrisches Phänomen. Ich blickte vorwärts; noch größere Verwunderung: die Ohren meines Pferdes leuchteten gleichfalls im reinsten Lichte und dienten mir, bei der herrschenden Dunkelheit, als Leuchtthürme; besonders ging das Licht von den inneren langen Haaren und den Ohrenspitzen aus. Der Zaum, der ganze Vordertheil der Mähne, die Stirnhaare, waren Ein Funkeln. Das Phänomen nahm immer zu; in diesem Augenblicke glaubte ich mehr als ein gewöhnlicher Sterblicher zu seyn; mein wollenes Halstuch bildete ein prachtvolles goldfarbenes Halsband.

Dabei blies der Wind immer stärker und trieb mir eine Menge Dinge an den Körper, deren Beschaffenheit ich für den Augenblick nicht unterscheiden konnte. Ich wollte meine Kapuze über den Kopf ziehen, aber bei dieser Bewegung erschrack das Pferd vor der Spitze meiner Peitsche so sehr, daß ich den Versuch nicht zu wiederholen wagte. Ich nahm daher die Gerte in den Mund und hob beide Hände in die Höhe, um mich zu bedecken und zugleich schienen meine Hände in Brand zu gerathen. Ein Schnur-Ende, womit man die Kapuze zuzieht, welches in der Luft flatterte, war ebenfalls fortwährend leuchtend. Dieß Alles dauerte fort, bis ich den mit Bäumen bepflanzten Abhang erreichte. Ich hatte so 1 Kilometer durchlaufen, wobei ich bemerkte, daß meine abwärts hängenden Hände nicht erleuchtet waren, aber daß sie — was ich mehrmals versuchte — sogleich funkelten, wenn ich sie in die Höhe hob. Dieses elektrische Leuchten verschwand plötzlich, nachdem es vorher etwas schwächer geworden war. Hundert Schritte weiter, als die Finsterniß nachgelassen hatte, bemerkte ich erst, daß ich mit einem weißen Mantel bedeckt war, es war gefrorener, festsitzender Schnee.

Auch von anderen Seiten wird diese Natur-Erscheinung ebenso erzählt.

Chicago in Illinois, der größte Getreidemarkt in der Welt.

Wir ersehen aus den Börsen-Berichten der New-Yorker Blätter vom 27. Nov., daß in den beiden letzten Wochen die Getreide-Verschiffungen ungemein lebhaft waren. Allein nach Großbritannien waren mehr als 400,000 Bushels Waizen aus dem Hafen von New-York versandt worden, nach Frankreich mehr als 200,000, wovon 161,000 nach Havre; die deutschen Häfen exportirten hauptsächlich Roggen, selbst nach Konstantinopel waren 8800 Fässer Mehl abgegangen. Nordamerika zieht aus der dießjährigen Getreidenoth Europas ungeheuren Profit; denn es hat einen Ueberschuß von mindestens 100 Millionen Bushels verschiedener Getreide-Gattungen abzugeben. Die vorjährige Ernte war nicht gerade knapp, aber auch nicht eben reichlich; die Zeitungen wiesen auf den orientalischen Krieg hin, folgerten, daß Europa in jedem Falle einer beträchtlichen Zufuhr benöthigt seyn würde, und riefen täglich den Farmers zu: Bestelle jeder von euch zum Mindesten einen Acre mehr als 1854 mit Getreide, insbesondere mit Waizen, und der Nutzen wird nicht ausbleiben.

Der gute Rath wurde befolgt; man hat berechnet, daß 1855 etwa eine Million Acres mehr als im Vorjahre mit Brodfrüchten bestellt worden sind; die Ernte fiel ergiebig aus, und nun sind die Vereinigten Staaten für uns geworden, was im Alterthum Aegypten für Italien war — eine Kornkammer.

Freiherr von Reden, der bekannte Statistiker, schrieb vor etwa zwanzig Jahren ein Buch über die „Getreide-Ausfuhr Deutschlands nach Nordamerika". Seitdem haben die Zeiten eine gründliche Umwandlung erfahren. Denn wir verschiffen nicht nur kein Getreide nach den Vereinigten Staaten, sondern suchen es auf, und die Regierungen senden ihre Agenten zum Einkauf nicht bloß in die atlantischen Städte, sondern bis in die Häfen an den großen Binnenseen und an den Ohio.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachten.

Weihnachts-Freude, erster Stern,
Der in uns're Wiege strahlte;
Damals schon das Bild des Herrn
Uns so lieb und freundlich malte,
Leuchte in die Zauberwelt
Munt'rer Jugend hingestellt.

Rufe du die Zeit zurück,
Wo bei kindlichem Gemüthe
Unser Herz noch lag im Blick.
An der Eltern Hand voll Güte
Noch der keimende Verstand
Lust an heitern Spielen fand.

Drum glänze immerhin,
Schmuckes Bäumchen auf dem Tische!
Und belebe frommen Sinn
Kripplein in der trauten Nische,
Was man zarter Liebe zollt,
Ueberwiegt all' Erdengold.

Wie es draußen stürmt und schneit,
Rosen blüh'n auf Kindes-Wangen
Und ein Lenz voll Seligkeit
Ist im Busen aufgegangen;
Ob ihr Stübchen noch so klein,
Ihnen scheint's ein Schloß zu seyn.

Ernst des Lebens, o wie bald
Bringst du dieses Frohsinns Ende,
Und es greifen eisig kalt
In die Brust uns deine Hände,
Ja sogar manch' junges Herz
Drücket schuldlos tiefer Schmerz.

Doch der Kinderfreund säumt nicht
Zu verbinden solche Wunden,
Und er übt die schönste Pflicht,
Sie für künftig, frohe Stunden
Froh zu schau'n, und christlich groß
Mildert er ihr traurig Loos.

Weihnachts-Freude, erster Stern!
Bleibe doch mit deinem Strahle
Keinen von den Kleinen fern,
Die im ird'schen Pilgerthale
Einsam stehen und verwaist,
Bilde sie an Herz und Geist.

Träufle Segen, laß nicht ab,
Damit Jugend Tugend finde
Von der Wiege bis zum Grab;
Nicht dein reines Licht ihr schwinde,
Reich von Engels Huld bedacht,
Feire sie die heil'ge Nacht!

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 309 Freitag, 28. Dezember 1855.

Der letzte Heller.

Erzählung von Philipp Will.

Ein kleines, bescheidenes Häuschen, und doch ein unendlich großes Weh in diesem kleinen Häuschen. Nur wenige Bewohner birgt sein Dach, und doch welche gegensätzlichen Lebendgestaltungen dieser Wenigen?

Auf dürftigem Lager ruht eine junge Frau mit kummergebleichten Zügen. Ihre Ruhe ist der Vorbote der ewigen Ruhe. Sie hat abgeschlossen mit der Erde. Jetzt will sie dem Himmel Rechnung tragen.

Zu ihren Häupten steht ein junger Mann, Verzweiflung in den Mienen, Verzweiflung in der ganzen Haltung. Er hat abgeschlossen mit der Erde. Könnt' auch er dem Himmel Rechnung tragen?

Auf dem Bette zu Füßen der Sterbenden sitzt ein dreijähriges Mädchen. Sein Auge begegnete der Mutter segnendem Auge. Noch ahnt es nicht das flüchtige Weh, das dauernde Wohl eines letzten Muttersegens, noch nicht das flüchtige Wohl, das dauernde Weh, mit denen die Welt in unser Herz einzieht, wenn der Muttersegen ausgezogen ist.

Louise, du stirbst! rief der junge Mann. Was soll aus Mathilden werden?

Ich weiß es nicht, entgegnete matt die Angeredete. Gott wird es wissen. Vom Himmel herab schau' ich auf mein Kind. Behüte du es auf der Erde. In Gottes Hut, in deiner Hut wird es eine brave Jungfrau werden. Das ist ihr bestes, einziges Erbtheil.

Die schwache Stimme ward schwächer. Während der Vater auf sein Kind blickte, hatte der Gatte die Gattin verloren. In diesem fürchterlichen Augenblicke schwand ihm der Glaube an Himmel und Hölle, schwand ihm das Bewußtseyn von der Erde. In sich, um sich fühlte er eine unbeschreibliche Leere. Mathilde schluchzte laut, aber, beraubt der eigenen Thräne, blieb er unempfänglich für fremde Thränen.

Eine leise Berührung seiner Schulter entriß ihn dieser gänzlichen Theilnahmlosigkeit.

Um Vergebung! Sie sind der junge Herr Berchold?

Der bin ich!

So sey Gottes Friede mit Ihnen und Ihrem Hause.

Der ist eingekehrt in mein Haus, nicht bei mir, entgegnete Berchold mit trübem Blicke auf die Verblichene, auf sich selbst. Doch Ihr Begehr, ehrwürdiger Vater! Wollen Sie mir Trost spenden? die Mühe ist vergeblich.

Barhäuptig, barfüßig, im härenen Gewande bot der eingetretene Mönch ein gleich trauriges Bild der Armuth, wie Berchold, aber gegenüber der gezwungenen war seine Armuth eine frei gewählte, darum gegenüber der verzweifelten Miene sein Blick ein ruhiger, und gegenüber Bercholds klangloser Stimme beseelte seine Worte eine sanfte Betonung, die von Herzen kam, nicht minder wohlthuend auf des jungen Mannes Herz wirkte, wie der Inhalt dieser Worte: Ich komme, nicht nur Trost und Hülfe zu spenden, sondern auch beide von Ihnen zu begehren für eine trostes-, hülfsbedürftige Familie.

Trost, Hülfe für mich, von mir?

Für Sie, von Ihnen. Ich habe auf dem Gerichte dreihundert Thaler für Sie hinterlegt, nur gegen Erweis Ihrer Persönlichkeit, gegen Hingabe einer Bescheinigung. Das ist die Rettung für Sie. Aber noch eine Summe von hundert Thalern haben Sie zu fordern. Die soll Ihr Edelmuth erlassen, und dadurch eine arme Familie, deren Ernährer auf dem Todtbette liegt, dem bittersten Elende entreißen.

Wach' ich? Träum' ich? O Gott! Der Schmerz hat mich bewußtlos gemacht. Lasse mich vor Freude nicht sterben! Wie wäre ich aus einem überladenen Schuldner ein Gläubiger geworden?

Sie erinnern sich wohl jener Zeiten, in welchen durch die glänzende Geschäftsstellung Ihres Vaters Sie der Welt, die Welt Ihnen günstiger war, als jetzt. Ein damaliger Betrug am Vater soll nun am Sohne zum Theile vergütet, für den Rest von ihm erlassen werden, damit er einem Sterbenden nicht auch für die Ewigkeit, wie im zeitlichen Leben, die Seele belaste. — Doch wie steht es mit dem Nachlasse?

Sehen Sie diese Leiche und dieses Kind! Sie geben Antwort auf die Frage. Da ich den Schul-

digen vor dem menschlichen Richter nicht belangen kann, will ich ihn ausklagen vor dem göttlichen Richter bis zum letzten Heller, den er meinem Kinde entziehen sollte.

Auch dort wird bald eine Leiche, eine vaterberaubte Waise seyn. Der Schuldrest, Ihnen vielleicht entbehrlicher, ist für Jene die letzte Habe. Ueben Sie Barmherzigkeit, wie einst Gott Barmherzigkeit üben möge an Ihnen, an Ihrem Kinde!

Die Vertröstung auf die Zukunft ist schal. Wann hat bisher Gott Barmherzigkeit an mir geübt? Mein Vater besaß das erste Handelsgeschäft der Stadt, ich war sein einziger Sohn und Nachfolger. Alle vertrauten ihm, wie er Allen vertraute. Als ich ein armes Mädchen liebte, verließ, verstieß mich mein Vater, und, da ich mit Louisen meine Reichthümer nicht theilen durfte, theilte sie mit mir ihre Armuth. Wie mich mein Vater verlassen hatte, verließen ihn das Glück in seinen Unternehmungen, und die Freunde seines Glückes, die nicht seine Freunde waren. Elend fand er Verpflegung bei mir, dem Elenden, der sich das Brod absparte für den Vater. Zwei meiner hoffnungsvollen Kinder starben. Meine wenige Habe verschlang eine gierige Feuersbrunst, verschlangen die noch gierigeren Gläubiger. Ich war krank, verdienstlos. Meine Gattin war nie gesund gewesen. Zu innerem Grame gesellten sich äußere Schmerzen, und jetzt erst mag der Armen wohl seyn. — Dieses Kind ließ mir Gott allein. Dieses Bett, diesen Tisch, diese zerbrochenen Stühle ließen mir die Menschen übrig, — und ich soll pochend auf die Barmherzigkeit Gottes, Barmherzigkeit üben an den Menschen?

Berthold schwieg. Dann fuhr er fort, von einem Gedanken plötzlich ergriffen: Hätte ich diese Summe eher besessen, wie ich auf ihren früheren Besitz ein Recht hatte, vielleicht lebte meine Luise noch. Leben um Leben, Gut um Gut, so heischt es das Recht.

Möge dereinst das Recht dem Betrogenen nicht schwerer auf dem Herzen liegen, wie das Unrecht dem Betrüger! Ihnen wird Ihr Recht bis zum letzten Heller.

Fünfzehn Jahre waren seit jenem Auftritte verflossen, und wie einer anderen Zeit, begegnen wir einem anderen Schauplatze unserer Erzählung. Unfern des herrlichen Triest mit seinem silbernen Meeresgürtel erheben sich stattliche Landsitze mit entzückender Fernsicht auf die Stadt und auf das Meer. Die prächtigen Lusthäuser prangen in Mitte paradiesischer Gärten, welche von kunstvollen Laubgängen durchwunden, mit Pavillons und Springbrunnen geziert, das längs des Meeresufers sich hinschlängelnde Bosketo an reizendem Wetteifer in Natur und Kunst übertreffen, wie das Bosketo bei heiteren Frühlingstagen sie überstrahlt an zahlreichem Besuche geldspendender Reichen, geldsuchender Armen. Einer dieser Sommersitze, der ganzen Einrichtung nach nur das Besitzthum eines Reichen zweiten Ranges, war wohl die Krone seiner Nachbarn durch die natürliche Lage. Hoch über der See erhaben, mit einer Aussicht seiner Terrassen, um welche ihn die Anhöhe bei Opschina desto mehr beneiden dürfte, als statt ihrer kahlen, lehmfelsigen Wände duftende Rebengelände seine sonnenstrahldurchwirkten Umfassungsmauern bildeten; ergötzte er das Auge, welches, müde des bunten Gemisches zu Wasser und zu Lande, sich erholen konnte in der grünenden Einfachheit verschwiegener Gartenlauben; ein Bild des Herzens, das, übersatt des Weltlärmens, sich gerne ergeht in der Stille der Natur, in der Stille der Selbstbetrachtung.

Es war der sanftkühlende Abend eines heißen Sommertages. Hatte das frohlockende, lockende Lied der Natursänger, hatte das Konzert der winddurchsäuselten Baumwipfel, die ihren Blätterschmuck, leise wiegend, hoben und senkten, die vornehme Welt zum Spaziergange in's Bosketo geladen? Oder war es die Sucht des gegenseitigen Bewunderns und Bewundertwerdens in der Entfaltung der Kleiderpracht gewesen? Zwei Seelen zogen dem städtischen, geräuschvollen Abendgenusse im Bosketo den stillen, reinen Naturgenuß des ländlichen Gartens vor, welcher die Kehrseite des bezeichneten Gütchens darstellte. Den Spiegel des Springquells trübte ein liebliches Mädchen durch hineingeworfene Brodkrümchen und schaute die silbergekräuselten Wellen und die goldenen, beuteschnappenden Fischchen. Unferne davon hatte sich ein junger Mann so sehr in Blumenbrechen, oder in seinen Gedanken vertieft, daß er des Abends, des Gartens, des Mädchens fast zu vergessen schien, wenn ihn das Mädchen nicht durch einen Zuruf wenigstens seiner erinnert hätte. Aber mein Gott! Bernhard! Was machen Sie denn da? Sie berauben ja das Beet aller Blumen, deren Pflege Ihnen so viele Mühe, deren köstlicher Abend-Duft so viele Freude verursacht hat?

Ich buhle mit den Fischen um die Gunst meiner Gebieterin, die ja auch Ihren nicht ohne geringe Sorgfalt selbstbereiteten Kuchen lieber den Gespielen im Wasser, als dem eigenen Munde gönnt.

Wie bitter Sie seyn können! Aber jetzt bekommen Sie auch ein großes Stück Kuchen zur Strafe. Bei diesen Worten holte unsere freundliche Sprecherin aus dem in einer nahen Laube zurückgelassenen Handkorbe ein großes Stück Kuchen hervor.

Aber —

Keinen Widerspruch! Sie essen meinen Kuchen,

ich rieche an Ihren Blumen. Wir freuen uns Beide, daß wir uns gegenseitig Freude machen konnten. Mir thut's so wohl, wenn ich von Ihnen Etwas geschenkt bekomme, oder Ihnen Etwas schenken kann.

Wie gut Sie sind!

Und wie böse Sie! Wenn ich verdrießlich war und zu Ihnen komme, heitert sich mein Gesicht auf. Doch Sie blicken gleich finster, gleich trübe, ob ich da bin oder nicht. Das ist recht häßlich von Ihnen. Und frag' ich Sie, was Sie so drückt, so vertrauen Sie mir's nicht.

Ich habe Ihnen Alles vertraut. Doch halt! Etwas hab' ich noch nicht gesagt. Achtzehn Jahre alt, bin ich noch ein ungeschicktes, unerfahrenes Ding. Ich habe lange auf dem Lande gelebt, war dann zu gut oder zu verdorben für die Lehren der ehrwürdigen Benediktinerinnen. Wenn ich mich nun albern benehme, nützt oft Ihr mißbilligender Blick mehr, als des Vaters Wort. Ich werde auch gar nicht roth, wenn ich vor Ihnen etwas Ungeschicktes thue, und erröthe doch über und über bei Anderen. Woher kommt denn das?

Mathilde!

Und wiederum, wenn der alte Buchhalter mich mit väterlichen Ermahnungen, oder gar freundlichen Blicken verfolgt und ich ihm sage, wie ich ihm gram bin, oder Andere meiner herzlichen Liebe versichere, fällt es mir so leicht, als dächte ich gar Nichts dabei. Will ich Ihnen meine Dankbarkeit für eine Zurechtweisung Ihres Auges, meine schwesterliche Zuneigung vertrauen, so fällt es mir schwer, wie eine Lüge, und doch ist's lautere Wahrheit. Oft möchte ich Sie mir zum Bruder wünschen, und oft bin ich bei diesem Gedanken namenlos traurig.

Um des Himmels Willen! Sie machen mich unglücklich.

Unglücklich, wenn ich von mir spreche? Lassen Sie sich noch einen Vorfall von heute Früh erzählen. Mein Vater ging mit dem Buchhalter im Garten spazieren, an einer Rosenstaude vorbei mit zwei herrlich aufgeblühten Rosen. Da rief er mir, die ich nicht ferne war: Mathilde! pflücke eine Rose für Herrn Weiler. Ich gehorchte meinem Vater gewiß nur, weil man seinen Eltern folgen muß, aber während des Brechens ritzte ich mich in den Finger blutig. Die andere Rose sparte ich für Sie, und als ich sie pflückte, stach ich mich nicht. Sie entbehrte der Sonnenhitze, aber sie blieb warm an meiner Brust, und statt des mittägigen Regens, der die Blumen tränkte, benetzten sie meine Thränen. Hier ist die Rose. Doch, gute Nacht, Bernhard! der Vater ruft.

Gute Nacht, Mathilde!

O Gott! rief der Jüngling aus, nachdem er allein war, deine Prüfungen sind schwer. Bleibe ich, so raube ich der Tochter meines Wohlthäters die Herzensruhe, und gehe ich, einer Mutter die unentbehrlichste Unterstützung.

(Fortsetzung folgt.)

Chicago in Illinois, der größte Getreidemarkt in der Welt.

(Fortsetzung.)

Im Anfange Novembers erschienen dergleichen am Michigan-See, in Chicago, dem größten Stapelplatze für Getreide, und schlossen so umfangreiche Käufe ab, daß durch die Hände eines einzigen Hauses nicht weniger als 1,200,000 Dollars für Waizen gezahlt wurden, der nach Europa bestimmt war. Daraus mag man einen Schluß auf die Bedeutung des Getreidegeschäftes ziehen.

Chicago ist ein Wunder; die Welt hat kein Nebenstück zu dem fabelhaft raschen Aufschwunge dieser merkwürdigen Stadt. Im Jahre 1836 wohnte auf der Prairie, die gegenwärtig von mehr als zehntausend Häusern bedeckt ist, noch kein weißer Mann; vor nun genau zwanzig Jahren wurden die ersten Blockhütten gebaut; im Juli 1855 war Chicago eine Stadt von 87,511 Seelen, und zum Schlusse dieses Jahres wird es deren mehr als 90,000 haben.

Dieser Stapelplatz liegt mehr als zweihundert deutsche Meilen von der Meeresküste entfernt an der südwestlichen Ecke des Michigan-See's, in welchen der Chicago-Fluß mündet. Ein recht gesundes Klima kann man ihr nicht nachrühmen, und die Wechselfieber haben die Stadt in einen schlimmen Ruf gebracht; aber die Handelslage ist in jeder Beziehung so ungemein günstig, daß sie nicht besser gedacht werden kann. Man hat, 1015 Fuß über dem Wasserspiegel des atlantischen Ozeans, unter 40 Grad 50 Minuten nördlicher Breite und 87 Grad 10 Minuten westlicher Länge von Greenwich, die Stadt in einem länglichen Viereck ausgelegt, und zwar in der Weise, daß sie vom Flusse in drei Theile gesondert wird. Der nördliche Arm desselben ist nur auf eine kurze Strecke schiffbar, der südliche dagegen auch für große Fahrzeuge zwei Stunden weit zugängig. Die verschiedenen Stadttheile sind durch Brücken mit einander verbunden, welche der Schifffahrt nicht das geringste Hinderniß in den Weg legen. Zu Ende 1853 hatte Chicago 15 große Avenuen, 5 öffentliche Parks, 5 Plätze, 4 Gerichtsgebäude, 183 größere Straßen und im Ganzen 9316 Gebäude. Davon waren 7627 Wohnhäuser, 379 Fabriken, 61 Kirchen, 54 Schulen, 1184 Waarenläden, 1 Theater, 3 Gymnasien, 1 Gefängniß, 7 Hallen, 3

Hospitäler und 3 Markthallen. Die Einwohnerzahl betrug 60,652; einige Monate später, im Juli 1854: 62,872, wovon 25,677 eingeborne Amerikaner und 35,879 im Auslande Geborene, zu vier Fünfteln Deutsche.

Das Anwachsen der Bevölkerung bezeichnet zugleich genau den Aufschwung, welchen Gewerbe und Handel genommen haben. Im Jahre 1840 betrug sie 4479 Köpfe, mit einem beweglichen und unbeweglichen Eigenthum von 94,437 Dollars.

	Seelen.	Eigenthum.
1845 . .	12,088	3,065,022 Doll.
1850 . .	28,269	7,220,249 „
1853 . .	60,652	16,841,831 „
1854 . .	65,872	24,394,239 „

Auf je 92 Köpfe kommt 1 Kaufmann, auf je 480 ein Holzhändler, auf je 439 ein Advokat, auf je 548 ein Arzt, auf je 1330 ein Geistlicher, auf je 747 ein Handwerker. An Volksmenge ist gegenwärtig Chicago die neunte Stadt in den Vereinigten Staaten; sie folgt nach New-York, 700,000 Seelen (in runder Summe), Philadelphia 550,000, Brooklyn (New-York gegenüber) 200,000, Cincinnati 175,000, Boston (die eigentliche Stadt) 160,000, New-Orleans 150,000, St. Louis 125,000, Baltimore 225,000, Chicago jetzt 90,000.

Im Jahre 1854 liefen 5060 Schiffe ein und 5045 Schiffe aus; und nicht weniger als 17 Eisenbahnen fanden ihren Ausgangs- oder Endpunkt in Chicago. Sie führen alle in getreidereiche Gegenden und erklären, weßhalb diese Stadt ein so wichtiger Stapelplatz für den Getreide-Handel geworden ist.

(Fortsetzung folgt.)

*** Kunst und Literatur.

Lyrische Gedichte von Moriz Graf zu Bentheim-Tecklenburg. Eine freundliche Gabe zum Besten eines Krankenhauses für den Landgerichtsbezirk Alzenau. Zweites Bändchen. Würzburg 1856. 207 Seiten in 12. Preis 1 fl.

Freudig begrüßen wir das gefällig und zierlich ausgestattete Werk, welches der durch frühere Leistungen auf diesem Gebiete rühmlich bekannte, und für das Wohl leidender Menschen unermüdlich und segensreich wirkende Verfasser dem Publikum darbietet. Unter den mannigfachen, zu schönem Kranze hier gewundenen, Blumen ist wohl keine, die, richtig betrachtet und angewendet, nicht wohlthätig und heilsam wirkte. Bald sind es mit frischem Sinne aufgefaßte Naturscenen und deren Einfluß auf das Gemüth, bald sind es begeisterte von ächt deutscher Gesinnung und Vaterlandsliebe durchdrungene Klänge, und bald die innig gefühlten Ausdrücke kindlicher Ergebenheit in den Willen des Höchsten, und mannhaften Muthes in Erduldung der Leiden, die uns in reichem Wechsel hier begegnen und zum Herzen sprechen.

Auszüge und Proben zu geben, verbietet uns der Raum. Nur auf Einiges, das uns vorzüglich gelungen erscheint und worin wir einen künstlerischen Fortschritt des Verfassers wahrzunehmen glauben, möchten wir noch aufmerksam machen; so besonders auf die „Bilder des Lebens“ S. 98 — 113.

In 16 wohlgefügten Sonetten, die eben so viele scharf markirte allerliebste kleine Gemälde bilden, gibt uns der Verfasser eine Selbstbiographie von der Geburt bis zur Gegenwart. Aus allen spricht eine unumwundene, oft rührende Aufrichtigkeit, ein bereitwilliges Verzeihen feindlicher Bestrebungen, ein Anerkennen, daß Leiden und Entbehren eine harte, aber gute Schule sey, eine demüthige Dankbarkeit für alles vom Himmel verliehene Glück.

In dem Gedichte S. 76 „An den Grafen Radetzky“ müssen wir der glücklich überwundenen schwierigen Form der Sestine alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

So möge denn reicher Segen dieser lieblichen Gabe zu Theil werden, die wir allen Freunden der Poesie, und besonders den wohlwollenden edeln Beförderern wohlthätiger Anstalten aufs Wärmste empfehlen.

Mannigfaltigkeiten.

[Vorsichtige Liebe.] Wenn ich um eine junge Dame werben will, die ich wenig kenne, wie habe ich's anzufangen, mich von ihren Fehlern zu unterrichten?

Antwort: Lobe sie nur vor ihren Freundinnen und weiblichen Bekannten.

Das Eis bildet in mehreren Theilen der Vereinigten Staaten einen wichtigen Handels- und Export-Artikel. Im Jahre 1854 wurden davon 158 Millionen (156,500 engl. Tonnen) ausgeführt. In Neu-England beschäftigt dieser Handels-Zweig 10,000 Menschen und berechnet man das in den Vereinigten-Staaten im Eis-Handel verwendete Kapital auf etwa 35 Millionen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 310 Samstag, 29. Dezember 1855.

Der letzte Heller.

(Fortsetzung.)

Wenn der alte Berchold durch einen stärkenden Mittagsschlaf sich von seinen Geschäften und von der drückenden Hitze erholt, war ihm der liebste Uebergang zu neuen Anstrengungen ein Gespräch mit seinem schönen, braven Töchterchen, wie er scherzweise Mathilden nannte. Da verweilte er in halb liegender Stellung auf dem Ruhebette, und ihm zu Füßen auf dem Schemel saß unsere Heldin. Da plauderten sie von Angelegenheiten des Hauses, des Herzens, von frohen und ernsten Erinnerungen der Vergangenheit, von kleinen und großen Sorgen der Zukunft. Doch dießmal war des alten Berchold Stirne so gefaltet, als gelte es der wichtigsten Handelsangelegenheit, und seine Stimme klang so ungewohnt zärtlich, daß dieser Anschein schon in den ersten Worten seine Widerlegung fand.

Mein gutes Kind! begann er nach einer Pause, in welcher er Mathilden mit sichtlichem Wohlgefallen betrachtete: War ich dir bisher ein sorgsamer, liebevoller Vater?

Du fragst so seltsam. Wollte Gott, ich wäre dir immer ein Kind gewesen, wie du mir ein Vater warst.

Und glaubst du, daß ich dir dieß noch fernerhin seyn werde?

Wozu dieß glauben? Ich weiß es ja gewiß.

So ist es auch. Siehe, oft schon machte mir deine Zukunft bange Sorgen. Du hast ein so gutes Herz.

Und das macht dir Sorge für die Zukunft? Ich dachte stets, Eltern von mißrathenen Kindern zitterten vor deren Zukunft, und begreife dich nicht.

Du bist eine Tochter, wie sie sich kein Vater besser wünschen könnte, aber für die Welt bist du gar Nichts. Wenn mich heute Gott zu deiner Mutter ruft, ich könnte mit vaterfreudigem Auge auf deine Vergangenheit, aber nur mit schmerztrübem Blicke in deine Zukunft von dir Abschied nehmen, hätte sich nicht ein zweiter Vater, ein Gatte für dich gefunden. Herr Weiler hat mich um deine Hand gebeten, will dich um Hand und Herz bitten. Er ist ein erfahrener Weltmann.

Was nützt mir ein zweiter Vater, den ich nicht mag, so lange ich meinen ersten unendlich lieb habe? was den erfahrenen Weltmann ich unbedeutendes Ding, das kein Weltkind ist? was den klugen, alten, häßlichen Weiler ein dummes, junges, nicht ganz unhübsches Mädchen? — Ich muß lachen.

Eitles Kind! Wer sagt dir, daß du hübsch bist?

I nun die Herren auf dem Balle.

Die Herren auf dem Balle lügen.

Lügt auch der Spiegel, in den ich schauen muß, wenn ich meinen Kopfputz zurecht setze?

Der Spiegel nicht, allein das Auge, welches in den Spiegel sieht, belügt sich selbst.

Die Herren lügen, mein Auge lügt. Lügt denn auch Väterchen, wenn es sagt: mein schönes, braves Töchterchen?!

Mathilde! entgegnete Berchold, indem er hinter einer Mahnung ob seines verletzten, väterlichen Ansehens ein unwillkürliches Lächeln zu verbergen suchte: genug des Scherzes zu so ernster Stunde. Ich will nicht, daß dem Jaworte sogleich die That folge. Wir waren arm, sehr arm. Weiler danke ich fast mehr den Erwerb, mir mehr den Zusammenhalt meines nicht unbedeutenden Vermögens, und wie er dem Vater ein zuverlässiger Freund war, wird er um so mehr der Tochter ein treuer Gatte seyn, je inniger durch das neue Verhältniß die Persönlichkeiten sich einen, die Interessen eins werden. Vergönne mir die süßeste Hoffnung. Ich werde dir Zeit zu ihrer Erfüllung gewähren.

Hätte Berchold seine Worte nicht beendet, er wäre durch einen Thränenstrom unterbrochen worden, der den Augen seiner Zuhörerin entstürzte. So rasch hatte sich das Lachen in Weinen verwandelt.

Mein Kind! rief er, bang ahnend: solltest du deinem Vater ein Gefühl verheimlicht haben, welches du dem Gegenstande des Gefühles geoffenbart hättest?

Laß mich aufrichtig seyn, Vater! ich glaube, daß mein Herz bräche, wenn ich es Herrn Weiler geben müßte, und daß noch Jemanden das Herz mit bräche.

Wer ist dieser Jemand?

Bernhard Wolmy.

Bernhard Wolmy. Hast du ihm deine Neigung vertraut?

Konnt' ich das? Will ich mit ihm von seiner Traurigkeit reden, so wird er nicht glücklich. Spreche ich von mir selbst, so wird er gar unglücklich.

Edler junger Mann! — Hast du nicht bedacht, mein Kind! was dir Wolmy bieten kann? Wolmy ist bei allen seinen trefflichen Eigenschaften ein Verschwender, und was noch schlimmer ein heimlicher Verschwender. Andere sparten sich bei mir hübsche Sümmchen, oder man kannte wenigstens die Vergnügungen dieser Herren. Bei Wolmy ist dieß nicht der Fall. Ueberlasse es meinem erfahrenen Alter, Schlüsse zu ziehen, deren Ahnungen deine schuldlose Jugend vergifteten.

Herr Berchold fühlte den Widerspruch zwischen seinem ersten, unwillkürlichen Ausrufe der Verwunderung und den folgenden wohl überlegten Verdächtigungsgründen von Bernhard's Charakter. Mathildens fieberhafter Aufregung, ihrem blinden Vertrauen auf des Vaters Wort entging dieser Widerspruch.

Vater! rief sie zu seinen Füßen: war es Sünde, Bernhard zu lieben, ohne dein Wissen, ohne dein Wollen; die Sünde war so reizend. Ich will nicht mehr zu ihm sagen: lieber Bernhard! sondern: böser, häßlicher Bernhard! laß ihn mir nur gut, rein denken!

So gut, so rein, wie du bist. Sey es, wenn dich dieser Gedanke tröstet, du gutes Kind! Aber opfere deinem dauernden Glücke einen augenblicklichen Schmerz!

Während dieses Auftrittes ereignete sich eine Scene ganz anderer Art in Weilers Zimmer. War vielleicht der treue Freund und zuverlässige Diener, der künftige Schwiegersohn und Gatte von hoffender Freude, von spannender Unruhe ergriffen? O nein! Die Ruhe ward ihm nicht durch solche Gefühle der Liebe und Dankbarkeit, sondern durch einen Zufall gestört, der gerade das Gegentheil bekundete. Seiner Eitelkeit war der Goldfisch gewiß, aber sie warf auch Netze aus nach den Fischen geringerer Art. —

Seine Gedanken beschäftigten sich mit Planen zu wichtigen Unternehmungen als künftiger Theilhaber des Geschäftes. Da pochte es leise an der Thüre. Ein ärmlich gekleidetes Mädchen trat schüchtern ein. Um Verzeihung! stotterte sie verlegen: ich werde irre gegangen seyn, da ich Herrn Berchold zu sprechen wünschte.

Wenn du in Geschäften zu ihm wolltest, freilich, mein holdes Kind! Sind es andere Angelegenheiten, z. B. die Bitte um eine kleine Unterstützung, so sprich zu mir, wie zu Herrn Berchold!

O mein Herr! Ihre zutraulichen Worte flößen mir Zutrauen ein. Meine Mutter und ich sind arm, und haben eine kleine, aber für uns große, unerschwingliche Schuld zu entrichten. Da Herrn Bercholds Mildthätigkeit im Munde und im Herzen aller Hülfsbedürftigen lebt, wollten wir ihn auf unser ehrliches Gesicht hin um eine bescheidene Anleihe bitten.

Bitten, wo ein so schöner Mund befehlen dürfte, und um eine Anleihe, wo ein Geschenk den Geber glücklicher machen würde, als die Empfängerin? Nimm hier diese zehn Kaisergulden! Sie gehören dein.

Gott vergelte Ihren Edelmuth!

Nein, mein süßes Mädchen! den wirst du schon vergelten können. Siehe! ich gab dir auf einmal, aber billig in meinen Forderungen, will ich nur nach und nach empfangen: heute ein Küßchen, morgen ein Mehres.

Mein Herr! entgegnete das Mädchen mit Zeichen äußersten Unwillens, halten Sie mich für eine Verrätherin meiner Ehre um ein paar Silberstücke? Nehmen Sie Ihr Geld zurück, für das Sie Alles kaufen können, nur nicht die Ehre eines schuldlosen Mädchens und ein reines Bewußtseyn in der eigenen Brust.

Wart', Schlange! knirschte der Buchhalter vor sich hin; das sollst du mir theuer bezahlen. Dann hub er mit einer Freundlichkeit an, die nicht mehr der aufrichtige Ausdruck roher Sinnlichkeit, sondern des verächtlichsten Hasses heuchlerischer Widerschein war: Hast du vermuthen können, ich würde eine Gabe an eine Unbekannte verschwenden, deren Werth vielleicht unter dem Almosen steht? Nun ich dich kennen gelernt, schulde ich deinem hohen Sittlichkeitsgefühle, deinem gekränkten Selbstgefühle Ersatz. Komm' morgen frühe auf mein Geschäftszimmer. Ich will eine größere Summe dir zurechtlegen, und damit du keine zweite Falle fürchtest, gelobe ich, dich nur vor Zeugen zu empfangen.

Ich glaube Ihrem Worte zum letzten Male, — Gott sieht dieses Herz — nur um meiner Mutter willen. Hintergehen Sie mich, so werde ich mir bei Herrn Berchold Genugthuung zu verschaffen wissen.

Die ich dir selbst in diesem Falle verschaffen würde. Doch beinahe vergaß ich die Hauptsache: Dein Name, liebes Kind? Ich bin Weiler, der erste Buchhalter dieses Hauses.

Ich heiße Klara Bitter.

Ei, ei, Herr Weiler! bemerkte des anderen Tages Wolmy zum Buchhalter, unter dessen Aufsicht er

arbeitete: ihr Angesicht strahlt ja vor Freude wie der heiterste Frühlingstag. Gerne wollte ich Ihnen zur baldigen Verlobungsfeier mit Fräulein Mathilde Glück wünschen, wenn Sie sich bereits nicht überglücklich fühlten.

Wissen Sie auch schon? erwiderte Weiler. Wir wollten vor der Hand noch geizig seyn mit unserer Freude, sie nur uns selbst, sonst Niemanden in der Welt gönnen.

Mathilde hat es mir gesagt.

Hat sie das? die lose Schwätzerin! Aber wozu die Thränen in Ihrem Auge? Wir bleiben die alten Freunde, und sollte ich gar einmal aus Ihrem Kollegen Ihr Prinzipal werden, Sie müßten sich dann bei Herrn Berchold behaglicher fühlen, als jetzt.

Wollte Gott! seufzte Wolmy. Wir könnten überhaupt Freunde seyn. — Aber, Hr. Buchhalter! — unterbrach er sich plötzlich — was machen Sie denn da? Sie legen ja eine Rolle Dukaten in das Fach gerollter Scheidemünze.

That ich das wirklich? stammelte Weiler verlegen und eine dunkle Röthe begoß über und über sein Antlitz. Da hätte Mathilde nicht aus der Schule plaudern müssen, ich selbst wäre vor kopfloser Freude Verräther meines Geheimnisses geworden.

Nun glitten die Federn rastlos über das Papier mit einem gleichförmigen Takte, um welchen sie mancher geübte Tonkünstler bei der Führung seines Bogens beneiden dürfte. Das in regelmäßiger Wiederkehr wetteifernde Tiktak der nahen Schwarzwälder Uhr wäre dem stillen Beobachter ein nicht unpassendes Vergleichungsbild gewesen mit den rasch bewegten Federn, mit der sie bewegenden Kraft, in welcher alle anderen Kräfte der von ihr Beseelten aufzugehen schienen. So empfanglos waren Weiler und Wolmy für die übrige Außenwelt, die das Bereich ihrer Handelsbücher überschritt, so erstorben war ihr Auge, ihr Ohr für jeden Gegenstand, jedes Geräusch außer diesem Bereiche. Nur ein leiser Luftzug hemmte endlich den Gang dieser Uhrwerke.

Ei! bist du da? begann der Buchhalter mit boshaft lächelndem Blicke nach der halboffenen Thüre: tritt näher, mein Kind!

Zaghaft trat Klara näher. Ein Blick auf Wolmy ermuthigte sie. Weiler hatte Wort gehalten. Dieser zog ein Schubfach aus seinem Pulte und begann mit geschäftiger Hand lauter funkelnde Sechskreuzerstücke, die erst aus der Münze gekommen zu seyn schienen, vor den freudestrahlenden Augen des Mädchens zu zählen und in zwei Rollen zu vertheilen: So, Klara, nimm dieß Wenige, bringe es deiner Mutter oder dem Gläubiger. Euch Beiden soll auf einmal geholfen werden.

Was war das? rief Wolmy aufspringend.

Was? fragte Weiler erbleichend.

Warum vertauschten Sie in der Schnelligkeit eine Rolle?

Junger Mann! hüten Sie sich vor einem Gegner, der keine Makel an seiner Ehre duldet — —

Außer jener, die er sich selbst aufklebt. Bei diesen Worten entriß Bernhard dem erschrockenen Mädchen beide Rollen. Die eine war mit Sechsern, die andere mit Goldstücken gleicher Größe gefüllt.

Großer Gott! begann Klara. Ihre Stimme bebte, ihr Auge zitterte, ihre Kniee wankten. Nicht genug, daß mir dieser Elende die Achtung vor mir selbst rauben wollte, auch die Achtung vor der Welt hätte er mir geraubt, wenn Sie nicht mein Erretter gewesen.

Die Achtung vor Ihnen selbst — wie verstehen Sie das?

Dieß Geld und noch mehr gehört deiner Mutter, liebe Klara! fiel der Buchhalter ängstlich bittend ein.

Glauben Sie, ich werde meinen Edelmuth um Geld verkaufen? Genug, ich weiß zu schweigen. Hr. Berchold wird mir eine kleinere, aber redlich gemeinte Gabe verabfolgen. — Ihr zornsprühendes Auge ward mildfreundlich, als sie sich zu Bernhard wandte: Sie haben, mein Herr, mich vom Verdachte eines Diebstahles gereinigt, den man zweifelsohne auf mich geworfen hätte. Sie haben einem armen Mädchen die Ehrlichkeit vor der Welt gelassen, die sie stets vor ihren Augen bewahrte. Meine Mutter und ich sind dürftige Leute, können nur für unsere Wohlthäter beten, aber wir wollen so innig, inniger für Ihr Glück beten, als wenn es uns selbst beträfe.

Sie haben eine Mutter, versetzte Wolmy gerührt: Nichts drückt Ihr schuldloses Herz, als der Mangel, den Ihre Mutter leidet. Sie glückliches Kind! Was frommt mir Ihr Gebet? Es gibt mir keine Mutter, kein schuldloses Herz. Er drückte schweigend dem Mädchen die Hand, und schweigend schied das Mädchen. In Beider Augen glänzten Thränen. Die Thränen hatten sich verstanden.

Da wir alte Freunde sind und bleiben wollen, Herr Kollega und Prinzipal! werden Sie mit der Versicherung meiner thätigsten Theilnahme Ihr übervolles Herz in meine Brust ausschütten; sprach Bernhard zu Herrn Weiler mit einem Blicke, noch vernichtender als seine Worte.

Um des Himmels Willen! nicht hier an diesem, für Jedermann offenen Orte, sondern im Garten, wo uns Niemand bemerkt.

Also im Garten; bedürfen doch unsere gepreßten Herzen freier Luft.

Die mittägige Ruhe hatte sich wieder über die allergetreueste Stadt, wie sich Triest seit 1818 nennt, ausgebreitet. Wie die thaulechzenden Blumen ihre Kelche, so senkte der schlummermüde Mensch sein Haupt zum Schlafe, zum Traume. Mochte tages-

über im Leben und Weben die Ungleichheit der Menschen im Stande sich bemerkbar machen, zu dieser Stunde waren alle gleich im Bedürfnisse nach Ruhe, in der Befriedigung dieses Bedürfnisses; ist doch der Schlaf ein Vorbote des Todes, der Tod eine Sense, die Alles gleich macht: den hochaufstrebenden Halm, die tiefgebückte Aehre. Wer waren die zwei Männer, die zur Stunde allgemeiner Ruhe sich keine Ruhe gönnten, ja mit Blicken tödtlichen Hasses sich verfolgten?

Wir sind am Ziele, bemerkte Wolmy beim Eintritte in eine entlegene Gartenlaube.

Ich war schon heute Morgens am Ziele, entgegnete Weiler in stolzer Haltung. Konnten Sie glauben, junger Mann! ich würde als Vorgesetzter einem Untergebenen, als Schuldiger einem gleich Schuldigen Rede stehen?

Mein Herr!

Wägen wir doch ab! Ich machte gestern einem ehrbaren Mädchen unehrbare Anträge. Ich suchte sie heute eines Verbrechens zu verdächtigen. Beides ist niederträchtig, aber nimmermehr raubt es einem edlen, festen Charakter das Bewußtseyn der Schuldlosigkeit; Beides ist abscheulich, aber offen, gewaltthätig. Sie mein Herr! stahlen sich unter heuchlerischer Brudermaske in das Herz eines unverdorbenen Mädchens; Sie brachten dieses Mädchen in Zwiespalt mit sich, mit seinem Vater, Sie flößten ihm Gefühle ein, deren Befriedigung das Band ihrer Familie zerreißen konnte, deren Nichtbefriedigung ihr eigenes Herz zerreißen mußte. Ich handelte im Rausche der Leidenschaft augenblicklich, Sie Jahre lang mit nüchterner Ueberlegung; ich habe zehn Jahre hindurch meinem Herrn keinen Heller veruntreut; Sie entfremdeten ihm mehr als sein ganzes Vermögen, Sie entfremdeten ihm oder seinen Planen das Herz des eigenen Kindes.

Bernhards Inneres schwankte zwischen dem Gefühle der Selbstvernichtung und der Entrüstung über Weilers Worte. Der Buchhalter, siegsgewiß, ließ ihn nicht zu sich selbst, nicht zur Rede kommen. Ich wußte wohl, Mathilde könne mich nie lieben, ich selbst liebte sie nie, aber ich glaubte, sie lerne mich achten, wie ich sie achten gelernt, und das einst gereifte Weib an der Seite des gereiften Mannes vergesse der Jugendthorheit mit einem jugendlichen Thoren oder Schwärmer.

Sie wußten also, und handelten —

Der Tochter gegenüber, wie sie im Verhältnisse zum Vater, aber, auf die Kenntniß fremder Herzen pochend, kannte ich das eigene nicht. Als ich gestern Klaren sah, überkam mich ein bisher fremdes Gefühl. Der Sinnenrausch verwandelte sich bei meiner Abweisung in Achtung, die meine Selbstliebe verletzte, zur Rache spornte. Die Rache fand unverdiente Verzeihung, verdiente Verachtung. Da ward sie Liebe, die mich mehr beschämt als mein Verbrechen. Ich verlasse jetzt dieß Haus, erwirke Klarens völlige Vergessenheit für das Geschehene, erwirke ihre Hand. Mein erspartes, nicht unbedeutendes Vermögen, und ein Kopf, der erwerben und zusammenhalten kann, sein geringer Ersatz für mein großes Unrecht.

Welches auch die Quelle sey, dieser Vorsatz versöhnt mich Ihnen. Das Anerbieten ist so edel, wie dessen Nichtannahme von Klara.

Glauben Sie? Sie nimmt es an. Diese Gewißheit baue ich nicht auf meine Eitelkeit, sondern auf ihre Vorzüge. Klara hat ja eine Mutter.

Eine Mutter! Sie kennen die Gefühle der innigsten Liebe an Anderen, wenn dieselben auch für Sie fremd sind. Dieß einzige Wort „Mutter“ birgt in sich die Rechtfertigung meiner ganzen Handlungsweise. Ich hatte eine Mutter zu ernähren. Mir von früherem Unglücke Gebeugten fehlte strebende Geistesfrische, mit ihr das Recht auf eine bessere, auf eine gleiche Stelle mit größeren Anforderungen an mich. Bercholds milde Freundlichkeit ergänzte gar manches Halbgeschehene. Darum blieb ich, suchte der Tochter die Dankbarkeit gegen den Vater abzutragen. Seit gestern hab' ich keine Mutter mehr. Darum werd' ich gehen.

Das heiße ich brav. Wir werden doch wieder Freunde.

Wenn diese Dankbarkeit Liebe ward, oder gar, mir bewußtlos, von Anfang Liebe war, Gott kennt die Redlichkeit meiner Absichten.

Und Gott wird sie lohnen. Leben Sie wohl, mein Freund!

Dem Himmel Dank! murmelte der Buchhalter vor sich hin, als er allein war: meine Ehre gerettet. Ich werde unglücklich werden, aber ich selbst zertrümmerte mein Glück.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Vor zwei Jahren wurden zu Mühlbach in Siebenbürgen 6000 Dukaten der Post gestohlen. Die Diebe, vor längerer Zeit schon eingebracht, gestanden nicht, wo sie das Gold hingethan. Ein anonymer Brief setzte die kais. Behörde in Hermannstadt vor Kurzem in Kenntniß, daß der gestohlene Schatz in Mühlbach außer der Stadtmauer bei der Eingangsthür eines Gartens verborgen liege. Die angestellte amtliche Untersuchung hatte die Folge, daß das Gold wirklich vorgefunden wurde. Wer den anonymen Brief geschrieben, ist bis jetzt noch nicht bekannt geworden.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 311 Montag, 31. Dezember 1855.

Der letzte Heller.

(Schluß.)

Wolmy verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen. Es war ihm dunkel vor den Augen, dunkel im Herzen. Langsam rannen seine Thränen zum Boden, zertheilten den Flor am Auge, im Herzen.

Bernhard! tönte eine sanfte Stimme an sein Ohr.

Der Genannte blickte auf. Vor ihm stand Mathilde, ihr Handkörbchen mit Rosen gefüllt. Sie hier, mein Fräulein! rief er erschrocken: So hörten Sie Alles?

Ich hörte Alles. Sie befreien den Vater von einem gefährlichen Diener, die Tochter von einem treulosen Freier. Sie erwerben sich Anspruch auf Beider Dankbarkeit. Da gebietet Ihnen Edelmuth, unseren Dank zu verachten, wie Sie unser Vertrauen verachtet. Gehen Sie! ich halte Sie nicht. Sind die Männer großmüthig im Handeln, wir Mädchen sind nicht minder großmüthig im Leiden, selbst wenn unser Herz darüber bräche.

Mathilde sank auf den Sitz zurück, auf welchen sie sich niedergelassen, zwischen ihrem und Bernhards Auge mit ihrer Schürze eine Scheidewand bildend, welche ihre Thränen auffangen und vor Wolmy verbergen sollte.

Zwei Tage, zwei Nächte vergingen, in denen Mathilde zwischen Tod und Leben, Berchold zwischen Furcht und Hoffnung, Bernhard zwischen Stolz und Liebe schwankte. Wolmy widmete seine Zeit theils dem Geschäfte, theils Mathildens Krankenlager, also ganz Bercholds Diensten, und dennoch wurden nur wenige Worte gewechselt. Berchold wollte, Mathilde durfte, konnte nicht reden. Nur die Augen führten miteinander eine Sprache, stumm, aber sinnig und innig, wie die Sprache der Blumen. Am dritten Tage, während Mathildens sanftem Schlummer, winkte ihr Vater Bernhard ins Nebenzimmer: Herr Wolmy! begann er mit einer Aufregung, die das Gepräge des härtesten Seelenkampfes trug: Mathilde geht der Genesung entgegen. Damit diese dauernd sey, muß sie auch der endlichen Lösung ihrer Lebensfrage entgegen gehen. Ich rede zu Ihnen nicht in der Tochter, sondern in des Vaters Namen, der keine heiligere Pflicht, kein süßeres Recht weiß, als nach Kräften das Glück seines Kindes zu gründen. Sie kennen Mathildens mehr als schwesterliche Zuneigung zu dem Freunde ihrer Jugend, die eine lange, stille Gewohnheit des Zusammenlebens, Zusammenempfindens in ihrem kindlichen, eindrucksfähigen Alter geweckt, genährt hat. Die weibliche Natur ist stark in gewissem, verhängtem, schwach bei ungewissem, gefürchtetem Leiden, weil sie in Beiden unvermögend zu handelndem Widerstande, bald das unentweichliche, bald das vielleicht entweichliche Geschick erkennt, im ersteren sich gestählt fühlt durch ihren leidenden Charakter, bei letzterem die Vermögenheit des Handelns im Allgemeinen so scharf ersieht als die Unvermögenheit des Selbsthandelns und durch diese Einsicht ihr Selbstvertrauen verliert. Beim Manne ist es, soll es anders seyn. Er ist der eigene Schöpfer seines Glückes. Er muß handeln und entsagen, siegen und weichen.

Ich verstehe den Zusammenhang Ihrer Worte, ihre Bedeutung für mich. Ich muß bleiben oder gehen, und — ich werde gehen.

Scheiden Sie aus unserer Mitte, so habe ich für Sie wie für einen Sohn gesorgt. Sie werden in London bei einem meiner Handelsfreunde einen Platz finden, der mit größerer Einnahme geringere, angenehmere Beschäftigung verknüpft. Zu Ihren Reisekosten leiste ich Ihnen einen Vorschuß mit beliebiger Rückerstattung.

Gott sieht den Dank meines Herzens, welchem ich keinen Ausdruck leihen kann.

Und verdient dieß nur Dank, nicht auch Vertrauen? Wolmy! Bernhard! was fehlt Ihnen in meinem Hause, daß Sie sich stets fremd bei mir fühlen?

Wollte Gott, es ginge mir Etwas ab, daß ich mich minder fremd fühlen dürfte!

Herr Berchold! Vater! sagen Sie mir, bevor ich Ihnen vertraue, halten Sie mich auch Ihres Vertrauens werth?

Mein Betragen gegen Sie zeigt Ihnen, daß ich nie im Herzen den leisesten Makel auf Ihre Ehre geworfen.

Und Sie haben hierin völlig Recht. Ich hatte eine Mutter. Das war mein ganzes Geheimniß.

Dieser Mutter opferten Sie alle Früchte Ihres Fleißes, ja selbst den ganzen Schein vor der Welt, das Zutrauen Ihrer Freunde? Ich begreife Sie nicht ganz, aber es war brav gehandelt.

Sie wollen mich nicht ganz begreifen nun so hören Sie meine Geschichte.

Mein Vater war Kaufmann mit einem nicht umfassenden, doch einträglichen Geschäfte. Unser Vermögen zerfiel. Wie dieß gekommen, darf der Sohn nicht wissen wollen. Als mein Vater dem Tode nahe, drückte sein Gewissen eine Geldschuld, deren Rechtsgrund, deren Gläubiger meine Mutter nie erfahren, oder mir wenigstens nie entdeckt. Da der zur Forderung Berechtigte selbst in äußerster Armuth lebte, versuchte der geistliche Beistand meines Vaters einen Vergleich: dreihundert Thaler sollten entrichtet, einhundert erlassen werden. Allein der Gegentheil bestand auf seinem ganzen Rechte. — Mein Vater starb, mit ihm die Hoffnung auf künftiges, der letzte Rest von gegenwärtigem Vermögen.

Berchold hatte mit ungetheilter Aufmerksamkeit den Verlauf der Geschichte verfolgt, bald jedoch theilte sich seine Aufmerksamkeit für fremde Schicksale mit einer bitteren Rückwirkung auf sein eigenes Ich. Wo war Ihr Vater Kaufmann? fragte er mit ängstlicher Spannung.

In B.

Wie lange ist er todt?

Schon über fünfzehn Jahre.

Der Geistliche, war er Weltgeistlicher?

Er gehörte zum ehrwürdigen Orden der unbeschuhten Karmeliter.

O Gott! rief Berchold freudig, ich danke dir. Dann wandte er sich in schmerzlicher Bewegung zu Wolmy: Der harte Gläubiger war ich.

Sie! schrie Bernhard. Sein Auge flammte wild auf.

Mein damaliges Betragen, wenn auch eine Einflüsterung der größten Noth und Verzweiflung — meine Gattin rang mit dem Tode, mein Kind mit dem Hunger — konnte ich mir nie verzeihen. Ich that einen heiligen Schwur, jeden Armen für den Ungesühnten zu halten, an welchem ich dieß Unrecht zu sühnen hätte, bis ich die Waise selbst finden würde, der ich gern meine Verschuldung dreifach, vierfach rückerstatten möchte. Gott, mein Gewissen sagt mir in diesem Augenblicke: Du hast treu deinen Eid gehalten, denn ich habe die vaterlose Waise, habe meinen Gläubiger gefunden.

Sie! wiederholte Bernhard in ruhigem, gedehntem Tone, und wollte aus dem Zimmer gehen.

Bleiben Sie! Bleiben Sie! versetzte Berchold in höchster Aufregung. Diese vierhundert Thaler bilden die Grundlage meines jetzigen Reichthums: theils in genauestem Wortverstande, theils, weil sie mir Hoffnung, Kraft gegeben zum Mehrerwerbe. Für Sie ist dieser Entgang der Grund gänzlicher Verarmung. Strenge Gerechtigkeit ist es, wenn wir die Früchte, welche ich aus diesem Gelde gezogen, in zwei gleiche Hälften theilen, weil Ihr Verlust zu meinem Gewinne in gleichem Verhältnisse steht.

Hätte ich nur einen Theil des Vermögens früher besessen, wie Sie jetzt mir ein Recht auf das Ganze zuerkennen — entgegnete Wolmy mit trübem Blicke — meine Mutter lebte vielleicht noch.

Das waren einst meine Worte, die jetzt schwer auf mich selbst zurückfallen.

Bernhard! erscholl Mathildens Angstruf aus dem halboffenen Krankenzimmer.

Wolmy und der Vater eilten in dasselbe. Der sanfte Schlummer der Kranken hatte sich in einen unruhigen, traumgequälten Schlaf verwandelt, der in heftigen Zuckungen und Bewegungen sich kundgab. Bernhard! stöhnte es noch einmal von ihren Lippen. Da beugte sich der Genannte über sie — sie erwachte.

Seyd Ihr Beide da? fragte sie erschöpft, und habt mich keinen Augenblick verlassen?

Wir weilten stets in deiner Nähe, liebes Kind!

Ich dünkte mich doch von Euch entfernt. Seltsam! zwischen dir, Vater, und mir stand Jemand, sonderlich anzuschauen. Dir warf er schmerzliche, wüthende Blicke zu, wie ich sie noch nie gesehen. Mir strahlte sein Auge mild, freundlich, und siehe! es war Bernhards Auge.

Bercholds, Wolmys Blicke ruhten gemeinsam auf Mathilden, aber dennoch begegneten sie sich nicht.

Bernhard! begann sie wiederum, sich heftig emporrichtend, ich habe die Rosen genommen, die Ihrer Mutter Grab gehörten. Ihre Mutter will sich rächen, will mir die Rosen von den Wangen stehlen, — Nicht wahr, ich bin recht bleich geworden? — Im Garten muß noch das Körbchen voll Rosen stehen. Eilen Sie, der Mutter Grab damit zu schmücken.

Göttliches Mädchen! rief Bernhard außer sich und stürzte auf die Knie, nicht meine Mutter, ich habe dir die Rosen von den Wangen gestohlen. Kannst du mir verzeihen?

Er hat mich Du genannt, sprach Mathilde mit himmlischem Lächeln. Stehe auf, Bernhard! ich habe dir Nichts zu verzeihen.

Ihre Hände, ihre Wangen, ihre Lippen näherten sich. Da vereinigte Berchold Beider Hände zu

unstem Drucke, da vereinigten sich Beider Lippen zu sanfterem Kusse.

Vater! hub Wolmy an, können Sie mir vergeben? Ich habe Ihnen ein köstlicheres Kleinod entwendet, als ich zurückerstatten könnte.

Wir wollen uns gegenseitig vergeben, aber nicht vergessen, mein lieber Sohn!

Einige Tage nach diesem Auftritte klopfte es bescheiden an der Zimmerthüre von Weilers Nachfolger.

Ich komme, Herr Buchhalter! begann schüchtern ein eintretendes Mädchen in einfacher Kleidung, Herrn Bercholds Vorschuß an meine Mutter zugleich mit unserem Danke abzuzahlen.

Ei, Sie da, Klara!

Und Sie, Herr Wolmy!

Sie werden Herrn Bercholds Güte verletzen, wenn sie sobald keinen Gebrauch mehr davon machen wollen.

Meine neuen Verhältnisse verbieten dieselbe zu mißbrauchen. In einigen Tagen bin ich Weilers Gattin, folge ihm mit meiner Mutter weit weg von hier, an den Ort seiner Bestimmung.

Und fühlen Sie sich glücklich in Ihrer neuen Lage?

Meine Mutter wird nicht mehr darben. Ein größeres Glück kennt keine Tochter. Klara senkte erröthend das Auge vor Bernhards prüfendem Blicke; Sie, Herr Wolmy! werden überglücklich werden an der Hand der braven Gattin, und für die Dauer dieses Glückes bete ich täglich zu Gott. Wie könnte sonst die arme Klara danken?

Sprechen wir nicht mehr davon! Wollen Sie mich vielmehr zum Danke verpflichten, so werden Sie meiner aufrichtigen Dienstwilligkeit bald Gelegenheit verschaffen.

Sie sind sehr gütig, aber ich halte Sie beim Worte, wenn Sie mir nicht zürnen. Lassen Sie mich Ihre Braut nur sehen. Klara stockte, ihr Auge war niedergeschlagen: ein Spiegel des niedergeschlagenen Herzens; ihre Wange glühte, wie in Purpur getaucht.

Gewiß schätzte Mathilde nicht nur Ihre Bekanntschaft, sondern auch Ihre Freundschaft, entrisse sie nicht das tückische Schicksal so bald unserer Mitte — Kommen Sie Klara!

Ein kühles schattiges Zimmer nahm Beide auf. Nebst den Doppelvorhängen, welche der Hitze und dem Lichte wehrten, verhüllte dem Blicke der Sonne, wie der Eintretenden, ein dritter Vorhang das Ruhebett der Kranken.

Sie schläft, sagte Berchold leise. Wolmy zog den Vorhang zurück.

Wie schön sie ist! rief bewundernd Klara. Eine Thräne benetzte die Wange, den Boden.

Wie gut! fügte Bernhard hinzu.

Günstiges Glück! das mich aus seiner Nähe bringt! seufzte Klara nach ihrer Entfernung.

Chicago in Illinois, der größte Getreidemarkt in der Welt.

(Fortsetzung und Schluß.)

In den Händen vieler Leser befindet sich ohne Zweifel eine Karte der amerikanischen Eisenbahnen; und es ist nicht ohne Interesse, auf derselben zu verfolgen, wohin diese Bahnen laufen. Wir geben die Länge in englischen Miles, die bekanntlich auch amerikanisches Weg- und Längenmaß bilden.

Chicago und Galena . . .	121	Meilen.
„ „ Rock Island . .	181	„
„ „ Mississippi (Alton)	281	„
„ „ Aurora . . .	84	„
Galena Air Line	96	„
Central Military Trakt . . .	84	„
Chicago und St. Charles Air Line	85	„
Peoria und Oquawka . . .	47	„
„ „ Burrau Valley . .	40	„
Illinois Central Main Line . .	438	„
„ „ Chicago Branch	164	„
Chicago und Milwaukie . . .	40	„
Illinois und Wisconsin . . .	41	„
Michigan Central	282	„
„ Southern	247	„
Beloit Branch	20	„
New Albany und Salem . . .	284	„
Zusammen	2455	Meilen,

oder etwa 500 deutsche Meilen; aber in der Mitte des nun ablaufenden Jahres kamen durch Anschluß- und Verbindungsbahnen weitere 4000 Miles hinzu, und Anfangs 1856 wird Chicago 8000 Miles oder nahe an 2000 deutsche Meilen direkten Verkehr auf Eisenbahnen unterhalten können. Dazu kommt, daß es vermittels des Illinois- und Michigan-Kanals einen Wasserweg zum Stromgebiete des Mississippi hat.

Die Einfuhren betrugen 1854 schon 30 Millionen, die Ausfuhren 24,709,191 Dollars. Im Jahre 1836 stellten sich die ersteren auf 235,000, die letzteren auf 1000 Dollars 64 Cents. Die zum Hafen gehörende Rhederei betrug 1854 schon 48,158 Tonnen.

Während 1852 erst 2,999,011 Bushels Mais zugeführt wurden, hatte sich 1854 diese Ziffer auf 7,490,753 Bushels gesteigert; 1847 betrug sie noch nicht 68,000! Ueberhaupt wurden 1854 in Chicago zugeführt:

Mais	7,490,752	Bushels,
Waizen	3,028,755	„
Hafer	4,194,885	„
Roggen	85,691	„
Gerste	201,764	„
	15,011,540	Bushels.

Rechnet man noch das Mehl hinzu, welches 792,875 Bushels Waizen repräsentirte, so haben wir eine Totalsumme von 15 804.428 Bushels Getreide. Davon wurden 12,902,320 Bushels verschifft.

In Hunt's Merchants Magazine finden wir eine Zusammenstellung der Ausfuhr aus verschiedenen anderen Häfen, die zwar im Einzelnen Irrthümer enthält, aber vollkommen zu dem Zwecke ausreicht, um annähernd zu zeigen, daß Chicago allen anderen Exportplätzen, welche Getreide massenhaft in den Handel bringen, vorausgeht. Wir geben runde Summen. Es versandten an Getreide und Mehl im Normaljahre:

Odessa 7,000,000 Bushels, Danzig 4,400,000, Archangel 9,520,000 (?), St. Louis 5,100,000, Galacz und Braila 8,300,000, St. Petersburg 7,200,000, Riga 4,000,000, Milwaukie 3,800,000 New-York 10,000,000.

Ferner brachte Chicago 1854 in Handel: 2,143,569 Pfund Butter, 73,980 Schweine, 2,887,120 Pfund Schweinsfett, 13,188,815 Pfund Schweinefleisch; etwa 1½ Million Pfund Rindstalg, 2,026,000 Pfd. Häute, 252 Mill. Fuß Timber (Bauholz), 113 Mill. Fuß Schindeln, 37 Mill. Fuß Latten, 6½ Mill. Fuß andere Hölzer, 1,030,000 Pf. Wolle, 3,252,000 Pfund Blei und 3¼ Mill. Pfund Fische.

Man sieht, wie kolossal der Verkehr dieses binnenländischen Seehafens ist. Der ungeheure Aufschwung, welchen die Verkehrsmittel unserer Zeit dem Handel geben, zeigt sich gerade im westlichen Nordamerika am auffallendsten. Chicago hat dort nur Eine Stadt, die sich mit ihr an raschem Gedeihen messen kann und an der sich gleichfalls der wunderbare Einfluß nachweisen läßt, welchen die Eisenbahnen ausüben, besonders wenn sie an einem Strom oder See münden, welchen Dampfer beleben. Ich meine Cincinnati. Die Reise von dort nach New-Orleans ist nun um neun Zehntel gegen früher abgekürzt worden eben durch die Dampfschifffahrt. Dazu kamen die verschiedenen Ohio-Kanäle und die Dampfschifffahrt auf den Seen, und vermittels derselben konnten New-York, Philadelphia und Baltimore einen großen Theil des Waarenzuges, der früher den Mississippi abwärts gegangen war, nach den atlantischen Gestaden ablenken. Die Macht der Dampfer ist nun im Binnenlande durch die Eisenbahnen theilweise neutralisirt. Die letzteren vermindern Zeit und Entfernung dermaßen, daß sie für große Distanzen sich oftmals als die billigsten Kommunikationswege herausstellen. Denn auf langen Linien ist der Zeitgewinn von mehreren Tagen oder gar Wochen oft ein äußerst beträchtlicher Gewinn in Bezug auf die Benutzung des Marktes, besonders wenn es sich darum handelt, Konjekturen für den Exporthandel zu benutzen. Chicago aber hat zu dem ausgedehnten Eisenbahn-Netze noch die großen nördlichen Seen vor sich und hat Wasserverbindungen durch Kanäle sowohl nach Canada wie New-York. Es liegt mitten im Binnenlande und hat doch vorwiegend atlantische Interessen.

Zuruf.

Noch birgt im dunkeln Schooße
Das Jahr so Glück, wie Leid:
Die wechselvollen Loose
Von Freud' und Traurigkeit;

Doch was es auch uns bringe,
Mag's schlimm seyn oder gut,
Gott ordnet alle Dinge,
Drum habt nur frischen Muth.

Sollt' es uns Trübsal senden,
So laßt uns ihm vertrau'n,
Er kann sie wieder wenden,
Drum laßt auf ihn uns bau'n.

Er hilft die Bürde tragen,
Wenn er sie uns beschied,
Wer wollte gleich verzagen,
Wenn eine Hoffnung flieht?

Ringsum laßt Liebe walten,
Gleich hellem Sternenlicht,
Laßt nie das Herz erkalten
In Treue und in Pflicht.

Und wer da weinet leise,
Wer krank ist und in Noth:
Erquick' ihn, Herr, mit Speise,
Mit deines Trostes Brod.

Erhalte uns den Frieden
Und gib der Saat Gedeih'n,
Doch, Herr, wie Du's beschieden,
Soll's uns willkommen seyn.

So laßt uns froh denn schließen
Das Jahr, das jetzt entrinnt,
Und ernst, doch furchtlos grüßen
Das neugeborne Kind!

M. G. z. Bentheim.

Auflösung des Charaden-Kranzes in Nr. 305:

Rechtspraktikant.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.